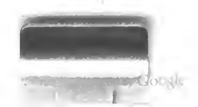



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.



Literatur-Blatt

auf das Jahr 1838.

Redigirt

von

Dr. Wolfgang Menzel.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Alphabetisches Verzeichniß.

№ 1.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 1. Januar 1838.

Rückblick

auf die Umgestaltungen in der neuern und neuesten Literatur Deutschlands.

Daß unsere Literatur seit zwanzig, ja seit zehn, seit fünf Jahren bedeutenden Veränderungen unterworfen worden ist, lehrt schon ein oberflächlicher Augenschein. Nicht nur ihr Sachinhalt, auch ihre Außenseite hat sich anders gestaltet.

Als ein sehr gutes Zeichen erscheint es, daß sie sich in jüngster Zeit einer großen Reinlichkeit und Eleganz in Druck und Papier befleißigt. Zwar ist unsere Typographie noch nicht auf der Höhe der englischen angelangt; allein man hat sich doch auffallend aus der alten Nachlässigkeit und Unsauberkeit herausgewunden. Nur in Bezug auf die Druckfehler herrscht noch die alte Saumseligkeit, und wir finden dieselben in großer Menge selbst in sehr schönen Ausgaben. Im Uebrigen aber hat sich das Papier in Masse gebleicht und geglättet, haben die Lettern sich verschärft, ist das Haus der Literatur gleichsam ganz neu und blendend weiß angestrichen worden, und schlechtgedruckte Bücher werden bald so selten seyn, wie früher gutgedruckte. Das ist denn als ein äußeres Zeichen von Wohlstand, von Selbstgefühl zu betrachten.

Ob wir den außerordentlichen Umfang, den die literarische Produktion erreicht hat, die jährliche Ueberschwemmung mit neuen Werken, die überall neu auftauchenden Verlagshandlungen und ihre zuweilen bis zu schwindelnder Höhe getriebene Concurrenz ebenfalls als einen Fortschritt ansehen sollen, stehen wir noch in Zweifel. Wir können uns noch immer nicht von der alten einfältigen Vorstellung losreißen, daß wenige, aber gute Bücher besser wären, als viele mittelmäßige, wo nicht schlechte. Allein es läßt sich auch nicht verkennen, daß die Concurrenz vieler Stimmen, daß unzählige Versuche nothwendig sind, um die Begriffe zu läutern und zu schärfen. Die unnützen Stimmen, die sich hören lassen, muß man in den Kauf nehmen. Selbst eine vorübergehende Anarchie ist am Ende fruchtbarer, als es eine monopolisirte Oligarchie seyn würde, wenn sie überhaupt möglich wäre. Nur ein Umstand ist unerfreulich. Die Literatur ist nicht mehr, wie sonst, bloß Organ der Meinungen, Ideen und Erfahrungen, und insofern ausschließlich Sache der Schriftsteller; sie ist in jüngerer Zeit auch in einem nicht kleinen Umfange vorzugsweise Sache kaufmännischer Speculation geworden. Zwar galten die Bücher auch früher schon als Waare und müssen es; allein man producirte sie doch um eines andern Zweckes willen, der Handel damit war nur ein nothwendiges Mittel ihrer Verbreitung, nicht der Zweck der Produktion selbst, wie dies gegenwärtig so häufig der Fall ist. Durch das Ueberhandnehmen der Bücherfabrikation hat sich nun manches Verhältniß in der Literatur geradezu umgekehrt. Sonst machte wohl ein guter Autor einen reichen Buchhändler; jezt macht ein reicher Buchhändler zwar keine guten Autoren, aber doch solche, die er dafür ausgibt, und durch die ihm zu Gebote stehenden Mittel öffentlicher Empfehlungen zu literarischen Illustrationen stempelt. Nun werden zwar diese schnell improvisirten Heroen der Literatur zum Theil durch dieselben Mittel wieder von ihrer Ruhmeshöhe herabgestürzt oder drängen einander schon von selbst durch ihre große Menge und Concurrenz in den Hintergrund; indeß wird die öffentliche Meinung doch durch solche Machinationen vielfach geirrt, und der literarische Ruhm überall in Mißkredit gebracht. Das Publikum weiß am Ende nicht wie es mit den so gar vielen Leuten daran ist, die ihm als große Männer aufgedrungen, oder, wenn sie es eine Zeitlang waren, wieder zu kleinen gestempelt werden. Wir enthalten uns Beispiele anzuführen, wie häufig das Interesse der Verleger sich in die öffentliche Kritik einmischt, wie sehr diese in jüngster Zeit ins Gebiet der Buchhändleranzeigen heruntergegangen ist, wie oft bloß der Wunsch des Verlegers das Lob beflügelt und den Tadel spornt. „Ich achte Sie, ich habe durchaus nichts gegen Sie, aber da Sie eines meiner Verlagswerke so scharf mitgenommen haben, erfordert es mein

Interesse, sie als einen Mann darstellen zu lassen, auf dessen Urtheil man nichts geben dürfe.“ Solche gute Meinungen gibt es sehr häufig, wenn sie sich auch nicht immer so naiv äußern. Der Handel hat unstreitig sein Interesse, und wenn jener Holländer dem Teufel selbst Holz in die Hölle liefern wollte, so muß man die Consequenz gelten lassen.

Die Irrungen der öffentlichen Meinung über den Werth oder Unwerth der Autoren klären sich übrigens mit der Zeit immer auf, und zulezt wird Jedem sein Recht. Bedenklicher erscheint uns die unermeßliche Saat von Mittelmäßigkeit, die in die Literatur gestreut wird, sofern eine immer zunehmende Anzahl junger Leute, die wohl sonst einen angemessenen Lebensberuf ergriffen hätten, von alles unternehmenden Verlegern zum Büchermachen verlockt, abgerichtet und eine Zeitlang auch wohl in der Höhe erhalten werden, die dann, wenn sie als ausgequetschte Citronen wieder weggeworfen werden, gleichwohl in der Literatur sitzen bleiben und mechanisch fortschreiben, so daß dieselben Verleger, von denen sie introducirt wurden, Mühe haben, sich ihrer fernern Zudringlichkeit zu erwehren. Die vacirenden Schriftsteller sind schon jezt eine empfindliche Last für den Verlagshandel und werden es immer mehr werden. Sie sind es aber noch mehr für die Gesellschaft. Es sind unbeschäftigte oder schlecht bezahlte Fabrikarbeiter, eine gefährliche Klasse. Schreiben sie, so liefern sie schlechtes Fabrikat; schreiben sie nicht, so sind sie zu schlimmern Dingen fähig. Man hätte sich nicht so beeilen sollen, sie zum Schreiben aufzufordern, sie von einem bescheidnen Lebensberuf, dem sie genügt hätten, auf die schlüpfrige Bahn des literarischen Ruhmes zu locken. Wir haben schon früher prophezeit, daß diese forcirten Autoren, um Aufsehen zu erregen, und um jeden Preis ein Publikum zu gewinnen, zu den verzweifeltsten Mitteln greifen, daß sie auf Verführung der Sinne und der Neugier durch Wiederaufwärmung alles längst schon von der Staatsweisheit und von der allgemeinen Humanität Verdammten speculiren würden, und es ist eingetroffen. Da dieselben Ursachen aber nothwendig dieselben Wirkungen haben müssen, so läßt sich von der Fortdauer und von dem immerwährenden Anwachs der überzähligen unberufenen Autoren auch für die Zukunft nichts Gutes prophezeien.

Das mächtige Eingreifen der Handelsspeculationen in die Literatur hat nach einer Richtung hin sehr wohlthätig gewirkt. Ref. erinnert sich noch recht wohl, wie übel man es namentlich von Seiten der Hegel'schen Schule aufnahm, als er es schon vor zehn Jahren als die dringendste Aufgabe der Literatur bezeichnete und empfahl, die beiden getrennten Hälften des Publikums einander zu nähern, die Gelehrsamkeit populärer zu behandeln und dadurch auch die bisher so trivial-populäre Literatur zu veredeln, auf einen höhern Standpunkt zu erheben. Wie viel hat er nicht von den sogenannten Wissenschaftlichen leiden müssen, die im Gegentheil, anstatt die Resultate der wissenschaftlichen Untersuchungen zum Gemeingut des Volks zu machen, sich vielmehr in eine immer engere Aristokratie verschlossen. Nun hat der gewaltige Strom der Zeit doch herbeigeführt, was seyn mußte. In unübersehlicher Menge dichtgedrängt folgen sich **populäre Handbücher** aus allen Zweigen des Wissens, die das, was bisher nur Fachgelehrten zugänglich war, wenigstens im Resultat allen zugänglich machen. Hier haben zuerst die Verleger eingegriffen, und ihnen, nicht den Autoren, gebührt das erste Verdienst. Verleger begriffen das Bedürfniß der Zeit und veranlaßten jene Handbücher, die freilich anfangs größtentheils dem Zweck noch nicht entsprachen, und von bloßen literarischen Handlangern herrührten. Allein die Concurrenz rief immer bessere Arbeiten dieser Art hervor, und am Ende ließen sich selbst die namhaftesten und vornehmsten Fachgelehrten herab, von oben her diesen nützlichen Bestrebungen entgegenzukommen. Man denke nur an Littrow, Rotteck, Berghaus ꝛc. Daß auf diesem soliden Wege fortgeschritten werden muß, ist unvermeidlich geworden, und es wird keine Disciplin übrig bleiben, die sich irgend eine praktische Seite fürs Leben abgewinnen läßt, die nicht in immer klarern populären Werken behandelt werden wird.

Damit hängt auch die Wiederkehr der **Bilder** genau zusammen. Bekanntlich ging die Erfindung des Bücherdrucks die des Bilderdrucks sogar vorher. Beide müssen in Einklang gehen. Unzählige Dinge wollen bildlich angeschaut, bildlich gelehrt seyn. Dafür reichte der Kupferstich nicht aus, denn er war zu theuer. Erst durch Stein- und Stahldruck, durch die bequeme Ausführbarkeit des erstern und durch die Möglichkeit einer außerordentlichen Menge Abdrücke beim zweiten, konnte den bildlichen Darstellungen als Unterstützungsmittel der Literatur ihre volle Bedeutung werden. Die Erfindungen sind noch neu, das Verhältniß ist noch nicht geregelt. Namentlich mangelt es noch auffallend an genugsam zahlreichen und tüchtigen Stahlstechern in Deutschland. Die vorhandenen können den Bestellungen nicht genügen. Man bestellt daher aus England, was wir einst hoffentlich eben so gut und vortheilhafter bei uns selbst arbeiten lassen werden. Die Zeichnung kann begreiflicherweise diesem so schnell entstandenen Bedürfniß noch nicht nachkommen, wird es aber unfehlbar mit der Zeit. Lithographie, Holzschnitt, Stahlstich verwechselten bisher zu häufig die jedem ausschließlich unterzulegende Zeichnung. Der Stahlstich wollte malen, die Lithographie und der Holzschnitt wollten stahlstechen. Jedes aber hat seine

natürlichen Grenzen, die man finden wird, und es wird sich nach und nach eine Praxis bilden, die jezt noch vermißt wird.

Der *Wiederabdruck alter Bücher* gehört ebenfalls zu den charakteristischen Erscheinungen unsrer neuern Literatur. Er erklärt sich nicht lediglich aus dem Bedürfniß, denn sonst wäre er schon früher häufiger gewesen. Er ist vielmehr eine Folge der Handelsspeculationen. Viele Verleger, die nicht gleich ein gutes neues Buch erhalten können, drucken ein gutes altes ab, manchmal auch ein schlechtes. Leider hat die Wiederkehr zu längst verworfenen schlechten Tendenzen auch den Wiederabdruck vieler ältern unmoralischen Bücher veranlaßt. So verdanken wir dem jungen Deutschland den Wiederabdruck der Luzinde, des Faublas, des Sopha von Crebillon ꝛc. und höchst wahrscheinlich wird bald alles, was der so glücklich von Vergessenheit zugedeckte Kloak der Literatur à la Haye verbirgt, wieder entdeckt und übersezt werden. Die große Menge von Uebersetzungen neuerer französischer Werke verwandter Art, frivoler Memoiren aus den lüderlichsten Zeiten des alten Hofes und der unsittlichen Romane von Sand, Kock, Balzac ꝛc. hängen damit zusammen, und schon die Ueberhandnahme von *pseudonymen und anonymen Verlagshandlungen* ist ein Zeichen, wie viel gedruckt wird, wozu man einen ehrlichen Namen nicht hergeben will.

Eine eigenthümliche Erscheinung der neuern Zeit sind auch die *wohlfeilen Ausgaben* und das Ausgeben größerer Werke in periodischen *Lieferungen*. Beides sind Folgen des großen Aufschwungs in der literarischen Industrie. Durch die Wohlfeilheit zieht man die Käufer an. Durch die Lieferungen vervielfältigt man die Ankündigungen und bringt denselben Titel immer wiederholt dem Publikum vor Augen, und die periodische Bezahlung erleichtert das Anschaffen. Beide Maßregeln der Verkäufer sind auch den Käufern günstig, und namentlich ist durch die Wohlfeilheit vieles Klassische in einem weit größern Leserkreise verbreitet worden, als bisher.

Da der Bücherhandel so großartig gedieh, war es natürlich, daß er auch mit mehr Kraft als bisher gegen den *Nachdruck* Hülfe suchte; ungefähr auf dieselbe Weise, wie nach den großen Kriegen der wiederkehrende Handelsflor die europäischen Seemächte alsbald nöthigte, gegen die Barbaresken einzuschreiten. Handelsflor und Seeräubereien vertragen sich einmal nicht. Von dem neuesten Bundesgesetz hätten wir gewünscht, daß es sich bestimmter und schärfer ausspräche; indeß erkennen wir seine Tendenz dankbar an, und hoffen von der Ausführung in den einzelnen Bundesstaaten, namentlich in dem am meisten betheiligten Würtemberg, das Beste. Wir sind überzeugt, der Nachdruck *kann* sich nicht mehr halten. —

Wenden wir nun den Blick von den Aeußerlichkeiten der Literatur zu ihrem Inhalt, so unterscheiden wir zunächst das große Gebiet der *Empirie*, der *naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Erfahrungen*, von dem der *Speculation und Phantasie*, worin die Theorien, Meinungen und Dichtungen sich bewegen. Das erstere herrscht, wie allgemein anerkannt ist, gegenwärtig vor. Im vorigen, sogenannten philosophischen Jahrhundert hatten die ideellen Tendenzen ein Uebergewicht, gegenwärtig haben es die materiellen. Die speculative und poetische Schöpferkraft hat sich einigermaßen erschöpft, muß ausruhen. Dagegen hat eine junge unermeßliche Thätigkeit in allem erfahrungsmäßigen Forschen begonnen. Wenn man die Klage hört, daß darunter Speculation und Poesie am Ende leiden könnten, so ist dies sicher eine übertriebene Furcht. Die Literatur oscillirt nur in den beiden Richtungen nach ihrem idealen und realen Pole. Ein beständiges Uebergewicht der einen Richtung über die andere ist undenkbar.

Merkwürdig ist eine, wenn wir so sagen dürfen, demokratische Vielherrschaft in der naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Literatur. Die Arbeit und das Verdienst ist an so viele vertheilt, daß es schon dem Literarhistoriker schwer wird, sie alle gehörig zu würdigen, und wie viel schwerer nicht dem Publikum. Im vorigen Jahrhundert und noch im Anfang des jetzigen ragten wenige Denker und Dichter kolossal über die Massen hervor, und selbst minder bedeutende erlangten großen Ruhm. Gegenwärtig ist man leicht undankbar gegen das Verdienst Einzelner, weil ihrer so viele sind. Man sieht, die Wissenschaft dient hier nicht mehr der persönlichen Eitelkeit; die Personen ordnen sich dienend der Wissenschaft unter. Viele arbeiten tüchtig an einem gemeinschaftlichen Bau, gleichviel, ob ihre Namen wieder verdrängt und vergessen werden. Diese Erscheinung ist großartig.

Der gegenwärtige Flor der *Naturwissenschaften* gibt sich in äußern Merkmalen zu erkennen, die andern Gebieten der Literatur fremd sind. Die Idee einer Association, einer jährlichen Versammlung, ließ sich im Großen nur durch Naturforscher realisiren. Den Thronen stehn kaum andere Gelehrte so nahe, als ihnen Naturforscher getreten sind, und doch sind es auch wieder zuerst Naturforscher gewesen, die sich durch populäre Bearbeitungen ihrer strengen Wissenschaft zum Volk herabgelassen haben, und bereits alle zahllosen Zweige derselben mit Blüthen und Früchten über die gelehrte Mauer hinüberbeugen.

Man darf behaupten, daß kein Theil der Naturwissenschaften vernachlässigt wird, daß beinah in jedem große, oder wenigstens kleine neue Entdeckungen

gemacht, in jedem Falle die alten Erfahrungen systematischer geordnet worden sind. Doch herrschen gewisse Neigungen vor. Bekanntlich begann das vorige Jahrhundert mit astronomischen und mathematischen Studien und sprang von diesen zur Naturgeschichte, zur Classification der Thiere und Pflanzen über. Dazwischen blieb eine Lücke. Die mathematische Astronomie reichte noch nicht tief genug zur physischen Geographie hinunter, und die Naturgeschichte ging auch ihrerseits wieder nicht tief genug in das Mineralreich und in die Geschichte der Erde zurück. Diese Lücke ist nun die gegenwärtige Naturwissenschaft vorzugsweise auszufüllen beschäftigt. Physik, Chemie, Meteorologie, Geologie bieten das Großartigste dar, was in neuern Zeiten entdeckt und aufgeklärt wurde. Auf Geographie, Terrainkunde, Nautik, Mechanik und Fabrikation haben diese Studien den größten Einfluß gehabt. Die wesentlichen Verbesserungen der Fernröhre durch Fraunhofer und der Mikroskope durch Pleßl haben auch den Blick in die größte und kleinste Welt erweitert und zu den interessantesten Entdeckungen (den astronomischen von Struve und den mikroskopischen von Ehrenberg) geführt.

Auch die menschliche Natur ist fortwährend physiologischen und psychologischen Forschungen unterworfen worden. Auf der einen Seite treten in diesen Studien als neu hauptsächlich die Resultate statistischer Vergleichungen hervor, die interessanten Entdeckungen in Bezug auf die Bewegung der Bevölkerung und auf die Gattungsverhältnisse im Großen; dann auf der andern Seite das schärfere Beobachten der zerstörten oder erhöhten Seelenzustände in Wahnsinn und Somnambulismus. Ueber den erstern ist in jüngster Zeit sehr viel Vortreffliches geschrieben, namentlich auch in statistischen Uebersichten verglichen und durch Vergleichung aufgeklärt worden. Der leztere hat bekanntlich eine große Publicität durch die Weinsperger und andere Geistergeschichten erlangt, die zu den seltsamsten Produkten unserer alles gebärenden und wiedergebärenden Literatur gehören.

Im medicinischen Gebiet haben bekanntlich zwei Erscheinungen in neuerer Zeit Epoche gemacht, die Homöopathie und die Cholera. Ueber beide ist so unsäglich viel geschrieben worden, daß viele Sortimentshandlungen sich eine Zeitlang Artikel dieser Art förmlich verbaten, weil die Menge der Waare das Bedürfniß weit überstieg. Bemerkenswerth aber ist, daß troz dieser unendlich mannichfachen Beleuchtungen beide Streitfragen, den Nutzen der Homöopathie und Wesen und Heilmethode der Cholera betreffend, unentschieden geblieben sind. Im Ganzen zeugt die ungeheure Ausdehnung der medicinischen Literatur überhaupt und ihrer Journalistik insbesondere von einer sehr regen Theilnahme für diesen Zweig des menschlichen Wissens. Mehr Concentration wäre auch hier zu wünschen, doch ist dieselbe nirgends schwerer zu erreichen, als gerade in der Medicin, in der man nothwendig von der vielseitigsten Erfahrung ausgehen muß. Vielleicht befreit uns das kleinere Uebel der Vielschreiberei hier von den größern, einseitig vorherrschender Systeme, welche das Menschenleben irgend einer Theorie opfern und die Wissenschaft selbst erstarren machen.

Der Geographie kamen die physikalischen, meteorologischen und geognostischen Studien sehr zu Statten, besonders seit Humboldt alle diese Studien auf eine so großartige Weise combinirt und auf die Terrainkunde in jeder Beziehung angewandt hat. Von so festen und sichern Gesichtspunkten aus durfte, nachdem sie einmal gewonnen waren, Ritter das colossale Unternehmen einer detaillirten Erdbeschreibung wagen, in der neben allen Naturbeziehungen sogar die historischen nicht fehlen. Nicht minder thätig wirkte, namentlich für die anschauliche Belehrung durch Karten, Berghaus. Eine fabelhafte Menge populärer Handbücher haben das geographische Wissen nach den verschiedensten Maßstäben in allen Klassen der Gesellschaft verbreitet. Auch hat noch in der neuesten Zeit Deutschland, obgleich vom großen Welthandel ausgeschlossen, doch die großartigsten und für die Wissenschaft wichtigsten Reisewerke geliefert (der Fürst von Neuwied, Spix und Martius, Rüppel, Pöppig, v. Siebold rc.). Eine neue reichhaltige Sammlung von Reisebeschreibungen haben Widenmann und Hauff begonnen. Minder erfreulich ist die fade Literatur der Reisebilder, Reisenovellen, Reiseskizzen rc., in welcher die jungen Deutschen ihre Klatschereien auskramen, und unbedenklich die gröbsten Lügen, und unter der Maske unparteiischer Reisender die perfidesten Verläumdungen zum Besten geben. Diese sogenannte Reiseliteratur hat unlängst Berghaus sehr zeitgemäß desavouirt.

Neben den naturwissenschaftlichen sind die Geschichtsstudien jezt die vorherrschenden. Die Neigung, sich zu orientiren, macht sich in Bezug auf das, was in der Zeit geschehen ist, nicht weniger geltend, als in Bezug auf die Natur im Raume. Seit zwanzig Jahren ist beinah alles, was schon früher erforscht war, neu untersucht, kritisch gesichtet, eine Menge bisher dunkle Gebiete der Geschichte sind zum ersten Mal aufgehellt, und neben der politischen Geschichte ist auch insbesondere der Geschichte der Kultur und der einzelnen Wissenschaften, Künste und sittlichen Richtungen ein ganz neuer Fleiß zugewendet worden. In lezterer Beziehung hat sich das gesammte Geschichtsstudium offenbar auf eine höhere Stufe gehoben.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 2.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 5. Januar 1838.

Rückblick

auf die Umgestaltungen in der neuern und neuesten Literatur Deutschlands.

(Fortsetzung.)

Man sieht ein, daß es mit einer trocknen Aufzählung der politischen Hauptbegebenheiten nicht gethan ist, daß in die Geschichte der Völker auch die möglichst vollständige Kunde ihrer Kultur, ihrer Denkweise, Bildung, Literatur ꝛc. aufgenommen werden muß, wenn man ein lebendiges und vollständiges Bild von ihnen erhalten will. Zugleich hat man auch in jeder besondern Wissenschaft das Bedürfniß gefühlt, die Geschichte derselben genauer als bisher zu studiren, um bei der Einseitigkeit und beim Widerspruch der Theorien durch sorgfältige Vergleichung alles dessen, was bisher über denselben Gegenstand gedacht worden ist, sich das Urtheil zu erleichtern. So ist denn das Geschichtsstudium auf doppelte Weise, theils wegen des reinen historischen Interesses, theils wegen seiner Bedeutung für die Orientirung in einzelnen Disciplinen in neuerer Zeit ausnehmend gefördert worden. Eine lange Friedenszeit ist diesen Forschungen zu Statten gekommen, und vielleicht hat sogar die unterdrückte politische Beredsamkeit, und das nicht in jeder Beziehung erfreuliche Absehn von der nächsten Gegenwart das Sichversenken in die Vergangenheit unterstüzt. Insofern wäre nur zu wünschen, daß die großen Lehren der Geschichte unser politisches Urtheil geläutert haben möchten.

Wir haben unlängst in diesen Blättern eine Reihe von Schriften angeführt, durch welche die griechische und römische Geschichte neu beleuchtet worden ist. So viel auch schon gerade für diesen Gegenstand in frühern Zeiten geleistet wurde, in Zeiten, in denen die klassischen Studien beinah ausschließlich vorherrschten, so ist doch unsere Zeit, deren Interesse so vielfach getheilt und andern Gegenständen zugewendet ist, jenem Studium des Alterthums immer noch mit der lebendigsten Wärme zugethan geblieben, und hat eine Menge der werthvollsten Forschungen und Entdeckungen den ältern beigesellt. Sogar der falsche Sanchuniathon ist ein Beweis, welcher Theilnahme sich die klassischen Studien noch erfreuen. Ein solches Produkt ist nur auf der Höhe philologischer Bildung möglich. — Nun hat aber der gelehrte Fleiß der Deutschen neben der alten Geschichte auch die vaterländische, die des Orients, die der neuern Nationen in einem Umfang und in einer Tiefe untersucht und aufgeklärt, daß diese vielseitige Thätigkeit in der That Staunen erregen muß. Unsern zahlreichen Handbüchern der Weltgeschichte (Heeren, Schlosser, Rotteck, Beck ꝛc.), die in jüngster Zeit durch das körnige Werk von Leo vermehrt wurden, hat kein anderes Volk etwas Aehnliches an die Seite zu setzen. Für vaterländische Geschichte ist seit den lezten zwanzig Jahren so viel gethan worden, daß durch das Ergebniß der eben so zahlreichen als gründlichen Spezialgeschichten der Blick auch in die allgemeine deutsche Geschichte ungleich verschärft und erweitert wurde. Um nicht Namen über Namen zu häufen, was bei aller Achtung für ihre Inhaber den Lesern doch langweilig wird, heben wir nur einige Beispiele hervor. Welche große Anregung zum Verständniß der ältesten deutschen Vorzeit hat nicht Grimm gegeben? Wie gewaltig haben die Werke von Wilken (über die Kreuzzüge), Raumer (über die Hohenstauffen) und Voigt (über das preußische Ordensland) durchgeschlagen, um dem Verständniß und Interesse für das Mittelalter Bahn zu brechen? Welche musterhafte Provinzialgeschichten sind nachgefolgt, unter denen die hessische von Rommel unstreitig den ersten Rang einnimmt? Wie viel ist, besonders in den lezten Jahren, für Biographie geschehen? Welche Meisterwerke in ihrer Art die von Barthold, von Röse, von der Decken? Wir würden nicht fertig, wollten wir die Verdienste eines Aschbach, Buchholz, Eichhorn, Hormayr, Lappenberg, Lichnowsky, Mannert, Manso, K. A. Menzel, Stenzel, Warnkönig ꝛc. auseinandersetzen. Genug, es ist für vaterländische Geschichte viel mehr und Größeres gethan, als das Publikum weiß, denn Spezialwerke

interessiren zunächst immer nur die Bewohner einer Provinz und nicht auch die der andern, und es bedarf immer einiger Zeit, bis aus vielseitigen vereinzelten Forschungen ein Gesammtresultat gezogen und Gemeingut der Nation wird. — Für die Geschichte einzelner fremder und neuer Nationen war der deutsche Fleiß ebenfalls so thätig, daß z. B. über die Türkei schlechterdings nichts existirt, was an Umfang und Tiefe mit dem großartigen Werk unseres Hammer sich messen könnte, daß selbst das gelehrte England die solide und in ihrer Art kühne Arbeit unseres Lappenberg ehrenvoll anerkennen muß, und daß Ranke's geniales Werk über das Papstthum die Federmesser im Vatikan in Bewegung setzt.

Indem die politische Geschichte sich zur Kulturgeschichte erweiterte, und insbesondere die Sprachen der Völker in Betrachtung gezogen wurden, traten ganze große Studiengruppen hervor, von denen man im vorigen Jahrhundert noch kaum eine Ahnung hatte. Dahin gehört insbesondere neben der altdeutschen Schule, an deren Spitze Grimm steht, die Sanskritschule, die in den Brüdern Schlegel und Bopp ihre Brennpunkte gefunden hat, und an die sich auch eine noch nicht sehr zahlreiche chinesische Schule anzureihen begonnen hat. Wilhelm von Humboldt war beinah allen diesen Richtungen zugleich verwandt und verstand es, sie am großartigsten zu combiniren. Durch Ritters Erdkunde ist der Kulturgeschichte, sofern sie eine Neigung zeigte, sich zu sehr in Sprachstudien zu isoliren, ein zweckmäßiges Gegengewicht gegeben worden.

Wir bemerkten oben, daß die Wissenschaften, in denen willkürliche Theorien und das Phantasiespiele thätig sind, in unserm Zeitalter den Erfahrungswissenschaften nachstehen. Dies bewährt sich sogar an der politischen Literatur, obgleich alles politisirt. Der Enthusiasmus für politische Lieblingsideen fehlt. Man begeistert sich nicht mehr, wie man das noch im vorigen Jahrhundert vermochte. Man sage nicht, daß der Preßzwang daran Schuld sey. Im Gegentheil, er allein wäre im Stande, durch Auftauchen der gehemmten Ideen noch eine Spannkraft und Fülle zu erzeugen, die am allermeisten den Staaten fehlt, in denen die Presse am freiesten ist. Frankreich liefert den Beweis. Dort darf man alles sagen, aber es findet kein Interesse mehr. Die Funken sprühen, aber der Schwamm ist naß. Man hat zu viel erfahren, den Unterschied zwischen dem Idealen und Realen, dem Unmöglichen und Möglichen zu genau kennen gelernt, um sich noch für einen kosmopolitischen Traum, für eine Tugendrepublik, für eine Wiedergeburt des Zeitalters des Cimon oder Cincinnatus zu entflammen. Der politische Sinn strebt offenbar nicht mehr so hoch wie im vorigen Jahrhundert, hat kein so edles poetisches Colorit mehr, ist vielmehr ganz prosaisch geworden, geht aber mit forschenden Augen in die Breite und Tiefe, und orientirt sich im Gebiet des Wirklichen und Möglichen. Diese Concession hat die Theorie der Erfahrung machen müssen. Die Versuche sind aber fast alle neu. Die Nationalökonomie, deren Resultate bald höchste Gesetze der Politik seyn werden, ist noch eine sehr jungfräuliche Wissenschaft. Die Versuche, die Justizgesetzgebung und Administration mit dem immer klarer werdenden Bedürfniß der Vereinfachung, mit dem alten Herkommen und mit dem politischen Vortheil der Regierungen in Einklang zu bringen, müssen ihrer Natur nach gar sehr complicirt seyn und den monströsen Geburten gleichen, die der Schöpfung der natürlichen Natur vorhergegangen seyn sollen. Monströs nämlich darf man wenigstens die Literatur der dreißigfachen deutschen Gesetzgebung nennen. Inzwischen sind das alles nur Mittel, die zu einem andern Zwecke führen, gleichsam langweilige Berechnungen, die unter den Tisch fallen, wenn das Facit da ist. Es liegt ein Ringen und Streben darin, das verehrungswürdig und in der That fruchtbar ist. Jedenfalls ist das Untersuchen der Finanz-, Justiz- und Administrativfragen, welches gegenwärtig insbesondere durch die landständischen Verhandlungen an der Tagesordnung ist, und bis in die untersten Stände hinabdringt, sehr nützlich.

Bekanntlich ist die deutsche Literatur in der Politik nicht gerade die tonangebende; Engländer und Franzosen erholen sich bei uns keines Raths, wir hingegen, vom gelehrtesten Professor bis zum gutmüthigsten Zeitungsleser in einer Dorfschenke herab nehmen dankbar und mit abgezogenem Hut jeden Rath an, der uns von da drüben ertheilt wird. Die Sache hat ihr Gutes. Wir lernen immerhin etwas. Indeß wäre es doch nicht bloß dem Nationalstolz angemessener, sondern auch praktischer, wenn wir unsre eignen Angelegenheiten nicht so sehr über den fremden vergäßen. Namentlich ist dies der Fall in Bezug auf unsre äußere Politik. In England und Frankreich, die nach außen ein inniges Ganzes bilden, und die beide weit über ihre natürlichen Grenzen hinausgegriffen haben, stehen die äußern Angelegenheiten so gut, daß man sich vorzugsweise mit den innern beschäftigen kann. Das sehen wir gutmüthigen Deutschen nun an, als ob es sich mit uns auch so verhielte, erschöpfen uns im Studium der innern Fragen, und vergessen, daß bei uns alle innern von den äußern abhängen. Kann ja nicht einmal der Zollverein zu einem gedeihlichen Resultate führen, so lange die äußern Verhältnisse Deutschlands nicht besser geordnet sind, so lange sich dieselben Hemmnisse hier wiederholen, wie bei der Rheinschifffahrtsfrage, die der schärfste und beschämendste Ausdruck alles dessen ist, was uns in Bezug auf unsre äußern Angelegenheiten fehlt.

Unsre Zeitungen haben sich unverkennbar in Bezug

auf umfangreiches und genaues geschichtliches Referat sehr verbessert und namentlich gebührt der Augsburger Allgemeinen Zeitung deßfalls das gebührendste Lob. Auch hierin sehn wir der geschichtlich-empirischen Tendenz unsrer Zeit gehuldigt. Die wenigen Blätter, in denen ausschließlich die Theorie vorherrscht, zählen kaum, wenn man ihre Wirkung auf die Massen in Anschlag bringt, denn die liberalen dürfen sich nicht klar aussprechen, und die absolutistischen liest man nicht außerhalb der engen Cirkel, von denen sie eben ausgehn. Im Ganzen geben uns die Zeitungen zahlreichere und genauere Nachrichten über das Ausland als über das Inland. In Bezug auf diesen fühlbaren Mangel ist es ein erfreulicher Fortschritt, daß in den lezten Jahren wieder mehr allgemeine vaterländische Fragen zur Sprache gebracht worden sind, wozu namentlich die Zoll- und Münzsache Veranlassung gab.

Obgleich man von dem abenteuerlichen Plan abgekommen ist, durch *Erziehung* mit der künftigen Generation die allgemeine Weltverbesserung durchzusetzen, die mit der alten schlechterdings nicht auszuführen war, so ist doch der pädagogische Eifer immer rege geblieben, und hat in neuerer Zeit um so mehr Früchte getragen, je mehr auch er sich von der Theorienwuth entfernt und nur Erfahrungen zu machen und unter diesen praktisch zu wählen getrachtet hat. Unsere jüngere pädagogische Literatur ist sehr reich und verbreitet sich wie über die Methoden der Erziehung und des Unterrichts vom zartesten Alter an und in allen Fächern, so über die äußere Verwaltung und das Budget des Schulwesens nach allen Richtungen. Neu sind außer den Bell-Lancaster, Jacotot-Hamilton'schen Methoden vorzüglich die Kleinkinderschulen. Das größte Aufsehen erregten die Schriften von Dlisterweg über die Universitäten, von Lorinser über die Gymnasien. Beide patriotische Männer warfen den gedachten Anstalten Mißbräuche vor, und daß sie nicht ganz Unrecht hatten, würde, wenn es nicht der Thatbestand ergäbe, schon aus den allzu bittern Recriminationen hervorgehen. Es ist wahr, die Jugend auf unsern Hochschulen ist keine sogenannte christlich deutsche mehr, blühend an Körperkraft und stolz auf ihre Sittlichkeit, wie sie unmittelbar nach den Befreiungskriegen seyn wollte und zum Theil wirklich war; aber die Professoren sind am wenigsten daran schuld, und hätten sich nicht so heftig zu vertheidigen nöthig gehabt. Lorinsers Bemerkungen sind in noch weit größerm Umfang wahr und beherzigenswerth. Wir haben dies immer gesagt und wollen uns deßfalls nicht wiederholen. Sonst ging man mit zwanzig Jahren auf die Hochschule, jezt mit siebzehn. Sonst trugen erst Greise Brillen, jezt schon Knaben von vierzehn Jahren. Sonst ging man mit acht Jahren in die Schule, jezt mit fünfen. Sonst hatte man täglich vier Schulstunden, jezt sieben u. s. f. Die Thatsachen springen in die Augen.

Die *theologische* Literatur ist die zahlreichste geblieben, ja sie hat sich nach der katholischen Seite hin erweitert, wie sich aus einer Vergleichung der Meßkataloge leicht ergibt. Denkt man die ganze übrige, nichttheologische Literatur hinweg, so bleibt an der theologischen allein so viel übrig, daß es scheinen könnte, sie beschäftige unser Zeitalter ausschließlich, wie das der Reformation. Gleichwohl ist gerade das Gegentheil der Fall. Das große Publikum beschäftigt sich weit mehr mit materiellen und politischen Interessen oder mit weltlichen Wissenschaften und Künsten, als mit der Theologie. Wird je ein theologischer Streit so laut, daß auch das größere Publikum darauf aufmerksam wird, so verhallt er doch bald wieder und wird durch den weltlichen Lärm übertäubt. Das war der Fall bei den Emancipationsversuchen der jungen Katholiken in Schlesien, beim Pietistenstreit in Halle, bei der Agendenfrage, und es wird wahrscheinlich auch der Fall seyn bei den Streitigkeiten welche gegenwärtig die Aufmerksamkeit erregen, beim Straußischen Handel und bei dem Prozeß des Kölner Erzbischofs. Die Zeit, in der die äußern Kirchen- oder die innern Dogmenfragen wieder die Welt bewegen werden, ist gewiß noch nicht gekommen.

In der *katholischen* Literatur treten zwei gleich rühmliche, obgleich entgegengesezte und oft mißbrauchte, noch öfter mißverstandene Richtungen hervor, die conservative, welche den alten Hort des Mysteriums bewacht, und die progressive, welche dem modernen Zeitgeist Concessionen machen will, um zu biegen, was zulezt vielleicht brechen müßte. Jenachdem beide Ansichten aus Ueberzeugungen entspringen, und nicht legirt sind hier durch hierarchische und wesentlich weltliche Absichten, dort durch Frivolität, erscheinen beide sehr ehrwürdig und ihre Unvereinbarkeit ist zu bedauern. Literarisch merkwürdig ist besonders die Rückwirkung einer gewissen Philosophie auf den Katholicismus, von dem sie eigentlich zuerst als Reaction gegen die flache Aufklärung ihr Princip entlehnte. Je weiter die nähere Erörterung dieser kurzen Sätze führen müßte, um so mehr wollen wir sie hier unterlassen.

Die *evangelische* Literatur entfaltet einen unermeßlichen Fächer von Ansichten. Vorherrschend ist gegenwärtig auch in ihr die Neigung unsrer Zeit zu geschichtlichen Orientirungen, billigen Ausgleichungen, vermittelnder Mäßigung, wenn es gleich auch an grell vortretenden Extremen aller Art nicht fehlt. Im vorigen Jahrhundert gewann der Rationalismus, die Uebersetzung der Bibel in die sogenannte gesunde Vernunft und des Glaubens in das Wissen, ein entschiedenes Uebergewicht, und es fehlte sogar nicht an einem systematischen Versuch, das Christenthum durch Deismus oder gar Materialismus, die geoffenbarte Religion durch Philosophie zu ersetzen. Dem deutschen Nationalcharakter (wie dem

englischen) scheint diese ursprünglich von Frankreich ausgehende Richtung widerstrebt zu haben. Auch trug wohl das große Unglück, in das Deutschland gerieth und der erhabene Befreiungskampf, in dem die Vorsehung selbst mitzuwirken schien, nicht wenig dazu bei, die Gemüther wieder für den tiefen Ernst religiöser Betrachtung zu gewinnen. Der Rationalismus wurde alt, jung und neu trat der Supernaturalismus in die Schranken und zwischen beide, beiden die Hand reichend, stellten sich sehr namhafte Vermittler dar. Der Streit, wo er auch begann, wurde nirgends gewaltthätig. Schleiermacher übte eine große beschwichtigende Gewalt durch seine platonische Manier, durch seine zahlreiche junge Partei. Obgleich der Agende ursprünglich fremd, mußte doch er vorzüglich sie annehmen, denn sie war für die äußere Kirche, was seine Lehre für das Dogma, das versöhnende Princip. Die Bewegung hatte aber vor ihm begonnen, wie sie nach ihm weiter ging, und es war eine aufsteigende Bewegung aus der Tiefe des Unglaubens zur Höhe des Glaubens. Darum überwog allmählich die sogenannte pietistische Seite des Supernaturalismus, und es kam zum ersten heftigen Zusammenstoß mit dem alten Rationalismus, der jezt dem Frieden nicht mehr traute und sich nach seinen gefährdeten Garantien umsah. Allein die meiste Gefahr kam ihm von seiner eignen Partei, sofern sie sich nach dem Naturgesetz, dem alle sinkenden Parteien unterliegen, innerlich zersezte. Wohlweislich hatte sich im vorigen Jahrhundert der Rationalismus von den Atheisten fern gehalten, sie desavouirt, die Aufklärung ökonomisch getrieben, und vom Christenthum gerade so viel stehen lassen, als nöthig war, um die Kirche zu erhalten, die er nicht stürzen, sondern nur beherrschen wollte. In dieser klugen Mäßigung war seine lange Herrschaft begründet. Nun er aber in jüngster Zeit vom Supernaturalismus überholt worden ist, hat er auch jene Mäßigung verloren. Va banc, rief der bekannte Dr. Strauß, es gilt alles oder nichts. Durch dieses kühne Wort hat er die Rationalisten in eine unerträgliche Verlegenheit gesezt. Schon bedrängt durch die Supranaturalisten erscheinen sie jezt vollends als eine schwache, nur Halbes wollende Partei. Viele von denen, die ihnen bisher angehangen, wenden sich dem weit kühneren Strauß zu; Andern wird die Sache zu arg und sie gehn zu den Supranaturalisten und Pietisten über, um, wenn sie doch Farbe halten müssen, die christliche zu halten. Die Halbheit scheint ihrem Mißgeschick nicht entgehen zu können. Sie wird warten müssen, bis von Seite des Pietismus, wenn derselbe ausschweifen sollte, ein recht greller Mißgriff begangen wird, um sich in der Reaction wieder zu empfehlen.

Man darf diese Krisis eine wohlthätige nennen, sofern sie schon dazu gedient hat und ferner dienen wird, das durch einen geheimen Krieg untergrabene Christenthum im offnen Kampfe zu befestigen und jede Art von Unklarheit, Halbheit, Schwankung und frivole Indifferenz, die jenem heimlichen Kriege Vorschub geleistet, zu verbannen. Um es allerseits wieder einzuprägen, welches unschätzbare Gut das Christenthum sey, bedurfte es nur des Versuchs, es uns gänzlich rauben zu wollen.

Was die philosophische Literatur anlangt, so ist wohl nicht zu zweifeln, daß dieselbe den großen Einfluß gegenwärtig nicht mehr übt, dessen sie sich zu Ende des vorigen sogenannten philosophischen Jahrhunderts rühmen durfte. Mehr als der vielstimmige Widerspruch, der sich gegen ihre Herrschaft (z. B. gegen Hegel) erhoben hat, ist ihr die Gleichgültigkeit schädlich gewesen, mit welcher die Empirie neben ihr und gänzlich unabhängig von ihr fortgeschritten ist. Ja sie selbst hat unwillkürlich der Empirie Concessionen gemacht. Nachdem der kühnste Versuch des Idealismus in der Fichte'schen Lehre gescheitert war, hat Schellings große Schule sich ausdrücklich wieder der in Natur und Geschichte offenbarten Wahrheit zugewendet, und nur darum auf Theologie, Naturwissenschaft und Aesthetik so befruchtend eingewirkt, weil sie den menschlichen Geist einem höhern Weltgeist unterordnete. Hegel glaubte die Souveränität des menschlichen Geistes sicherstellen zu müssen, sah in der Hingebung desselben an eine höhere, wenn auch noch in mancher Beziehung verhüllte Weisheit, mit einem Wort an Gott, einen voreiligen und kleinmüthigen Bankerot der Philosophie, und übertrieb nun, wie sinkende Mächte, die sich aufrecht erhalten wollen, immer thun, ungefähr wie Julianus Apostata noch einmal das Heidenthum übertrieb, als es im Begriff war, dem Christenthum zu erliegen. Er schraubte den menschlichen Stolz auf eine Höhe, wie es kein früherer Philosoph gewagt hatte, und das ist das sichere Zeichen einer bereits desparaten Stellung. Die Behauptung, Gott selbst könne nur durch den Menschen zu seinem eignen Bewußtseyn gebracht werden, ist der lezte Trumpf, den die von der Religion abgewichene Philosophie, die mit Descartes begonnen, noch auszugeben hatte. Gewinnt dieser Trumpf zufällig nicht, so bleibt nichts mehr übrig, als die Philosophie wieder, wie Schelling gethan, der Religion zu versöhnen. Das Unsichere, Desperate dieser Philosophie verräth sich auch in der geschraubten Form. Hätte sie ein gutes Gewissen, so würde sie mit siegender Klarheit auftreten, aber sie ist so scholastisch verzwickt, daß beinah jeder ihrer Anhänger einen eignen Schlüssel zu ihrem Verständniß zu besitzen vorgibt, den kein anderer besitze.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 3.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 8. Januar 1838.

Rückblick

auf die Umgestaltungen in der neuern und neuesten Literatur Deutschlands.

(Fortsetzung.)

Man muß fragen, warum jene Philosophie sich nicht aller Mittel der Popularität bedient, um sich in der Menge Anhang zu verschaffen. Allein dies ist ihr nicht möglich. Sie würde dadurch nur ihre innere Leere verrathen, die sie durch ihre schwerverständliche Phraseologie geschickt verbirgt.

Auch diese Krisis ist wohlthätig. Um die Grenzen der Philosophie zu finden, bedarf es nur des Uebermuths, der sie überschreiten will.

In Bezug auf Dichtkunst hört man jezt ziemlich allgemein die Klage, daß wir im Zeitalter der Epigonen leben. Die großen Meister sind fast alle heimgegangen. Die wenigen colossalen Berggipfel, nach denen sonst alle Augen gerichtet waren, sind in die Ferne gerückt und den Vordergrund nimmt ein unzählbares Heer von Schülern, Nachahmern, Vermittlern ein. Selbst die besten Dichter der Gegenwart finden kein so allgemeines und hingebendes Publikum mehr, wie die frühern. Sie müssen sich die Concurrenz der den Markt überschwemmenden Fabrikpoesie und eine Kritik gefallen lassen, die nicht bloß von ganz heterogenen philosophischen und politischen, sondern sogar von persönlichen und merkantilischen Standpunkten aus einen regellosen und barbarischen Einfall ins Gebiet des Geschmacks unternommen hat.

Allerdings darf man die Periode, die mit Lessing begann und bis Jean Paul und Tieck reichte, beziehungsweise ein goldnes Zeitalter der Poesie nennen. Jeder solchen Glanzperiode folgten in jedem Gebiet der Kunst, so weit man deren Geschichte ins graue Alterthum verfolgen kann, silberne und eherne Zeitalter, in denen die Nachahmung, Vermischung der Manieren, Eklektik und Uebertreibung, endlich die Kritik und der Geschmacksstreit die Oberhand gewannen. Dies läßt sich von antiker Plastik, Baukunst und Poesie, wie von der romantischen Malerei und von der modernen Musik im Allgemeinen, und von den verschiedenen Hauptepochen einzelner Kunstleistungen bei einzelnen Völkern wieder insbesondere nachweisen und ist nachgewiesen worden. Also unterliegen auch wir gegenwärtig nur einem allgemeinen Naturgesetz, indem wir von der poetischen Höhe des vorigen Jahrhunderts ein wenig hinabsteigen.

Dies beurkundet sich zunächst in der unverhältnißmäßigen Menge poetischer Produktionen. Jeder Meister und jede Manier desselben wird unzähligemal theils sklavisch copirt, theils verwässert, theils übertrieben; theils werden verschiedene Manieren unter einander gemischt. Gewisse Behandlungsweisen werden so geläufig, gewisse Phrasen so stereotyp, daß nichts leichter ist, als auf dieser ausgetretenen Bahn fortzukommen, und weil ihnen ein Vers gelingt in einer gebildeten Sprache, die für sie dichtet und denkt, glauben alle Dichter zu seyn. Ein solches Uebermaaß von poetischer Produktion in der Masse folgt aber immer nur einem goldnen Zeitalter nach, geht ihm nie vorher. Leider können wir uns nicht verhehlen, daß durch Einmischung des merkantilischen Interesses unsre Poesie sogar völlig fabrikmäßig betrieben wird. Während junge Lyriker und Trauerspieldichter noch im treuen Glauben der alten Zeit und in der Illusion, sie seyen der Welt eben so neu, als die Welt ihnen, gutmüthig fortleiern, bis die rauhen Antworten der Verleger, und die gänzliche Theilnamslosigkeit des Publikums sie verstummen macht, hat sich die Romanfabrikation als rein merkantilisches Unternehmen vortrefflich rentirt, steht in der schönsten Blüthe und füttert und peitscht abwechselnd den armen Pegasus im Joche.

Diese große Menge von poetischen Werken ist nur möglich durch die schülermäßige Nachahmung. Diese ist eine freiwillige und unbewußte bei den im ersten poetischen Rausche taumelnden Jünglingen, eine künstlich organisirte bei der Fabrikliteratur. Jene ahmen am

häufigsten Schiller, diese ahmt am häufigsten noch immer Walter Scott nach, obgleich dieser endlich ein wenig aus der Mode zu kommen anfängt.

Im Zeitalter der Nachahmung tritt auch naturnothwendig einerseits die *Vermischung verschiedener Geschmäcke*, andernseits die *Uebertreibung einzelner Richtungen bis zur Bizarrerie* hervor. Es liegt im Desorganisationsproceß, hier feste Bildungen in ein faules Fluidum aufzulösen und mit einander zu vermischen; dort die dem Leben dienenden Elemente auszuscheiden und jedes in seiner ganzen Schärfe hervortreten zu lassen. Daher in unsrer Poesie die formelle Eklektik und Virtuosität, die Kunstfertigkeit in allerlei Manieren und Versmaßen, das antik-romantische, indo-germanische, anglo-gallische bunt durcheinander gemengt, und in Bezug auf den Sachinhalt wieder die grellsten Contraste, die feindseligen Gegensätze von Principien und Weltansichten, nach Richtungen, die der Poesie fremd bleiben sollten, das Zerfallen der ewig einen Poesie in eine katholische und protestantische, servile und liberale, prude und unmoralische, philosophische und ordinäre, gespenstische und grobsinnliche rc., die wir alle in ihrer Einseitigkeit an uns haben müssen vorübergehn sehn.

Am bedenklichsten erscheint der *Einfluß fremder Poesie*, der nicht ausbleiben konnte, sobald die Spannung der eignen poetischen Nationalkraft nachließ. In unsern großen Dichtern des vorigen Jahrhunderts überwand das deutsche Element alle fremden. Die ihnen zunächst folgenden Schulen waren auch noch durchaus deutsche, die sogenannte romantische, die zum Mittelalterlichen zurückstrebte, nicht weniger wie die der Stürmer und Dränger, der Empfindsamen, und die der Ifflandischen und Vossischen Hausväter. Noch vor zwanzig Jahren war in unsern Leihbibliotheken wie auf den Bühnen das Deutsche vorherrschend. Seit dieser Zeit aber hat unsre Poesie einen Rückfall erlebt. Zuerst in die Anglomanie durch die Nachahmungen Byrons und Scotts, und in jüngster Zeit sogar in die Gallomanie, und dieser Krebsgang scheint noch nicht vollendet.

Wir können ziemlich ungezwungen unsre gegenwärtige Poesie in sieben Gruppen theilen. Fangen wir mit der unbedeutendsten an. Die *idyllischen, sentimentalen oder komischen Darstellungen aus dem gewöhnlichen Leben* widerholen sich immer noch theils in epischen und lyrischen Dichtungen (die vortrefflichsten von Hebel und Schuler), theils in Romanen (Hegner und Bührlen scheinen die letzten Ausläufer der guten alten Schule), hauptsächlich aber in den Damenromanen, obgleich diese von den historischen Romanen bereits in den Hintergrund gedrückt sind, theils in den Lustspielen, die freilich immer mehr von französischen Eindringlingen verdrängt werden. Es wäre ungerecht, wenn wir nicht zugestehen wollten, daß immer noch das eine oder andere recht anmuthige deutsche Originallustspiel geschrieben wird, allein im Allgemeinen herrschen französische Lustspiele vor, ist die Masse der deutschen Lustspiele immer fader geworden, und hat nicht ein einziges neues Talent die Stellung wieder eingenommen, in der sich einst Schröder, Iffland und Kotzebue befanden. Ueberhaupt aber hat die Neigung, sich poetisch in die Gegenwart zu versenken, abgenommen. Man zieht die romantische Vorzeit oder eine phantastische Welt vor, weil man nicht recht behaglich in der Gegenwart ist. Die idyllischen Pfarrersfamilien sind aus der Mode gekommen, weil man aus dem Schooß der Familie ins große politische Leben übergetreten ist. Selbst die Damenromane, die auf adeligen Schlössern und an kleinen Höfen spielen, finden wenig Anklang mehr, weil die Aristokratie in der öffentlichen Meinung den poetischen Schimmer verloren hat. Man darf behaupten, daß jede Verhandlung über Feudalwesen in deutschen Kammern uns um ein Duzend Romane von Baronen und Baronessen ärmer gemacht hat. Endlich will sogar die komische Auffassung der Gegenwart nicht mehr recht glücken, weil mit der Nivellirung der Stände und Sitten eine Menge der ergötzlichsten Originalcarrikaturen aus dem Leben verschwunden sind, und weil die ernsten Interessen der Zeit und mancherlei Unzufriedenheit den heitern Spiegel der Poesie getrübt haben.

Als eine zweite Gruppe stellen sich die *Trauerspiele mit ihren sittlichen Idealen* heraus. Das große Beispiel Schillers und der in der Jugend nie ganz ersterbende Enthusiasmus, zum Theil auch der Mißmuth über die allzu wenig ideale Gegenwart erzeugt solche Trauerspiele noch jährlich in nicht geringer Menge, obgleich sie nicht viel Anklang mehr finden. Auf der Bühne haben noch Raupach, Grillparzer, v. Schenk Glück damit gemacht, doch bei weitem nicht mehr in dem Grade, wie früher Schiller. Man bemerkt, daß die Hinneigung zu Goethischem Maaß, die politische Fürsichtigkeit und die allzu ausgearbeitete Glätte der Diktion nicht mit derselben Zauberkraft wirkt, wie die geniale Kühnheit und das unlöschbare Feuer Schillers. Sofern in neuester Zeit viele Trauerspiele die idealisirende Tendenz haben fallen lassen, um sich mehr dem historischen Roman und der Treue des Kostüms zu nähern, haben sie sich mehr herabgelassen, als erhoben, und müssen mit dem zweiten Range hinter dem vorlieb nehmen, den der Roman behauptet. Doch dürfte nicht zu vergessen seyn, daß die Bühnencensur gewisse Kühnheiten unmöglich macht, die das eigentliche Element des Trauerspiels sind, und dies scheint einigermaßen auf die verhältnißmäßige Unfruchtbarkeit Melpomenens einzuwirken.

Die dritte Gruppe begreift die *phantastischen Schöpfungen des dem wirklichen Wahnsinn*

sich nähernden oder mit Verzweiflung koketirenden Humors. Bekanntlich wurde die Romantik überschwenglich. Ihre Frömmigkeit zersetzte sich in Aberglauben und Unglauben, nämlich einerseits in den mystischen Unsinn Friedrich Schlegels, der die Wollust zur Religion machen wollte, und Werners und der Schicksalstragödien, und andernseits in die poetische Desperation des Callot-Hoffmann, des unglücklichen Grabbe und der freilich nur affektirenden Nachahmer Lord Byrons. Auch Jean Paul hat auf diese Phantastereien eingewirkt, obwohl nur durch die eine Seite seines Humors, denn wenn man Jean Paul im Ganzen betrachtet, kann man ihm etwas Kerngesundes und eine liebenswürdige Vernunft nicht absprechen, die gerade das Gegentheil von dem sind, was jene Karrikaturisten bezeichnet. So muß auch Chamisso, so sehr er sich ihnen in der Form nähert, wegen der Grundrichtung seines Geistes von ihnen ausgenommen werden. Ihre ganze Erscheinung in der Literatur erklärt sich doppelt aus dem nothwendigen Zerfall der romantischen Schule in ein hyperidealistisches Extrem (das eben sie darstellen) und in ein hyperrealistisches (im historischen Roman), und aus dem Mißbehagen der Zeit, das in einzelnen Geistern culminiren mußte. Heine, der anfangs die Grimassen der Verzweiflung nur erkünstelte, um interessant zu erscheinen, bildet den Uebergang von dieser Schule zur neuesten Gallomanie.

Der historische Roman ist das andere Extrem der romantischen Schule, das realistische. Der praktische Engländer warf die Ideale aus der Poesie hinaus und hielt sich an die historische Wirklichkeit, und wenn er die Phantastik nicht ganz verwarf, so vertheilte er sie doch nur sehr ökonomisch an die passenden Stellen in seinen Romanen. Die Hexen erscheinen bei ihm nur in den dunkeln historischen Winkeln, in die sie gehören, und vom Callot-Hoffmann'schen Teufelsspuk mitten in unsrer modernen Welt ist bei ihm nicht mehr die Rede.

(Der Schluß folgt.)

Geschichte.

L. T. Freiherrn von Spittlers sämmtliche Werke, herausgegeben von Carl Wächter. 9ter bis 14ter Band. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836.

Wir haben schon die frühern Theile dieser werthvollen Sammlung angezeigt. Die Fortsetzungen sind überaus reichhaltig. Der berühmte Spittler warf sein klares Auge auf sehr verschiedene Gebiete der Geschichte, um überall aufzuhellen, doch sein Hauptaugenmerk blieb immer die vaterländische Geschichte.

Der neunte Band ist kirchengeschichtlichen Inhalts, und das Vorzüglichste darin eine kurze, aber sehr lehrreiche Geschichte des Papstthums. Der Blick des Verfassers ist so heiter und unbefangen, und zugleich so scharf, daß man ihm nicht ohne Vergnügen folgt, und selbst nach Ranke's neuern Darstellungen sich immer noch gern Raths bei ihm erholt. Das gesunde Urtheil Spittlers tritt vielleicht nirgends so siegreich und zugleich liebenswürdig hervor, als wo er von der Kirche spricht. Der zehnte Band ist verwandten Inhalts, das Wichtigste darin die Geschichte der Mönchsorden und des Kirchenrechts. Im elften finden wir die Geschichte des Privatlebens deutscher Fürsten, welches ein sehr schätzbarer Beitrag zur vaterländischen Geschichtskunde ist. Nur wenige Schriftsteller wagten es im vorigen Jahrhundert, den Schleier wegzuziehen, der so viel Unziemliches bedeckte. Man schaudert, wenn man z. B. die Geschichte eines Eduard von Baden liest (IX. S. 184 ff.), der aller Laster voll, seine eigne (übrigens nicht tugendhaftere) Mutter auf offner Straße an den Haaren herumschleifte, die Maitresse eines Franzosen heirathete und endlich im Trunk den Hals brach. Dann folgen noch sehr viele kleinere Abhandlungen, über das Recht des alten Adels auf Domherrnstellen, über die Revolution der Niederlande gegen Joseph II., über die alten Steuern in Hannover rc., und Recensionen historischer Werke. Der zwölfte Band beschäftigt sich ausschließlich mit Würtemberg, dem speciellen Vaterlande des Verfassers, und untersucht die älteste Geschichte des Landes, den Tübinger Vertrag, anderweitige Staatsverträge, das Verhältniß zum Reich und das vorübergehende Lehnsverhältniß zu Oesterreich, Besolds Uebergang zum Katholicismus (als Professor in Tübingen nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen), und das Privatleben Herzog Eberhard Ludwigs und der berüchtigten Grävenitz. Der dreizehnte Theil fährt fort mit Untersuchungen der würtembergischen Geschichte, namentlich mit der Geschichte des landständischen Ausschusses und des Geheimen Rathes, welches mit Recht für Spittlers Meisterwerk gehalten wird. Obgleich der Gegenstand nicht welthistorisch ist, so hat es die Geschichtsforschung doch bekanntlich nicht immer bloß mit den großen Umrissen des Völkerlebens, sondern auch mit der innern Tiefe der kleinen Hausgeschichte zu thun, und je die größten Geschichtschreiber haben dies durch ihre besten Werke bestätigt. Auch ist es nicht ein gewöhnlicher Provinzialpatriotismus, der den großen Spittler bei Abfassung dieser Spezialgeschichten erwärmt hat; es ist vielmehr ein gerechter Stolz auf das alte Recht und auf den alten Rechtssinn im Würtemberger Lande. Die landständische Wirksamkeit ist hier

nichts Neues, nichts etwa nach französischem Muster Improvisirtes, sondern eine dreihundertjährige Praxis, „Es ist, sagt Spittler, ein großes, schönes Schauspiel, aber ganz nach deutscher Art. Nicht viel feine Politik, aber viel gesunder Menschenverstand, der gerade zum Ziele hingeht. Kein wilder Sinn, den etwa die Kabale einiger wenigen Ehrgeizigen leicht bis zum tobenden Argwohn zu reizen vermochte, aber ein helles, redliches und lebenvolles Bewußtseyn dessen, was man will, das weder von den gewöhnlichen, noch feineren politischen Opiaten überwältigt werden konnte. Viel Ehrerbietung und Gehorsam, wie sich ziemt, gegen Geborene und Vorgesezte; aber dabei nie vergessen, daß Gott, der Herr, die Menschen aufrecht erschuf. Kein hitziges oder auch nur planmäßiges Betreiben, um in einem Menschenalter oder vollends gar in einem Zuge Alles zu vollenden, denn dies ist des Deutschen Art nicht; aber überall ein fester Sinn, der sich selbst gewiß ist, daß, was er heute nicht vollenden kann, morgen vollendet werden wird. Viel Ernst und viel Schlaffheit, seltsam durch einander gemischt. — Noch ehe sich in Würtemberg, wie in andern Ländern, die Prälaten und der Adel vereinigen mochten, so hatte schon der dritte Stand, zum sichern Gewahrsam seiner Freiheit, ein festes, unauflösliches Corps gebildet. Und nicht er ist, wie sonst fast überall, den schon vollendeten Corps der höheren Stände zugewachsen, sondern die Prälaten haben sich mit ihm, dem dritten Stande, vereinigt, und der Adel, der sich nicht vereinigen wollte, oder den man nicht zeitig genug zu dieser Coalition zwang, zerriß endlich die Bande völlig, die ihn ehedem zu einer Subordination mit den übrigen Unterthanen des Landes vereinigt hatten. Was sonst fast überall ganz langsam allmählich ward, stand hier auch gleich im ersten Werden fast schon vollendet da, und so gewann nicht nur das Corps selbst seine erste Existenz und fast vollendete Rundung, sondern auch die Rechte, die es für sich oder zum Besten der Repräsentirten erhielt, lagen hier mit einem Male in einem Umrisse da, den sie in andern Ländern nie erreicht haben, und der hier nachher bloß in feineren Schattirungen ausgebildet werden durfte. — Auch machen sonst fast überall in Ländern, wo mehrere Städte sind, bloß städtische Deputirte den dritten Stand aus, und selbst nachdem das Meyerrecht der Bauern zum Erbrechte geworden, so erhielten diese doch gewöhnlich keinen Antheil an der Repräsentation des Landes." Hier aber wars vom ersten Anfange her anders. Die Bauern erhielten nicht nur ihren Antheil, wie die Einwohner der Städte, sondern ihre Deputirten vereinigten sich auch gleich anfangs mit jenen, den städtischen Deputirten, zu einem Corps. Und da sonst das Interesse der Städte und das Interesse des platten Landes leicht eben so entgegengesezt ist, als die Prätensionen des Adels und die des Bürgerstandes einander durchkreuzen, so zeigte sich doch hier gleich anfangs eine Einheit, die nicht erst durch Aufklärung bewirkt werden durfte, sondern schnell und freiwillig, wie ein natürliches Gefühl, sich entwickelte. — Die Ursache ist klar, warum das alles hier so verschieden und hier so viel besser wurde, als anderswo. In andern Ländern haben Zufälle und Umstände das Beste thun müssen, und der patriotische Verstand nachfolgender Generationen hat nur gebessert und nachgeholfen, so gut sichs oft noch thun ließ, wenn die Formen der Institute schon hart geworden waren, und die schlaffen oder gutmüthigen oder erbitterten Menschen die Nothwendigkeit eines thätigen Nachhelfens nicht mehr begreifen wollten. In Würtemberg aber hat ein weiser Fürst gleich die erste Einrichtung selbst gemacht, und noch ehe irgend eine Noth eintrat, noch ehe die Gemüther zum wilden Fordern oder zum hartnäckigen Weigern erbittert waren, wurden Dispositionen entworfen, die, ohne besondere Beziehung auf irgend einen Stand im Staate, allein auf Gemeinwohl berechnet waren. Das alles fiel denn überdies glücklicherweise in Zeiten hinein, wo man schon klug genug war, um gute Einrichtungen machen zu können, und doch auch noch nicht so hoch klug geworden war, um, schlau ausgesponnenen Systemen zu Ehren, die Wahrnehmungen des gemeinen Menschenverstandes zu vergessen."

Solche klare Einsichten, aus einer vierhundertjährigen Erfahrung geschöpft (denn so alt sind die Landstände in Würtemberg), dürften den seichten und vornehmen Phrasen entgegenzuhalten seyn, mit denen einige norddeutsche Gelehrte in jüngerer Zeit sich gefallen, die deutschen Verfassungen zu bespötteln. Viele Umstände vereinigen sich allerdings, die Verfassungen je mehr und mehr illusorisch zu machen, allein eine andere Frage ist, ob es wohl gethan sey, dazu zu helfen, und ob, wenn aller Welt jene Illusion erst klar geworden wäre, nicht ein Zustand eintreten würde, in dem man die preisgegebenen Verfassungen sehnlich zurückwünschen würde.

Der vierzehnte Theil handelt von Spanien (Philipp V., die Ursini, castilische Steuereinrichtung); von Frankreich (Cardinal Dubois, Mirabeau); England (Elisabeths Heirathstraktat mit Erzherzog Carl, Entstehung des englischen Parlaments, Staatseinkünfte, Nationalschuld, ostindische Compagnie 2c.); Niederlande (Friedensnegociationen); Schweden (Tod Gustav Adolphs); Dänemark (die dänische Canzlei) und Recensionen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 4.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 10. Januar 1838.

Rückblick

auf die Umgestaltungen in der neuern und neuesten Literatur Deutschlands.

(Schluß.)

Wir haben früher schon dem historischen Roman eine große Bedeutung zuerkannt, sofern er dem erweiterten historisch-politischen Blick und der ganzen realistischen Richtung unseres Zeitalters entspricht und ein eben so natürliches als merkwürdiges Hülfsmittel ist, durch welches sich Poesie und praktisches Leben in einer kritischen Periode, in der sie in entgegengesezter Richtung auseinander zu laufen schienen, wieder verbunden haben. Deßhalb ist er auch eine Sache der Völker geworden und so sehr aus dem Bereich der poetischen Aristokratie herausgetreten, daß man kaum mehr sagen kann, er ist das Werk dieses oder jenen genialen Dichters, weil er in Masse von der Masse producirt und consumirt wird. Spindler ist unfehlbar der originellste unter den Dichtern dieser Manier. Was Tieck und Steffens versucht haben, ihn dem philosophischen Roman zu nähern, hat seine praktische Richtung nicht verändern können, die in der großen Masse, nicht in hundert, sondern in tausend Romanen derselben Manier dieselbe geblieben ist, und so wenig Unterscheidung des Colorits und der individuellen Auszeichnung zugelassen hat, daß das Hervorsuchen einzelner Dichternamen hier weit weniger der Mühe lohnt, als der Totalblick über die ganze, in ihrer Art einzige und kolossale Romanenmasse. Man zähle alle historischen Romane, die seit zwanzig Jahren in Deutschland erschienen sind, man nehme nur die ersten besten halbjährigen Meßkataloge zur Hand, und man muß erstaunen über diese ungeheure Fruchtbarkeit.

So wie die romantische Poesie sich in zwei Extreme zersezte, die beide eigentlich aus der Poesie hinausstrebten, blieb ein Rest von poetischer Kraft zurück, wie die Perle in der Muschel, deren beide geöffnete Schalen auseinanderfallen. Dieser kleine zarte Keim bleibt immer zurück, wenn eine poetische Periode sich überlebt hat, und es ist ganz naturnothwendig, daß der in ihm gerettete Geist sich zunächst wieder in der einfachsten Lyrik vernehmen läßt. So erklärt sich das Vorkommen der edelsten lyrischen Dichter in den verderbtesten Perioden unsrer Literatur, z. B. nach dem dreißigjährigen Kriege. Mit Lyrik fängt man immer wieder an. Sie ist die unzerstörbare Urmaterie, an die der poetische Geist gebunden bleibt, wenn er nach allen andern Verzweigungen hin auch abgestorben wäre. Sobald also der Desorganisationsproceß der modernen Poesie begann, mußte auch jene uralte und doch ewig junge Lyrik wieder hervortreten. Dies motivirt die so eigenthümliche Erscheinung Uhlands und Rückerts, die beide nur zwei Brennpunkte in einer Ellipse sind, der Eine vorwiegend Gemüth und Klang, der Andre vorwiegend Geist und Bild. Um sie reiht sich der glänzende Kreis neuer lyrischer Dichter, Freiligrath, A. Grün, Lenau, Kerner, Knapp, Mosen, Pfizer, Platen, Schwab ꝛc.

So wie diese Lyrik gleichsam in den Anfangspunkt aller poetischen Produktion zurückkehrt, so fällt eine gewisse Schule, die wir hier als die sechste Gruppe bezeichnen wollen, schon über die Grenzen aller Produktion hinaus. Dies sind die passiven Dichter, die nichts mehr selbst gestalten, sondern nur fremde Poesie empfangen, darüber reflektiren und sich das Verdienst derselben durch Monopolisirung ihres Verständnisses zuzueignen glauben. Man muß ihnen die Ehre anthun, sie zu den Dichtern zu rechnen, wenn sie gleich nur in der Puppe verkrüppelte Schmetterlinge sind. In gewisser Beziehung ist auch ihre Hingebung an einen fremden Dichter, das Hineinfühlen in denselben, das ausschließliche Leben und Weben in demselben, z. B. in Goethe höher zu achten, als es eine schlechte Nachahmung desselben seyn würde. Nur sollten sie ihre Gefühle für sich behalten und nicht so unerträglich davon schwatzen. Es

bezeichnet den weiblichen Grundcharakter dieser Schule, daß in ihr ein Weib besonders hervorragt. Wenn nämlich in Berlin selbst, wo diese Schule eigentlich zu Hause ist, der berühmten Rahel der Vorrang gelassen worden ist, können wir nichts dagegen einwenden, daß ihr derselbe bleibe.

Merkwürdig, doch sehr begreiflich ist, daß in demselben Maaß, in welchem die Reflexion von der Produktion sich entfernte, jüdische Talente sich einmischten. Dieser ätzende Stoff trat gleichsam naturnothwendig im Auflösungsproceß der Poesie hervor. Er markirte sich schon stark durch Rahel und einige jüdische Anhänger Hegels, die sich zu Geschmacksurtheilern besonders berufen fühlten, noch später aber in der Literaturgruppe, die wir hier als die lezte noch zu charakterisiren haben.

Es mußte nämlich auch eine moralische Scheidung und Zersetzung in zwei Extreme eintreten, sofern denn alles auseinander ging. Obgleich wir uns bekanntlich immer auf die moralische Seite geneigt haben, würden wir doch der geschichtlichen Wahrheit und Unparteilichkeit zu nahe treten, wenn wir nicht zugeben wollten, daß auch auf der moralischen Seite übertrieben worden ist, und daß in der Pruderie langweiliger Trauerspiele, langweiliger Familienromane und langweiliger historischer Romane, ja auch der bei den Schülern und Nachahmern oft sehr langweiligen Lyrik eine gewisse Herausforderung zum entgegengesezten Extreme lag. Wir haben vorlängst auf jene Langweiligkeit aufmerksam gemacht, sie getadelt und warnend die unmoralische Reaction vorhergesagt, zu der sie führen würde. Doch ist die sogenannte Rehabilitation des Fleisches und der große Anhang, den sie sich bei der literarischen Jugend verschafft hat, nicht bloß aus der Reaction gegen die frühere Pruderie zu erklären. Es trafen mehrere Umstände zusammen, die ihr vorübergehend günstig waren und es zum Theil noch sind. In Frankreich rief die Restauration und der Jesuitismus die systematische Opposition der alten Voltairischen Freigeisterei hervor. Damit war schon traditionell ein unsittliches Element verbunden, das schnell in die Mode kam, da es bei den jungen Republikanern sich mit Erinnerungen der Revolution, bei dem aristokratischen Conglomerat unter der Julidynastie mit den Erinnerungen an das alte Hofkostüm, an die alten Hofsitten verband. Von Frankreich aber drang dieses Element nach Deutschland herüber, indem die liberalen Sympathien längst ein Interesse, die Julirevolution endlich sogar einen Enthusiasmus für Frankreich erweckt hatten. Heine war es nun, der unter dem Schutz dieser Sympathien die Ungezogenheiten der neufranzösischen Romantik bei uns einführte. Das dem jüdischen Stamm eigene Zusammenhalten, und gewisse, von Seiten der Rahel'schen Schule bereits gegen die Ehe und andere moralische Institute erhobenen Zweifel führten bald eine Becomplimentirung Heine's und der neuen Gallomanie von dieser Seite herbei. Eine nicht minder große Unterstützung fand die junge Schule durch die Diversion, welche der bekannte Dr. Strauß zu ihren Gunsten machte, indem er das Christenthum zu untergraben unternahm. Endlich ist nicht zu läugnen, daß durch die bisher verpönte Indezenz eine der ergiebigsten Quellen literarischer Industrie eröffnet wurde. Sobald man sich nicht mehr schämte, war für solche Verleger und Autoren, denen jedes Mittel zum Zweck des Erwerbs recht ist, viel gewonnen. Indeß widerstrebt troz der eine Zeitlang für sie günstigen Umstände das Treiben dieser Leute doch zu sehr dem deutschen Nationalcharakter, als daß es von Dauer seyn oder auch nur eine ernsthaftere Krisis herbeiführen könnte, sofern sich nicht etwa anarchische Elemente anderer Art dazuschlagen.

Schließlich noch einige Worte über den gegenwärtigen Standpunkt der **Kritik** in Deutschland. Leider ist die Scheidung zwischen der strenggelehrten und der populären belletristischen Kritik immer noch zu scharf. Die beiden getrennten Massen des gelehrten und des nicht gelehrten Publikums sind noch nicht zusammengeschmolzen. Was durch populäre Handbücher geschehen ist, hat noch keine Nachahmung in der Journalistik gefunden. Die gelehrten Journale isoliren sich noch, sehn noch zu sehr vom Leben und den Interessen der Gegenwart ab, begraben sich in die Tiefen und in die Phraseologie jeder einzelnen Wissenschaft, und suchen den Ruhm lieber in der Minutiosität gründlichster Specialkritik als in der Resumirung und großartigen Anwendung der gewonnenen Resultate auf das Leben. Sie befinden sich noch auf dem einseitigen Standpunkt der Zunft, haben sich noch nicht auf den der Nation erhoben, und sind noch nicht, was sie doch seyn sollten, vermittelnde Organe der Nationalintelligenz im Großen. Die belletristischen Blätter auf der andern Seite haben ein größeres Publikum, üben daher auch unmittelbar auf die Nation größeren Einfluß; allein sie gehn auf bloße Unterhaltung aus, beschäftigen sich vorzugsweise mit trivialen Gegenständen der Mode und eines sehr flüchtigen Interesses, suchen im Gedränge einer fabelhaften Concurrenz je an einer bestimmten Lokalität Wurzel zu fassen oder sich durch Zusammenhalten in Coterien zu schützen, und ihre Kritik wird demnach zum großen Theile bloßes Geklatsch. In jüngster Zeit haben sich so viele unproduktive, zum Dichten und zur consequenten Arbeit in irgend einer Wissenschaft verdorbne, durchgängig unreife, von allesunternehmenden Verlegern schnell poussirte junge Leute zu diesen Blättern gedrängt und insbesondere die jüdisch-französische Partei hat sich mit so thätiger Industrie derselben bemächtigt, daß neben der schon lange herkömmlichen Seichtigkeit eine Frechheit

des Urtheils in ihnen zum Vorschein gekommen ist, die zumal in solcher Vielstimmigkeit Bedenken erregen muß. Von der Impietät, mit der sie das Heiligste und Edelste verhöhnen, von den Verläumdungen, mit denen sie sich an der Person ihrer Gegner rächen, von den Lügen, die sie ohne Scham ausbreiten, von der dreisten Lobhudelei, nach Partei- und Verlagszwecken, von der affectirten Vornehmthuerei, mit der sie die dubischesten Grundsätze für Philosophie ausgeben, von der Routine, mit der sie die indezendesten Bücher ganz unbefangen dem andern Geschlecht und der Jugend als eine anständige Lektüre empfehlen ꝛc., hatte man in früheren Zeiten noch keinen Begriff. Da sich nun sehr viele solche in den schlechtesten Händen befindliche Blätter neben den wenigen bessern geltend gemacht haben, und es keineswegs gleichgültig ist, wie durch sie das Publikum harangnirt, und welcher Geschmack, welche sittliche Gesinnung durch sie in der Menge verbreitet wird, so scheint der Wunsch gerechtfertigt, daß sich die gelehrte Welt etwas mehr, als bisher der Fall war, um das bekümmern möchte, was das große Publikum angeht, und daß anerkannte Intelligenzen und Autoritäten zusammenstehen möchten, um nach Art der englischen Reviews kritische Centralorgane zu bilden, vor denen die schäumenden Wellen der gegenwärtigen kritischen Anarchie zerstäuben müßten. Das Urtheil der Nation zu leiten sind nur die berufen, die einerseits in die geheimste Tiefe der Wissenschaft und Kunst, anderseits in den weitesten Umfang des Lebens blicken, die Männer, in denen sich der Nationalverstand am meisten concentrirt hat, und von denen aus er auch wieder auf die Massen am meisten excentrisch wirken sollte. Wenn in England und Frankreich sogar große Staatsmänner es nicht verschmähen, durch Journalartikel auf die öffentliche Meinung zu wirken, so sollten es bei uns wenigstens die erleuchtetsten Gelehrten thun, und den mächtigen Hebel der Journalistik nicht den Unberufensten überlassen. Der Einzelne wird freilich beim besten Willen immer einen schwierigen Stand haben; allein durch Zusammenwirken in einem praktischen Sinn, die Fronte dem Leben zugekehrt, läßt sich von Seiten unseres so hochgebildeten Gelehrtenstandes viel thun. Daß die neuangekündigte Vierteljahrsschrift in dieser Richtung Bahn brechen möge, wünschen wir von Herzen, geben uns aber unter allen Umständen der Hoffnung hin, ein Zustand der Kritik, wie der gegenwärtige, werde nicht lange mehr dauern, da er der Reise, zu der unsre Nation herangebildet ist, durchaus unwürdig scheint, und wir hinter dem Beispiel anderer Nationen in dieser Beziehung nicht immer zurückbleiben können.

Werk über den Orient.

Les deux mondes par Mr. Gustave d'Eichthal etc. Servant d'introduction à l'ouvrage de M. Urquhart: La Turquie et ses ressources. Leipzig, Brockhaus, 1837.

Mit vollem Rechte glaubt der Verfasser, daß Asien einer gänzlichen Umwandlung entgegengehe, welche durch europäische Einflüsse werde herbeigeführt werden. Er scheint eine der strebsamen und zugleich tief empfindenden Naturen zu seyn, hineingezogen in neuere Versuche, die Welt religiös und social wieder in ihre Fugen zu bringen. In dieser Hinsicht dietet nun freilich Asien das Vaterland aller Glaubensformen, das dreiteste Feld, aber wir müssen gestehen, wir wünschten diesem wohlgemeinten und an neuern und tiefen Gedanken reichen Werkchen mehr Licht und weniger Wärme. Frag- und Ausrufungszeichen gibt es genug im Leben, und politische Schriften sollen sie nicht wiedergeben, sondern entbehrlich machen.

Eine orientalische Natur mit deutschem Gemüth und in französischem Gewande strebt, sich und andern Gegenwart, Zukunft, wahres Bedürfniß des Morgenlands, und die Stellung der europäischen Staaten zu demselben klar zu machen. Hier dringt sich nun zuerst die Bemerkung auf, daß der Verfasser dem germanischen Stamme nicht die gebührende Gerechtigkeit widerfahren läßt, sondern Paris als Hauptstadt des Abendlands darstellt, während der deutsch-englische Stamm durch Amerika und Australasien, durch Ostindien und die unzähligen in und an allen Meeren besetzten und befestigten Punkte durch Vorderasien, von welchem der Verfasser vorzüglich spricht, umgarnt und so zu sagen strategisch beherrscht.

Der Handel war stets der wichtigste Krieger der Gesittung und Duldung. Er wird es auch in Asien seyn. Wohl sind die Türken mehr zurückgeblieben als zurückgegangen, aber ihr Verhältniß zur übrigen, besonders zur handelnden Welt ist dadurch um nichts besser geworden. Diese verlangt Friede, Sicherheit der Personen und des Eigenthums, sucht einen Zustand herbeizuführen, welcher Kapitalien entstehen und schnell umtreiben läßt, neue Tauschmittel dietet, und allenfalls Gelegenheit überschießender Bevölkerung Beschäftigung und Lebensunterhalt zu gewähren. Dieses wird sie erreichen, aber in der Hauptsache werden sie Orientalen bleiben wie sie sind, wie sie waren, seit die Geschichte von ihnen spricht, und dieses aus dem Grunde, weil Sonne und Boden derselben sind wie von jeher.

Wir glauben die Denkweise Hr. Urquharts gehörig zu kennen, um voraussetzen zu dürfen, daß auch er von diesem zwar höchst prosaischen, aber gewiß politisch

richtigeren Standpunkt aus die große, hier aufgeworfene Frage beantworten werde, und behalten uns vor, auf das vorliegende Werk zurückzukommen, wenn das Herrn Urquharts in diesen Blättern beurtheilt werden wird. Wir leben der Hoffnung, daß der Herr von Eichthal deutsch denken und schreiben, und in seinen künftigen Werken das große Wort des Herzogs Bernhard von Weimar an Pater Joseph besser bedenken werde, als bei vorliegendem. E.

Geschichte.

Geschichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Herrschaft der Almeraviden und Almohaden, von Dr. Joseph Aschbach. Erster Theil. Frankfurt a. M., 1833. Zweiter Theil, 1837. gr. 8.

Der Verfasser hat schon durch seine Geschichte der Westgothen bewiesen, daß er jene Eigenschaften, welche zu einem tüchtigen Historiker erfordert werden, in hohem Grade besitze, und die Erwartungen, welche sein erstes Werk erregte, durch seine Geschichte der Ommaijaden, so wie durch dieses neueste Werk, vollkommen gerechtfertigt. Wir wollen uns in den Gegenstand nicht näher einlassen, aber, um unsern Lesern eine kleine Probe von dem Style und der Darstellungsweise des Verfassers zu geben, seine Ansicht über die Geschichte des Cid mittheilen: „Forscht man nach der Ursache, warum gerade der Cid unter allen spanischen Helden eine so große Berühmtheit erhalten hat, indem doch die Thaten der frühern Grafen von Castilien und anderer hochverdienter Streiter fürs Vaterland, anstatt im dankbaren Andenken des spanischen Volkes aufbewahrt zu werden, fast in Vergessenheit gekommen sind: so wird man finden, daß der Cid die Verewigung seines Namens und seine hohe Stellung unter den spanischen Helden hauptsächlich den damaligen Zeitumständen zu verdanken hat. Nicht allein das Verdienst, sondern auch eine dafür empfängliche Mitwelt umwindet die Schläfe des Helden, wie des Dichters mit dem Lorbeerkranz und gründet für alle Zeiten den Nachruhm. Der Cid ist, wie Achilles, durch die Sänger unsterblich geworden. Sein Leben fällt in jene bewegte Zeit des ersten Kreuzzuges. Da der Papst den spanischen Christen nicht erlaubte, Theil an der Eroberung des gelobten Landes zu nehmen, sammelte ein mit seinem König zerfallener spanischer Vasall die kampflustigen Castilier und Aragonier zu einem Heerzug gegen Valencia, fast um dieselbe Zeit, als Gottfried von Bouillon an der Spitze des fränkischen Heeres zur Eroberung des heiligen Grabes auszog. Der Cid, näher dem Ziele seiner Eroberung, ist schon im Besitz der Stadt, als die Kreuzfahrer kaum noch sich auf den Weg gemacht haben. In demselben Jahre, als der Cid, unverdrängt aus dem errungenen Besitz Valencia's, starb, wurde Jerusalem erobert. — Sobald die frohe Kunde von der Einnahme der heiligen Stadt mit großer Schnelligkeit in alle Länder Europas verbreitet wurde, und die Namen der Haupthelden des ersten Kreuzzuges in Aller Mund waren, so gab dieses den kriegerischen Spaniern, die vom Kreuzzuge ausgeschlossen worden, einen Sporn, die ähnlichen Großthaten ihrer Helden, die bisher für natürliche Ereignisse der Verhältnisse ihres Landes zu den maurischen Reichen gehalten, und deßwegen der Ueberlieferung und Erhebung nicht sehr werth geachtet wurden, der christlichen Mit- und Nachwelt in Liedern und Gesängen aufzubewahren. Am nächsten lag die Eroberung Valencias, eine der Einnahme Jerusalems ähnliche Begebenheit, die hier von Rittern, nicht von einem Könige gemacht worden. Daher wurde der Cid Hauptheld der spanischen Dichtkunst. Sein Name repräsentirt die spanische Ritterschaft, an ihn knüpfte sich das Ideal einer frommen, großmüthigen, edlen, ritterlichen Tapferkeit.“

Rom im Jahrhundert des Augustus oder Reise eines Galliers nach Rom zur Zeit von Augustus Regierung und während eines Theiles der Regierung Tibers. Nach dem Französischen des M. L. Charles Dezobry bearbeitet von Th. Hell. Erster und zweiter Theil. Leipzig, 1837. kl. 8.

Unsere Erwartungen wurden wenig befriedigt. Nehmen wir Fergusons römische Geschichte und die Alterthumskunde von Adam, so finden wir in diesen beiden Werken noch ungleich bessere Belehrung, als sie uns das in Frage stehende Werk zu geben vermag, dessen ganzer Vorzug in einer einfachen Einkleidung und gefälliger Verknüpfung der einzelnen Stoffe bestehen möchte. Wer Rom im Zeitalter des Augustus genau kennen lernen will, bleibt noch immer an die Quellen verwiesen, oder er muß sich in Schlossers Meisterwerke Raths erholen, welches, wenn es sich auch nicht mit jener Ausführlichkeit über alle Umstände verbreitet, die in einer Specialgeschichte zur Sprache kommen müssen, doch die wichtigsten Angelegenheiten mit einer Gründlichkeit und Unbefangenheit erörtert, welche man bei französischen Gelehrten vergeblich sucht. Stellen wir das Werk von Dezobry mit dem Anacharsis zusammen, so erscheint dieser natürlich im vortheilhaftesten Lichte, und Herr Dezobry hat noch viel zu thun, bis er seinem Buche nur jene Bedeutung verschafft, welche die Reise des jungen Anacharsis für die Kenntniß Griechenlands hat, obgleich auch dieses Werk den gegenwärtigen Anforderungen nicht mehr genügt. d.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 5.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 12. Januar 1838.

Kunst.

Beschreibung der Stadt Rom von Ernst Platner, Carl Bunsen, Eduard Gerhard und Wilhelm Röstell. Dritter Band. Die sieben Hügel, der Pincio, das Marsfeld und Trastevere. Erste Abtheilung. Capitol und Forum, Palatin, Aventin und Cölius nebst ihren Umgebungen, oder der Beschreibung 3tes bis 7tes Buch. Mit Plänen, Aufrissen und Ansichten. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1837.

Dieses vortreffliche Werk rückt hier um ein Bedeutendes seiner Vollendung entgegen. Nachdem früher in der das Einzelne betrachtenden Beschreibung die Stätte der neueren Herrlichkeit Roms und der Mittelpunkt der katholischen Kirche, das vaticanische Gebiet, war untersucht und gezeichnet worden, tritt der Hauptgegenstand des Unternehmens, die Schilderung des alten Roms, eigentlich erst mit dem vorliegenden Bande auf. Die Verfasser nennen es auch in der kurzen Vorrede den ersten Versuch, von den ewig merkwürdigen Denkmälern der Weltstadt eine möglichst vollständige, anschauliche und geschichtliche Rechenschaft für die Gesammtheit der gebildeten Leser und Beschauer zu geben. Daß aber der Versuch durch das Zusammenwirken geistig so hochgestellter, gründlichgelehrter und feingebildeter Männer, wie es die durch die ersten Bände des Werks berühmten Herausgeber sind, weit über den gewöhnlichen Boden erster dergleichen Unternehmungen zu stehen komme, diese Erwartung ist aufs Erfreulichste gerechtfertigt. Es ist dem Leser, der nicht bloß Hypothesen lesen will, woran gerade sonst Niemand ergiebiger ist als die Archäologen und Topographen, eine große Befriedigung, die Thatsachen, die ihm hier dargeboten werden, aus einer durchgängigen Prüfung der noch vorhandenen, auch der seltensten Quellen hervorgehen zu sehen. Und doch, so gelehrt der kritische Nebenbau der ganzen Darstellung ist, so tritt er doch für Denjenigen, dem es um gründliche Belehrung zu thun ist, nicht weiter hervor, als es dessen bedarf, um eine genügende Ueberzeugung von dem Mitgetheilten zu verschaffen. Zugleich gehört es zu dem ausnehmenden Werthe der vorliegenden Beschreibung, daß, soweit sich dies ermitteln läßt, eine Geschichte jedes einzelnen Monuments aus dem alten Rom gegeben und die früheren und späteren Veränderungen seiner Gestalt, Beschaffenheit und Verwendung vorgebracht werden. Aus dem Bestreben nun, in möglichster Vollständigkeit das Gewisse vorzutragen, und doch gegen vorgefaßte Meinungen älterer und neuerer Forscher sich zu bewahren, bloßen Vermuthungen, die kein historisches oder locales Zeugniß für sich haben, den Raum zu versagen, auch von dem Bedeutendsten lieber weniges Wahre, als vielerlei Unsicheres zu berichten, — hieraus ist zu erklären, daß in dem Umfange der Beschreibung einzelner Partien eine Ungleichheit hier und dort sich bemerken läßt. Diese Ungleichheit ist aber auch zugleich eben Bürgschaft für die Vorsicht und Selbstverläugnung der Berichterstatter, und erfüllt mit um desto größerem Vertrauen zu demjenigen, was sie darstellen, und dessen ein reicher Stoff ist und der sich in ihren Mittheilungen zu einem so schönen als großartigen Bilde rundet. So anerkennungswerth diese Behutsamkeit ist; so liebenswürdig ist auf der andern Seite bei Gelehrten, die so durchgängig Alles mit eigenen Augen gesehen und geprüft und so manches eigenthümliche Ergebniß gefunden haben, die rühmende Bezeichnung Anderer, welche im Besondern da oder dort ihnen vorgearbeitet hatten, und eine deutsche Offenheit in der Achtung gegen fremdes Verdienst, namentlich gegen die Untersuchungen italienischer Schriftsteller und Kunstforscher, daran sich die Italiener selbst ein Exempel nehmen mögen, die erst jüngst bei der von Förster gemachten Entdeckung und Beschreibung der Paduanischen Fresken von Giotto ein ungebärdiges Geschrei erhoben haben, als wenn sie das Alles längst besser gewußt hätten und nicht erst von dem Ultramontaner es zu lernen brauchten.

Auf Näheres sey hier nur mit Wenigem hingedeutet. Die Vorsicht der Herausgeber hat sich am meisten in der Beschreibung der Denkmäler und des Umfanges vom alten römischen Forum gezeigt. Eine Herstellung desselben haben sie aus Mangel an genauen Thatsachen zu versuchen unterlassen, doch ist es außer Zweifel gestellt, daß die drei Säulen an dem capitolinischen Steig, welche man bisher allgemein für die Reste des zu Ehren des Jupiter Tonans, der ihn in seinem Feldzuge gegen die Cantabeer von der Gefahr, durch den Blitz erschlagen zu werden, befreit hatte, von dem Kaiser Augustus erbauten Tempels hielt, vielmehr einem Saturnustempel angehören, demselben ehrwürdigen Heiligthum des alten Roms, das, mit dem anstoßenden capitolinischen Tabularium, die aufgehäuften Schätze der Welt barg. Ebenso hat man fälschlich die acht jonischen Säulen, die sich neben dem Forum zur Linken des capitolinischen Steigs erheben, fälschlich dem Tempel der Concordia zugetheilt; sie sind dagegen von einem Tempel des Kaisers Vespasian; der wahre Concordientempel aber, den der berühmte M. Furius Camillus in Folge eines i. J. 388 der Stadt gethanen Gelübdes zur Einigung der Patricier und Plebejer erbaut hatte, und der von August, und noch später von Constantin d. Gr. wieder hergestellt worden war, stand, wie die i. J. 1817 unternommenen Ausgrabungen bewiesen, neben dem Palaste des Senators und links von der vom Bogen des Septimius Severus nach dem Capitol führenden Treppe. Die Vorsicht in Betreff einer abschließenden Bestimmung über die Grenzen und Denkmäler des Forums ist mittlerweile reichlich belohnt worden. „Erst seit dem Drucke des vorliegenden Bandes hat die Entdeckung der Julischen Basilika, mit einigen anderen Ergebnissen der Ausgrabungen, welche Europa der rühmlichen Sorgfalt der (gegenwärtigen) päpstlichen Regierung verdankt, die Feststellung der nachweislichen Grenzen des alten Forums möglich gemacht, und damit die Bestimmung der wirklichen Lage seiner Hauptgebäude in den verschiedenen Epochen, die es durchgegangen ist. Wenn wir uns nicht täuschen, so haben uns die hierdurch bedingten Forschungen nicht allein dieses wichtige Ergebniß, sondern auch die Herstellung der an das Volksforum sich anschließenden Prachtanlagen Julius Cäsars und der Kaiser gesichert.“ (Vorwort S. VI.) Die zusammenhängende Darstellung dieses Gewinnes wäre für einen bloßen Nachtrag zu umfassend gewesen; ihr soll daher ein eigner Abschnitt gewidmet werden, mit welchem die Fortsetzung des Werkes in der folgenden Abtheilung zu beginnen hat.

Die ausführliche historisch-antiquarische Beschreibung des Capitols ist von Bunsen, die nähere Bezeichnung der neueren Capitolsgebäude mit ihren Sammlungen von Platner verfaßt, und auch hier von dem capitolinischen Museum, wie in dem zweiten Bande des Werkes von den vatikanischen Kunstschätzen, die erste vollständige Verzeichnung und Beschreibung gegeben, so daß, wer auch nicht gerade um die römische Topographie sich angelegentlich bekümmerte, und nur einen gedrängten, gebildeten und sicheren Führer durch die römische Kunstwelt zur Hand bekommen will, dieses Buches nicht ferner wird entrathen können. Unter den bisher unbekannten Resten des alten Capitols ist wohl am merkwürdigsten die unter dem Senatorspalast noch befindliche großartige gewölbte Säulenhalle, nach dem Forum offen und durch Pfeiler gestützt, an welche von außen Säulen sich lehnten; 17 Fuß breit, um das Doppelte hoch, und in der Länge elf solche Bogen zeigend. Hier ist das alte Tabularium, der Ort, wo in der römischen Republik die Volksbeschlüsse aufbewahrt wurden, in eherne Tafeln eingegraben, die man an die Wände angehängt denken muß. Durch das Niederlegen in diesem Tabularium erlangte das Gesetz Gültigkeit; auch die Verträge mit andern Freistaaten und mit Fürsten waren dort befindlich; man kann daher den Ort als das Archiv und die Canzlei des römischen Reichs bezeichnen. In den geheimen Gemächern aber, zu welchen man von hier aus gelangte und die auch im unteren Stockwerke müssen angelegt gewesen seyn, befanden sich die Fahnen und wahrscheinlich die Arbeitsregister der Bürger, vornämlich aber das Aerarium, die Schatzkammer des Reichs, welche eben hier an die hintere Seite des Saturnustempels anstieß. Zwei Oeffnungen, in den vermauerten Säulenweiten angebracht, zeigen die bewunderungswürdige Aussicht auf die darunter liegenden Tempeltrümmer und das Forum, den Palatin und Cölius im Hintergrunde, und auf das reizende Albanergebirge, ein Blick auf den nächsten Theil der Weltherrschaft, deren Mittelpunkt in diesem einfachen, aber großartigen Portikus lag.

Mit gleicher Treue werden die Triumphbögen, die verschiedenen Fora, besonders die Basilika des Friedens, die palatinischen Trümmer, das Colosseum des Vespasian und die übrigen denkwürdigen Denkmäler des alten Roms in dem vorbezeichneten Gebiete geschildert. Vorzügliche Sorgfalt ist der Ausmittelung des von Hadrian erbauten Doppeltempels der Venus und Roma gewidmet und seine Herstellung versucht. Das Colosseum ist mit den Zeichnungen des deutschen Architekten Knapp in einer gründlichen Ausführlichkeit veranschaulicht und erklärt.

Auch auf diesem Theile des alten Roms hat das neuere sich so lange angesiedelt erhalten, bis die Ungesundheit der Luft seine Bewohner von hier verdrängte. Die herrlichen Kirchen und Klöster, die aus frühesten Jahrhunderten auf dem Aventin und Cölius gestanden, sind nun, wie die Parochialkirche von Rom, die Basilika des h. Johannes vom Lateran, beinahe ganz verlassen und verödet, auch St. Paul außerhalb den Mauern,

erhebt sich nur langsam aus seinem Schutte hervor. Der Freund des christlichen Alterthums muß dafür den Herausgebern besondern Dank wissen, daß die älteste Gestalt oder doch das frühere Aussehen dieser Bauwerke der christlichen Vorzeit so genau als es irgend geschehen konnte, zur Erinnerung gebracht ist, und wer wollte nicht mit den, wie hochgestellten, doch freimüthigen Verfassern in die Klage ausbrechen, daß unter allen Denkmälern altchristlicher Kunst in Rom keines ist, auch nicht St. Paul, nicht San Clemente, welches den reinen, edeln Styl seines Ursprungs auch in späteren Nachzeiten und Ausbesserungen durchaus beibehalten hätte; daß vielmehr die meisten in einer geschmacklosen Modernisirung wahrhaft untergegangen sind. Indessen gereicht es doch der Regierung Leos X. zur Ehre, daß sie bei dem zur Wiederherstellung der Paulskirche zu entwerfendem Plane die ganze Alterthümlichkeit derselben im Sinn hatte. Ist dem auch in der Wirklichkeit nicht strenge nachgekommen; so sind doch mehrere grobe Mißstände, welche die frühere Kirche entstellt hatten, bereits hinweggeschafft worden, und dies Alles, wozu die neuen prachtvollen Granitsäulen vom Simplon kommen, deren Schäfte, zu 1100 Scudi jeder, vom Lago maggiore hergeliefert wurden, bewirkt einen Aufwand, der unter den gegenwärtigen mißlichen Verhältnissen des Kirchenstaates und der auswärtigen Kircheneinkünfte volle Anerkennung verdient.

Möge die Fortsetzung und Vollendung dieses den deutschen Fleiß und Geschmack gleich sehr bewährenden Unternehmens durch keine fernere Störungen unterbrochen werden, und möge sich Rom überzeugen, daß die Reform, welche deutsche Forscher in seine Topographie gebracht haben, rühmlicher sey und gesegneter als die gregorianischen Umtriebe, welche seine Priester im deutschen Kirchenwesen jüngst zu erheben versucht haben, an deren glücklichen Niederschlagung auch der eine unter den deutschen Alterthumsfreunden, welche dieses Buch schreiben, thätigst mitgewirkt hat, und jezt aufs Neue in die große Weltstadt mit den Segnungen seiner und aller Freunde des Rechtes und der Ordnung, wie der Wissenschaft und Kunst, zurückgekehrt ist. G.

Morgenländische Literatur.

1) **Die Verwandlungen des Abu Seid von Serug oder die Makamen des Hariri, in freier Nachbildung von Fr. Rückert. Zweite vervollständigte Auflage. Zwei Bände. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1837.**

Dieses bereits bekannte Werk erscheint hier in einer sehr eleganten zweiten Auflage. Es gehört zu den sonderbarsten Bereicherungen unsrer Literatur, sofern es, obwohl in Prosa, durchaus in Reimen geschrieben ist. Wenn schon der arabische Dichter es hauptsächlich schrieb, um seinen Wortwitz auszuströmen, so hat Rückert, im Bewußtseyn seines großen Sprachtalents, in der deutschen Uebertragung noch mit ihm gewetteifert. Die Uebertragung nämlich ist sehr frei, und Rückert hat dem deutschen Wortspiel völlig den Zügel schießen lassen. Die Sprache ist hier Hauptsache, der Sachinhalt hat weniger Bedeutung. Es ist damit wie mit den Werken des Pater Abraham a Santa Clara, dem Hariri außerordentlich gleicht. Abu Seid macht oder erzählt Schwänke aller Art, wobei das Komische nicht immer in der Handlung, immer aber in der Erzählung liegt; ja der Dichter scheint nicht selten die unbedeutendsten Stoffe zu wählen, um ihnen durch seine Redekunst ein Interesse zu verleihen.

Zur Orientirung solcher Leser, welche die erste Auflage noch nicht kennen sollten, setzen wir eine kleine Probe aus der elften Makame her: „Ich weilte in Baghdad in einem dichten Kreise — edler Dichtergreise, — die, wo sie mit ihrer Kunst hervortraten, — es den Kunstreichsten zuvorthaten, — sodaß kein Gegner ihnen den Vortritt abstritt, und kein Ueberlegner auf der Bahn den Vorritt abritt. — Wir ergiengen uns, sitzend in der Morgenluft, — unter Redeblüthen und Geistesduft, — in des Gespräches verschlungener Windung, — Ernstes und Scherzes Verbindung; bisdaß der Tag, der sich halbete, — das frische Laub der Unterredung falbete, — und die muntern Augen mit Schläfrigkeit salbete. — Da sahn wir ein altes Weib heranwanken wie im Schwindel, — hinter ihr ein Kindergesindel, — jedes dünn wie eine Spinne und schmächtig wie eine Spindel, — armselig wie ein unflückes Täubchen, — verlassen wie auf dem dürren Zweig ein Räupchen. — Und kaum ward sie uns ansichtig, — so war es richtig, — daß sie uns anlief — und anrief: — Gottes Gunst den Gönnern! — eine Kunde sey den Kennern, — eine Mahnung der Menschlichkeit euch Männern! — O ihr, landflüchtiger Hoffnungen Zuflucht, — schiffbrüchiger Wünsche Ruhebucht, — ihr, dem Troste der Wittwen und Waisen — gewidmeten Weisen! — wisset, daß der, die hier sich beugt, — sich einst jedes Haupt und Knie gebeugt, — eh das Unglück sie gebeugt, — daß sie war vom Reichthum gezeugt, — von der Fülle gesäugt, — vom Ueberfluß ausgestattet, — nie vom Verdruß überschattet; — des Hauses Schlüssel führend, — des Herdes Flammen schürend, — in Wohlhäbigkeit — und Freigebigkeit — vertrauend auf des Glückes Ewigkeit, — schaltend und waltend über die Frauen, — wie der Mann in der Männer Gauen. — Denn mein einmal — war mein Gemahl, — der den Vorsitz führte beim Mahl, — und in der Schlacht sich thürmet ein Ehrenmaal; — bis das Geschick uns ergriff

bei den Armen, — und uns schleuderte zu den Armen, — uns trieb aus den offenen Thoren — zum offenen Spott der Thoren, — daß künftig im heimischen Hause — das Unheimliche hause. — Es zerbrach den Schlüssel und das Schlüsselbein, — und wies uns von der Schüssel zum Schüsselein; — es stieß um des Herdes Kessel, — es stürzte um der Herrschaft Sessel, — es zerbrach des Dienstes Fessel, — und warf die edle Rose unter die Nessel. — Es blies uns den Span aus, — und zog uns den Zahn aus, — es fegte die Bahn aus, — und trieb uns den Wahn aus. — Es brach die Krone dem Stamm ab, — und nahm dem Hahne den Kamm ab, — die Satteldecke dem Zelter, — den Inhalt aus dem Hälter, und den Strom von der Kelter. — Es drängte und trieb, — es hezte und hieb, — es raffte und rieb, — bis nichts uns blieb, — keine Au und keine Zeder, — keine Klau' und keine Feder, — kein Schloß und kein Riegel, — kein Roß und keine Striegel, — kein Dach und keine Ziegel, — kein Gemach und kein Spiegel; — kein Halm und keine Tenne, — kein Bogen und keine Senne, — kein Riemen und kein Pfriemen, — kein Hammer und keine Klammer, — kein Haken und kein Laken; — kein Stahl und kein Stein, — kein Strahl und kein Schein, — keine Schaal' und kein Schrein, — kein Thal und kein Hain, — kein Mahl und kein Wein, — als nur Qual und Pein. — Leer ist die Hand, — und unstät der Fuß, — gebeugt das Haupt, — und gekrümmt der Rücken. — Verdorrt ist die Luft, die grüne, — und fort ist das Gold, das gelbe; — geschwärzt ist der Tag, der weiße, — und geweißt das Haar, das schwarze; — für das Auge, das rothe, — ist willkommen der Tod, der blasse. — Doch hier das verlassene Trüppchen, — wie zitternde Flämmchen am trocknen Lampenschnüppchen, — der Umfang ihres Wunsches ist ein Süppchen, — der Gipfel ihrer Sehnsucht ein altes Jüppchen; etwas leicht entbehrtes, — halb verzehrtes, etwas abgelegtes, — aus dem Hause gefegtes!“ — Die Bettlerin besticht durch diese Rede ihre Zuhörer, und als sie reichlich Almosen erhalten hat, gibt sie sich plötzlich zu erkennen als Abu Seid, der sich als altes Weib verkleidet hatte. Ein andermal kommt er bitter klagend über seine Armuth, da er eine schöne Tochter habe, die er gern vermählen möchte. Seine Beschreibung des schönen Mädchens und ihrer Noth bewegt alle Herzen; man gibt ihm reichlich, und plötzlich erfährt man, daß er wieder nur einen Possen gespielt hat, und daß seine Tochter, mit den feuchten Augen, das vom Sonnenstrahl ferne, eingesperrte junge Blut, ein Faß Wein im Keller ist. Begreiflich kommt es bei so leichten Scherzen nur darauf an, durch die große Kunst der Sprache dem Leser (wie bei Hariris Zuhörern) eine Spannung zu erwecken, so daß, wenn man sich am Ende getäuscht sieht, die Sprache eben deßhalb ihren Triumph feiert.

Geschichte.

Die spartanische Verfassung in ihrer Entwicklung und ihrem Verfalle, von Dr. Karl Heinrich Lachmann. Mit einer Einleitung über die Anfänge der griechischen Geschichte. Breslau, 1836. 8.

Seit dem Erscheinen von Manso's Geschichte Spartas hat das Studium der griechischen Geschichte so große Fortschritte gemacht, daß mehrere Abschnitte dieses verdienstlichen Werkes, dem jetzigen wissenschaftlichen Standpunkte schwerlich noch ganz genügen können. Müller hat in seinem schönen Werke über die Dorier auch dem spartanischen Staate gebührende Sorgfalt gewidmet, und seine tiefen Forschungen haben reichen Gewinn getragen. Wie viele Belehrung die Deutschen diesem um das gesammte griechische Alterthum hochverdienten Gelehrten zu verdanken haben, ist allgemein bekannt. Was jedoch die spartanische Staatsverfassung betrifft, so hat er wegen des großen Umfanges seiner Aufgabe den von Manso eingeschlagenen, geschichtlichen Weg verlassen, und, wie Tittmann, die Form der allgemeinen Beschreibung gewählt, welche eine tiefere Forschung und Kritik vielfach erschwert. Daher kann man das vorliegende Werk, in welchem dieser Gegenstand einer neuen und selbstständigen Untersuchung unterworfen wird, nicht zu den überflüssigen Erscheinungen der historischen Literatur zählen. Die Erzählung der Begebenheiten, welche mehr in die allgemeine Geschichte Griechenlands gehört, konnte der Verfasser nur in allgemeinen Zügen verfolgen, dagegen mußte er besonders bei ihrem Einfluß auf die neueren Zustände verweilen. Diese Untersuchungen leiteten Herrn Lachmann zu andern, über die Sagen vor dem Dorierzuge, deren Ergebnisse er uns in der Einleitung darstellt. So gerne wir sein redliches Streben anerkennen, so wenig können wir mit der Art und Weise zufrieden seyn, auf welche er die Urgeschichte von Hellas behandelt hat. Hätte er die ganze Periode vor dem Zuge der Dorier mit mehr Kritik behandelt, und gezeigt, daß dieselbe durchaus mythisch ist, und niemals einen Theil der eigentlichen Geschichte ausmachen kann, dann würden seine Ansichten mehr nützen können. So wenig wir mit dieser Einleitung zufrieden seyn können, so gerne ertheilen wir dem Verf. das wohlverdiente Lob, daß die Darstellung der spartanischen Verfassung in ihrer Entstehung und in ihrem Verfalle überall eine sorgfältige Benützung der Quellen verrathe, und auch denjenigen Lesern, welche Mansos und Müllers Werke kennen, immer noch viele neue Aufschlüsse gewähre. Daß übrigens auch dieser Theil der hellenischen Geschichte noch nicht erschöpft ist, und noch vieles zu thun übrig bleibt, liegt in der Schwierigkeit des Gegenstandes. Die äußere Ausstattung des Werkes ist vorzüglich. d.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 6.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 15. Januar 1838.

Morgenländische Literatur.

2) Sieben Bücher morgenländischer Sagen und Geschichten von Fr. Rückert. Zwei Bände. Stuttgart, Liesching, 1837.

Muhamedanische Sagen, theils religiöse, die mit der jüdischen Tradition nahe verwandt sind, theils historische und, wenn man so sagen darf, didaktische, sofern in der Form von Sagen Lehren ertheilt werden. Viele darunter sind sehr schön; doch vermissen wir viele noch schönere, wie sie z. B. in dem „Rosenöl“ (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1813) mitgetheilt sind. Zu den vorzüglichsten gehören folgende:

Das Wunder auf der Flucht.

Auf jener Flucht, von welcher nun
Das Morgenland die Jahre zählt,
Als im Gebirg um auszuruhn
Mohammed hat die Höhl' erwählt,
Wo Abubeker bei ihm war,
Und vor der Höhle die Gefahr,
Der feindlichen Verfolger Schaar —

Mohammed sprach: Was zitterst du?
Wir sind nicht zwei hier, wir sind drei.
Da kam hernieder Gottesruh,
Gefühl, daß Gott mit ihnen sey.
Sie fühlen Friedensathem wehn!
Die Feinde vor der Höhle stehn,
Was hindert sie herein zu gehn?

Die Taube draußen auf dem Stein
Hat in der Nacht ihr Ei gelegt;
Die Spinne hat den Eingang fein
Mit seidnem Vorhang überhegt.
Betrogen siehts der Feind und spricht:
Das Ei ist ganz, das Netz ist dicht;
In dieser Höhle sind sie nicht.

In dieser Höhle sind sie doch,
Die Feinde aber gehn vorbei.
Bei Spinn' und Taube ruhn sie noch,
Bis draußen sind die Wege frei;
Dann gehn sie hin wohl ausgeruht,
Und danken Gott für treue Hut,
Der groß im Kleinen Wunder thut.

Die Gründung von Fostat.

Solang der Feldherr Omar's, Amru Ben Alas,
Erobernd in Aegypten weilte, wohnet' er
Nur unter einem Zelte, das er nah dem Nil
Aufschlagen hatte lassen; nie in einer Stadt,
Und nie in einem Dorf auch übernachtet' er;
Der Platz des Feldherrn, sprach er, sey im Feld, im Zelt.
Als nach der Unterwerfung all des Landes nun
Er an den Aufbruch dachte, wollt' er auch das Zelt
Abbrechen lassen, aber Tauben siedelten
Im First und hatten Junge; die zu schonen, ließ
Er stehn sein Zelt; um dieses wurden Hütten erst,
Dann Häuser, dann Paläst' erbaut, und eine Stadt
Erwuchs am Orte, die von Amru's Zelte jetzt
Den Namen Fostat (welches Zelt bedeutet) führt,
O Sohn, ein Beispiel, wie aus Kleinem Großes wächst.

Das Schloß von Kufa.

Abdelmalik war im Schloß von Kufa,
Als man ihm den Kopf des Maßab brachte,
Der zuletzt das Reich ihm streitig machte;
Und der Sieger rief mit Freudenrufe:
Neuerschönt laßt dieses Schloß mir prangen,
Weil in ihm ich solch Geschenk empfangen!

Aber einer, die es hörten, sprach:
Einem selt'nen Zufall denk' ich nach:

Hieher sah ich wie den Kopf man trug
Des Hußein, den Obeidallah schlug;
Obeidallah's Kopf dann bot man dar
Hier als Siegeszeichen dem Mochtar;
Ferner ward der Kopf Mochtar's getragen
Vor den Maßab hier, der ihn geschlagen;
Und nun bringen sie nach gleichem Brauch
Her zu dir den Kopf des Maßab auch.

Abdelmalik schauderte, und gab
Den Befehl: Brecht dieses Schloß mir ab!

Die Zipresse von Keschem.

Bei Keschem eine Zipresse stand,
Ein Wunder im chorasanischen Land,
Seit König Kischtab's Tagen
Hat sie dort Wurzel geschlagen.

Sie ist der allerälteste Baum
Und allerhöchste im weiten Raum;
Ihr Ruhm ist weit erschollen,
Das hat sie büßen sollen.

In Bagdad der Chalifenstadt
Der Chalif Muttawakkil hat
Auch von der Zipresse vernommen,
Die viele zu sehen kommen.

Da wollt' er auch die Zipresse sehn,
Doch nicht deßwegen aus Bagdad gehn;
Er befahl sie abzuschlagen
Und sie ihm herzutragen.

Da ward die Zipresse umgehaun,
Damit der Chalife sie könnte schaun;
Sie tröstete sich im Sterben
Die Ehre zu erwerben.

Was war die Ehre, die sie erwarb?
Eh sie kam, der Chalife starb;
Da ging mit seiner Leiche
Der schönste Baum im Reiche.

Ferner die Geschichte des Jakub Ben Leith, der einen großen Raub an fremden Schätzen begangen:

Im Begriff sie fortzutragen,
Stolpert er an einen Stein,
Den er aufhebt und zum Mund führt,
Um zu sehn, was es mag seyn.

Ein Juwel vielleicht im Dunkeln
Hingerollt und unentdeckt?
Doch wie ers zum Munde bringet,
Hat er deutlich Salz geschmeckt.

Wie das Pfand der Gastfreundschaft,
Salz die Lippen ihm berührt,
Legt er schnell den Bündel nieder,
Drein er Alles eingeschnürt.

Um des Salzsteins willen läßt er
Alle Edelsteine dort,
Und die Leute finden morgens
Alles eingepackt am Ort.

Wer der seltne Dieb gewesen,
Der sich diesen Spaß gemacht,
Läßt der Fürst im Lande forschen,
Und Jakub wird eingebracht.

Der gesteht ganz offenherzig,
Und der Fürst faßt ohne Graun
Zum absonderlichen Räuber
Ein absonderlich Vertraun:

Weil du so getreu dich scheutest
Zu verletzen kleinstes Pfand,
Kann man sicher anvertrauen
Auch das größte deiner Hand.

Dir vertrau' ich Leib und Leben,
Dir vertrau' ich Gold und Gut;
Halt als mein getreuer Diener
All mein Reich in deiner Hut! —

Und Jakub der Räuber dienet
Treu dem Fürsten lebenslang;
Alles, was ihm auszuführen
Aufgetragen ward, gelang.

Diese Proben werden dem Leser einen Begriff von der Poesie geben, die er hier zu erwarten hat. Wenn nicht alle Sagen so schön sind, wie diese citirten, so liegt das wohl überhaupt in der Art solcher Sammlungen. Es kann nicht alles gleich vorzüglich seyn, und eins muß dem andern zur Folie dienen.

In Bezug auf die Form thut es uns leid, bemerken zu müssen, daß ein so bewährter Meister des Verses, wie Fr. Rückert, sich zuweilen einer Nachlässigkeit hingegeben hat, die wie mit den Gesetzen des guten Geschmacks für unvereinbar halten. Im ersten Bande Seite 21 ist zu lesen:

Als er nun bei der Grenze Zoll,
Nicht wollt' angeben was er führt.
Und seinen Kasten öffnen soll,
Der Zöllner hat den Fund erspürt:
„Der Kasten ist von Schatzgut voll,
Das nur dem Könige gebührt.
Wir müssen's zugleich nach Hofe senden;
Du magst, und nicht mit leeren Händen,
Dahin um Rückgab auch dich wenden."

Diese Verse sind unerlaubt hart. „Nicht wollt' angeben, was" — „um Rückgab' auch dich" sind Phrasen, die in Versen gar nicht vorkommen sollten. Die consecutio temporum braucht zwar in der deutschen Poesie nicht allzu streng eingehalten zu werden, aber die Lizenz geht doch zu weit, wenn man sie in vier Zeilen zweimal wechselt: „nicht wollte" — er führt — er soll — er hat gespürt." — Wenn es ferner S. 25 heißt:

„Gegen deinen eignen Vater,
Jakob, schäme, schäme dich!
Sich um dich gegrämet hat er,
Grämet noch und grämet sich.

so scheint uns auch das eine unziemliche Bequemlichkeit. Ebenso:

Sage jenem Manne dort:
Soviel Hungrige als satt
Von dem Weizen würden, wenn
Weizen würde jener Sand,
Eben soviel sollen satt
Werden auch durch meine Huld. (S. 47)

* * *

Mit wenig Hoffnung
Geht von dannen jener; aber
Jetzo läßt den zweiten rufen
Herm, und sagt ihm ebenso. (S. 163)

3) Die poetische Literatur der Araber, vor und unmittelbar nach Mohammed. Eine historisch-kritische Skizze von Dr. G. Weil. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1837. S. 92.

In dieser kleinen Schrift vertheidigt der Verfasser die arabische Poesie gegen einige Mißdeutungen. „Manche Orientalisten, die so auf eine recht bequeme und geistreich thuende Weise mit einer einzigen Phrase ihr Urtheil über die arabische Poesie vor und nach Mohammed aussprechen wollten, bezeichnen diesen geradezu im Bunde mit dem Dichter Lebid als den Mörder des guten Geschmacks. Mohammed, sagen sie, wollte durch den Koran als erster Dichter glänzen, und da der ausgezeichnete Sänger Lebid aus Schmeichelei eines seiner eigenen an der Kaaba aufgehängten Gedichte zerriß, weil er demselben einige Verse aus dem Koran vorzog, so sey nicht nur Mohammed in seinem eitlen Wahn bekräftigt worden, sondern es habe auch dieser Ausspruch des Lebid — ohne daß man bei dieser Beweisführung bedachte, daß er keineswegs an der Spitze der Poeten stand — auf dieselben einen höchst nachtheiligen Einfluß gehabt. Nun habe noch, nach der Meinung dieser aburtheilenden Gelehrten, das Waffengeklirr, von dem Arabien und die umliegenden Länder ertönten, der Dichtkunst ihren Todesstoß gegeben." Es werden nun viele Beispiele angeführt, und es wäre überflüssig, meint der Verfasser, noch mehr anzuführen, um zu zeigen, daß gerade die ausgezeichnetsten Dichter vor Mohammed auch die vortrefflichsten Feldherren und gefürchtetsten Ritter waren. Weit entfernt zu glauben, daß das ruhige Hirtenleben vor der Erscheinung des Propheten der Entwicklung der Dichtkunst günstig war, möchten wir gerade im Gegentheil behaupten, daß die immerwährenden Fehden und Reibungen zwischen den arabischen Stämmen mächtig mitwirkten, einen poetischen Geist unter ihnen zu wecken. Beginnt nicht die Blüthe der arabischen Poesie in einer Zeit, wo die Flammen des Kriegs in ganz Arabien wütheten? — Das erste und vornehmste Element der vormohammedanischen arabischen Poesie war, wie wir bisher gesehen, übereinstimmend mit dem ritterlichen Charakter der damaligen Zeit: die Verherrlichung der Waffenthaten, die von den Ahnen oder von den Zeitgenossen, von dem ganzen Stamme oder von dem Sänger selbst vollbracht wurden. Als zweites Element der vormohammedanischen arabischen Poesie erkannten wir den Preis und den Ruhm der Tugenden der Gastfreundschaft und Mildthätigkeit, die der sinnige Beduine auf seinen einsamen Zügen in der unwirthbaren Wüste am meisten zu schätzen wußte. Nun tritt aber noch ein drittes und reiches Element hinzu, aus dem die herrlichsten Blüthen der arabischen Dichtkunst hervorsproßten, es ist die Liebe. Sie mußte, wenn der gluthvolle Araber dem stürmischen Drängen seiner Leidenschaft freien Lauf ließ, und in Versen kund gab, was in seiner Brust mit feurigen Worten geschrieben war, mit den glänzendsten Farben und dem süßesten Dufte hervorbrechen. Noch hat uns die Hamasa manche solche Gedichte aus jener Zeit aufbewahrt, wo die Frau, noch nicht des Mannes Sklavin, ihm nicht nur sinnliche Lust, sondern auch reine

Herzensliebe einflößte; wo es gar nichts Seltenes war, daß unglückliche Geliebten und hoffnungslose Liebenden von der Flamme ihrer Liebe verzehrt wurden.

Die Behauptung, daß Mohammed die Dichter gehaßt und unterdrückt habe, wird durch mehrere Thatsachen widerlegt, z. B.: Wie sehr Mohammed Dichtern gewogen war, sehen wie deutlich aus folgendee Geschichte: Als der Prophet durch Baschir bei den Kaabiten Almosen einfordern ließ, fielen die Temamiten über ihn her, und er kam mit leeren Händen nach Medina zurück. Der Prophet schickte sogleich fünfhundert Mann gegen die Temamiten ab. Diese ergriffen schnell die Flucht; aber elf Männer, eben so viele Weiber und dreißig Kinder wurden doch als Gefangene nach Medina geführt. Sogleich sandten die Temamiten zehn vornehme Bürger, unter denen vier Dichter waren, nach Medina. Sie fordern die Freunde des Propheten heraus, sie möchten mit ihnen in die Wette dichten, und würden sie übertreffen, so wollten sie sich gerne ergeben. Obschon nun diese Herausforderung von einigen muselmännischen Dichtern angenommen wurde, und unter diesen sogar Hassan, Sohn des Thabet, den Sieg davon trug, so gab der Prophet doch diesen gegen ihn feindlich gesinnten Dichtern nicht nur ihre Gefangenen zurück, sondern machte ihnen noch so glänzende Geschenke, als wären sie Gesandte eines Königs gewesen. Man erwäge wohl, daß dies im neunten Jahre der Hedjra vorgefallen, wo Mohammeds Macht schon so fest begründet war, daß er Niemanden mehr zu fürchten oder zu schonen hatte. Und wenn man auch seiner Politik einen Antheil an solchen großmüthigen Thaten zuschreiben möchte, so können sie dennoch als Beweise dafür gelten, welches Ansehen er den Dichtern zuerkannt. — War aber, bemerkt der Verfasser ferner, Mohammed weder durch die vielen Kriege, die er veranlaßt, noch durch den als ein Werk Gottes geoffenbarten Koran, noch durch seine etwaige Geringschätzung der Dichter Ursache des bald fühlbar werdenden Sinkens der arabischen Poesie, so mußte doch seine Erscheinung als Stifter eines neuen Alles verschlingenden Glaubens, als Zerstörer der kleinen arabischen Freistaaten und als erster unumschränkter Alleinherrscher höchst nachtheilig auf die höhere Entwicklung und Selbstständigkeit der Dichtkunst wirken. Wie konnte da noch ein freier Aufschwung der Phantasie stattfinden, wo der Verstand jeden Gedanken auf der Wagschale des Islamismus abwägen mußte? Die Poesie wurde nun aber keineswegs bloß religiös und mystisch, sondern, was ihr am meisten schadete, servil, erheuchelt, daher auch in der Form geschraubt und geschnörkelt. Schon unter den Ommiaden durften die Dichter die Gunst der Chalifen nicht in Anspruch nehmen, wenn sie nicht die Vorzüge Mohammeds und seiner Nachfolger zum Gegenstande ihrer Gesänge machten; und so kam es dann, daß bald Lobgedichte alle andere Dichtungsarten verdrängten. Den Dichtern wird der Beifall des sklavischen Volks gleichgültig; nur vom Chalifen erwarten sie Glück und Ruhm, ihm zu schmeicheln und sein Wohlwollen zu ersingen, ist ihr einziges Streben.

4) Geschichte des osmanischen Reichs, großentheils aus bisher unbenutzten Handschriften und Archiven durch Joseph von Hammer. Zweite verbesserte Ausgabe. Dritter und vierter Band. Pesth, Wigand, 1836.

Mit diesen Bänden schließt der vorliegende kleinere Auszug aus dem großen zehn Bände umfassenden Hauptwerk, dessen in unsern Blättern bereits in den verschiedenen Perioden seines Erscheinens aufs ruhmvollste gedacht worden. Die Veranstaltung einer kleinen Ausgabe ist sehr dankenswerth, weil dadurch die Hauptresultate der unermeßlichen Forschung in einem weitern Kreise bekannt werden. Man findet in diesem Werke nicht nur die vollständigste Erzählung der türkischen Geschichte, die so tief in die europäische und namentlich auch deutsche eingreift, sondern auch die sorgfältigste Erörterung der innern Verfassung, Gebräuche, Sitten, Literatur und Kunst, was um so interessanter ist, als die alttürkische Sitte gerade jezt ihren Wendepunkt erreicht hat und im Begriff ist, den modernen Reformen zu erliegen.

Herr von Hammer war allein im Stande, ein so großes Werk auszuführen, weil nur ihm neben der seltensten Liebe und Ausdauer zu solchen schwierigen Forschungen zugleich ein Reichthum von Quellen zu Gebote stand, der andern bisher unzugänglich war.

5) Kern der osmanischen Reichsgeschichte durch Hammer-Purgstall. Musterstücke historischer Darstellung, gewählt und geordnet von C. P. Berly. Leipzig, Hartleben, 1837.

Ein noch kürzerer Auszug aus demselben Werke, je die schönsten historischen Tableaux aus dem großen Ganzen ausgewählt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 7.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 19. Januar 1838.

Morgenländische Literatur.

6) Lehrsaal des Mittelreichs, enthaltend die Encyklopädie der chinesischen Jugend und das Buch des ewigen Geistes und der ewigen Materie. Zum ersten Mal in Deutschland herausgegeben, übersezt und erläutert von C. Fr. Neumann. München, Wolf, 1836. 4. S. 45 und 18.

Der rühmlichst bekannte Verfasser, der selbst in China gereist ist und von dort eine schäzbare Sammlung von Büchern und andern Merkwürdigkeiten nach München gebracht hat, sagt über dieses Buch: „Das Buch der drei Worte oder die Encyklopädie der chinesischen Jugend, wie ich das nachfolgende Werk seinem Inhalte und seiner Bestimmung gemäß betitelt habe, stammt aus den Zeiten der großen schöpferischen literarischen Thätigkeit unter der großen Dynastie Song, und scheint gegen den Untergang derselben unter Tuen tsong im Jahr 1277 verfaßt worden zu seyn. Es ward von einem Lehrer, Namens Wang po heou, für seine eigenen Zöglinge geschrieben, und erfreute sich alsbald eines solchen Beifalles, daß es im ganzen Reiche der Mitte als erstes Schulbuch im Jugend-Unterrichte angenommen ward, und sich bis auf den heutigen Tag in dieser Stelle behauptete. — Das Buch der drei Worte, welches seiner Form nach mit dem Versus memoriales unserer alten Schulen zu vergleichen ist, enthält, so wie manche andere gangbare Schulbücher des Mittelreiches, wie z. B. das Buch der tausend Wörter, einen Inbegriff des Wissens und Meinens der chinesischen Menschheit in kurzen prägnanten Sätzen eingezwängt, von denen ein jeder Satz nicht mehr als drei Worte enthält, die für sich einen Sinn geben, und theils immer, theils alternirend reimen, wie aus den folgenden Sätzen erhellet:

Schin tschi tsu,
seng pen schen;
seng siang kin,
si siang juen.

Ko pu kiao,
seng nai tsien,
kiao tschi tao,
kuei i tschuen etc.

Aus dem Buche selbst wollen wir nur einen kleinen Auszug geben:

Das Wichtigste ist die kindliche Liebe gegen die Eltern, und die Ehrfurcht der jüngern gegen die ältern Brüder, dann erst kommt das Lernen. Man lerne zuerst einige Zahlen, man lerne einige Namen.

Eins und Zehen, Zehen und Hundert, Hundert und Tausend, Tausend und Zehentausend.

Die drei Grundwesen sind, Himmel, Erde und Mensch; die drei Lichter, Sonne, Mond und Sterne.

Die drei Verpflichtungen sind, ein gerechtes Verfahren zwischen Fürst und Unterthanen, die Liebe zwischen Vater und Sohn, und gefällige Nachgiebigkeit zwischen Gatte und Gattin.

Frühling und Sommer, Herbst und Winter, dies sind die vier Jahreszeiten, auf einander folgend ohne Ende.

Süden und Norden, Westen und Osten, dies sind die vier Seiten, strebend nach der Mitte.

Wasser und Feuer, Holz, Metall und Erde, dies sind die fünf Elemente, die Zahl der Natur.

Menschlichkeit und Gerechtigkeit, religiöses sittliches Leben, Weisheit und Treue, dies sind die fünf Normen, die keine Störung dulden.

Reis, Hirse, Mais, Waizen und zwei Gattungen Hirse, Schu und Tsi genannt, sind die sechs Getreidearten, welche die Menschen essen.

Pferd, Ochs und Schaf, Huhn, Hund und Schwein sind die sechs Thiere, welche die Menschen verzehren.

Freude und Zorn, Widerwille und Furcht, Liebe, Haß und Wollust, dies sind die sieben Leidenschaften.

Von Flaschenkürbis, von gebrannter Erde und Leder, von Holz, Stein und Metall, so wie aus Seide und Bambus entstehen die acht Töne.

Der Großvater im dritten Gliede, der Großvater im zweiten Gliede, der Großvater, der Vater, ich selbst, ich und mein Sohn, Sohn und Enkel, von Sohn und Enkel bis zum Enkel in der zweiten und dritten Generation, dies sind die neun Klassen, die Verwandtschafts-Verhältnisse der Menschen.

Die gegenseitige Liebe zwischen Vater und Sohn, die Ehrfurcht und Gefälligkeit zwischen Gatte und Gattin, die Freundschaft der ältern Brüder gegen die jüngern, die Ehrfurcht der jüngern gegen die ältern, des Fürsten Sorgfalt und des Unterthanen Treue, der Vorrang der Aeltern über die Jüngern, die Aufrichtigkeit zwischen Freund und Freund, dies sind die zehen Tugenden, wodurch die Menschen zusammengehalten werden.

Das zweite noch kleinere Buch ist ein berühmtes Hauptwerk der Sekte des Tao oder der Vernunftgläubigen. Darnach ist der Geist das männliche, die Materie das weibliche Weltprincip, beide aber sind hervorgegangen aus der ewig durch sich selbst seyenden Erkenntniß.

Das Werk ist äußerlich schön ausgestattet und besonders der chinesische Text groß und klar abgedruckt.

7) Die chinesische Sprache in ihren Rechten als Sprache, dargestellt von Emil Rauterbach. Darmstadt, Padst, 1835.

Diese kleine Brochüre enthält einige gute Bemerkungen über die chinesische Sprache, und macht insbesondere die Art und Weise ihrer sinnvollen Compositionen deutlich, z. B. Weib doppelt genommen heißt plaudern, Weib und Sohn verbunden heißt Schönheit, Eigenthum der Weiber, Weib und Sonne verbunden heißt ein öffentliches Frauenzimmer, die sich sehn läßt, weil alle soliden Damen in China höchst eingezogen leben. Herz und Messer verbunden heißt Traurigkeit, ein zerschnittenes Herz, Herz und unten heißt Furcht, Herz und mitten heißt recht, Herz und Volk heißt dumm, (d. h. ein Herz wie der Pöbel haben) rc. Es wäre zu wünschen, daß man einmal das chinesische Lexikon auf diese Weise systematisch durchginge, um alle geistvollen und witzigen Bezeichnungen, welche diese Verbindungen zulassen, kennen zu lernen.

8) Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakosa. Fragmente aus dem Katha Sarit Sagara des Soma Deva. Sanskrit und deutsch von Hermann Brockhaus. Leipzig, Brockhaus, 1835.

Solche Uebersetzungen geistvoller indischer Dichtungen sind mit großem Dank anzuerkennen. Das größere deutsche Publikum kann unmöglich Sanskrit lernen, es ist ihm daher auch mit kritischen Sanskritausgaben und grundgelehrten Commentaren und mit der Polemik über Dinge, die es nicht kennt, wenig gedient. Billig aber kann es von den Sanskritgelehrten gute Uebersetzungen verlangen, die noch lange nicht nach Verhältniß der bereits in Europa bekannten Originale vorhanden sind.

Die beiden vorliegenden Episoden sind schön. Putraka findet zwei Männer, die mit einander um den Besitz einer Schale, eines Stabes und zweier Pantoffeln ringen. Er erfährt, daß dies Zauberwerke seyen, gibt ihnen nun den guten Rath, sich nicht durch Ringen zu verletzen, sondern es lieber auf einen Wettlauf ankommen zu lassen, und während sie fortlaufen, stiehlt er ihnen die drei Talismane weg. Sobald er die Pantoffeln anhat, kann er fliegen, wohin er will. Auf seiner Reise findet er eine sehr schöne Prinzessin schlafend in der hohen Königsburg, überrascht sie, gewinnt ihre Liebe und besucht sie kraft der Zauberpantoffeln, so oft er will. Die Dienerinnen kommen aber hinter das Geheimniß, nähen einmal dem glücklichen Putraka, eh er sich entfernt, einen rothen Lappen ans Kleid und erkennen ihn daran wieder. Putraka aber entfliegt vermittelst seiner Pantoffeln, nimmt die Prinzessin mit, gibt ihr die Zauberschale, in der sie Speisen findet, welche sie will, und zaubert zuletzt mit dem Stabe die Stadt Pataliputra hervor, deren König er wird.

Vavaruchi sieht die schöne Upakosa. Ein Traum sagt ihm, sie sey in einem frühern Leben schon einmal seine Gattin gewesen. Er heirathet sie, muß sich aber gewisser Bußen wegen von ihr entfernen und vertraut in seiner Abwesenheit seine Schätze einem Kaufmann an. Die schöne Upakosa badet sich im Ganges; da wird sie (die indische Susanna) von drei vornehmen Herrn gesehen, vom königlichen Hauspriester, Oberrichter und Prinzenerzieher. Sie kann sich den Zudringlichkeiten derselben nicht anders entziehen, als indem sie jeden auf eine andere Stunde der Nacht bestellt. Nun kommt auch noch der Kaufmann, der ihr das ihm anvertraute Geld nicht geben will, sie lohne ihm denn mit ihrer Liebe. Sie bestellt nun auch diesen in einer noch späteren Stunde der Nacht. Diese Nacht kommt und mit ihr der erste

Liebhaber. Sie läßt ihn in ein dunkles Zimmer führen und von ihren Dienerinnen baden und waschen, aber mit Kinnruß, dann kommt der andere, und hurtig muß der erste in einen Korb sich verstecken, der über ihm verschlossen wird. Dem zweiten geht es eben so, dem dritten eben so. Als der Kaufmann kommt, verlangt Upakosa nochmals das Geld von ihm; er gesteht ein, daß er es ihr schulde, will es aber nicht geben. Die drei Liebhaber in den Körben hören alles. Nun peitscht sie den Kaufmann zum Hause hinaus, und verklagt ihn sogleich beim König. Der Kaufmann wird vorgefordert und läugnet. Da läßt Upakosa die drei Körbe bringen, sagt, es seyen ihre Hausgeister darin, und fordert sie auf, Zeugniß abzulegen, widrigenfalls sie ihnen mit verbrennen droht. Die Liebhaber legen nun in ihren Körben das Zeugniß ab. Hierauf öffnet Upakosa die Körbe und gibt die drei matten schwarzen Gestalten dem Gespött des Hofes preis.

Sprachlehre.

Die doppelförmigen Zeitwörter der deutschen Sprache, mit Zuziehung der verwandten Sprachen. Ein Beitrag zur Sprachwissenschaft und zum Verständniß der altdeutschen Dichter von Dr. C. S. Th. Bernd, Professor zu Bonn. Erste Hälfte, A — L. Aachen und Leipzig, Mayer, 1837. XXVIII und 198 Seiten.

Das Wesen der Doppelform vieler deutschen Verben besteht nach des Verfassers Angabe darin, daß 1) in der einen Form das Zeitwort zuständliche und unüberleitende Bedeutung, in der andern aber überleitende Bedeutung hat, und daß 2) in der ersten Form der eigene ursprüngliche oder vom Stammworte beibehaltene Grundlaut stattfindet, in der zweiten aber an dessen Stelle ein Umlaut tritt, der entweder der aus dem Grundlaute entstandene ä, ö und ü, oder ein anderer ist, z. B. brinnen, brennen; dorren, dörren; fließen, flößen und dergleichen. Die mit der deutschen verwandten Sprachen stimmen darin meist überein; sie haben alle den Vortheil, mit so geringer Veränderung an einem und demselben Worte so kurz und doch so bestimmt verschiedene Begriffe ausdrücken zu können; aber in Vergleich unter einander in sehr verschiedenem und in Vergleich mit der deutschen Sprache in mehr oder weniger geringem Grade. Dieser verschiedene Grade der innern Bildsamkeit der Verbalform gibt auch einen ziemlich sichern Maaßstab ab, sowohl von dem größern oder geringern Reichthum der Sprache selbst, als auch von der höhern oder niedrigern Stufe ihrer Ausbildung, und unsere deutsche Sprache scheint wirklich in dieser Hinsicht alle andern zu übertreffen. Um nun aber den ganzen Reichthum an doppelförmigen Verben darzuthun und aufzustellen, hielt es der Verfasser mit Recht für nothwendig, auch den mundartlichen Sprachen das, was sie dazu liefern können, zu entnehmen, den Zufluß aus den ältern Sprachquellen und namentlich den altdeutschen Dichtern damit zu vereinigen, und auch die verwandten Sprachen zu Hülfe zu nehmen, wodurch allein es möglich wird, eine Menge von Zeitwörtern, die man nur in der einen oder der andern Form kannte oder gebrauchte, in beiden zu ergänzen, die eine durch die andere zu erklären, auch wohl die eine durch die andere zu begründen und zu rechtfertigen.

Um Lezteres in seinem ganzen Umfange zu bewerkstelligen, hätte Herr Bernd freilich den Kreis der verglichenen Sprachen noch weiter stecken und namentlich auch das Sanskrit hereinziehen müssen, was durch so manche analoge Erscheinungen gerade in der Verbalbildung Vieles aufzuhellen im Stande ist. In dieser die Buchstaben A — L umfassenden ersten Lieferung werden 347 doppelförmige Zeitwörter in alphabetischer Ordnung aufgezählt, mit verwandten Wörtern aus dem älteren Sprachstande und aus den Dialekten, auch aus dem Griechischen, Lateinischen und Französischen verglichen, die verschiedenen Flexionsformen angegeben und dann die Bedeutung durch Citate aus den Quellen festgestellt. So manche interessante Vergleichungen sich auch durch diese Zusammenstellungen ergeben, so möchte doch manche Verbindung allzugewagt seyn; auch scheint der Verfasser nicht immer mit gehöriger Schärfe und Genauigkeit zu distinguiren: namentlich mißlich ist, daß unter den intransitiven Formen so viele Reciproca aufgeführt sind, während z. B. bei eilen und sonst das Reciprocum als transitiv gestellt ist. Bei vielen Zeitwörtern glaubt der Verfasser eine Doppelform zu finden, die weit und breit keine haben; es ist dies die gewöhnliche Klippe solcher Detailuntersuchungen, daß man eine einmal aufgefundene und durch einige unumstößliche Erfahrungen fixirte Idee gar zu leicht überall wieder zu erkennen glaubt, wenn auch in der Wirklichkeit keine Spur davon erscheint.

Indeß halten wir es allerdings für sehr verdienstlich, einzelne Partien unserer Sprachwissenschaft abgesondert gründlich abzuhandeln, und solche Strebungen verdienen jedenfalls gegenüber von dem Unfug derer volle Anerkennung, die, wenn sie etwa eine neue Theorie des Kommas oder Fragzeichens aufgestellt haben, sich unverweilt

niedersehen, um eine vollständige deutsche Grammatik zu schreiben. Dieses bereitwillige Schreiben vollständiger Systeme rührt noch von der altmodischen Ansicht her, vermöge welcher die Behandlung der deutschen Sprache namentlich zum Schulunterricht, und zwar vor allem dazu nütze, den Schülern eine Art praktischer Logik beizubringen. Daher ist es dabei vorzüglich auf die Gliederung des grammatischen Systems abgesehen. Diesem Treiben ist durch J. Grimm die Art an die Wurzel gelegt worden; aber auch nach dem Großen, was dieser Mann geleistet hat, bleibt im Einzelnen noch Vieles genauer zu erörtern, tiefer zu begründen und richtiger zusammenzuordnen, und wir müssen es jedenfalls dem Verfasser dieser Monographie Dank wissen, daß er bei weit vorgerücktem Alter und vielen Berufsgeschäften seine Mußestunden dem äußerlich betrachtet so undankbaren Geschäfte der deutschen Sprachforschung widmen mochte. Dem künftigen Lexikographen unserer Sprache empfehlen wir dieses Schriftchen zur Beherzigung und zu sorgfältiger Benützung. Uebrigens wird, nach dem was wir schon angedeutet haben, bei jedem einzelnen Punkte strenge Kritik zu handhaben und aufmerksam zu erwägen seyn, ob die als verschieden angegebenen Formen der deutschen Zeitwörter auch wirklich in der That und Wahrheit verschieden sind und mit Recht als solche auseinander gehalten werden können.

Geschichte.

König Philipp von Macedonien und die hellenischen Staaten, von C. A. F. Brückner, Conrector am Gymnasium zu Schweidnitz. Göttingen, 1837. S. 421. gr. 8.

Wie schwierig die Behandlung der Geschichte der griechischen Staaten und Macedoniens vom Ende des peloponnesischen Krieges bis zum Untergange des Reiches ist, welches Alexander der Große gegründet, ist bekannt. Die kurzen Auszüge, welche uns Diodorus und Justinus über diese wichtige Periode aus frühern Werken aufbewahret haben, sind viel zu lückenhaft, als daß sie uns ein klares Bild gewähren könnten. Wir sind zwar nicht auf diese Quelle allein beschränkt; wir haben noch eine andere, welche sehr ergiebig fließt, aber nicht jene Reinheit und Klarheit hat, daß man so leicht aus ihr schöpfen könnte, wir meinen die Redner. Wenn man bei einem Redner, welcher einen ganz andern Plan verfolgt, als der Geschichtschreiber, schon wegen des Zieles, welches er sich setzt, und der Voraussetzung, daß er mit historischen Thatsachen nicht so vertraut ist, wie mit seiner Kunst, mit vollem Rechte die Darstellung jener Ereignisse, welche er berührt, nicht ohne weitere Prüfung als die lauterste Wahrheit aufnehmen darf, sondern seine Angaben sorgfältig zu erwägen und seine Erzählung mit andern Nachrichten zu vergleichen hat, um auf diese Weise den wahren Hergang der Sache auszumitteln: so ist diese Prüfung bei den Angaben der attischen Redner doppelt nothwendig. Wie verschieden waren in dieser Zeit nicht die Ansichten des Volkes, wie der hervorragenden Männer Athens über die Verhältnisse des Vaterlandes und die Mittel, den Gebrechen desselben abzuhelfen und sein Heil wieder auf eine feste Grundlage zu bauen? Jede Partei, jedes vorzügliche Talent suchte natürlich seine Ansicht als die allein richtige, als die allein nützliche geltend zu machen, und um diesen Zweck zu erreichen, die der übrigen oder wenigstens der größten Gegner auf jede Weise als thöricht, unpatriotisch zu bezeichnen, und sie dadurch zu entkräften. Wie können wir erwarten, daß Männer, welche mit einer solchen Erbitterung gegen einander auftreten, wie dies z. B. Aeschines gethan, jene Ruhe und Unbefangenheit des Geistes beibehalten, welche den Gegner durch die Kraft der Wahrheit zu Boden wirft? Sollen sie nicht, weil sie dies nicht immer vermochten, bisweilen zu Entstellungen und falschen Anschuldigungen aller Art ihre Zuflucht genommen haben? Wie schwer ist es nun, aus Quellen die Wahrheit zu ermitteln, welche mit einander fast im grellsten Widerspruche stehen? Aus diesem Umstande erklärt es sich, warum die Geschichte der oben bezeichneten Periode immer so mangelhaft, so abweichend dargestellt wurde, bis Flathe mit seinem vortrefflichen Werke über Macedonien auftrat, an welches sich das in Frage stehende rühmlichst anschließt. Es wäre verkehrt, wenn man verlangen wollte, daß schon alle Räthsel gelöst, alles Dunkel zerstreut seyn sollte, und mit dem einen oder dem andern der genannten Gelehrten rechten wollte, weil ihnen dies nicht ganz gelungen. Sie haben redlich geleistet, was sich unter solchen Verhältnissen leisten ließ, und die Bahn gebrochen, auf welcher diejenigen fortschreiten müssen, welche sich der Behandlung der Geschichte dieser Zeit widmen, die, wenn der in der neuesten Zeit erwachte Eifer fortwährt, was wir eben so gewiß hoffen, als wir es sehnlichst wünschen, bald eine andere Gestalt haben dürfte, als sie vor zwanzig Jahren hatte.

d.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 8.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 22. Januar 1838.

Schriften über Reform der Universitäten.

„Es gehört weder zu den politischen noch zu den moralischen Zeichen der Zeit, es ist so wenig gedankenlose Neuerungssucht, als voreilige Liebhaberei an Paradoxien, daß so Vieler Stimmen sich gegen die Universitäten erheben und so manche, durch Vernunftgründe und Erfahrungen stark unterstützte Klagen über ihre zweckwidrige und sogar moralisch-schädliche Einrichtung laut werden. Möchten die vor mehreren Jahrzehenden von Männern, welche es mit der Menschheit redlich meinen, wiederholt zur Sprache gebrachten Beschwerden über diesen Gegenstand nicht überhört und ihre Verbesserungsvorschläge nicht als unausführbare Projekte angesehen und verworfen worden seyn; wahrlich es stünde besser um öffentlichen Unterricht und um Erziehung für den Staat! — Angenommen, obgleich nicht allgemein zugestanden, daß unsere Universitäten, wie sie wirklich sind, in intellektueller, oder richtiger in wissenschaftlicher Hinsicht ziemlich viel leisten, wenigstens leisten können; so läßt sich doch die ungleich größere Anzahl derselben gegen den Vorwurf nicht in Schutz nehmen, daß das Gift der moralischen Verdorbenheit und Verführung auf ihnen furchtbare Verheerungen anrichtet und Uebel vorbereitet, die in ihrem ganzen Umfange und mit allen sie begleitenden empörenden Folgen im Kreise der Familie, in jeder Gattung des Geschäftslebens, in jedem Verhältnisse, welches zur Aeußerung menschlicher und gerechter Gesinnungen auffordert, trotzend und unheilbar hervortreten."

Mit diesen Worten eröffnete vor fünf und dreißig Jahren Dr. Joh. Fr. Ludwig Wachler, damals Professor der Theologie zu Marburg, jezt Oberconsistorialrath und Oberbibliothekar zu Breslau, seine Aphorismen über die Universitäten; * und da unter andern J. D.

* Aphorismen über die Universitäten und über ihr Verhältniß zum Staate, von Dr. Ludwig Wachler rc. rc. Marburg, in der neuen akademischen Buchhandlung. 1802.

Michaelis schon 1768 ähnliche Gedanken und Vorschläge zur Reform in seinem „Raisonnement über die protestantischen Universitäten" * geäußert hat, so wird Jeder zugeben, daß das Verlangen nach Verbesserung der deutschen Universitäten nicht neu sey, daß eben darum Jemand, der auch heute noch zweckmäßige Reformen verlangt, weder ein Jacobiner, noch ein Ungläubiger, aber eben so wenig ein Absolutist und Ueberglänbiger zu seyn braucht. Vielmehr wird man sich geneigt fühlen zu der Annahme, daß doch wohl irgend ein vernünftiger, haltbarer Grund zu dem immer aufs Neue hervortretenden Verlangen vorhanden seyn möchte. Aus solcher Annahme folgt aber noch lange nicht, daß wir jedem unüberlegten, zu weit getriebenen Klagen über das Verderben der Universitäten und jedem unbesonnenen, das Kind mit dem Bade ausschüttenden Vorschlage zur Reform, jedem gedankenlosen oder gar boshaften Gerede und Schreien über denselben Gegenstand unsern Beifall geben müßten. Von jenen ältesten Schriften, wie von denen, die Schleiermacher, Tittmann und Villers um das Jahr 1808 geschrieben haben, wie von den Vorschlägen zu schweigen, die ein Decennium später in Kotzebue-Stourdza'schem Sinn abgefaßt waren, wollen wir hier nur im Allgemeinen an diejenigen Schriften erinnern, welche in Folge des Frankfurter Attentats erschienen sind, und dann bei einigen aus den Jahren 1834—36 verweilen, welche uns besonderer Aufmerksamkeit würdig scheinen.

Man erinnert sich noch, wie gleich nach jenem Attentat überall Besorgnisse laut wurden, es möchte das deutsche Universitätsleben in einer Weise beschränkt werden, bei welcher eigentlich wissenschaftliche Bildung und auch eine wohlthätige, freiere Entwicklung unsrer studirenden Jugend gefährdet würde. — Einfach, besonnen und gründlich erklärte sich Hr. v. Savigny in Ranke's historisch-politischer Zeitschrift gegen jedes gewaltsame Abändern der deutschen Universitäten, zeigte das eben so

* Frankfurt und Leipzig. 1768 flg. 4 Thle. 8.

Bedenkliche als Unnütze desselben und hob hervor, daß man nur die Jugend gehörig für wissenschaftliche Studien zu gewinnen wissen müsse, und daß dies gewiß, aber auch nur dadurch geschehen könne, wenn man zu Universitätsprofessoren Männer anstelle, die nicht bloß Gelehrte, sondern auch für Wissenschaft begeistert und durch Lehrgabe zu begeistern im Stande wären. Auch Ringseis, damals Rektor der Universität München, äußerte sich, * aber freilich in einem andern Geist, gegen jede Reform, reclamirte vielmehr ein Universitätswesen mit einer Stellung gegen den Staat, die bei gegenwärtigen Verhältnissen eine unmögliche ist, und mit inneen Einrichtungen, die zwar keine Herrschaft der Wissenschaft, wohl aber die der Kirche über die Wissenschaft wiederherzustellen geeignet gewesen. Dabei hatte er vergessen (wie Manche, die bloß Ideen über Mittelalter und Hieearchie haben, ohne diese in ihrer Wirklichkeit zu kennen), daß die Universitäten gerade in der feühesten Zeit eben so unabhängig von der Kirche, als von dem Staate gewesen seyen, und daß sie, so weit und so lange sie rein wissenschaftliche Anstalten sind, solche Unabhängigkeit behaupten müssen. Eine papistische Wissenschaft ist eine eben so geoße Verkehrheit, als etwa eine kaiserliche, königliche und sonst fürstliche Philosophie, Geschichte, Medicin ꝛc.; welch leztere Widersinnigkeit Herr Prof. Ringseis gar wohl zu bezeichnen wußte. — Beide Abhandlungen, die von Ringseis und noch mehr die von Savigny hatten, wie die von Obermedicinalrath v. Froriep ** und von Dr. J. F. Th. Wohlfarth, *** das Verdienst, die Wirkung im Voraus zu paralysieen, welche man von jenem pomphaft angekündigten Promemoria des Freiburger Advokaten Achert befürchten zu müssen gemeint hatte. Allein ein so jämmerliches, geistloses, gegen alle wahre Bildung und Wissenschaft übertrieben feindseliges Machwerk würde auch ohnedies wenig Anklang gefunden haben. Erbärmlicher wae indessen in mancher Beziehung noch das Sendschreiben eines deutschen Publicisten. † War Achert plump, aber offen gegen die Universitäten aufgetreten, so gab sich dieser Publicist die Miene, als erkläre er sich für das Bestehende, als meine er es redlich mit Wissenschaft und Freiheit des Geistes und der Lehre. Und dennoch eeklärte ee, mit der ihm zur andern Natur gewordenen Perfidie, in demselben unwürdigen Produkt, jede um ihrer selbst willen, im reinen Interesse für Begründung und Feststellung der Wahrheit cultivirte Wissenschaft für Luxus; und doch verlangte er Ablegung eines wissenschaftlichen Glaubensbekenntnisses von jedem Lehrer und amtliche Behorchung der Vorlesungen.

Rühmliche Eewähnung verdienen dagegen des Professor Scheidler in Jena und des Herrn Geheimeraths Pölitz in Leipzig Abhandlungen, welche diesen Gegenstand besprachen und von denen jene im Januar- und Febeuarheft 1834 von Bran's Minerva, diese in des Veefassees Jahrbüchern für Geschichte, Politik und Statistik, und zwae im Januarheft 1834 erschien. Scheidler erwarb sich das Verdienst, mit edlem Sinn, mit Wärme und Nachdruck an alle die Vortheile zu erinnern, welche mit dem Wesentlichen der bestehenden Universitätseinrichtungen verbunden seyen, besondees bestritt er unsers Erachtens mit Erfolg das neuerdings immer häufiger hervoetretende Vorurtheil gegen alle Universitäten in kleineren Städten. Eben so hat er das Wesen der studentischen Freiheit, ihee Heilsamkeit inneehalb gewisser Schranken vortrefflich entwickelt, und auch hier gewaent, um des Mißbrauches willen, der sich allerdings manchmal damit verbindet, nicht den Gebrauch aufzuheben. Beide Punkte gehöeen zusammen; denn die studentische Freiheit verträgt sich nicht wohl mit Residenzen und andeen Großstädten. Mit diesen verträgt sich aber auch nicht jene glückliche Veegessenheit der gewöhnlichen conventionellen Lebensverhältnisse, ohne welche der jugendliche Geist kaum im Stande seyn wüede, sich dee Wissenschaft wie einer Geliebten odee Braut hinzugeben. Die Zeit der Liebschaft und Brautschaft kann aber nicht ewig dauern; es muß zur Ehe und mit ihe wieder ins Leben mit allen seinen Bedingungen geschritten werden. Das ist dann die Zeit, wo die großen Universitäten mit allem ihrem Getriebe, mit dem schweißtriefenden Angesicht des wissenschaftlichen Broderwerbs einzutreten haben. Da weiß denn der schon initiirte Student die reicher ausgestatteten Anstalten aller Art, den mehe auf den Gipfeln der Wissenschaft einheeschreitenden, oder ihre ganze Fülle ausbreitenden, ihre praktische Seite hervorhebenden Leheer bessee zu verstehen und zu benutzen. — Der Peofessor Hubee verhielt sich in seinee Brochüre, wie schon deren Titel besagt, * nur negativ gegen mehrere über die Universitäten für und wider laut gewordene Ansichten; denn nachdem er vorzugsweise, nicht ohne Geist und Scharfsinn, viele Mängel an dem Bestehenden aufgedeckt, spricht er zulezt sich nur zweifelnd über die Möglichkeit einee zweckmäßigen Reform aus.

* Ueber den revolutionären Geist auf den deutschen Universitäten. München. 1834.

** Ueber das Eigenthümliche der deutschen Universitäten. Weimar. 1833.

*** Ueber Wesen und Bestimmung der Universitäten. Eisenberg. 1833.

† Sendschreiben eines deutschen Publicisten an einen deutschen Diplomaten. Zweites Sendschreiben. Universitäten und Mittelschulen. Stuttgart. 1834.

* Einige Zweifel und Bemerkungen über die deutschen Universitäten, deren Verfall und Reform. Hamburg. 1834.

Die pathetische Schwäche, mit welcher der Geheimerath Schwarz damals das Palladium der deutschen Wissenschaft vertheidigen zu müssen geglaubt hat, haben wir in diesen Blättern zu jener Zeit bezeichnet. Weniger Anerkennung, als sie es verdienten, haben aber zwei Abhandlungen gefunden, die wir eben deßwegen hier etwas näher erörtern wollen. — Während alle andern bisher erwähnten Schriften über die Sache (mit Ausnahme des Achert'schen Pamphlets) sich entweder defensiv verhielten und das Bestehende mit möglichst geringen Modifikationen zu erhalten suchten, oder wo sie bedeutende Mängel nicht übersahen, doch auch nur halbe oder zweideutige Maßregeln, oder gar keine vorschlugen, traten diese beiden Schriften, welche wir meinen, mit Muth und Entschiedenheit, aber auch mit Einsicht und Umsicht an den hochwichtigen Gegenstand nahe heran, scheuten, warmes und wahres Interesse für die Wissenschaft, wie für die Anforderungen des Lebens bewahrend, nicht, die Blößen und Mängel zuzugestehen und gründliche Abhülfe zu verlangen, deuteten aber auch einen Weg an, auf welchem, wenn überhaupt, jene Abhülfe erreicht werden könnte.

Diese Schriften sind:

1) **Universitäten und Hochschulen im auf Intelligenz sich gründenden Staat. Eine wissenschaftliche Abhandlung von Dr. Gotthard Oswald Marbach. Leipzig, Hinrichs, 1834.**

2) **Plan zur Reform der deutschen Universitäten. (Ein Ministerialbericht.)** *

Was Nr. 1 anlangt, so müssen wir vorherein erklären, daß wir keineswegs die Hegel'sche Staats- und Rechtsphilosophie für die alleinwahre und alleinseligmachende halten, wie Herr Dr. Marbach, der sich bemüssigt gesehen hat, einen populären Auszug derselben, mit besonderer Zuspitzung auf sein Thema, seiner Abhandlung voranzustellen. Wir halten diese Rechtsphilosophie bei ihrer häufigen Identifikation des Staates an und für sich mit einem bestimmten, endlichen, gegenwärtigen Staate mit nichten für ein rein wissenschaftliches Werk, vielmehr für die Quelle mannichfaltiger Täuschungen und schiefen Urtheile. Allein wir sind auch nicht so befangen, daß wir diejenigen Wahrheiten, die gleichwohl auch in diesem Werke Hegels liegen, oder daraus entwickelt werden, nicht anerkennen sollten, wo, wie und bei wem wir dies immer finden mögen. So treten wir ohne Weiteres den Entwicklungen des Verf. über Berechtigung und Verpflichtung des Staates bei, auf Reformation von Instituten hinzuwirken, die in Widerspruch stehen mit der gesammten Lebens- und Geistesentwicklung; allein wir sind schon nicht im Stande, wie der Verfasser, zu sagen: mit der Stufe der Entwicklung, auf welcher der Staat angelangt ist. Denn wenn wir auch den Staat als das, alle Formen, Gestaltungen und Gliederungen des Lebens tragende und befassende, formelle Ganze, mit bestimmteren Worten, als die Alles umfassende Rechtsanstalt gelten lassen, ohne welche jene einzelnen Lebensgestaltungen nicht, besonders aber nicht neben einander bestehen könnten; so bestehen diese doch keineswegs durch den Staat, so wenig wie z. B. die Religion, ja selbst die Kirche, oder die Kunst, oder die Wissenschaft durch den Staat besteht, etwa nur mit den ihr dienenden Anstalten ein Organ des ganzen Staatsorganismus ist. Wenn, wie das in gegenwärtiger Zeit immer häufiger geschieht, der Staat wirklicher Stifter von Anstalten für Religion, Wissenschaft und Kunst wird; so kann und muß man dies als etwas in gegenwärtiger Zeit Nothwendiges und Heilsames anerkennen und hoch schätzen; aber man darf sich darüber nicht täuschen, daß hierin der Staat über seinen wahren Begriff hinausgegangen ist. Und wohl empfinden die Regierungen aller Staaten bereits die Unüberwindlichkeit der immer grenzenloser werdenden Aufgabe, die ihm mit jener Begriffserweiterung zugewachsen ist. Zu erhalten, zu schirmen, zu schützen, was Heilsames vorhanden ist und neu sich bildet, und das Gegentheil abzuwehren, das ist eine Aufgabe, die zu lösen ist, aber nicht bloß dies zu thun, sondern auch noch die Funktionen des Lebens selbst zu übernehmen, selbst zu schaffen, umzugestalten, überall positiv einzugreifen, das ist zu viel, das würde ihn aufreiben und erschöpfen, wenn ihm das Leben selber nicht stets neue Kräfte zuführte. Der Zweck des Lebens ist zunächst das Leben selbst, und dies gilt auch vom Leben der Menschheit und jedes Volks. Aeußerungen und Gestaltungen dieses Lebens, sofern sie diesem Zwecke dienen, sind nothwendige, heilig zu achtende. Der Staat ist Schirmvogt aller, und hat zu schützen, zu fördern, was dem Leben und seinem Selbstzwecke, einer immer vollkommneren Selbstentfaltung dienen kann und abzuhalten das Gegentheil. Hierauf gründet sich seine Berechtigung und Verpflichtung auch rücksichtlich der Universitäten, die ebenfalls dem Leben zu dienen haben, wie die Wissenschaft. Gleichwohl müssen Wissenschaft und Universität, um dieses zu können, auch Selbstzwecke seyn, sich in und für sich selbst bis auf einen gewissen Punkt entwickeln dürfen. Sehr gut hat nun Herr Marbach nachgewiesen, wie der Staat sich zu dem Punkte entwickelt habe, daß er seine eigne Wirksamkeit, solle sie erfolgreich seyn, mit wissenschaftlicher Bildung durchdringen müsse, wir daher Wissenschaft und wissenschaftliche Bildung bis zu einem bestimmten Grade Gegenstand seines eigenen Interesses geworden sey. Dieselbe liegt aber nicht minder im Interesse des Lebens selbst. Allein Leben und

* Im zweiten Heft der bei Wilhelm Engelmann zu Leipzig erschienenen deutschen Jahrbücher von 1835.

Staat bedürfen zunächst nicht der Wissenschaft, sofern sie Selbstzweck ist, sondern als Mittel für ihre Lebens-, Staats-, und resp. Regierungszwecke. Der Staat braucht Beamte, die Kirche Diener des göttlichen Wortes, das Leben Aerzte, Lehrer ꝛc. Unsere Universitäten sind daher auch nach und nach zum großen Theil Vorbereitungs- und Abrichtungsanstalten für die betreffenden Lebens-, Kirchen- und Staatsdienstzwecke geworden. Hierin spricht sich ohne Zweifel eine Herabwürdigung der Wissenschaft aus, die ganz dem Geiste der materialistischen Richtung, welche die Gegenwart zum großen Theil nimmt, entspricht, und mit triumphirender Miene rühmt sich dieser Materialismus, daß Künste und Wissenschaften der Industrie, den Gewerben immer mehr dienstbar gemacht würden. Aber die Wissenschaft behauptet ihr Recht, Selbstzweck zu seyn, und Leben und Staat müssen sie auch in diesem Recht schützen, weil es sonst wohl bald mit aller Wissenschaft und auch damit aus seyn würde, bei ihr für Förderung der Staats- und Lebenszwecke Beistand und Unterstützung zu finden. Es würde das Leben selbst von der Höhe herabsinken, auf welche es sich zum Theil mit Hülfe der Wissenschaft erhoben, wenn sich diese nicht selbst immer neu und weiter entwickelte. Daher wird auch anderseits auf den Universitäten immer noch ein Unterricht von reinwissenschaftlicher Tendenz neben jenem mehr praktischen ertheilt, oder diesem werden der eigentlichen Wissenschaft entlehnte Raisonnements rhapsodisch eingewebt. Die Folge davon ist, daß die Studirenden irre gemacht und in keiner Weise befriedigt, wohl aber, da die praktische Tendenz wegen des bevorstehenden Examens vorherrschend bleibt, und als das wichtigere erscheint, zu einer gemeinen und verächtlichen Ansicht von der Wissenschaft verleitet werden. Mit solchem, durch die Verhältnisse zum Theil gebotenen, unwürdigen Betreiben der Wissenschaft von Seiten vieler Professoren und der meisten Studenten steht dann freilich die akademische Freiheit der Universität, wie der Studirenden im grellsten Widerspruch. Nur der Geist reiner Wissenschaftlichkeit rechtfertigt jene Freiheit und leistet Bürgschaft gegen ihren Mißbrauch. — So zeigt sich, daß die Frage nach äußeren wie inneren Reformen der Universitäten von der Lösung des Widerspruchs abhängig ist, der zwischen der Cultivirung der Wissenschaft, als solcher, und ihrer Brauchbar- und Mundrechtmachung für die künftige Lebenspraxis sich auf den Universitäten hervorgethan hat. Kann dieser Widerspruch gelöset werden, so läßt sich hoffen, daß auch die einzelnen, zum größten Theil damit zusammenhängenden Uebelstände sich heben lassen werden. Herr Dr. Marbach schlägt vor Trennung der gegenwärtigen Universitäten in gesonderte Anstalten, von denen die eine als Stufe zu der andern betrachtet würde, in Hochschulen und eigentliche Universitäten. Jene sollen vorzugsweise nur den Zweck haben, die geeignete Vorbereitung zum Staatsdienst zu geben, diese, die Wissenschaft um der Wissenschaft willen zu cultiviren. Nur wer sich auf der Hochschule schon die positiven Kenntnisse der einzelnen Disciplinen erworben hat, soll auf der Universität zugelassen werden, um die wissenschaftliche Weihe, die philosophische Begründung sich zu erwerben. Der Besuch der Hochschulen soll nebst dem an sie geknüpften Examen über das erlernte Fach zum Staatsdienste befähigen; der Besuch der Universität aber nicht, schon darum nicht, weil diese Befähigung schon vorher erlangt seyn muß. Die Hochschulen sind Schulen; auf ihnen herrscht nicht Lehr- und Lernfreiheit; aber den Hochschulen steht eigene Gerichtsbarkeit zu, weil Schüler noch nicht Staatsbürger sind und noch nicht unmittelbar unter dem bürgerlichen Richter stehen dürfen. Den Hochschülern ist ein gewisses Maaß studentischer Freiheit aus dem pädagogischen Grunde zu lassen, um ihnen Gelegenheit zur Entwicklung eines selbstständigen Charakters zu gewähren. Die Universitäten genießen vollkommener Lehr- und Lernfreiheit, aber nicht eigner Gerichtsbarkeit, weil ihre Mitglieder als mündige Männer zu betrachten und folglich ihrem ordentlichen Richter nicht zu entziehen sind. — Es würde zu weit führen, anzugeben, ob und in wiefern wir diesen einzelnen Bestimmungen beitreten können oder nicht. Ueberzeugend scheint jedenfalls die Ansicht, daß irgend eine Trennung der gleichzeitig nicht zu vereinigenden Zwecke einer Zurüstung auf den Staatsdienst und der Bildung des Geistes für Wissenschaft und wissenschaftliche Forschung, als solche, stattfinden müsse. — Leztere Ansicht liegt auch dem angeführten Plan zur Reform der deutschen Universitäten zum Grunde. Diese Abhandlung ist weit mehr mit Rücksicht auf den Zweck der Jugendbildung überhaupt geschrieben. Sie geht von einer vortrefflichen Darstellung der Umgestaltung des Lebens und seiner gerechten Anforderungen an die Universitäten aus, und weiset dagegen alle übertriebenen Anklagen und Forderungen zurück. Sie geht auf die widersprechenden Forderungen des Realismus und Humanismus über, die nicht mehr im Kreise des niederen und mittleren Schulwesens sich halten, sondern bis in die Sphäre der Universitätsstudien hinauf ihren Kampf fortsetzen. Der Realismus ist es, der von den Universitäten jene praktisch-wissenschaftliche Zustutzung verlangt, während der Humanismus auf Betreibung der Wissenschaft um ihrer selbst willen besteht.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 9.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 24. Januar 1838.

Schriften über Reform der Universitäten.

(Schluß.)

In einer lichtvollen Uebersicht der Entwicklungsgeschichte der Universitäten wird gezeigt, wie diese realistische Tendenz nach und nach überhand genommen habe und nicht mehr abzuweisen sey. Solle die Wissenschaft an und für sich aber ihre Geltung behalten, so sey ihre Cultur auf Anstalten erforderlich, die von jenen, die die Wissenschaft bloß praktisch zu machen hätten, zu trennen wären. Aber gerade entgegengesetzt der Marbach'schen Ansicht, wird hier verlangt, daß die allgemeine, reinwissenschaftliche Bildung vorangehen und die praktische sich dieser erst anschließen solle. Diese reinwissenschaftlichen Hochschulen sollen den Namen Universitäten erhalten; die anderen aber, welche eigentliche theologische, juridische und medicinische Seminarien in sich vereinigen und die Ueberführung von der Wissenschaft zum Leben zur Aufgabe haben sollen, werden Akademien genannt. — Mir scheint dieser Vorschlag dem gegenwärtigen Bildungsgange der studirenden Jugend und auch dem Entwicklungsgange des menschlichen Geistes angemessener. Es findet eine Erhebung aus dem chaotischen Allerlei des umgebenden Lebens zu einzelnen hervorragenden Gestaltungen, von diesen ein Aufschwung ins Reich der Begriffe und von da wieder eine besonnene Rückkehr zum Leben mit seinen Mannichfaltigkeiten statt, die aber nun nicht mehr chaotisch den Geist umgeben, sondern von ihm in ihrer wechselseitigen Beziehung, so wie in ihrer Einheit und Ganzheit erkannt und gewürdigt werden. Eigne Gerichtsbarkeit und studentische Freiheit wird für die (reinwissenschaftlichen) Universitäten und ihre noch jüngeren Zöglinge, nicht aber für die Akademien, die dem Leben näher stehen, in Anspruch genommen. — Diese Abhandlungen schienen den 1833 erhobenen Streit abschließen zu wollen; allein 1836 ward er nochmals begonnen. Herr Dr. Franz *Theremin* gab einen Dialog über die deutschen Universitäten heraus, * in welchem er nicht unrichtig von der Voraussetzung ausging, die meisten, ja eigentlich alle wesentlichen Verirrungen der studirenden Jugend rührten davon her, daß ihr Geistesleben nicht die gehörige Anregung und Bethätigung erhalte, und nun falle ihre natürliche Regsamkeit auf ungehörige Dinge, sey es nun auf Schwelgerei und Sauferei, oder auf demagogische Umtriebe. Könnte man sie für freudiges und andauerndes wissenschaftliches Streben gewinnen, so würden diese Verirrungen wegfallen. Wir glauben, Herr Theremin sieht im Allgemeinen recht. Neben einem eifrigen, anhaltenden, echtwissenschaftlichen Streben können jene Verirrungen wenigstens nie herrschende werden. Aber das Mittel, welches er angibt, dieses Wunder zu wirken, die *dialogische Form des Unterrichts*, scheint nicht entsprechend. In der Philosophie und den philosophischen Begründungen der einzelnen Disciplinen geht das an, aber in diesen selbst nicht. Die positive Dogmatik, die Geschichte, die Institutionen und Pandekten ꝛc. können nicht dialogisch behandelt werden. Hier könnten Repetitorien, Examinatorien wohl angeschlossen werden; aber diese haben die belebende Wirkung des Dialogs nicht. Es ließe sich inzwischen auch hier Manches thun, wenn man die jungen Leute zu selbstständigen Relationen über Werke, oder besonders interessante Kapitel ihrer Wissenschaft, zur Vergleichung verschiedener Ansichten über denselben Gegenstand ꝛc. veranlaßte.

Theremins Schrift rief aber eine andere hervor, welche wie ein Feuerbrand unter die Herren Professoren fuhr und die Discussion über den Gegenstand in eine gewöhnliche, etwas widerwärtige literarische Fehde verwandelte, wir meinen des Seminardirector Dr. F. A. W. Diesterweg Broschüre: „Ueber das Verderben auf den deutschen Universitäten." Welchen Inhalt hat denn nun aber diese Broschüre, daß sie eine solche Aufregung in der Professorenwelt hervorgebracht hat? Wir glauben,

* Berlin, bei Duncker und Humblot, 1836.

daß ein Kapitel, welches von den Universitätslehrern handelt, am meisten indignirt hat, und wohl nicht mit Unrecht. Schon daß er den Universitätslehrern als solchen ihr Streben nach möglichst großer Gelehrsamkeit gewissermaßen zum Vorwurf macht, klingt jedenfalls etwas zu parador, um nicht übel empfunden zu werden. Denn wer soll Gelehrsamkeit in hohem Grade besitzen, wenn nicht der akademische Lehrer. Was anderes ist es, daß man vom akademischen Lehrer nicht bloße, nackte Gelehrsamkeit, sondern solche verlange, welche von wissenschaftlichem, näher von philosophischem Geiste durchdrungen sey. Und eben so unverfänglich würde es seyn, zu verlangen, daß der akademische Lehrer seinen Katheder nicht dazu mißbrauche (was freilich manchmal wohl geschieht), mit den Einzelnheiten seiner Gelehrsamkeit zu prunken, oder entgegenstehende Meinungen nicht allein zu widerlegen, sondern auch die Vertreter entgegenstehender Meinungen lächerlich und verächtlich zu machen. Endlich hat ja selbst Savigny Lehrtalent und Neigung, die Jugend für die Wissenschaft zu gewinnen, zu begeistern, indem man sie ihr recht nahe bringt, vom akademischen Lehrer verlangt. — Ferner mußte Anstoß geben, daß Diesterweg, wie Theremin, die dialogische Form des Unterrichts mit einer Ausschließlichkeit verlangt, in welcher sie bei Mittheilung positiver Kenntnisse ins Lächerliche fallen muß. — Endlich aber griff Herr Diesterweg, was er auch Entschuldigendes darüber im Vorwort gesagt hat, zu allgemein und zu schonungslos die Gesinnung der Universitätslehrer an, als eine unpatriotische, hoffärtige, gewinnsüchtige, ja oft den Gesetzen und Verordnungen widerstrebende. Daß dergleichen häufiger, als gut ist, sich zeigt, mag wahr seyn, so wie es wohl auch nicht geläugnet werden kann, daß die akademischen Lehrer großentheils gar zu wenig um die Studenten sich bekümmern und, was noch schlimmer ist, einander feindlich gegenüberstehen rc. Dies Alles, so allgemeinhin ausgesprochen, mußte erbittern; am meisten aber, weil es gar zu übertrieben und zu gleicher Zeit delatorisch ist, daß er den Professoren die demagogischen Umtriebe und die Einkerkerung der ihretwegen zur Untersuchung Gezogenen anklagt. — Hier liegt am offensten zu Tage, daß es ihm mit den Universitäten, wie dem Medicinalrath Lorinser mit den Gymnasien gegangen ist, daß er einzelnen Einrichtungen, Verhältnissen und gar Persönlichkeiten zuschreibt, was einen tieferen Grund hat. Er hat hierbei, wie überhaupt, übersehen, daß das Verderben der Universitäten nur ein verderbter Zweig des ganzen, in wesentlichen Punkten verderbten Baum unsers Lebens ist, und daß, wenn dem Theile geholfen werden soll, dem Ganzen geholfen werden muß.

Was Herr Diesterweg verlangt, daß für wissenschaftliche und moralische Bildung der studirenden Jugend auf Universitäten geschehen solle, ist nur zum Theil richtig und nur zum Theil ausführbar. Wenn er z. B. meint, daß die eigentlichen Kenntnisse aus Büchern gewonnen werden müßten, der Unterricht der Professoren sich aber darauf zu richten habe, das so Erlernte zur geistigen Be- und Verarbeitung zu benutzen; so klingt das nicht übel und wäre ganz gut, wenn es nur so leicht gethan als gesagt wäre. Dies setzt erst Bücher voraus, die übereinstimmend lauteten, und eine Controle, daß diese wirklich und zweckmäßig studirt worden wären. Und selbst wenn diese Vorbedingung erfüllt ist, fragt sich noch, ob das stille für sich studiren und respektive dem Gedächtniß einprägen des Faktischen nicht eine weit ärgere Knechtsarbeit wäre, als jede andere. Viele Lehrbücher, selbst philosophische, sind oft für den jungen Studirenden beinahe nur zu verstehen, wenn sie den mündlichen Vortrag des Lehrers vernommen haben. Wer z. B. Okens Vorträge nicht gehört hat, der wird seine Naturphilosophie nicht mit dem halben lebendigen Verständniß lesen. Und wenn Herr Diesterweg nun ganz eigentlich für philosophischen Unterricht die dialogische Methode verlangt, so vergißt er, was er in der Erinnerung an Schleiermachers Vorträgen sich bewußt seyn wird, daß eine ungemein belebende, ja begeisternde Kraft gerade darin liegt, einen Meister des Gedankens seine Ideen in unabgebrochener Reihe entwickeln zu hören, das Werden einer Ideenwelt ungestört belauschen zu dürfen. Ferner vergißt er das tief bedeutsame Schweigen, welches den Schülern des Pythagoras auferlegt wurde. Ein Dialog über Philosophie ist nur unter Männern möglich, die schon der Philosophie in einem hohen Grade mächtig sind; sonst möchte er leicht in Geschwätz ausarten, oder die Herren Studirenden würden bald wie die philosophischen Freunde des platonischen Sokrates auf ein Ja, Nein, Allerdings, Keineswegs, Warum nicht, Ich dächte doch rc. zurückgebracht seyn; und der Professor spräche zuletzt doch wieder allein.

Was die Maßregeln betrifft, die Herr Diesterweg zur besseren moralischen Erziehung oder Behütung der akademischen Jugend in Vorschlag bringt; so hoffen wir von allen solchen mehr äußerlichen und formellen Vorkehrungen wenig oder nichts. Wenn junge Leute des Alters, wie Studenten auf Universitäten sind, noch des Gängelbandes und solcher Behütung bedürfen, dann ist ihre frühere religiöse und sittliche Bildung von der Schule und von Hause her eine schlechte, eine verkehrte gewesen. Ueberdies soll die Zeit der akademischen Studien auch dazu dienen, den eigenen Willen aus freiem Antriebe auf das Gute lenken zu lernen; aber wie dieser Zweck erreicht werden könnte, wenn man die akademische Jugend so zu gängeln fortführe, wie es auf den Gymnasien geschieht, ist kaum abzusehen. Was von Seiten der

Universitäten hier geschehen kann und wohl auch von den meisten geschieht, kann sich nur auf Entferntbalten der Gelegenheit zu häufiger Verführung beschränken. Vor allen Dingen sollten aber sechzehn- und siebzehnjährige Knaben entweder gar nicht oder nur unter der Bedingung zu den akademischen Studien zugelassen werden, daß sie noch unter den Einfluß einer gewissen Erziehung gestellt wären. Es wäre auch in Bezug auf die Wissenschaftsstudien besser, nicht gar zu junges Volk zur Universität zu entlassen; daher der Vorschlag zur Bildung von Lycealklassen oder Selectas, in denen akademisch-propädeutischen Studien zu treiben und die Scholaren unter eine Disciplin zu stellen wären, welche zu dem Universitätsleben hinüberleiten, alle Beherzigung verdient.

Finden wir nun, daß Herr Diesterweg manches Uebereilte vorgetragen, manches nicht Wohlerwogne verlangt hat, so ist doch mancher geäußerte Tadel, mancher vorgetragene Wunsch gerecht; und es leuchtet (mit Ausnahme des zu rücksichtslos und allgemein ausgesprochenen und darum ungerechten Tadels der Professoren) überall das wahre und warme Interesse für tüchtige und heilsame Bildung der akademischen Jugend hervor. Desto unangenehmer fallen einige von Universitätsprofessoren gegen ihn gerichtete und zum Theil ganz persönlich gewordene Brochüren auf, von denen wir lieber schweigen wollen. Von denen uns bekannt gewordenen, von Universitätsprofessoren ausgegangenen Schriften gegen Diesterweg ist die besonnenste, würdigste und die Universitäten in vielen ihrer gegenwärtigen Einrichtung am verständigsten rechtfertigende die des Herrn Professor Dr. Fr. Eduard Beneke * desselben, dem wir die neueste, in so vielfacher Beziehung ausgezeichnete Unterrichts- und Erziehungslehre verdanken. — Klagt Herr Diesterweg den moralischen Zustand auf Universitäten an, so gibt Herr Professor Beneke ganz ruhig zu verstehen, daß es in dieser Beziehung mindestens nicht schlechter stehe, als auf andern Lebensgebieten; wünscht Herr Diesterweg zur Befestigung des zu locker gewordenen Bandes zwischen den Professoren, zwischen diesen und den Studenten und dieser unter einander Wiederherstellung corporativer Institute, so gibt Beneke zu bedenken, daß noch zu viel Zunftgeist herrsche; klagt Diesterweg die Professoren, wie oben berührt worden, an, so erinnert Beneke, wie viele akademische Lehrer es von jeher gegeben und noch gebe, die unter schweren Opfern, mit der edelsten Selbstverläugnung, unter Sorgen und Noth im Dienste der Wissenschaft thätig sind rc. Wir können Jedem, der sich über die ganze Streitfrage vollkommen belehren und ein befriedigendes Urtheil verschaffen will, die Lektüre der letztgenannten Schrift aus vollster Ueberzeugung empfehlen.

W. B. M.

* Unsere Universitäten und was ihnen Noth thut. In Briefen an den Herren Direktor Dr. Diesterweg, von Dr. Fr. Eduard Beneke, Professor an der Universität zu Berlin. Berlin, Posen und Bromberg, Mittler. 1836.

Romane und Novellen.

1) Schiffersagen von A. von Sternberg. Zwei Bändchen. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1837.

Der bekannte Verfasser hat die originelle Idee gehabt, vereinzelte Schiffersagen zu sammeln und selbst aus kleinen Zeichen des Aberglaubens, wie sie unter Seemännern vorkommen, selbstständige Mährchen zu gestalten. Das Meer mit seinen großartigen Erscheinungen ist der Hintergrund aller dieser Mährchen und verbindet sie zu einem anmuthigen Ganzen. Man gibt sich mit Vergnügen den wechselnden tragischen und komischen Eindrücken hin, die uns die Fata Morgana der Phantasie aus den bewegten Wellen entgegenbringt. Einige haben etwas nordisch Dunkles, Melancholisches; andere etwas südlich Lachendes und selbst Burleskes. Sie handeln von der Liebe schöner Undinen zu jungen Schiffern, vom Geschenk der rothen Perle, die einer als Talisman erhält; von der großen Meerlilie und ihrer wunderbaren Pracht; vom Wettermacher, der mit dem Teufel den Bund geschlossen; vom Klabautermann, der als eine Art von Hausgeist das Schiff bewohnt, kein Unrecht daran leidet und es zuletzt, um seinen Besitzer zu strafen, zertrümmert; von den Seelen der Ertrunkenen, die unter umgestülpten Töpfen auf dem Meeresboden sitzen; von der Scylla (willkürlich phantastische Bearbeitung des antiken Mährchens); von den drei Fischen (Fortsetzung des verwandten Mährchens in 1001 Nacht). Der Verfasser hat die poetische Schilderung in seiner Gewalt, wovon folgende schöne Stelle Zeugniß geben mag. „Von diesen weisen Worten vernahm Dick an seinem Schiffs-Ende nichts; er hätte sich auch nicht so leicht bei ihnen beruhigt, denn weil er eben ein Sonntagskind war, so drang sein Auge tiefer und sein Gehör weiter als bei dem vielgereisten Capitän und seinen klugen Matrosen. Als diese schon, der neuen Erscheinung überdrüssig, unten in der Kajüte beim Punschnapf zusammensaßen, starrte er daher noch immer, mit weit offenen Augen, übergelehnt in die Tiefe, und Thränen der Sehnsucht liefen über seine Knabenwange, als er unten die heimlichen,

stillen Gärten sah, und darüber hin durch das lufthelle Wasser die Wanderzüge fröhlicher Fische, die mit spitzigen Mäulern und rudernden Seitenflossen in den Korallenbaumgängen auf und nieder glitten, und gleichsam wie hoffärtige, geputzte Bürgersleute mit Weib und Kind spazieren gingen. Und je weiter das Schiff glitt, desto stolzere Gewächse, desto schönere, überraschendere Gärten kamen unten zum Vorschein. Bald war es, als zögen sich Gänge, von Menschenhand geebnet, deutlich durch die Baumgruppen hindurch, bald ging wieder jede Spur von Ordnung und Regelmäßigkeit in einer phantastischen Pflanzenwildniß unter. Die Blätter und Stauden hatten allesammt etwas Fremdes, so bekannt sie auch auf den ersten Blick schienen, auch die Blumen, wenn man ihnen recht tief ins Auge sah, zeigten ein völlig fremdes Antlitz; auch war es seltsam und unheimlich, daß statt der bunten, hellen Schmetterlinge und geschwätzigen Vögel immerdar stumme Fische auftauchten, und die Blumenhäupter umkreisten, und vertraut mit ihnen scherzten. Goldene und purpurne Schlangen glitten auf den Kieseln des Bodens pfeilschnell dahin, und plötzlich lagen sternartige Figuren da, die sich langsam regten und endlich schwerfällig fortwanderten. — Dick konnte seine Erwartung nicht zähmen, er hoffte bestimmt, daß gegen Abend nun bald unten eine herrliche Stadt hervorkommen werde, oder ein schöner Königspalast unter den Gärten, allein es blieb bei den stillen Hainen, die sich immer mehr in Schatten hüllten, so daß nur hie und da eine hochaufschießende rothe Blume, wie eine Flamme aus dem Dunkel, sichtbar ward. Endlich war Alles in Nacht versunken; Dick hätte weinen mögen, wenn er daran dachte, daß das Schiff jetzt so gefühllos über so viel geheimnißvolle Schönheit der Tiefe dahinglitt, ohne daß das Auge auch nur das Mindeste davon erfassen könne. „Gewiß,“ rief er bei sich, „kommen jezt die Paläste des Meerkönigs, und wir reisen ihnen in Nacht und Dunkelheit vorüber, ohne daß Einer von dem Andern weiß.“ In diesen Gedanken lehnte er sich noch einmal weit hinüber, und seine Augen drangen mit den sehnsüchtigsten Strahlen in die verschlossene Tiefe. Doch siehe da, sie blieb nicht verschlossen. Dick hatte nicht lange hinabgeschaut, als tief unten eine feuchte, hellglühende, grüne Kugel erglomm, und, wie es schien, langsam auf dem Meeresboden dahinrollte. Das funkelnde, milde, dunkle Grün ward immer klarer und warf immer hellere Scheine um sich; zulezt sah der Knabe, daß das, was er für eine fortlaufende Kugel gehalten, nur der Schein eines durch die grünen Bogengänge dahinschreitenden Lichtes war. Bald trat nun ein Männlein hervor, das tief unten auf dem Meeresboden mit einer Laterne herumwandelte, wie einer, der zu später Nachtzeit von dem Besuche bei Freunden nach Hause geht. Dick war so freudig erschrocken, daß der Athem in seiner Brust stockte, er hätte gerne sogleich den stillen Wanderer bei Namen gerufen, aber wußte er wohl, wie er hieß? Er begnügte sich daher, seinen Gang zu verfolgen, und bemerkte, wie der seltsame Mann oft mit seiner Laterne in die Kelche der schlafenden Blumen am Wege hineinleuchtete, und wie es dann die herrlichsten rothen, blauen oder violetten Scheine gab. Einer dieser Scheine leuchtete in Dicks Antlitz, und plötzlich sah er, wie der Mann unten eines der hochstaudigen Gewächse erfaßte, rasch an den Blättersprossen hinanklimmte und bald die schwankende Krone erreicht hatte, von der er mit einem blassen menschlichen Antlitze bittend herübersah, indeß unten auf dem Meeresboden die zurückgelassene Laterne leuchtete. Dick warf ihm geschwind ein loses Seil zu, er ergriff es geschickt und behende, und ehe der Knabe es sich versah, saß der unheimliche Gast neben ihm auf dem nächtlichen Verdeck.“

Das lustigste Mährchen ist das von der verliebten Auster, einem Wassergeist, der in der Gestalt einer großen Auster nach einem Menschen schnappt, und ihn nur unter der Bedingung losläßt, daß ihm derselbe seine schöne Tochter ausliefere, die sofort in sein unterseeisches Kristallschloß hinab muß und dasizt, mit wallenden blonden Locken, die Auster auf der Schooß.

2) **Seemanns-Sagen und Schiffer-Mährchen. Mitgetheilt von Heinrich Schmidt. Zweites Bändchen. Berlin, Zesch, 1836.**

Auch diese Sammlung, welcher die gleiche Idee zu Grunde liegt, ist reichhaltig und anziehend. Der Verfasser hat eine größere Auswahl von Sagen mehr ihrer ursprünglichen Fassung getreu dargeboten, während Herr von Sternberg weniger Sagen mehr durch die Zuthat seiner eigenen Phantasie verschönert hat. Die Gegenstände sind sich übrigens verwandt, oft die nämlichen. Die Sagen vom Wettermachen durch Teufelskunst, — vom gespenstischen Lootsen, — vom Todtenschiff, — vom Seegespenst ꝛc. sind wie von selbst und nothwendig aus einer tiefern Naturanschauung hervorgegangen. Das Grauen in der Einsamkeit des Meeres, die Empörung der Elemente im nächtlichen Sturm, das Fremdartige der Ferne und neuen Welten und die eigenthümliche Sehnsucht, die sich bei Reisen und am meisten auf Seereisen des Herzens bemächtig, das Alles ist als natürliche Quelle jener Seemannspoesie zu betrachten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 10.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 26. Januar 1838.

Lyrische Dichtkunst.

Clotilde von Vallon-Chalys, Dichterin des 15ten Jahrhunderts. Auswahl in freier Bearbeitung von Franz Freiherrn Gaudy. Berlin, Enslin, 1837.

Ein äußerst elegantes Bändchen, dessen Inhalt dem lieblichen Aeußern entspricht. Jene Clotilde, deren Bild uns Freiherr Gaudy vorüberführt, besitzt alle Eigenschaften, die das Herz gewinnen. Indem wir die schönen Bruchstücke aus ihren Werken, die uns hier gesammelt vorliegen, den Lesern und insbesondere den Leserinnen als einen Spiegel der wahrsten, tiefsten, edelsten und anmuthsvollsten Weiblichkeit empfehlen, begründen wie dies Urtheil auf folgende Skizze ihres Lebens und auf einige Proben aus ihren Werken selbst.

Der deutsche Bearbeiter schöpft aus einer französischen Ausgabe von 1804, herausgegeben von Vanderbourg. Dieser spricht zuerst von Clotildens Mutter, durch welche die Tochter den ersten Impuls zur Poesie erhielt. Pulcheria hieß die Mutter. Im 17ten Jahre an den Hof des Gaston Phöbus, Grafen von Béarn und Foix berufen, knüpfte sie daselbst das innigste Freundschaftsband mit Agnes von Navarra, der ihr wahlverwandten Gattin dieses Fürsten. Das Schloß Orthez, Gastons Residenz, hegte einen zu jener Zeit seltnen Schatz: eine zahlreiche Sammlung lateinischer und griechischer Handschriften, welche vor der Barbarei der Turkomannen aus Afrika nach Spanien geflüchtet, von den gebildeteren Mauren geschont, und späterhin Eigenthum der Fürsten von Navarra geworden waren. Diese Bibliothek war seitdem durch die Werke der Italiener und ausgezeichneter Trouveres vermehrt worden. Agnes bewog ihre Freundin, ihre schöne Handschrift zu einer Auswahl Meisterstücke, vornämlich von Frauen verfaßter, zu verwenden, und so entstand unter Froissards Leitung eine Guirlande poëtique, welche die vorzüglichsten Leistungen der Alten so wie der Franzosen und Italiener umschloß. Agnes starb vor der Vollendung dieses Werks, und Pulcheria, welche sich während ihres Aufenthaltes in Orthez vermählt hatte, verließ den Hof, erhielt jedoch von Gaston die Vergünstigung, die gefertigten Abschriften nach dem Vivarais, dem Wohnsitz ihres Gatten, mitnehmen zu dürfen. — Pulcheria war bereits Mutter zweier Söhne, als sie nach einem zehnjährigen Aufenthalt in Vallon Clotilden gebar. — Frühzeitig entwickelten sich die Talente Clotildens. Kaum elfjährig lieferte sie eine metrische Uebersetzung einer Ode des Petrarca.

In der unglücklichen Epoche, welche auf die Regierung des blödsinnigen Carl VI. folgte, flüchteten viele adlige Familien aus allen Provinzen der verheerten Monarchie nach den Ufern der Loire und Rhone, den einzigen Gegenden, welche dem jungen Dauphin noch anhingen. Dieser Zufluchtsort näherte Clotilden einigen liebenswürdigen geistvollen Jungfrauen; gleiches Alter, gleiche Schicksale, vor allem aber eine gemeinsame Liebe zur Dichtkunst verflocht die jugendlichen Herzen mit den zartesten Banden, und der günstige Einfluß ihrer Freundinnen, unter denen Louise d'Effiat, Rosa von Beaupuy, Tullia von Royan, vorzüglich aber eine unter dem Namen der schönen Rocca bekannte Italienerin, hervorragten, wurde in den raschen Fortschritten der jungen Dichterin unverkennbar. Die vereinten Bestrebungen dieser weiblichen Akademie hatten die Ausbildung der höheren poetischen Sprache, welche den Franzosen bisher fremd geblieben war, zum Zweck. Louise d'Effiat und Rosa de Beaupuy, Beide in der Hauptstadt geboren und demzufolge mit einer correcteren Sprache als der in der Provinz gebräuchlichen vertraut, wirkten auf die elegante Form, auf die gewählte Rede in den dichterischen Erzeugnissen ihrer Freundin; Tullia und Rocca widmeten, obwohl Beide selbst Dichterinnen, ihr Talent ausschließlich der Freundschaft, und begnügten sich, anstatt nach

dem Ruhme selbstständiger Schöpfungen zu streben, die Flamme der Begeisterung in Clotildens Busen zu nähren, während ein durch vielseitige Kenntnisse ausgezeichneter Gelehrter, Jean du Sault, das Amt des Kunstrichters in dem Vereine verwaltete. — In diesen Lebensabschnitt fällt ein großer Theil der vermischten Gedichte Clotildens, wie sie denn auch gleichfalls in dieser Zeit den Plan zur Phélypéide, einem gänzlich untergegangenen Gedichte, entwarf. Im Jahr 1421 lernte Clotilde Berengar von Surville, einen damals zwei und zwanzigjährigen, durch körperliche und geistige Vorzüge ausgezeichneten Edelmann kennen. Die innigste, leidenschaftliche Liebe, welche sie für ihn empfand, wurde durch die im nämlichen Jahre, unerachtet des kurz vorher erfolgten Todes ihrer Mutter, vollzogene Ehe nur gesteigert, und diese reine Flamme ist es, welche seitdem aus dem Herzen der Dichterin in jene reizenden, ungekünstelten, naturwahren Dichtungen überströmte, in jene Verse, welche den Reichthum eines liebenden Herzens und der poetischen Kraft in gleichem Maaße bekunden, und durch die Heroide an ihren Gatten, welcher sich unmittelbar nach der Vermählung dem damals in Puy en Velay verweilenden Dauphin anschloß, eröffnet wurden.

Während der sieben Jahre ihrer Verbindung mit Berengar de Surville verschmolz Clotilde ihr großes Gedicht, welches sie unter dem Titel Lygdamir begonnen mit dem weitläuftigen Plan der Phélypéide. Zu gleicher Zeit begann sie auch einen heroischen Schäfer-Roman unter dem Titel Châtel d'amour, welchem die in dieser Ausgabe übersezten Stanzen und Triolette entlehnt sind. Sie hatte den Plan zu diesem Werk auf einer Reise nach Puy en Velay und den Quellen der Loire, auf welcher Rocca und Tullia sie begleiteten, entworfen. Der Aufenthalt in Puy selber wurde durch vielfache ritterliche und galante Festlichkeiten verherrlicht, und bei einer der glänzendsten war es, wo Clotilde die Gelegenheit ergriff, um ihrer lieblichen Freundin Rocca den Preis der Schönheit zuzusprechen. Alle diese Einzelnheiten sind einer Abhandlung der Johanna von Vallon entnommen, welche sie wiederum allem Anschein zufolge dem fünften Buch der Memoiren, dem ersten derjenigen, welche schon Surville als verloren bezeichnet, enthob. Das sechste, gleichfalls eingebüßte, sollte die Geschichte der ersten Unglücksfälle Clotildens enthalten. — Der herbste Verlust, welcher die Dichterin betraf, war der ihres Gatten, der auf einer gefahrvollen Unternehmung während der Belagerung von Orleans ein Opfer seiner Kühnheit wurde. Er hinterließ Clotilden nur einen Sohn in zartem Kindesalter. Zu gleicher Zeit hatte das Schicksal alle Freundinnen vom Herzen der jungen Wittwe gerissen.

Clotilde, niedergebeugt von so mannichfachen Verlusten und einsam in dem Vivarais lebend, begann wahrscheinlich um diese Zeit die Abfassung ihrer bereits erwähnten Memoiren, deren erste Bücher die Geschichte der altfranzösischen Poesie enthielten. Nächst diesen Arbeiten widmete sie ihre Muße der Erziehung und Ausbildung ihrer Schülerinnen. Sophie de Lyonne und Juliette de Vivarez sind die ersten, deren Surville gedenkt. Sie erlebte noch eine große Auszeichnung durch den Herzog von Orleans, der gleichfalls Dichter war und sie sehr ehrte. Doch verließ sie ihr ländliches Asyl nicht mehr und starb erst in einem Alter von mehr als neunzig Jahren.

Ueber den poetischen Werth ihrer Gedichte sagt Gaudy: „Sie unternimmt es nicht, die Natur zu idealisiren, oder besizt nicht das erforderliche Geschick dazu, und vergreift sich daher häufig in der Wahl ihrer Motive, besonders wo sie nicht von klassischen Vorbildern, und namentlich von Virgil, dessen Eclogen ihr häufig vorschwebten, geleitet wird; aber sie gibt doch jedesmal richtige, anschauliche Gemälde, wenn auch Manches an ihrer Composition auszusetzen bleibt, und sie wohl nur mehr Copien ihrer jedesmaligen Umgebung sind. Jedes Gedicht ist ein Spiegel der ländlichen Abgeschiedenheit, in welcher die Dichterin ihr langes, durch so mannichfache Verluste verdüstertes Leben verbrachte. — Clotilde zeichnet sich aber auch eben so vortheilhaft vor den Dichtern der spätern Jahrhunderte durch reines edles Fühlen, durch Naivetät des Ausdrucks, durch ungekünstelte Liebenswürdigkeit aus.“ Dies ist vollkommen wahr. Zur Probe hier einige Auszüge. Zuerst aus dem Gedicht an ihren Gatten Berengar, als er für Carl VII. kämpfte:

Ich weiß, nicht minder treu bleibst Du der Ehre,
Und Deinem Herrn, der einzig sie verleiht.
Er in Gefahr? — Auf! Alles hinzugeben
Dem Königssohn — mich selbst, muß es geschehn!
Je größre Lieb' — ich schreib's mit Widerstreben —
Je größre Scham, müßt' ich Dich treulos sehn.
O thöricht Wort! Ein Weib, von Stolz beseelet,
Wagt ihren Rath dem Heldensohn zu weihn!
Vergib der Liebenden so eitle Sorgen,
So heft'ge Lieb' entschuldigt Furcht genug.
Ach! säh'st Du, wenn der Himmel mit dem Morgen
Erglüht, mich klimmen auf der Warthe Lug,
Mit späh'ndem Aug' in weite Ferne starrend,
Von Sehnsucht, von vergeblicher, verzehrt,
Wie die Bethörte träumet, Deiner harrend,
Und süßer Täuschung Blüthen selig nährt.

Kein lieber Ort ist meinem Blick entgangen;
  Ich seh' Dich, red' im wachen Traum mit Dir.
„Dort hab' ich seinen Scheidekuß empfangen“ —
  Zu sprengen drohte das Herz den Busen mir —
„Hier bei der Ulme unterm Weißdornhage,
  Dem hold vom Lenz gewölbten Blüthenbom,
Sagt er leb' wohl!“ — Der Schmerz erstickt die Klage,
  Und meinem Aug' entstürzt ein Thränenstrom.
Um solche Trauerbilder zu verscheuchen,
  Denk' ich der Zeit, wo mich Dein Arm umschlang.

Kann sich eine edle weibliche Liebe wohl zarter, inniger ausdrücken? Ihr Liebesgesang im Frühling ist noch glühender:

Folgt der Liebe Schmeichellockung. Mooses Kissen, üppig blühend,
Sind ihr Thron. Wohl hegt sie Leiden. Doch wer tauschte sie verschmähend
Gern die Minne für Vergessen, Ruhe für solch wonnig Weh,
Wenn der Sehnsucht Gluth verkühlet und erlosch in Alters Schnee.

Liebe, wie so freudig will ich deine holden Fesseln tragen!
Können doch zu tiefe Wunden deine Waffen nimmer schlagen.
Nicht zu weicher Schonung stimme dich mein Auge thränenvoll,
Denn die Zähr' ist nicht des Leides, nur der sel'gen Wonne Zoll.

Ringeltauben, Nachtigallen, ihr die Zeugen meiner Qualen,
Seit den Spiegelschild des Eises März gesprengt mit Flammenstrahlen,
Mischet eure Liebesseufzer, eurer Klagen Melodien
Mit dem Murmeln klarer Bäche, die durch weiche Matten fliehn.

Tausendfarb'ge Vögel flattern ringsum Blüthentrauben naschend
Von des Weißdorns Zweig, im Fluge goldne Schmetterlinge haschend,
Die der Blüthen Dold' umflattern, sprossend an dem Wiesenrain —
Bienen schlürften ihres Kelches Honigthau schon früher ein.

Seine grünen Fächerschwingen, kaum durchbort von Lichtes Pfeilen,
Beut euch in des Waldes Dämmrung Frühling. Dorthin will ich eilen
Wenn der Veilchen Purpur blasset, wenn der Wiesen Halm verdorrt —
Eurer träumerischen Töne leises Echo sey mein Wort.

Dennoch Liebling meines Herzens, wenn dereinst im glüh'nden Kusse,
Wo die Seelen sich verschmelzen im süßschmachtenden Ergusse,
Deines Mundes Druck erstickte meines Sanges Melodie,
Dies Verstummen, Lipp' an Lippe, o, wie süße Harmonie!

Es folgen nun ähnliche Liebesgesänge im Sommer und Herbst und Winter. Aus dem leztern entlehnen wir folgende Strophen, die auf eine ungemein schöne Weise das immer wiederkehrende Thema, Sehnsucht nach dem im Feld abwesenden Gatten variiren.

Eilt ihr Vögel heim zu kehren zu dem Weibchen, das im Neste
Eurer harrt: nicht süßre Schutzwehr gibt es gegen Winters Fröste.
Wenn in eisigstarre Schleier sich die Felder hüllen ein,
Dann erblüht die Lebensfreude unter Herdes Schutz allein.

Sammelt euch, ihr flatterhaften Vöglein! Jener Götterfunken
Angefacht von Frühlings-Odem, unter Schnees Last versunken,
Euch verläßt er nie, beseelet euch auf unsrer Hütten Dach —
Liebe ist in euerm Herzen, wie im mein'gen immer wach.

Noch muß ich der Lust entsagen, härter vom Geschick getroffen,
Dem Geliebten zuzuflüstern Liebessehnen, Liebeshoffen.
Jede Schöne liebewillig löscht die Gluth, die euch verzehrt,
Während des Allein-Geliebten Trennung stets die mein'ge nährt.

Er ist fern von mir! Ihn treibet durch entlegene Provinzen
Lust am wilden Kampf der Männer. Hat er nur dem Zwist der Prinzen
Sich verlobt als ihn die Liebe fesselte in ihrem Bann?
Unglücksel'ge, weßhalb schloß ich mich nicht seinen Schritten an?

Möglich, daß jezt im entfernten Kerker Fesseln Dich umspannen,
Während Dein ich zitternd denke. Möglich, daß bei Deinen Mannen
Unter Leichen Dein entstellter, blut'ger Leichnam — nimmermehr!
Bürge ist des Busens Stimme mir für Deine Wiederkehr.

Komm zurück zu Deiner Freundin, kann ihr Gram Dich noch bewegen!
Und wie wenig nur bedarf es, bange Sorgen zu erregen!
Bis zu uns dringt keine Kunde von dem Heer. — In mancher Nacht,
Wenn des Nordens Stürme wüthen, wenn des Hauses Giebel kracht,

Wenn eiskalte Fluthen strömen, frag' ich leis: Wo mag er weilen?
Er allein in dürft'ger Hülle irrt durch's Feld — die Wölfe heulen —
Stürzen auf ihn ein — zerfleischen ihn — — Wie? streift dem Raubthier gleich
Er wohl gar nach Nahrung spähend durch die Felder hungerbleich?

Oft wenn wir in Dämmerstunden am Kamin die Mähr' erzählet,
Von des müden Pilgers Fahrten, der im Wald den Pfad verfehlet,

Schallen plötzlich aus der Ebne weithin rufend Menschenstimmen —
In den Pulsen stockt des Blutes Welle — in der Fern' verschwimmen
Die verworr'nen Klänge — lauschend athm' ich kaum, und zögernd dann
Flüstert zweifelvoll die Lippe: wär' es der geliebte Mann?

Englands Ritter, ihn verschonet! Dann sey alles Weh vergeben
Euern undankbaren Fürsten! Wär' er mir zurückgegeben,
Dann schmiegt' ich den Wettern trotzend mich an Freundes Busen weich,
Und die Stürme möchten rasen durch ihr weites luft'ges Reich.

Von eben so tiefer Innigkeit des Gefühls ist das Gedicht an ihren Sohn:

Du Spiegel Deines Vaters, herz'ges Kindchen,
Schlaf Kleiner! Schließ Dein hold Guckäugelein!
Auf Deiner Mutter Brust, an der Dein Mündchen
Gehangen, wiege Dich in Schlummer ein.

Mir längst versagter Schlaf, mög' er umhüllen
Herzliebling Deinen zarten Augenstern!
Ich wach, um Dich zu schaun, um Dich zu stillen,
Zu Deinem Schirm — ich thu' es nur zu gern.

Du Spiegel Deines Vaters. u. s. w.

Schlaf Kindchen, Sorg' und Abgott meiner Seele,
Schlaf auf dem Schooß, dem Schooß der einst Dich trug;
Ob Deinem Mund das wonn'ge Wort auch fehle,
Bezaubernd ist Dein Lächeln schon genug.

Du lächelst schlägst Du auf die Augenlieder.
Du lächelst wenn mein freund'ger Blick Dir gilt.
Schon sagt's Dein Aeuglein, Du erkennst mich wieder,
Suchst schon in meinem Aug' Dein Spiegelbild.

Wie? Schon verläßt die Brust, an der so wäh'ig
Dein Mündchen sog, erschlafft die kleine Hand?
Erschöpfst Du gleich den Born — ach, wie so selig
Erduldet' ich's, Du süßes Liebespfand.

Du Spiegel Deines Vaters. u. s. w.

Lieb Herzchen, Engel, Du mein süß Entzücken,
Mein Sorgen, meine Wonne, einz'ges Kind.
Für meine einz'ge Lust Dich anzublicken
Entschwinden Tag und Nacht allzu geschwind.

Das Aermchen sinkt — Schlaf hat ihn sanft umfangen —
Sein Aeuglein schloß — er regt sich nicht — schlief ein —
Wenn nicht des Apfels Farb' auf seinen Wangen,
Man glaubte gar, er könne leblos seyn.

Halt, süßer Sohn! Ich beb' — erwache wieder! —
Wach auf! Benimm unsel'gem Wort den Sinn!
Nur einmal Kind schlag auf die Augenlieder!
Gib Deine Ruhe für die mein'ge hin! — —

Wer nach diesen Proben noch zweifeln könnte, daß er es hier mit einer der liebenswürdigsten unter den Frauen zu thun hat, die je die Feder geführt, dem dürfte nichts weiter zu sagen seyn.

Romane und Novellen.

3) Gruppen und Puppen, von Manfred. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann, 1836.

Viele kleine Erzählungen, Sagen, Gedichte. Die Lilienbraut, eine Undinengeschichte; das Gewissen, letzte Beichte eines Mörders bei dem Sohne der Familie, die er unglücklich gemacht hat; Cecilie, Memoiren einer kurzen unglücklichen Ehe zwischen einem seelenlosen Weltmann und seiner wider Willen ihm vermählten, dem Tod entgegenwelkenden Gattin; eine Scene aus dem nordamerikanischen Freiheitskriege; Geschichte eines schwärmerischen Musikers in Callot-Hoffmanns Manier; eine Schifferlegende; die Liebe eines Europäers zu einer schönen Wilden, unter deren Stammgenossen er sich aufnehmen läßt; Erwin von Steinbach und das alte Kunstleben am Rhein; mehrere Balladen und Romanzen. Manfred besitzt Phantasie, mehr als mancher Andere, der Novellen zu schreiben unternimmt. Auch rechnen wir ihm seine Kürze als einen Vorzug an. Doch können wir nicht in Abrede stellen, daß er vielleicht bei vielen Lesern mehr Beifall finden würde, wenn er jeden einzelnen Stoff ausführlicher bearbeitet, zu einem ganzen Bande oder mehr ausgedehnt hätte; denn die neuere Regel scheint zu seyn, lieber einen poetischen Gedanken in vier Bände breit zu schlagen, als viele in einen Band zu bringen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 11.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 29. Januar 1838.

Pädagogik.

Ueber des Herrn Medicinalraths Dr. Lorinser's Schrift:

Zum Schutz der Gesundheit in Schulen.

1) Dr. C. Imanuel's, Directors des Gymnasiums zu Münden, Gutachten über obige Schrift. Bielefeld, Velhagen und Klasing, 1836.
2) Zur Vertheidigung der Gymnasien gegen obige Schrift, von A. Benary, A. Krech, A. Seebeck, Oberlehrern am Köln. Realgymnasium zu Berlin. Berlin, Jonas, 1836.
3) Zur Beleuchtung obiger Schrift von Dr. Fr. Kritz, Prof. am Gymnasium zu Erfurt. Erfurt und Gotha, Hennings und Hopf, 1836.
4) Herrn J. G. Hoffmanns, Geheimen Oberregierungsrathes ꝛc. Bemerkungen (zu obiger Schrift) beleuchtet von Dr. Fr. A. Gotthold, Directors des K. Friedrichscollegiums zu Königsberg in Pr. ꝛc. Königsberg, Unzer, 1836.
5) Die Organisation der Gymnasien nach Lorinsers Ansichten. Von Dr. B. Thiersch, Director des Gymn. zu Dortmund. Dortmund, Krüger, 1836.
6) Hegemann, die Streitfrage über den Schulunterricht, neu angeregt von Lorinser. Berlin, 1836.
7) Prof. Dr. Theod. Heinsius, Hygea (Hygieia) und die Gymnasien. Berlin, 1836.
8) Dr. X. Froriep, Bemerkungen über den Einfluß der Schulen auf die Gesundheit. Berlin, 1836.
9) Dr. H. A. Niemeyer, Ideen über die jetzige Gymnasialverfassung. Halle, 1836.
10) Dr. G. W. Groke, Lorinser und Heinsius, oder Einiges über Leben und Lehren an den preußischen Gymnasien.

Obgleich die angeführten Schriften kaum die Hälfte derer sind, welche des Herrn Medicinalrath Lorinser, in Nr. 1. der medicinischen Zeitung vom Jahr 1836 eingerückter Aufsatz „zum Schutz der Gesundheit in Schulen" hervorgerufen hat; so stellen dieselben doch so ziemlich alle Meinungsnüancen dar, die bei dieser Gelegenheit zu Tage gekommen sind, und man ist durch sie vollkommen über den Thatbestand wie über das ins Klare gesezt, was zu thun wohl das Gerathenste seyn möchte.

Der Thatbestand, der sich herausgestellt hat, ist etwa folgender:

1) Was auch einige Schulmänner dagegen eingewendet oder zur Ermäßigung der von Herrn Dr. Lorinser aufgestellten Behauptung vorgebracht haben; so steht doch im Allgemeinen fest, daß unsere die Schulen, besonders die mittleren und oberen Klassen der Gymnasien und anderer höherer Bildungsanstalten besuchenden Knaben und Jünglinge in der Regel die Frische, Gesundheit und Schnellkraft des Geistes, wie des Leibes nicht zeigen, die noch vor zwanzig bis dreißig Jahren ein beneidenswerther Vorzug der Jugend war.

2) Läugnen läßt sich, wenn man aufrichtig seyn will, keineswegs, daß nicht die Schulen für sich, sondern ihre theils gebotene, theils gestattete Einrichtung einen bedeutenden Theil der Schuld trage. Wenn auch nicht an allen, doch an sehr vielen Gymnasien leidet der Unterrichtsplan an zu vielen und noch mehr an zu vielerlei Stunden, und da man bei den Abiturienten- und resp. Absolutorialprüfungen von jedem in allen Gegenständen ein bestimmtes Maaß von Wissen fordert; so wird damit dem jugendlichen Geist zu viel zugemuthet. Aus diesen Forderungen folgt nothwendig von selbst, daß auch die Lehrer gezwungen sind, um ihre Lehrertüchtigkeit nicht dem Zweifel auszusetzen, von den Schülern mehr zu verlangen, als sonst nöthig wäre, und namentlich sie mit zu vielen häuslichen Arbeiten zu überbürden. Dazu kommt noch das vorzeitige Anwenden einer mehr wissenschaftlichen als pädagogischen Behandlung der Unterrichtsgegenstände.

3) Dagegen ist aber auch ebenso unbezweifelt wahr, daß die Quellen zum Siechthum der gegenwärtigen Jugend, wie zu andern an ihr zu rügenden und zu beklagenden Mängeln, durchaus nicht allein in den Schulen fließen, sondern in gleich großer, wo nicht in größerer Zahl in der Verdorbenheit des häuslichen und geselligen Lebens. Theils läßt man die Jugend frühzeitig an allen Genüssen und Freuden der Erwachsenen, die selbst für diese nicht immer die wohlthätigsten sind, Antheil nehmen; theils gestattet man derselben die Lektüre von Romanen, poetischen Werken aller Art und Journalen, wodurch ihr Geist eingenommen, überreizt und endlich abgespannt wird, dann aber zu den ernsteren Studien, von denen jene Lektüre eigentlich abzieht, mit übermäßiger Kraftanstrengung sich wieder zurückzuwenden genöthigt wird.

Geht nun hieraus hervor, daß an der leiblichen und geistigen, wie noch mehr moralischen Schwäche und Krankhaftigkeit der gegenwärtigen Jugend, die sich übrigens nicht immer etwa in geistiger Stumpfheit, Unbeholfenheit und Dürre, sondern eben so oft in dem Gegensatz davon, in einer fieberhaften Lebhaftigkeit und Gewaltsamkeit der begabteren Individuen äußert, das Leben in der Familie und den geselligen Kreisen mindestens eben so viele Schuld trägt, als die von dem sie umgebenden Leben mehr oder minder afficirten, ja inficirten Schule; so kann nicht bezweifelt werden, daß Aenderungen in der Einrichtung der Schulen allein nicht helfen können. Doch ist es billig, daß die Schule, als öffentliches Institut, mit gutem Beispiele voran gehe. Dann könnte diese, wenigstens da, wo sie mit höherer Bildung, sey es für die Studien, oder für die höheren bürgerlichen Berufsarten, sich zu befassen hat, auf die Familienerziehung einigermaßen zurückwirken, sofern sie dazu vom Staat mit der nöthigen Autorität ausgestattet würde. Es könnte nämlich den Zöglingen der Gymnasien, Real-Gymnasien und höheren Gewerbschulen eine dem jugendlichen Alter und dem Ernst der Studien angemessene Lebensordnung auch für die Zeit außer der Schule vorgeschrieben, und ein nachgewiesenes öfteres Abweichen von dieser Lebensordnung müßte sodann durch perpetuirlichen Ausschluß von der Theilnahme an diesen höheren Studien, in den dafür bestimmten öffentlichen Anstalten wenigstens, bestraft werden. Ich verkenne nicht das Hartscheinende und darum Gehässige dieser Maßregel; aber ich frage, ob, wie die Sachen einmal stehen, eine andere übrig bleibt, wenn man anders die Absicht hat, dem Uebel abzuhelfen? — Hier soll uns nur die Frage beschäftigen, was zunächst von Seiten der Schule, d. h. des öffentlichen Unterrichts zu geschehen hätte; denn obgleich die eigentlichen Gymnasien nur sind angegriffen, und vertheidigt worden; so gilt der Vorwurf, wollen wir gerecht seyn, allen höheren, über das Pensum der Volksschulen hinausgehenden Lehranstalten, mag man sie nun Realgymnasien, höhere Gewerbschulen, höhere Bürgerschulen oder wie immer nennen.

Unter den angeführten Schriften weisen Nr. 2, 3, 4, 6, 7 theils die gemachten Vorwürfe, theils auch die von Lorinser gemachten Anträge auf Verminderung der Unterrichtsstunden und Lehrobjecte zurück. Dagegen gehen Nr. 1, 5, 8, 9, 10 mehr oder minder darauf ein, daß das Uebel gegründet und die Schule verpflichtet sey, was sie vermöge, zu dessen Abstellung beizutragen. Die Verminderung der Lehrobjekte betreffend, meint Director Dr. Niemeyer, es sey das Beste, die eigentlichen Gelehrtenschulen von den Realien zu befreien und dafür Realgymnasien zu gründen, ein Vorschlag, der gehörig gewürdigt und mit Umsicht ausgeführt, überhaupt und auch für den hier in Rede stehenden Zweck wohlthätige Folgen haben wird. Dasselbe hatte im Grunde der Herr Geheimerath Hoffmann in einem Aufsatze verlangt, den er in Nr. 18 der oben erwähnten medicinischen Zeitung von 1836 hatte abdrucken lassen, und weßhalb Herr Director Gotthold in einem etwas brutalen Humanitätseifer über den würdigen Greis hergefallen ist. Am umsichtigsten und humansten ist die ganze Sache unstreitig von Herrn Director Dr. Imanuel (Nr. 1) und von Herrn Director Bernhardt Thiersch erwogen worden. Beide kommen, ohne, wie es scheint, in Beziehung zu einander zu stehen, in dem Hauptvorschlage überein, nicht, wie es jezt ist, alle Lehrobjekte gleichzeitig neben einander beinahe durch alle Klassen auftreten zu lassen, sondern nach und nach, und zwar so, daß immer nur wenige vorwalten und den Kern des Unterrichts bilden. In der Art und Weise, wie sie diese Vertheilung eintreten lassen wollen, weichen sie ab. Referent hat in der seiner Leitung anvertrauten Anstalt, welche übrigens dem System des Real- und Gewerbschulwesens angehört, schon seit Jahren eine ähnliche Einrichtung getroffen. Derselbe läßt nämlich zuerst den geographischen Unterricht eintreten, zu diesem sich nach zwei Jahren Naturgeschichte gesellen, und wenn Naturgeschichte und Geographie neben einander in der gehörigen Stundenzahl betrieben worden, tritt an ihre Stelle Geschichte und Physik. Mit den neueren Sprachen findet ein ähnliches Verhältniß statt, nur daß der Unterricht im Französischen nie ganz wieder zurücktritt. — Was nun die Art und Weise anlangt, wie jeder der beiden Herrn eine Vertheilung der verschiedenen Lehrobjekte durch die sechs Klassen des Gymnasiums hin vornehmen will, so kommen sie Beide auch darin überein, daß sie den Realunterricht, sofern man darunter das gemeine Rechnen, Geographie, Naturgeschichte ꝛc. versteht, in den untern Klassen vorwalten, dagegen den in alten Sprachen in den obern Klassen von Mathematik und Geschichte, ein

wenig Physik und deutsche Sprache begleiten lassen. Beide wollen sodann geregelte Turnübungen, die übrigens von der preußischen Regierung schon vor der Lorinser'schen Schrift dringend waren empfohlen worden, was neuerdings auch in Bayern wieder geschehen ist. Allein hiemit ists nicht gethan, und vor allen Dingen ist abzurathen, aus den Leibesübungen einen förmlichen Lehrgegenstand zu machen. Sollen sie leisten, was man von ihnen erwartet, so müssen sie sich nicht allein fern von jenen unjugendlichen Allotriis halten, an denen sie 1819 scheiterten, sondern auch von allem ans Seiltänzer- und Jongleurhafte Streifenden. Eben so nöthig ist es aber auch, daß sie nur als fester Kern einer großen Mannichfaltigkeit jugendlicher Spiele sich geltend machen. Zu beherzigen ist der Vorschlag des Herrn Director Thiersch, daß auf jedem Schulhofe ein paar Recke, Barren und Springständer angebracht werden, und daß Vormittags nach den beiden ersten Stunden, Nachmittags nach der 1½ Stunde ½ Stunde frei gegeben und zu leichten Uebungen benutzt werde. Ich stimme dem bei, wenn die Mittwochs- und Sonnabend-Nachmittage zu länger dauernden Uebungen und Spielen verwendet würden. Die halben Stunden werden dadurch gewonnen, daß ¼ vor dem Schlage in der betreffenden Stunde geschlossen und ¼ nach dem Schlage in der nächstfolgenden der Unterricht wieder begonnen wird. Ueberhaupt verlangt der Herr Director Thiersch zwischen jeder Stunde ein respirium von 10—15 Minuten, schon um den grellen Uebergang von einem Lehrobjekte zum andern zu vermeiden und dem folgenden um so lebhaftere Aufmerksamkeit zu verschaffen. Freilich dürften dann, wenigstens in den untern und mittlern Klassen die Schüler nicht ohne alle Aufsicht sich selbst überlassen bleiben. — Herrn Director Imanuel ist ein andrer Vorschlag noch eigenthümlich, der ebenfalls alle Beachtung verdient und aus derselben Quelle entsprungen ist, aus welcher der lezterwähnte des Herrn Director Thiersch geflossen ist. Man sollte, sagt Herr Imanuel, Kindern von 6—8 Jahren täglich nur 3, Kindern von 8—11 Jahren höchstens 4 Stunden täglich geben. Dabei muß recht viel in der Schule geübt und gelernt und nur das Nothwendigste zu Hause gearbeitet werden. Dagegen sollen die Lehrer täglich 2—3 Stunden mit den Schülern dieses Alters entweder im Freien zubringen, oder sonst sie leiblich sich üben lassen. Ich stimme diesem Vorschlage bis zu einem gewissen Punkte bei, sofern unter jenen 3 und 4 Stunden eigentliche Unterrichtsstunden verstanden sind. Ich würde aber für die 8—11jährigen noch zwei weitere Stunden täglich verlangen, in welchen die zur Repetition dienenden eignen Arbeiten der Schüler unter Aufsicht des Lehrers zu fertigen wären. So lernen die Kinder nach und nach allein arbeiten, was auch gelernt seyn will und die wenigsten Eltern lehren können oder wollen. Vielem Schuljammer würde dadurch vorgebeugt, das gleichmäßige Fortschreiten der meisten Schüler, und somit das Fortschreiten des ganzen Unterrichts ungemein gefördert. — Doch ich glaube genug angeführt und erörtert zu haben, um auf die Wichtigkeit des vor zwei Jahren angeregten, aber keineswegs überall schon gehörig gewürdigten Gegenstandes wiederum aufmerksam zu machen. Nur noch ein paar Bemerkungen hinzuzufügen, möge wegen der hohen Bedeutung einer rechten Würdigung der Sache für das heranwachsende Geschlecht mir gestattet seyn. Erstlich ist erforderlich, daß der Unterricht sich je länger je mehr der eigentlich wissenschaftlichen Form der Mittheilung gänzlich für die untere Bildungsstufe, zum größten Theil noch auf der mittleren enthalte und erst auf der oberen (die beiden obern Gymnasialklassen) zur eigentlich wissenschaftlichen Behandlung, und hier noch mit Vorsicht, übergehe. Bis zum zwölften Jahre muß fast alles noch als Elementar-Unterricht behandelt werden. Hiemit hängt der zweite Vorschlag zusammen, der wie der erste, anderwärts seine weitere Begründung schon gefunden hat* und noch finden wird, der nämlich: Allen Knaben bis zum zwölften Jahre eine gleichmäßige, weder für Gelehrsamkeit, noch für bürgerliche höhere Gewerbsthätigkeit vorbereitende, grunddeutsche und reale Elementarrichtung zu geben, die so eingerichtet seyn muß, daß der Geist Gelegenheit gefunden habe, in der ihm eigenthümlich zusagenden Richtung wenigstens einige nicht zu verkennende Schritte zu thun. Also bis zum zwölften Jahre gemeinsame deutsche Grundschulen, dann entweder Gelehrtenschulen, oder Real- und technische Schulen.

Dr. W. B. Mönnich.

11) Ueber die Entwicklung und den gegenwärtigen Zustand des höheren Schulwesens in Preußen. Ein Beitrag zur Würdigung der Schrift des Herrn Dr. Lorinser ꝛc. von P. J. Seul, Oberlehrer am Gymnasium zu Coblenz. Coblenz, Hölscher, 1836.

„Ist doch, wie ihr uns sagt, der Mensch zur Erziehung geboren: Warum geht er denn meist schlechter davon, als er kam?" — Die Wahl dieses Knebel'schen Epigramms zum Titelmotto zeugt von einer gewissen Unbefangenheit des Verfassers. Derselbe weiset nun auch die Vorwürfe Lorinsers nur so weit zurück, als sie einseitig und übertrieben alle Schuld den Schulen zuschieden, der eben so argen Gebrechen des häuslichen und

* Pädagogische Blätter Nr. 1 u. 2. Nürnberg, Schrag. 1832 u. 1834.

geselligen Lebens uneingedenk; aber er erkennt theilweise die Vorwürfe nicht minder als begründet, und die Pflicht der Schule an, das Ihrige zur Abhülfe der Uebelstände beizutragen. Als höchst verderblich werden die hohen und gleichen Anforderungen für alle Kenntnißzweige bezeichnet, die man in Preußen bei der Absolutorialprüfung stellt und neuerdings, allen Einreden zum Trotz, festgehalten hat; auch die herrschende Methode des Unterrichts, welche, aus falschem Trachten nach Wissenschaftlichkeit, zu früh im Abstrakten sich bewegt, wird eben so freimüthig getadelt, als das gleichzeitige Vielerlei des Unterrichts. Es wird aus schulstatistischen Angaben nachgewiesen, daß nur der sechszehnte, höchstens der zehnte Theil derer zum eigentlichen Studium übergehen, welche den Unterricht eines Gymnasiums zu genießen anfangen. Diese Thatsache erfüllt nun den Verfasser mit einer jedenfalls übertriebenen Angst vor den laut gewordenen Vorschlägen, nur solche Knaben zu den Gymnasialstudien zuzulassen, die für akademische Studien schon bestimmt seyen; und aus dieser Angst geht dann eine, mit der sonst bewährten Besonnenheit im Widerspruch stehende Ueberschätzung der alleinseligmachenden philologischen Schulbildung und die lebhafteste Aufforderung hervor, Alles zu thun, die Gymnasialstudien mehr denn je zu befördern, das Emporkommen der Realschulen und Realgymnasien dagegen weniger, als leider bisher geschehen sey, zu begünstigen. Diese Ansicht hat gegenwärtig im preußischen Ministerium des Unterrichts den Sieg davon getragen, wir wagen es zu behaupten, zum großen Nachtheil einer zweckmäßigen Nationalbildung, ja zum ewigen Schaden einer wahrhaft heilsamen klassischen Jugendbildung. Diese ist erst mißachtet worden und hat auch wirklich erst weniger gute Früchte getragen, seitdem man, mit F. A. Wolf zu reden, die Perle vor die Säue geworfen, seitdem man darauf gesonnen hat, jeden Bürgersmann, und so Gott wollte, auch jeden Bauer zu befähigen, seinen Homer hinterm Leisten, oder hinterm Pflug in der Ursprache zu lesen; besonders aber seitdem man die grammatisch-kritische, wissenschaftlich-philologische Methode im Uebermaaß hat vorherrschen lassen. Letzteres gibt der Verfasser zu und er fordert zur Rückkehr zu einer natürlicheren, dem jugendlichen Alter entsprechenderen Lehrweise mit Recht auf. Auch die Ansicht ist richtig und von uns schon mehrmals als bewährt empfohlen worden, nicht von der untersten bis zur obersten Klasse alle Gegenstände neben einander, sondern nach und nach treiben zu lassen. In der Anwendung dieser Ansicht ist der Verfasser nur nicht streng folgerecht. Bloß in der Quarta z. B., nachdem in Sexta und Quinta die Kinder im Lateinischen geschwommen haben, die Realien zu Hauf und auf anderthalb Jahre eintreten zu lassen, ist nicht zweckmäßig. Einverstandener sind wir mit dem stufenmäßig geordneten Unterricht in den Sprachen, in welchem er überhaupt die Praxis neben der Theorie wieder mehr zu Ehren bringen will. Hier ist er auf seinem Gebiete. Aber so einseitig alle schriftliche Correctur häuslicher Arbeiten zu verwerfen, wie es der Verfasser thut, ist gewiß unrichtig. Wir wissen uns frei von dem Aberglauben an die Wunder- und Alles-wirkende Kraft dieser peinlichsten aller Lehrerarbeiten; aber sie bleiben nothwendig und würden heilsamer seyn, wenn sie nicht bloß schriftlich und stumm blieben. Aber die Gewißheit, daß das Auge des Lehrers die Arbeit streng mustern werde, spornt die meisten zu sorgfältigerer Arbeit. Mündliche Correcturen bleiben von $^2/_3$ einer nur einigermaßen zahlreichen Klasse völlig unbeachtet. Wenn die Aufgaben nach den Kräften der Klasse bemessen sind, so wird nur ein gewisser Cyclus von Fehlern vorkommen. Diese verzeichne der Lehrer sich, gehe sie mündlich durch und lasse die fehlerhaften Stellen mit Angabe der verfehlten Regel die betreffenden Schüler unter der Arbeit in verbesserter Gestalt aufzeichnen.

Romane und Novellen.

4) Blumen- und Aehrenlese aus meinem jüngsten Arbeits-Lustrum. Gesammelte Schriften von L. Rellstab. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1836.

Vier Erzählungen. Die „Steinkohlengruben,“ in denen ein Liebespaar verschüttet, aber glücklich wieder gerettet wird; „die Räuber im Schwarzwalde,“ durch die eine schöne Wirthstochter, die Geliebte eines französischen Grafen, ermordet wird. Der Graf findet spät die Tochter wieder, die sie ihm geboren; „die Badereise,“ Liebe, Gefahr und glückliche Rettung eines edlen Polen, der schon nach Sibirien transportirt werden sollte; „die Cholera im Fürstenthum Scheerau, humoristisch mit Beziehung auf das bekannte Scheerau bei Jean Paul. Rellstab schreibt angenehm, wenn ihm gleich originelle Erfindung abgeht. Er würde vermöge seiner glücklichen Darstellungsgabe einen weit höhern Rang unter unsern Dichtern einnehmen, wenn er an die ursprüngliche Anlage seiner zahlreichen Erzählungen strengere Ansprüche machte. Am Schluß des zweiten Bandes theilt er noch zwei Charakteristiken mit von Ludwig Devrient und Wilhelmine Schröder-Devrient. Wir wollen sein Lob nicht im mindesten geschmälert wissen, doch glauben wir, Theaterkritik sey nicht der Weg zur Unsterblichkeit.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 12.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 2. Februar 1838.

Romane und Novellen.

5) Aus dem Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen. Die Lebensüberdrüssigen. Von Franz Freiherrn Gaudy. Leipzig, Weidmann, 1836.

6) Novellen von Demselben. Berlin, Enslin, 1837.

Das Tagebuch des wandernden Schneidergesellen ist eine höchst ergötzliche Satire auf die berüchtigte italienische Reise des Herrn Nicolai. Besagter Schneidergesell trifft den Herrn Nicolai unterwegs in Padua, wie er eben von Bettlern umdrängt wird. „Hierauf griff der vornehme Herr in die Tasche als suche er nach seiner Geldbörse, zog die Hand rasch heraus und fuhr in die zweite, in die dritte, und immer schneller in die vierte und fünfte, bis in die siebzehnte Tasche — der Beutel aber war nirgends zu finden. Er fing wiederum bei der ersten an, kehrte das Unterfutter nach außen und zog es mit einem großmächtigen Loch heraus — dort mochte wohl das Geld den Ausweg genommen haben. Da stieß denn der fremde Herr einen so grausenhaften, gotteslästerlichen Fluch aus, daß seine junge hübsche Frau ordentlich zusammenfuhr und noch viel bläßer wurde; dann aber, zu seinen Begleitern gewandt, fragte er mit recht ingrimmigem Lächeln: „Würde Einem wohl außerhalb Italien ein ähnliches Malheur begegnen können? Wie? Der Verlust des Geldes ist es nicht, welcher mich so tief indignirt — aber die Verderbtheit, die Verworfenheit eines Volkes, welches eine Geldbörse aus den Hosen gleiten sieht, dazu schweigt, den Fund verhehlt — o! es ist unerhört — Abscheuerregend!“ — Die beiden Suitiers rissen die Achseln bis über die Ohren und schüttelten sich vor Entsetzen. — „Und wie nun, fuhr der Schnauzbart fort, „einem zweiten Unfalle vorbeugen? Wo in ganz Italien einen Schneider auffinden, welcher nicht absichtlich das Taschenfutter mit losen weitläuftigen Stichen nähe, um den Reisenden einen erneuten Verlust zu bereiten, seinen Landsleuten einen zweiten Fund zuzuschanzen?“ — Dies war mein Stichwort. — „Entschuldigen Sie geneigtest meine Keckheit, Herr Baron, hob ich an und sprang flink mit galantestem Bückling an den Grollenden, „einen gründlichern Wiederhersteller durchlöcherter Beinkleidertaschen vermögen aber Ew. Gnaden diesseits der Alpen nirgends als gerade in Padua zu finden, und zwar in der Person von Ew. Hochedelgeboren tiefgeneigtestem Knecht.“ — „Wer ist Er?“ schnaubte mich der Carbonari-Mann wild an. — „Ein zu seiner ästhetischen Vervollkommnung auf Reisen begriffener Bekleidungskunst-Assessor, mein gnädigster Herr Graf, der, um auch mit der Zeit fortzugehen, mit der Zeit fortging, und zwar von Berlin, allwo er gebürtig.“ — „Ein Berliner seyd Ihr?“ — „Ew. Excellenz allerunterthänigst aufzuwarten.“ — „Nun haben wir wohl einen Spruch, der lautet: „Berliner Kind, Spandauer Wind, Charlottenburger Pferd, sind keinen Dreier werth.“ In der Fremde nimmt mans aber nicht so genau, und der Herr mit der zerrißnen Tasche mochte wohl gleichfalls ein Berliner seyn, denn er verzog sein griesgramiges Gesicht zu einer Art von Lächeln, rückte den Filz ein klein wenig und knurrte: „Kommen Sie nachher in den Principe Carlo auf dem Prato della Valle.“ — „Ew. Durchlaucht geruhen zu befehlen.“ — „Nach dem Principe Carlo, mein lieber Freund!“ wiederholte der Durchlauchtigste huldreichst, und zog den Hut vor mir bis tief auf die Erde herab — und zwar in einer kleinen halben Stunde, wenn ich bitten darf.“ — Nun hatte ichs doch 'raus. Es war richtig ein Prinz. Deßhalb war er auch so bärbeißig, als ich ihn „Herr Baron“ nannte; je höher ich aber in der Titulatur hinaufstieg, um desto tiefer stieg er herab, und erst zulezt, als ich ihm das von Gottes Gnaden zustehende Prädikat ertheilte, wurde er so gnädig und herablassend, daß mir über einen so lieben, scharmanten hochfürstlichen Herrn das Herz ordentlich im Leibe tanzte. Man muß nur die Menschen richtig zu nehmen wissen.

Jedem das Seine. Wers Geld hat kann grob seyn, wer keins hat kanns auch seyn. Der Schneider stickt die Taschen und hat das Glück, dem Herrn Nicolai hinten auf den Wagen sitzen zu dürfen. Die Reise geht nun weiter und die tragikomischen Begebenheiten derselben werden aufs anmuthigste in der bekannten Manier des Herrn Nicolai vom Schneidergesellen nacherzählt, mit einer Würze der Komik, die uns bei der Lektüre nicht aus dem Lachen herauskommen lassen. Folgender Monolog des Schneidergesellen (gehalten, als er zum ersten Mal auf einam Wagen durch die Welt rollt) mag von der guten Laune, in der das Ganze geschrieben ist, Zeugniß geben: „Nun lernte ich denn, Gott sey Dank! endlich einmal kennen, was das heiße: „Reisen und Reiselust.“ Bis jezt hatte ich auf der Wanderschaft wohl nur blutwenig davon gekostet. Da zieht denn Unsereiner, bald über die Prellsteine, bald über die eignen Beine stolpernd, solch eine neue Chaussée entlang, auf dem Fußsteige, der von den heillosen Steinklopfern wie ein Streuselkuchen mit losen, Messer-scharfen Steinen überzuckert worden ist, und möchte am liebsten die Füße just wie die neuen Stiefeln hinten auf den Ranzen schnallen. Der Knotenstock ist noch fauler als sein Herr, und läßt sich klappernd und höhnisch meckernd über das Geröll hintennach schleppen. Der Himmel sieht dumm und dämisch wie ein Mittwochmorgen nach den drei Osterfeiertagen aus, und steckt bis an den Hals im Katzenjammer. In allen Winkeln kriechen die grauen Wolken gleich maulenden Kindern herum, und fangen zulezt aus Ungezogenheit und purer Langerweile an zu regnen. Das helle Wasser tropft an dem wachsleinwandnen Hut-Ueberzug herab, und rinnt zwischen Halsbinde und Nacken. Der Salpeterschwamm hat von der Feuchtigkeit angezogen und will nicht fangen. Das Felleisen mit den paar Scheeren, dem Bügeleisen, mit dem halben Dutzend gesteifter Halskragen und neuer Lieder, gedruckt in diesem Jahr, macht sich so schwer, als säß' ein Kobold im Sacke, und die rechte Schulter bezeigt eben so wenig Lust zu tragen als die linke. Die Krähen tappen mit ihrem breitbeinigen Parademarsch durch die Saat, und der Grünhänfling fliegt dem Wandernden von Pappel zu Pappel voran und pfeift ihm malitiöserweise vom Aste zu: „Wenn Du 'n paar Flügel hätt'st, könnt'st Du mit flieg'n!“ — Da rasselt nun eine Extrapost über die Straße — Kammerjungfer auf dem Bocke — Jäger hinten auf — Schachteln und Wache auf der Imperiale — sechs Pferde voran — Blitz, das ruckt! — Hut in der Hand trabt dann der wandernde Handwerksbursch neben dem Kutschschlag her: „Gnädige Herrschaften, ein armer reisender Schneidergesell!“ — Das vornehme Pack glotzt einen an, als wäre man nur so ein gekröpelter Bauerköter der neben her kläfft. Dann biegt sich wohl eine Siebenmeilen-Nase aus dem Fenster und schnarcht: „Das Betteln oder sogenannte Fechten der Handwerksbursche ist laut Paragraph bei unnachläßlicher Leibes- oder verhältnißmäßiger Gefängnißstrafe verpönt!“ — bis denn nach langem Brummen und Anpredigen mit guten Lehren ein Scheinkreuzer wie ein Mond mit blutrothem Schein aus der Westentasche aufsteigt, im Bogen über den Fechtenden hinwegzieht, um im vollgeregneten Chausséegraben spurlos unterzugehn — oder die Herrschaft wohl gar ein Traktätchen von Heidenbekehrern und gottseligen Schneidergesellen qua Zehrpfennig aus dem Fenster wirft.“ In Vincenza begegnete dem Schneider folgendes: „Der Aufwärter sezte mir eine Flasche, die wie ein majorenner Kürbis gestaltet und nur noch um Vieles größer war, vor die Nase. Es gingen wenigstens zehn Berliner Quart in die Schilf-umflochtene Bombe, die einen ganz dünnen feinen Hals hatte. Der Bauch der Riesen-Bouteille sah aus als müsse er einen recht gründlichen Baß brummen, und der Hals reckte sich wiederum so lang und schlank, als könne er nur durch die Fistel singen. Im Anfange erschrak ich zwar vor der Glastonne — meine Furcht dauerte aber doch nicht gar zu lange. Der Prinz mußte für den Riß stehn, und seine Gesundheit durfte doch schicklicherweise nicht in Bier getrunken werden, welches überhaupt gar nicht einmal zu haben war. So schenkte ich mir denn herzhaft ein Bierglas voll ein, schluckte und sprudelte und fluchte gleichzeitig auf den verdammten Kellner, der sich vergriffen und mir die Oelflasche statt des Weins vorgesetzt hatte. Ich hatte richtig ein Maulvoll des schönsten Provenceröls hineingegossen. Da lachten die Lumpenkerle in der Halle wie die Wahnwitzigen, und schrieen in die Küche mit ihrem Kauderwelsch und aus der Hausthür, und noch ehe zwei Minuten vergangen, standen ein paar hundert solcher nichtsnützlger Burschen und Kinder, an denen die Haut das Einzige Ungeflickte war, um mich her, hielten sich die Seiten vor Lachen und grinsten mich mit ihren blendendweißen Zähnen an, indem sie einmal über das andre das verwünschte: asino ferino und bestia tedesca wiederholten. Nun kam ich wohl nachgrade dahinter, daß sie mich zum Narren hatten — es waren ihrer aber doch zu Viele, um so geradezu Händel vom Zaune zu brechen, und ich sezte mich still und verschämt hinter mein Oelfaß, so daß sie mich nicht sehn mochten. Als der Pöbel aber nun gar erst auf Deutsch mich zu foppen anfing und immer schrie: „Trinkeswein!“ da lief mir die Galle über, und ich rief zornwüthig: „Wein nennt Ihr das? Ihr Lumpe Ihr: Baumöl heißt das bei uns zu Lande, daß Ihr's nur wißt!“ — Endlich kam der Aufwärter und deutete mir Zeichen an: Fett schwimme jederzeit oben, unten aber sei purer klarer Wein, und dies sei hier zu Lande so gebräuchlich. Kurios genug.“

Vortrefflich ist folgender Blick auf Genua: „Mitternacht

wars als wir in Genua einpassirten. Ich schlug am nächsten Morgen die Jalousien auf, um aus dem Fenster zu schauen, prallte aber trotz einer Schnecke, die mit den Hörnern anrennt, wieder zurück, denn im ersten Augenblick vermeinte ich mit den Haarwickeln an das gegenüberstehende Haus angestoßen zu haben. Behutsam verlängerte ich zum zweiten Male den Hals — und ich muß bekennen, ich entsetzte mich über das gassenthümliche Unwesen zu Genua. War doch die über Berg und Thal kriechende Straße nicht breiter als daß ein Esel, wenn er den Athem anhielt, sich mit knapper Noth hindurchzuschlängeln vermochte; und wenn das Auge an den sieben Stockwerk hohen Häusern über alle die vergildten Marmortafeln mit ihren Pfropfenzieher-Säulchen und Seejungfern und steinernem Unkraut in die Höhe kletterte, so zog sich ein Faden blauen Zwirns längs der Dächer hin — das sollte den Himmel vorstellen. Durch dies Nadelöhr von einer Gasse wand, drängte, schob sich nun eine entsetzliche Menge Volks; es waren fast mehr der Menschen als der Pflastersteine. Alle aber schrien aus sperrangelweitem Munde, tobten, lärmten, fluchten und schlenkerten mit Arm und Bein als wenn sie nicht recht bei Sinnen wären. Eine Heidenwirthschaft! Anfänglich glaubte ich es sei Feuer in der Nachbarschaft, oder eine Schneider-Revolution, oder die Leute wollten sich in die Haare fallen — aber nichts von alle dem. Dieser Mordspektakel gehörte nur so zum Handel und Wandel. Da hielt der Eine einen Teller mit Kürbißkernen unterm Arm und hallohte dabei, als hätte er die ganze Berliner Schloßfreiheit im Sacke. Der Zweite hatte einen flachen Korb voll großer platter Meerfische, die recht wie die gleißenden alten Weibergesichter aussahen, so daß man sich complett davor grauen konnte. Der Dritte trompetete Krebse mit fabelhaft großen Scheeren und Schnurrbärten, Kerls wie die Husaren-Offiziere, aus, der Vierte kleine Muscheln, welche das Volk aufknackte und ohne Salz und Schmalz hineinschlang."

Herr Nicolai machte es endlich selbst dem Schneidergesellen zu arg mit seiner übeln Laune. Er trennte sich von ihm und kam nach Rom, wo er Gelegenheit fand, nicht weniger beißende Satiren auf die Kunst, die nach Brod geht, zu schreiben. Wer in Rom war und die Lokalität kennt, hat bei diesen meisterhaften Zeichnungen doppelten Genuß. Der Schluß ist tragikomisch, denn der unerfahrne Schneidergesell wird von einem ausgelernten römischen Mädchen berückt (wie es schon vielen seiner Landsleute gegangen ist). Er macht ihr einen ganz anständigen und blöden Besuch — „da flog die Thür auf und der Padrone mit der Padrona und dem Abbate Vicente stürzten in leidenschaftlichster Gemüthsbewegung ins Zimmer. — „Also hier finde ich ihn, den verruchten Ehrenräuber!" kreischte Momolo und sprang an mir in die Höhe, um mich bei der Brust zu fassen. „Dies ist der Dank, heulte die Madam, „für das zärtliche Wohlwollen, für die Liebe, welche ich an dich, Ungeheuer, verschwendete? Ehrloser Verführer. Rache fordert das, blutige Rache" — die Stimme schnappte ihr über, und „Rache, blutige Rache!" bellte Momolinetto nach, indem er von Neuem einen Anlauf nahm. Der Abbate packte den rabbiaten Papa beim Rockschooß, hieß mich in der Geschwindigkeit einen gottlosen Frevler, den die himmlische Rache ereilen werde, führte dann, das wuthschnaubende Meisterlein fortwährend an der Jacke haltend, die halb ohnmächtige Padrona in einen Sessel, und stimmte hierauf mit dem erbosten Elternpaar in Compagnie das Trio von verletztem Gastrecht, gekränkter Familienehre, verführter Unschuld, und fürchterlicher Ahndung an. Ich stand da wie der dumme Junge von Meißen — Annunziata hielt sich die Tändelschürze vors Gesicht und schluchzte, oder that doch wenigstens so. Endlich wurde mir das verwünschte Gekeife und Geschimpfe zu toll und ich schrie patzig: hier sey weder von Unschuld, noch von Ehre, noch von sonstigen Räubereien die Rede. Vor zwei Secunden erst auf expressen Befehl der Signorina gekommen, habe ich ihr noch nicht einmal die Fingerspitzen geküßt, und wenn das nicht wahr ist, so will ich in alle Ewigkeiten verdammt seyn. — „Das seyd Ihr ohnehin!" donnerte der Schwarze mit giftigfunkelnder grüner Brille. Er riß die Thür auf, und hereintrat ein dürftiges gelbbraunes Männlein mit einer hypochondrisch geschlängelten hohen Schulter, schwarz vom Wirbel bis auf die Zehe gekleidet. An der Schwelle standen aber noch zwei schnurrbärtige Gensd'armen mit Säbel, Tasche und Gewehr und recht glupsch in die Stirn gedrückten dreieckigen Hüten. „Herr Secretair del Buon-Governo," wüthete die Mama, „eine rechtliche römische Familie" — „eine alt-römische," schob Momolo ein — „welche von einem fremden Landstreicher auf die grausenerregendste Art an ihrer Ehre gekränkt worden ist, ruft den Beistand der Gesetze an. Die einzige Tochter — eine Taube an Unschuld — sie glich mir — unter meinen Augen aufgeblüht — verführt — entehrt — o heilige Madonna! rettungslos entehrt! Rache! Rache! Fluch über das kalte nordische Ungeheuer! Rache!" — Von Neuem wagte ich einige schüchterne Versuche, um meine ordentlich lächerliche Schuldlosigkeit darzuthun — da hätte ich aber eher dem Sturmwind das Maul verbieten können: denn Diejenigen, welche nicht hören mögen, das sind grade die allertaubsten — und der verdrüßlich gekrümmte Herr Secretair des sehr guten Gouvernement näselte: „Im Namen einer hohen Regierung! Stille! Ich frage Euch demnach, Hr. Forestire, kraft meines Amtes als Secretair der Regierung und auf Antrag der klagenden Eltern, ob Ihr gesonnen seyd, in Erwägung, daß der ansässige römische Bürger und Kleidermacher Girolamo Bacci ein

achtbarer, wohlbegüterter Mann ist, der mißleiteten Tochter die Summe von 500 römischen Scudi gerichtlich anzuweisen" — „Pfeffernüsse," drummte ich — „oder," fuhr der Secretair meckernd fort, „für zehn Jahr nach Civita vecchia auf die Galeeren Sr. Heiligkeit zu wandern, im Fall daß Eure körperlichen Kräfte nicht verwandt werden sollten, zur Ausgrabung der ehrwürdigen römischen Denkmale mitzuwirken — oder schließlich, ob Ihr gegenwärtige Signora Annunziata Bacci zu Eurer ehlichen Gemahlin erkiesen und Euch sofort mit ihr verloben wollt?" — „Wohlverstanden," schob der hagre Pfaff ein, „wenn Damnificat in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückkehrt." — Der schwarzgelbe Gouvernementssecretair knurrte: „Signore Forestiere wandeln demnach noch in den Irrgängen der Ketzerei? Scharmant. Für diesen Fall spricht sich der Paragraph 20 des besagten Abschnittes mit einer bewunderungswürdigen Klarheit und Präcision folgendermaßen aus: Sollte Verführer hingegen einem andern Glauben, als der der katholischen Kirche, zugethan seyn, so kann er unter keiner Bedingung zur Ehe gezwungen werden" — ich athmete frei auf — „und soll lediglich die Wahl zwischen der vorschriftmäßigen Geldbuße und einer geschärften Galeerenstrafe haben. — Da stand ich wiederum wie Kasperle zwischen dem Teufel und dem bösen Weibe. — „Man entscheide sich," quäckte das Polizeimännlein, „und zwar zur Stelle, um im Fall verweigerter Geldbuß als Arrestant zu folgen." Er entschließt sich zur Heirath, kommt aber doch glücklich aus der Klemme und nach Berlin zurück.

Die „Lebensüberdrüssigen" wollen sich ins Wasser stürzen, Molière redet ihnen aber zu, es erst am nüchternen Morgen zu thun, und da unterbleibt es. Ein unbedeutender Schwank.

Die Novelletten enthalten 1) den Katzen-Raphael, eine wohl zu sentimental gehaltene Geschichte des berühmten Berner Katzenmalers; 2) der Jahrestag, eine eben so sentimentale Scene aus den lezten Lebenstagen Kosziuszkos und 3) Schülerliebe. Hier redet wieder, wie oben der Schneidergesell, ein unbedeutender Schüler im alterthümlich naiven Tone, indem ihm die Geschichte seines Lebens selber in den Mund gelegt wird. Er hat sich als armer Schüler in ein Nachbarskind verliebt, wird deßhalb verjagt, wird Soldat, erhält einen erträglichen Civilposten und kommt zurück, das Mädchen, dem er treu geblieben, abzuholen.

7) Die Reise nach Rom. Ein Roman von Wilhelmine Lorenz. Zwei Bände. Leipzig, Wienbrack, 1837.

Wenn Schriftstellerinnen, die selbst allen geistigen Impuls nur von männlichen Autoren empfangen haben, wieder auf andere Schriftstellerinnen befruchtend einwirken, so müssen Geburten entstehen, wie man sie einst dem bekannten großen Gedankenfreund am nächtlichen Himmel zuschrieb. Die Heldin des Romans, Charlotte, ein junges, überdies nicht reiches Mädchen, liest das selbstgefällige Buch, das die sentimentale Friederike Brun über Italien geschrieben. (Sie war bekanntlich so sentimental, daß sie einst, als sie einen italienischen Esel schreien hörte, über die grausamen Banditen lamentirte, die schon wieder einen Unglücklichen ermordeten). Das junge Mädchen denkt sofort an nichts mehr als an Italien. Dahin, dahin möcht ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn! Nun findet sich wunderbarerweise ein steinreicher uralter Onkel aus Meriko ein, der auch frischweg stirbt und der wißbegierigen Charlotte die erforderlichen Summen hinterläßt, um nach Italien zu reisen. Ein — beiläufig schon vierzigjähriger Herr Walberg macht die Ehrenbegleitung, den Mentor und Beschützer des blutjungen Mädchens. Ihr Reichthum, ihre Bildung bringt sie bald in vornehme Verbindungen, ja ein Prinz sogar widmet ihr seine Gefühle. Allein sie nimmt so schnell an Weisheit zu, daß sie, den soliden Charakter des Herrn Walberg ergründend, auf einmal ihn mit der angenehmen Zumuthung überrascht: werden Sie mein Gatte! was sofort geschieht und der arme, arme Prinz muß mit der Blässe der Verzweiflung Abschied nehmen.

8) Der Nachtwandler. Eine Novelle von Wilhelm Angelstern. Bielefeld, Velhagen und Klasing, 1837.

Mit einem unverkennbaren Sinn für das Idyllische des Familienglückes verbindet der Verfasser eine sonderbare Neigung für das Krankhafte und Verzerrte der sogenannten Verzweiflungsliteratur. Hier läßt er einen fast beständig krampfhaft zuckenden jungen Werther in den Familienkreis seines Freundes eintreten und malt uns alle dessen widrige Gefühle und böse Entschließungen aus. Er entführt den gastfreien Eltern das Kind, worüber der Vater wahnsinnig wird, und hofft dadurch der Mutter näher zu kommen 2c. Endlich werden seine Pläne vereitelt und er endet mit Selbstmord. Das Unangenehmste an diesem Roman ist die Bemühung des Dichters, den elenden Helden immer noch als einen interessanten Unglücklichen, wenn auch keineswegs moralisch, doch poetisch gleichsam zu entschuldigen. Uns dünkt, der Dichter müsse hier mit mehr Energie das schlechthin Unwürdige eines Charakters markiren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 13.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 5. Februar 1838.

Deutsche Geschichte.

Es ist eine sehr erfreuliche Wahrnehmung, daß die deutsche Gelehrsamkeit über den vielen andern Dingen, die sie treibt, doch das Studium der vaterländischen Geschichte nicht vergißt. Im Verlauf von zwanzig Jahren ist ungeheuer viel in specialgeschichtlichen Untersuchungen geleistet worden. Zwar ist diese Erscheinung im Ganzen ziemlich unbemerkt vorübergegangen; zwar hat dieser umfangreiche Forscherfleiß für das praktische Leben fast gar kein Resultat gehabt; denn die Untersuchung über einzelne Städte oder Provinzen, oder Personen hat fast immer nur ein lokales Provinzialinteresse angeregt und in andern Theilen des Gesammtvaterlandes nahm man keine Notiz davon. Allein am Ende dienen alle Aufklärungen des Einzelnen doch nur dazu, das Ganze aufzuklären. Diese historischen Studien sind Vorarbeiten, durch welche eine schließliche Reasumirung erst möglich wird. Daran sollten auch die betreffenden Forscher immer denken und sich je länger je mehr von dem Krähwinkelstolz entfernen, der eine einzelne Stadt oder kleine Provinz als den Mittelpunkt des Universums ansieht, und einerseits durch Weitschweifigkeit jeden nicht landsmannschaftlichen Leser abschreckt, andernseits durch Verläugnung alles Sinnes für das größere Vaterland das älteste politische Laster der Deutschen nährt und fortpflanzt.

Von wie vielen Seiten her über deutsche Alterthümer geforscht und gesammelt wird, davon geben die vielen periodischen Schriften Zeugniß, die in dieser und jener deutschen Provinz erscheinen, und von denen freilich nur das Wenigste allgemeiner bekannt wird. Das Journal, das sich am meisten zu einem Centralorgan für Mittheilungen über deutsche Vorzeit eignet, ist

1) Mone's Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit,

worin der Alterthumsfreund sehr interessante und mannichfaltige Aufsätze, neue Entdeckungen und Nachweisungen findet. Der siebente Jahrgang theilt wieder eine Menge altdeutscher Funde mit. Das Literarische herrscht darin vor, das Historische tritt mehr zurück. Doch wäre sehr zu wünschen, wenn es durch Aufnahme von mehr geschichtlichen Notizen auch einigermaßen die Stelle des ehemaligen Hormayr'schen Archivs verträte.

Außerdem erscheinen:

2) **Wetzlar'sche Beiträge** für Geschichte der Rechtsalterthümer, herausgegeben von Dr. P. Wigand. Wetzlar, Wigand, 1837. — 3) **Archiv für hessische Geschichte und Alterthumskunde**, herausgegeben von Dr. Steiner. Darmstadt, Leske, 1835. — 4) **Waldeck'sche gemeinnützige Zeitschrift.** Arolsen, Speyer, 1836. — 5) **Das Ries, wie es war und ist.** In zwanglosen Heften von Weng und Guth. Nördlingen. — 6) **Archiv des Henneberg'schen alterthumsforschenden Vereins**, herausgegeben von Kumpel. Hildburghausen, Kesselring, 1837. In allen diesen Sammlungen ist die Vorzeit der betreffenden Provinzen beleuchtet, werden Urkunden mitgetheilt, Geographisches, Sagen, Rechtsgebräuche, alte Statuten, Genealogisches, Spezialgeschichtliches, Sittenzüge ꝛc. Die Waldeck'sche Zeitschrift allein ist auch andern Gegenständen gewidmet und enthält nur gelegentlich Historisches, was die übrigen ausschließlich enthalten.

Ueber die ältesten Zeiten ist zuletzt nicht viel Bedeutendes geschrieben worden. In 7) **Lehne's gesammelten Schriften**, herausgegeben von Külb. Mainz, 1836, findet man in den ersten Heften „die römischen Alterthümer der Gauen des Donnersbergs." Der verstorbene Verfasser hat diesem Studium der Alterthümer seiner Heimath viele Liebe gewidmet.

8) Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, compendiarisch dargestellt von Dr. H. Zöpfl. 2te und 3te Abtheilung. Heidelberg, **Oswald, 1836.**

Ein Compendium zum Gebrauch bei Vorlesungen, besonders ausgezeichnet durch systematische Anordnung

und durch einen großen Reichthum von Quellenangaben, wodurch der Lernende in dem weiten Gebiet der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte sogleich orientirt wird. Das Werk ist mit der dritten Abtheilung geschlossen und mit einem Register versehen.

9) Die Grundlagen der frühern Verfassung Deutschlands. Beleuchtet von Prof. J. Weiske. Leipzig, Göschen, 1836.

Eine für die ältere deutsche Geschichte nicht uninteressante Specialuntersuchung, durch welche der Verfasser zu ermitteln sucht, daß die Deutschen in der ältesten heidnischen und republikanischen Zeit noch nicht, wie man insgemein annimmt, die Eintheilung in Gaue kannten, die erst später mit den Grafen durch die Franken eingeführt worden sey. Er behauptet, die Cantone oder Centen (die später bloße Theile von Grafschaften sind) seyen die eigentlichen politischen Gemeinden bei den alten Germanen gewesen, und viele derselben zusammengenommen hätten ein Volk gebildet. Eben so sey auch von den Decanien (später untergeordnete Theile eines Cantons) in der ältesten Heidenzeit noch nicht die Rede gewesen, auch diese militärische Eintheilung sey erst mit den Grafen und Gauen eingeführt worden. Mit einem Wort, in der alten Zeit habe man nur ein Volk in Centen getheilt gekannt, und noch nicht die vierfache Abstufung: Volk, Gau, Cent, Decanie. Der Verfasser hat gewiß Recht, wenn er eine scharfe Linie zieht zwischen der alten Freiheit und dem neuen Königthum; allein er läßt dem gewiß uralten Namen Gau wohl zu wenig Ehre widerfahren, wenn er denselben für etwas Neues hält. Der pagus des Tacitus ist gewiß nicht der Canton, sondern der Gau. Wie es uns scheint, ist in älterer Zeit der Name Gau zu weit ausgedehnt worden, indem kleine Stämme ihre Grenzen erweiterten; später sind dagegen mit den vielen Grafen wieder viele kleine Gaue entstanden, in die man die alten getheilt hat. In der ältesten Zeit wurde der größere Gau nur nach dem Volksstamm genannt, später erhielten die kleiner gewordenen Gaue den Namen von Flüssen oder Bergen und zuletzt sogar nur von einzelnen Burgen. Der Name Gau mag also wohl immer bestanden haben, und sowohl den pagus des Tacitus, als die späteren fränkischen Grafschaften bedeuten, nur hat man ihn zu verschiedenen Zeiten in verschiedenem Sinne gebraucht. Ueberdies muß man annehmen, daß die ältern Gaue der germanischen Stämme schon eben so große Verschiedenheiten dargeboten haben, wie später die Grafschaften. Der Graf von Holland, der Landgraf von Hessen war ein bloßer Graf und gebot doch über ein großes Land, während unzählige andere kleine Grafen nicht den zwanzigsten Theil so viel besaßen. So waren auch in älterer Zeit die großen Gaue der Catten und Brukterer von den kleinen der Ampsibarer und Tenchterer verschieden rc.

Mit dieser Annahme streitet nicht, was der Verfasser sehr schön über das älteste Verhältniß des königlichen Grafen zum Centenarius, oder Vorsteher der freien Gemeinde sagt. Der leztere behauptete anfangs noch das richterliche Friedensamt dem bloß kriegerischen Grafen gegenüber, wurde ihm aber allmählich als Unterrichter untergeordnet. Das mußte der natürliche Uebergang aus der republikanischen zur königlichen Regierung seyn.

10) Deutsche Briefe von G. F. König. Aus dem Zuchthause geschrieben. Emden, Rakebrod, 1837.

Der unglückliche, wegen politischer Vergehen im Zuchthaus befindliche Verfasser beschreibt in diesen Briefen seinem Sohne die bekannte große Hermannszeit und erläutert dieselbe namentlich in sittlich-politischer Beziehung, indem er das Leben und Treiben der alten Germanen in allen Richtungen verfolgt, und namentlich auch das schwierige Feld der alten Geographie und der Völkerverzweigung bearbeitet.

11) Die altdeutsche Religion. Von C. Karl Barth, k. bayer. Geheimenrathe. Leipzig, Fr. Fleischer, 1835. Zweiter Theil, 1836.

Der durch seine vortreffliche „deutsche Urgeschichte" rühmlichst bekannte Verfasser hat sich hier in das Dunkel gewagt, in welchem die altdeutsche, altgriechische und altorientalische Religion wahrscheinlich zusammenfließen. Wenn man an Pelloutier zurückdenkt, so muß dem Fleiß der Deutschen, die wie Ritter, Radlof, Görres, Mone, Barth, dieses schwierigste aller Forschungsgebiete so gründlich angebaut haben, alle Anerkennung zu Theil werden; allein die Resultate? Gestehn wir, daß sie die große Mühe noch nicht belohnt haben. Weder die Völkergenealogie, noch die Verzweigung der altheidnischen Dogmen und Mythen ist bis jezt evident klar gemacht, und gerade die sorgfältigsten Untersuchungen haben nur dazu gedient, zu beweisen, daß dieser gordische Knoten unauflösbar ist.

12) Altfriesland und Dänemark von Karl Türk (5tes Heft der Forschungen). Parchim, Hinstorff, 1835.

Der Verfasser hat schon mehrere interessante Forschungen über die ältern deutschen Stämme und ihre Verfassung mitgetheilt. Hier bespricht er das altfriesische Volksrecht (nach den Handschriften und Ausgaben) und die dänischen Geschichtsquellen.

13) Geschichte der Heruler und Gepiden. Ein Beitrag zur Geschichte der germanischen Völkerwanderung. Von Joseph Aschbach. Frankfurt am Main, Schmerber, 1835. 8. S. 89.

Eine kleine, aber für den Geschichtsfeennd sehr anziehende Untersuchung über zwei merkwürdige deutsche Völker, von denen leider nur gar wenig Nachrichten übrig sind, die hier auf das treueste gesammelt und verglichen werden. Sie spielen in der Völkerwanderung und in römischen Kriegsdiensten eine bedeutende Rolle, und von beiden sind erhabene und schöne Züge aufgezeichnet.

14) Sammlung historischer Schriften und Urkunden. Geschöpft aus Handschriften von M. Freiherrn von Freyberg. Stuttgaet und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836. 4ten Bandes 3tes Heft. 5ter Band 1stes Heft.

Den Inhalt bildet 1) das merkwürdige Rechtsbuch Kaiser Ludwigs des Bayern von 1346. Mitten unter seinen schweren Kämpfen gegen die Hierarchie unterließ Kaiser Ludwig gleichwohl nicht, aufs gewissenhafteste für sein Land zu sorgen. Dann folgt 2) eine bibliogeaphische Beschreibung dee Ausgaben des bayerischen Landrechtsbuchs von 1346. 3) Das deutsche Kaiserrecht. 4) Landrecht. 5) Lehnrecht. Diese auf der Grenze des Mittelalters und des Reformationszeitaltees stehende Gesetzbücher sind dem Geschichtsfreund, Sprachforscher und Rechtskundigen gleich willkommene Gaben, für deren Mittheilung dem Verfasser Dank gebührt.

Der fünfte Band beginnt mit den ältesten Statuten der Städte Regensburg, Feeysing und Memmingen, die insbesondere für die Kenntniß städtischer und gewerblicher Eineichtungen von hohem Interesse sind.

15) Die westphälischen Femgerichte in Beziehung auf Preußen. Aus den Quellen durch Urkunden erläutert von J. Voigt. Königsberg, Bornträgee, 1836.

Ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der Feme, vorzüglich wichtig als ein aktenmäßiger Beleg für die spätere Ausartung und Verwerflichkeit des ursprünglich zeitgemäßen heimlichen Gerichts, und noch insbesondere inteeessant, sofern hier das Verhältniß der Feme zum deutschen Oeden erörtert ist. Die unsichtbare Aristokeatie der Feme wurde in dem Grade anmaßender, in welchem die sichtbare des Ordens in Abnahme kam. Allein da die Reformation schon vor der Thüee war, so vermochte sich das dunkle Geeicht vor dem allgemeinen Verlangen nach Licht nicht zu behaupten. Weit entfernt, eine Stütze des Volks gegen Tyrannei zu seyn, wnede es dem Volk selbst lästig, und der Hochmeister konnte es mit Hülfe der öffentlichen Meinung beseitigen.

16) Elisabeth die Heilige, Landgräfin von Thüringen und Hessen. Von Dr. K. W. Justi. Mit 4 lithographirten Bildern. Neue sehr vermehrte Auflage. Marburg, Garthe, 1835.

Dieses Werk hat es wohl verdient, noch einmal aufgelegt worden zu seyn. Es ist die gründlichste und anziehendste Lebensbeschreibung, die wir von der heiligen Elisabeth besitzen. Diese zarte Heilige ist so interessant durch ihre Legende wie durch das Schicksal, das sie in die deutsche Geschichte verflochten hat. Wie sie aus Deutschland kam (verkündet von dem berühmten Klingsor aus Ungerland während des poetischen Wartburgkrieges, zur Braut des jungen Thüringer Landgrafen bestimmt und in einer goldnen Wiege aus Ungarn abgeholt), wie sie mit ihrem künftigen Gemahl erzogen wurde, wie sie lieblich und trotz allen Neidharden und Störefrieden in herzlicher Einigkeit zusammen lebten, wie ihr Gemahl Ludwig auf den Kreuzzug sich begab und von einem frühen Tod hingerafft wurde, wie ihr junger Sohn durch den grausamen Raspe, der sich des Eebes bemächtigen wollte, heimlich ermordet, sie selbst verstoßen und eine Bettlerin wurde; wie die Aemen, denen sie sonst so viel Gutes gethan, undankbar an ihr handelten, sie sogar mißhandelten; bis der edle Schenk von Vargula dem Tyrannen vor die Augen trat und im Namen des Landes ihm eine würdigere Behandlung der aemen Wittwe abtrozte; wie sie dann zu Marburg ein heiliges Leben führte, und wie sie auch hier unter der Maske der Freundschaft von einem bösen Dämon heimgesucht wurde, dem berüchtigten Conrad von Marburg, wie sie endlich nach vielen heiligen Handlungen und Entsagungen aller Aet dahinschied, und Kaiser Feiedrich II. ihr in Person herrliche Exequien hielt, das alles wird hier urkundlich beeichtet mit allem gelehrten Apparat, den man nur verlangen kann.

17) Geschichtliche Studien von G. W. K. Lochner. Nürnberg, Campe, 1836.

Drei kleine Aufsätze, 1) über den Zug Ludwigs des Bayern gegen Herrieden im Jahe 1316, eine wenig bekannte Episode aus den ersten Regieeungsjaheen des genannten Kaisers, der diesen Zug unternahm, um den unruhigen Keaft von Hohenlohe zu bewältigen, den Landfrieden und des Reichs Steaßen zu wahren, 2) Isabellens von Bayern Verheirathung mit Karln VI. von Frankreich, eine Vertheidigung dieser bekanntlich von

Historikern (zulezt von Schiller in der Jungfrau von Orleans) nicht zum Besten beurtheilten Dame, 3) etwas über Christoph Fürer, einem merkwürdigen Nürnberger aus der Reformationszeit, sein Glaubensbekenntniß und seine auf Abneigung vor aller unnüzen und von der Schrift selbst verbotnen Grübelei gestüzten, nicht unvernünftigen Neutralität in der Hize des Dogmenstreits.

18) Geschichte der deutschen Geistlichkeit im Mittelalter. Von Dr. Rauschnik. Leipzig, Berger, 1836.

Der selige Rauschnik gehört zu den wenigen populären Geschichtsschreibern, die eine patriotische Wärme ausgezeichnet hat. Wir haben ihn daher immer geliebt. Das vorliegende Buch enthält lauter kleine Bilder aus dem deutschen Mittelalter, durch welche die Verfassung der Bisthümer und der Zustand der deutschen Kirche überhaupt anschaulich gemacht wird. Die berühmtesten Bischöfe und ihre Streitigkeiten werden schlicht und klar erzählt, woraus hervorgeht, daß deutsche Bischöfe beständig 1) dem Papst gegenüber nach einer unabhängigen aristokratischen Stellung und nach Emancipation des deutschen Gemeinwesens von italienischem Einfluß getrachtet haben, so lange ihnen von der weltlichen Macht geschmeichelt wurde, daß sie aber 2) dem Kaiser gegenüber sich allezeit auf den Papst gestüzt haben, sobald ihre Macht von weltlicher Seite her bedroht wurde. Das Erstere hat sich noch durch den Emser antipapistischen Congreß, das Leztere noch durch das Benehmen des Kölner Erzbischof Droste von Vischering in neuester Zeit bewährt, wie schon in den frühesten Jahrhunderten. 3) Den Fürsten und dem Adel gegenüber haben die deutschen Bischöfe beständig nach Immunität und großem Ländererwerb getrachtet, woraus ihre meisten Fehden entsprangen, und woraus allein insbesondere der lange unversöhnliche Streit des Clerus mit dem deutschen Ritterorden zu erklären ist. Endlich füllt 4) der fast ununterbrochene Kampf der Städte mit den Bischöfen, wobei es die Freiheit der erstern galt, einen großen Raum der Geschichte der deutschen Geistlichkeit im Mittelalter aus.

19) Populäre Vorträge über die Reformation, als Einleitung zum dritten Jubiläum der evangel. Kirche in Dänemark von H. N. Clausen, Prof. der Theologie zu Kopenhagen. Aus dem Dänischen. Leipzig, Rein, 1837.

Rückblicke auf die in Dänemark bekanntlich friedlich eingeführte Reformation und auf die ersten Verbindungen dieses Landes mit Luther und andern Reformatoren. Das geschichtliche Element dieses Werks löst sich am Ende ganz in Reflexionen auf, darin ein, übrigens gemäßigter Rationalismus gegen die Rückkehr einer ceremoniösern Liturgie Bedenken vorbringt, sofern eine solche sich von allen Zeiten her in England erhalten und in Preußen unvermerkt wieder eingefunden hat. Er citirt Luther, der auf das Wort den größten Werth gelegt und in diesem Sinn die Predigt zur Hauptsache beim Gottesdienst gemacht hat. Allein er unterscheidet wohl nicht scharf genug, wenn er schließlich das Princip der Reformation nur in der Entfernung aller und jeder fremden Autorität und in der auf eigne Prüfung und Erkenntniß gegründeten Ueberzeugung seyn will. Das war Luthers Meinung nicht. Luther verlangte unbedingten Glauben an das Wort Gottes, und nichts war ihm so sehr zuwider, gegen nichts hat er mit mehr Zorn geeifert, als gegen die zahllosen Sektirer, die sich nothwendig bilden mußten, sobald jeder nur nach seiner Prüfung und Erkenntniß glaubte, was ihm Unwissenheit, Phantasterei, Eitelkeit und Leidenschaft zu glauben eingaben.

Stammbuch.

Deutsches Stammbuch. 1838. Herausgegeben von Eduard Duller. Hanau, im Verlage des oberrheinischen Comptoirs. 4.

Ein äußerlich prachtvoll ausgestattetes Werk. Auch der Inhalt bietet viel Schönes dar. Er besteht größtentheils aus Gedichten von anerkannten lyrischen Meistern, A. Grün, Lenau, Freiligrath, J. Kerner, Schwab, Bechstein, Rückert. Die prosaischen Stücke, die dazwischen eingestreut sind, halten diesen Leistungen nicht die Waage. Autographa, die hauptsächlich den Titel „Stammbuch“ motiviren, finden wir nur von einem Duzend deutscher Dichter und Schriftsteller, nämlich von Bechstein, Freiligrath, Gans, Kerner, Pückler-Muskau, Rahel, Rückert, Emerentius Scävola (wie kommt dieser unsaubere Geist hieher?) Schefer, Schwab, Spindler, Varnhagen von Ense. Portraits von fünf Dichtern: Rückert, L. Schefer, Spindler, Pückler-Muskau, Duller. Dazu kommen noch fünf Zeichnungen: Germania von Ph. Veit, Jeremias von E. Bendemann, fliehende Mailänder von J. von Schnorr, die Strafe des Amor von Kaulbach, Mephistopheles und der Schüler von Nehrlich. Endlich drei musikalische Compositionen von Meyerbeer, Lachner und Spohr, von jedem ein Lied.

Wenn wir diese Sammlung nicht als zufällige Blumenlese betrachten, sondern unter dem Gesichtspunkt eines deutschen (also vielumfassenden) Stammbuchs, so füllt sie freilich diesen Begriff noch nicht aus, sie müßte denn jährlich fortgesezt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 14.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 9. Februar 1838.

Deutsche Geschichte.

20) Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahr 1305, von Leopold August Warnkönig. Zweiten Bandes erste Abtheilung. Tübingen, Fues, 1836.

Ueber den ersten Theil dieses ausgezeichneten Werks vergl. unsre Blätter von 1835 Nr. 99. Die für die gesammte deutsche Geschichte so wichtige Geschichte unsres flandrischen Grenzlandes war lange vernachlässigt, Warnkönig hat ihr zuerst wieder die ihr gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. Bekanntlich war er akademischer Lehrer in Belgien, bevor dieses Land von Holland sich abriß, und hatte hinlänglich Gelegenheit, die Quellen kennen zu lernen. Sein Werk befaßt sich vorzugsweise mit den Staats- und Rechtsverhältnissen, den alten Verfassungen und Instituten Flanderns. Im vorliegenden Bande geht er speciell zu der Geschichte einzelner Städte und ihrer politischen Einrichtungen über. Zuerst schildert er uns das mächtige Gent (Uebersicht der Geschichtsquellen. Alter der Stadt. Aeltester Handel und Gewerbfleiß. Rechte, Freiheiten und Verfassung, Verhältniß zum Grafen, zur Geistlichkeit 2c.), dann Brügge, das sich durch großartiges Bürgerthum und politische Kämpfe kaum weniger ausgezeichnet hat als Gent, und in der Geschichte des Handels eine noch größere Rolle spielt (unter andern war hier die erste bursa); ferner Ypern, das ehemals durch seine Tuchfabriken ansehnlicher war, als jezt. Die innere Verfassung der gedachten Städte ist sehr interessant, weil die Freiheit hier älter war, als in den meisten andern deutschen Städten, und weil das Bürgerthum hier eine so ehrfurchtgebietende Macht gewann. So sehr wir nun dem fleißigen Forscher für diese Bereicherung der deutschen Geschichte dankbar sind, können wir doch den Wunsch nicht unterdrücken, er möchte neben den Instituten auch die Begebenheiten, die eigentliche Geschichte mehr, als es geschehen ist, in den Kreis seiner Betrachtung gezogen haben, da die Quellen, worin man die Einzelnheiten findet, nicht Jedermann zugänglich sind.

21) Badische Landesgeschichte von den ältesten bis auf unsre Zeiten. Von Bader. Vierte bis siebente und lezte Abtheilung. Freiburg im Breisgau, Herder, 1836.

Den Anfang dieses Werks haben wir 1835 Nr. 114 besprochen. Es ist jezt vollendet und gibt im Umfang von etwa zwei Bänden groß Octav die ganze Geschichte der jezt badischen Lande. Die beigegebenen Karten Badens, im 4ten, im 15ten, im 16ten und 17ten Jahrhundert und in seinem jetzigen Bestand sind eine gute und zweckmäßige Zugabe, wie sie ähnlichen specialgeschichtlichen Werken niemals fehlen sollte. Da das heutige Baden aus Theilen der ehemaligen Rheinpfalz, des Vorderösterreichischen, der Bisthümer Speyer, Constanz 2c. und vieler ehemals unabhängiger Grafschaften zusammengesezt ist, mußte sich seine Geschichte von selbst musivisch gestalten, und der Verfasser hat diesen Einzelheiten so viel Reiz als möglich abzugewinnen gewußt. Auch ist sein Werk in einem guten Geist abgefaßt; es will bescheiden aus seinem Gegenstande nicht mehr machen, als was er seiner Natur nach seyn kann. Er vergißt nie den deutschen Standpunkt, und daß Baden nur der Theil eines größern Ganzen ist, und er hütet sich mit viel Geschmack und Verstand vor der Arroganz so vieler anderer Specialgeschichtschreiber, die kein deutsches Volk mehr kennen, sondern nur noch ein Schweizervolk, ein Bayervolk, ein Badisches, Würtembergisches, Nassauisches, Reuß-Greitz-Schleitz und Vaduzisches Volk, das als urewig und gänzlich unabhängig von den übrigen deutschen Stämmen vorausgesezt wird.

In der Darstellung der ältern Geschichte ist der Verfasser auch freimüthig und ungezwungen. Nur über die

neuere Geschichte geht er gar leise und wie auf Socken hinüber, und während er noch einen Eduard ohne alle Schonung zeichnet († 1600), so wagt er schon hundert Jahre später des Gründers von Karlsruhe berüchtigte Liederlichkeit mit keiner Sylbe zu erwähnen.

22) Badische Landesgeschichte für die Schuljugend. Von Demselben, daselbst.

Ein gedrängter Auszug des vorigen Werks für den Zweck der Schule berechnet. Der Verfasser scheint uns sehr glücklich überall solche historische Tableaux hervorgehoben zu haben, wie sie sich der Phantasie und dem Gedächtniß der Jugend am besten einprägen, mit Beseitigung der langweiligen Details.

23) Ursprung des Fürstenhauses Baden. Nach den Quellen dargestellt von Demselben, daselbst.

24) Der Ursprung und die früheste Geschichte des würtembergischen Fürstenhauses von Dr. K. Pfaff. Mit 7 Beilagen, die Stammtafeln und eine historisch geographische Karte. Stuttgart, Metzler, 1836.

Beide benachbarte Fürstenhäuser werden in diesen Untersuchungen von den altschwäbischen Herzögen hergeleitet, das badische von Erchanger, das würtembergische von Bertold. Erchangers Sohn, Guntram der Reiche, soll Stammvater zugleich des badischen und habsburgischen Hauses seyn. Bertolds erweisliche Nachkommen waren die Grafen von Nellenburg-Veringen, und da diese dasselbe Wappen (die Hirschhörner) wie die Grafen von Würtemberg führten, werden sie als desselben Stammes angenommen. Die Untersuchung des Herrn Pfaff ist besonders reich an Details über die älteste Genealogie und über die ältesten Gütererwerbungen des Hauses Würtemberg.

25) Geschichte der badischen Landtage von Einführung der Verfassung bis 1832, von Karl von Rotteck. Stuttgart und Leipzig, Rieger und Comp., 1836.

Wie die Historienmalerei zum Stillleben und das Epos zur Idylle oder zum komischen Roman herabsinkt, so der Verfassungs-Enthusiasmus gewisser Jahre zu der Apathie der Gegenwart. Wenn man früher zuweilen den Werth und die Macht der kleinen Constitutionen überschätzte, so fällt man schon in den entgegengesetzten Fehler und will ihnen gar nichts mehr zutrauen. Die Rollen sind sogar gewechselt worden. Die Männer, die früher am heftigsten jede Opposition niederkämpfen halfen, werfen jetzt derselben Opposition ihre Apathie vor. Man wird dabei an den Vater erinnert, den man frug, warum seine Kinder so trübselig aussehen. Ich weiß nicht, antwortete er, ich schlage sie doch alle Tage, daß sie munter werden. Bei einem solchen Zustand der Dinge stellt sich eine Ironie ein, die eigentlich allen politischen Glauben auflöst, zwar dem Bestehenden huldigt, aber ohne Anhänglichkeit und jedem frommen Eifer den Nerv abschneidet durch Zweifel und Spott. Dabei drängt sich denn wohl denen, die nicht mehr im ersten Jugendalter stehn, der Gedanke auf, daß im politischen wie im kirchlichen Leben der Glaube viel leichter zerstört als gegründet wird, und daß es immerhin bedenklich ist, wenn der Glaube an die Verfassungen ins Schwanken geräth, ohne daß er durch irgend einen bessern Glauben ersezt ist.

Zu diesen blassen Gedanken fordert uns die frische Färbung des vorliegenden Buches auf, in dem noch alle die vollen Maienkränze und Ehrenbecher und die Feste des buntbebänderten Volks, das Hebel besungen hat, uns mahnen, wie ein Traum, von dem wir kaum mehr glauben können, daß wir ihn erlebt haben.

26) Geschichte von Hessen. Sechster Band. Neuere Geschichte von Hessen. Zweiter Band. Von Christoph v. Rommel. Kassel, Perthes, 1837.

Unter den zahlreichen guten Provinzialgeschichten neuerer Zeit darf die vorliegende als die musterhafteste angesehen werden. Mit der umständlichsten Gründlichkeit der Noten verbindet sie eine gefällige Sprache des Textes, und da sie einmal in den Umfang vieler Bände sich ausdehnt, geht sie auch auf alles ein, was irgend zur hessischen Geschichte zu rechnen ist, auf die politische und Kirchengeschichte, Verfassung, Kultur, Wissenschaft und Kunst. Der zweite Band der neuern Geschichte beginnt mit der in vieler Beziehung bedauernswerthen Theilung des alten Hessenlandes in die drei Linien Marburg, Kassel und Darmstadt, von denen die erste bald wieder einging. Die Glanzpartie des Werkes ist die Geschichte und Charakterschilderung des berühmten Moriz von Kassel. Dieser Fürst, obgleich nur Gebieter über ein kleines Land, übte doch bedeutenden Einfluß durch seinen Geist. Er war Correspondent, Freund und Rathgeber Heinrichs IV. von Frankreich und trug zu dessen abenteuerlichen Weltverbesserungsplanen nicht wenig bei. Er gab durch die Entschiedenheit, mit welcher er sich für die reformirte Partei gegen die lutherische erklärte, andern Fürsten das Beispiel und erhob die reformirte, in den deutschen Fürstenstaaten bisher unterdrückte Partei plötzlich zu einer Höhe, daß dadurch der dreißigjährige Krieg unvermeidlich wurde; denn das Lutherthum und der mäßigere Katholicismus (Ferdinands I. und Maxens II.) hielten durch gemeinschaftliches Zusammenwirken die Schwerter in den Scheiden, und erst als die Lutheraner von den weit heftigern Reformirten überflügelt wurden, traten auch auf

katholischer Seite die Jesuiten und der unsühnbare Religionshaß hervor. Moriz war ferner auch dadurch merkwürdig, daß er den deutschen Höfen zuerst das Beispiel einer modernen, durch die Künste verschönerten Hofhaltung gab. Was vor ihm in Pracht geleistet wurde (z. B. am burgundischen und bayerischen Hofe), war immer nur ein geschmackloser Pomp und ungraziöse tolle Lust gewesen. Moriz organisirte zuerst nach den bessern italienischen Mustern Hoftheater, Hofcapelle, legte moderne Gebäude und Gärten an, pflegte aber auch nach dem Beispiel der Holländer die Wissenschaften, damit die Höfe nicht hinter den Republikanern zurückbleiben möchten, legte wissenschaftliche Sammlungen an und war selbst ein fruchtbarer Schriftsteller, so wie auch seine geistreiche Tochter, die als italienische Dichterin glänzte. Auf diese Weise erscheint Moriz als einer der merkwürdigsten Fürsten Deutschlands, und v. Rommel hat ihn und seine Zeit uns bis zur Durchsichtigkeit klar gemacht.

27) Die hessischen Ritterburgen und ihre Besitzer, von G. Landau. Zweiter und dritter Band. Kassel, Luckhardt, 1833, 1836.

Der Verfasser ist Archivar am kurhessischen Haus- und Staatsarchiv. Als solcher fand er die beste Gelegenheit, das reiche Material zu seinen historischen Untersuchungen aller alten Burgen und alten Adelsgeschlechter Hessens zu sammeln. Das Interesse dabei ist hauptsächlich, wie sich von selbst versteht, ein lokales; doch lernt man daraus den Zustand des deutschen Adels im Mittelalter auch im Allgemeinen kennen, denn wie in Hessen, so war es überall. Einige Familien sind in dieser Beziehung besonders charakteristisch, die von Buchenau und die von Baumbach; in die Weltgeschichte greifen, außer der Familie Hutten, nur wenige ein. Die Nachweisungen über Gütererwerb, Verpfändungen und adelige Genealogie nehmen den größten Raum des Buches ein, doch die Biographien einzelner Ritter, die Geschichte der zahlreichen Fehden, die merkwürdigen Sittenzüge sind ebenfalls in nicht geringer Zahl vorhanden. Wir wollen hier eine weniger bekannte tragische Begebenheit mittheilen, die ein nicht uninteressanter Beitrag zur Sittengeschichte des 16ten Jahrhunderts ist.

An Landgraf Moritz's Hofe lebte ein Hofjunker, Rudolph v. Eckhardtsberg, aus Meissen gebürtig. Als dieser einst im landgräflichen Schlosse eine hohe Person umarmte und küßte, war der Hofmarschall unbemerkt der Zeuge dieser Scene und hinterbrachte sie dem Landgrafen. Als der verrathene Liebhaber dieses erfuhr und nun auch der Haß des Landgrafen ihm, und wohl auch der Geliebten, fühlbar wurde, da schwur er dem Verräther die blutigste Rache und entschloß sich alsbald zu deren Ausführung. Er verfügte sich zu diesem Zwecke am 29. April auf den Marställer-Platz und erwartete den Hofmarschall, der im Schlosse bei der Morgenmahlzeit war. Als dieser nun gegen 11½ Uhr das Schloß verließ, um nach Hause zu kehren, trat ihm der Hofjunker mit den Worten: Herr Marschall, da habe ich eine schöne Büchse, die beschaut 'mal, entgegen, doch als dieser sich ihm darauf nähert, sinkt er, durchbohrt von einer Kugel, nieder. Obgleich schwer in den Unterleib verwundet, lebte er doch noch beinahe 6 Stunden und verschied erst des Abends um 5 Uhr in seiner Wohnung. — Ruhig gab v. Eckhardtsberg, nach der vollbrachten schrecklichen That, die Büchse seinem Diener und ging nach seiner Wohnung, welche in der Entengasse (jetzt Petristraße) lag und die später Dr. Hund bezog. Der Landgraf sandte sogleich einen seiner Trabanten ab, und als ihn der Junker aus dem Fenster bemerkte, rief er ihn zu sich hinauf. Als dieser seine Frage, ob er nichts Neues wisse, verneint hatte, sagte er: weißt Du denn nicht, daß ich den Hofmarschall erschossen? Da auch dieses verneint wurde, zog der Junker einen goldnen Ring vom Finger mit den Worten: Diesen Ring verehre ich Dir, um meiner dabei zu gedenken, denn ich muß sterben und um dieser That willen das Leben lassen. Inzwischen waren mehrere landgräfliche Einspännige, Trabanten und Soldaten angelangt, die ihn in seinem Zimmer bewachen mußten. Erst um 3 Uhr Nachmittags ward er in den Zwehrenthurm abgeführt. Da es Sonnabend war, so mußten, um den Sonntag nicht zu entheiligen, alsbald mehrere Schneider in den Thurm, um ihm die Trauerkleider und den Trauermantel anzumessen. — Am 1. Mai versammelte sich das peinliche Gericht, bestehend aus dem Bürgermeister und den Schöpfen von Kassel, auf dem Platze des Mordes zur Hegung des Halsgerichts. Dreimal wurde der Unglückliche auf der Folter gemartert, um das Bekenntniß ihm abzupressen, warum er den Mord vollbracht. Aber er schwieg; er flehte nur um Erbarmen und sank bei der dritten Folterung, von der Größe des Schmerzes überwältigt, in Ohnmacht. Um 4 Uhr wurde ihm sein Todesurtheil bekannt gemacht. — Am 3. Mai fand sich der Henker auf der Stätte des Mordes ein. Nachdem er auf den noch blutigen Platz Bretter gelegt, stellte er auf leztere einen Tisch und auf diesen einen Weiberstuhl; auf den Tisch legte er Messer und Beil und unter denselben stelle er einen Kessel mit Wasser zur Auffangung des Blutes. Bald erschien auch der Unglückliche. Als er mit den zwei ihn begleitenden Geistlichen gebetet, fragte er nochmals den Oberstlieutenant v. Köderitz, der der Hinrichtung zu Pferde beiwohnen mußte, ob es nicht möglich wäre, ihn mit dem Schwerte hinzurichten? Doch dieser antwortete: ich wünschte für Euch sterben zu können." Der Henker forderte ihn nun auf, sich in jenen Stuhl zu setzen und erinnerte ihn, getreu dem Charakter seines Bluthandwerks,

an ein Geschenk: Du Schelm, verkürze Mich nicht. Am Fenster des Schlosses stand der Landgraf, um sich zu weiden am grausenvollen Schauspiele. Als v. Eckhardsberg ihn bemerkte, rief er: „Du Fürst, am jüngsten Tage noch will ich dies Urtheil von Dir fordern, und sezte sich singend: „Was mein Gott will ꝛc." in den Stuhl. Der Henker schlang nun ein weißes Tuch um seinen Hals, und legte ihn, unterstüzt von seinen Helfern, nieder auf den Tisch und begann die fürchterlichste Menschenschlächterei. Nachdem er ihn entkleidet, hieb er ihm die rechte Hand ab, schnitt ihm den Leib auf und — riß ihm das Herz heraus und zeigte es, seine blutige Faust emporhebend, dem Landgrafen, der noch immer dastand und zusah. „Gnädiger Herr!" rief er, „das ist das falsche Herz, das Euch Treue geschworen." Endlich trennte der furchtbare Schlächter den Körper mit dem Beile in vier Theile. — Diese und die in den Kessel geworfenen Eingeweide wurden im Schinderkarren auf den Forst gefahren und unter dem Galgen verscharrt. — Während die Kleider und das Trauerpferd der Diener des Hingerichteten erhielt, nahm der Landgraf die übrigen Pferde zu sich und gab sie erst später dessen Brüdern zurück. — So unmenschlich und grausam diese Hinrichtung, so entsetzlich sind auch deren Folgen. Allgemein scheint sie auch empört zu haben, doch nur deßhalb, weil v. Eckhardtsberg von Adel und nicht durchs Schwert hingerichtet worden; aus dieser Ursache wollten auch alle Hofjunker ihren Abschied nehmen. — Die erste Folge mußte der Henker empfinden. Da er die Leiche nicht tief genug verscharrt, wühlten sie am folgenden Tage die Schweine wieder heraus. Der Landgraf ließ ihn deßhalb ins Schloß kommen und strafte ihn nicht allein mit Geld, seine Hofdiener mußten ihn auch mit Ruthen peitschen und darauf jagte er ihn aus seinem Dienste. — Eckhardtsberg hatte eine Braut, eine adlige Jungfrau am Hofe; nicht allein diese wurde wahnsinnig, auch seiner Mutter raubte das Verbrechen und Unglück ihres Sohnes den Verstand, sie wurde rasend und mußte an Ketten gelegt werden. — Des Hofmarschalls Wittwe kam später in eine Verbindung mit einem v. Lindenau, in deren Folge sie schwanger wurde. Um dieses in Kassel zu verbergen, ging sie mit des Landgrafen Tochter Elisabeth, Gemahlin des Herzogs Albrecht von Mecklenburg, als Hofmeisterin nach Mecklenburg. Doch da ihre Niederkunft nahte, reiste sie wieder nach Kassel. Kaum im Hertingshausischen Hause, bei der Martinikirche, angelangt, gebar sie einen Sohn. Ihre Mutter, eine strenge Frau, verweigerte ihr jedoch den längeren Aufenthalt und ihr noch ungetauftes Knäblein in der Schürze, mußte sie ein anderes Unterkommen suchen. So verflossen sechs Wochen, als auch über sie des Landgrafen eiserne Härte hereinbrach. Er ließ ihr die Wahl, mit ihrem Kinde lebendig eingemauert zu werden, oder ihren Adel abzuschwören und auf ewig das Hessenland zu meiden. Sie wählte natürlich das leztere und ließ sich in Herborn nieder, wo sie später sich noch mit einem Lieutenant verheirathete. — Aber auch v. Lindenau sollte bestraft werden und Moritz reiste nach Sababurg, um in seiner Abwesenheit die Bestrafung vollziehen zu lassen. Doch Lindenau nahm Gift und starb. Dick aufgeschwollen und schwarz fand man seine Leiche. Als man dieses dem Landgrafen nach Sababurg meldete, fuhr er in seinem Zorne auf und befahl die Leiche zu verbrennen. Doch seine Freunde entzogen ihn diesem neuen Greuel und gaben ihm ein ehrliches Begräbniß, damit, wie sich die alte Handschrift ausdrückt, der Fürst an dem todten Leichnam keinen Frevel üben möchte. — Dieses ist der Verlauf einer Reihe blutiger Scenen, deren Quelle nichts anderes, als ein, freilich unerlaubter, Kuß gewesen, der einen Verräther gefunden.

28) **Aktenstücke, die landständischen Anklagen wider den kurfürstl. hess. Staatsminister Hassenpflug betreffend. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte und zum deutschen Staatsrechte. Die Vertheidigungsschriften von dem Angeklagten selbst und von Prof. R. Mohl in Tübingen. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836.**

Tiefer in den Prozeß einzugehen, dessen Aktenstücke hier vorliegen, halten wir nicht für angemessen. Genug, wenn die Akten vorliegen. Das Urtheil fällt der Geschichte anheim, der die Gegenwart nicht vorgreifen kann, ohne in der einen oder andern Beziehung parteiisch zu erscheinen. Der Prozeß scheint uns vorzüglich deßhalb merkwürdig, weil er die erstaunliche Elasticität beweist, mit welcher heutzutage, zumal in den an Formen hauptsächlich gewöhnten constitutionellen Staaten, die Formen den politischen Einflüssen nachgeben.

29) **Historische Topographie des Herzogthums Nassau, von C. D. Vogel. Herborn, Kempf, 1836.**

Ein äußerst genaues und ausführliches Verzeichniß aller alten Städte, Klöster, Burgen und Dörfer im Nassauischen, mit urkundlicher Nachweisung ihrer Geschichte, mitgetheilt nach den Aemtern und durch ein fleißiges Register zum Nachschlagen bequem gemacht. Die Begebenheiten, die mehr von allgemeinem Interesse sind und sich auf die Geschichte von ganz Nassau beziehen, hat der Verf. in seinem früher erschienenen, sehr empfehlenswerthen und noch zu wenig bekannt gewordenen historischen Taschenbuch mitgetheilt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 15.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 12. Februar 1838.

Deutsche Geschichte.

30) Historische Untersuchungen über die ehemalige Reichsstadt Rotenburg oder die Geschichte einer deutschen Gemeinde, aus urkundlichen Quellen bearbeitet von Dr. H. W. Bensen. Nürnberg, Riegel und Wießner, 1837.

Eine der besten Stadtgeschichten, die wir bisher erhalten haben, urkundlich treu und zugleich übersichtlich klar. Man spürt darin den nachbarlichen Geist des so hochverdienten Auspacher Geschichtschreibers v. Lang. Rotenburg ist als Reichsstadt interessant wie alle andern, obwohl sie an Bedeutung Nürnberg und Frankfurt weit nachsteht. Dagegen gewährt sie ein eignes Interesse als Mittelpunkt der ältesten ostfränkischen Herrschaft. Die Slaven, die den Deutschen bei deren Auswanderung ins römische Reich während der Völkerwanderung überall nachgerückt waren, hatten sich zwischen den Schwaben und Thüringern hindurch auf dem Pfade, den vor ihnen die Burgunder gezogen, am Main angesiedelt. Von den slavischen Parantanern stammt wahrscheinlich der Name Baireuth. Sogar die Rednitz (Radanize) und Rezat (Retschke) sind slavisch. Die Franken mußten das Land erst wieder erobern und colonisiren, um aus der Mitte zugleich die Schwaben, Bayern und Thüringer zu beherrschen. Hier war der Kern des nachherigen deutschen Herzogthums Franken, nachdem das eigentliche Frankreich von Deutschland losgerissen und sogar vom Herzogthum Franken durch Lothringen getrennt war. Dieses Herzogthum zerfiel früher als alle andern, und wie überall aus dem Zerfall der Herzogthümer unabhängige Bisthümer, Fürstenthümer, Grafschaften und Reichsstädte hervorgingen, so gelangte auch Rotenburg zur unmittelbaren Reichsfreiheit. Die Entwicklung der innern bürgerlichen Freiheit, die allmählige doppelte Emancipation einerseits der Stadt von äußerer Abhängigkeit, andrerseits der niedern Bürger von der frühern Urfreiheit, hat der Verfasser an der Hand der Urkunden mit Meisterschaft durchgeführt. Neben diesem politischen Bildungsgange sind auch die Fehden der Stadt, besonders in der Zeit des großen Kampfs zwischen Städten und Adel am Ende des 14ten und zu Anfang des 15ten Jahrhunderts interessant. Hierbei mußte der Geschichtschreiber den Rotenburger Bürgermeister Toppler besonders hervorheben, der wie Waldmann in Zürich, Schwarz in Augsburg, Kellner in Erfurt, Wullenweber in Bremen ꝛc. nach der Tyrannis strebte und unterlag, eine in der Geschichte der Städte überall vorkommende Erscheinung.

Die tapfere Vertheidigung Rotenburgs gegen Tilly war die lezte Kraftäußerung der alten Bürgerschaft. Dreißig Stunden lang hielten die Bürger den Sturm aus, endlich unterlagen sie. Als sich aber die schwangern Weiber Tilly's Pferd in den Weg warfen, und um Gnade flehten, schrie der Gräßliche: laßt die Hunde leben! In der Folge ging aller bürgerliche Geist in Rotenburg, wie im 17ten und 18ten Jahrhundert in allen Reichsstädten unter. Die herrschenden Familien nahmen keinen neuen tüchtigen Bürger auf, alles versauerte in engherziger Vetterschaft. Daher war es möglich, daß ein preußischer Lieutenant mit 35 Husaren die einst so kriegerische Stadt nach Gutdünken mißhandeln konnte. Diese merkwürdige Geschichte erzählt der Verfasser also: „In dem lezten Jahre des siebenjährigen Kriegs benüzte Friedrich II. den Waffenstillstand, welcher für die preußischen und österreichischen Provinzen geschlossen war, um den General Kleist mit einer leichten Schaar in den fränkischen Kreis zu senden. Nach Archenholz hatte derselbe 10,000 Mann, nach einheimischen Erzählungen nur 6000 Mann bei sich. Bamberg und Nürnberg ergaben sich nach leeren Remonstrationen. Während nun die Nürnberger ihre Brandschatzung von 1½ Millionen Thalern zusammenbrachten, streiften einige kleine Schwärme der Feinde sorglos durch Franken, um zu plündern und Schrecken zu verbreiten. So kam auch der Lieutenant

Stirzenbecher mit 33 Husaren hierher vor das Galgenthor. Das Gatter war verschlossen, und der Eingang wurde natürlich verweigert. Alsbald legten die Husaren Feuer an das Gatter, um es dadurch zu öffnen. Nun ist dieses Thor allerdings das schwächste, aber immer noch so gut befestigt, daß es mit Hülfe einiger Verrammlungen 50 gute Schützen wohl gegen 300 Reiter leicht vertheidigt hätten. Ueberdies hatte die Stadt so viele Geschütze, daß mit Einschluß der Doppelhacken mehr als eines auf einen einzelnen Feind kam, und mehr als 800 wehrhafte Männer. Aber das Kreiscontingent war fern. Das Feuer flammte am Thorgatter auf. Zudem schoßen die Husaren mit ihren Pistolen herein. Die beiden Räthe saßen voll Angst beisammen und beschlossen, — sich mit dem Feinde zu vergleichen. Eine Deputation unterhandelte mit dem Lieutenant. Er versprach, allein hineinzukommen. Doch nach Oeffnung des Thores führte er auch sein Heer herein, und ritt auf den Markt. Nachdem die feindliche Kriegsmacht in vier Wirthshäusern einquartirt war, kam Stirzenbecher allein auf das Rathhaus, um 80,000 Thaler zu verlangen. So gut wußte er, wo er sich befand, daß er selbst die gewöhnlichste Vorsicht vernachlässigte, daß er nicht einmal seine kleine Schaar zusammenhielt, oder ein Thor besezte. Dem Rath drohte er mit Plündern und Brennen. Das half. Man suchte in den vornehmsten Häusern und in den Pflegen über 30,000 Gulden zusammmen. Davon gar man ihm 20,000 fl. und 100 Ducaten zum Geschenk. Stirzenbecher that sehr wild, und verlangte die volle Summe bis Mitternacht. Dieses war um so schauerlicher. Nach vielem Handeln und Bieten gab man ihm den Rest von 20,000 fl. und weitere 100 Ducaten zum Geschenk. Der Husar quittirte es nur als Abschlagszahlung, zog aber am andern Morgen weislich ab, denn der Entsatz war schon in der Nähe. Dennoch nahm er in der sechsspännigen Bauamtskutsche zwei Rathsherrn als Geiseln mit nach Bamberg, wo Kleist die geängstigten Männer lächelnd entließ." Im Jahr 1800 versuchten 17 französische Chasseurs etwas Aehnliches in Rotenburg, wurden aber von einigen Bürgern mit Mistgabeln hinausgejagt.

Im Anhang ist das alte Willkürenbuch von Rotenburg enthalten.

31) Des alten Nürnbergs Sitten und Gebräuche in Freud und Leid. Geschildert von M. M. Mayer. Mit vielen Abbildungen. Drei Abtheilungen, 1831, 1835, 1836.

Ein sehr mit Dank zu erkennendes Unternehmen, dessen Fortsetzung wir sehnlich wünschen. Nürnberg, der Centralpunkt städtischer Kunst im deutschen Mittelalter, sollte uns weit anschaulicher seyn, als es bisher der Fall war. Es ist merkwürdig, daß trotz der vielen Nürnberger Chroniken und Kunstgeschichten doch noch kein Hauptwerk über diese interessante Stadt existirt, worin man alles Wissenswürdige beisammen hätte. Eine vollständige Chronik Nürnbergs, in welche die Gewerbs-, Sitten- und Kunstgeschichte eingeflochten wäre, würde eine bedeutende Lücke in unsrer Geschichtschreibung ausfüllen. Die vorliegende Sammlung ist ein vortrefflicher Beitrag dazu. Das erste Heft enthält das Schembartbuch, worin das berühmte Nürnberger Schönbartlaufen (Maskenzug unter allerlei Possenreißerei) beschrieben und durch eine große Menge illuminirter Bilder erläutert ist. Die zweite Abtheilung enthält Beiträge zu einer künftigen Geschichte des Frauenlebens in Nürnberg, darunter der merkwürdige Brief einer Mutter, die vom St. Clarenkloster ihre Tochter zurückverlangt, weil sie eingesehen, daß Gott das Klosterleben nicht wolle (1525, zu Anfang der Reformation). Ferner einige Briefe von Albrecht Dürer und Nachrichten über Peter Vischer und seine Söhne. Endlich einige gar hübsche alte Volkslieder, z. B.:

Dort oben auf jenem Berge,
Da steht ein kleines Bäumelein,
Es neigt sich zu der Erden.

Da legt ich mich hinunter,
Da träumet mir ein Träumelein
Wohl zu derselben Stunde.

Es träumt mir also süße,
Wie daß ein wunderschöne Maid
Wohl stund bei meinen Füßen.

Und da ich nun erwachet,
Da stand ein altes Raffelscheit
Vor meinem Bett und lachet.

So wollt ich, daß es wäre,
Und daß man sieben alter Weiber
Wohl um ein junge gebe.

So wollt ich auch die meine
Geben um eine Bratwurst,
Und um ein Seidlein Weine.

So ist auch das Lied:

Im Schlaf ein süßen Traum ich hett 2c.

ein wenig frivol, aber von der unschuldig verliebten Art, die der mittlern Zeit so wohl anstand, und in der die Wärme des Herzens stets über das gemeine Sinnliche die Herrschaft behauptete, während in der modernen Frivolität bei studirtester Entblödung das Herz eiskalt bleibt. — Das dritte Heft enthält Nürnberger Trachten, Bräutigam und Braut aus Patrizierfamilien, die Brautdienerin, Geschlechtweiber, Jungfrauen, ältere Frauen. Möge die Fortsetzung nicht ausbleiben.

32) Erinnerungen aus der Geschichte der Stadt Schaffhausen. Zwei Bändchen. Schaffhausen, Hurter, 1834, 1836.

Eine recht wackre Geschichte, die alle Sagen und Geschichten der interessanten Stadt einfach und gut erzählt, einige Legenden aus der ältern Zeit, dann die Kämpfe der Bürger mit dem Adel der Nachbarschaft, die Theilnahme an der Schweizer Eidgenossenschaft, und einige minder bedeutende innere Ereignisse. Rührend ist besonders die Schilderung der großen Pest während des dreißigjährigen Kriegs, wobei nicht weniger als 1400 Jungfrauen in Schaffhausen starben und alle mit Blumenkränzen begraben wurden.

33) Geschichte des Magistrats der Stadt Stralsund. Von A. Brandenburg, Syndikus der Stadt. Mit einer Ansicht des Rathhauses von 1316. Stralsund, Löffler, 1837.

Ein interessanter Beitrag zur Geschichte der innern Verfassung deutscher Städte. Wie fast überall ging auch in Stralsund das Stadtregiment vom Vogt auf den Rath über. Die Kämpfe des leztern mit der Bürgerschaft, die sich häufig wiederholten, sind besonders seit dem 15ten Jahrhundert wichtiger, als die ältere Geschichte. Das schöne Rathhaus wurde 1316 vom Lösegeld des gefangnen Herzog Erich von Sachsen gebaut. Merkwürdig ist die uralte Geschichte der Schöppen, ihr Schuldig oder Nichtschuldig auf einen Baumstumpf niederzulegen (zur Erinnerung, daß ehemals unter einem Baum im freien Felde Gericht gehalten werden mußte). In der Geschichte der innern Unruhen interessiren besonders die Begebenheiten, die sich an den reichen Bürgermeister Wulflamm im 14ten Jahrhundert, an den Bürgermeister Möller, den ersten Reformator Stralsunds, an den Bürgermeister Smiterlöw, den Gegner des berühmten Jürgen Wullenweber, und endlich an den Bürgermeister Steinwig knüpfen, der Stralsund mit so viel Heldenmuth gegen Wallenstein vertheidigte.

34) Historische Schriften aus dem Nachlasse von Dr. F. H. Grautoff, Prof. und Bibliothekar in Lübeck. Drei Bände. Lübeck, v. Rohden, 1836.

Grautoff hat sich durch Herausgabe der Lübecker Chroniken ein nicht geringes Verdienst um deutsche Geschichtskunde erworben. Hier werden uns seine kleinen historischen Schriften dargeboten, nebst seiner Biographie. Diese Schriften, größtentheils von ihm gehaltene Vorlesungen, betreffen: die älteste Geschichte der Slaven im nördlichen Deutschland, eine sehr gute Uebersicht über ein ziemlich verworrenes Gebiet, — Beiträge zur Geschichte Heinrichs I. von Mecklenburg, — Wanderungen durch Lübecks Gassen im 14ten und 15ten Jahrhundert — verschiedene Beiträge zur ältern Geschichte Lübecks, — Lübecks Reformationsgeschichte, — Lübecks Handel und Schiffahrt, — Lübisches Münzwesen. Alle diese Abhandlungen sind werthvoll für den Geschichtsfreund, besonders interessant aber ist die Geschichte der Reformation, und der großen Revolution in der Hansa unter dem berühmten Wullenweber, so wie die ausführliche Beschreibung der hanseatischen, insbesondere aber lübischen Colonien zu Bergen und Nowogrod.

In einigen kleinen Aufsätzen am Schluß kommt unter andern eine Rechtfertigung des berüchtigten lübischen Buchdrucker Joh. Ballhorn vor, von dem bekanntlich das Sprichwort, „etwas verballhornisiren, d. h. ungeschickt verbessern und durch Verbesserung verschlimmern“ her kommen soll. Er wird hier für gänzlich unschuldig an der Sünde, die seinen Namen trägt, erklärt. Das Ganze schließt mit einer sehr lesenswerthen Schilderung der Ereignisse in Leipzig während der Völkerschlacht von 1813. Der Verfasser befand sich damals in dieser Stadt und schildert mit ungemeiner Lebendigkeit das bewegte Leben jener Tage. Das große Schicksal ist in seiner tragischen Tiefe aufgefaßt, doch fehlt es auch an kleinen, selbst komischen Zügen nicht. Als ein echt deutscher Charakterzug erscheint die Leichtgläubigkeit, mit der man in der allgemeinen Aufregung gutmüthig die sonderbarsten Nachrichten glaubte. So erfuhr man damals in Leipzig, der Prinz Heinrich von Preußen sey gefangen, und alle patriotisch gesinnten Leipziger bedauerten ihn schmerzlich, ohne daß es Jemand eingefallen wäre, daran zu denken, daß gar kein preußischer Prinz Heinrich existire. Die Schilderung der Lazarethe ist herzzerreißend. Ganz Leipzig war voll von Verwundeten und rings um die Stadt wimmelte es noch von Feldlazarethen, die gleichwohl die große Menge der Leidenden bei weitem nicht fassen konnten, so daß Hunderte auf freiem Felde unverbunden bis zum vierten, fünften Tage liegen blieben und verschmachteten. Der Verfasser berichtet als Augenzeuge: „Troz der größeren Vorsorge, die sie genossen, waren es dessenungeachtet die preußischen Verwundeten, die vorzüglich die ungeheucheltste Theilnahme weckten, weil sie vor allen ihren Schmerz mit Muth und Kraft ertrugen. Sah man dagegen auf die Russen, die von ihren Schmerze sich ganz beherrschen ließen, und troz ihres kraftvollen Körpers nur kleinmüthig jammerten und winselten, so fühlte man es tief, wie hier über die gemeinere Natur Vernunft und Ehrgefühl noch keine Gewalt gewann.“ Noch erwähnen wir folgende merkwürdige Einzelheiten: „Unter den traurigen Beispielen einer plötzlichen Einwirkung angstvoller Sorge bleibt mir besonders merkwürdig, wie ein junges Mädchen (Demoiselle H.......) schon am 18. Oktober unter den Schrecken des Tages in solche Unruhe und Angst gerieth, daß sie endlich besinnungslos aus dem Hause ihrer Eltern

in der Vorstadt fortstürzte, weiter durch das grimmaische Thor eilte, wo man sie zuletzt erkannt haben will, und wie rasend immer weiter bis mitten ins wilde Schlachtgewühl sich stürzte. Dort ging jede Spur von ihr verloren, obwohl ihre bekümmerten Angehörigen nachher Tage lang die Schlachtfelder durchsuchten, um wenigstens die Leiche der Geliebten wieder zu finden. Fast eben so schnell tödtete der Schreck die Frau eines nicht unbemittelten Handwerkers, die, in dem Wahne, daß aus einem halb überhangenen Wagen (wie man sich ihrer in der Noth zum Leichentransporte bediente) ein Verwundeter die Hand nach einem Almosen zu ihr ausstreckt, ihm willig denselben reichen will. Da fühlt sie aber die kalte Leiche, und sinkt ohnmächtig nieder. Nach 3 Tagen war sie unter furchtbaren Nervenzufällen gestorben."

35) Havemann, W., Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg. Erster Band. Lüneburg, Herold und Wahlstab, 1837.

Eine gute Specialgeschichte, durch die man namentlich in der ungemein verwickelten Geschichte der so vielfach verzweigten Welfischen Häuser orientirt wird. Die älteren Schicksale Braunschweigs unter Heinrich dem Löwen und noch unter Otto IV. hängen so innig mit dem großen Schicksal Deutschlands zusammen, daß man sie überall kennt. Von da an aber theilte sich das Welfische Haus in viele Linien, die dann wieder unter einander erbten und hier vereinigten, dort wieder theilten. Durch diese Theilungen schwächte sich das einst so mächtige Haus und spielte eine äußerst unbedeutende Rolle neben den Häusern Habsburg, Luxemburg, Wittelsbach. In diesem ganzen Zeitraume schlugen sich die kleinen Fürsten des Welfischen Hauses theils mit den nächsten Nachbarn, theils unter sich selbst, theils mit Bischöfen, Städten und Adel in kleinlichen Fehden herum, ohne irgend einen Einfluß auf den großen Gang der Dinge in Deutschland zu haben. Diese kleinen Fehden nun sind hier mit größerer Klarheit auseinandergesetzt, als es in den ältern, gewöhnlich sehr weitschweifigen Geschichtswerken der Fall war. Sie sind für die Sittengeschichte, so wie für die Geschichte der Stände und der innern Verfassung in Deutschland immerhin höchst interessant, so geringfügig sie auch in Bezug auf die Politik im Großen waren. Erst durch den wackern Erich, durch den energischen Heinrich und durch den thätigen und verständigen Julius seit der Reformation erhielt das Welfische Haus seine frühere Bedeutung zurück. Der vorliegende erste Band geht bis auf Julius.

Romane und Novellen.

9) Der Vikar von Wrexhill. Ein Roman von Mistreß Trollope. Aus dem Englischen von O. v. Czarnowsky. Drei Bände. Aachen und Leipzig, Mayer, 1837.

Ein guter Roman, aus dem Leben gegriffen, mit sehr wahrer und feiner Charakterzeichnung. Der alte reiche Herr Mowbray feiert das Fest der Volljährigkeitserklärung seines Sohnes Charles auf seinem Landgut, wird aber in der Nacht von einem Schlagfluß getroffen. Aus Dankbarkeit gegen seine Gemahlin, die ihm Vieles zugebracht, setzt er sie zum Universalerben ein, mit Umgehung seiner Kinder. Ein Nachbar, der biedere Baronet Harrington, mit dem die Familie sehr vertraut ist, ahnt davon gleich nichts Gutes und seine Besorgniß bestätigt sich, denn der Vikar von Wrexhill, ein vollendeter Tartuffe, angelt sogleich nach der reichen Erbschaft, schleicht sich im Hause Mowbray ein, erschmeichelt die Gunst der schwachen Mutter und zugleich die der jüngsten Tochter Fanny, und nachdem er sie durch alle Künste der Heuchelei berückt, und sogar äußerlich durch puritanische Tracht und Sitten von den übrigen Verwandten abgesondert hat, heirathet er die Mutter und macht sich dadurch zum Herrn des Vermögens. Aber um es zu bleiben, muß ihm die schwache Frau durch ein Testament erst die Ansprüche daran sichern. Es fällt ihm nicht schwer, sie dahin zu bringen; allein es erhebt sich eine mächtige Opposition gegen ihn. Charles und seine ältere Schwester Helena, die Harringtons Sohn liebt, finden endlich Unterstützung von Seiten der enttäuschten jüngern Schwester Fanny, und des Vikars Tochter erster Ehe entdeckt sterbend ihrer Stiefmutter, daß ihr Vater ein Bösewicht sey, der es nur auf ihr Vermögen abgesehen habe. Dazu kommt, daß zugleich die Entdeckung gemacht wird, der Vikar habe eine Frau im Dorfe durch religiöse Schwärmerei bethört und zu Falle gebracht. Der gewaltsame Versuch eines Vetters des Vikars auf Helenen, deren Hand er ihm versprochen, veranlaßt diese endlich zur Flucht aus dem Hause der Mutter. Der alte Harrington nimmt sie auf und es gelingt Helenen, so streng auch ihre Mutter durch den Vikar bewacht wird, ihr doch ein Billet zuzustecken, wodurch sie über das belehrt wird, was sie für ihre Kinder zu thun hat. Der Kummer bringt sie bald ins Grab. Die Familie versammelt sich. Triumphirend pocht der Vikar auf das Testament, das ihn zum Erben einsetzt, allein zu seinem großen Staunen kommt ein späteres, in aller Form abgefaßtes Testament zum Vorschein, welches die Kinder Mowbray in alle ihre Rechte wieder einsetzt und den Vikar zum schimpflichen Abzug nöthigt.

Dieser Roman ließe sich sehr füglich als Lustspiel oder bürgerliches Schauspiel für die Bühne bearbeiten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 16.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 14. Februar 1838.

Romane und Novellen.

10) Lebensbilder aus beiden Hemisphären. Vierter bis sechster Theil. Pflanzerleben. Nathan, der Squatter-Regulator oder der erste Amerikaner in Texas. Vom Verfasser des Legitimen, der transatlantischen Reiseskizzen ꝛc. Zürich, Schultheß, 1836, 1837.

Noch ist der Verfasser dieser geistvollen Schilderungen nicht bekannt. Wir müssen ihm zum Ruhme nachsagen, daß die vorliegenden neuesten Werke seiner Feder noch anziehender sind, als die frühern (gewiß ein seltner Fall in der Romanvielschreiberei), und daß er sowohl Cooper als Washington Irving, wenn nicht an Wahrheit der Zeichnung, doch an Zartheit und Wärme des Colorits übertrifft. Wenn uns nicht alles teügt, werden diese transatlantischen Bilder nicht mit andern flüchtigen Tageserscheinungen vergessen werden, sondern einen ehrenvollen Rang unter den Werken behaupten, die uns bleiben.

In dem „Pflanzerleben“ werden wir nach Louisiana versezt, in die lustige Wirthschaft der französischen Creolen, die so grell mit den englischen Bewohnern der Nordstaaten contrastiren, und denen die schwarzen Sklaven noch eine besonders eigenthümliche Folie geben. Wir treten in die Häuser der Creolen, wir leben mit ihnen und werden auf eine Weise mit ihnen vertraut, die der Darstellungskraft des Verfassers alle Ehre macht. Er hat in der That eine seltene Gabe, uns die Illusion unmittelbarer Wirklichkeit zu gewähren, und der Natur die kleinen Züge abzulauschen, welche die Einbildungskraft zwingen, sich ganz in den geschilderten Gegenstand zu versenken. So anziehend wie die Fröhlichkeit und Ungenirtheit des häuslichen Lebens, werden uns größere Gastmähler, Bälle und Lustpartien dieser Creolen geschildert, wobei die altfranzösische Courtoise auf die liebenswürdigste Weise mit der schönen Natürlichkeit gemischt erscheint. Dabei schmeichelt der Verfasser durchaus nicht, sondern hebt den leichtsinnigen Zug im französischen Charakter treffend hervor. In diesen Bildern athmet alles Leben, Wahrheit, Natur. Bekanntlich gehn diese französischen Pflanzer ihrem allmähligen Untergang entgegen. Der Verfasser sagt darüber: „Sie sind nicht im Stande, die Concurrenz mit den freiern Bürgern (wohlgemerkt, ich verstehe Nordamerika) auszuhalten, sie werden im Gegentheil von diesen, die von Kindheit an daran gewöhnt sind, sich selbst zu beherrschen, ihre Kräfte in jeder Richtung hin zu gebrauchen, immer mehr isolirt, eingeschränkt und zulezt verschlungen. Ja in diesem wesentlichen Unterschiede unserer europäischen und ihrer amerikanischen Erziehungen liegt nicht bloß die Ursache des Zurückbleibens unserer französischen Colonien hinter den ihrigen, ihre allmählige Beschränkung, Einengung, sondern auch der Schlüssel zur Lösung des großen geschichtlichen Räthsels, wie es den Britten vor siebzig Jahren gelingen konnte, den zahlreichern und kriegsgeübtern Franzosen ihre zehnmal größeren Besitzungen in Amerika zu entreißen, und ihren Nachkommen, den Nordamerikanern, uns Franzosen zu zwingen, allmählich unseren Sitten, Gebräuchen, ja unserer Denkungsart zu entsagen, und dafür ihre eigene auf eine Art und Weise anzunehmen, die in nicht vielen Jahrzehnten die ausgeprägten Züge unserer Nationalität gänzlich verwischen wird.“

Die Negersklaven sind gleichfalls in so anmuthigen Tableaux geschildert, daß wir uns nicht entsinnen, diesen fatalen Gegenstand irgendwo besser behandelt gefunden zu haben. Der Verfasser hebt die Negernatur, das Racenmäßige in seiner Eigenthümlichkeit hervor, und hält sich mehr an die komische Seite ihrer Erscheinung, als an die tragische, was dadurch motivirt ist, daß er uns nicht zu brutalen, sondern zu gebildeten und gutmüthigen Plantagenbesitzern geführt hat. Da lernt man denn endlich einmal diese Neger mit Vergnügen belauschen und wird nicht von dem ewigen Peitschenknallen geschreckt und durch die Gräuelscenen erschüttert, in denen sich die

modernen Romantiker so sehr gefallen. Uebrigens theilt der Verfasser die Befürchtung, die Südprovinzen der Vereinigten Staaten würden einst dasselbe Schicksal haben, wie St. Domingo. Was er über die Negerfrage sagt, ist sehr vernünftig und auf geschichtliche Erfahrungen gestützt. England, das gegenwärtig den Nordamerikanern ihre Sklaven zum Vorwurf macht, hat vergessen, daß es selbst ihnen diese Sklaven zuerst aufgedrungen hat. „Sie hatten und durften keine Seeschiffe haben, bloß Küstenschiffe waren ihnen gestattet; — die See- und Kauffarteischifffahrt war den in den vereinigten drei Königreichen wohnenden Unterthanen Sr. brittischen Majestät vorbehalten, die allein das Monopol hatten und übten, solche Artikel, als die Regierung in die Colonien einzuführen erlaubte, ein- und auszuführen. — Ein Zweig dieser erlaubten Handelsartikel wurde bald, nachdem die Colonien einigen Wohlstand erreicht hatten, die Einfuhr afrikanischer Negersklaven. — Die erste Importation geschah durch ein holländisches Schiff, * und zwar mit Bewilligung der brittischen Regierung, die aber sogleich diesen Handel ganz an sich riß, und ihn hinführo bloß brittischen Schiffen, in brittischen Seehäfen ausgerüstet und Britten angehörig, erlaubte, mit einem Worte ihn zum Monopol erhob. Gegen dieses Handelsmonopol konnten und durften die Colonisten im Allgemeinen nichts einwenden; aber sehr viel wandten sie gegen den neuen Zweig, die Importation der Afrikaner ein. — Es entging ihnen nicht, daß die Importation der schwarzen Afrikaner, die gleich andern Handelsartikeln auf offenem Markte wie Thee, Zucker und Gewürze feilgeboten und losgeschlagen wurden, die Sklaverei in ihrem Lande einwurzeln, verewigen müsse; die Ankunft der ersten Sklavenschiffe verursachte daher auch allgemeinen Alarm. Die Colonien kamen alsogleich zum Entschlusse, gegen diesen Menschenhandel beim brittischen Parliamente zu remonstriren; sie thaten es, flehten die Krone dringend an, sie mit der Importation der Afrikaner und der damit unausweichlichen Sklaverei zu verschonen. Massachusets, Pennsylvanien, Maryland, Virginien thaten es, andere folgten ihrem Beispiele. — Um Ihnen von dem Ernste dieser Protestationen, und der verzweiflungsvollen Ausdauer der Bittsteller einen Begriff zu geben, mag es hinreichen, Georgien als Beispiel anzuführen. Die Colonie war die jüngste und letzte der unter Englands Herrschaft gegründeten großen Niederlassungen. Ihre Entstehung fällt in die letzten Jahrzehende der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, also eine Periode, wo die Barbarei des Mittelalters bereits vor der einbrechenden Aufklärung geschwunden, die Staatsmänner humanern Principien zu huldigen begannen. Der vortreffliche Oglethorpe war ihr Gründer und erster Gouverneur. Kaum war die Colonie gegründet, als auch bereits brittische Sklavenschiffe in den Seehäfen Georgiens anlangten, und mit Bewilligung der brittischen Regierung ihren Markt eröffneten. Vergebens protestirte der Gouverneur, das Conseil, — es war Kronrecht, die Einfuhrartikel zu bestimmen, das Interesse der brittischen Kauffarteischifffahrt, wähnte man, fordere die Begünstigung eines Handels, der so viele Schiffe beschäftigte, das Beste der Colonien war nur untergeordnete Sache. Die Colonisten, der Gouverneur, das Conseil wurden mit ihrem Gesuche abgewiesen. Das erste Fehlschlagen schreckte sie aber nicht von der Wiederholung ihrer Bitten ab — sie petitionirten dringender ein zweites, drittes, viertes Mal, zehn Male hintereinander, wie die Regierungsakten der Colonie ausweisen, die endliche Antwort auf ihre unermüdlichen Remonstrationen war, daß der Gouverneur abgesetzt, das Conseil mit einem Verweise entlassen ward, und die Sklaveneinfuhr stärker als je ihren Weg fortging. — Aber mußten die Colonisten diese Sklaven kaufen? fragt d'Ermonvalle. Man konnte sie nicht, wie die Theekisten zu Boston, in die See werfen, versetzt Richards. Und wenn Sie die menschliche Natur nur einigermaßen kennen, so werden Sie einsehen, daß es in jeder bürgerlichen Gesellschaft Gewinnsüchtige gibt, die wohl ihren Vortheil, nicht aber ihre Pflichten im Auge haben. Es fanden sich natürlich Menschen, die die Schwarzen kauften, andere, von humaneren Gefühlen beseelt, kauften sie, um sie dem herzzerreißenden Elende, dem sie auf den Sklavenschiffen und in den Marktställen ausgesetzt waren, zu entreißen. — Der üble Erfolg Georgiens schreckte jedoch die übrigen Colonien keineswegs von Erneuerung ihrer Vorstellungen ab, sie flehten, baten immer dringender, je weiter das Uebel um sich griff, in den nördlichen Colonien legten sie wirklich nach Kräften der Importation und dem Ankaufe Hindernisse, aber in den südlichen, wo die Constitutionen weniger freisinnig, den von der Krone eingesetzten Gouverneuren mehr Gewalt gaben, wurden diese Sklaven nicht viel weniger als geradezu den Colonisten aufgedrungen. Das Uebel wurde allgemein und so tief gefühlt, daß eben dieser Sklavenhandel eine der veranlassenden Ursachen mit ward, die endlich zur Revolution führten. So finden sie in dem Originalentwurfe der Unabhängigkeits-Erklärung, entworfen von Jefferson, Adams, Livingston, Sherman und Franklin, und aufgesetzt von Jefferson, einen Artikel, der unter den vielen Beschwerden, die die Colonisten zur Ergreifung der Waffen und Abschüttelung des englischen Joches bestimmte, auch die anführt: daß der König von England ein fremdes Volk seiner Heimath entrissen, über weite Seen geschleppt, es in die nordamerikanischen Colonien als Leibeigene verkauft, und so mit fremden Völkern, einer fremden

* Im Jahr 1620.

Race, einen blutigen Markt eröffnet, ja sich nicht entblödet habe, dieselben Leibeigenen, die unter seiner Sanktion als solche an die Colonisten verkauft, zur Empörung gegen ihre Herren und Besitzer aufzurufen." Als die Staaten sich befreiten, war es zu spät. Der Congreß hatte über die einzelnen Provinzen keine Macht; die Südprovinzen, welche die Mehrheit bildeten, waren an die Benutzung der Sklaven schon zu sehr gewöhnt, ja der größte Theil ihres Vermögens beruhte in den Sklaven.

Unter den vielen Episoden, die sich in dieser großen Natur- und Sittenschilderung finden, fällt besonders eine auf, die uns einen echtamerikanischen Proletarier malt, einen verdorbenen Schreiner, der den Demokraten spielt: „Genevre und Kautabak und Laster haben das Gesicht mit jenem Aschkolorit übertüncht, das in der Regel Abzeichen ausgebrannter Leidenschaften ist. Ausgebrannte Leidenschaften du lieber Himmel! Der junge Mensch zählt drei und zwanzig Jahre; und kam vor acht Tagen mit der Frage ans Land, ob ein Carpenter — Cabinetmaker vonnöthen sey; da es ja hieß, blieb er, und präsentirte sich mir, als ich aus den Feldern zurückkam, die eine Hand in der linken Hosentasche, mit der andern ein Stück Kautabak haltend, von dem er abbiß, und mich während dem gemächlich vom Kopfe zu den Füßen maß; — seinen verschossenen Biberhut mit fußhoher Krone auf dem Kopfe, einen schwarzen oxfordfarbigen Frack, in dem er die vier letzen Monate geschlafen haben muß, mit eben solchen Pantalons auf dem Leibe, alles schlotternd; — schmutzige Strümpfe und ausgetretene Schuhe an den Füßen, ein Päckchen mit Cigarren und Zeitungen unterm Arme, wahrscheinlich seine leibliche und geistliche Hauptnahrung — das Ganze ein Bild horribler Apathie. — Ich hielt ihn für eines jener Anhängsel an unsere Gerichtshöfe, die wir im Südosten Blutsauger taufen, fand mich aber im Irrthume, wie ich aus seiner Anrede entnahm, die dahin ging, mich zu belehren: Er sey ein Gentleman, der als Carpenter und Cabinetmaker in zeitweilige Verhältnisse mit mir treten wolle, gegen gesetzliches Aequivalent. Jezt wußte ich, wer vor mir stand, einer unserer sogenannten Workies, ein Zögling jener neuen demokratischen Schule, die, wenn uns ja etwas mit dem Fluche des Sklaventhumes auszusöhnen im Stande ist, es vollkommen zu bewirken geeignet wäre. — Hatte im Norden so Manches von dem Treiben dieser Menschen gesehen und gehört, dachte es der Mühe werth, die nähere Bekanntschaft eines Zweiges dieses weit verbreiteten Giftbaumes zu machen — da sie auf keinen Fall viel kosten kann. — Auf meine Frage, was er unter gesetzlichem Aequivalent verstehe, sprizte er einen Strahl kaffeebrauner Jauche aus dem zahnlosen Munde, und meinte — einen Dollar fünfzig Cents per Tag, mit genteeler Kost und Wohnung, wie es sich für einen Bürger und Gentleman gezieme. — Ich bedeutete Mister Wright, ihn zur Probe zu nehmen, und den Lohn nach seiner ersten Tagesleistung zu bestimmen. Nach vier und zwanzig Stunden kam er in die Gallerie, wo ich mich mit Mistreß Howard befand; den Biberhut, wie gewöhnlich, auf dem rechten Ohr, die linke Hand in der Hosentasche, und sich in eine Stellung versetzend, die unsere westlichen Creolen anzunehmen pflegen, wenn ihre Rinderheerden vor ihnen vorbeigetrieben werden. Ehe er begann, sprizte er abermals eine Jauche über die Matte, worüber Louisens holdes Gesicht sich ganz furchtbar verzog; dann meinte er, echt pennsylvanisch lakonisch: er zweifle, ob wir lange beisammen bleiben würden, er vermuthe, ich wisse nicht mit Gentlemen umzugehen, er sey Cabinetmaker und Carpenter, aber Bürger und Gentleman, der, indem er seine Arbeit vermiethe, auf genteele Behandlung nichts weniger als Verzicht leiste. Und es sey nicht genteel, ihm und einem Ausländer auf eine Art Katzentisch seine Speisen früh, Mittags und Abends in den Saal hinsetzen zu lassen. — Und wer ihn so sieht und sah, den Hut Tag und Nacht auf dem Kopfe, wie die alten Könige in der Bibel ihre Kronen, der muß und mußte nothwendig glauben, er sey einer der souverainen Volkscommissäre, auserkohren, um mein Eigenthum nach agrarischen Principien unter ein Dutzend Zimmerleute, Schuster und Schneider zu vertheilen. Ein schneidender Hohn umspielt seine Mundwinkel, voll brauner Jauche, der zu verstehen gibt: Warte nur, unsere Zeit wird auch noch kommen. Louise wurde recht ungeduldig und beinahe böse, daß ich dem Menschen nicht sogleich den Laufpaß gab. Aber Louise, so wie ihn, haben wir Tausende, Hunderttausende im Norden und dessen großen Seestädten. Newyork, Philadelphia, Baltimore sind mit ihnen angefüllt, von ihnen beherrscht, kann man beinahe sagen. Sie verfügen über die Wahlen, ihre Werkzeuge sitzen in den Assemblies, dem Congresse. Sie haben ihre Bureaus, ihre Präsidenten, Secretäre, Emissäre, ihre vollständige Organisation, ihre Zeitungen, die das liebe Volk bearbeiten, ihre Pläne verwirklichen sollen. Diese Pläne sind freilich monströs, aber sie sind nicht neu. Es ist das agrarische Gesetz der Plebejer des alten Roms, was sie wollen, nur nach modernem, echt demokratischem Zuschnitte umgemodelt. — Sie wollen nicht bloß da nehmen, wo zu Viel, und hinzufügen, wo zu Wenig ist; man müsse, ist ihre bestimmte Satzung, diesen beneidenswerthen Zustand des Juste-Milieu auch dauernd zu machen, alles Monopol der Einsichten und Kenntniß aufheben, verpönen. Universitäten, Akademien, seyen durch ihre Kostbarkeit bloß Reichen zugänglich, seyen die Pflanzbeete müßiger Speculationen, die Fundgruben aristokratischer exclusiver Meinungen, überwiegende Einsichten durchgängig mit dem demokratischen Princip unverträglich; Mediocrität ist ihr Wahlspruch,

nur durch sie erhalte sich dieses kostbare Princip in unbefleckter Reinheit. — Ja so sagen, predigen, lehren sie, und wollt ihrs nicht glauben, so leset eine ihrer fünfzig Zeitungen: Ei unsere Demokratie! Sie ist ein liebes Ding — auf dem Papiere, aber doch zweifle ich, ob ihr großer Apostel noch im Jahr 1828 derselbe Zelot ist, der er im Jahr 1801 gewesen. — Die Krebsschäden dieser Art Volksregierung treten furchtbar an die Tageshelle. Unsere bisherige Ordnung der Dinge, unser Festhalten am Gesetze, unsere ganze bürgerliche Gestaltung, gestehen wir es nur, hat ihre Betonung, ihre Richtung vom alten England empfangen. Unsere Achtung vor dem Gesetze, das Hauptbollwerk unserer gesellschaftlichen Ordnung, ist großentheils Nachklang von Englands starkem Zügel, mit dem es die Leidenschaften regiert, der tief eingeprägten Autorität, die es seinen großen nationellen Namen zu bewahren gewußt — und die, auf uns übergegangen, auch unserm Staatsschiffe jene günstige Richtung gaben, die noch lange nachhielt, nachdem es das Ruder aufgegeben; so wie das aufgetackelte Schiff seine Richtung noch lange behält, selbst wenn das Ruder verlassen ist. — Allein die Tackelung fängt an, gewaltig nachzulassen, das Tauwerk zu reißen, die Autorität von geschichtlich großen Männern ist geschwunden; unsere Schuhmacher, Schneider sprechen von den Washingtons, Franklins, wie von ihren Lehrburschen, jeder glaubt ein besseres Staatsgebäude aufführen zu können. — Das sind traurige Symptome übermüthig verdorbener Säfte!"

Unter den Episoden machen wir noch auf die Schilderung eines Orkans, auf herrliche Naturschilderungen vom Mississippi und auf die höchst originelle Haushaltung eines spanischen Grenzoffizianten aufmerksam. Dies führt uns nach Texas hinüber, wo wir den in seiner Art gewaltigen Squatter-Regulator finden, den der Verfasser mit kurzen Worten also charakterisirt: „Da stand er der Bauer, Lederwamms, Republikaner, Hinterwäldler, Holzhauer, der mir nichts dir nichts gegen die spanische Regierung das Schild erhebt, ihre Truppen schlägt, sich gegen ihren Gouverneur im Kriegszustande befindet, sich mit Hunderten seiner Landsleute in einem feindlich fremden Lande festsezt, und das Alles so ruhig, so gemächlich, so ganz sans façon, als wenn er einen Nachbar Hinterwäldler durchgebläut, den Rechtstitel dazu in seiner Faust und Tasche führte. Wir starrten ihm nach, ein solcher Charakter war uns noch nie vorgekommen. Dieser praktische Sinn, Lebensweisheit sollte ich sagen, und Ignoranz, dieses Zartgefühl, und wieder Fühllosigkeit, diese Simplicität und Verschlagenheit, Starrheit und Geschmeidigkeit, sie derangirten uns. Nie habe ich gefährlichere Pläne hinter naiverer einladenderer Treuherzigkeit maskirt gesehen." Doch ist der Verfasser bei der nähern Auseinandersetzung dieses Charakters in die Weitschweifigkeit des Hinterwälder-Dialogs gefallen, durch die uns Cooper den Genuß seiner Prairie so sehr vergällt oder wenigstens erschwert, und dieser Theil des Werks hat uns deßhalb nicht ganz so angenehm unterhalten, wie die beiden frühern.

10) Bibliothek klassischer Schriftsteller Nordamerikas. James Paulding's: des Holländers Heerd. Zwei Bändchen. Frankfurt a. M., 1836.

Mit dem Prädikat „klassisch" kommt man wohl ein wenig zu voreilig. Nordamerika hat erst einen Schriftsteller, der in gewisser Beziehung klassisch genannt zu werden verdient, Benjamin Franklin. Cooper, als ein Nachahmer Scotts, und als ein Schriftsteller von vollkommen unklassischer, echt barbarischer Weitschweifigkeit, und wieder seine Nachahmer sind wild in den Samen geschossene Romantiker. Von Klassicität ist da keine Rede. Der Autor, mit dem wir es hier zu thun haben, unterscheidet sich von Cooper und Washington Irving nur durch eine gewisse Annäherung an Bulwer und Marryat, d. h. durch ein Zurückgehn in die Manier der ältern englischen Romane von Fielding und Smollet. Er gibt seinen Kapiteln ironische Ueberschriften in jenem altenglischen Geschmack: „Zweites Kapitel, der Leser macht die Bekanntschaft eines blöden jungen Mannes. — Drittes Kapitel: Eine junge Dame, die hundert Jahre alt geworden wäre, wenn sie lange genug gelebt hätte. — Achtes Kapitel: Ein Held in schnupftabaksfarbenen Beinkleidern 2c." Den Mittelpunkt bildet eine holländische Familie am Hudson; Familienangelegenheiten, Besuche, Reisen 2c. machen uns mit vielen andern Personen bekannt, unter denen sich besonders ein altmodischer Zierling von alteuropäischem Zuschnitt auszeichnet. Auch Wilde fehlen nicht, und hin und wieder wird eine Naturscene geschildert, doch auch hier herrscht, wie in allen modernen Romanen, der Dialog vor, dieser leidige Dialog, der den seiner Natur nach beschreibenden Roman in eine Art von langweiligem Drama auflöst und die Hauptuntugend der Romanschreiber ist. Zwar enthält sich der Nordamerikaner jener unleidlichen sentimentalen Phrasen, die unter Deutschen, Franzosen und selbst Engländern üblich sind. Die Liebe wird mit einer äußerst glücklichen Nüchternheit behandelt, denn die Zurückhaltung erhöht alle Reize. In dieser Trockenheit des amerikanischen Tons liegt aber auch häufig etwas, das den Europäer unwillkürlich beleidigt, ein Mangel an Gemüth und das entgegengesezte Extrem von unsrer Weichherzigkeit und Thränenseligkeit.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 17.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 16. Februar 1838.

Romane und Novellen.

12) Jonathan Jefferson Whitlaw, oder Scenen am Mississippi. Roman von Frances Trollope. Aus dem Englischen von Richard. Drei Bände. Aachen und Leipzig, Mayer, 1836.

Die Liebe, mit der Mistreß Trollope bekanntlich uns Deutschen zugethan ist, verläugnet sich auch in diesem Werke nicht. Sie hat in demselben gewissermaßen ihre beiden frühern Werke über Nordamerika und über Deutschland zusammengeschmolzen, um den Contrast des von ihr so innig verehrten Deutschland mit dem von ihr so tief gehaßten Nordamerika so grell als möglich zu machen. Alle Gestalten ihres Romans gruppiren sich um zwei Brennpunkte. Den einen bildet der Anglo-Amerikaner Whitlaw, ein in allen Lastern und Bosheiten gesättigter Schurke, den andern die aus Deutschland eingewanderte Familie Steinmark, die eben so reich an allen Tugenden ist. Das Hauptinteresse des Romans dreht sich um das Schicksal der Neger. Durch alle Stadien verfolgt die menschenfreundliche Verfasserin das Unglück und die Schande der Farbigen, so wie sie auch die armen Indianer nicht ganz vergißt, und alle Schuld davon wälzt sie auf die Rohheit der weißen Einwandrer. Je abscheuerregender diese Bilder sind, um so heiterer malt sie das Stillleben der deutschen Familie aus, die endlich, weil sie durchaus die Sklaverei nicht anerkennen wollte, selber keine Sklaven brauchte und sich gelegentlich der hülflosen Neger annahm, auf des bösen Nachbar Whitlaw Antrieb feindlich überfallen, und durch das Niederbrennen ihres Eigenthums und durch den Mord eines geliebten Jünglings, der eben in die Familie aufgenommen werden sollte, zur Flucht nach Europa gezwungen wurde.

Man bemerkt unschwer, daß die Verfasserin ihre Farben etwas stark aufgetragen und den vielen Vorzügen der Nordamerikaner nicht genug Gerechtigkeit hat widerfahren lassen. Doch liegt ihrer Contrastirung etwas Wahres zum Grunde. Jener anglo-amerikanische Egoismus, der, völlig gemüthlos, nur sein Recht kennt und seinen Vortheil, aber keine Pflicht und keine Fähigkeit, dem Nebenmenschen nur das kleinste Opfer zu bringen, ist eine historische Thatsache, hundertmal beobachtet und bekannt. Er steht im grellsten Widerspruch mit dem weichen Mitleid und mit der liebenden Hingebung des deutschen Charakters. Die Grundzüge sind wahr. Aber man muß sich doch hüten, zu generalisiren. Ein Charakterzug macht noch nicht den ganzen Charakter aus. Man darf nicht vergessen, daß die Amerikaner und Engländer durch ihre Härte viel durchgesetzt haben, was einem männlichen Volke geziemt, vieles, was wir durch unsre Weichheit verscherzt haben. So wahr die Grundidee in dem Roman unsrer liebenswürdigen Freundin ist (der wir für ihre Neigung zum wärmsten Danke verpflichtet sind), so ließe sich doch in einem eben so wahren Roman die Kehrseite darstellen, sofern man anglo-brittische Energie mit den Schwächen deutscher Philisterei contrastiren würde.

13) Hope Leslie oder sonstige Zeiten in Massachusetts von Miß Sedgwick. Zwei Bände. Leipzig, Köhler, 1836.

Eine Puritanerfamilie wandert nach Massachusetts aus. Der Sohn des Hauses Ewerell findet daselbst eine gefangene, schon an die Engländer gewöhnte schöne Indianerin, Majawiska, in die er sich sterblich verliebt. Aber plötzlich erscheinen ihr Vater und ihr Bruder mit vielen Indianern, morden fast das ganze Haus aus, und schleppen ihn und ein junges englisches Mädchen mit fort. Schon soll Ewerell geschlachtet und gefressen werden, schon ist er angebunden, sind die Messer gewezt, erhebt Majawiskas Bruder die Keule, ihm den Kopf einzuschlagen, da wirft sich seine Schwester dazwischen, der Schlag trifft sie und schlägt ihr den Arm ab. (Zarte Phantasien für eine Miß). Ewerell wird gerettet und kehrt zu den Seinen zurück. Das junge englische Mädchen

aber bleibt bei den Indianern und heirathet einen derselben. Ihre Schwester Hope Leslie wird nun die Nebenbuhlerin der schönen Indianerin; Everell aber bleibt aus Dankbarkeit der leztern treu, bis sie ihm freiwillig ihre Liebe opfert und seine und Hopes Hände großmüthig in einander legt.

14) Die Häuptlingstochter. Historischer Roman aus der Zeit der ersten englischen Ansiedlungen in Virginien, von Julius Krebs. Zwei Bändchen. Zeitz, Schieferdecker, 1837.

Ganz ähnliche Scenen zwischen Ansiedlern und Wilden, alles Copien nach Cooper. Auch hier ist die Hauptperson ein rothes wildes Mädchen, das der Dichter wie gewöhnlich idealisirt hat.

15) Die Familie Linwood, oder es sind nun sechzig Jahre in Amerika. Von Miß Sedgwick. Aus dem Englischen von Rellstab. Zwei Theile. Leipzig, Köhler, 1836.

Dieser Roman ist besser als der oben genannte derselben Miß. Er hat die Absicht, ihre egoistischen Landsleute (sie selbst ist eine Amerikanerin) vor den überhandnehmenden Speculationsheirathen zu warnen, und ihnen den Werth einer auf Neigung gegründeten Ehe ans Herz zu legen. Sie sagt, was in vieler Beziehung auf die alte Welt so gut paßt, wie auf die neue: „Da die Sache der Menschlichkeit und der Fortschritt der Bildung hauptsächlich von der Reinheit der Ehe abhängt, so werde ich nicht vergebens geschrieben haben, wenn ich nur Ein Gemüth dahin geleitet habe, die Pflichten und die Folgen derselben, so wie ihre Wirkungen, die sie nicht allein auf unser Lebensglück, sondern auch auf den Theil unsrer Natur hat, der unsterblich ist, höher anzuschlagen und richtig zu würdigen, — wenn ich nur Eine meiner jungen Landsmänninnen dazu vermocht habe, sich selbst so wohl, als jenes gesellige Band in dem Grade hoch zu achten, um nicht ihre Hand ohne ihr Herz, oder ihr Herz nicht eher zu verschenken, als bis sie vom Werthe desjenigen, der es verlangt, überzeugt ist. Und ganz besonders habe ich nicht vergebens geschrieben, wenn ich nur ein einziges junges Geschöpf von dem Austausch ihrer Schönheit und Jugend gegen äußerliche Vortheile des Lebens befreit habe, eine Gattung von Verbindungen, die sich nur zu sehr unter uns vermehren, und sich von der schlechten Erziehung und den falschen Lebensansichten, ganz besonders aber von der zunehmenden Nachahmung des künstlichen und lasterhaften Gesellschafts-Zustands in Europa herschreiben. — Nur dadurch, daß man mit richtigen Gefühlen und aus richtigen Antrieben diese heiligen Bande knüpft, können die frechen Grundsätze umgestoßen, und die neuen Lehren der Vertheidiger der Ehescheidungen widerlegt werden, welche sich jezt geltend machen wollen. Wir rathen daher unsern jungen Freundinnen ganz entschieden, den romantischen Theil ihres Wesens so weit herauszubilden (wenn die Würdigung der Seele und ihrer edelsten Gefühle über alle irdische Rücksichten hinaus etwas Romantisches genannt werden darf), daß sie alte, ledige Roué's, Wittwer mit großem Vermögen und eitle, dumme, junge Erben fliehen, und unsrer Heldin nachahmen, die der ehrenwerthen Quelle von Tugend und Talent vereint mit Fleiß und Mäßigkeit in einem Lande vertraute, welches solchen Eigenschaften lächelt, und es mit so viel irdischem Wohlergehn belohnt, wie zum Glücke nöthig ist, ohne der Tugend zu schaden."

16) Erinnerungen aus dem Leben einer Creolin. Von der Gräfin Merlin. Aus dem Französischen von L. Kruse. Vier Theile. Leipzig, Kollmann, 1837.

Die Gräfin wurde, reicher Eltern Kind, in der Havannah geboren, bei einer Urgroßmutter erzogen, und dann in ein Kloster geschickt, wo es ihr nicht gefiel und von wo sie entwischte, was sie alles sehr umständlich erzählt. Mit ihren Eltern reiste sie später nach Madrid, wo ihr Vater starb. Ihre Mutter machte jedoch immer noch ein großes Haus und das Fräulein fand Bewerber. Eine schon verabredete Heirath wurde wieder rückgängig. Da brach die Revolution von 1808 aus. Die Familie der Verfasserin schloß sich an Napoleon und König Joseph an, mußte deßhalb von Madrid flüchten, kehrte aber mit Joseph wieder dahin zurück. Mitten in jenen Kriegsereignissen reichte die Verfasserin dem französischen General Merlin die Hand und ging mit ihm nach Frankreich. Im Ganzen ist das Leben dieser Dame ziemlich gewöhnlich, und wenn sie nicht zuweilen aus dem Salon und aus den Hofgesellschaften herausgerissen und auf ihren verschiedenen Fluchtreisen einige Gefahren durch Guerillas ausgesezt würde, so wäre das Buch sogar langweilig zu nennen. Den vierten Band bildet die tragische Geschichte einer Freundin der Verfasserin, die als Nonne mit ihrem Geliebten entfloh, ihn aber durch einen Schiffbruch wieder verlor.

17) Der alte Kommodore. Roman von E. Howard. Aus dem Englischen von Richard. Drei Bände. Aachen und Leipzig, Mayer, 1838.

Charakter- und Lebensschilderung eines englischen Seemanns in der Manier Coopers, voller Seestücke, und darein eine romantische Familiengeschichte verwebt. Der

alte Kommodore findet seine verlorne Tochter und ihren fälschlich des Mordes angeklagten Geliebten wieder und rettet sie, so daß der Roman mit Hochzeit und frohen Aussichten schließt. Der Styl ist fließend, zuweilen launig, aber von jener sehr breit überfließenden und etwas pretiösen Launenhaftigkeit, die auch bei Marryat und überhaupt bei Engländern bemerkt wird.

18) Lord Roldan. Roman von Allan Cunningham. Aus dem Englischen übersezt von Lindau. Vier Theile. Leipzig, Kollmann, 1837.

Einer von jenen Romanen, die man mit der Elle messen muß. Man sollte doch die Poesie nicht so gar in die Länge ziehn. Die vorliegende Geschichte handelt wieder, wie unzählige englische Romane, die vor ihr erschienen sind, von einem Bastard, der von seinem vornehmen Vater nicht legitimirt, auf Abenteuer geht und durch sein eignes Genie zu großen Auszeichnungen gelangt. Das Leben solcher Bastarde oder jüngern Söhne ist ein unerschöpfliches Thema für englische Romanschreiber und hat seinen Grund in den aristokratischen Einrichtungen Englands. Hier lernen wir den jungen Lord Roldan, von seiner Mutter schlechtweg Morrison genannt, als einen sehr ehrenwerthen (in Romanen schon hundertmal dagewesenen) Jüngling, zarten Liebhaber und glücklichen Soldaten kennen. Der Verfasser läßt ihn der weiland französischen Republik dienen. Er folgt Bonaparten nach Italien, nach Egypten, hat lange Unterhaltungen mit ihm, Murat, Lannes, Desair ꝛc., stößt in jenen Gegenden auf die sogenannte Lilie der Wüste, eine halbverrückte Prophetin, die unendlich langweilig ist und in einem fort sagt: Gott ist groß! und endet nach so viel anspruchsvollen Abenteuern mit einer simpeln Hochzeit.

19) Die heimliche Ehe. Roman von Charles White. Aus dem Englischen von Richard. Drei Bände. Aachen und Leipzig, Mayer, 1837.

Wieder die Geschichte eines verlornen Sohnes. Derselbe, Peregrine genannt, wird von einem Lootsen aufgezogen, und kommt nach dessen Tode in die schlechteste Gesellschaft. Der Autor bestrebt sich, die Entsittlichung des englischen Pöbels, und namentlich die Umgebung der Gesetze von Seiten der Gemeindebeamten ꝛc. in den grellsten Zügen auszumalen. Unter andern beschreibt er, wie liederliches Gesindel auf falsche Paternitätsklagen speculirt. Auch eine Mordgeschichte wird mit zu widerlicher Wahrheit erzählt, und der Tod des Mörders, der in einen den Dieben gelegten Selbstschuß fällt, und noch lebend bereits von Raben angehackt wird. Peregrine wird endlich durch einen unbekannten Pfleger auf eine Schule gebracht, aber die Schilderung des auf dieser Schule herkömmlichen Unfugs ist fast noch empörender, als alles Frühere. Lehrer und Aufseher werden als die abgefeimtesten Schurken dargestellt, die nur auf den Beutel der Eltern speculiren, den reichen Schülern jede Immoralität gestatten, die armen mißhandeln ꝛc. Der verlorne Sohn wird hier aufs äusserste geplagt und zulezt sogar fälschlich eines Diebstahls beschuldigt. Er flieht, geht unter die Zigeuner, wird bei einer Verfolgung derselben gefangen, aber glücklich wieder befreit und gibt sich endlich her, statt eines todten Affen, in dessen Fell eingenäht, in einer Menagerie zu figuriren. In dieser Lage hat er das Unglück, sich in eine wunderschöne Lady zu verlieben, welche die Menagerie besuchte. „Musik verkündete endlich die Ankunft der königlichen Familie, welche die Gärten besuchte, unsere Käfige in Augenschein nahm und dann zum Palast zurückkehrte. Bald folgten ihr manche andere Gesellschaften jeden Alters und jeden Geschlechts, einige von Diamanten und prächtigen Gewändern erglänzend, andere unendlich strahlender in ihrer reinen, unvergleichlichen Schönheit, welche den Urtypus unserer Inseltöchter bildet. Alle standen still, um mich anzuschauen. Einige schauderten entsezt und angeekelt vor mir zurück; Andere bemitleideten das arme Vieh, möchten wissen, ob Affen auch Seelen besäßen und erklärten, daß meine Augen jedenfalls menschlichen Ausdruck zeigten. O! hätten sie in meinem gequälten Herzen lesen, oder die Röthe geängsteter Schaam auf meinem Antlitze gewahren können, wie würden sie mein gräßliches Loos bejammert haben! — Den Kopf auf meine Hand gestüzt, saß ich in einer Stellung trübseligen Nachsinnens, die für meine angenommene Wesengattung, viel zu menschlich war, als sich zwei Personen naheten und in meinen Käfig schauten. Der eine war ein Mann in der vollen Blüthe seines Lebens, adelhaften Anstandes und geistreichen Aussehens; sein Kleid war mit dem Sterne geziert, seine Knie umschlang die Insignie des erhabensten aller europäischen Orden, und seine männliche Gestalt gewann durch diese Zierden eine noch vortheilhaftere Schaustellung ihrer schönen Verhältnisse; ihn begleitete eine Dame, in der vollen Blüthe jugendlicher Reize. Diamanten schimmerten auf ihrem Haupte, aus ihren Gesichtszügen strahlte geistiger Reichthum und aus ihren Augen leuchtete Zärtlichkeit und liebender Muthwille, so oft sie ihre Augen von mir zu dem schönen Gesichte ihres Begleiters erhob; wahrscheinlich waren sie ein neuerlich vermähltes Paar.“ Gewiß eine originelle, aber keineswegs poetische Situation. Der Autor hat seinen Helden in der That zu tief erniedrigt. Der leztere hat inzwischen als Affe Gelegenheit, eine erhabene Handlung zu begehn. Ein Panther reißt sich los, will die schöne Dame, in die sich unser Held auf den ersten Anblick verliebt hat, packen, wird aber von Peregrine, der rasch aus seinem Käfig,

stürzt und einen Stock ergreift, zu Boden geschlagen. Bald darauf verliebt sich die Vorsteherin der Menagerie in den jungen Peregrine, er spielt die Rolle des Joseph und entflieht. Eine Zeitlang wird er nun Schauspieler- aber das Theater brennt ab; er kommt in andere liederliche Gesellschaft, fällt Webern in die Hände, entgeht ihnen aber wieder und findet endlich in einem Bischof einen gütigen Beschützer, der ihn bei einem Kaufmann unterbringt. Er wagt es endlich, an die schöne Delphine Torpwille zu schreiben, sich als ihren Lebensretter zu erkennen zu geben und sich zugleich auf ihren Bruder, mit dem er auf der Schule war, zu berufen. Sie läßt ihn zu sich kommen und ist sehr gütig gegen ihn. Unterdeß spürt er auch dem Geheimniß seiner Geburt nach, wobei sich ihm aber noch mehrmals sehr plebejische Abenteuer in den Weg werfen, bis er endlich erfährt, daß die Mutter der schönen Delphine in erster Ehe mit einem geflüchteten Irländer verheirathet gewesen, daß sie aber diese Ehe verheimlicht habe, um den reichen Lord Torpwille zu heirathen. Die Frucht jener ersten Ehe war Peregrine, der von der grausamen Mutter verläugnet wurde. Am Schluß wird er in alle seine Rechte eingesezt und heirathet die Tochter des Kaufmanns, bei dem er in der Lehre gewesen.

20) Die Heideschenke. Irisches Volksgemälde von L. Storch. Drei Theile. Bunzlau, Appun, 1837.

Der junge O'Donnel, dessen Familie aus Irland vertrieben wurde, kehrt dahin zurück, theils um im Interesse der französischen Republik einen Aufstand daselbst gegen England zu organisiren, theils um seine Geliebte Elisabeth zu besuchen, die Tochter des Lord Kenmore, der die ehemaligen Besitzungen der O'Donnels inne hat. Die Ankunft des Verbannten in der Heimath ist sehr rührend geschildert. Schade nur, daß der Verfasser, wie in der Regel die Romanfabrikanten, in der Eile die Farbentöpfe verfehlt und folgendermaßen beschreibt: „Das schöne Landschaftsstück, dessen Fassung die herbstlich bunten Blätter um die Hütten ꝛc. Die Felder standen meist in gelber Reife, denn die Ernte war vor der Thür.“ Der erste Theil dieser Beschreibung deutet auf den Oktober, der zweite auf den Juni. Doch wie gesagt, darauf kommt es unsern romantischen Geschwindschreibern nicht an. O'Donnel wird von den armen Irländern mit Begeisterung empfangen, allein er thut verzweifelt wenig für sie. Er reizt sie auf, tritt aber ihren politischen Unternehmungen jeden Augenblick wieder hemmend in den Weg, aus rein persönlichen Gründen, und opfert sie mehr als einmal der Romangroßmuth, mit der er den ihm feindlichen Vater seiner Geliebten behandelt. Er wird endlich gefangen, aber durch seine verkleidete Geliebte und durch ein anderes irisches Mädchen, Sally, die Tochter des alten einäugigen Helden O'Neill gerettet. Die Franzosen landen, der Kampf wird ernsthaft. Der alte Kenmore hat eine zweideutige Rolle gespielt, um auf jeden Fall seine Besitzungen zu behaupten, möchte England oder Frankreich siegen. Sein Verständniß mit den Franzosen wird entdeckt und der Verräther verlangt als Preis seines Schweigens Elisabeths Hand. Bevor er sie aber erhalten kann, nehmen ihn die Iren gefangen und henken ihn. Kenmore selbst fällt unter das Volksgericht, und vor seinem Ende entdeckt es sich, daß Elisabeth nicht seine, sondern O'Neills Tochter ist, die mit Sally verwechselt worden. Sally opfert sich für O'Donnel, so wie auch O'Neill im Kampfe gefallen ist. O'Donnel und Elisabeth entkommen nach Frankreich.

21) Die Waisen von Unwalden oder die Seelenverpflanzung. Roman aus dem Englischen des W. Godwin. Zwei Theile. Altenburg, Expedition des Eremiten, 1836.

In den Alpen der Schweiz stirbt eine Mutter und hinterläßt ihre Tochter und einen stummen Sohn der Pflege eines Oheims. Das Mädchen wird durch einen gewissen de Mara verlockt und schändlich betrogen, und ihr früherer Geliebter, ein Schweizer, von de Mara gemeuchelmordet. Da — o Wunder! fährt die Seele des stummen Bruders in den Leib der sterbenden Schwester, und aus ihrem Leibe heraus entdeckt er die Verbrechen de Maras und spricht sterbend den Fluch über ihn aus. Diese schnell improvisirte Seelenverpflanzung ist ohne alle psychologische Tiefe behandelt, weder gehörig motivirt, noch geistreich durchgeführt, und die Geschichte wird dadurch nicht über die Sphäre eines gemeinen Romans erhoben.

22) Godwin-Castle. Aus den Papieren der Herzogin von Nottingham. Drei Theile. Breslau, Jos. Max und Comp., 1836.

Etwas vornehm und etwas leer, wie es die Vornehmigkeit zu seyn pflegt. Wir werden in einen hochadligen Familienkreis Altenglands versezt, wo um eine hohe Matrone anständige Männer und zarte jüngere Damen sich reihen und eine respektvolle Dienerschaft. Wo etwa ein Sturm droht, bewältigt ihn das Oel jener glatten reichen Vornehmigkeit, die durchaus das Vorherrschende bleibt über die Charaktere wie über die Situationen. Ein Gefühl stolzer aristokratischer Sicherheit waltet durch den ganzen Roman, aber es liegt darin etwas, was den bürgerlichen Leser des Continents genirt. Wir wollen es nicht verhehlen, unserm bürgerlichen Geist behagt diese Vornehmigkeit nicht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 18.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 19. Februar 1838.

Deutsche Geschichte.

36) Geschichte Kaiser Sigmunds, von Dr. Joseph Aschbach. Eester Band. Hambueg, Fr. Peethes, 1838.

So eben erscheint der eeste Band eines Weeks, das uns übee die disher verhältnißmäßig zu wenig beachtete Geschichte des luxemburgischen Hauses neue Aufklärungen verspricht, von einem Mann verfaßt, der sich durch seine geündlichen Untersuchungen der ältern spanischen (westgothischen und arabischen) Geschichte schon einen rühmlichen Namen gemacht hat. Wir sagen, das luxemburgische Kaiserhaus sey verhältnißmäßig weniger von der Geschichtschreibung berücksichtigt worden, als andere Kaiser- und Fürstenhäuser. Der Grund davon liegt nahe. Das gedachte Kaiseehaus endete sehr früh, und hinterließ keine Nachfolger, denen man die Geschichte der Ahnen hätte dedizieen können, wie den Häusern Hadsburg, Welf, Wettin, Witteisdach und Hobenzollern. Man hatte kein Interesse, sich um dieses ausgestoebene Haus zu bekümmern, und es bedurfte erst eines in dieser Beziehung mehe unparteiischen und uneigennützigen Zeitaltees, um das Versäumte nachzuholen. Die Geschichte des ersten Luxembuegers, Heinrichs VII., ist bekanntlich von Barthold meisterhaft behandelt. Wüedig tritt ihm hier die Geschichte des lezten Lueembuegee Sigmund zur Seite. Nur die mittleren Kaiser, Kael IV. und Wenzel, so wie die Geschichte des inteerssanten Königs Johann dürften noch einer neuen Durchsicht unterworfen werden, da Pelzel doch noch nicht alle Momente deeselben umfaßt hat.

Kaiser Sigmund regierte zur Zeit des Constanzer Concils und des Hussitenkriegs. Was braucht man mehr zu sagen, um die welthistoeische Wichtigkeit seiner Regierung zu bezeichnen. Dee vorliegende Band (das Ganze ist auf drei Bände berechnet) enthält nur die Begebenheiten vor dem Concil, daher der bedeutendere Theil der Arbeit noch zu erwarten ist. Inzwischen gibt die Darstellung dieser minder wichtigen Ereignisse hinlänglich Zeugniß von der Schärfe, mit welcher das Auge des Veefassers die Quellen durchblickt hat. Es ist ihm namentlich gelungen, den veeworrenen und wideigen Familienstreit im luxemburgischen Hause mit einer solchen Klarheit zu entwireen und die Motive der immerwäheend treulos wechselnden Handlungsweise der verschiedenen Parteien so ins Licht zu setzen, daß dadurch wirklich, wenn man so sagen darf, ein Nebelfleck am historischen Horizont aufgelöst ist. Die Söhne und Enkel Karls IV. standen sich aufs feindseligste gegenüber und thaten sich wechselseitig jede Unbill an dis zum Veegisten. Der elende Kaiser Wenzel verstand nicht, das Haupt der Familie zu seyn und deren Macht und Ansehen zu erhalten. Deßhalb suchte sein Bruder Sigmund diese Rolle zu übernehmen; abee er vermochte es nur durch Verrath an seinem Bruder und zum Theil im Bunde mit den alten Feinden des Hauses, insbesondeee mit Oesterreich. Da das luxemburgische Haus noch eine Menge Prinzen zählte, wüede Oesterreich nie auf das reiche Eebe dieses Hauses sich haben Rechnung machen können, wenn dasselbe nicht duech den Zwist jener Prinzen und insbesondere durch Sigmunds Intriguen nach und nach ausgerottet worden wäre, so daß zulezt nur dee kindeelose Sigmund allein übeig blied, dessen Eidam und Nachfolgee Albrecht von Oesterreich ihn beeebte.

Sigmund stüzte sich im Kampf gegen seinen Brudee Wenzel und bei allen seinen Plänen, in Deutschland die Oberherrschaft zu eelangen, auf Ungaen. Er war nämlich in sehr jungen Jahren mit der ungeischen Prinzessin Maria veemählt und König von Ungarn geworden. In dieser Stellung eescheint Sigmund wieder in ganz neuen Beziehungen, theils zu Italien, theils zu den Türken, theils zu Polen. Kael von Neapel war sein Gegenkönig in Ungarn. Der schaudervolle Tod dieses Königs, und seine Rache, die Gefangennehmung dee jungen Prinzessin Maria und die Hinrichtung ihrer Mutter,

endlich ihre Befreiung und Vermählung mit Sigmund scheinen mehr einem Roman als der Geschichte anzugehören und sind eine der anziehendsten Episoden dieses Werks. Den Parteienkampf in Ungarn unterbrach plötzlich der Einbruch der Türken unter Bajazeth. Alle Christen vereinigten sich schnell gegen diesen gemeinsamen Feind, der damals zum ersten Mal Ungarns Grenzen bedrohte. Aber in der großen Schlacht bei Nicopolis unterlagen sie. Zum Glück wurde bald darauf Bajazeth durch einen noch viel grimmigeren Feind, den großen Tamerlan, überwunden, und Ungarn blieb eine Zeitlang von dieser Seite gesichert; das Bedürfniß der Einigkeit hatte die Parteien zum Frieden geneigter gemacht, und Sigmund wurde um so unbestrittener endlich Herr, als er sich klüglich mit Polen alliirte. Nachdem er auf diese Weise in Ungarn festen Fuß gefaßt, sich mit Oestreich verbündet, und seinen Bruder Wenzel durch mehrmalige Gefangenschaft gedemüthigt, konnte er, da auch der deutsche Gegenkönig, Ruprecht von der Pfalz, gestorben war, die deutsche Kaiserkrone mit Sicherheit ansprechen. Er erhielt sie, und unmittelbar auf seine Krönung in Aachen folgte die Eröffnung des Concils zu Constanz.

So weit geht dieser erste Band. Mit großer Begierde sehen wir den folgenden entgegen, besonders der Darstellung des Hussitenkriegs, der noch so viel dunkle Partien enthält.

37) Geschichte des Hauses Habsburg. Von dem Fürsten E. M. Lichnowsky. Zweiter Theil. Vom Tode König Rudolfs I. bis zur Ermordung König Albrechts. Mit drei Kupfertafeln. Wien, Schaumburg und Comp., 1837.

Schon bei der Beurtheilung der Geschichte Rudolfs bemerkten wir, daß dieses Werk des Fürsten Lichnowsky auf eine neue Weise durch die umfassendste Berücksichtigung aller Quellen ausgezeichnet ist, und den einzigen Fehler hat, in der Beurtheilung der politischen Charaktere und Unternehmungen nicht streng genug zu seyn. Eben so gründlich und urkundlich belegt wie der erste Theil, ist auch der zweite, und zugleich erscheint hier die Beurtheilung strenger. In Bezug auf Rudolf von Habsburg war der gelehrte Fürst viel zu sehr Schmeichler, in Bezug auf Albrecht ist er es nicht mehr, und nur in wenigen Punkten vermissen wir an ihm die Freimüthigkeit, mit welcher der um Oesterreichs Geschichte hochverdiente Kurz sein Leben Albrechts geschrieben hat.

Es war eine böse Zeit, voll Barbarei und Arglist, eine Zeit der Epigonen und der Kleinen, die sich an die Stellen der Großen gedrängt. Ueberall gebrach es an Edelmuth, und selbst dem Laster fehlte der großartige Charakter. Weil sie den Herrn erschlagen hatten, gab es nur noch Bedienten im Reich, die um die Kleider des Herrn zankten, und Fremde, die sich habgierig einmischten. Dies war die allgemeine Physiognomie des Reichs seit dem Untergang des großen hohenstauffischen Geschlechts. Treulose Reichsvasallen, mit den äußern Feinden (Papst und Frankreich) gegen das deutsche Reich verschworen, hatten es zerrissen und zertheilt und jeder auf einem Fetzen des ehemals so herrlichen ungetheilten Rocks eine kümmerliche Unabhängigkeit errungen. Nun haderten sie und zankten um das Mehr und Weniger, um ein paar Dörfer. Aller große Sinn war von ihnen gewichen. Selbst die nach dem Interregnum wiederhergestellte Kaiserwürde war nur ein Machwerk der päpstlich-französischen Politik, wurde nur den geschmeidigen Werkzeugen dieser Politik ertheilt und diente nur der kleinen Familienhabgier zum Deckmantel. Weder der Habsburger, noch der Nassauer wollten Kaiser der Deutschen seyn, und als solche des Reichs Ehre wahren gegen den Papst und Frankreich und gegen Dänemark; jeder wollte nur im Bunde mit den Ausländern auf Kosten des Reichs sein Familiengut vergrößern. Erst der Luxemburger Heinrich und der Bayer Ludwig hegten wieder eine große kaiserliche Gesinnung, aber eben deshalb erlagen sie wie die Hohenstauffen der immer wiederholten Verschwörung des Papsts und Frankreichs mit der reichsverrätherischen Aristokratie in Deutschland selbst. Wer diesem Bunde trotzte, mußte unterliegen; nur wer ihn klug zu benutzen und gelegentlich zu trennen verstand, konnte auf Erfolg rechnen. Albrecht nun, dessen Leben Fürst Lichnowsky hier entwickelt, gehörte zu denen, die den leztern Weg einschlugen, denselben, den nach den vergeblichen Bemühungen Heinrichs und Ludwigs auch wieder, und mit noch glänzenderem Erfolg Karl IV. betrat. Die Schlauigkeit, mit welcher Albrecht sich bald des Papstes, bald Frankreichs, bald der deutschen Fürsten bediente, um einen Gegner durch den andern zu neutralisiren und bald seine äußern Verbindungen benuzte, um seine eignen, fast immer empörten Unterthanen zu bezwingen, bald die bezwungenen oder versöhnten Unterthanen wieder zu Siegen über äußere Feinde benuzte, erscheint bewundernswürdig, obgleich fast niemals edel. Häufig beging Albrecht Grausamkeiten, nicht selten heimliche Morde. Aber auch ihm wurde mit Meuchelmord nachgestellt. Welche Humanität will man von einem überall gefürchteten und gehaßten Emporkömmling erwarten, der im eignen Lande noch rings von Feinden und falschen Freunden umlauert ist, den sie vergiften, der sich bei den Beinen aufhängen lassen muß, um das Gift wieder auslaufen zu lassen, der dabei ein Auge verliert und das von beständiger Sorge und Leidenschaft gefurchte Antlitz zu noch abschreckenderer Häßlichkeit entstellt sieht, und den der früher mißlungene Meuchelmord zulezt doch noch ereilt und auf jämmerliche Weise hinrafft? Man

muß weniger über ihn selbst zürnen, als über die Zeit, die solche Charaktere erzog.

Leider muß man von sehr vielen Perioden der deutschen Geschichte sagen: das große Volk der Deutschen, 30—40 Millionen Bewohner des herrlichsten Landes, waren übel berathen, denn die Männer und Corporationen, die an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten standen, hatten das Wohl des Ganzen aus den Augen verloren, oder nicht einmal einen Begriff davon, und die unermeßlichsten Mittel zum Glück aller, wurden vergeudet oder mißbraucht zum Unglück aller. Unsere Vorfahren haben dafür gesorgt, daß uns viel wieder gut zu machen übrig geblieben ist.

Um von des Verfassers Schreibart eine Probe zu geben, wählen wir eine Scene aus den Krönungsfeierlichkeiten, bei denen Albrechts ganzer Uebermuth durch die Maske der frühern Bescheidenheit brach: „Bei der Tafel vollzogen alle Kurfürsten ihre Erzämter in Person. König Wenzel aber hatte vier seiner ersten Herren zum König gesandt mit dem Ersuchen, ihn für dieses Mal seiner Verpflichtung zu überheben. Als sie unverrichteter Sache zurück kamen, schickte er sie nochmals ab mit der Bitte, er möge gestatten, daß sein Sohn an seiner Statt das Amt verrichte, er selbst sey über Nacht krank geworden. Der König, des Tages zu Prag gedenkend, wo ihn König Wenzel lange auf den Knieen hatte liegen lassen, erwiderte, daß er einwillige, sobald er seinem Sohn das Land übergäbe, von dem das Amt sich herschreibt. Da König Wenzel dies nie zu thun vermeinte, so erschien er doch endlich selbst, die Krone auf dem Haupte, gefolgt von seinem obersten Kämmerer mit Becher und Kanne von Gold. Er ritt in den Saal, vor welchem seine Begleiter, mehr als tausend, auf großen, starken Stuten hielten; vor dem König angelangt, stieg er ab, erhielt den Wein aus einem goldenen Faß in den Becher und bot ihn knieend seinem Oberherrn dar. Nachdem dieser und die Königin getrunken, ließ ihn Albrecht neben sich setzen und die Zeichen seines Amtes abgeben. Einige Tage darauf stellte er ihm jedoch eine Urkunde aus, worin er erklärte, daß die böhmischen Könige auch vor dem Kaiser die Krone tragen dürfen, aber nicht schuldig seyen, das Erzschänkenamt gekrönt zu verrichten. — Als der König und die Königin in ihrer Herrlichkeit vor allem, was in Deutschland mächtig und hochgeboren war, tafelten, nahte sich ihnen in Demuth eine Frau in Trauergewänder gehüllt. Es war die Wittwe König Adolfs. Mit Thränen kniete sie vor der Königin Elisabeth, sie bittend, den Gemahl anzugehen, daß er ihr den gefangenen Sohn Rupprecht wieder frei gebe. Die Königin that es alsbald. Gerne hätte Albrecht die Bitte erhört; der Gefangene war aber nicht in seiner Gewalt, sondern dem Erzbischof von Mainz überlassen worden; er mußte daher „schweren Muthes" erwidern: „Mag ich sein vom Bischof gewinnen, der ihn gefangen hält, so bedenk ich mich und Eure Bitte." Da rief die Wittwe kläglich aus: „Nun bin ich ganz hülflos," wandte sich zur Königin Elisabeth und sprach: „Frau, seyd gerecht, macht daß der König mir mein Kind gebe, damit Ihr nicht an ihm solch Unglück erlebet, wie ich Arme an meinem Herrn empfing". Die Siegstrunknen hießen die arme Wittwe hoffnungslos scheiden, aber als später Kaiser Heinrich VII. die Leichen Adolfs und Albrechts zugleich in Speier beisetzte, dachte Albrechts Wittwe dieser Worte der Wittwe Adolfs.

38) Oesterreich unter K. Albrecht II., von Franz Kurz, Chorherr. Zwei Theile. Wien, Kupffer und Singer, 1835.

Eine der vielen inhaltreichen Biographien österreichischer Herrscher, die aus der Feder des unermüdlichen Verfassers geflossen sind. Wir verdanken Herrn Kurz zahlreiche Aufklärungen über die innere Geschichte Oesterreichs, die man sonst nirgends findet. Auch wieder das vorliegende Werk ist äußerst reichhaltig an bisher unbekannten Details, welche die Hussitenzeit betreffen.

Die Zeit Albrechts II. war für Deutschland, zumal aber für Oesterreich noch rauher, als die Albrechts I. Man denke sich den Osten des Reichs zerrüttet durch den grausamen Hussitenkrieg; dazu Oesterreich insbesondere durch die Fehde der feindlichen Brüder Leopold und Ernst, die als des noch jungen Albrechts Vormünder sich nicht vertragen konnten, und durch die allen Glauben übersteigenden Räubereien des Adels. Man kann sich keine vollkommnere Anarchie denken, als die im damaligen Oesterreich bestand, wo eigentlich Jeder Jedes Feind war, und bald die ungrischen Grenzräuber, bald die Hussiten herüberstreiften, um die Verwirrung noch ärger zu machen. Die bisher fast gar nicht bekannten Feldzüge der Hussiten in Oesterreich werden hier umständlich erzählt, und dadurch eine bedeutende Lücke in der ohnehin an Lücken nur zu reichen Hussitengeschichte ausgefüllt. Interessant ist auch die Notiz, daß einer der habsburgischen Herzöge, Friedrich von Tyrol (zubenannt mit der leeren Tasche), mit den Hussiten in Verbindung gestanden habe, und von der gemäßigten Adelspartei zum böhmischen König vorgeschlagen gewesen sey, bevor der lithauische Koribut gewählt wurde. Friedrich war allerdings ein geschworner Feind des Kaisers Sigismund, von dem er auf dem Constanzer Concil eines großen Theils seiner Länder beraubt worden war, und deßhalb lag eine geheime Allianz zwischen ihm und den Hussiten nicht fern.

Wie traurig auch jene Zeit für Oesterreich, wie zerrüttet das Haus Habsburg war, so ging doch daraus

unmittelbar die Glanzperiode dieses Hauses hervor. Die Volljährigkeit Albrechts II. beschwichtigte den Parteienkampf in Oesterreich selbst, die Heirath desselben mit der Erbtochter des Kaisers Sigismund vereinigte das ganze alte Erbe des mächtigen Hauses Luxemburg mit dem von Habsburg und erwarb ihm zugleich die Kaiserkrone, die fortan fast ununterbrochen bei seinem Hause blieb.

39) Almanach für Geschichte, Kunst und Literatur von Tirol und Vorarlberg, herausgegeben von Anton Emmert. Mit 5 Bildern. Innsbruck, in Commission der Wagner'schen Buchhandlung, 1836.

Nach Art des bekannten Hormayr'schen Taschenbuchs. Geschichtliches, Artistisches, Poetisches aus Tirol. Unter den geschichtlichen Aufsätzen bemerken wir eine Geschichte des Schlosses Tirol; einen Wiederabdruck des sogenannten Landreims, d. i. einer alten versificirten Beschreibung Tirols vom Jahr 1558; eine Notiz über die Hütte im Dorf Breitenwang, worin Kaiser Lothar auf der Heimkehr aus Italien gestorben; die alte Hausordnung der Hofdamen in Innsbruck; einen Aufsatz über den Kaiser Max I. als Landesfürst in Tirol; eine alte Verordnung über die sogenannten Kreidfeuer, d. i. Feuersignale in Tirol; endlich eine Menge Kriegslieder der Tiroler von 1796. Dann folgt unter der Rubrik Genealogie eine ausführliche Nachricht von den wenig bekannten Fürsten von Trautson. Zum Artistischen gehört eine Darstellung der schönen Kirche St. Leonhard, eine Nachricht über den Baumeister Lutz von Schussenried; zum Literarhistorischen eine Erinnerung an Bartholomäus von Trient und seine theologischen Schriften aus dem dreizehnten Jahrhundert. Dann werden einige Volkssagen mitgetheilt, Quellensagen, Bergsagen, und eine Sage vom vorwitzigen Bräutigam, der seine Braut auf die Probe stellen wollte, durch die falsche Nachricht seiner Untreue aber tödtete. Den Schluß macht eine moderne Novelle aus der Kriegszeit von 1809 und eine Anzahl vermischter Gedichte.

Romane und Novellen.

23) Diamanten und Perlen. Novellen und Erzählungen des Auslands, von Adolph Strahl. Wien, Heubner, 1838.

Sehr leichte Novelletten, kleine Genrebilder aus der englischen Gesellschaft, fast durchaus heiter und in tändelnder Conversation gehalten, ohne ein großes Schicksal, ohne Jammer und Mord; nur kleine Liebes- und Heirathsgeschichten, hin und wieder als Rahmen von ergötzlichen gesellschaftlichen alt- und neumodischen Karrikaturen, die mit guter Laune gezeichnet sind.

24) Richard Wood. Roman von Johanna Schopenhauer. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1837.

Richard Wood, der Sohn eines englischen Fabrikanten wird in früher Jugend nach Rußland gebracht und mit den Kindern eines russischen Fürsten erzogen, verliebt sich in eine der Töchter, wird Offizier, endlich Oberst, aber in die Militairverschwörung unter Kaiser Alexander verwickelt, kommt glücklich mit einem blauen Auge davon, muß aber jede Hoffnung, die Hand seiner vornehmen Geliebten zu erhalten, aufgeben, und zieht sich auf ein entlegenes Gut zurück, das ihm der Kaiser geschenkt hat. Damit sind zwei dicke Bände angefüllt.

25) Schloß Hainfeld oder ein Winter in Steyermark, von Basil Hall. Aus dem Englischen von Minna Herthum. Berlin, Eichler, 1836.

Der Verf. wurde von einer Gräfin auf ihr Landgut bei Grätz eingeladen und beschreibt den Aufenthalt daselbst. Einen Roman kann man das Buch kaum nennen. Es ist aber auch kein Volks- und Sittengemälde, denn der Verfasser bewegt sich fast ausschließlich in der vornehmen Gesellschaft und wirft nur selten einen Blick auf das Volk. Welche Urtheile ihm noch entwischen, mag folgende Stelle darthun: „Die Deutschen sind ein reinliches, mäßiges, höfliches, gastfreies und ehrliches Volk, aber sie haben nicht die mindeste Idee, wie eigentlich eine Nacht zugebracht werden muß. Wenn sie nur mit Treu und Glauben gegen ihre Nachbarn, Ehrfurcht vor ihrem Könige und mit Ergebung gegen ihre Pfeifen und Priester, ihren Tag zugebracht, so scheinen sie zu glauben, daß sie über die andere Hälfte der vier und zwanzig Stunden, als einen unwesentlichen Theil ihrer Zeit, schon hinweggekommen werden. So viel ist gewiß, ich habe selten ein deutsches Bette gesehen, worin nach einer Jagd ein Engländer nicht bald beschämt seyn würde, einen seiner ermüdeten Spürhunde zu legen." Es war wohl nicht der Mühe werth, dies Buch zu übersetzen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 19.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 21. Februar 1838.

Deutsche Geschichte.

40) Geschichte d:s preußischen Staats von G. A. H. Stenzel. Zweiter Theil. (Zur Geschichte der europäischen Staaten von Heeren und Uckert gehörig). Hamburg, Perthes, 1837.

Dieser Theil umfaßt das Leben des großen Kurfürsten und ist das Vollendetste, was über die interessante Regierung dieses Fürsten bisher geschrieben worden ist. Friedrich Wilhelm ist in doppelter Beziehung eine wichtige historische Person, nicht bloß als Begründer des preußischen Staats, sofern er es zuerst war, der dem zerstreuten brandenburgischen Erbe Einheit, eine concentrirte Verwaltung, eine große Militairmacht und eine europäische Stellung gab; sondern auch als deutscher Reichsstand und als einer der wichtigsten Theilnehmer an den großen Kriegen gegen Ludwig XIV.

In der erstern Beziehung hat ihn Herr Stenzel vorzugsweise aufgefaßt und alles klar gemacht, was er für die innere Organisation seines Staats gethan. Die Willkürlichkeiten, ja Grausamkeiten, die sich der Kurfürst gegen die preußischen Stände erlaubte, sind freimüthig erzählt, nicht bemäntelt, wohl aber durch Zeit und Umstände entschuldigt. Eine Opposition, die aus lauter uneinigen Elementen bestand, aus unerträglichen pfäffischen Zänkern (ein lutherischer Hauptpastor in Königsberg versagte einem reformirten Prediger zwei Jahre lang ein ehrliches Begräbniß), aus Bürgern, die das meiste Recht und die meiste Vernnnft auf ihrer Seite hatten, aber vom Adel (wie immer) im Stich gelassen wurden, und aus diesem Adel, der plump und eitel seinen Widerstand [illegible] begann, als die Städtebürger schon im einzelnen Kampf unterlegen waren; eine solche Opposition war nicht geeignet, dem Kurfürsten zu imponiren, am wenigsten in einer Zeit, in der er um jeden Preis die ihm von den Ständen verweigerten Geldmittel und Truppen haben mußte, um den heillosen Umtrieben a l l e r bösen Nachbarn Deutschlands mit den Waffen zu begegnen. Ueber die Erhebung des preußischen Staats durch des großen Kurfürsten gewaltsame Maßregeln sagt Herr Stenzel sehr schön: „Bis zum Regierungsantritte Friedrich Wilhelms sahen wir nur einzelne Provinzen, welche in weiter Ausdehnung, vom Niemen bis über den Rhein, zerstückelt, ohne äußern und innern Zusammenhang untereinander als den der gemeinschaftlichen Herrscher, den Kurfürsten von Brandenburg als solchen oder auch sonst als Reichsfürsten und als polnischem Lehnherzoge gehorchten. Die wenn auch schon durch die Zeit erschütterten Rechte und Freiheiten der Stände, die verschiedenen Formen der Gesetzgebung nnd Verwaltung jedes der Länder hatten, wenigstens äußerlich noch, größtentheils den Anstrich, welchen sie aus dem Mittelalter herübergebracht hatten, beschränkten die freie Gewalt der Fürsten und verhinderten die Einheit der Regierung. — Da wird durch das Genie Eines Mannes aus der Vereinzelnng Einheit, aus der Verschiedenheit Gleichheit, aus der Verwirrung Ordnung, aus den abgesonderten Provinzen ein Staat, der, neu im europäischen Staatensysteme, sich seinen Platz mit klug gehandhabten Waffen erobern und immer schlagfertig behaupten muß, Deutschland politisch in zwei große Hälften spaltet, das alte System des Reichs erschüttert, das der europäischen Staaten verändert. Das ist die Wirkung der unbeschränkten Fürstengewalt, welche alle Selbstständigkeit der Einzelnen nnd der Körperschaften beseitigte oder brach, und mit freier Verfügung die Gesammtkraft aller Unterthanen zu Einem Ziele, der Erhöhung der Staatsmacht, verwendete. Ohne diese unbeschränkte Gewalt hätte damals kein stehendes Heer, das einzige wirksame Mittel der Macht, errichtet, vermehrt, erhalten und geführt werden können. — Die Fürsten selbst aber mußten sich von engherzigen, religiösen und

volksthümlichen Vorurtheilen möglichst losreißen, die Genossen jedes Glaubens, die Einwanderer jedes Landes, auch fremder Zunge, aufnehmen, schützen, verwenden, sobald nur der Hauptzweck erreicht wurde. Sie mußten mit eigener, rastloser Thätigkeit überall wecken, anspornen, pflegen, beaufsichtigen, leiten, damit alle Hülfsquellen der Macht entdeckt und benützt würden, damit jeder Unterthan gereizt, seine Kräfte verdoppelte, verdreifachte. — Man muß es offen anerkennen, zu Allem, was in dem Zeitraum von fast hundert und fünfzig Jahren den preußischen Staat wesentlich groß gemacht, als Heer, Finanzen, Anbau des Landes, Gewerbe, Fabriken, Handel, Künste und wissenschaftliche Bildung, hat der große Kurfürst zunächst den Grund gelegt. Selbst seine beiden nächsten Nachfolger, wie verschieden sie auch von ihm waren, haben, obwohl in beschränkten Kreisen, dennoch den Hauptzweck nicht aus den Augen verloren. Instinctartig war auch in ihnen und um wie vielmehr in Friedrich II. Karls V.: plus ultra, vorwärts, weiter! Sie hatten es auch schon leichter. Der große Kurfürst konnte seine Souverainität in Preußen nur durch des Bürgers Rode Kerker und des adeligen Kalkstein Blut sichern; Friedrich I. durfte schon, wie im Scherze, des Reichsgrafen von Dohna Fuß mit dem Stocke so stark berühren, daß selbst der fast vollendete Hofmann seine Empfindlichkeit, obwohl im ersten Augenblicke nicht ganz beherrschen, doch bald den gütigen Herrn, der zu Entschuldigungen sich herabließ und dergleichen nicht zu wiederholen versprach, fußfällig bitten konnte, ihm lieber alle von ihm bekleideten hohen Würden nehmen, als sich in solchen Scherzen irgendwo beschränken zu wollen. Der Graf prägte seinen Kindern schriftlich ein, bei ähnlichen Gelegenheiten nie mit Größeren zu scherzen, und dann nicht so empfindlich zu seyn, als er damals gewesen. Wer darf nun noch Andere anklagen, wenn sie krochen, und wer die Fürsten, wenn sie sich des Gefährlichsten, was der Mensch haben kann, — der unbeschränkten Macht — nicht immer mit der nöthigen Mäßigung bedienten? Wer kann sich nun noch darüber wundern, daß der eben so kräftige als leidenschaftliche Friedrich Wilhelm I. die Criminalurtel nach Willkür schärfte, hinrichten ließ, wie es ihm recht dünkte, ohne Richterspruch, auch gegen denselben, Adelige wie Bürgerliche, oder daß er dem Director und den Räthen des Kammergerichts, welche einen langen Musketier wegen gewaltsamen Einbruchs und großen Diebstahls gesetzmäßig zum Tode verurtheilt hatten, deßhalb eigenhändig mit dem Stocke das Gesicht blutig schlug, weil ihm vorgestellt wurde, dasselbe Gericht habe einen Kriegsrath, der eine weit größere Summe untergeschlagen, dennoch freigesprochen? War doch der Begriff der unumschränkten Gewalt so durchaus fest, daß er nicht darnach frug, ob dadurch der Junker Autorität ruinirt würde, „denn Ich stabilire die Souverainetè wie einen Rocher von Bronce," schrieb er dem Marschall der preußischen Landstände. An einem solchen Felsen mußte jeder Widerstand zersplittern; es gab schon keinen mehr; der große König hatte nur frei zu verfügen. — In den weiten Ländern der Monarchie hörte man keine laute Stimme als das Commandowort auf dem Uebungsplatze der Soldaten, dem nur das zitternde Geräusch der Waffen als Zeichen der Vollziehung folgte, und die gesammte Mannschaft war das Heer, das ganze Land der Uebungsplatz und das Commando des Königs Wort. Es würde eine asiatische Despotie geworden seyn, die alles Edle und Schöne erstickt hätte, wäre nicht der Kern in den Fürsten doch ehrlich deutsch gewesen und durch das Christenthum veredelt worden, wären nicht, bei aller leidenschaftlichen Uebereilung, so manche Gewalthandlungen dennoch aus einem tiefen Gefühle für Recht hervorgegangen und hätte nicht eben daher, trotz der unbeschränkten Gewalt und deren strengen Ausübung, sich ein rechtliches und selbst väterliches Verhältniß zwischen Fürsten und Unterthanen gebildet und so auf der einen Seite den Druck gemildert, auf der andern Seite manche Uebertreibung desselben ertragen lassen. Das war es im Grunde auch fast allein, was den Unterthanen ihre Lage erträglich machte; denn während die unbeschränkte fürstliche Gewalt in vielen andern deutschen Ländern nicht weniger willkürlich einherschritt, wurde dort der Ertrag des sauren Schweißes der Unterthanen an Maitressen und Günstlinge, an Opernsänger, Kammerherren, Diener und Junker, an Tänzerinnen und andere Gegenstände der fürstlichen Launen und Genüsse, ohne allen höhern Staatszweck, hier dagegen doch zu etwas Wesentlichem verwendet."

Das ist in der That der Grundcharakter des preußischen Absolutismus gewesen, eine kurze Periode unter dem vorigen König ausgenommen. Die Gewalt herrschte nicht als solche, sie diente höhern sittlichen und patriotischen Zwecken, dem Gemeinwohl, der res publica, wie Friedrich Wilhelm I. denn selbst erklärte, er sey nur deren erster Diener.

In Bezug auf den Antheil des großen Kurfürsten an den Kriegen wider Ludwig XIV. hat Herr Stenzel mit außerordentlicher Sorgfalt das verworrene diplomatische Truggewebe jener Zeit entwirrt, was wichtiger ist, als das Aufzählen der Schlachten. Auch hier ist seine Freimüthigkeit zu rühmen. Er verhehlt nicht, wie zweideutig das Betragen des Kurfürsten sehr oft gewesen ist; allein er darf es auch mit vollem Recht

entschuldigen. Selbst der wohlwollendste Fürst kam in jener Zeit in die Lage, sich der Waffen des Gegners, d. h. der Lüge bedienen zu müssen, wenn er sich nicht selbst den Untergang bereiten wollte. Wenn wir finden, daß der Kurfürst fast beständig nach zwei Seiten hin unterhandelte, beiden feindlichen Parteien (Schweden und Polen — Oesterreich und Frankreich) Versprechungen machte, sich hier erbot, einen Bundesgenossen zu verlassen, dort des bisherigen Gegners Bundesgenosse zu werden etc., so scheint das freilich auf den ersten Blick nicht sehr anständig; allein die Sache gewinnt ein ganz anderes Ansehen, wenn man erst inne wird, daß diese diplomatischen Schachzüge durchaus nichts anderes waren, als nothwendige Vertheidigungsmaßregeln gegen die doppelte Arglist seiner Feinde und falschen Freunde. Wenn er die Reichsstände zu kraftvollem Widerstande gegen die empörenden Angriffe Ludwigs XIV. auffordert und selbst an den Rhein zieht, aber von den Oesterreichern im Stich gelassen, von den Reichsfürsten, durch deren Grenzen er zieht, mit Protestationen und Entschädigungsklagen verfolgt, von England (das den Untergang Hollands durch Frankreichs Waffen wünschte) aufs heftigste durch ein Bündniß Sachsens und Hannovers im Rücken bedroht und endlich von einer schwedischen Armee, die ihm ins Land fällt, zum Rückzug gezwungen wird, — soll man ihm dann verdenken, daß er mit Frankreich selbst unterhandelt, um durch diesen Feind seine falschen Freunde zu schrecken?

So traurig der Zustand Deutschlands in jener Zeit war, so soll man doch ja nicht, wie bisher geschehen ist, einen Mantel darüber decken, sondern die historischen Forschungen dankbar annehmen, durch welche unwidersprechlich klar bewiesen wird, was dabei herauskommt, wenn die deutschen Staaten, unter einander selber uneinig, sich dem wechselseitigen Argwohn und den Verlockungen fremder Staaten hingeben. Ein großes Land, das in viele Staaten getheilt ist, kann sich solche Lehren nicht tief genug einprägen, damit es nicht nöthig hat, das blutige Lehrgeld noch einmal zu bezahlen.

41) Manso's Geschichte des preußischen Staats, vom Frieden von Hubertsburg bis zur zweiten Pariser Abkunft. Dritter Band. Zweite Auflage. Frankfurt am Main und Leipzig, Dörffling, 1836.

Das freimüthigste Werk über Preußens neuere Geschichte. Wir haben der frühern Bände schon rühmlichst gedacht. Die Aufgabe war, in Bezug auf die Regierung Friedrich Wilhelms II. und auf die preußische Unglückszeit bis zur großen Erhebung von 1813 die Wahrheit unverholen zu sagen. Der treffliche Manso hat diese Aufgabe als ein Mann gelöst und nichts beschönigt, aber auch nirgends eine verletzende Bitterkeit verrathen. In diesem Ton und Geist muß man die neuere Geschichte schreiben. Die Fehler, die begangen worden sind, müssen uns zur Warnung dienen. Glücklich genug, wenn große Tugenden die verderblichen Folgen derselben abwandten, und die alte Schande durch jungen Ruhm ersezt wurde.

42) Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des deutschen Ordens. Von J. Voigt. Siebenter Band. Königsberg, Bornträger, 1836.

Auch von diesem vortrefflichen Werke haben wir die frühern Bände angezeigt. Es ist anerkannt die beste Geschichte des preußischen Ordenslandes. Der vorliegende Band umfaßt die wichtige Zeit von 1407—1411, die Zeit, in welcher der Orden von seiner Höhe herabstürzte. In dem Augenblick nämlich, in welchem Lithauen freiwillig das Christenthum annahm, hatte der Orden den heiligen Vorwand für seine Eroberungen verloren, und da diese Veränderung in Lithauen gleichzeitig eine Vereinigung mit Polen herbeiführte, war der Orden zwei so großen vereinigten Kräften nicht mehr gewachsen und erlag in der berühmten Schlacht bei Tannenberg. Von diesem Schlage hat er sich nie mehr erholt. Zur Uebermacht äußerer Feinde gesellten sich innere Spaltungen im Orden selbst (zwischen den ober- und niederdeutschen Rittern), und Abfall der Städte und des Landadels, von denen sich ein großer Theil mit Polen vereinigte. Die höchst interessante Zeit dieser Uebergänge ist es, die Voigt im vorliegenden Band mit der ihm eignen Ausführlichkeit aus den Quellen mittheilt.

43) Regenten- und Volksgeschichte der Länder Cleve, Mark, Jülich, Berg und Ravensberg, von Dr. J. F. Knapp. Drei Bände. Crefeld, Funcke, 1836.

Die ausführlichste und beste neuere Geschichte der genannten Länder. Im Allgemeinen hat man diesen Ländern verhältnißmäßig nicht so viel Aufmerksamkeit geschenkt, als andern deutschen Provinzen, obgleich sie es verdient hätten. Der Grund davon liegt wohl zum Theil in den außerordentlichen genealogischen Verwicklungen und in dem Gewirr von kleinen Fehden, wodurch sich ihre Geschichte auszeichnet und die Orientirung in derselben sehr erschwert wird. Ursprünglich haben die fünf

Landschaften verschiedene Besitzer, diese erben aber von einander, und theilen sich dann wieder, daß man nur mühsam den genealogischen Faden festhält. Durch die Beziehungen zu Geldern, Limburg, Brabant, Burgund werden die Erbansprüche noch verwickelter. Dazu denke man sich jede der einzelnen Dynastien, und in ihr wieder gleichzeitig die einzelnen Brüder bald in besonderen Fehden mit benachbarten Fürsten, Bischöfen, Städten oder mit dem eignen Adel begriffen, bald gemeinschaftlich mit vielen Verbündeten gegen einen andern Bund streitend, ein paar Jahrhunderte hindurch unterbrochen immer dieselbe Verwirrung, — und man wird begreifen, daß es keine kleine Aufgabe ist, dieses Chaos zu lichten. Faßt man alle fünf Länder zusammen und geht von den Ereignissen aus, die sie gemeinschaftlich betroffen haben, so weiß man nicht, wo man mit dem hinsoll, was jeden besonders betrifft. Spricht man aber, wie Herr Knapp gethan, von jedem Lande besonders, so sieht man sich gezwungen, vier bis fünf Mal auf dasselbe Ereigniß zurückzukommen, sofern sämmtliche Grafen oder Herzoge der verschiedenen Länder gleichzeitig daran Theil nahmen. Je mehr nun hier Schwierigkeiten zu überwinden waren, um so mehr Dank verdient der Verfasser für die eiserne Ausdauer, mit der er nicht nur eine allgemeine Orientirung in der Geschichte jener alten Grafschaften versucht, sondern auch, jegliches an seinen Ort, die speziellsten Facta erzählt. Er hätte darin vielleicht noch ausführlicher seyn dürfen, wenn er dagegen die Kapitel, worin er von den allgemeinen Angelegenheiten Deutschlands spricht, kürzer zusammengezogen hätte. Inzwischen mußte er auf Leser Rücksicht nehmen, bei denen man allerdings nicht immer die Kenntniß des Allgemeineren schon voraussetzen darf. Das Werk geht von den ältesten Zeiten bis auf die neuesten. Der große Erbfolgestreit zwischen Brandenburg und Pfalz ist sehr ausführlich erzählt. Von der Pfälzer Hofhaltung in Düsseldorf hätte noch mehr gesagt werden können. Interessant ist die kurze Geschichte der Regierung Murats, als Großherzog von Berg. Sein Minister Agar war der einzige gewissenhafte Administrator unter so vielen französischen Blutsaugern auf deutschem Boden. Aber sein mildes Regiment dauerte nicht lange, denn bekanntlich wurde Berg mit Frankreich vereinigt, und nun strömten alle Uebel über das Land herein. Nur ein Beispiel, um zu zeigen, wie Franzosen in Deutschland regierten. Im Januar 1813 revoltirte das junge Volk, das zur Conscription ausgehoben worden war, und zog in Banden durch das Land. Man trieb es durch Militär auseinander, und die französischen Behörden erklärten dann, ohne irgend eine Untersuchung vorzunehmen, frischweg, der Aufruhr sey durch die reichen Kaufleute in Elberfeld angezettelt worden, um dahinter Schmuggelei zu verbergen. Sogleich erschien ein gewisser Herr Türk, der sich zu dieser edeln Rolle als französischer Douanier hergab, und schleppte alle Colonialwaaren und Baumwolle aus Elberfeld fort oder unterwarf sie zum zweiten Mal einer hohen Verzollung. — Ueber den Zustand der Kirche seit den Verfolgungen der Religionskämpfe, namentlich über den Ursprung des Pietismus im Bergischen hätten wir durch vorliegendes Werk mehr zu erfahren gewünscht. Der großen Industrie dieses Landes ist ausführlich gedacht.

44) Die Vorzeit der Länder Cleve-Mark, Jülich-Berg und Westphalen, von Montanus. Drei Hefte. Zweite verbesserte Auflage. Solingen und Gummersbach, Amberger, 1837.

Eine Sammlung von Sagen und Legenden, großentheils versifizirt, aber nicht bloß eine angenehme Lektüre, sondern zum Theil auch von historischem Interesse, und gewiß das reichhaltigste Werk, das bisher über die Sagen jener Gegenden erschienen ist. Merkwürdig ist, daß mehrere Sagen auf die vorchristliche Zeit und auf die Anwesenheit der Römer am Niederrhein zurückgehen. Sagen wie die vom frommen Hirten am Lüderich, der als gefangener Christ unter den deutschen Heiden leben mußte, tragen ganz das Gepräge der Echtheit und des höchsten Alters. Die meisten Sagen sind natürlich erst aus spätern Zeiten, und mit Recht hat der Herausgeber auch wahre historische Begebenheiten aufgenommen, sofern sie ein poetisches Gepräge trugen, z. B. den tragischen Ausgang des alten Jülichschen Herzogsgeschlechts und den Prozeß der unglücklichen Jacobea von Baden, die interessante Soester Fehde ꝛc.

45) Geschichte der Burgen, Rittergüter, Abteien und Klöster in den Rheinlanden und den Provinzen Jülich, Cleve, Berg und Westphalen, nach archivarischen Quellen von J. E. v. Mering. Drittes Heft. Köln, Eisen, 1836.

Schätzbare Beiträge zur urkundlichen Specialgeschichte der genannten Länder; vorzugsweise von lokalem Interesse, doch hin und wieder auch von einem allgemeinern, z. B. in diesem Hefte der Prozeß des Kurfürsten Joseph Clemens von Köln, berüchtigt als Reichsverräther im spanischen Erbfolgekrieg.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 20.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 23. Februar 1838.

Deutsche Geschichte.

46) Die Volkssagen Ostpreußens, Lithauens und Westpreußens. Gesammelt von W. J. A. von Tettau und J. D. H. Temme. Berlin, Nicolai, 1837.

Unter mehreren Sammlungen preußischer Sagen, die in jüngerer Zeit erschienen sind, ist diese, obwohl nur auf das altpreußische Stammland beschränkt, die vollständigste. Sie enthält eine große Menge Sagen, durch welche die Geschichte ausgeschmückt worden ist oder die wirklich auf Thatsachen beruhen und die eine schätzbare Ergänzung zu dem Werke von Voigt sind, weil dieses, unbeschadet seiner großen Verdienste, doch etwas zu streng alles Sagenhafte und die kleinen poetischen Züge der Geschichte beseitigt hat. Wenn der großen Uebersicht, dem pragmatischen Zusammenhange sein Recht geworden ist, so ziemt der Geschichtschreibung auch die Malerei, die uns das unmittelbarste Leben und Gemüth eines Volkes in poetischen Charakterzügen, ja selbst in anekdotenartigen Nebendingen nahe bringt. Oft ist eine ganze Reihe von sogenannten großen Begebenheiten, die trocken erzählt werden und im Gedächtniß nicht haften, nicht so viel werth, als ein einziger zur Phantasie sprechender Charakterzug, der uns mitten in die Zeit, ihre Denkart und ihr Kostüm versezt und den wir auch nie wieder vergessen. Eine Anekdote, die uns von einem einzigen König erzählt wird, ist mehr werth, als ein trocknes Verzeichniß von zwanzig Königen. Der Vater der Geschichte hat dies wohl gewußt und unter Geschichte nicht sowohl das verstanden, was überhaupt jemals geschehen ist, sondern nur das, was sich unter allen geschehenen Dingen als das Bedeutende, des Gedächtnisses Würdige hervorgehoben hat. — Den geschichtlichen Sagen folgen hier solche, die bloß kleinen Begebenheiten des Privatlebens, bestimmten Oertlichkeiten oder dem Aberglauben ihren Ursprung verdanken, und am Schluß haben die Verfasser noch überdies alte abergläubige Gewohnheiten und Meinungen, wie sie sich in Preußen erhalten haben, mitgetheilt. Somit ist das Werk als doppelte Ergänzung zu Grimms deutschen Sagen, wie zu dessen deutscher Mythologie zu betrachten.

Das Werk enthält nahe an dreihundert Sagen, die, auch abgesehen von ihrem historischen Werthe, von poetischem Interesse sind. Wir theilen nur wenige zur Probe mit:

Hercus Monte und Hirschhals.

Unter den Natangern war in der ersten Zeit des Ordens ein tapferer Oberster, geheißen Hercus Monte. Derselbe machte eine Reise nach Deutschland, und lernte unter andern in der Stadt Magdeburg einen Edelmann Namens Hirschhals kennen, der ihn aus einer großen Gefahr errettete, wofür er ihm ewigen Dank versicherte. Zu derselben Zeit war Hercus Monte ein Christ geworden, und hatte den Namen Heinrich angenommen. Hernachmals aber, als er wieder zu seinen Landsleuten zurückgekehrt, fiel er vom christlichen Glauben ab, und wurde wieder ein Heide. In dieser Zeit trug es sich zu, daß die Natanger in Krieg geriethen mit den Kreuzfahrern. Hercus Monte war ihr Feldoberster, und er gewann eine große Schlacht. In dieser machte er viele Gefangene und unter denselben auch den Hirschhals, der unterdeß ein Kreuzherr geworden war. Nach den Gesetzen der Natanger mußten die Gefangenen unter einander das Loos werfen, wer von ihnen sterben und den Göttern geopfert werden solle. Da ist das Loos gefallen auf den gedachten Hirschhals. Hercus Monte aber, eingedenk der vielen Wohlthaten, so er von Hirschhals empfangen, ließ das Loos noch einmal unter ihnen werfen. Und siehe, dasselbe traf wiederum den Hirschhals, den jedoch Hercus Monte noch einmal davon losgemacht. Als nun aber das Loos zum dritten Male geworfen, und nochmals denselben getroffen, da hat Hirschhals selbst loszukommen

nicht begehret, sondern war bereit zu sterben, und er wurde angethan mit seinen Waffen, auf sein Roß gesetzet und also den heidnischen Göttern zu Ehren verbrannt.

Der Streit um die Jungfrau.

Als im Jahre 1326 die Litthauer in Preußen einbrachen, befand sich unter den Gefangenen auch eine adlige Jungfrau von hoher Schönheit, um deren Besitz zwei von den Bojaren so in Hader geriethen, daß sie auf Leben und Tod darum zu kämpfen beschlossen. Dies erfuhr von ungefähr der Litthauer oberster Feldhauptmann, David von Garthen, des Großfürsten Gedimin Marschall. Den verdroß es sehr, daß um ein gefangen Weib zwei tapfere Helden sich selbst unter einander verderben sollten, legte sich bald dazwischen, sagend: sie sollten ihm die Sache anheimstellen, und als sie nun Beide darein verwilliget, hieb er die Jungfrau vor ihrem Angesicht mitten von einander und sprach: es möge nun jeder von ihnen ein Stück, und also zugleich einer so viel als der andere von der begehrten Maid hinnehmen.

Rettung der Stadt Thorn.

Am 16ten Februar des Jahres 1629 wollte der schwedische Obrist Hermann Wrangel die Stadt Thorn in der Eil überrumpeln, und solches wäre ihm auch geglücket ohne den folgenden merkwürdigen Vorfall: An demselbigen Tage sollte nämlich vor der Stadt Thorn ein Dieb gehangen werden, welchem viel Volks aus der Stadt gefolget; als nun der Henker den Dieb an dem Galgen in die Höhe gezogen, da siehet dieser um sich, und wird von weitem des Feindes gewahr, fängt also an zu rufen, daß er den Feind sehe. Da fängt alles Volk an zu laufen und mit ihm auch der Henker und der Dieb, den jener von der Leiter fallen lassen. Und wie sie eben in der Stadt waren, da kam auch der Feind hinter ihnen her; aber er fand sie schnell vorbereitet und gerüstet, und hat müssen unverrichteter Sachen abziehen. Dem Diebe haben sie das Leben geschenket.

47) Monumenta Livoniae antiquae. Sammlung von Chroniken, Berichten, Urkunden &c. zur Erläuterung der Geschichte Liv-, Esth- und Kurlands. Erster Band. Thomä Hiärns Esth-, Lif- und Lettländische Geschichte. Nach der Originalhandschrift herausgegeben von Dr. Napiersky. Riga, Dorpat und Leipzig, Frantzen, 1835.

Die Thätigkeit unsrer deutschen Stammgenossen an den entlegenen Küsten der Ostsee für die Sammlung und Bekanntmachung ihrer historischen Denkmäler ist höchst achtbar, verdient unsre ganze Theilnahme und sollte mancher andern deutschen Provinz zum Beispiel dienen, denn noch gar manche hat eine gründliche Revision ihrer Alterthümer vernachläßigt.

Hiärus Chronik, die vor vierzig Jahren schon einmal zu drucken angefangen, aber nicht vollendet wurde, ist aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts und enthält außerordentlich fleißig gesammelte und detaillirte Nachrichten über Liv-, Esth- und Kurland. Die älteste Zeit, die des Schwertordens, und die spätere Zeit der Reformation sind ausführlicher behandelt, als die mittlere Glanzzeit des deutschen Ordens, über die wir durch andere Quellen desto umständlicher unterrichtet sind. Am interessantesten und reichhaltigsten ist die Darstellung der russischen Angriffe, durch welche die Theilung Esthlands (das an Schweden), Livlands (das an Polen), Kurlands (das an die Familie Kettler), Dorpats und Narvas (die eine Zeitlang an Rußland) und der Insel Oesel (die eine Zeitlang an Dänemark kam) herbeigeführt wurde. Je weniger diese Begebenheiten bisher ins rechte Licht gestellt worden sind, um so mehr scheint eine kurze Darstellung derselben hier gerechtfertigt, da sie zugleich ein merkwürdiges Beispiel politischer Unvernunft darbieten.

Bekanntlich bekehrte sich der Hochmeister Albrecht von Brandenburg zum Lutherthum und nahm den Titel eines erblichen Herzogs von Preußen an unter polnischer Lehnsherrlichkeit. Der Landmeister und die Ordensritter in Livland erkannten diesen Schritt nicht an, waren nun aber isolirt und viel zu schwach, sich der bösen Nachbarn zu erwehren, überdies längst demoralisirt und unter einander selbst nicht einig. Vom Kaiser und Reich wurden sie gänzlich im Stich gelassen, denn damals nahm die Reformation allein alle Theilnahme in Anspruch. So wurde das nicht bloß merkantilisch, sondern auch vorzüglich politisch wichtige Grenzland und Bollwerk gegen Rußland verloren. Der als Wüthrich berüchtigte, aber zugleich politisch schlaue und energische Czaar Iwan Waßiliewicz II. erkannte kaum die Schwäche der Deutschen, als er ihnen das entlegene Küstenland zu entreißen trachtete. Er begann damit, dem Bischof Hermann von Dorpat, dessen Sprengel als der nordöstlichste Theil des deutschen Reichs zunächst an Rußland grenzte, ein seidenes Netz zu schicken. Der Bischof war feig genug, sich durch einen Tribut an Rußland sicher stellen zu wollen. Der wackere Bürgermeister von Dorpat, Johann Heuk, setzte sich dagegen, aber der Bischof, schon ganz im Geist moderner Hasenpolitik, fuhr ihn vornehm an, er verstünde nichts von Politik. Der russische Gesandte lachte, da er die Zusage des Tributs empfing, und sagte: das ist ein kleines Kind, welches wir mit weißem

Brod und süßer Milch groß ziehen wollen. Er wußte wohl, was für eine welthistorische Bedeutung es habe, wenn die stolzen sieggewohnten Deutschen sich zum ersten Mal herabließen, den bisher verachteten Russen Tribut zu zahlen. Von diesem Augenblick an machte der Czaar dem Bischof und dem Landmeister Wilhelm von Fürstenberg die frechsten Zumuthungen, und als sie es noch einmal versuchten, ihn zu Frieden und Billigkeit zu ermahnen, behielt er die Gesandten so lange zurück, bis er mit 40,000 Mann einen unvorhergesehenen Einfall in Livland ausgeführt hatte, 1558. Die Wütherei auf diesem Zuge überstieg alles, was man je von dieser Art erlebt. Die Russen eroberten **Narva**, die deutsche Grenzfeste gegen Rußland, und Wesenberg, endlich **Dorpat** selbst, wo sie ungeheure Beute machten. Den Bischof schleppten sie nach Moskau, wo er im Kerker starb. Die demoralisirten Ordensritter ergriff ein panischer Schrecken. Der Vogt von Weissenstein ließ diese schöne Feste im Stich und floh mit den Seinen davon. Auch der Vogt des Schlosses von Reval floh, ließ aber zuvor eine dänische Besatzung ohne Befehl von seinen Obern ein. Im nächsten Jahr 1559 kam der Czaar mit 130,000 Mann wieder und überzog ganz Livland und Kurland mit greulicher Verwüstung. Der Orden wehrte sich nicht, außer hinter festen Mauern. Der schwache Fürstenberg dankte endlich ab und **Gothard Kettler** folgte ihm als der lezte Land- oder Heermeister in Livland. Dieser wandte sich nun an die Hansestädte, die zunächst ein Interesse hatten, ihre alten Colonien zu schirmen. An eine förmliche Reichshülfe war unter den damaligen Umständen nicht zu denken, obgleich eine sehr geringe Macht hingereicht haben würde, die russischen Horden zurückzuwerfen, und die wichtigen Küstenländer, die wichtige Grenze und Ehre des Reichs zu erhalten. Aber nicht einmal die Hansestädte leisteten Hülfe. Riga, Reval und Dorpat hatten, als die nächstgelegnen Hansestädte, dem entfernteren Lübeck, Bremen, Hamburg rc. natürlicherweise den Vorrang in Bezug auf allen Handel mit Rußland abgewonnen. Jezt, da die nähern Städte mit Rußland im Krieg waren, hofften die entfernteren, durch ihre Neutralität Rußland zu befreunden und den russischen Handel an sich zu ziehen, ließen also ihre deutschen Brüder in der Noth stecken. Dem Beispiel des treulosen Commandanten von Reval folgte der Bischof von Oesel und verkaufte seine Insel an Dänemark. Dasselbe that der Bischof von Reval mit seinem Bisthum und der Ordensvogt von Söneburg mit seinem Haus und Gebiet. Die übrigen getreuen Ritter sahen sich von der Uebermacht der Russen, die ihre Einfälle beständig wiederholten, übermannt. Ewert von Delwig und 95 „edle und gute Gesellen zu Pferde“ stürzten sich bei Koskül während eines dichten Nebels in 16,000 Russen und richteten ein großes Blutbad unter ihnen an, da sich aber der Nebel verzog, erkannte der Feind ihre geringe Zahl, umringte und vernichtete sie. Während Kettler in der großen Noth des Landes einen Landtag abhielt, brachen die Russen abermals herein. Der Landmarschall Schall von Bell warf sich ihnen mit geringer Macht entgegen, wurde geschlagen und gefangen und zu Moskau nebst vier hohen Beamten des Ordens und Erzbisthums und mehreren andern von Adel durch die Gassen halb tod geknutet und enthauptet. Auf diesem Zuge nahmen die Russen auch den alten Heermeister Wilhelm von Fürstenberg, der ihnen sein Schloß um freien Abzug übergeben, verrätherisch gefangen und schleppten ihn nach Moskau, wo er starb. Zu allem Unglück kam nun noch eine Empörung der Bauern, die den Orden und den Adel wüthend anklagten, warum er sie vorher so sehr mit Frohnen belastet und nun nicht einmal gegen die Barbarei der Russen zu schützen wisse. Ritter Wilhelm von Mönnighausen besiegte sie und zu Reval wurden ihrer eine große Menge hingerichtet.

Die auswärtigen Mächte nahmen sich endlich der Sache an. Kettler unterhandelte mit Polen, das schon längst Rußlands Umgriffen hätte vorbeugen sollen. Dänemark schickte den Prinzen Magnus, Herzog von Holstein, das schon Gewonnene zu behaupten und zu erweitern. Endlich kamen auch Schweden herüber, und die von Rußland zunächst bedrohte Stadt Reval zog es vor, dem König Erich von Schweden, statt den Dänen zu huldigen, 1561. Damit nun nicht Schweden und Dänen noch weiter um sich griffen, verstanden sich Kettler und Polen dahin, daß Kettler **Kurland** und Semgallen als erbliches Herzogthum, Polen aber Livland behalten sollte. Esthland blieb den Dänen und Schweden, Dorpat und Narva hatten noch die Russen. So wurde das alte Ordensland zerrissen. Zwischen den neuen Besitzern herrschte große Eifersucht. Die Stadt Pernau, welche die Schweden inne hatten, wurde durch Verrath des Bürgermeister Vegesack den Polen in die Hände gespielt. Magnus und die Dänen schlossen sich einstweilen an Polen und Kurland an. Magnus wohnte der Vermählung des neuen Herzog Kettler mit der Prinzessin Anna von Mecklenburg zu Goldingen bei. Die Schweden, zu gering an Zahl, wurden unter ihrem Anführer Claussen bei Runnaser von den Polen geschlagen und verloren 2000 Mann im tiefsten Schnee. Rußland blieb unangegriffen und sah diesen elenden Händeln mit Freude zu. Zwei gefangene livische Edelleute, Taube und Krause, traten, um den Qualen ihres Kerkers zu entgehen, in des Czaaren Dienst, und suchten nun als Verräther ihres Vaterlandes erst die Stadt Reval, dann Kettler selbst auf russische Seite zu ziehen. Es mißlang ihnen, dagegen ließ sich der einfältige Magnus kirren und begab sich in

russischen Schutz. Für Rußland begann er nun mit einem russischen Heer Reval zu belagern, konnte es jedoch nicht erobern. Der deutsche Adel, dem mit der polnischen Herrschaft in Livland wenig gedient war, lag ihm an, mit ihrer Hülfe sich Livlands zu bemächtigen, aber zugleich auch den Russen zu trotzen, und um damit einen Anfang zu machen, fiel der kühne Rittmeister Rosen (aus einem alten livländischen Geschlecht) die Russen im Bisthum Dorpat an, wurde jedoch überwältigt und in Stücke gehauen, Dorpat, dessen Bürger mit im Complot gewesen zu seyn scheinen, drei Tage lang geplündert und alle Einwohner von den Russen ermordet, 1572. Unmittelbar darauf fiel der Czaar mit 200,000 Mann in Livland ein und wüthete ärger als je vorher. Weissenstein, das Schweden besezt hatten, wurde erobert und verbrannt, der schwedische Statthalter Boie lebendig gespießt und gebraten. Ein kleines schwedisches Herr unter Ackeson schlug die Russen, konnte sie aber nicht hindern, die Insel Oesel zu überschwemmen, wo sie alles umbrachten. Nachher belagerten sie Reval vergebens. Als der Czaar endlich zurückzog, war Magnus so feig, sich bei ihm zu entschuldigen, und aufs Neue seinen Schutz anzuflehen. Der Czaar ließ ihn zu sich kommen, zwang ihn, tausend Schritte weit auf allen Vieren zu ihm zu kriechen, ließ ihn blutig prügeln und nöthigte ihn, sein eignes Blut zu trinken. Darauf that der Czaar 1577 einen neuen Einfall in Livland, um die mühsame Eroberung der festen Ordenshäuser fortzusetzen. Zu Ascherad ließ er den Landmarschall Jasper von Münster, nachdem man ihm die Augen ausgestochen, zu Tode knuten und die adeligen Frauen und Jungfrauen vor seinen Augen durch die Tartaren schänden. Als die Deutschen auf dem Schloß **Wenden**, das er sofort belagerte, dies erfuhren, nahmen sie alle das Abendmahl und sprengten sich in die Luft. Der Czaar, voll Zorn, daß sie seiner Rache sich entzogen, wüthete nun um so ärger gegen alle Gefangenen, die er machte und ersann immer neue Martern. Ummingshausen, Fürstenbergs alter Schreiber, wurde geknutet, bis ihm die Eingeweide aus dem Leibe traten. Einem Bürgermeister wurde das Herz lebendig ausgeschnitten, einem Priester die Zunge durch den Nacken ausgezogen ꝛc. Der Held jener Tage war **Hans Büring** von Braunschweig, der allein das Feld hielt und mit geringen Mitteln durch unerhörte Tapferkeit und List den Russen großen Abbruch that.

Bei Wenden, wie die Chronisten sagen, wendete sich das Glück des Czaaren. Die Schweden sandten ein stattliches Heer unter dem französischen General Pontus de la Gardie, der Narva, Dorpat und alle deutsche Häuser in Liv- und Esthland wiedereroberte und das Land gänzlich von Russen säuberte. Esthland blieb Schweden, Magnus trat sein Besitzthum an Kettler ab, der aber unmächtig zwischen Schweden und Polen in der Mitte stand, welches leztere, im Besitz von Livland, beständige Eifersucht gegen Schweden nährte, die später in blutige Kriege ausbrach.

Rußland erneuerte aber bekanntlich seine Angriffe, sobald Schweden und Polen von der Höhe ihrer europäischen Stellung zu unbedeutender Macht herabsanken, und es besizt jezt alle nordwärts von Memel gelegenen Küstenländer des ehemaligen deutschen Ordens.

48) Index corporis historico-diplomatici Livoniae, Esthoniae, Curoniae oder kurzer Auszug aus der Urkundensammlung, welche bei der Ritterschaft des Herzogthums Livland aufbewahrt wird. Auf Kosten der Ritterschaften von Liv-, Esth- und Kurland herausgegeben. Zweiter Theil. Von 1450—1631. Riga und Dorpat, Frantzen, 1835. Folio.

Fortsetzung des in unsern Blättern von 1835 schon besprochenen ersten Theils, eine Urkundensammlung, die für die Geschichte der genannten Länder von hoher Wichtigkeit ist und bei ihrer zweckmäßigen Redaktion und vortrefflichen äußern Ausstattung wünschen läßt, daß ähnliche Sammlungen auch in andern Provinzen des weiland deutschen Reichs veranstaltet werden möchten, da der Geschichtschreiber bekanntlich über die Verzettelung oder Unzugänglichkeit gar vieler der bedeutendsten Archive noch zu klagen hat. Die vorliegende Sammlung geht bis zur Nr. 5714. So viel einzelne Urkunden sind hier ihrem Inhalt nach kurz ausgezogen. Daran schließen sich Verzeichnisse der Päpste, Hochmeister, Landmeister, Erzbischöfe von Riga, Bischöfe von Dorpat, Oesel, Reval, Semgallen und Kurland. Ein sehr sorgfältiges Register beschließt das Ganze.

49) Materialien zu einer Geschichte der Landgüter Livlands, gesammelt von H. von Hagemeister. Erster Theil. Riga, Frantzen, 1836.

Eine specielle Untersuchung, worin man alles gesammelt findet, was über die Geschichte der einzelnen Landgüter Livlands hat aufgefunden werden können, sowohl was die Besitzer, als was die Einkünfte und Benutzungsart derselben betrifft. Es ist ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Landwirthschaft und zugleich zur Geschichte des deutschen Adels. Wer sich dafür besonders interessirt, dem sey dies reichhaltige Buch empfohlen, auf dessen nähern Inhalt wir hier nicht eingehen können.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Wolfgang Menzel**.

№ 21.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 26. Februar 1838.

Deutsche Geschichte.

50) Beiträge zur Bereicherung und Erläuterung der Lebensbeschreibungen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen, herausgegeben von F. H. G. Rödenbeck. Erster Band. Berlin, Plahn, 1837.

Nachträgliche Sammlungen und Berichtigungen zu den schon vorhandenen Werken, namentlich zu denen von Förster und Preuß. Eine Menge Cabinetsordres von Friedrich Wilhelm I., so wie Rechnungen desselben Königs, aus denen seine große Thätigkeit für das Wohl seines Landes und insbesondere seine Sparsamkeit hervorgehen. Genealogische Uebersichten der im vorigen Jahrhundert regierenden Häuser. Eine Geschichte des Tabakwesens in Preußen, der berühmten Regie, wodurch der Verfasser den Beweis zu liefern sucht, daß Mirabeau Unrecht gehabt, diese Anstalt so sehr zu tadeln. Dann Einiges zur Kriegsgeschichte, z. B. eine ausführliche Nachricht von dem Denkmal der Schlacht bei Roßbach. Dieses sehr einfache Denkmal wurde von den Bewohnern eines benachbarten Dorfes errichtet. Es blieb vergessen, bis 1792 Prinz Louis von Preußen auf dem Marsch nach dem Rhein daran vorbeizog und am Fuß des Denkmals seinen Offizieren ein glänzendes Fest unter freiem Himmel gab. Nach der Schlacht bei Jena wurde Napoleon auf das schlichte Denkmal aufmerksam gemacht, eilte sogleich herbei, umarmte und küßte es, und ließ es nach Paris versetzen. Als 1814 die Preußen nach Paris kamen, stürzten die Invaliden das Denkmal in die Seine, um es nicht wieder herausgeben zu dürfen. Dagegen hatten schon unmittelbar nach der Schlacht bei Leipzig einige preußische Offiziere auf dem Schlachtfeld von Roßbach wieder ein neues Denkmal errichtet.

Ein Aufsatz über Friedrichs des Großen Verhältniß zu den Theologen ermangelt der Unparteilichkeit. Daß Friedrich zur Verbreitung von Grundsätzen, wie sie Voltaire, Holbach, de la Mettrie ausgesprochen, wesentlich beigetragen hat, ist unläugbar. Daß durch diese überhandnehmende französische Frivolität das preußische Volk, zunächst die höhern Stände, entsittlicht und entnervt wurden, ist eben so gewiß. Der Verfasser beklagt sich heftig über eine Predigt, worin der Geistliche gesagt hat: „Friedrich, groß und bewundernswürdig in seiner Thätigkeit ꝛc., brachte doch den Staat, den er zu einer furchtbaren Macht erhob und mit dem Glanz des Ruhmes schmückte, in die schrecklichste aller Gefahren, in die, welche der herrschende Unglaube und Verachtung des Heiligen einem Volke bereitet, und aus der uns nur die schwersten aller Trübsalen und die härtesten aller Prüfungen erretten konnten." Aber diese Worte sind vollkommen wahr. Friedrichs großer Geist schuf die Armee, und der von ihm geduldete leichtsinnige und lüderliche französische Ton, der, alles Hohe und Heilige verspottend, nur den Sinnengenuß vergötterte, demoralisirte wieder dieselbe Armee, und wenn nicht der Leichtsinn zu so entsetzlichem Unglück, und das Unglück zur sittlichen und religiösen Erhebung zurückgeführt hätte, so wäre Preußen verloren gewesen. Der Verfasser sagt zwar, im Jahr 1813 sey es nicht eine solche sittliche oder religiöse Erhebung gewesen, die zum Sieg geführt hätte, sondern einzig die Erinnerung an Friedrich den Großen. Aber warum hat man denn nicht schon 1806 gesiegt, damals, wo in der That die Erinnerung an Friedrich der einzig begeisternde Impuls war?

Es folgen noch Cabinetsordres von Friedrich, Beiträge zur Literatur seiner Geschichte, bisher ungedruckte Briefe von ihm und Anekdoten, meist zur Berichtigung solcher, die bisher unvollständig oder fehlerhaft erzählt worden sind. Der Anhang enthält ein Tagebuch, worin von 1740 bis 1749 alles, was Friedrich von Tag zu Tag gethan und wo er gewesen, verzeichnet ist.

51) Geschichte Münsters. Nach den Quellen bearbeitet von Dr. H. A. Erhard. Drittes Heft. Münster, Regensberg, 1837.

Die ersten Hefte dieses interessanten Geschichtswerks gingen bis zum Schluß der berühmten wiedertäuferischen Unruhen in Münster und gewährten die klarste Einsicht in jene Verirrungen des menschlichen Geistes, aus denen das Königreich des Johann von Leyden, eine wunderbare, in ihrer Art einzige Schöpfung hervorging. Unter den Quellen haben wir nur das Werk von Ziglen vermißt, das sehr detaillirte Nachrichten über die Wiedertäufer und zumal über die von Münster enthält. — Das dritte Heft erzählt die Geschichte Münsters von jener fanatischen Schreckenszeit abwärts. Derselbe Bischof Franz, der die Wiedertäufer unterdrückt, nahm die Reformation an, und Münster blieb dreißig Jahre lang dem Lutherthum zugewendet, bis am Ende des 16ten Jahrhunderts die katholische Reaktion begann, der Kölner Kurfürst Gebhard, der lutherisch werden wollte, gestürzt und Ernst von Bayern an seiner Statt zugleich Erzbischof von Köln und Bischof von Münster wurde. Dieser rottete alle Spuren der Reformation in Münster gewaltsam aus und gab der Stadt und dem Lande das strengkatholische Gepräge, das sie noch jezt auszeichnet. Die nähern Umstände sind in Erhards Werk ausführlich erzählt, so daß es ein gewiß sehr interessanter Beitrag zur Geschichte jener katholischen Reaktion ist, welche den dreißigjährigen Krieg lange vorbereitete. In diesem Kriege spielt Münster wieder eine wichtige Rolle als Friedenscongreßstadt. Im 17ten Jahrhundert erlangte Münster neuen Ruhm durch den kriegerischen Bischof Bernhard von Galen, der sich besonders als Bundesgenoß Ludwigs XIV. gegen die Holländer hervorthat, aber vor Gröningen der altfriesischen Tapferkeit weichen mußte. Im 18ten Jahrhundert fand Münster abermals einen ausgezeichneten und zwar gelehrten Bischof, den berühmten Fürstenberg, der zugleich Bischof von Paderborn war, die monumenta Paderbornensia herausgab und in Münster eine Universität stiftete. Zu Anfang des 19ten Jahrhunderts fiel Münster in Folge des Reichsdeputationshauptschlusses als Entschädigung für die auf dem linken Rheinufer an die französische Republik abgetretenen Provinzen Preußen zu, wurde im Frieden zu Tilsit wieder davon abgerissen, aber nach Napoleons Sturz abermals mit Preußen vereinigt.

Die vorliegende Specialgeschichte des Bisthum und der Stadt ist nicht bloß mit Gründlichkeit, sondern auch angenehm geschrieben, so daß sie, besonders wegen der darin vorkommenden allgemein interessanten Partieen (namentlich des Wiedertäuferkriegs) einen größern Leserkreis verdient.

52) Vaterländische Bilder oder Geschichte und Beschreibung sämmtlicher Burgen- und Ritterschlösser in Preußen. Glogau, Flemming.

Das erste Heft enthält die kurze Geschichte vieler schlesischen Burgen, mit einer Ansicht des berühmten Fürstenstein bei Schweidnitz. Unter den Sagen, die sich an diese Burgen knüpfen, sind die des Kynsberg die schönsten.

53) Geschichtliche Wanderungen durch das Weserthal, von Piderit. Rinteln, Oßwald. 2tes Heft.

Ueber den Gau Auga, die alten Grafen von Everstein, Holzminden, Amelungsborn. Geschichtliche Erinnerungen, an das Weserthal geknüpft.

54) Preußens Vorzeit oder historische Unterhaltungen, Gemälde und Sagen rc., herausgegeben von Dr. Fr. Reiche. Glogau und Leipzig, Heymann.

Auf alle Länder ausgedehnt, die gegenwärtig zum Königreich Preußen gehören. Die anmuthigsten Sagen, die wichtigsten Ereignisse aus der wahren Geschichte sind hier ausgewählt, und in bunter Mannichfaltigkeit gemischt, alle gut erzählt und gleich sehr auf die Phantasie wie auf das patriotische Gefühl berechnet. Dies Buch ist der Jugend sehr zu empfehlen.

55) Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmark und der Königsmarkschen Familie. Nach bisher unbekannten Quellen von Dr. Fr. Cramer. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus, 1836.

Diese Memoiren der berühmten Maitresse König Augusts von Polen entsprechen der Erwartung nicht ganz. Die politische Geschichte gewinnt daraus nur eine spärliche Ausbeute. Der romantische Reiz aber, der den Namen der schönen Aurora umschwebte, seit sie durch die Memoiren von Pöllnitz und besonders durch dessen „galantes Sachsen“ verherrlicht wurde, geht hier ganz verloren in der äußerst prosaischen Ueberzeugung, daß Aurora einen gemeinen Charakter besaß. Sie ist nicht die holde Unschuld, die verführt wird, sondern eine Speculantin. Sie ist nicht die reuig Büßende im Klosterfrieden, sondern bis an ihr Ende eine gemeine Speculantin. Wird nun der Geschichtsforscher und der Romantiker durch diese Memoiren nicht völlig befriedigt, so gewähren sie doch ein großes psychologisches Interesse und sind wichtig für die Sitten- und Kulturgeschichte der Zeit. Die schöne Gräfin hatte immer mit Geldgeschäften zu thun, mit Reklamationen, Käufen, Prozessen, war durch ihres königlichen

Liebhabers Freigebigkeit nicht zu befriedigen, sammelte aber auch nicht, sondern verthat beständig das Geld, um das sie beständig zankte. Die Schicksale des Königs, die Wollust des Hofes, die galanten Sitten waren ihr immer nur Nebensache, der Geldpunkt, das Klagen und Prozessiren Hauptsache.

56) Das Leben der Königin von Preußen Louise. Mohrungen und Braunsberg, Bücher-Magazin, 1837.

Ein Denkmal der Liebe. Die Geschichte der so edeln als schönen Königin ist einfach erzählt, hin und wieder sind Briefe von ihr mitgetheilt, endlich sogar die Gedichte, die auf sie gedichtet worden sind, und die Gedächtnißrede an ihrem Grabe. Nur historische Entdeckungen und diplomatische Geheimnisse sind hier nicht mitgetheilt; aber die Zusammenstellung ist recht gut, und diese ehrliche deutsche Manier dem Verfahren der französischen Memoirenfabriken, die aller historischen Treue den Boden austreten, bei weitem vorzuziehen.

57) Lebensbeschreibung des Herzogs M. J. Leopold von Braunschweig, von Spicker. Frankfurt an der Oder, Tempel, 1835.

Ebenfalls ein Denkmal der Liebe, gewidmet den Manen des edeln Herzogs Leopold, der sein eignes Leben verlor, indem er bei einer Ueberschwemmung Verunglückte zu retten im Begriff war.

58) Marschall Vorwärts oder Leben, Thaten und Charakter des Fürsten Blücher von Wahlstadt. Ein Buch für Deutschlands Volk und Heer von Dr. Rauschnik. Leipzig, Iserlohn und Barmen, Langewiesche, 1836.

Die freimüthigste Geschichte des großen Feldherrn, die bis jezt geschrieben worden. Rauschnik gehört zu den wenigen patriotischen Geschichtschreibern, die unverfälscht die Gesinnung von 1813 bewahrt haben, und nur aus dieser Gesinnung heraus läßt sich Blücher beurtheilen und darstellen. Insbesondere ist hier die Stellung Blüchers zur Diplomatie seiner Zeit in ein helles Licht gesezt. Eine nicht genug zu verdammende Gesinnung hat sich darin gefallen, den wackern Blücher mit Ironie zu behandeln. Den Feinden der vaterländischen Sache war sein derbes Wesen immer willkommen, um ihn zu einem Wachtmeister zu degradiren und ihm die großen Eigenschaften des Feldherrn abzusprechen. Er war aber nicht nur ein großer Feldherr, sondern sogar ein großer Staatsmann; denn seine Derbheit war für Deutschland und Preußen ungleich heilsamer, als Hardenbergs Diplomatie, und unsre politischen Vortheile würden allweg größer gewesen seyn, wenn Blüchers gesundes Urtheil überall gegolten und entschieden hätte, wie auf dem Schlachtfelde. Sein weltberühmter Toast, daß doch die Federn der Diplomaten nicht wieder verlieren möchten, was sein Degen so mühsam erkämpft, enthält im kürzesten Ausdruck das Urtheil über seine Zeit, das alle folgenden Zeiten theilen werden. Blücher war bekanntlich kein junger Enthusiast, kein langhaariger Deutschthümler, kein Jean Paul'scher Dämmerer für Deutschland, kein demagogischer Umtriebler, er war ein Preuße, ein Edelmann, lustiger Bruder, Spieler, ein Greis, endlich ein Fürst mit Orden und Ehren und Schätzen bedeckt, und dennoch sah sein natürlicher Blick vollkommen klar ein, daß für Preußen kein anderes Heil sey, als im innigen Bunde mit dem übrigen Deutschland gegen das Ausland zu stehen, mithin Deutschland so groß, Frankreich so klein zu machen als möglich. Er wollte den Sieg nicht nur militärisch, sondern auch politisch verfolgen. Napoleon hatte dasselbe immer gethan. An Napoleon bewunderte man es; an Blücher tadelte man es. Es geschah nicht, was er wollte, aber er nahm den Ruhm mit sich ins Grab, und die politische Natürlichkeit und Entschiedenheit Blüchers mitten unter den künstlichsten Ränken und Schwankungen der Diplomatie gehört nicht weniger der Weltgeschichte an, wie sein Schlachtenruhm und ist insbesondere für alle Deutsche von hohem Interesse.

59) Kaiser Leopold II. Geschichte Oesterreichs unter seiner Regierung, 1790—1792. Von J. B. Schels, k. k. Major. Wien, Heubner, 1837.

Eine nur zweijährige Regierung, die gleichwohl einen der größten Systems- und Schicksalswechsel einschließt. Mit Leopold II. begann die Reaktion gegen das Josephinische System und gegen die Aufklärung des Jahrhunderts überhaupt, daher auch der große Kampf gegen die Revolution. Von ihm an datirt das Zeitalter der Restauration, das noch fortdauert.

Die Geschichtschreibung hat bisher auf dieses zweijährige Regiment zu wenig Gewicht gelegt. Die europäischen Geschichtswerke folgen mit Aufmerksamkeit dem Gange der französischen Revolution und springen mit dem Herzog von Artois gleich nach Pillnitz hinüber, bei welchem Anlaß man nebenbei erfährt, daß ein neuer deutscher Kaiser existirt. Von Joseph II., von der belgischen Revolution, von den Unruhen in Ungarn weiß man im Allgemeinen den Ausgang, aber das Nähere wird gewöhnlich über dem größern Interesse, das die französische Revolution erregt, vergessen und ganz in den

Hintergrund geschoben. Es war daher wohl der Mühe werth, einmal den Kaiser Leopold II. besonders ins Auge zu fassen und eine Uebersicht über seine Regierungshandlungen zu geben. Seine Zeit und ihre Interessen stehen uns noch zu nahe, seine Politik ist uns noch zu neu, als daß es irgend einem Geschichtschreiber möglich wäre, schon jezt eine diplomatisch genügende Darstellung seines Lebens zu geben. Doch hat der Verfasser des vorliegenden Werks alle zugänglichen Quellen benuzt, um seine Aufgabe so vollständig als möglich zu lösen, und die jene zwei Jahre so überreich ausfüllenden Fakta geordnet zur Uebersicht zu bringen. Leopolds wichtigste Regierungshandlungen waren: die wesentliche Abstellung aller Josephinischen Reformen, — die neue Allianz mit der Kirche, — die bewaffnete Unterdrückung der belgischen Conföderation, — der Friede mit den Türken unter preußischer Vermittlung, — das neue Bündniß mit Preußen gegen die französische Revolution.

60) G. Jacobs Feldzüge der Gotha-Altenburgischen Krieger von 1807—1815. Altenburg, Expedition des Eremiten.

Der Herzog von Gotha schloß sich 1806 nicht an Preußen an, ließ aber nach der Schlacht bei Jena sein Contingent sogleich zu Napoleon stoßen, und so mußten denn die braven Thüringer sich hergeben, von französischen Generalen befehligt, gegen ihre deutschen Brüder zu kämpfen. Zuerst wurden sie bei der Belagerung von Kolberg gebraucht, die ihnen bekanntlich durch die Tapferkeit Schills, Gneisenaus und Nettelbecks mißlang. Zwei Jahre später wurden sie ins Tyrol geschickt, wo sie noch weniger Lorbeern erfechten konnten. Ihr Regiment unter Oberst Egloffstein wurde als Vortrapp des General Royer die Eisack hinabgeschickt, während Lefebore mit der französischen Hauptarmee den Inn hinauf in die Finstermünz zog. Bei der Nachricht, der leztere sey gänzlich geschlagen, zog sich Royer zurück und ließ die armen Sachsen in Oberau stehen, um den Paß über den Brenner zu decken. Vergebens waren alle Vorstellungen des Obersten, er mußte stehen bleiben, wurde natürlich alsbald von der Uebermacht der Tyroler umringt, und konnte, da ihm sogar alle Lebensmittel gebrachen, noch von Glück sagen, daß wenigstens er selbst und ein Theil seiner Leute sich noch durch die Flucht retteten, während der größere Theil der Seinen im Dorf zusammengeschossen und gefangen wurde. Die Fliehenden wurden weit verfolgt, Steine auf sie herabgerollt, von allen Seiten unter sie geschossen. Endlich fanden sie ein Faß Wein, schlugen es auf und wollten sich daran laben, als einem Tambour, der sich darüber lehnte, eine Kugel in den Kopf flog und sein Blut in den Wein sich mischte, der gleichwohl von den matten und durstigen Leuten getrunken wurde. Die bequeme Manier der Franzosen, ihre deutschen Bundesgenossen auf den Vorposten oder beim Nachtrapp aufzuopfern, wurde den armen herzoglich-sächsischen Truppen noch im folgenden Jahr 1810 in Spanien schmerzlich fühlbar. Hier wurden sie zu Manresa von Augerau genau eben so aufgeopfert wie früher auf dem Brenner von Royer und Lefebvre. Dazu kam hier noch die gewissenloseste Vernachläßigung in Bezug auf Verpflegung. — Das schon mehrmals stark decimirte, aber immer wieder erneuerte Contingent wurde nun auch nach Rußland geschickt, aber so spät, daß es erst Wilna erreicht hatte, als die französische Armee schon über die Beresina zurückkam. In derselben Nacht wurden die Sachsen in einem Dorf vor Wilna von den Kosacken allarmirt und durch die Ankunft Napoleons überrascht, der hier sehr leicht hätte gefangen werden können. Die guten Sachsen wurden nun in den nächsten Tagen zugleich von der furchtbarsten Kälte im freien Felde und von der fliehenden französischen Armee überfallen, in die Verwirrung derselben mit fortgerissen und dem gräßlichsten Elend preisgegeben. Scenen des Todes und der Verzweiflung werden uns hier ausgemalt, die vollkommen mit den Gemälden Segurs übereinstimmen, und auf die wir nicht näher eingehen wollen. Der lezte Rest der Gothaner wurde in Danzig eingesperrt und erst durch den Fall dieser Festung befreit. Nochmals 1813 rückte ein neues Contingent an die Elbe, wurde aber von den Preußen übel zurückgeworfen. In Magdeburg eingeschlossen, desertirten davon so Viele, daß der französische Commandant die übrigen entwaffnen ließ und aus der Stadt jagte. Sie waren nämlich plözlich deutschgesinnt worden und wollten nicht mehr unter Frankreich dienen. Auch wurden sie sofort gegen Frankreich geschickt, wo ihre vorzüglichsten Waffenthaten die Vertheidigung von Tournai 1814 und die Belagerung von Mezeires 1815 waren. Als sie nun endlich heim kamen, wurden sie von ihrem Herzog aufs liebloseste empfangen, denn der kleine Herr konnte das französische Bündniß noch nicht verschmerzen und der Patriotismus des Volks war ihm verhaßt. In diesem Sinn hatte er den Soldaten schon im Felde kalte und bittere Armeebefehle zugeschickt; und als sie heimkamen, wurde jeder feierliche Empfang derselben untersagt, der Landwehr, die mit in Frankreich gewesen war, wurde sogar am 6. December bei hartem Frost die Uniform ausgezogen, und die tapfern Leute mußten, von allem entblößt, in Hemdsärmeln ihre heimathlichen Dörfer aufsuchen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 22.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 28. Februar 1838.

Romane und Novellen.

26) Die Pickwickier oder Herrn Pickwicks und der correspondirenden Mitglieder des Pickwick-Clubs Kreuz- und Querzüge, Abenteuer und Thaten. Herausgegeben von Boz. Aus dem Englischen von Roberts. Erstes bis drittes Bändchen. Leipzig, J. J. Weber, 1837.

Ein komischer Roman in der guten alten Manier Fieldings und Smollets, geziert mit Karrikaturen nach Cruikshank. Es ist sehr erfreulich, daß diese komische Manier wieder aufkommt. Man athmet gleichsam wieder frei, nachdem man sich an den breiten historischen Romanen tödtlich gelangweilt und an den Gräßlichkeiten und Unflätereien der neufranzösischen Romantik geekelt hat. In diesem altenglischen Humor weht gesunde frische Luft.

Das lustige Buch beginnt mit einer Scene im Club, worin die parlamentarische Sprache der Engländer vortrefflich parodirt ist. Am Morgen darauf beginnt der Stifter und Namengeber des Clubs seine abenteuerliche Reise: „Die pünktliche Jedermanns-Magd, die Sonne, war so eben aufgegangen, und hatte Licht angeschlagen am Morgen des dreizehnten Mai im Jahr 1827, als Herr Samuel Pickwick gleich einer zweiten Sonne aus seinem Bette stieg, das Fenster öffnete und auf die Welt hinunterschaute. Zu seinen Füßen lag die Goswellstraße, zu seiner Rechten und Linken dehnte die Goswellstraße sich aus, so weit das Auge reichte, und die jenseitige Häuserreihe der Goswellstraße stand gegen ihm über. Wie beschränkt, dachte Mr. Pickwick, ist der Blick der Philosophen, die, sich begnügend mit Prüfung der Dinge, die sie vor Augen haben, das darüber Hinausliegende unerforscht lassen; und ich würde ihnen gleichen, wenn ich mich darauf beschränken wollte, immerfort auf die Goswellstraße hinunterzuschauen, ohne je den Versuch zu machen, in die verborgenen Länder zu dringen, welche sie auf allen Seiten umgeben. Nachdem Mr. Pickwick diese schöne Bemerkung gemacht, warf er sich in seine Kleider, und seine Kleider (einen zweiten Anzug) in seinen Mantelsack.“ Herr Pickwick wird uns als ein schon etwas ältlicher Herr, corpulent, mit einem verhältnißmäßig großen und kahlen Kopfe und einer Brille vorgestellt. Seine Schwäche ist die Beredsamkeit, die er bei jeder schicklichen Gelegenheit leuchten läßt. Er sucht sich seine treuesten Clubanhänger zu Reisegefährten aus. Sie nehmen zusammen ein Cabriolet, und schon in der Stadt beginnt Pickwick in seine Schreibtafel etwas zu notiren, was er bemerkt oder was er dem Cabrioletführer abfragt. Dieser hält ihn für einen Polizeispion, läßt das Wort Angeber fallen und erregt einen Pöbelauflauf gegen die armen Pickwickier. Diesem Spektakel glücklich entronnen, verlassen sie die Stadt und machen unterwegs die Bekanntschaft eines jungen vagirenden Schauspielers, der es sich zum Geschäft macht, sie con amore zu genießen. Sie sind in einem kleinen Städtchen abgestiegen, der Schauspieler ißt und trinkt auf ihre Kosten und beredet denjenigen unter Pickwicks Freunden, bei dem er die meiste Sentimentalität verspürt, den ehrenwerthen Mr. Tupmann, heimlich mit ihm auf den Ball zu gehen, um die schönen Damen des Orts zu bewundern. Da der Schauspieler keinen guten Rock hat, so verschafft ihm Tupmann den Festrock seines Freundes und Reisegefährten, des Dichters Snodgras. Mit diesen fremden Federn geschmückt, macht der Schauspieler, welcher Jingle heißt, großes Glück auf dem Balle und gewinnt namentlich eine Dame, in die ein kleiner, aber sehr rabiater Doctor verliebt ist. Dieser fordert ihn sogleich heraus, aber Jingle entfernt sich lachend. Am andern Morgen läßt der Doctor Satisfaction von dem unschuldigen Snodgras fordern, den der Secundant des Rocks wegen für Jingle hält, bis dieser Irrthum sich aufklärt. Auf der weitern Reise gerathen die unglücklichen Pickwickier bei einem Manöver zwischen zwei Linien gegeneinander stürmender Soldaten und werden jämmerlich zu

Boden gerissen. Dagegen finden sie bei einem reichen Gutsbesitzer, Herrn Wardle, eine desto liebreichere Aufnahme. Herr Tupmann verliebt sich in die ältliche Schwester desselben, Miß Rahel. Nun findet sich aber zum Unglück Jingle auch hier wieder ein, sticht den armen Tupmann aus, entführt die Miß, verschafft sich einen Eheconsens und tritt die Entführte erst gegen eine bedeutende Geldentschädigung wieder ab, worauf er es überhaupt abgesehen hatte. Bei der Verfolgung des Verräthers zeigt sich Herr Pickwick besonders thätig, besteht aber wieder allerlei tragikomische Abenteuer, veranlaßt durch Ungeschicklichkeit im Reiten und Fahren, bei der Jagd &c.

Von dieser ersten Reise glücklich nach London zurückgekehrt, hat Herr Pickwick die Schwachheit, seiner Hauswirthin, der Wittwe Bardell einen Heirathsantrag zu machen. Sie fällt dabei vor Freuden in seinen Armen in Ohnmacht, so daß er die dicke Person kaum halten kann, und ihr kleiner Sohn, der sich einbildet, Herr Pickwick habe seiner Mutter ein Leid gethan, stößt und zwickt ihn schreiend in die Beine. In diesem Augenblick treten seine Freunde ins Zimmer und vermehren seine Verlegenheit. Es wird eine zweite Reise verabredet, und diesmal kommen wir in eine kleine Stadt, in der so eben ein Parlamentsglied gewählt wird. Die Wahlumtriebe sind sehr ergötzlich geschildert. Ein Maskenball, die Bekanntschaft des Pickwickier Mr. Winkle mit der energischen Frau eines Zeitungsschreibers und die Eifersucht des leztern, endlich das Wiedererscheinen Jingles verstärken die Komik dieser zweiten Reise. Jingle hat schon wieder auf eine Dame Jagd gemacht, Herr Pickwick will ihn entlarven, wird aber von ihm listig in die Irre geschickt. Bei einer neuen Jagdpartie hat er vollends das Unglück, auf fremdes Revier zu gerathen, einzuschlafen und im Schlaf in einen sogenannten Pfandstall gebracht und unter Eseln und Schweinen dem öffentlichen Spott preisgegeben zu werden. Ein anderes Abenteuer fällt günstiger für ihn aus. Er verwechselt sein Zimmer im Wirthshause und geräth in das einer Dame, die erst kommt, als er schon zu Bett gegangen ist. Sie fängt sich an zu entkleiden, er glaubt, sie sey irre gegangen und macht sich endlich bemerklich. Nachdem er inne geworden, daß er der schuldige Theil ist, zieht er mit großer Beschämung ab, aber die Dame hat einen Liebhaber, der etwas von der sonderbaren Begegnung derselben mit Herrn Pickwick merkt, und da sie den wahren Verhalt der Sache aus Delikatesse nicht bekannt machen wollen, so geräth er in Wuth. Die Dame glaubt, es werde zu einem Duell kommen und zeigt, um dasselbe zu verhüten, die Pickwickier beim Major der Stadt an. Dieser läßt sie sogleich verhaften. Herr Pickwick protestirt vergeblich. Er wird in einer Sänfte geholt. Sein Bedienter will ihn auf der Straße befreien und insultirt die Constabel; es entsteht ein Straßengefecht, der eingeschlossene Pickwick stößt den Deckel der Sänfte auf und haranguirt das Volk von oben herab. Alle werden vor den Major geführt, der ein unendlich dummer und brutaler Mensch ist und sich ganz von seinem Secretair leiten läßt. Pickwick erhält vollständig Unrecht, bringt sich aber aus aller Verlegenheit, indem er den Major bei Seite nimmt und ihm entdeckt, der Verlobte seiner Tochter, der sich für einen Capitain ausgegeben, sey der ihm wohlbekannte Spitzbube Jingle. Jingle wird entlarvt und aus Dankbarkeit Pickwick ehrenvoll entlassen.

Er kommt nun mit seinen Freunden noch einmal auf das Landgut des Herrn Wardle, um eine Hochzeit mitzufeiern. Auch hier gibt es wieder tragikomische Scenen, z. B. den Einbruch des Eises unter Herrn Pickwick. Diesen ruft endlich ein sehr unangenehmer Prozeß nach London zurück. Die Wittwe Bardell, unruhig über sein langes Ausbleiben, hat ihn vor das Gericht citirt, als einen, der ihr die Ehe versprochen und sein Wort gebrochen habe. Herr Pickwick befindet sich vor Gericht auf dem Stuhl der Angeklagten: „Er erhob sich in großer Aufregung, und schaute umher. Es hatten sich bereits ziemlich viele Zuschauer auf der Gallerie, und nicht wenige Herren in Perücken auf den Bänken der Anwälte eingefunden. Die Schaar der Lezteren gewährte den interessanten Anblick jener angenehmen und reichen Mannichfaltigkeit von Nasen und Backenbärten, wofür das englische Bar von Rechtswegen so berühmt ist. Diejenigen der Herren, die Praxis und Akten hatten, hielten die lezteren sichtbarlich in den Händen, und rieben sich von Zeit zu Zeit die Nasen damit, um die Bedeutsamkeit ihrer Person den Zuschauern möglichst allgemein bemerklich werden zu lassen. Andere, die keine Akten aufzuweisen hatten, trugen gelehrt und mystisch aussehende Octavbände unter den Armen; noch Andere, die weder Akten noch Bücher hatten, steckten die Hände in die Taschen, und machten so weise Mienen als sie konnten; während noch und noch Andere sehr unruhig und wichtig hier und dorthin liefen, um die Aufmerksamkeit und Bewunderung der Uneingeweihten zu erregen. — Mr. Starleigh, der an diesem Tage in Abwesenheit des Lord-Oberrichters fungirte, war ein ungewöhnlich kleiner Mann, und dabei so kugelrund, daß er wie lauter Gesicht und Weste aussah. Er trippelte auf zwei kleinen krummen Beinen herein, und placirte die kleinen Beine, nachdem er sich gravitätisch gegen das Bar, und das Bar sich feierlich gegen ihn verneigt hatte, unter den Tisch und den kleinen dreieckigen Hut darauf; und nunmehr konnte man nichts mehr von ihm sehen, als zwei wunderliche kleine Augen, und ein breites rosenrothes Gesicht, das aus einer großen, sich sehr komisch

ausnehmenden Perücke hervorschaute. — Sobald er sich niedergelassen hatte, schrie der Gerichtsbediente im Saal „Ruhe!“ in gebieterischem Ton; worauf ein zweiter Gerichtsbedienter auf der Gallerie mit zorniger Stimme gleichfalls „Ruhe!“ schrie, und drei oder vier noch weit unwilligere Stimmen denselben Ruf draußen ertönen ließen. Als dieses geschehen war, rief ein schwarzgekleideter, vor dem Richter, doch niedriger sitzender Herr die Namen der Jury-Mitglieder auf, und es fand sich, daß nur zehn Special-Geschworne erschienen waren. Serjeant Buzfuz trug daher auf Ersatzmänner an, und der schwarzgekleidete Herr preßte zwei gemeine Geschworne in die Special-Jury — einen Gewürzkrämer und einen Apotheker. — „Antworten Sie auf den Namenaufruf, meine Herren, damit Ihnen der Eid abgenommen werde,“ sagte der Herr in Schwarz. „Richard Upwitch.“ „Hier,“ sagte der Gewürzkrämer. „Thomas Groffin.“ „Hier,“ sagte der Apotheker. „Nehmen Sie das Buch, meine Herren. — Sie sollen treu und gewissenhaft —“ „Ich muß mir die Nachsicht des Gerichtshofs erbitten, „unterbrach der Apotheker, der ein großer, hagerer Mann mit gelbem Gesicht war, „kann aber in der That nicht mit eintreten.“ „Was haben Sie für Gründe, Sir?“ fragte Richter Stareleigh. „Ich habe keinen Gehülfen, Mylord,“ antwortete der Apotheker. „Kann Ihnen nicht helfen, Sir,“ sagte der Lord Richter. „Sie sollten einen solchen haben.“ „Meine Umstände erlauben es nicht, Mylord,“ entgegnete der Apotheker. „Sie sollten Sorge tragen, daß Ihre Umstände es Ihnen erlaubten, Sir,“ sagte Stareleigh, und wurde feuerroth, denn er war ein wenig reizbar und vertrug keinen Widerspruch. „Sie würden es mir erlauben, wenn mein Geschäft so gut rentirte als es sollte; aber es ist nicht der Fall, Mylord,“ wendete der Apotheker ein. „Nehmen Sie dem Herrn den Eid ab,“ sagte der Richter in bestimmtem Ton. — Die Vorlesung der Eidesformel wurde abermals angefangen, allein der Apotheker unterbrach schon wieder nach den ersten Worten. „Ich muß und soll also den Eid leisten, Mylord?“ „Unfehlbar,“ erwiderte der kleine Richter sehr mürrisch. „Sehr wohl, Mylord,“ sagte der Apotheker kaltblütig. „Allein es wird einen Mord geben, ehe die Sitzung beendet ist. Und nun nehmen Sie mir den Eid ab, wenn es Ihnen gefällig ist, Sir.“ Es geschah, ehe der Richter wieder zum Wort kommen konnte. „Ich wollte bloß bemerken, Mylord,“ sagte der Apotheker, mit großer Ruhe seinen Platz einnehmend, „daß ich nur einen Lauf-Jungen in meinem Laden habe, Er ist ein sehr wackerer Knabe, Mylord, allein mit den Arzneiwaaren nicht sehr bekannt, und ich weiß, daß er stets unter Liquor Schwefelsäure, und unter Senessyrup Laudanum versteht. Das wollt' ich eben nur bemerken, Mylord.“ Bei diesen Worten setzte sich der Apotheker so komfortabel als möglich zurecht, nahm eine sehr zufriedene Miene an, und schien sich auf das Schlimmste vorbereitet zu haben. — Herr Pickwick sah ihn mit dem tiefsten Abscheu an, als einige Bewegung im Saale entstand, und gleich darauf Frau Bardell, auf Frau Cluppins gestützt, hereingeführt wurde.“

In diesem Geist wird die ganze Gerichtsscene durchgeführt. Herr Pickwick wird verurtheilt, sie mit 750 Pfund zu entschädigen. So weit reicht der dritte Band des Romans, der gewiß jeden Leser angenehm aufheitern wird.

27) Romantische Erzählungen aus der Geschichte und den Ueberlieferungen des schottischen Grenzlandes. Von J. M. Wilson. Aus dem Englischen von Roberts. Leipzig, Weber, 1837.

Dreizehn kleine Erzählungen. Die Zerstörung der Stadt Berwick (wobei ein liebendes Paar untergeht) im Jahr 1296. Grisilde Cochrane, die durch ihre Kühnheit, als Mann verkleidet, ihrem Vater das Leben rettet; die Erfüllung eines von einer mißhandelten Zigeunerin ausgestoßenen Fluchs; Raub und Wiederkehr eines Kindes; Midside Maggy oder das Haferbrod von Tollishille ist eine der anmuthigsten Geschichten. Eine liebenswürdige Pächterin erbittet in einem Unglücksjahr für ihren armen Mann die Erlassung der Pacht vom Grundherrn. Er bewilligt es ihr scherzhaft unter der Bedingung, daß sie ihm im nächsten Juni einen Schneeball bringe. Sie birgt Schnee in der Erde und bringt ihm den Ball wirklich, bald darauf wird der Edelmann in die Bürgerkriege Englands verwickelt und gefangen. Die schöne Pächterin weiß den Weg zu ihm zu finden und bringt ihm den Pacht in einem Haferbrod, wofür er ihr nach Beendigung des Kriegs auf glänzende Art seinen Dank darbringt. — Die Sabbathverletzung. Ein Schiffer wagt sich, der Heiligkeit des Sonntags ungeachtet, aufs Meer, verunglückt und wird nur durch die Kühnheit seines Weibes gerettet. Der Hosenbandorden, eine sehr gute Erzählung der bekannten Entstehung dieses Ordens. Lord Soulis, Geschichte eines bösen Zauberers, der ein Liebespaar gefangen hält. Die Abtei Coldingham, eine Mord- und Rachegeschichte. Der geplagte Wähler, tragikomische Schicksale eines englischen Spießbürgers, dem alle möglichen bösen Streiche bei einer Wahl gespielt werden, um ihn zu verhindern, seine Stimme abzugeben. Das gebrochene Herz, eine Scene aus den Zeiten des englischen Prätendenten. Einer seiner Anhänger wird hingerichtet, und seine Geliebte stirbt dabei vor Schmerz. Die Covenanter-Familie, eine Scene aus der Revolutionszeit, wo nach vielen Schrecken der Covenanter mit

dem Cavalier versöhnt wird. Sir Patrik Heune, Geschichte eines Freibeuters und seiner Familie.

Alle diese kleinen Erzählungen sind gut geschrieben und in ihrer Kürze anziehender als es dickribige englische Romane zu seyn pflegen.

28) Carletons Skizzen und Erzählungen aus dem Leben des irischen Landvolks. Aus dem Englischen von H. Roberts mit einem Vorwort von K. Jürgens. Drei Theile. Leipzig, Weber, 1837.

Sehr gute Sittengemälde und Genrebilder aus Irland. Sie würden uns noch weit mehr angezogen haben, wenn es dem Uebersetzer gefallen hätte, die irischen Landleute entweder in der gewöhnlichen hochdeutschen Schriftsprache oder wenigstens in einer bestimmten Mundart, z. B. in der Tyrolischen oder Oberschwäbischen, reden zu lassen. Er hat sich einen ganz willkürlichen Dialekt theils aus verschiedenen andern zusammengesetzt, theils völlig erfunden, und ein solcher Jargon, müssen wir gestehen, zerreißt unser Ohr. Wir werden in derselben Rede desselben irischen Landmanns zugleich an das breite Sächsische, an das verschluckte Rheinländische, an das aspiratenreiche Oberdeutsche ꝛc. erinnert, und dieser gänzliche Mangel an Consequenz thut dem Ohre wahrlich nicht wohl. Gewisse, oft wiederkehrende Wörter hat der Uebersetzer überdies ganz falsch gebraucht, z. B. niet statt nicht. Kein einziger deutscher Dialekt gebraucht niet statt nicht. Die Schweizer brauchen wohl das lange nüt statt nichts, aber anstatt des nicht wird überall nur das kurze nit gebraucht. Wenn es sich von der Uebertragung fremder Provinzialismen handelt, sollte man sie allerdings durch einen verwandten Dialekt der eignen Sprache wiedergeben dürfen, z. B. eine volltönende oder abgeschliffene, einen mit Kehl- und Zischlauten ꝛc. durch einen ähnlichen in unsrer Sprache, wobei man sich inzwischen ganz consequent bleiben müßte. Sollte aber die Verwandtschaft nicht sehr nahe liegen, so thut man besser, die gewöhnliche Schriftsprache beizubehalten.

29) Römerherrschaft in Britannien. Historische Novelle aus der lezten Hälfte des ersten Jahrhunderts. Von H. Wilke. Zwei Theile. Braunschweig, Leibrock, 1837.

Ein Roman aus den Zeiten der römischen Eroberung in Britannien. Man verlangt unwillkürlich hier etwas von Ossians Tönen, findet aber nur die sentimentale Prosa der verwandten Romane Fessiers, deren moderne Phrasen wohl nicht zu den scharfen und rauhen Charakteren jenes barbarischen Jahrhunderts passen.

30) König Margot, Episode aus dem 16ten Jahrhundert. Von Emil van der Burgh. Zwei Theile. Zürich, Höhr, 1838.

Die Geschichte der unglücklichen Liebe zwischen Margaretha, der Gemahlin Heinrichs IV. von Frankreich, und ihrem Stallknecht Aubiac. Er stand ihr bei, da sie verfolgt wurde, rettete sie einmal aus einem brennenden Hause, trug sie im Hemd in den Wald ꝛc. Ihrer Liebe entsproß ein taubstummer Sohn, der auf dem Lande die Gänse hütete. Aubiac selbst wurde gehenkt. Der Roman schließt damit, daß Heinrich IV. seine Gemahlin in Trauer findet und sie erstaunt frägt, für wen sie traure? Für einen Stallknecht sagt sie, er war zwar nur ein einfacher Stallknecht, aber er hatte das Herz eines Königs. Der noble Anstrich, der diesem unanständigen Verhältniß gegeben wird, ist übel angebracht.

31) Denkwürdigkeiten einer Aristokratin. Aus den hinterlassenen Papieren der Marquise von Crequi. Von Fanny Tarnow. Vier Bände. Leipzig, Kollmann, 1837.

Die Marquise wurde nahe an hundert Jahre alt, besuchte den Hof Ludwigs XIV. und noch den Napoleons, verließ Paris in dieser langen Zeit niemals und erlebte alle die großen Schicksale, welche die Stadt getroffen hat. Das Leben dieser Dame ist in der That ein interessanter Stoff für die französische Memoirenfabrikation, und die Bearbeitung ist wohlgerathen. Die alte, fromme Dame wird redend eingeführt. Sie gibt alle ihre Erinnerungen Preis vom Hofe des vierzehnten Ludwig, von der Maintenon, vom fünfzehnten Ludwig, von der Pompadour, von allen möglichen berühmten Personen jener Zeit, Staatsmännern, Feldherren, Gelehrten, Dichtern, Voltaire, Rousseau, vom sechzehnten Ludwig, vom Hofe der Königin Marie Antoinette (wobei sie sich sehr ungünstig über Frau von Campan äußert), von den Sitten und Moden vor der Revolution, von der Schreckenszeit, in welcher auch sie im Gefängniß lag, von bedeutenden Personen jener Zeit (Robespierre, den sie besucht habe, Madame Roland, von der sie besucht worden seyn will ꝛc.), dann vom Directorium und Consulat, von der Frau von Staël ꝛc. Diese Recapitulation der französischen Geschichte ist im Vergleich mit dem Reichthum ihres Inhalts auch nicht so weitläuftig, wie es z. B. die Memoiren der Herzogin von Abrantes sind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 23.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 2. März 1838.

Romane und Novellen.

32) Die Revolution. Eine Novelle von Henrich Steffens. Drei Bände. Breslau, Mar u. Comp., 1837.

Herr Professor Steffens versteht unter dem schrecklichen Titel, den er seiner Novelle vorgesezt, nicht eine wirkliche Revolution, sondern nur das Phantom, das man in unserm friedsamen Deutschland dafür zu halten pflegt. Es handelt sich bloß von ein paar geheimen Verbindungen, deren Mitglieder beständig in Verbrecherangst zittern und beben, und von ein paar brutalen Pöbelaufläufen, die zu bändigen ein kleiner Trupp Reiter und sogar die feigherzige Polizei hinreicht. Das ist die ganze Geschichte, die der geistreiche Professor würdig genug gefunden hat, um sie zum Gegenstande eines sehr ernsthaften und gefühlvollen Romans zu machen, wenn anders eine drei Bände starke Novelle Roman genannt zu werden verdient.

Die Hauptpersonen des Romans sind ein gewisser Louvet, das gute, und ein gewisser Adrian, das böse Princip. Beide haben sich schon in der französischen Revolution bekämpft, und es kommt uns etwas wunderlich vor, sie auf der Bühne unsrer neuesten kleinen deutschen Revolutionen wiederzufinden. Ein gewisser interessanter junger Edward, der immer Naturwissenschaften studirt und wie Archimedes die Nase nicht aus den Büchern thut, wenn ihm auch die Revolution noch so laut an die Hausthüre pocht, oder wie Goethe, der sich, als Deutschland Napoleons Joch abwarf, einschloß und chinesisch studirte, wird gleich anfangs durch Wahlverwandtschaft mit jenem alten Louvet verbunden und erscheint zulezt als dessen verlorner Enkel. Ein Freund desselben, der feueige Theodor, wird in die geheimen Verbindungen eingeweiht, und so geht denn die ganze Bewegung der Zeit, die eigentlich keine ist, sondern nur eine mit sich selber unzufriedene Stagnation, an uns vorüber, und der Verfasser ermangelt nicht, die politischen und literarischen Zeitrichtungen in seiner gewohnten Manier geistreich zu paraphrasiren.

Daß hochgestellte Gelehrte sich in den Kampf des Lebens mischen, oder wenigstens ihr Urtheil nicht vorenthalten, ist schäzbar. Sie, die den Beruf haben, namentlich die Jugend über die Zeit aufzuklären, sollten sich nicht, wie fast ausschließlich geschieht, in ihr Fachstudium zurückziehen, sondern dreist heraus ins Leben treten, und ihre Meinung sagen über die Zeit, und die öffentlichen Discussionen nicht dem unberufenen jungen Journalistenpöbel allein überlassen. Insofern ehren wir die Bemühungen des Herrn Steffens sehr. Jedoch scheint es uns, es zieme einem Gelehrten von seinem Geist, von seiner Stellung, von seinen Jahren, das große Kapitel der Revolution ein wenig tiefer zu ergründen. Er nimmt durchgängig an, daß die Opposition gegen die absolute Monarchie und gegen den Adel, sie mag nun constitutionell geregelt oder in revolutionärer Wildheit auftreten, verwerflich und nur die Sache von Bösewichtern oder seichten Köpfen, überall aber unmotivirt, ein aus der Luft gegriffenes Böse sey. Von einem Unrecht oder Uebermaaß auf der regierenden Seite, durch welche nach Gesetzen der Pendelschwingung der Rückschlag der Revolution erklärt wird, will der sonst mit den Naturgesetzen vertraute Steffens nichts wissen. Er sezt stillschweigend voraus, daß die regierende Gewalt stets eine liebevoll versöhnende Persönlichkeit, die göttliche Gnade incarnirt im patriarchalischen Königthum sey, und vergißt ganz, daß es auch Tyrannen gegeben hat, und selbst unter den wohlwollendsten Regenten (wie unter Ludwig XVI.), Regierungssysteme, deren Unnatur und Unerträglichkeit zur Auflösung des Staats führen mußte. Wenn man von Revolutionen spricht, muß man doch nicht bloß ihre schlimmsten oder lächerlichsten Seiten auffassen; die verbrecherischen Gesinnungen, die sich ihrer bemeistern, den

Pöbel, der sie mißbraucht und die Narren, die eine machen wollen, wo sie unmöglich ist. Das ungeheure Schicksal, dessen Erfüllung sie gewöhnlich sind, läßt sich mit keinem kleinen Maaßstab messen. Und große Ursachen sind zu erwägen, eine kolossale Tyrannei, eine religiöse Verfolgung, ein Nationalbankerott, aus denen wirklich große Revolutionen hervorgehen, nicht aber jene kleinen Zustände, die hauptsächlich deßwegen so peinigend werden, weil sie, obgleich unleidlich, dennoch zu klein für den Enthusiasmus einer Revolution sind. Die Tyrannei in Anhalt-Zerbst z. B., wie sie im vorigen Jahrhundert war, als Sintenis sich darüber beklagte, hätte noch weit quälender seyn können, und eine Revolution dagegen wäre dennoch nur lächerlich gewesen, weil in kleinen Verhältnissen alles klein wird.

Je mehr wir wünschen, daß gelehrte und hochgestellte Männer durch ihr Urtheil auf die öffentliche Meinung einwirken möchten, um so näher liegt uns auch der Wunsch, sie möchten der Wahrheit treu bleiben, um ihre Leser nicht bloß schön anzureden, sondern wirklich zu überzeugen. Wir fürchten, Schriften wie Goethe's Bürgergeneral und wie diese Revolution von Steffens vermögen den Abgrund der Revolutionen nicht zu schließen, und Verkleinerungen einer wirklich großen Erscheinung sind am wenigsten geeignet, ihre Macht zu schwächen. Man muß gerecht, man muß wahr seyn. Man muß den jungen Leuten sagen: es ist unsinnig und frevelhaft, eine Volksmasse, die mit ihrem Schicksal zufrieden ist, aufregen und, wo die Verhältnisse gar zu klein sind, ist es lächerlich, einen Sturm in einem Glase Wasser erregen zu wollen. Aber man muß auch nicht verhehlen, daß die Zufriedenheit der Volksmassen, die gerechteste Justiz, die billigste Administration, die sorgfältigste Pflege und Erweiterung des Wohlstands und die Behauptung einer ehrenvollen Stellung nach außen, die Kräftigung des deutschen Nationalgefühls und Stolzes unerläßliche Bedingungen einer gesicherten Zukunft sind. Und fragt man unparteiisch, wer bewirkt hat, daß wenigstens ein approximatives Wohlbehagen die deutschen Volksmassen im Frieden und den Revolutionen abgeneigt erhalten hat, so muß man neben den wohlwollenden Regenten doch auch die von Steffens so mitleidig über die Achseln angesehenen Landstände nicht ganz unerwähnt lassen, die in der That nach oben manche Ministerial- und Hofwillkür eingeschränkt und nach unten manche gesetzlose Leidenschaft gedämpft haben. Steffens wird mit seiner Vergötterung des absoluten Regiments der wirklichen Geschichte gegenüber in manche Verlegenheit kommen. Die Geschichte des vorigen Jahrhunderts ist eine sehr kalte Antwort auf die warme Empfehlung des Herrn Steffens, und was denkt er wohl von seinen gelehrten Collegen in Göttingen?

Müssen wir nun bedauern, daß Steffens nicht genug die großen Naturgesetze der Revolutionen gewürdigt, und daß sein Buch durchgängig nur eine der absoluten Monarchie und dem Adel gewidmete Schmeichelei ist, so hindert uns dies doch nicht, alle die Partien vollkommen anzuerkennen und sehr wahr und schön zu finden, in denen er die wirklich verächtlichen und lächerlichen Seiten unsrer aufgeregten Zeit und Literatur schildert, z. B. das, was er über die antichristlichen Tendenzen sagt: „Ja selbst, was bisher für die Grundwahrheit des Daseyns galt — freilich nur durch träumende Hingebung geheiligt — konnte diesem Grundtrieb des Daseyns, der seine Wahrheit in der Lüge erkennt, nicht widerstehen. Wie allmälig, wie langsam, aber wie sicher hatte man ihre Vernichtung vorbereitet. Sie ist gestürzt. Zwar erschienen keine Titanen, Ossa auf Pelion wälzend, im Streit gegen die Götter, diese siegten. Ein Gewürm vielmehr nagte erfolgreicher an der alten verborgenen Urwurzel des Daseyns. Der Stamm schwankte, da rühmte sich das Gewürm der gelungenen That und hatte keine Ahnung davon, daß es selbst nur ein Produkt der Fäulniß war. So widert uns dieses schwächliche, ekelhafte Gewühl an, die Versumpfung der Geschichte, ein pestartiges Miasma. Geistesbankerotte Juden, verunglückte Studenten sind aus Verzweiflung unter die geistreichen Schriftsteller gegangen, wie man sonst Marqueur oder schlechter Schauspieler oder Croupier ward. — Freund, sagte Wolf, den eifrig Redenden unterbrechend, Du springst auf einmal von den größten Ereignissen zu diesen kleinen des Tages und bist doch auch unbillig. Unter denen, die Du bezeichnest, finden wir in der That bedeutende Talente. — warum ich von diesen rede? fuhr Adrian fort, nun, sie sind mir, wie sie da sind, eben recht. Nicht ohne Talent, wie Du sagst, und habe ich das nicht zugestanden? Kein Bettler macht bankerott. Sie sind Nachtigallen, ich will es nicht läugnen, wie sie im April die ersten Töne anschlagen; aber, wenn wir nun die schmetternden Gesänge erwarten, die uns den Jubel eines neuen lebendigen Erzeugnisses verkündigen sollen, haben sie sich in kreischende Raben verwandelt. Ihre lyrischen Ergüsse sind durch die Gewitter der Zeit sauer geworden, die Kindermilch ist abgestanden und der Käse in Moden zergangen. Wie thöricht, diese Erscheinung als eine einzelne zu betrachten. Sie ist die Signatur der Zeit, die vor ihren eigenen Zeichen in erbärmlichem Schauder zurückbebt. Was uns früher verband, war jene Illusion des Glaubens, die jetzt zerstört ist. Sie knüpfte uns an die Familie, an den Staat, an Gott, sie verband jede vereinzelte Erkenntniß. Jetzt sind die Seelen von Gott, die Bürger von dem Staate, die Weiber von der Ehe und die Meinungen von der

Weisheit emancipirt. Damals durfte man sich gestehen, daß man die Seinigen, die Obrigkeit, die Wissenschaft, daß man Gott liebte, weil eine täuschende Hoffnung uns spornte und trieb. Jetzt ist die Unsterblichkeit eine Thorheit, und die Erwartung, daß unsre Thaten Früchte tragen, ist ein kindischer Wahn geworden. Dem Fleisch ist sein Recht geworden, und der gegenwärtige Genuß ist Alles. Was gilt in der herrschenden Gesellschaft, was ist dort das Gebietende und erscheint als die geistige Aristokratie? Dürfen wir läugnen, daß es die vereinzelten Virtuositäten sind? Sie selbst haben keinen Zusammenhang, keine Vereinigung. Die Kunst ist ohne Religion, die Poesie ohne Volk, die Lehre ohne Glauben. Wir suchen in allen Zeiten, wir treten zurück in eine abgestorbene Vergangenheit und wühlen in den Ruinen einer innerlich, wie äußerlich verschwundenen Zeit, um Gegenstände für unsre Virtuositäten zu suchen, und gelingt es uns, eine zugestandene Täuschung hervorzurufen, dann sind wir mit uns zufrieden, und der Bewunderung gewiß. Der Versuch, einen Grund für diese wechselnden Genüsse, eine höhere Einheit in diesem Taumel, der uns augenblicklich zu sättigen scheint, und unerquickt darben läßt, zu finden, wird gepriesen als ein Meisterstück des Scharfsinns, aber auch als eine Virtuosität. Der Naturforscher erhält unsern Beifall, wenn er sich und uns belügt, aber er wird ein Thor, wenn er an seine Lügen glaubt. Die Philosophie verspricht uns den Glauben. — Wer ist der armselige, der auf ihre Versprechungen bauet? Was dem ganzen vergangenen Daseyn seinen Werth gab, die kindische Naivität der Liebe und Treue, die den Himmel schuf und einen Gott, wollen diese Pedanten durch künstlich gestellte Worte, durch Paragraphen und Methoden zurückzaubern. Können sie uns den verlornen Frieden wieder schenken? Sie selbst sind aus den finstern Räumen der Schule herausgetreten, treiben sich in der bunten Welt herum, und ein Jeder versucht es, den Faust auf seine eigne Faust zu spielen. Ein Jeder ist scharfsinnig genug, die Nichtigkeit der Uebrigen darzuthun, so findet er unsern Beifall, und mit Recht, aber wenn er sich wohlgefällig in seiner eignen Weisheit spiegelt, wenden wir uns hohnlächelnd ab. Die sogenannte Literatur ist zum Spott geworden, und wer sich mit ihr gemein macht, muß sich aus der guten Gesellschaft zurückziehen, um nicht Gegenstand des Spottes oder des stummen Mitleids zu werden. Und dennoch leiden Alle an den Uebeln der verhöhnten Literatur. Die Mächtigen verlachen mit Recht Professoren und Pedanten, die sich wie Politiker geberden, und sie merken es nicht, daß Collegienhefte und Paragraphen in die Säle der Berathung eingedrungen, daß sie selbst Professoren geworden sind. — Der arme Mensch will sich doch losreißen von diesem Taumel, er will sich von den Genüssen befreien, um sich ihnen gegenüberstellen zu können, und so wird Ironie der Götze des Tages, und sie ist auch da, wo man kaum ihren Namen kennt. Da verkehrt sich das verzweifelnde Hohnlachen in ein anmuthiges Lächeln, das Angstgeschrei in tadelnde Poesie und wird wieder eine Virtuosität, die wir bewundern und genießen. So spricht das furchtsame Kind oder schreit im Finstern, um sich selbst zu hören und dadurch die Gespenster zu verscheuchen — wir singen um unsern Jammer, und tanzen, um unsre Schmerzen zu verbergen, und die Ironie ist ein in Leichtsinn verkehrter Stoicismus geworden."

Und an einem andern Ort: „Sie haben Recht, mein Herr, sagte ein junger lebhafter Mann, das politische Geschwätz ist langweilig geworden, und die Brühe, die in den Kammern alle paar Jahre aufgewärmt wird, ekelt den geistreichen an. Wir müssen tiefer in die socialen Verhältnisse hineingreifen, der Geist muß sich in sich selber erfrischen, von ihm geht alles aus und zu ihm strömt alles wieder zurück; so allein wird Deutschland jung und neu; und was nenne ich Deutschland? die ganze civilisirte Welt hat ein Streben, die nationellen Vortheile müssen fallen, wie so viele andere. Frankreich fängt an Deutschland zu begreifen, und wir werden unsre albernen Tugenden, unsre pedantischen Maximen, unsre Literatur und so Vieles, worauf wir einen übertriebenen Werth setzen, glücklich los. Wenn wir französisch werden, wird der Franzose deutsch. Sahen wir nicht die alberne Sentimentalität des Christenthums allmälig verschwinden. Diese krankhafte Liebelei, diese thörichte Furcht vor einem Gotte, welcher uns Jahrhunderte lang mit Versprechungen geäfft hat, wird auch verschwinden, wie so manches Andere. Die Pfaffen haben schon so lange an ihrer Kanzel gerüttelt, diese ist dadurch so lose geworden, daß der Prediger die Unsicherheit seiner Stellung wohl erkennen muß. Wir werden noch die Altäre zum fröhlichen Mahl eingerichtet sehen und werden nicht in trübseliger Erwartung dessen, was da kommen soll, ein heiteres Daseyn uns verkümmern. Das Leben selber soll uns ganz besitzen, nur der Lebendige hat Recht. Wenn die warme glühende Sinnlichkeit Vertrauen zu sich selbst faßt, wenn wir aufwachen aus den Träumen, die uns festhielten, und mit offenen klaren Augen um uns blicken, dann wird das alte Gespenst von selbst verschwinden, die Gegenwart eine heitere Poesie entfesselter Geister werden, und wir werden die frohen Dionysosfeste feiern. — Die Vorbereitungen dazu, unterbrach ihn Theodor, scheinen bis jetzt ein wenig trübselig ausgefallen zu seyn. Wir haben nichts übrig, als die Reste der Hekatomben, die unlängst von den früheren Opfern übrig

blieben, und die etwas stinkend geworden sind, das ist das Fleisch, das man emancipiren will. — Ein recht schlächtermäßiger Ausdruck. Und welche unsinnige Zusammenstellung bei den lächerlichen Emancipations-Versuchen! Die Juden, die Frauen und das Fleisch soll frei werden. Von den erstern rede ich nicht, sie sind Jahrhunderte lang die gedrückten Irländer des ganzen civilisirten Europas gewesen, wir dürfen uns nicht wundern, wenn sie sich an uns reiben. Klüger als die Irländer, haben sie gewußt, sich den Zaubergürtel des Kosmopolitismus zu erhalten, der, mächtiger als Philosopheme, alle Volksthümlichkeit vernichtet — das Geld, und an O'Connells, die sie besolden, fehlt es ihnen nicht. — Aber was von der Emancipation der Frauen gesprochen wird, ist wahrhaft empörend und beweist mehr, als Alles, daß der Dionysos, den wir jezt verehren, nicht der heitere Gott der Trauben, sondern nur ein Bierbruder ist. Welche Masse von Gemeinheit, von stumpfsinniger Philisterei liegt in einer Ansicht verborgen, die nicht mehr die Gewalt der Frauen und ihre ursprüngliche Freiheit erkennen will! Einst kannte Europa eine großartige, bedeutende Gestalt, die zarteste und stärkste zugleich, die freieste, kühnste und unterwürfigste. Sie diente dem Herrn und der Magd mit gleicher Treue, und wenn sie knieend in heiliger Andacht vor Gott hinsank, erschien sie eben so bedeutend, als wenn sie muthig kämpfte. Ein Wort, inhaltsschwer und von Wenigen in seiner vollen Tiefe erkannt, bezeichnete ihre eigentliche Würde und ihren innern Werth. — Es ist die reine fleckenlose Rittersehre, durch sie allein einer poetischen Darstellung fähig, ohne daß sie aufhört, Religion zu seyn. Mag sie einfach und kindlich hervortreten, mag ihre Sprache ungeschickt, ja hart erscheinen, sie trägt die ganze weite Welt der Dichtkunst in sich verhüllt, und es gibt keine Andere, Ihr gegenüber, und wo sie verdrängt wird, tritt die platte Gemeinheit hervor, und alle Gerüche der Geistreichigkeit vermögen den ursprünglichen Knoblauchsgeruch nicht zu verdrängen. Ihr wollt die Weiber in Männer verwandeln, weil Ihr selber weibisch seyd. Wenn Ihr die Kraft habt, emancipirt Euch selber, werdet Ritter im eigentlichen Sinne, und Ihr werdet nicht in einem unsinnigen Kampfe die Freiheit suchen, die Ihr schon besizt und die Euch keiner zu rauben vermag. Aufgefordert hat uns die Zeit dazu, und wie der Protestantismus einen jeden Christen zum Priester weihte, hat er einem jeden Bürger den Ritterschlag ertheilt. — Ich habe das rechte Wort gefunden für das, was ich oben immer noch zu allgemein anzudeuten suchte. Wißt Ihr, was ein Ritter ist? Wagt Ihr es, die feste mannhafte ritterliche Treue Hundtreue zu nennen, Bedienten-Unterwerfung zu schelten? Doch was wagt die Gemeinheit nicht! Ein jedes Daseyn, welches sich selbst ergriffen, aus sich selber eine eigene Tüchtigkeit entwickelt, nicht aus zerfezten, herumfliegenden Lumpen einer in sich zerfallenen Zeit zusammengeflickt ist, stellt eine feste Burg dar, ist ein wahres Ritterthum. Doch, wo ist diese Gestalt geblieben in einer Zeit, die sich in ihrer bodenlosen Tiefe nicht mehr zu fassen vermag? In welche verzerrte Maske ist sie verwandelt, wie sie in unsern Erzählungen, auf unsern Theatern herumspukt! Wir führen diese zahmen Ritter herum, wie die Löwen in dem Käfig, sie laufen hin und her in ihrem Gefängnisse, wie diese, und unsre Dichter, den Thierwärtern ähnlich, haben es gewußt, sie abzurichten, ja sie stecken ihren Kopf in den offenen Rachen, ohne von ihnen gebissen zu werden. — Darf vom Ritterthum die Rede seyn in einer Zeit, in welcher es nicht bloß einzelne Verläumder gibt — die waren immer da, — vielmehr die Verläumdung sich als ein System ausgebildet hat, als ein nur zu wesentlicher Theil des Staatslebens, aller socialen Verhältnisse, wie der Literatur? Der Ritter geht scheu an dem geschriebenen Blatte vorbei, und erröthet, wenn eine unwillkürliche Aeußerung ihm das stille Geheimniß verräth, das man ihm verbergen möchte. Wir wühlen in vertrauten Briefen und kramen schamlos geraubte Geheimnisse auf dem Markte aus. Nichtswürdig genug ist es schon, ein Zeichen der niedrigsten Gemeinheit, wenn wir im Kampfe den besiegten Feind noch berauben; aber die literarischen Taschendiebe fangen mit gemeiner Tollkühnheit den Kampf an, mit einem geplünderten Geheimniß verlassen sie schimpflich den Kampfplatz und verkaufen den Raub. Es gibt keinen redlichen Kampf mehr, gegen das Ehrloseste ist die civilisirte Welt abgestumpft, und duldet es, ja, es gewährt ihr einen unnatürlichen Genuß. Wo ist der ritterliche Sinn geblieben, der den Werth eines fremden Daseyns auch in dem Feinde zu schützen und zu schonen wußte? Sagt nicht, ein solcher Ritter wäre nie dagewesen. Davon ist die Rede nicht. Aber das Ritterthum war das geschäzte und geachtete Urbild einer bessern Zeit, sie erkannte sich in diesem. Der Sklavenhandel findet noch statt, aber die Civilisation hat ihn als ein Verbrechen dargestellt. Wir treiben den Handel mit fremder Ehre, wie die Sklavenhändler früher ihren, völlig unbefangen und naiv als ein bürgerliches Geschäft. Entsteht das Ritterthum wieder, so seyd ihr frei, eurem Gott und eurem König treu, das eigene Geschäft ist euer Stolz, der Staat ist frei — und die Frauen."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 24.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 5. März 1838.

Romane und Novellen.

32) Die Revolution. Eine Novelle von Henrich Steffens. Drei Bände. Breslau, Max u. Comp., 1837.

(Schluß.)

„Es gibt keine philisterhaftere Gemeinheit, nichts so platt und plump Prosaisches, nichts so Dummes, wie das Gerede über die Emancipation der Frauen. Es ist der Kettenhund, der den Frauen auf den Schooß springen und Schooßhund spielen will. In einer frühern Zeit suchte die Dichtkunst die Gemeinheit von sich fern zu halten, den bürgerlichen Verhältnissen gereinigt eine tiefe Bedeutung zu geben; die neueste Genialität haßt die Dichtkunst und meint ihre höchste Bedeutung erlangt zu haben, wenn es ihr gelingt, die Gemeinheit in ihrer vollkommensten Reinheit darzustellen. Ja, so verkehrt ist die Zeit, daß sie die Poesie selbst ein Philisterthum nennt.“ Dies ist in der That geschehen, man denke an das, was die junge Kritik über Uhland gesagt hat.

Als poetischen Naturforscher hat sich Steffens auch hier wieder bewährt, und dies ist seine liebenswürdigste Seite. Wie schön spricht er von der wahren Naturpoesie in Vergleich mit der Affectation derselben:

„Wir leben am tiefsten mit der Natur verbündet — sie hat uns ergriffen, wie der Leib die Seele, mit ihr vermögen wir alles, ohne sie nichts. Je reiner wir uns dem Geist hingeben, der in ihr mächtig ist, desto durchsichtiger wird sie uns, desto freier wir selbst. Wären Euch die Schriften der Naturforscher aus dem vorigen Jahrhundert, meist aus der ersten Hälfte bekannt, hättet Ihr Ruhe, sie zu lesen, den Sinn, den sie andeuten, zu fassen — Ihr würdet euch dann besser verstehen. Es war die ruhige Zeit, in welcher die politischen Verhältnisse, die Kriege selbst den innern Genuß eines stillen, sich selbst beschränkenden Lebens nicht zu stören vermochten. Schlagt die Bücher auf. Ihr findet nicht selten die geliebte, ruhige Wohnung, die gefeierte Stätte der stillen Forschung; ein anmuthiges Schloß, von Gärten umgeben, vorne den Teich, von Bäumen lustig umkränzt, im dichten Rohr nisten Vögel, Insekten schwärmen, Schnecken liegen im Vorgrunde, und ein höchst anziehendes friedliches Leben schwebt über dem Ganzen. Es ist unmöglich, die Schriften dieser Zeit — Réaumur, Schwammerdam, Trembley, Bonnet — wenn er, der allgemeinen Reflexion entsagend, sich der stillen Betrachtung hingibt — Lyonnet, de Geer, Rösel, Gleichen zu lesen, ohne zu ahnen, daß hinter diesen Studien eine Poesie ruht, ja, daß diese selbst mit tiefer Ahnung die Forschenden ergreift, obgleich sie noch keine Gestalt, keine Sprache gefunden hat. Mag man die religiöse Naturbetrachtung aus dieser Epoche tadeln, wie man will, es ist gewiß, daß sich auch in dieser Richtung etwas Höheres zu bilden versuchte, was eine spätere Zeit wieder aufnehmen, tiefer entwickeln wird. Euch allen ist der Hamburger Götze bekannt, seine starren religiösen Ansichten, sein geistloser Kampf. Eine jede solche Einseitigkeit, mag sie religiös oder politisch seyn, wird nichtig, abstrakt, fanatisch. Dieser hatte einen viel jüngern Bruder, dessen tüchtige Naturstudien ihm einen bleibenden Ruhm erwarben, während Jener den seinigen zerstörte. Er gehörte ganz zu den Schriftstellern, die ich genannt habe, und der Gegensatz, durch die Verwandtschaft uns so nahe gerückt, ist auffallend und lehrreich auch für unsere Tage. Und wenn wir neben diese stillen, so unscheinbaren Anfänge die mächtigen Naturschilderungen von Humboldt, Reinwardt, Blum, Martius, Pöppig hinstellen, die Euch gewiß nicht unbekannt sind: ahnet Ihr da nicht, daß hier eine Poesie geboren wird, deren unermeßliche Bedeutung für spätere Geschlechter sich entwickeln soll? Noch ringt die Darstellung mit der unbiegsamen wissenschaftlichen Sprache. Die keimende Einbildungskraft ist der Schulzucht unterworfen. Die Geschichte, die jezt von den mechanischen Kräften, von der Gravitation, von der Masse beherrscht wird, ringt nach Leben, nach organischer Form. Wir studiren die Grammatik, und weil diese Erziehung zeitgemäß ist, hören wir

die unnützen Knaben, die der Zucht entrinnen, von großen Aufgaben der Menschheit schwatzen, sehen, wie sie Herrscher der Zeit, und armselige Helden spielen, und mit leeren Begriffen wie mit Schneebällen um sich werfen. Ich darf es behaupten, rief er, und ward immer heftiger, eine schönere Idylle ruht in jenen ältern Schriften, wenn man sie herauszulesen versteht, als in den Gesnerschen, die Käfer, die Schmetterlinge und ihre Verwandlungen, die Réaumurschen Bienenzellen, ja die Spinnen und Rösels Frösche sind ganz andere und tiefere idyllische Gestalten, als Chloe, Damon und Daphnis. Man spricht von den Menschen, als bildeten sie in ihrem vergänglichen Daseyn den einzigen Gegenstand, der der Forschung, der Betrachtung würdig wäre. Ist aber die Natur nicht unser eigenes, innerstes Leben, Worte, die, uns entfremdet, in Gestalt stumm wurden, und nun das verlorne Verständniß, die verschwundene Sprache suchen! — Die Freunde blickten sich verwundert an, sie lächelten mitleidig, sie verstanden ihn nicht. Das alte Sprichwort ist wörtlich in Erfüllung gegangen, rief Theodor, laut auflachend: qui amat ranam, ranam putat esse Dianam, und das Gespräch war abgebrochen."

Es ist ziemlich unbegreiflich, wie bei einer so poetischen Anschauungsweise Steffens doch in der Anordnung und Durchführung seiner Novellen so wenig klaren Blick zeigt. Die Einheit der Handlung geht bei ihm in einer Verwirrung meist nur sehr oberflächlich motivirten Situationen unter. Die Personen drängen sich herbei, jeder will möglichst „bedeutend" seyn. Wir glauben uns immer in einem zu vollen Zimmer zu befinden, wenn wir eine Novelle von Steffens lesen. Doch das geistreiche Raisonnement ersetzt die Scenerie und ist das eigentlich Poetische bei ihm. Wenn er ins Gebiet der gewöhnlichen Romanpraxis hinabsteigt, z. B. zärtliche Scenen schildert, verfehlt die Prosa fast nie, ihm mit einem ironischen Gruße zu begegnen. So heißt es Theil I. S. 225: „So hatte Tod und Leben, Liebe und Haß sich verbündet, um diesen Moment zu heiligen, der das Innerste zweier Liebenden aufschloß, die, scheinbar getrennt, jetzt erst erkannten, daß ihre Vereinigung ewig sey. Gottlieb mußte uns mahnen, denn wir hatten alles um uns her vergessen."

33) Der Verbannte von 1831. Roman aus Griechenlands neuester Geschichte, von Alex. Sutsos. Aus dem Neugriechischen. Berlin, Heebig, 1837.

Wir wissen nicht, sollen wir es loben oder tadeln, daß dieser Roman den gewöhnlichen Correspondenzartikeln aus Griechenland und Philhellenentagebüchern vollkommen ähnlich sieht. Ein wenig Stolz auf die altgriechischen Ahnen, einige Ruinen von Marmor als ehrwürdige Dekorationen, eine griechische Schöne in der Manier des Lord Byron gemalt, und das Uebrige politische Geschichte und Reflexion im modernsten Correspondenzstyl. Das Interesse dreht sich um die Katastrophe des Grafen Kapodistrias, und der Roman schließt mit der Ankunft des Herrn Thiersch auf griechischem Boden und mit der frohen Aussicht auf den bayerischen Otto, der „als junger König für das junge Volk" erwartet wird. Der Verfasser gehört nicht zu den Anhängern des Grafen Kapodistrias, den er folgendermaßen charakterisirt: „Joannis Kapodistrias, von durchdringendem Verstande und seltenen Vorzügen, übertraf ohne Zweifel alle Fremden, die während des griechischen Freiheitskampfes nach Griechenland gekommen sind. Grieche seiner Abstammung nach, besaß er jenen aufgeweckten, rastlosstrebenden Geist, der die Griechen auszeichnet. Wenn man erwägt, daß er aus niederem Stande zu dem Glanze sich erhob, der ihn später umstrahlte, daß er die Gemüther von Königen, Aristokraten und Demokraten Europas beherrschte, und sich einen Namen in der Geschichte seiner Zeit erwarb, so kann man dies alles nicht dem bloßen Zusammentreffen glücklicher Umstände, sondern vielmehr der wirklichen Bildung, die er besaß, zuschreiben. Allein, erzogen in den Sitten Venedigs und in Schulen Italiens gebildet, erreichte er weder jene Höhe der Gesinnungen, die große Männer auszeichnet, noch eignete er sich jene Humanität an, die den wahrhaft tugendhaften Menschen in allen Verhältnissen eigen bleibt. Außerdem trug auch der längere Aufenthalt in dem Lande einer unbeschränkt monarchischen Verfassung dazu bei, daß er manche falschen politischen Grundsätze für richtig annahm und unwillkürlich einen despotischen Charakter sich aneignete. Unter solchen Verhältnissen seines früheren Lebens und seiner späteren Stellung verwischte sich das ursprüngliche Edle in seinem Wesen, und daraus erklären sich die mancherlei Laster und Tugenden, die er auf eine so auffallende Weise in sich vereinigte. Unsittlich und falsch in Dingen der Politik, war er einfach und tugendhaft in seinen Privatverhältnissen. Intriguant und höfisch bis zu gänzlicher Selbstverläugnung, erschien er in seinem Hause als ein schlichter Philosoph. Begeistert für die großen Männer des Alterthums, die er sich oft zum Muster zu nehmen bemüht war, trat er gleichwohl die Gesetze ungescheut mit Füßen und verrieth gewissenlos die Menschheit. Gleichmäßig geneigt zur Tugend und zum Laster, würde er vielleicht den rechten Weg nicht verfehlt haben, wenn er auf die Rathschläge gutgesinnter Bürger gehört hätte. Unter der Leitung seiner Brüder und schlechter Minister aber starb er auf traurige Weise mitten unter Verbannungen, Einkerkerungen und Proscriptionen aller Art. Seine Rednergabe bestand mehr in der Leichtigkeit, Worte geschickt zusammenzustellen, als in Kraft der Gedanken, und seine gerühmte Energie im schriftlichen Ausdrucke mehr

in geistreichen Sophismen, als in Ideenreichthum. Schlechter Gesetzgeber, noch schlechterer Finanzmann und Haupt einer Regierung überhaupt, war er jedenfalls einer der gewandtsten Diplomaten Europas."

Eine Scene aus den innern widerlichen Parteikämpfen Griechenlands, wie die vorliegende, scheint für den vaterländischen Dichter kein so dankbarer Stoff zu seyn, als es eine Scene aus dem großen Nationalkampf gegen die Türken hätte seyn müssen. Auch könnte sich der griechische Dichter auf einem, der romantischen Wildheit seines Volks angemessenen Standpunkt der modernen europäischen Civilisation gerade gegenüberstellen, und mit einer Naivetät, die gewiß Glück machen würde, die Schwächen und Mängel unsrer Civilisation verspotten. Der Roman ist uns zu wenig im echtgriechischen Costüme, schon zu sehr in der modernen Uniform geschrieben.

34) Die neue Medea. Ein Roman vom Verfasser des Scipio Cicala. Drei Bände. Stuttgart, Brodhag, 1836.

Wieder ein italienischer Roman. Die Erinnerung des Verfassers verweilt gern in diesem Gebiet. Seine Heldin hat eine scharfgeschnittne italienische Physiognomie, und das Medusenartige in der Zeichnung ist ihm nicht übel gerathen. Gleich der ältern Medea wird sie von ihrem Jason betrogen, brütet furchtbare Rache und wirft ihm noch im Tode sein und ihr Kind nach. Diese malerische Scene ist folgendergestalt beschrieben: „Schnell dürfen wir über die Todesscene des Pfarrers Wukaschin wegeilen. Kein Trost der Religion vermochte seine Feigheit zu überwinden. Heulend verschwand er im Wasser, und die alte Kukuwitza verschmähte, seinem Ende nur einen einzigen Blick zu gönnen. Eben so weniger Worte bedarf es für Renault. Ertränkt im Wein, lag er bald bewußtlos am Boden, und wurde mit dem Stein, den man ihm zum Begleiter bestimmt, gleichsam nur über den Rand des Schiffes weggewälzt. Er versank ohne Gebet und ohne Segen, ein Abscheu selbst für die Henker, welche solch ruchlose Gefühllosigkeit niemals gesehen. Die Hauptpersonen, deren Schicksal uns so lange beschäftiget, sind allein noch übrig. Jacques Pierre hat seine Fassung nicht verloren, und bittet Sarpi, als er seine Stunde gekommen sieht, ihm die Bande von den Händen lösen zu lassen, und die Umarmung seiner Tochter und ihrer Mutter zu gönnen. Nachdem seiner Bitte willfahrt ist, tritt er an den Rand der Barke, neben welcher das Boot mit den Seinigen angelegt hat. Er bietet Laura'n die Hand und wiederholt seine stumme Bitte, als sie zu zögern scheint. Endlich reicht sie ihm auch die ihrige. Er bedeckt sie mit Küssen, und bricht in die rührendsten Worte der Reue, des Dankes, der Liebe aus, und das Gefühl gegen sie beschäftiget ihn so ausschließend, daß er seine Tochter gar nicht mehr zu bemerken scheint. Er bittet Laura'n um Vergebung; er fleht, er beschwört sie bei allen frühern Stunden ihres langen Glückes, ihm zu verzeihen. Aber ihr großes Auge bleibt trocken; ihr Mund schweigt, und auf ihren Gesichtszügen liegt eine erstarrende Kälte. Noch einmal wiederholt er Alles, was er gesagt, und endigt mit dem Bekenntniß seines schmerzvollen Bewußtseyns, daß er ihre Verzeihung nicht verdiene. Nur um Liebe für sein Kind glaubt er sie flehen zu dürfen. Es sey ja auch ihr Kind, und des Kindes Liebe werde sie vielleicht noch einst mit seinem Andenken versöhnen. Er bittet sie, ihm ihre Tochter zur letzten Umarmung zu reichen. In diesem Augenblick lodert in dem Auge der Frau eine Flamme auf, welche nur die Begleiterin eines großen Entschlusses seyn kann. Mit einer leidenschaftlichen Heftigkeit faßt sie Lauretta'n unter den Armen und reicht sie ihm hinüber in die Barke. — Aber wer möcht es wagen, das Schicksal auszusprechen, das hier waltet? — Noch ehe der Vater es gefaßt hat, läßt die Mutter das Kind los, und es verschwindet mit einem Jammergeschrei im Wasser zwischen den beiden Fahrzeugen die im nämlichen Augenblick durch die unglückliche Dienstfertigkeit eines der Schiffer zusammenstoßen. Er hatte dem Vater die letzte Umarmung seines Kindes erleichtern wollen. Wir schweigen von der Wirkung des entsetzlichsten Schicksals, welches das Herz des unglücklichen Vaters noch in seinen letzten Augenblicken zerreißen sollte. Er fand keinen Gedanken mehr an Rettung. Mit dem leisen Aechzen: „o Laura!" bedeckte er sich das Gesicht mit beiden Händen. Nur wenige Augenblicke beugte sich der starke Mann unter die Last seines Schmerzens. Er wandte sich weg, und kniete vor Paolo Sarpi, um seinen letzten Trost zu empfangen. Mit einer Thräne im Auge legt der fromme Mann die ganze Fülle christlicher Hoffnungen in wenige Worte, und noch rascher ist der Dienst der strafenden Gerechtigkeit, welchen das Mitleid der Henker beschleuniget an ihm vollzogen. Er verschwindet in den Fluthen, und die schicksalschwere Stille wird nur durch den Mohren unterbrochen, der, den leuchtenden Dolch schwingend, sich hinter Laura'n erhebt und seinem Herrn in die Tiefe nachstürzt. Jetzt beginnt auch der Wechselgesang wieder, und wohl mag Tancreds Verzweiflung noch Wonne gewesen seyn gegen die Gefühle, welche der Mutter warten, die nun einsam mit der alten Kukuwitza nach Venedig zurückkehrt."

Wenn es uns der gestrenge Censor, der im Irrgarten der Romantik herumtaumelt, nicht allzu übel nehmen will, so wollen wir ihm nicht verhehlen, daß uns seine Medea ein klein klein wenig frazzenhaft bedünkt, und daß sein bis zur Unbescheidenheit gedehnter Styl die Mühe,

seine delikate Phantasie ganz zu ergründen, über die Maßen erschwert.

35) Erzählungen und Novellen von E. v. Wachsmann. Neue Folge. Leipzig, Focke, 1836.

Drei historische Tableaux, mit großem Farbenreichthum ausgeführt. Zuerst eine Schilderung der berühmten Belagerung von Saragossa, „die Mineurs.“ Dann „die Schatzkammer der Ynka,“ worin uns die Grausamkeit der Spanier in Peru, der Tod Atachualpas und die Vermählung seiner Tochter mit einem jungen Spanier in sehr anziehenden Bildern ausgemalt wird; endlich „die Empörung der Sklaven,“ Scenen aus der Schreckenszeit von St. Domingo, die Gefahr und Rettung einiger Weißen. Auf dem geschichtlichen Hintergrunde romantische Gruppen zu componiren und durch Frische der Lokaltöne und originelles Costüm anzuziehen, versteht der Verfasser sehr gut.

36) Novellen von Robert Wilhelm Heller. Erster Band: die Eroberung von Jerusalem. Dresden und Leipzig, Arnold, 1837.

Jerusalem von Titus belagert. In der Stadt herrscht der Tyrann Simon, der zu seiner schönen Buhlerin Susanne noch ein anderes eheliches Mädchen, Judith, gewaltsam entführt. Sie wird ihm aber wieder durch List entrissen, entkommt auch dem allgemeinen Brande am Schluß und wird die Gattin eines jungen Römers. Susanne, die ihren Tyrannen vergiften will, wird von ihm ertappt und gezwungen, sich mit dem Gift zu waschen, wodurch ihre Schönheit völlig zerstört wird. Sie geht in der allgemeinen Zerstörung der Stadt unter. Dies die Hauptpersonen und das Hauptinteresse des Romans.

37) Gesammelte Schriften von C. Herloßsohn. Erster bis fünfter Band. Leipzig, lit. Museum, 1836.

Die ersten drei Theile enthalten den historischen Roman „der Ungar,“ den wir schon bei seinem ersten Erscheinen (Literaturblatt 1833, Nr. 27) als einen der gelungensten und anziehendsten der Lesewelt empfohlen haben. Die beiden folgenden Theile enthalten den Roman „die Wahnsinnige, aus Mittheilungen eines Klosterbruders.“ Ein diabolischer Jesuit trennt die Heldin des Romans von ihrem Geliebten, bringt sie um ihre Ehre und zuletzt um ihren Verstand. Der Geliebte findet sie im Tollhause wieder. Ein etwas grelles Gemälde.

38) Die Räuber in den Karpathen oder Ungarn vor 150 Jahren, von Dr. C. Morvell. Zwei Theile. Leipzig, lit. Museum, 1837.

Da dieser Roman in den Zeiten der ungrischen Unruhen unter Tököli spielt, darf man sich nicht wundern, wenn es darin bunt durcheinander geht. Die Erzählung wird einem deutschen Studiosus, der in diese Unruhen hineingeräth und eine Rolle darin spielen mußte, in den Mund gelegt; daher hat auch die Sprache durch gewisse Redensarten „absonderlich“ ꝛc. ein alterthümliches Colorit erhalten sollen; allein der Autor ironisirt diese Manier und fällt zuweilen in einen Ton, der die treuherzige Erzählungsweise der alten Zeit geradezu aufhebt, z. B. Theil I. S. 161: „Sieh, geehrter Leser, du mußt mir nun schon verzeihen, daß ich dir Alles so des Breiteren erzähle, es steht noch gar zu lebhaft vor meiner Seele und es ist eine Art von süßem Trost, mit einem so vernünftigen Menschen wie du bist, mich darüber unterhalten zu können. Wie wir aber nun geweint, einander um den Hals gefallen, Abschied genommen, uns wieder umarmt und wieder geweint haben, das war erschrecklich anzusehen, und war es gut, daß der Alte kam, sonst stünden wir wohl noch und drückten einander die Hände wund und den Kopf voll Beulen, bloß aus Rührung.“

39) Der Courier von Simbirsk. Novelle von Gustav von Heeringen. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1836.

Ein russischer Courier, der von der gegen den Rebellen Pugatschew kämpfenden Armee zur Kaiserin Katharina abgeschickt wird, nimmt Pugatschews Tochter mit, die ihm das Leben gerettet und in die er sich verliebt hat. Er bringt sie in ein Fräuleinstift in Petersburg und gewinnt die Gnade der Kaiserin so sehr, daß sie ihn zu einem ihrer Günstlinge erhebt, wovon er aber aus Liebe zu seiner kleinen Rebellin keinen Gebrauch macht. Es kommt so weit, daß die Kleine das Todesurtheil ihres Vaters zerreißt, welches gleichwohl vollzogen wird. Am Ende aber überrascht die Kaiserin das junge Paar mit Gnade. Abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit — denn zu Pugatschews Zeit ging es etwas wilder her und war da keine sentimentale Tochter und Lebensretterin zu finden — ist dieser Roman anziehend und mit Wärme geschrieben. Der Verfasser malt sehr gut.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 25.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 9. März 1838.

Die neusten Schriften von Görres.

> Warum rufst du
> den Schatten Samuels herauf?
> Schiller.

Es versteht sich von selbst, daß man die gewaltige Stimme des alten Löwen baldigst wieder zu dämpfen trachten wird, denn sie ist zu stark für das flüsternde, diplomatisirende Jahrhundert. Um so mehr aber glauben wir den Augenblick nicht vorübergehn lassen zu müssen, ohne ihn in der Frische des ersten Eindrucks besprochen zu haben.

Görres ist ein Mann der Gegensätze. So lange das Dämpfen und Beschwichtigen, Vermitteln und Vertuschen an der Tagesordnung war, zog er sich zurück und war eine Zeitlang wie verschollen. Man erinnerte sich kaum mehr, daß er einst, wie Napoleon selber gesagt, eine Macht gewesen. Erst als von neuem ein Extrem der Zeit hervortrat, erhob sich auch Görres wieder zum Kampfe.

Als vor einigen Jahren jene Schule sich aufthat, die wir zuerst bekämpften, erkannte Görres in dieser Zeiterscheinung sehr richtig das Extrem eines mitten in unserer Civilisation allmählig eingenisteten Bösen, und er glaubte ihm, wie er selber sagt, das andere Extrem des Reinen und Heiligen entgegensetzen zu müssen. Aus diesem Gesichtspunkt entwarf er seine „christliche Mystik“ (zwei Bände, Regensburg bei Manz, 1836). Er selber sagt darin: „Ein Theil unserer ritterlichen Jugend, der die ganze Welt durchstreift, ob er etwa irgendwo einen Unterdrückten eingemauert findet, den er befreien könnte; hat vor Kurzem den Thurm entdeckt, in dem seit achtzehnhundert Jahren der Geist den Leib, und das Wort das Fleisch gefangen hält, und hat sogleich freudig das Minstrellied: Richard, o mein König! intonirt, damit der Inhaftirte vorerst die Gegenwart der Helfer erfahre. Es ist freilich ein kläglich und beweglich Schauspiel, was dieser Hungerthurm bietet; wie der zu todt gepeinigte Leib ganz von Kräften gekommen, und das macerirte Fleisch in der langen Kreuzigung ganz von Fleisch gefallen, so daß es, blaß und welk, kaum mehr die Wegsteuer hat; während der Tyrann oben sich gütlich thut, und den Raub alles in seinen Vortheil wendet, wie sich eben an den Helfern zeigt. Weil diese Retter nun aber den ganzen Umfang des Greuels noch nicht zu kennen scheinen; habe ich, um sie anzufrischen, und ihren Unwillen auf die monströsen Tugendhaftigkeiten, zu denen das verderbliche System geführt, hinzulenken, einmal ein recht treues Gemälde der schmählichen Unterdrückung entwerfen wollen, damit der ganze Jammer des Fleisches ans Tagslicht komme. Es ist billig, daß nach dem Sprichwort: wie du gepfiffen, so wird dir gesungen, dem Unterdrücker geschehe, was er am Unterdrückten gethan; und er nun seinerseits 1800 Jahre in den Thurm gesezt, auch an seinem Theil erfahre, wie der Hunger thut, und die schmale Kost gedeiht, und das Thränenbrod anschlägt. Da gibt die Ascese nun den jungen Befreiern die beste Hülfe und Anleitung; sie dürfen nur ihre Schärfe gegen den Tyrannen Ugolino wenden, und ihm alle Peinen und die rationalistische Hungerkost zutheilen, dem mißhandelten Fleisch aber alle Tröstungen, alles Gemach und alle guten Bissen zustecken; dann wird der Pocher bald zahm werden, und das Jammerbild unten, in kürzester Frist zum preiswürdigsten Mastvieh aufgefüttert, wird ihrer Ausstellung Ehre machen. — Weiter habe ich mich auch um unsere Theologen verdient machen wollen. Die haben bekanntlich, nachdem sie schon lange Verdacht geschöpft, und deßwegen stark nachgegrübelt, endlich die Entdeckung gemacht: Pentateuch und Evangelien seyen Mythen, so eine Art von universalhistorischen Kindermährchen, die Mutter Gans den Völkern, wenn sie noch an ihren Fingern saugen, erzählt, um sie damit in Schlaf zu schwatzen und zu schrecken. Es sind die Balleien protestantischer Zunge, in denen man diesen Schatz entdeckt; von unseren Katholischen sind nur Einige so neben mit gelaufen, entweder als Pfeifer das Lied: bei Männern, welche Liebe fühlen, neben dem Zuge immer wiederholt aufspielend; oder gegen ein mäßiges Douceur von Lob

aufgeklärter Gesinnungen in den Literaturzeitungen und Journalen, sonst gratis das Leiterchen tragend, als das Hündchen geheuft werden sollte. Die Alten haben es vor fünfzig Jahren schon gezwitschert; jetzt pfeifen es die Jungen von allen Dächern: doch soll das Volk nichts hören davon; denn es möchte sonst die Amtsemolumente nach seiner Art auch mythisch nehmen, und das wäre eine verdrießliche, mehr als unbequeme Sache. Nun ist die Mystik, wie die Kirche deutet, nichts als ein in den Heiligen sich spiegelndes Evangelium; ein durch die Jahrhunderte, in immer sich erweiternden Kreisen, fortgehendes Wallen und Schwingen der Bewegung, die damals zuerst angehoben. Diese Heiligen haben aber, in ihrer Beschränktheit und Unwissenheit, den Grund, auf den sie gebaut, nicht für Mythe und Fabel, sondern für ernste Wirklichkeit genommen; und was sie nun in dieser Voraussetzung gewirkt und erworben und umsonst geschenkt erhalten, hat auch ganz den Anschein ernster und übeernster Wirklichkeit; und tausende und abermal tausende von Zeugen, nicht Gestalten aus der Fabelwelt, sondern wahrhaftige, wirkliche Menschen, und zwar von der allerglaubwürdigsten Art, haben es eben so genommen und gesehen, und haben es bei Allem, was ihnen heilig war, beschworen. Das Gleiche haben aber nun auch ähnliche Leute für den alten Grund geleistet und gethan; ja sie haben ihr Leben dafür hergegeben, und doch ist's, wie diese vorsichtigen Theologen sagen, Schein und Schaum gewesen."

Görres führt nun in einer philosophischen und geschichtlichen Entwicklung der Mystik gleichsam alle himmlischen Heerschaaren zum Kampf gegen die höllischen, die sich unserer Zeit bemeistern wollen. „Wenn also jetzt, wo die Flachheit und Seichtigkeit ausscheidend, sich ihren eigenen Kreis gebildet, und dadurch die Zeiten in der Verruchtheit zwar verwegener, aber gegen die Lichtseite hin doch auch tiefer und eindringender und verstehender geworden, sich praktisch wieder zu enthüllen beginnt; dann sollte ich denken, es möge auch dies mein Werk den Fügungen dieser Providenz nicht entgegen seyn, und müsse, den Himmel öffnend, während die Hölle ihren Schlund aufgethan, eine wohlthätige Wirkung zur Befestigung der Schwankenden, Ungewissen, Zagenden und Zweifelnden üben. Wenigstens ist es dies gewesen, was mich, sehr gegen alle meine Absichten und Vorsätze, erst zu öffentlichen Vorlesungen über die Mystik, und dann zur weiteren Ausarbeitung derselben bestimmt."

Wir enthalten uns, das Werk zu skizziren, wie es sonst unsere Gewohnheit ist. Der Gegenstand ist von der Art, daß wer dafür Sinn hat, das Buch selber lesen und ganz durchdringen muß: für den aber, der dafür keinen Sinn hat, dürfte auch unsre Skizze überflüssig seyn. Was uns betrifft, so haben wir, von dem protestantischen Standpunkt aus, auf welchem wir uns befinden, gleich vielen unsren Glaubensgenossen seit der Reformation, uns immer zu jener älteren christlichen Mystik hingezogen gefühlt und im Gegensatz derselben gegen die papistische Scholastik sogar etwas dem Protestantismus Verwandtes gefunden, wie denn die Wiederbelebung jener Mystik von Protestanten ausgegangen, und erst in jüngster Zeit wieder von den Katholiken als ihr vermeintes Monopol reclamirt worden ist. Allein wie die gegenwärtige Welt nun einmal geworden ist, kann das Versenken in die Tiefe der Mystik wohl immer nur Sache Weniger seyn, und es bleibt der himmlischen Vorsehung überlassen, ob und wenn sie die Betrachtung und Neigung der Menschen von der Oberfläche der Dinge, die sie gegenwärtig vorzugsweise interessirt, wieder zur ewigen Mitte hinlenken, und die alte Gottesminne wunderbar neu beleben will.

Wir verlassen daher das heilige Tempeldunkel der erstgenannten Schrift, um uns mit einer neuen zu beschäftigen, die eine Frage des Tages erörtert, eine Frage, die auf dem lauten Markte von Berufenen und Unberufenen verhandelt wird. —

Im „Athanasius" (Regensburg bei Manz, 1838) hat Görres sein Votum über die Cölner Angelegenheit niedergelegt, das stärkste Wort, das seit lange von katholischer Seite gesprochen worden ist; aber leider ein feindseliges Wort. Wir möchten wenigstens nicht in das Lob einstimmen, das unlängst eine berühmte Zeitung seiner Friedfertigkeit und Mäßigkeit gespendet hat. Die Wahrheit ist, daß Görres nicht bloß die Cölner Sache einseitig vom ultramontanistischen Standpunkt aus beurtheilt, sondern auch den Protestantismus überhaupt bei der Wurzel angegriffen. So hohe Achtung wir nun von jeher für Herrn Görres gehegt haben und so gerne wie immer mit ihm auf einer Seite stünden gegen alles Schlechte und Gemeine unserer Tage, so kann doch kein Protestant seine gegen unsre Confession gerichtete Polemik gutheißen, noch sie gewähren lassen, ohne ihr mit Gegengründen zu begegnen.

Der Cölner Handel selbst — wir müssen gestehen, wir halten ihn nicht für so gefährlich und verhängnißvoll, als Herr Görres, können daher mit um so mehr Ruhe seine zornflammende Rede beantworten. Das religiöse Interesse ist in unserer Zeit so wenig das vorherrschende, daß man gewiß nur durch viele künstliche Reizmittel einen neuen Religionskrieg entzünden könnte, und derselbe würde in einem nichts weniger als religiösen Interesse, er würde nur für ein politisches geführt werden, ein Mittel und Spiel der Politik seyn. Ein offener Kampf liegt aber überhaupt entfernt. Diejenigen, die darüber eigentlich zu entscheiden haben, wissen wohl, was sie dabei aufs Spiel setzen würden, und die kleinen Verhetzer geben den Ausschlag nicht. Es handelt sich also nicht von einem offenen Kampfe, sondern nur von Verlegenheiten, in die man versetzen, die man benutzen will, von

Gehässigkeiten, die man gleichsam auf künftigen Profit nähren will.

Eine Gefahr für die katholische Kirche ist überall nicht zu besorgen. Preußen hatte nicht entfernt die Absicht, ihr zu nahe zu treten. In einer Zeit, wo noch beide christliche Confessionen einander aufs eifersüchtigste bewachten, gab Preußen zuerst das schöne Beispiel uneingeschränkter Toleranz. Als Friedrich der Große Schlesien in Besitz nahm, erwarb er sich sogleich die Liebe und das Vertrauen seiner katholischen Unterthanen, indem er die äußern kirchlichen Institutionen wie das Dogma ungekränkt ließ. Als der Papst in Napoleons Fesseln schmachtete, halfen ihn die Preußen erlösen, und wahrlich, es mußte viel Blut protestantischer Männer vergossen werden, bis Pius VII. wieder auf St. Peters Stuhle niedersaß. Als darauf der jetzt regierende König von Preußen die Rheinlande und Westphalen in Besitz nahm, schloß er einen Vertrag mit dem Papste auf dem freundschaftlichsten Fuß ab, und dieses gute Vernehmen erhielt sich, das Volk war ruhig, von katholischer wie von protestantischer Seite zufrieden. Preußen that für die katholische Kirche und Schule ungleich mehr, als was es schuldig gewesen wäre, sofern es nur hätte den Zustand, in welchem es die Rheinlande fand, erhalten dürfen. Als die jungen Geistlichen in Schlesien den Cölibat abschaffen wollten, wurde diese Neuerung von der weltlichen und protestantischen Regierung unterdrückt, zum sichern Beweise, wie wenig Preußen geneigt war, das jesuitische divide et impera geltend zu machen und sich einer katholischen Partei gegen die andere zum Vortheil der protestantischen Sache zu bedienen. Preußen that also für die katholische Kirche, sowohl was die Temporalien, als was die Reinheit des Dogmas betrifft, alles, was Billigkeit nur verlangen kann, und dieses tolerante System ist nicht neu oder improvisirt in Preußen, sondern traditionell.

Sogar das Cölner Ereigniß selbst ist nur ein neuer Beweis für die ängstliche Gewissenhaftigkeit, mit welcher Preußen auf diesem System hält. Es ist nämlich eine allgemein verbreitete Ansicht und war die erste, die sich Jedem aufdrängte, Preußen habe sein System nur zu weit getrieben und hätte sich die Verlegenheit, in die es vorübergehend gekommen ist, leicht ersparen können, wenn es weniger gewissenhaft gewesen wäre. Wer hätte wohl Preußen hindern können, unmittelbar nach den großen Kriegen seinen Antheil am katholischen Kirchengebiet auf eine Weise kirchlich zu constituiren, die den päpstlichen Einfluß im Sinne der gallicanischen Kirche neutralisirt hätte, oder sich wenigstens so zu verbriefen, daß kein neues Breve neue Zweifel in Betreff der Grenze zwischen Kirchen- und Staatsgewalt hätte geltend machen können? Und wer würde sich haben beklagen dürfen, wenn Preußen nach dem Beispiel vieler katholischer Staaten unbedingt ergebene Männer auf die bischöflichen Stühle gebracht hätte, Männer aus den niedern Ständen, die für eine solche Erhebung dankbar sind? Am allerwenigsten darf Rom sich beklagen, daß ihm Preußen Concessionen gemacht hat in einer Zeit, in welcher Rom mehr im Fall war, sie gewähren zu müssen, und eben so wenig darf der alte Adel sich beklagen, daß Preußen ihm die hohen Kirchenämter vorbehalten hat, unter Umständen, in denen es Preußen vortheilhafter gewesen wäre, den Krummstab in bürgerliche Hände zu legen.

Doch wir sagen dies nur, um darzuthun, daß Preußen nie die Absicht hatte, die katholische Kirche zu zerstören und auf Kosten derselben etwa den Protestantismus auszubreiten. Preußen würde, wenn je irgendwo Katholiken um ihres Glaubens willen zur Auswanderung veranlaßt worden wären, dieselben gewiß eben so bereitwillig aufgenommen haben, wie die Zillerthaler.

Obgleich nun aber Preußen der Rechtsgleichheit beider Confessionen nicht zu nahe getreten ist, obgleich es nicht nur die Integrität der katholischen Kirche unangetastet gelassen, sondern auch den Protestantismus selbst durch die neue Liturgie dem Katholicismus formell ein wenig genähert hat, so behauptet doch Görres, es sey schon im Prinzip Preußens ein feindlicher Gegensatz gegen den alten Katholicismus ausgesprochen. Er leitet dies Prinzip aus dem großen Desorganisationsprozeß des Mittelalters her. „Auf dem kirchlichen Gebiete ist dieser Prozeß zuerst durchgemacht worden, und hat hier den Protestantism hervorgerufen. Bei der durchgängigen Freiheit der Geister scheidet die Einheit, so wie sie keine weitere Anerkenntniß bei ihnen findet, sogleich auf sich zurückgehend, aus dem Gebiete ihres Thuns und Handelns aus, sie dort gewähren lassend nach ihrem Gutbefinden; bis sie endlich bei einem gewissen Punkte angekommen, die Geschiedene als zwingende moralische Nothwendigkeit wiederfinden, die die darüber Hinausstrebenden zurückweist, in den Kreis, den sie nicht überschreiten sollen. Verlassen aber von der Idee, lösen sich sogleich die Widersprüche, die sie gebunden und geeinigt hielt, aufs eiligste von einander ab, und indem jedes seiner eigenen Neigung und seinem Triebe folgt, sondert sich Eins vom Andern; und wie dann jedes Gesonderte wieder aufs neue seinen Schoß aufthut, und neue Lösungen ausschüttet, zerfällt Alles in ein Gewimmel unvollkommener, untergeordneter Formen und Hervorbringungen, etwa wie die Menschenspecies, wenn die sie haltende geistige Einheit von ihr genommen würde, in die Mannichfaltigkeit tieferer Thiergeschlechter zerfallen würde. So ist es auch dem Protestantism ergangen, als er, das Gute zuvor schon habend, nun nach dem seinen Begriffen nach möglichst Besten strebend, dies Gute, so viel an ihm war, zerstört. Die Einheit, der er sich entzogen, hat ihrerseits sich ihm entzogen, und, von ihr verlassen, fand er sich sogleich der Entzweiung verfallen und hingegeben.

In dem Getümmel und dem verworrenen Schallen von Reden und Gegenreden, das sogleich auf seinem Gebiete sich erhoben, lassen sich aber die zwei Grundrichtungen noch erkennen, die, weil sie die ersten in die Lösung eingegangen, diese auch am tiefsten theilen, und dadurch möglich machen, die Verwirrung wenigstens einigermaßen geordnet sich vorzustellen. Das freithätig geistige Element, indem es nämlich von dem in leidsamer Hingebung sich Lassenden in seiner Ungeduld sich losgewunden, hat sich ihm gegenüber als Rationalism festgestellt; das andere Zurückgebliebene aber ihm entgegen als Pietism sich constituirt; und beide dann, in der gleichen Zwietracht, in der sie sich getrennt, wieder in Gattungen, Arten, Spielarten und Afterarten sich theilend und lösend, sind Väter einer zahlreichen Nachkommenschaft von Sekten und Sektsekten geworden. Beide in ihren Uranfängen an die Verschiedenheit des menschlichen Naturells geknüpft, daher schon innerhalb der Kirche angedeutet, aber durch die Macht des Bandes unschädlich gemacht; erscheinen in den ersten Momenten der Lösung, — wenn entweder unbewußt die Macht des Gegensatzes sie bis zu einem gewissen Grade bindet, oder eine geordnete, gemäßigte Sinnesart sie innerhalb gewisser Schranken hält, — harmlos und minder nachtheilig, und mögen für gewisse Anlagen paßlich und entsprechend seyn. Wenn aber das die Einheit verneinende Prinzip der Zwietracht größere Macht gewinnt, wenn der Riß, tiefer einschneidend, die Zerreißung und Zersetzung bis gegen die innersten Gründe vortreibt; dann geht das eine Glied, das rationalistische, in immer zunehmender Säurung durch alle Grade der Schärfung, Entzündung und Spannung, bis es endlich, wie wir dessen in unseren Tagen Zeugen sind, zu einem fressenden, corrosiven Gift geworden, das, dem Arsenik vergleichbar, mit dämonischer Gewalt Alles annagt, auflöst und zerstört. Das pietistische Element seinerseits wird dann, in dem Maße wie der Gegensatz von ihm läßt, auf sich selbst gewiesen, immer schwüler verdumpfen und versumpfen; und indem der der Säurung entgegengesezte Prozeß das Gesonderte immer beweglicher, und erregbarer, brennlicher und entzündlicher macht, und es zugleich tiefer in die sinnlichen Gebiete der menschlichen Natur hinuntertreibt, bildet auch dieser Pietism sich endlich zu einem heftigen, aber betäubend narcotischen Gifte aus, der Blausäure zu vergleichen, dessen bloße Berührung schon die Glieder im Tode löst; wie wir es in unsern Tagen an den Muckern, wenn wahr ist, wessen man sie beschuldigt, und in früheren Zeiten an so vielen Greueln der Art gesehen."

„Was die Reformation im kirchlichen Gebiete erwirkt, das hat die Revolution ins politische des Staates hinübergetragen, und auch hier ist eine gleiche Scheidung und Sonderung der Parteien die Folge des hier vorgehenden Zersetzungsprozesses gewesen. Indem nämlich die früher gebundenen aus einander geschlagen, hat jede sich gesondert auf sich selbst gesezt, und die Eine hat als die mobil-revolutionäre, die Andere als die stabilabsolute sich constituirt: so jedoch, daß auch hier diese Parteibezeichnung als eine Abstraction bloß das, worin zahlreich verschiedene Richtungen, dort wie hier, in einem Gemeinsamen sich begegnen, ausdrücken will, ohne im Concreten irgendwo, in ganzer Schärfe ausgeprägt, für sich selber hervorzutreten, weil nur die Einheit allein wahrhaft concret ist und zugleich auch allgemein. Die sogenannte Bewegungspartei hat nämlich in allen ihren Färbungen und Abstufungen das Gemeinsame, daß sie, mehr oder weniger entschieden und ausgesprochen, die Selbstbestimmung so im Gedanken wie im Willensentschlusse, als die alleinige oder wenigstens weit vorwiegende Richtschnur alles öffentlichen Wirkens und Handelns anerkennt; eben wie die rationalistische das gleiche Prinzip für religiöse und kirchliche Dinge aufgestellt. Die unbedingte Freiheit der Geister in dieser Selbstbestimmung muß der Partei, die unbedingte Gleichheit dieser freien Geister in consequenter Folge geben; woraus dann wieder eben so nothwendig das politische Dogma von der Souveränität der Masse des Volks, durch die Mehrheit ausgesprochen, sich ergibt; an die sich dann wieder in gleicher Consequenz eine fortdauernde Beweglichkeit, Wandelbarkeit und Flüchtigkeit aller Formen, Institutionen und Gesetze knüpft. Die stabile Partei hält dann, denen vom Berge gegenüber, die Niederung besezt. Sie sucht ihrerseits wenigstens den Reflex der alten Einheit, insofern er in den Tiefen der Subjectivität widerstrahlt, festzuhalten, und an ihn sich festklammernd, jener Flüchtigkeit aller Gestaltung des öffentlichen Lebens sich zu erwehren. Da ist es dann die Monarchie, wie sie sich recht und schlecht eben findet, und als Ausdruck fragmentarisch trümmerhafter Nationalität wenigstens einen Schein der Einheit an sich trägt; oder inwiefern sie, an die Persönlichkeit des Monarchen geknüpft, zum Gegenstande einer eben so persönlichen, gemüthlichen Anhänglichkeit werden kann, bei der diese Weltansicht einen Anhalt sucht, um in Mitte des Wankens und Schwankens aller Prinzipien eine feste Unterlage zu gewinnen. Da ist es die alte Standesehre, sie, die einst, eine lebendige Seele, einen durch und durch realgreiflichen Leib bewohnt; jezt aber den stillen Lichtern vergleichbar, die über die Raine und durch die Wiesen hüpfen, wie eine abgeschiedene Seele körperlos geworden, die Hülfe bringen soll, und Sicherheit und Festigkeit."

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 26.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Sonnabend, 10. März 1838.

Die neusten Schriften von Görres.

(Fortsetzung.)

„Wieder sind es historische Erinnerungen, Wiederbelebung alter Formen, die den Halt zu geben aufgefordert werden; damit der Strom, der, von entgegengesetzten Kräften getrieben, mit schwindelhaft reißender Bewegung vorwärts stürzt, eine Dämmung finde, und in seinem Sturze sich einigermaßen mäßige, und Vernunft annehme. Aber man fühlt leicht, daß, wenn die revolutionäre Kraft so reißend geworden, und so fressend giftig, weil sie die bindende Wucht der anderen abgeworfen; diese antirevolutionäre ihrerseits, indem die Spannung der ersten aus ihr gewichen, bei allem guten Willen machtlos ist, für sich etwas Anderes, als eine leichtere Art des Todes, herbeizuführen. Das eine Element, zuvor mit dem Anderen organisch und lebendig verbunden, hatte auf viele Menschenalter eine gesunde, kräftige und nährende Kost gegeben und bereitet; jetzt von ihm geschieden, kann es nur als Gegengift das Gift einigermaßen zu binden und zu stumpfen dienen."

„Wie überall, so finden nun auch in Preußen, die beiden politischen Parteien in nächster Nähe sich bei einander. Durchs ganze Volk mehr oder weniger ausgebreitet, haben sie doch ihren Brennpunkt und ihren Herd in jenem Stande, bei dem in jetziger Zeit der größte Einfluß ist, gefunden; im Beamtenstande nämlich, diesen in seiner ganzen Ausbreitung genommen. Ihm nämlich gehören nicht bloß etwa die administrativen, polizeilichen und richterlichen Behörden an; sondern im protestantischen Deutschland auch die gesammte Geistlichkeit, der Lehrstand in seinem ganzen Umfange, ja selbst gewissermaßen das Militär, das da im modernen Staate eben so die Beamteten des Krieges in sich befaßt, wie der geistliche Stand die vom Staate beauftragten Beamteten der Religion und ihrer Zucht; Lehrstand aber die der Wissenschaft. Beide Parteien haben aber in diesen Stand sehr ungleich sich getheilt; da neben einer indifferenten Masse der bei weitem größere Theil der, bis zu einem gewissen Punkte gemäßigten, kirchlich und politisch rationalistischen angehört; der kleinere aber der in beiden Richtungen pietistischen, und zwar erst in späterer Zeit zugefallen. Beide, jede aus ihrem Gesichtspunkte, haben darauf gesonnen, wie der Ungewißheit aller öffentlichen Verhältnisse einige Sicherheit zu geben, und das Fluthen und Treiben in ihnen einigermaßen zu hemmen und zu befestigen seyn möge, und jede hat nach ihrer Weise Hand an das Werk gelegt. Die rationalistische hat es nach ihrer Weise politisch als eine chinesische Mandarinenwirthschaft verstanden; jedoch ohne Zopf und Bambusrohr, die beide vor etwas mehr als einem Menschenalter noch bei ihr zärtliche Liebhaber gefunden, jetzt aber freilich in der Verlassenheit sitzen. Ueber sich möchten sie einen Regenten sehen, primus inter pares, Fleisch von ihrem Fleische, Bein von ihrem Beine; als Großpensionarius mit einem anständigen Gehalte ausgestattet; aller Schreiber Oberschreiber, aller Kanzleien Großkanzler, Oberbrunnenmeister beim großen finanziellen und fiskalischen Pumpenwerke, Obervogt aller Polizei, Oberprofoß aller Gerichtsbehörden; als großer Beschützer der Industrie alljährlich auf den Eisenbahnen feierlich das Reich durchfahrend, und beim Ackerfeste mit eigener Hand auf dem Staatsacker seine Furche ziehend. Der Aberglaube, daß er ein Sohn des Himmels sey, wäre nach ihrer Meinung zu beseitigen; von den Evangelien als veraltet Absehen zu nehmen; statt ihrer, da das unmündige Volk etwas der Art haben muß, eine Art von Staatsreligion aus dem Besten aller Schulen und Sekten nach Art des Schuking durch irgend einen Staatsdenker zu entwerfen, durch die Kalenderkommission einzuführen, und den Predigern eidliche Verpflichtung darauf abzunehmen. Die regierende Mandarinenklasse, schon inamovibel gemacht, wäre, größerer Stabilität wegen, durch die Erklärung der Erblichkeit ihrer Würden und Aemter zu befestigen; und dann könnte in einiger Nachgiebigkeit gegen den Geist der Zeit, und nach der Exemplification anderer

Staaten, im Antagonism der Kräfte, eine Art Repräsentativverfassung ohne Gefahr einzurichten seyn: so jedoch, daß Beamtete hier und Beamtete dort, schwarz und weiß, einander gegenüber ständen, und durch ihre lebhafte Action einige Veränderung in die Monotie des gewöhnlichen Lebens brächten."

„So möchten die einen gern nach ihrem Sinne die Dinge sich gestalten; anders aber die pietistische Partei. Sie hält etwas auf das Christenthum; sie weiß schon, daß es der einzige Grund ist, auf den man dauerhaft eine Staatsordnung erbauen kann; aber sie versiedt das Christenthum nach ihrer Weise, wie es sich unter den Fichten und Föhren des Nordens gestaltet hat. Der Consequenz nach sollte sie sich zum Lutherthume halten, dies möglichst und überwiegend fördern; weil aber die regierende Familie sich zur reformirten Confession bekennt; weil diese, der religiösen Anarchie näher stehend, die verwiegende in der Zeit geworden: aus diesen und andern Gründen hat sie die Folgegerechtigkeit lieber aufgegeben, und eher die Union auf die Agende, die sie theilweise schon vorgefunden, zur Unterlage ihres Bau's genommen. Auf diesem theilweise mit harter Gewalt geebneten Gunde hat sie es nun versucht, nach dem Vorgange Englands eine Art von Episcopalkirche zu erbauen, und Bischöfe, durch Cabinetsordren creirt, als Tragepfeiler dem neuen Bau einstweilen zu unterstellen; bis es gelungen, die Trümmer früherer Presbyterialeinrichtungen wieder zu ergänzen, und herzustellen, und sie damit zu verstärken und zu umbauen. Wie hier von der katholischen Hierarchie so viel hinüber genommen werden soll, als dient; so auch von der Liturgie, den Sacramentalien, von den Künsten und andern Aeußerlichkeiten; Einiges auch von der Kirchenzucht, jedoch mit der Vorsicht, daß es die protestantische Freiheit nicht verletze. Um diese also restaurirte Kirche, zur Hauptkapelle des Staats erklärt, soll dann das Staatsgebäude sich erheben; die königlichen Prunkgemächer zuerst mit ihren Anneren; dann die Logen des Adels, in dem das Gefühl der Standesehre wieder zu beleben, und dessen Einfluß in alle Weise zu heben ist; dann das höhere Militär, in dem das Wesen alter Ritterlichkeit möglichst zu begen wäre; weiterhin die Dicasterien in ihrem Einflusse innerhalb gebührender Schranken gehalten, zulezt Kunst und Wissenschaft unter den Säulenhallen."

„Man sieht, es liegen zwei sehr widersprechende Pläne vor, und zwei Baumeister sind in der Hütte: einer aus der herben, trocknen Schule, aller Kunst entblößt, der im Grunde nur eine bürgerliche Caserne will; und ein romantischer, der es besser vor hat, und etwas Tüchtigeres leisten würde, wenn es nur überhaupt thunlich wäre, und die Streitenden sich mit einander vertragen könnten. Sie vertragen sich aber nicht, sie hassen sich vielmehr aufs bitterste, und dieser Haß ist auf das innere Gefühl ihrer gänzlichen Unvereinbarkeit gegründet; die Unvereinbarkeit aber als die unabwendbare Folge der doppelten Revolution der neueren Zeit hervorgegangen."

Es ist sonderbar, daß man die Vordersätze zugeben und doch eine ganz andere Folgerung ziehen kann, als sie Görres gezogen hat. Preußen ist allerdings der Erbe der Reformation und in gewisser Beziehung auch der Revolution; allein es ist das ordnende Prinzip in der Auflösung, es bewältigt die anarchischen Kräfte und macht sie der neuen Schöpfung dienstbar. Irgend einer der nordischen Staaten mußte diese Rolle übernehmen. Sachsen, Holland, Dänemark, Schweden haben in der protestantischen Hegemonie abgewechselt, allein die Aufgabe nicht so richtig aufgefaßt wie Preußen, das erst später eintrat. Es liegt in der Natur der Dinge, daß Preußen um dieser welthistorischen Mission willen von Seiten der Bewegung, die sich nicht regeln lassen will, und von Seiten der alten Stabilität, welche die ganze Bewegung mit allen ihren Folgen, obgleich sie schon drei Jahrhunderte dauert, immer noch nicht anerkennen will, angefeindet wird. Allein es liegt nicht minder in der Natur der Dinge, daß eben durch die Unvereinbarkeit jener entgegengesetzten Ansprüche eine mittlere Stellung, wie sie Preußen angenommen, bedingt wird. Niemals wird die Bewegung, die mit der Reformation begonnen hat, in ihre Quelle zurückkehren, um die alte Hierarchie des Mittelalters herzustellen. Niemals wird Rom sich dieser Bewegung anschließen. Allein eine neue Ordnung der Dinge, worin jene Bewegung sich crystallisirt und Gestalt gewinnt, ist das Dritte, worin jener Gegensatz sich versöhnen, oder das sich ihm zum Troß behaupten muß.

Eine gewisse Oscillation zwischen den Extremen der Bewegung und der alten Ordnung war in der preußischen Politik unvermeidlich. Im Begründen einer neuen Ordnung begriffen, schien Preußen hier dem strengen Begriff der Ordnung, dort der reformatorischen und revolutionären Bewegung, die es eben nicht mit der leichtesten Mühe ordnen konnte, zu viel nachzugeben. Aber eben in diesem öfteren Schwanken zur Rechten und zur Linken verrieth sich die stetige Tendenz Preußens.

Bis jezt hat der Erfolg zu Gunsten dieser Politik gesprochen. Da inzwischen die neue Schöpfung noch lange nicht vollendet ist, so könnte, falls Preußen je in Bezug auf seine Mission einem Irrthum sich hingäbe, dieselbe von ihm auf einen andern Staat übergehn, wie sie von Sachsen zu Preußen überging.

Nach der Ansicht des Herrn Görres ist nun aber gar keine neue Ordnung möglich, die Reformation und Revolution muß wie Saturn immer wieder ihre eigenen Kinder verschlingen, und zulezt muß entweder alles in allgemeiner Anarchie sich auflösen, oder man muß zur mittelalterlichen Hierarchie zurückkehren.

Wir hätten gewünscht, Görres wäre nicht so polemisch gegen die protestantische Lehre aufgetreten. Der Streit ist längst ausgefochten, so weit er mit menschlichen Waffen, mit Dialektik, Colloquien, Büchern und mit Feuer und Schwert ausgefochten werden kann. Man hat wohl daran gethan, Frieden zu machen. Wir unsererseits wollen den Handschuh, auch wenn er uns vor die Füße geworfen wird, nicht wieder aufnehmen. Wir haben Christum dem Papste, das Evangelium den canonischen Büchern entgegengesezt; diese Waffen rosten nicht. Wir bitten unsern Gegner, sich des Fanatismus zu enthalten. Wir wollen ihm nur die christliche Liebe und Milde entgegensetzen, nicht aus Schwäche, sondern im Gefühl wahrer und überlegener Kraft. Wir wollen uns unsrer Ueberzeugung nicht auf Kosten Andrer rühmen, allein sie ist um so fester in uns. Christus, der uns Liebe und Duldung lehrt, ist zugleich unser Fels, und das Wort, das wir nicht zu Christenhaß und Verfolgung mißbrauchen wollen, gleichwohl eine unüberwindliche Waffe gegen Haß und Verfolgung. Wir lächeln, wenn man uns sagt, daß unser Glaube Wahn sey. Er steht fest, unter unsäglichen Leiden durch deutsche Tugend errungen, mit dem Blut unzähliger Märtyrer besiegelt. Die Reformation war Gottes Werk, die Reinigung der offenkundigsten und schamlosesten Mißbräuche. Sie ging von den tiefen religiösen, sittlichen und nationellen Gefühlen des deutschen Volks aus: der Katholicismus selbst verdankt ihr seine Wiedergeburt.

Es gab eine Zeit, in der die Berliner Nicolaiten und die bayrischen Illuminaten Jeden für bornirt erklärten und mitleidig über die Achseln ansahen, der noch im altkatholischen Glauben wandelte. Mit Recht ist diese Hoffart der Aufklärerei jezt verrufen. Aber man hat sie nicht deßwegen verpönt, um sich eine Hoffart von der entgegengesezten Seite gefallen zu lassen. Wenn Görres und seine Schule denselben Dünkel als Katholiken geltend machen und Jeden als beschränkt bezeichnen und über die Achseln ansehen, der noch protestantisch denkt und nicht sofort von den neuen Jesuiten allein das Heil erwartet, so verdient das ebenfalls abgelehnt zu werden. Es ist ohnehin der Hoffart so viel in der Welt vorhanden und besonders in der Literatur, daß wenigstens die, welche vorzugsweise Christen seyn wollen, ein Beispiel der Demuth, Milde und Duldung geben sollten. An die Stelle des alten, das Gemüth im tiefsten Grunde aufregenden Fanatismus ist gegenwärtig ein intellektueller Fanatismus getreten. Man hört auf keine Gründe, man achtet kein fremdes Recht, man blinzelt sich an, man rümpft die Nase, man verachtet sich unsäglich, und sezt allemal zuerst voraus, der Andere sey, wenn nicht schlecht, doch desto dümmer.

Wir hätten nicht erwartet, einen so vielumfassenden und tiefen Geist wie Görres von dieser Krankheit des Zeitalters ergriffen zu sehen. Ihm hätte sich wohl die große Geschichte der Kirchentrennung in einem andern Lichte zeigen sollen. Er hätte die lange Verschuldung der Kirche, den sittlichen Bankerot des Klerus, den unvermeidlichen Umsturz, die Glaubensanarchie, und in ihr das segensvolle conservative Wirken des Gottesmannes, den wir mit Stolz den Unsern nennen, nicht verkennen sollen. Ihm hätte nicht verborgen bleiben sollen, daß alles Tüchtige, was geistig und sittlich und selbst materiell die neuere Zeit auszeichnet, ein Werk der Reformation ist, und daß eben deßhalb der Segen auf den Völkern der europäischen Nordhälfte ruht und nicht auf der südlichen.

Daran müssen wir wenigstens erinnern, sofern wir herausgefordert werden. Es liegt nicht entfernt in unserer Absicht, mit unserer Religion zu prahlen; man soll sie uns nur nicht verunglimpfen wollen. Görres wirft den Protestanten zwar vor, von ihnen ginge die in neuerer Zeit immer lauter gewordene Anfeindung nicht nur gegen die katholische Kirche, sondern auch gegen Religion und Moral überhaupt aus; allein sehen wir zu, ob dieser Vorwurf begründet ist: „Seit nämlich bei der Säcularfeier der Reformation der Ueberblick über die Lage und das nunmehrige Verhältniß der verschiedenen Konfessionen den Uebermuth der protestantischen, im Vollgefühle ihres nun gewissen Sieges, bis zu jener Höhe hin gesteigert, die zuerst die katholische auf ihre gefährdete Lage aufmerksam gemacht, hat sich nämlich auf dem literarischen Gebiete in Deutschland fort und fort der Kriegsruf vernehmen lassen. Die Anfeindung hat nicht abgelassen, in stets andern und andern Formen immer auf's Neue in Angriffen gegen die Kirche sich zu entladen; und statt durch Ausgießung der Feindseligkeit im Fortgange der Zeit sich in etwas erleichtert zu fühlen und zu besänftigen, hat sie sich vielmehr in ihrem eigenen Eifer fortdauernd mehr erhizt, und von Jahr zu Jahr in ihren Ergüssen in einem immer wachsenden Verhältniß zugenommen. Was die Pietisten in ihren fliegenden Blättern, im Mißbrauch und theilweiser Verdrehung von Stellen aus den heiligen Büchern und den Kirchenvätern sich da und dort erlauben, um das katholische Volk in seinem Glauben irre zu machen, ist noch das Glimpflichste von Allem; weil es sich wenigstens auf christlichem Grunde hält, und die Kirche bei einiger Aufmerksamkeit ihrer Diener ihm leicht begegnen kann. Aber auf dem Boden des Nationalism liegen die eigentlichen Schlammvulkane, in denen eine tödtlich giftige Mofetta, fort und fort im Grunde eines bodenlosen unterirdischen Sumpfes gährend und sich regend, durch zahlreiche Schlünde in regelmäßiger Wiederkehr den aufgerührten Koth und die Fäulniß dieses Abgrunds in die Welt auswürgt. Was Hegel in der Vorrede seiner neuen Ausgabe der Encyklopädie vor einigen Jahren mit blasphemischem Munde

fünf Millionen Katholiken, seinen Staatsgenossen, über das ihnen heiligste Mysterium unter die Augen zu sagen sich nicht gescheut, und das sich im Echo allumher wiederholt; das verschwindet als verhältnißmäßig unbedeutend, weil es ohnehin, durch den vielfältigen Gebrauch abgenuzt längst zu einem leeren Gemeinplatze geworden. Aber was sonst der gefallene Geist in seinem Trotze und seinem erbitterten Hochmuthe ersinnen, was ruchloser Frevel gegen das Heilige irgend erdenken kann: es hat Alles seine Organe gefunden, durch die es sich mit einer Kälte und Ruhe ausgesprochen, als sey es das Alltägliche; und die Bewunderer, die um den Sprecher sich gesammelt, haben es mit der gleichen kalten Ruhe hingenommen. Nicht bloß, daß man den Geist des Heidenthumes neuerdings zum Kampfe gegen die Kirche heraufbeschworen; auch das Judenthum hat die knoblauchartige Schärfe, die die Verderbniß neuerer Zeit im Blute der Entartetesten in seiner Mitte gebrütet, ausschaumen müssen; und so oft dieser Geifer über irgend etwas Altehrwürdiges sich ausgegossen, hat die Büberei neben zahlreichen stillen Verehrern immer auch solche unter dem lesenden Pöbel gefunden, die ihr lauten Beifall zugerufen. Weil die Kirche mit ihrer Pfahlwurzel in der Geschichte niedergeht, hat man diese bis zu ihrem Grunde sophisticirt, gefälscht und umgekehrt; was die Bosheit im ganzen Verlaufe derselben bei den ewigen Feinden der göttlichen Ordnung ausgesonnen; was die Schwäche und theilweise die Schlechtigkeit ihrer Träger und Organe je gesündigt und verbrochen: man hat es aus den verborgensten Winkeln hervorgezogen, um die Erinnerung an vielfach geleistete Wohlthaten und an das gepflanzte Gute damit zuzudecken und zu ersticken. Da diese Kirche wieder andererseits auf Zucht und Sitte ruht, hat man auch diese als ein von ihr gepflanztes Vorurtheil gehöhnt und angefeindet, und die Grundsuppe der schmutzigsten Crapüle zu Tage fördernd, auch diese als Waffe gegen die Verhaßte angewendet. Erst der äußerste Exceß des Uebels hat die Regierungen darauf aufmerksam gemacht; da die, welche die Sache früher gehegt, über die maaßlosen Ausbrüche selbst betreten worden, hat man wenigstens dem Aergsten zulezt einen Damm entgegengesezt; aber der feindselige Kampf gegen alles Kirchliche hat sich dadurch nicht im mindesten irren lassen. Die Wissenschaften werden darauf zugerichtet; Volksbücher werden eben so damit angefüllt, wie bänderreiche Encyklopädien, Zeitungen und Journale in hundert verschiedenen Formen sind die Rüstzeuge, in Dramen, Novellen, Romanen, lyrischen und andern Dichtungen: überall ist es dasselbe Thema, überall mit der gleichen übermüthigen Gehässigkeit behandelt. Wie aus tausend und tausend Warzen wird dieser Kröteuschleim herausgesprizt; auf allen Sümpfen und Pfuhlen dieser Art Literatur schwimmt der ekle Laich, und wir scheinen verurtheilt, ruhig zuwarten zu müssen, bis nach dem Gesetze periodischen Kommens und Gehens in der Natur, die Zeit auch dieses Landschadens abgelaufen, und Gezücht und Geziefer mit einander sich verlieren."

Aber woher schreibt sich denn dieser literarische Unfug? Ging er ursprünglich von dem deutschen Protestantismus aus? Nichts weniger. Man warf diesem wohl eher allzu rigoristische Moral vor. Jener Unfug ging von einem katholischen, von einem durch die laxeste Observanz des Jesuitismus sittlich zu Grunde gerichteten welschen Lande aus, nämlich von Frankreich. Der katholische Voltaire ist der Schöpfer dieser gottlosen Literatur. Auch ihre Verbreitung in Deutschland ging nicht bloß von Friedrich dem Großen, sondern namentlich auch von den katholischen Illuminaten aus. Man wird uns zutrauen, daß wir damit nicht den Antheil, den das protestantische Deutschland neuerdings an der Wiederbelebung der atheistischen und obscönen Literatur genommen hat, entschuldigen wollen, allein man muß die wahren Urheber des Uebels nennen und ihnen den größern Theil der Schuld zuwälzen.

Troz den genannten Ausschweifungen befindet sich der Protestantismus gegenwärtig in einer Lage, in der er eine Untersuchung und Prüfung nicht scheuen darf. Das gute Prinzip in ihm hat sich gegen das schlechte ehrlich gewaffnet, und, wie wir glauben, in eine Verfassung gesezt, in der es im Stande ist, den weitern Versuchen der antichristlichen Partei zu steuern. Wenn dem nicht so wäre, wenn der geharnischte Supranaturalismus der protestantischen Theologen nicht in die Schranken getreten wäre, wenn nicht in der protestantischen Bevölkerung ein ernster christlicher und sittlicher Sinn herrschte, wenn die gegen das Christenthum begonnene Revolution ausschließlich vom Papst und von der ultramontanen Theologie aus bekämpft werden müßte, würden wohl Strauß und Consorten etwas gefährlicher seyn, als sie es sind.

Ohne nun dem theologischen Verdienst anderer protestantischer Staaten im mindesten zu nahe treten zu wollen, müssen wir doch anerkennen, daß im guten Geist ganz besonders viel auf preußischen Universitäten geschehen ist. Nur in Bezug auf den schädlichen Einfluß der Hegel'schen Philosophie läßt sich das preußische Cultministerium nicht ganz von dem Vorwurf freisprechen, dieser Philosophie allzuviel Vorschub geleistet zu haben. Dieselbe hat nämlich, indem sie scheinbar auf dem politischen Gebiet dem ordnenden Geist schmeichelte, auf dem religiösen und sittlichen wirklich die wildeste Anarchie herbeigeführt.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 27.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 12. März 1838.

Die neusten Schriften von Görres.

(Schluß.)

Im Uebrigen hat Preußen ungemein viel gethan, der protestantischen Kirche äußere Einheit, innere Würde zu geben und sie dadurch in den Stand zu setzen, den Feinden aller Religion Troz zu bieten. Das sollte nun von katholischer Seite anerkannt werden, denn dadurch hat indirekt auch die katholische Kirche gewonnen. Beide haben dasselbe Interesse, das Christenthum und die sittliche Ehrenhaftigkeit gegen die gemeinsamen Feinde beider zu vertheidigen. Je mehr eine für die andere thut, je mehr gewinnen beide. Würden sie sich verfeinden, so würde keine von beiden, so würden nur ihre beiderseitigen Gegner gewinnen. Den größern Nachtheilen aber scheint in diesem Falle die katholische Kirche ausgesezt zu seyn, weil in ihr noch stärkere Gegensäze verborgen liegen, als in der protestantischen.

Doch wir wiederholen, was wir schon im Eingange bemerkten, die Zeit ist für einen ernsthaften Religionsstreit nicht gestimmt, die weltliche Politik würde lediglich ihr Spiel mit den in dieser Beziehung zu Tage kommenden Meinungen und Leidenschaften treiben.

Insofern nun müssen wir die Sache zunächst aus dem patriotischen Gesichtspunkt ansehen. Kaum war das Cölner Ereigniß bekannt geworden, so deklamirten alsbald die französischen Blätter von allen Farben einstimmig gegen Preußen. Geschworne Feinde des Ultramontanismus nahmen sich augenblicklich der striktern Observanz des Cölners an, zum Beweise, daß Prinzipien verschwinden, sobald es Interessen gilt. Dieselben Franzosen, die daheim die Jesuiten verbannt, würden sie mit Vergnügen in den preußischen Rheinprovinzen einführen, wenn sie dadurch ihren politischen Einfluß auf Deutschland erweitern könnten. Ganz auf dieselbe Weise waren sie früher bereit, die Reformation in Deutschland zu unterstützen, während sie daheim alle Reformirten lebendig verbrannten. Indeß sind die Franzosen, die so schnell ihre gute Meinung verrathen haben, nicht die einzigen Feinde, die wir von außen zu fürchten haben, falls wir im Innern haderten. Daher sollte die Besorgniß vor fremder Einmischung in unsre Angelegenheiten nicht der lezte Grund seyn, der die Parteien zur Versöhnung stimmen muß. In Bezug auf das Ausland ist die Frage keineswegs bloß eine preußische, sondern eine deutsche. Dies würde sich sogleich offenbaren, sobald eine Lücke offen würde, durch welche fremdes Interesse sich einmischen könnte. Deutschland würde die Kosten bezahlen müssen.

Wir hätten daher gewünscht, Görres möchte seine flammenden Worte nicht vorzugsweise an die Rheinländer addressirt, nicht vorzugsweise einem rheinländischen Provinzialpatriotismus geschmeichelt, nicht die alte schlummernde Eifersucht deutscher Stämme wiederaufgeweckt haben. Ihm, dem großen Redner der Deutschen in den verhängnißvollen Jahren 1814 und 1815 würde es auch 1838 angestanden haben, den vorliegenden Handel ausschließlich aus dem deutschen Standpunkt zu betrachten.

Leider ist der deutsche Patriotismus seit beinah zwanzig Jahren verrufen, und man hat sich gewöhnt, alles nur aus einem österreichischen, preußischen, bayerischen, hannöverischen ꝛc. Gesichtspunkt anzusehen. Wenn dies bisher zum Vortheil der einzelnen Regierungen geschah, könnte es auch einmal zum Nachtheil derselben geschehen, und in Bezug auf Preußen ist der Fall bereits eingetreten. Hätte man nur die deutsche Frage im Auge, so würden viele Feinde Preußens schweigen müssen. Nur sofern sie eine bloß preußische Frage sehn, machen sie sich laut.

Preußen selbst hat zwei Parteien bezeichnet, die es als seine Gegner thätig glaubt. Wir wollen erwarten, ob der deutsche Liberalismus sich an die römische Ansicht anschließen wird, bezweifeln es aber stark. Einzelne Ausnahmen würden nicht entscheiden. Im Ganzen ist der deutsche Liberalismus viel zu dogmatisch, oder wie Napoleon sagen würde, ideologisch, um mit französischer Gewandtheit und Treulosigkeit sein Prinzip einem augenblicklichen Interesse zu opfern. Wir halten aber

überhaupt jene Verbindung, selbst wenn sie möglich wäre, für eine politische Mißgeburt, von der Preußen nichts zu besorgen hat.

Von ungleich größerer Wichtigkeit wäre eine stille Reaktion derjenigen Interessen, die den großen Einfluß, welchen Preußen seit Gründung des Zollvereins gewonnen hat, vielleicht neutralisiren möchten. Allein das Mittel ist für den, der sich desselben bedienen würde, gefährlicher als für den, gegen den es gerichtet wäre. Der Ultramontanismus ist eine zweischneidige Waffe, die nicht bloß Preußen, sondern auch die katholischen Staaten verwunden muß, in denen er durch Ghibellinismus, Gallikanismus, Josephinismus, oder wie man sonst die laxe Observanz bezeichnen will, bisher sanft beseitigt war. Beim Grenzstreit zwischen der römischen Kirche und den weltlichen Staaten sind zuletzt die katholischen Staaten mehr betheiligt, als die protestantischen. Diesen Umstand halten wir für die sicherste Bürgschaft einer friedlichen Ausgleichung dieses Handels.

Was nun den Rechtsstreit insbesondere betrifft, so müssen wir denselben auf das einfachste Prinzip zurückführen. Es handelt sich davon, ob bei den gemischten Ehen der katholische Theil einen Vorzug vor dem protestantischen haben soll. Der päpstliche Stuhl mißbilligt alle gemischten Ehen, läßt sie nur als eine der unabänderlichen Nothwendigkeit gemachte Concession zu, verlangt aber, daß wenigstens die aus einer solchen Ehe erzeugten Kinder katholisch erzogen werden sollen und hat das Gegentheil in verschiedenen Verträgen mit protestantischen Staaten gleichfalls nur als eine unvermeidliche Concession gestattet. Der preußische Vertrag entbehrte in dieser Beziehung wie in mancher andern jeder maaßgebenden Bestimmung. Zu Recht bestand in Preußen bis 1803 die Regel, daß bei gemischten Ehen die Söhne im Glauben des Vaters, die Töchter im Glauben der Mutter erzogen wurden. Dadurch war die Rechtsgleichheit gewahrt, allein Geschwister in zweierlei Religion zu erziehen, brachte etwas Unheimliches in die Familie, und gewiß mit gutem Recht hob der König 1803 die alte Norm auf und führte den Gebrauch ein, daß alle Kinder in der Religion des Vaters erzogen werden sollen. Auch durch diese Norm wird die Rechtsgleichheit vollkommen gewahrt, denn wenn ein protestantischer Vater hier alle Kinder protestantisch macht, macht ihr dort auch wieder ein katholischer katholisch, und es geschieht keiner Concession ein Abbruch. Diese Norm ist überdies der Bibel, dem Naturrecht und der in den Rheinlanden herrschenden französischen Gesetzgebung angemessen, die da verlangen, daß der Mann des Weibes und des Hauses Haupt sey. So ziemt es auch einem kriegerischen Staate, wie Preußen, und diese natürliche Norm gefiel auch allgemein. Sie bestand seit 1803, ohne daß man je eine Klage darüber hörte.

Nun fiel es auf einmal dem römischen Stuhl ein, in einem Breve von 1830 die bis dahin in Preußen bestandene Rechtsgleichheit beider Confessionen zu mißbilligen, die gemischten Ehen neuerdings für eine große Sünde zu erklären und ihre Erschwerung einzuschärfen. Allein die an Frieden gewöhnten Bischöfe waren nicht geneigt, den Wink zu verstehen und neuen Hader anzufangen. Die preußische Regierung, ebenfalls an Frieden in dieser Beziehung gewöhnt, war überrascht und unruhig, als es von fern die feindliche Absicht hervorblicken sah, nahm aber im Geschmack der Zeit zu beschwichtigenden Mitteln, zu heimlichen Verabredungen ihre Zuflucht, und die Uebereinkunft mit dem Cölner Erzbischof, Grafen von Spiegel, von 1834 schien auch wirklich, da Rom dazu still schwieg, die Besorgniß wieder zu entfernen. Ohne Zweifel hätte Preußen besser gethan, das Breve von Anfang an zurückzuweisen, das bestehende Recht ausdrücklich zu wahren und die Sache so öffentlich als möglich zu behandeln. Das Geheimniß war schon eine Art von Nachgiebigkeit, die denen, welche den Angriff so wohl berechnet, nur noch mehr Muth machen mußte.

Jetzt endlich urtheilt die öffentliche Meinung, und sie wird, wir sind es überzeugt, mit unwiderstehlicher Gewalt sich für die Rechtsgleichheit, also für Preußen gegen die Anmaßung, welche eine Confession allein bevorzugen will, also gegen Rom entscheiden.

Die Rechtsgleichheit ist die Norm, an die allein wir uns zu halten haben. Nachdem sich beide Confessionen länger als ein Jahrhundert hindurch bekämpft, Ströme von Blut vergossen und das arme deutsche Vaterland in entsetzlichen Bürgerkriegen ruinirt haben, sind die Fürsten und Völker zu der Einsicht gelangt, daß keine Confession die andere unterdrücken kann, beide haben sich daher versöhnt, sich gleiche Rechte wechselseitig zugestanden und bei dieser naturnothwendigen, und für die deutschen Interessen nicht länger zu entbehrenden Vereinigung den unversöhnlichen Papst bei Seite gelassen. Trotz aller seiner Protestationen hat sich dieser seitdem der faktischen Rechtsgleichheit beider Confessionen fügen müssen, obgleich er sie de jure nie anerkannt, sondern nur in Separatverträgen als Ausnahme von der Regel zugelassen hat.

So übel sich Deutschland befand, so lange es im Sinn des Papstes jene Rechtsgleichheit bestritt, so wohl hat es sich befunden, seitdem es sie trotz des Papstes geltend gemacht hat. Die Erfahrungen der Religionskriege haben ihren Werth noch nicht verloren; die Parteien sind noch immer gleich stark; das Bedürfniß der Rechtsgleichheit ist noch immer das nämliche, wie früher; eine neue Störung derselben würde unverantwortlich seyn, da wir die Vortheile und Segnungen des Friedens und der Rechtsgleichheit hinlänglich erkannt haben.

Die Fürsten und Völker Deutschlands müssen auf

der verjährten Rechtsgleichheit bestehen. Vom Papst aber kann man nicht erwarten, daß er den Grundsatz derselben jemals zugebe, und Preußen hat die alte unabänderliche Politik des römischen Stuhles verkannt, da es an Roms Gerechtigkeit appellirte, in einer Sache, in der Rom nie Richter seyn kann noch war, sondern immer nur Partei. Rom ist im weiten Umfang der Grenzen, in welchem sein unabänderlicher hierarchischer Grundsatz galt, überall nur der Nothwendigkeit, dem unbesiegbaren Widerstande gewichen. Es wird auch wieder in diesem Handel nur an der Grenze stille stehn, die ihm Preußen setzen wird. Diese Grenze kann aber keine andere seyn, als die stricte Observanz der Rechtsgleichheit.

Alle Protestanten würden ein Recht haben, bitter über Preußen zu klagen, wenn es der Rechtsgleichheit das mindeste vergäbe. Preußen ist der erste Schirmvogt der evangelischen Kirche. Es darf so wichtige Rechte unsrer Confession nicht gefährden lassen. So wenig es uns einfällt, die Kinder gemischter Ehen gegen den Willen der Eltern protestantisch machen zu wollen und unsern Geistlichen das gehässige Geschäft zuzumuthen, deßfalls die Gewissen der Eltern zu beängstigen und den Frieden der Familien zu stören, eben so wenig wollen wir auch dulden, daß diese Einmischung katholischen Geistlichen gestattet sey. Was du nicht willst, daß dir geschieht, das thu auch einem andern nicht.

Zum Ueberfluß muß bemerkt werden, daß das vom Ultramontanismus angenommene System keineswegs das echtkatholische ist. Es gibt keinen einzigen Conciliendbeschluß, durch welchen die gemischten Ehen verboten, oder nur unter der Bedingung, die Kinder müßten katholisch werden, zugelassen wären. In der 21sten Sitzung des Tridentiner Concils ist sogar im Allgemeinen jeder, der die freie Wahl des Gatten hindern würde, mit dem Anathema bedroht. Nur in Provinzialsynoden und in päpstlichen Bullen finden sich Bestimmungen, die der strengen Doctrin des Erzbischofs von Cöln und dem päpstlichen Breve von 1830 entsprechen; allein bekanntlich haben die Bullen nicht die Gesetzeskraft wie die Concilienbeschlüsse, und umsonst wird der Ultramontanismus diese Behauptung bestreiten. Denn wenn alle Bullen vollgültige und unbestrittene Gesetzeskraft haben sollen, so müssen auch die, in welchen der Papst sich neben dem geistlichen Schwert auch das weltliche angemaßt, und in welchen er sich vorbehalten hat, Könige ein- und abzusetzen, heute noch wie im dreizehnten Jahrhundert gelten, und das werden die heutigen Ultramontaner schwerlich mehr behaupten wollen. Ihr Begehren in Bezug auf die gemischten Ehen muß daher als eine Neuerung angesehen werden, die im Vergleich mit den ältern legitimen Bestimmungen der Kirche wahrhaft revolutionär wäre. Es ist nicht die katholische Kirche selbst, es sind nicht ihre allgemein anerkannten Gesetze, welche das verlangen, was der Cölner Bischof verlangt; es sind vielmehr nur einige Bullen, die nicht allgemeine Gesetzeskraft haben, es ist nur eine Partei im Katholicismus, die so weit geht. Wir stellen dies als eine historische Thatsache hin und überlassen es den Kirchenrechtslehrern selber, das Nähere zu bestätigen, indem wir nur noch beiläufig darauf aufmerksam machen, wie wichtig es ist, daß Lehrer des katholischen Kirchenrechts auf Universitäten angestellt werden, die sich nicht auf dem Parteistandpunkt befinden.

In der persönlichen Sache des Erzbischofs ist es dermalen noch unmöglich, ein unfehlbares Urtheil zu fällen, da uns die Akten noch nicht vollständig vorliegen. Preußen hat sie noch nicht alle veröffentlicht, namentlich noch diejenigen nicht, welche den Erzbischof politisch in Bezug auf die bekannten zwei revolutionären Parteien graviren sollen, und Rom hat erst versprochen, von seiner Seite eine Aktensammlung herauszugeben. Uebrigens hat Rom, so viel uns bekannt ist, noch niemals der Oeffentlichkeit eine Concession gemacht, und daß es eine ankündigte, hat in Erstaunen setzen müssen.

Görres nennt die Entsetzung des Erzbischofs eine Gewaltthat, die durch alles Recht hindurchfahre. Doch ist schwerlich zu läugnen, daß sich Preußen nur sehr ungern dazu entschloß, und daß sie nichts weniger als offensiv, sondern lediglich eine Defensiv- und Prohibitiv-Maßregel war. Sie erklärt sich nur aus den Herausforderungen von Seiten des Erzbischofs, die sich Preußen lieber erspart haben würde, die es sehr ungern sah, und über die es weit entfernt war, sich zu freuen. Preußen hat eine Gelegenheit zum Streite nicht gesucht, vielmehr aufs ängstlichste vermieden. Es hat sich gesträubt, einen Gewaltstreich zu thun; es hat alles vorgekehrt, sich ihn zu ersparen, allein es wurde zulezt dazu gezwungen. Nun hat man freilich ganz naiv gesagt, Preußen hätte ja nur den Erzbischof gewähren lassen dürfen, das sey das einfachste Mittel gewesen, jenen exorbitanten Staatsstreich zu vermeiden. Wie, wenn Preußen diesem Rathe gefolgt wäre? Wir stehn nicht an, die Vermuthung zu äußern, daß es daran in gewisser Beziehung klug gehandelt haben würde. Der Erzbischof würde noch weiter gegangen seyn und die Kirchengewalt gegenüber der Staatsgewalt auf eine Weise ausgedehnt haben, die auch den Blindesten belehrt haben würde, daß man so weit nicht gehn dürfe, und Preußen hätte dann ohne großes Aufsehn und ohne viel Mißbilligung reagiren können. Allein eine andere Frage ist, ob eine solche Klugheit der preußischen Regierung auch würdig gewesen wäre? Wir glauben nicht.

Wenn der Bischof in einem Staate, dessen Regierung so wie die Mehrheit der Einwohner protestantisch ist, mehr Ultramontanismus einführen will, als in einem rein katholischen Lande, so ist dies unnatürlich. Wenn ein Bischof in Preußen wagt, was er in Frankreich und

Oesterreich nicht wagen würde, so ist dies eine beleidigende Herausforderung der protestantischen Regierung in Preußen. Wenn er es überdies einer Regierung gegenüber wagt, welche, wie die preußische, sich stets durch Toleranz und uneigennützige Beschirmung der katholischen Kirche ausgezeichnet hat, so ist dies ein Undank. Und wenn er sich vollends, wie der Freiherr Droste zu Vischering gegen die Regierung vorher persönlich verpflichtet hat, so ist der Bruch seines Versprechens und eine diesem Versprechen so schnurstracks zuwiderlaufende Amtsführung doch in der That eine unerträgliche Verhöhnung der Regierung, welcher das Versprechen abgelegt wurde. Wir wollen im Uebrigen herzlich gern dem Lobe beistimmen, das Görres dem greisen Erzbischofe zollt. Wir bedauern, daß in der Luft unserer Zeit ein demoralisirendes Gas verborgen ist, das selbst an die eisernsten Charaktere Rost ansetzt; allein der Erzbischof hätte entweder nichts versprechen oder er hätte sein Versprechen halten sollen.

Trotz des Gewaltstreichs hat sich Preußen in dieser ganzen Sache doch nur defensiv verhalten. Es will die Grenzen der Staatsgewalt nicht auf Kosten der kirchlichen, die des Protestantismus nicht auf Kosten des Katholicismus ausdehnen, es will sie nur vor jenseitigen Uebergriffen sichern. Es hat sogar, — so sehr ist es in dieser Beziehung von der Rechtsidee allein erfüllt gewesen, — an den Papst appellirt; es nimmt lediglich das katholische Rechtsgefühl selbst in Anspruch, es pocht nicht auf seine Gewalt, es hat seine natürlichen Bundesgenossen, die Protestanten, auf keine Weise herbeigezogen.

Die Appellation an das katholische Rechtsgefühl wird keine vergebliche seyn, wenn auch Rom in seiner Parteilichkeit verharrt. Die Frage ist keine katholische, denn Niemand will die Rechtsgleichheit auf katholische Kosten verletzen. Die Frage ist nur eine ultramontane, denn Rom will die Rechtsgleichheit auf protestantische Kosten verletzen. Es ist ein wenig seltsam mit diesem Ultramontanismus beschaffen. Aus Portugal, Spanien, Frankreich verbannt, will er in Preußen festen Fuß fassen. In partibus infidelium hofft er wiederzufinden, was er in partibus fidelium verloren. Gegen eine protestantische Regierung hofft er durchzusetzen, was ihm von katholischen verweigert worden. Ein kecker Schachzug ohne Zweifel, allein ein mißlicher.

Wenn es deutscher Kraft und Tüchtigkeit vorbehalten seyn sollte, im Dienste des Ultramontanismus Größeres zu leisten, als sich die Dienstherrn welscher Zunge selber, die längst entnervten, zutrauen dürfen, so scheint es zweckmäßig, das edle deutsche Blut an sich selbst zu mahnen und zu fragen: um welchen Preis und für wen es in Begriff ist, aufs Neue gegen das gleiche Blut seiner Brüder aufzubrausen? Blickt hin auf jene lateinischen Südländer, welche die Domaine des Ultramontanismus waren. Wie hat er darin gewirthschaftet? Ihr findet die Länder voll Ruinen, voll Armuth und Schmutz, voll unbebauter Strecken, das Volk in Stumpfsinn oder in Tobsucht gefallen, gleichgültig gegen jede Art von Despotismus oder in nie zu befriedigender Revolutionssucht. Dies sind die Früchte, wo der Ultramontanismus säet. Aus solchen Saaten solche Erndte. Durch die schlechte Zucht sind ihm die eigenen Werkzeuge endlich verdorben und verkommen. Spanien, sein Tartessus, die für unerschöpflich gehaltene Quelle seiner Macht, ist endlich erschöpft; statt des Goldes, statt der Armaden hat es Rom zuletzt nur seine geflüchteten Priester zugesendet. Italien liegt Spanien gegenüber wie der Monte nuovo dem brennenden Vesuv, öde, vulkanisch beide, und der nicht brennende noch trügerischer als jener, der Flammen speit. Auch Frankreich, das sich des Ultramontanismus zuerst entledigt hat, konnte damit den übeln Folgen, die seine lange Herrschaft zurückgelassen, nicht abhelfen. Jedes Blatt der neuern Geschichte Frankreichs, jeder Blick in dieses Land fordert zu der Bemerkung auf, daß es besser für Frankreich wäre, wenn es statt einer Revolution eine Reformation gehabt hätte. Der fliehende Ultramontanismus ließ ihm nur den Unglauben und die Entsittlichung zurück, durch die es sich auch der politischen Freiheit, wenn es sie kaum errungen, noch immer wieder unwürdig und verlustig gemacht hat, weil ihm mit der Sittlichkeit auch die Stetigkeit Englands fehlt. So überall verlassen, ausgestoßen, mit Hohn und Haß verfolgt von den undankbaren Völkern lateinischer Zunge, die der Ultramontanismus einst an seinem Busen gehegt als seine Lieblingskinder, wendet er sich jetzt auf einmal an uns Deutsche, die er immer verachtet und mißhandelt als seine Stiefkinder. Jetzt in seiner Noth schmeichelt er den Deutschen und hofft deutsche Kraft, die einzige, die noch widerhält und frisch und gesund geblieben, werde seinen Zwecken dienen. In Deutschland gibt es noch für Rom Begeisterte, wie sie kein welsches Land aufzuweisen hat, denn wer gliche hierin unserm Görres, seitdem Lammenais bewiesen hat, daß auch er, wie fast alle Franzosen, nur ein politischer Commediant ist. In Deutschland gibt es auch noch ein Volk, ein kräftiges, das, wie die Schweizer in Neapel beweisen, die windigen Südländer wie Kern die Spreu aufwiegt. Jene Begeisterung großer Genien und diese nachhaltige Volkskraft soll nun durch eine geschickt improvisirte Offensive die Blößen des Ultramontanismus in den romanischen Ländern zudecken. Wahrlich die schlechteste Rolle, die deutsche Kraft spielen kann, seit sie bei Leipzig und Waterloo stritt. Nicht darum haben wir jene von Görres selbst damals so richtig bezeichnete Reaktion des lateinischen Westens und Südens abgetrieben, damit sie uns zwanzig Jahre später nur unter andern Formen wieder den deutschen Hausfrieden stören soll.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 28.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 16. März 1838.

Romane und Novellen.

40) Die Abenteuer des Simplicissimus. Ein Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Kriegs, herausgegeben von Eduard v. Bülow. Leipzig, Brockhaus, 1836.

Der Herausgeber bemerkt in der Vorrede: „Der abenteuerliche Simplicissimus, deutsch, das ist: Die Beschreibung des Lebens eines seltsamen Vaganten, genannt, Melchior Sternfels von Fuchsheim, wo und welcher Gestalt er nämlich in diese Welt gekommen, was er darin gesehen, gelernt, erfahren und ausgestanden, auch warum er solche wieder freiwillig quittirt. Ueberaus lustig und männiglich nützlich zu lesen. An Tag gegeben von German Schleifheim von Sulsfort. Mömpelgart, gedruckt bei Johann Fillion. Im Jahr MDCLXIX. 12. 618 Seiten, 5 Bücher, — so wie dessen ursprünglicher Titel lautet, soll die aus Wahrheit und Dichtung bestehende Selbstbiographie des Verfassers seyn, der eine Zeitlang als Musketier im dreißigjährigen Kriege diente und das Buch theils in seiner Jugend, da er noch Musketier war, geschrieben hat. Sein Name, den er durch Versetzung der Buchstaben auf dem Titel verborgen, soll Samuel Greiffenson von Hirschfeld gewesen seyn, und er starb, gleich nach der Herausgabe seines Buches, im Jahr 1669. Mehr wissen wir von seiner Persönlichkeit nicht, und dieses nicht völlig beglaubigte Wenige wird uns von einem späteren unbekannten Herausgeber des Simplicissimus gesagt. — Ich glaube nicht gerade mehr als billig für den Simplicissimus eingenommen zu seyn, wenn ich in der deutschen Literatur dafür die Stelle eines wahren und zwar des erstens Original-Romans in Anspruch nehme, denn er geht als ein echter Roman alle Phasen eines wirklichen Menschenlebens kunstreich durch, und es sind dagegen die vor ihm erschienenen, sogenannten Romane von Zesen, Ziegler u. A. doch kaum irgend anzuführen. Der Simplicissimus ist von einem gewiß nicht geringfügigen poetischen Werthe, und wir bewundern auf jeder Seite des Buches bald den gesunden, tüchtigen Menschenverstand, bald den heitern Humor, bald die vielgestaltige, anmuthige Einbildungskraft des Autors, der da selten oder nie die Wirkung des schalkhaft-einfältigen Tones verfehlt, in dem er mit treffender, gutgemeinter Satire die Schwächen seiner Zeit geißelt, und sich mitunter selbst bis zu dem Zarten und Rührenden zu steigern vermag. Seine Art zu schreiben ist in ihrer derben deutschen Alterthümlichkeit fast klassisch zu nennen, und man lernt sie erst recht ehren, wenn man sie mit der anderer gleichzeitiger Schriftsteller zusammenstellt. Daß man den Simplicissimus andererseits auch als frühzeitige deutsche Denkwürdigkeiten ansehen kann, verleiht ihm deßgleichen aus dem, hier sekundären, geschichtlichen Gesichtspunkte Bedeutung, und in der That ist sein Werth gerade in dieser Hinsicht am allgemeinsten anerkannt, insofern es eben kein anderes Werk gibt, das den Verfall und das Elend unseres Vaterlandes in jener unglückseligen Zeit des dreißigjährigen Krieges, gleichwie Sitten und Denkungsweise während dessen, anschaulicher und lebendiger vor Augen darstellt. Danächst fand der Simplicissimus nicht nur bei seinem ersten Erscheinen eine große und rege Theilnahme im Publikum, sondern wußte sich dieselbe auch fast ein Jahrhundert lang fortwährend zu erhalten, wie uns die vielen Auflagen oder Bearbeitungen und Nachahmungen, die er erlebt und hervorgerufen hat, darthun. Ja man darf annehmen, daß er zu seiner Zeit wirklich Volksbuch gewesen ist.“

Wir können diese Bemerkungen des Herausgebers nur bestätigen. Folgendes ist in Kurzem der Inhalt. Simplicissimus wächst auf einem Dorf auf, das im Kriege von den Feinden geplündert und zerstört wird. Er entkommt glücklich und wird im wilden Walde von einem alten Einsiedler aufgenommen. Darauf geräth er wieder unter die Soldaten, wird von einem Gouverneur wohl gehalten, aber aufs Neue von Feinden gefangen und muß

oft die Fahne wechseln. Alle Gräuel des dreißigjährigen Krieges gehn nun vor unsern Augen vorüber, nicht bloß die Mordbrennereien, Plünderungen, Mißhandlungen, sondern auch das lüderliche Lager- und Garnisonsleben und der Aberglauben, das phantastische Herausfordern der Glücksgöttin, das in jener Zeit so gewöhnlich war, das Beschwören der Hölle, Hexenprocesse ꝛc. Wir wählen eine Lagerscene aus: „An diesen närrischen Leuten sah man sein blaues Wunder, weil sie alle zu gewinnen meinten, was doch unmöglich war, sie hätten denn aus einer fremden Tasche gesezt. Und ob sie zwar Alle diese Hoffnung hatten, so hieß es doch: viel Köpfe, viel Sinne! weil ein jeder Kopf auf sein Glück sinnte, denn etliche trafen, etliche fehlten, etliche gewannen, etliche verspielten, weswegen auch etliche fluchten, etliche donnerten, etliche betrogen und andere befädelt wurden, die Gewinner lachten, und die Verspieler die Zähne aufeinander bissen. Theils verkauften Kleider und was sie sonst lieb hatten, theils gewannen das Geld wieder ab, einige begehrten redliche Würfel, andere wünschten falsche auf den Platz und führten sie unvermerkt ein, die aber andere wieder hinwegwurfen, zerschlugen und mit Zähnen zerbissen, indem sie den Scholdereren die Mäntel zerrissen. Unter den falschen Würfeln befanden sich Niederländer, welche man schleifend hineinrollen mußte, die hatten so spitzige Rücken, auf denen sie die fünfer und sechser trugen, wie die mageren Esel, worauf man die Soldaten sezt. Andere waren oberländisch und man mußte ihnen die bayerische Höhe geben, wenn man werfen wollte. Etliche waren von Hirschhorn, oben leicht und unten schwer gemacht; andere waren mit Quecksilber oder Blei und aber andere mit verschnittenen Haaren, Schwämmen, Spreu und Kohlen gefüttert; etliche hatten spitzige Ecken, an anderen waren solche gar hinweggeschliffen, theils waren sie lange Kolben, theils sahen sie aus wie breite Schildkröten. Und alle diese Gattungen waren auf nichts als auf Betrug verfertigt, und thaten das, wozu sie gemacht waren, man mochte sie gleich wippen, oder sanft schleichen lassen; da half kein Knüpfen, geschweige gar derer, die entweder zwei fünfen oder zwei sechsen und im Gegentheil zwei Aß oder Daus hatten. Mit diesen Schelmenbeinen zwackten, lauerten und stahlen sie einander ihr Geld ab, das sie vielleicht auch geraubt, oder sonst mit Leibes- und Lebensgefahr und saurer Mühe erobert hatten.“ Folgendes Portrait wird von einem alten Soldaten jener Zeit entworfen: „Weil der Gebrauch im Kriege ist, daß man gemeiniglich alte versuchte Soldaten zu Profosen macht, also hatten wir auch einen dergleichen in unserem Regimente, und zwar einen so abgefeimten Erzvogel und Kernbösewicht, daß man von ihm sagen konnte, er sey vielmehr als vonnöthen erfahren gewesen, denn er war ein rechter Schwarzkünstler, Siebdreher und Teufelsbanner, und von selbst nicht allein so fest wie Stahl, sondern überdies ein Gesell, der Andere festmachen und dazu ganze Schwadronen Reiter ins Feld stellen konnte. Sein Bildniß sah natürlich aus wie uns die Maler und Poeten den Saturn vorstellen, außer, daß er weder Stelzen noch Sense trug. Ob nun zwar die armen gefangenen Soldaten, die ihm in seine unbarmherzigen Hände kamen, wegen dieser Beschaffenheit und stetigen Gegenwart sich desto unglückseliger schätzten, so waren doch Leute, die gern mit dem Wendenschimpf umgingen.“

Simplicissimus läuft eine Zeitlang, so lange er noch jung ist, als Narr mit den Soldaten, in einer Schellenkappe, in deren Eselsohren er seine Dukaten versteckt. Das Narrenkleid bei einer Flucht mit Weiberkleidern vertauschend, wird er verfolgt und durch eine Rittmeisterin gerettet, die ihn als Magd annimmt. Die Abenteuer, die er hier besteht, scheinen dem französischen Faublas zum Muster gedient zu haben. Seine Unschuld wird auf harte Proben gestellt, allein er benimmt sich so ehrlich wie Joseph und kommt gleich diesem ins Gefängniß, aus dem er durch eine Schlacht befreit wird. Er wird nun selber Soldat, und seine Abenteuer vervielfältigen sich und nehmen einen immer raschern Gang. Bald ist seine bisherige treuherzige Unschuld verloren und er theilt alle Laster der Soldaten. Er hat Glück, besonders auch bei den Damen, und obgleich er einmal wider seinen Willen zur Ehe gezwungen wird, so geht er doch seiner Frau sogleich wieder durch. Er kommt nach Frankreich, wo er als der bel alemand der Liebling sehr vornehmer Damen wird, aber durch die Blattern seine ganze vorige Schönheit verliert. Er wird nun immer mehr einem gemeinen Soldaten gleich und begeht immer niedrigere Rohheiten, offnen Raub, Entehrung ꝛc. Er heirathet noch einmal, kommt in Verbindung mit einer phantastischen Geisterwelt, legt sich auf die Bücher und wird zulezt wieder ein Einsiedler.

In diesem Roman ist in der That die rauhe Zeit in allen ihren Eigenthümlichkeiten treu gespiegelt.

41) Sämmtliche Schriften von A. von Tromlitz. Zweite Sammlung. Dresden und Leipzig, Arnold, 1837.

Ueber die erste Sammlung haben wir uns Jahrgang 1831, Nr. 47 ausgesprochen. Tromlitz ist unbestritten einer der besten Genremaler, wo es sich von Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege, insbesondere Lagergruppen und Bataillenstücken handelt. Nur darin scheint er zu fehlen, daß er diese Bilder rauher Zeit durch eine Sentimentalität gleichsam zu mildern sucht, die zum Costüm

derselben durchaus nicht paßt und viel zu modern ist. In den Romanen, die außerhalb Deutschland spielen, ist er überdies nicht so originell, als in den vaterländischen.

42) Regina Sidonia. Historischer Roman aus dem österreichischen Erbfolgekriege von Bohemus. Zwei Theile. Bunzlau, Appun, 1837.

Der Dichter hätte aus jenem interessanten Zeitalter weit reichere Tableaux schöpfen können. Maria Theresia, die schöne junge Königin, verrathen und verfolgt, begeistert die Ungarn, fällt wie eine zürnende Löwin über ihre Feinde, besonders Bayern her, muß aber gegen neue Feinde kämpfen, gegen den großen Friedrich von Preußen und gegen die Franzosen, die wie immer so auch damals jede Unruhe in Deutschland benutzten, sich einzumischen und uns wo möglich eine neue Grenzprovinz zu stehlen. Auf dem Kriegsschauplatz erscheinen unter den verschiedenen Völkern die grimmigen Panduren, die für einen historischen Roman wie gemacht sind. Endlich kommt das Costüm der Zeit an sich in seiner komischen Steifheit und ehrbaren Unnatur dem charakterisirenden Zeichner sehr zu Statten. Von alledem hat nun aber Herr Bohemus wenig benuzt. Er versezt uns auf ein Schloß in Böhmen, wo wir wirklich eine alte Dame im Costüm der Zeit finden. Es kommt französische Einquartirung, und das gibt sehr ergözliche Scenen. Damit ist aber auch alles gethan. Den ganzen Rest des Romans füllt die Familiengeschichte der Fräulein Sidonie aus, die wir auf dem Schlosse in Böhmen kennen lernen, die sich in einen französischen Duc verliebt, und von der wir nun erfahren, daß sie selbst die Tochter eines französischen Marschalls ist. Nun spielt sich alles nach Frankreich hinüber und die Zeitgeschichte hört ganz auf und wird Familiengeschichte. Von einer patriotischen Beziehung, die allen solchen historischen Romanen sehr wohl anstehen würde, ist vollends gar nicht die Rede.

43) Vermischte Schriften von Eduard Gehe. 2ter und 3ter Theil. Bunzlau, Appun, 1837.

Eine historische Novelle, „die Gründung von Charlottenburg,“ die uns in das Zeitalter von Leibnitz, Godsched, Franke und Thomasius, und theils an den hannöverschen, theils an den preußischen Hof versezt. Die Krönung der liebenswürdigen Charlotte, Gemahlin des ersten Königs von Preußen, ist zwar nicht mit den interessanten Details erzählt, die Pöllnitz aufgezeichnet hat, und überhaupt fehlt der Novelle hin und wieder das Pikante, das in den gleichzeitigen Quellen zu finden ist, doch ist das Costümbild der alten Zeit immer sehr anziehend. Ferner finden sich in diesen Bänden die Oper Jessonda, ein Lustspiel: „die Romantischen,“ worin die Lehre gegeben wird, daß die Romantik nicht fürs Haus tauge, ein Drama: „das Gastmahl zu Rudolstadt“, nach einer bekannten historischen Anekdote. Die muthvolle Gräfin Katharina von Schwarzburg ließ den Herzog von Alba, der das Vieh von ihren Gütern geraubt hatte, beim Frühstück durch ihre Leute gefangen nehmen, rief ihm zu: „Fürstenblut für Ochsenblut,“ und zwang ihn, die Herden wieder auszuliefern. Folgen am Schluß noch einige Gelegenheitsgedichte.

44) Tyrol 1809. Historisch-romantisches Gemälde von Belani. Erster und zweiter Band. Leipzig, Lit. Museum, 1837.

Es ist löblich, daß der Verfasser so viel als möglich sich bestrebt hat, die Tyroler Lokaltöne zu treffen. Doch verräth er sein Handwerk als Romanschreiber noch zu sehr in den romantischen Parthien, die vom Interesse des großen Kampfes abschweifen, und in den faden Dialogen der fremden Einquartirungen. Uebrigens zeichnet diese Arbeit ein großer Reichthum von Personen und Situationen und eine sehr lebendige Phantasie aus.

45) Die Altenburger. Darstellung der Sitten und Gebräuche dieses originellen Völkerstammes in Novellenform. Nebst einer vollständigen Geschichte des Herzogthums Altenburg, von Paul Hermann. Zeitz, Schieferdecker, 1837.

An dieser Zusammenstellung ist nichts zu tadeln, als die Novellenform. Das originelle Costüm, Sitten, Gebräuche des liebenswürdigen Altenburger Völkchens würden uns in einfach anspruchsloser Beschreibung, wo möglich durch Kupfer unterstüzt, mehr angesprochen haben, als in der Form von Novellen, denen, sofern sie einem so bestimmten Zwecke dienen, eine gewisse Freiheit fehlt, die doch die Novelle immer haben muß.

46) Graf Otto von Eberstein oder das Turnier bei Durlach. Novelle aus der Regierung Markgraf Rudolfs I. von Baden, von Karl Kärcher. Karlsruhe, Groos, 1837.

Ein historischer Roman in zwei starken Bänden, weßhalb der Titel „Novelle“ unrichtig ist. Das Gemälde ist mit großer Liebe und mit Fleiß ausgemalt, doch dürfte es nur für den besonders anziehend seyn, der sich für Baden und seine Geschichte interessirt. Die alten Burgen, der Rhein, die Schwarzwaldthäler, hin und wieder die

Volkssitten, z. B. das Eierlesen (Theil I, S. 89) treten uns lebendig vors Auge. Die Handlung scheint uns aber nicht rasch genug vorzuschreiten und der Dialog hin und wieder zu pathetisch.

47) Die Rose von Dekama, ein historischer Roman von J. von Lennep. Aus dem Holländischen. Drei Bände. Aachen und Leipzig, Mayer, 1837.

Der Roman fängt originell an mit den Händeln, die ein paar freie Friesen in der Stadt Haelem mit holländischen Bürgern bekommen. Der Gegensatz des schönen stolzen Landvolks gegen die Spießbürger ist ein wenig zu grell. Die Bürger waren in jenen alten Zeiten viel kräftiger, als sie hier dargestellt werden. Man glaubt nun, der Roman werde eine Apotheose friesischer Freiheit und Volksthümlichkeit seyn; allein die Sache wendet sich, der schöne junge Frieseneitter, der im Anfang alle unsre Theilnahme auf sich zieht, wird von einem französischen Ritter aus dem Sattel gehoben, seine schöne Braut Madzy, die Rose von Dekama, wird ihm ungetreu um eines Italieners willen. Der leztere, Deodat, wird von seinem Jugendfreunde Reinout, der sein Nebenbuhler ist, ermordet. Dieser verfolgt nun Madzy. Sie flieht, kommt zufällig in die Hände des Bischofs von Utrecht, der sich ebenfalls in sie verliebt, sie aber schont. Da findet sie den todtgeglaubten Deodat plötzlich wieder, Reinout stellt sich ihrer Liebe noch einmal in den Weg, indem er sich für den von einer Italienerin gebornen Sohn eines edeln Friesen ausgibt; zulezt aber wird entdeckt, daß dieses Kind friesischer Liebe nicht er, sondern Deodat ist, der nun, schnell aus einem Italiener in einen Friesen und reichen Erben umgewandelt, die schöne Madzy heirathet. Diese Begebenheiten sind ungemein ausführlich und gedehnt erzählt. Der Roman entspricht den Anfoderungen nicht, die wir an ein lebenvolles Bild aus der altfriesischen Vorzeit machen dürfen. Wiardas Geschichtswerk ist an wahrer Poesie viel reicher.

48) Die Stedinger. Ein Volksbild aus dem Mittelalter, von Bernd von Gusek. Leipzig, Kollmann, 1837.

Bekanntlich wurden die Stedinger, ein kleines Völkchen an der Nordsee, im dreizehnten Jahrhundert wegen angeblicher Ketzerei nach tapferer Gegenwehr ausgerottet. Der Roman ist in Scotts Manier und mit einer gewissen jugendlichen Wärme geschrieben.

49) Die Kaiserlichen zu Schweinfurt im Jahr 1549. Von F. E. Rosen. Straßburg, Treuttel und Würz, 1836.

Ein historischer Roman in der Manier von Tromlitz, gemüthlich bürgerlich und martialisch derb, ein so echt deutsches Produkt, daß es besonders durch den Verlagsort ein eigenthümliches Interesse erhält.

50) Anna von Koburg. Ein historischer Roman von Wilhelmine Lorenz. Leipzig, Wienbrack, 1836.

Anna, Herzogin von Koburg, war ein wenig zu sehr Weltdame, gab ihrem Gemahl Casimir gerechten Anlaß zur Klage, wurde verbannt und erhielt in ihrer Abgeschiedenheit eine Medaille, auf deren einer Seite ihr geschiedener Gemahl, seine neue Braut küssend, dargestellt war, mit der Umschrift: „Wie küssen sich die zwei so fein," indeß auf der andern Seite sie selbst als Nonne abgebildet erschien, mit der Umschrift: „Wer küßt mich armes Nönnelein?" — Die Verirrungen und die Reue dieser Dame, die am Ende des sechzehnten Jahrhunderts lebte, sind nun der Gegenstand des vorliegenden recht artigen Romans.

51) Die Trencks. Erster Band: Friedrichs Freiherrn von der Trencks Leben, Kerker und Tod. Zweiter Band: Franz Freiherrn von der Trencks Leben, Abenteuer 2c. Dargestellt von Theodor Wahrmann. Leipzig, Schreck, 1837.

Die Biographien der beiden berühmten Trencks sind hier nach Memoirenart aufgestuzt. Friedrich beging bekanntlich eine Indiscretion am preußischen Hofe, was ihm sein langes Gefängniß in Magdeburg zuzog, und da sein unruhiger Geist ihn noch im hohen Alter antrieb, sich in den Strudel der französischen Revolution zu stürzen, beging er abermals Thorheiten, die ihn aufs Blutgerüst brachten (man vergleiche darüber den von Zschokke herausgegebenen Nachlaß Jochmanns). Seine Selbstbiographie ist etwas lang und redselig, doch die Schilderung seines Gefängnisses psychologisch interessant und hätte mithin in ihrer Integrität beibehalten, nicht verarbeitet werden sollen. Franz von der Trenck war der berüchtigte Pandurengeneral, der während des österreichischen Erbfolgekriegs so übel in Bayern hauste. Auch seine Abenteuer und Händel sind mannichfach.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 29.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 19. März 1838.

Romane und Novellen.

52) Das Novellenbuch, oder 100 Novellen nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet von Eduard von Bülow. Vierter Theil. Leipzig, Brockhaus, 1836.

Ueber die frühern Theile haben wir früher gesprochen. Die lezten hier vorliegenden 25 Novellen sind von der Art der übrigen, größtentheils anziehende, rührende oder belustigende Stoffe, zum Theil solche, die den größten Dichtern als Quellen dienten, z. B. der Mohr von Venedig; oder die in neuerer Zeit aus andern Gründen wieder einen berühmten Namen erhalten haben, z. B. Robert der Teufel. Die schönsten Novellen sind außerdem folgende: der Alcalde von Alora, der die edelste Großmuth gegen einen Mauren ausübt; der belehrte Liebesschulmeister, der seinen Schüler in den Verführungskünsten unterrichtet und mit Schrecken erfahren muß, daß dieser Schüler zuerst mit seiner eignen Frau die Lehren in Anwendung bringt; der unverhoffte Glücksfall eines Fräuleins, die den Einen liebt und einen Andern heirathen soll, im entscheidenden Augenblick aber erfährt, daß der Eine selber jener unbekannte Andere ist; die vorgebliche Tante, eine bestrafte Betrügerin; die Tochter des Visirs, die um einer eifersüchtigen Prinzessin willen als Sklavin verkauft, aber wunderbar gerettet und selber Fürstin wird. Wohl eine der schönsten Novellen ist die, welche die Ueberschrift hat „das Köstlichste im Menschen.“ Sultan Saladin entbrennt für eine eben so schöne, als tugendhafte Frau. Sie gelobt sich ihm, wenn er ihr zuerst beantworte, was das Köstlichste im Menschen sey. Er räth lange, läßt forschen und nachfragen und vernimmt endlich die richtige Antwort, das Köstlichste sey die Scham, weil der Mensch für sie den Tod erdulde, und um ihretwillen vom Laster abstehe, wenn ihn auch noch so große Lust dazu treibe. Sogleich bringt Saladin diese Antwort der tugendhaften Frau. Da sagt sie: Du hast recht gerathen, allein wenn du die Scham wirklich für das Köstlichste hältst, so eigne sie dir selber an und schäme dich dessen, was du mit mir vorhast. Saladin schämte sich und ließ ihre Tugend ungekränkt. Unter den übrigen Novellen sind anziehend: Das bezauberte Bildniß einer Frau, das ihr Mann auf Reisen mitnimmt und an dem er erkennen kann, ob sie ihm treu bleibt. In der Fremde wird er deßhalb verspottet, und zwei Edelleute machen sich auf, die Treue der Frau zu prüfen, allein die listige Frau lockt sie in das Burgverließ, sperrt sie hier ein und zwingt sie, sich ihre Nahrung durch Spinnen zu verdienen, bis ihr Mann zurückkehrt. Margaretha mit der lilienweißen Hand, eine edle verfolgte Jungfrau, die als Bauermädchen beim Heumachen von einem Herzog von der Normandie entdeckt und geheirathet wird. Ueber Blutverwandtschafts-Liebe. Ein Edelmann tödtet den andern, flieht und geräth in ein Schloß, wo er die reizendste Dame schlafend findet, die ihn gastfrei bei sich aufnimmt. Sie entdeckt, daß der Gemordete ihr eigener Bruder sey, aber sie verzeiht dem Mörder und heirathet ihn. Macedonia, die tragische Geschichte einer Werther-Liebe, die mit dem Selbstmord der verheiratheten Dame endet. Glück im Unglück. Ein verbannter Mörder kehrt aus Liebe zu Weib und Kindern zurück und opfert sich selbst auf. Die Gerichte verzeihen ihm. Apollonius von Tyrus, ein unschuldig Verfolgter, den das Glück emporhebt, dessen schöne Tochter Tarsia jedoch noch weit unglücklichere Fata zu bestehen hat, bis sie das Glück unversehrt wieder in die Arme des Vaters führt. Viel Lärm um nichts. Ein feuriger Liebhaber wird durch falsche Vorspiegelungen zu wüthender Eifersucht gereizt, aber glücklich wieder enttäuscht. Maaß für Maaß, die bekannte Geschichte des ruchlosen Statthalters, der die Schwester eines Verbrechers entehrt, indem er ihr das Leben des

Bruders als Preis setzt, den Unglücklichen aber dennoch hinrichten läßt. Gewöhnlich verlegt man den Schauplatz dieser Geschichte nach England, hier ist sie ins Tyrol und in die Zeit des Kaisers Max versetzt. Der Statthalter wird auf Befehl des Kaisers hingerichtet, und seine Güter dem Mädchen übergeben. Verwechslungen, veranlaßt durch die außerordentliche Aehnlichkeit eines Bruders und einer Schwester. Unverhofft kommt oft, ein Liebhaber, der seine Dame entführt, wird von Räubern gefangen, unter denselben gefunden und als ihr Mitschuldiger angeklagt, doch glücklich gerettet. Der Sklave seines Sklaven, eine Entführung aus dem Serail. Die Herzogin von Savoyen, Gattin eines einfältigen Herrn, ist verliebt in einen edlen Cavalier, sieht ihn auf einer improvisirten Wallfahrt, wird von einem Grafen dem Herzog verdächtigt, aber durch ihren Liebhaber selbst vertheidigt. Die bezähmte Widerspenstige, ein bekanntes Thema.

Wir wiederholen hier im Allgemeinen, was wir schon früher bemerkt, daß die Erfindung in diesen alten Novellen weit einfacher und doch origineller ist, als sie es in den modernen, unendlich dicken, umständlichen, verworrenen und doch so selten originalen Romanen zu seyn pflegt, und daß sie wohl als Muster dienen dürfen.

53) Deutsche Dichter. Novellen von Eduard Boas. Erster Band. Berlin und Leipzig, Heymann, 1837.

1) Der Singerkrieg uf Wartburc, eine neue Bearbeitung des schon sehr oft als Roman und Novelle bearbeiteten Sängerkriegs. 2) Paul Flemmings Reise nach Ispahan, die Begebenheiten dieses Dichters auf der Reise, die er in Gesellschaft des berühmten Olearius machte. Dieser Stoff ist weniger ausgebeutet, und diese Novelle wohl die anziehendste in der vorliegenden Sammlung. 3) Faust und Goethe, eine Zusammenstellung der verschiedenen Bearbeitungen der alten Faustsage, mehr Kritik als Novelle. Der Verfasser hätte zu den Bearbeitungen auch noch die philosophischen Abhandlungen über Faust hinzufügen dürfen, deren mehr als ein Dutzend in jüngster Zeit erschienen sind, seitdem es sich besonders die Hegelianer angelegen seyn lassen, den guten alten Goethe auf das Prokrustesbett ihrer Philosophie zu legen. 4) Daniel Leßmanns Tagebuch, Erinnerungen an diesen unglücklichen Dichter und seinen tragischen Tod. Derselbe hat sich bekanntlich 1831 erhenkt.

Der Verfasser besitzt ein warmes poetisches Gefühl und jenen Sinn für das romantisch Feine, der unter den Roheiten der modernsten Romantik immer seltener wird. Doch halten wir es nicht für gut, wenn der Dichter nur von Dichtern dichtet, wenn er sich keine andere Helden auswählt, als seinesgleichen.

54) Tag- und Nachtfalter. Von Eduard Silesius. Bunzlau, Appun, 1837.

Raphaels Jugendleben, eine sehr sentimentale Malernovelle; Nürnberger Stillleben, ebenfalls eine Künstlernovelle, worin Hans Sachs, Albrecht Dürer und die ehrsamen Nürnberger des 16ten Jahrhunderts figuriren; das Todtenhemd, eine schauerliche Geschichte, deren Held durch eine künstliche Vorrichtung italienischer Rache sein Bett in eine Todtenbahre verwandelt sieht, und nach und nach, unter langsamen Todesqualen die Wände um ihn sich zusammendrängen sieht, bis er gequetscht wird.

55) Kleine Romane von Leopold Schefer. Sechs Bände. Bunzlau, Appun, 1837.

Leopold Schefer ist ohne Zweifel unter den deutschen Romanschreibern einer der Besten und hat in seinem „Laienbrevier“ auch ein bedeutendes Talent für Lyrik offenbart. Doch scheint er uns in seinen neuesten Romanen dem falschen Geschmack der Zeit in der Tendenz zum Gräßlichen zu viel nachzugeben. Ungleich anziehender ist er überall da, wo er idyllisches Stillleben oder einfachere, natürlichere Situationen des Menschen schildert. Von dieser Art ist z. B. der erste kleine Roman „die Geschiedene.“ Ein Ehepaar trennt sich, sieht seinen Fehler ein und vereinigt sich wieder zu einem desto festern Bunde. Ein sehr wahres Gemälde aus einem Zeitalter, in dem man die Ehe nicht mehr so heilig hält, als in frühern Zeiten, also genöthigt wird, zuweilen erst durch eignen Schaden ihren Werth kennen zu lernen. Dann folgt ein Roman in der fatalen Manier, voll unnatürlicher Gräßlichkeit. Da kokettirt ein Vater mit der Verzweiflung und rühmt sich, noch mehr zu seyn als Wilhelm Tell, denn er ziele nicht nach dem Apfel auf dem Kopf des Sohnes, sondern gerade nach des Sohnes Herzen. Der dritte Roman: „das vergiftete Testament und der erlogne Sohn,“ strebt das psychologische Paradoxon durchzuführen, daß schwarzer Verrath Liebe erzeuge. „Seit er dir das gethan, liebte ich ihn, und seit du wieder mir das gethan, liebte ich dich wieder.“ Das scheint uns zu sehr auf die Spitze gestellt. „Das Weihnachtsfest in Rom,“ eine Apotheose der Ehe. Der Roman spielt in der Zeit Gregors VII., welcher der größte aller Ehebrecher und Kindermörder genannt wird, sofern wir dem Cölibat, das auf Engelreinheit berechnet war, die greulichsten Laster verdanken, und ohne dieses entsittlichende Institut schwerlich eine Reformation nothwendig gewesen wäre. Die Heldin des kleinen Romans ist Irmengart, die Gattin eines deutschen

Bischofs, die sich zulezt mit ihren Kindern von einem Thurm herabstürzt. „Die Pflegtochter," wieder eine gräßliche Geschichte voll Verzweiflung, Gift, Wahnsinn. „Das Verbrechen, zu irren," eben so widrig gräßlich, ja noch gräßlicher, denn alles dreht sich hier um Blutschande des Vaters mit der Tochter. Der lezte Roman ist wieder heiter wie der erste und läßt jene ekelhaften Dinge vergessen, die einem Mann von so viel Gefühl, wie Leopold Schefer, eigentlich nie hätten in die Feder kommen sollen. Dieser lezte Roman: „die Probefahrt nach Amerika," ist eine launige Erzählung, einem ehrlichen Landgeistlichen in den Mund gelegt, der mit seiner Ehehälfte nach Amerika reist, aber nicht dort bleibt, sondern, da ihm seine Frau in der neuen Welt stirbt, mit einer andern fröhlich ins alte Europa zurückkehrt. Seine zweite Frau hat er auf eine originelle Art kennen gelernt. Allein durch Amerika reisend, kehrt er bei einer farbigen Frau ein. Wilde sind in der Nähe. Geschwind muß er sich in das Bett der Frau legen und sich stellen, als ob er das gelbe Fieber habe. Die Frau kommt lange nicht wieder. Endlich kommt der Neger und ruft: sie ist tod. Schon glaubt er, seine hübsche Wirthin sey es, er erfährt aber, daß nur seine Frau gemeint sey, deren Todesanzeige so eben eingelaufen sey. Der Pfarrer überlegt nun alsbald, ob er sich nicht mit der Farbigen trösten soll. Der Geist seiner Frau macht ihm zwar Fäustchen, allein er nimmt die Farbige doch. Hier streift der bisher ehrbare Ton der Erzählung stark ins Ironische.

56) Die neue Psyche. Novelle von Ernst von Brunnow. Bunzlau, Appun, 1837.

Eine Künstlernovelle mit eingestreuten Gedichten. Oskar, der Maler pilgert nach Italien, wie weiland Ardinghello und Franz Sternbald, schwelgt in der Kunst und findet eine wunderholde Giulietta. Arthur, der Dichter, bleibt in Deutschland und findet eine erhaben schöne Gräfin Angelika. Beide werden zulezt mit ihren Geliebten vermählt, nachdem sich Oskars Liebe einige Hindernisse entgegengesezt haben, die auf entfernte Weise an das bekannte Abenteuer der Psyche bei Apulejus erinnern, daher Giulietta hier die zweite Psyche heißt.

57) G. Schillings sämmtliche Werke. Ausgabe lezter Hand. 61—65ster Band. Dresden und Leipzig, Arnold, 1837.

Wir zeigten die ersten dreißig Bände dieser Ausgabe bereits im Jahrgang 1831, Nr. 53 dieser Blätter an, bei welcher Gelegenheit wir uns über das Talent und die Manier Gustav Schillings überhaupt aussprachen. Er gehört zu den leichten Dichtern der Kotzebue-Lafontaine-Laun'schen Periode und neigt weit mehr zum frivolen, als sentimentalen Extrem ihrer Schule. Er bewegt sich in der Romanform so bequem, wie Kotzebue in der dramatischen. Alles ist bei ihm leicht und natürlich, und wenn seine Moral auch sehr lax ist, so befindet er sich doch noch in einem wahren Unschuldsstande in Vergleich mit den unnatürlichen und krassen Verruchtheiten der neufranzösischen Romantik, und man muß ihn einen Liebling der Grazien nennen, sieht man, von welchen Furien die lasterhaften Dichter unsrer Tage gepeitscht werden.

58) Gesammelte Schriften von Isidor. Vier Bände. Leipzig, Wunder, 1837.

Novellen: 1) Eveline vergiftet sich, weil sie den Mann einer andern liebt. 2) Wege des Schicksals. Ein junger Künstler verliebt sich in eine ältere Dame vornehmen Standes und heirathet sie, troz des Geredes, „weil der Funke des Genies, die Psyche, die das verwandte Prinzip sucht, sich nicht an die Form, nicht an die Sinne kehrt und was sie einmal als ihr zweites Ich erkennt, festhält — die Vereinigung des Genies mit dem ästhetischen Gefühl." 3) Schuld zeugt Schuld, eine greuliche Geschichte. Der Sohn liebt seine Stiefmutter, wird vom Vater überrascht, verwundet ihn und tödtet sich zur Sühne selbst, sammt der Stiefmutter. 4) Lebensbilder, eine Liebesgeschichte, die nach Südamerika hinüberspielt und uns Bolivar, den großen Libertador, vorführt. 5) Cäcilie, eine musikalische Arabeske. 6) Verfehlte Bestimmung. Eine junge Portugiesin, deren Vater für Napoleon schwärmt, verliebt sich in das Bild des Herzogs von Reichsstadt, reist nach Wien, findet ihn sterbend und stirbt mit ihm. In dieser verschrobenen Novelle ist besonders die Vergötterung Napoleons widerlich. Daß doch deutsche Dichter sich nicht schämen, dem Manne, der uns Deutsche auf jede Weise beleidigte, entehrte und verachtete, immer neue Huldigungen darzubringen! 7) Die verfängliche Wette. Eine Gesellschaft wettet, ob Frauenzimmer ohne künstlerische Ausbildung dauernd zu fesseln vermögen? und die Frage wird vernünftigerweise bejaht. 8) Der Vampyr, ein Capriccio, in der bekannten Art aller Vampyrgeschichten, am Schluß ein plötzlich blutend und tod gefundenes Mädchen. 9) Räthsel des Lebens, die schon oft als Roman oder Novelle behandelte Geschichte des unglücklichen Caspar Hauser.

59) Erinnerungen aus meinem Leben. Von Amalie Schoppe. Zwei Theile. Altona, Hammerich, 1838.

In kleinen novellenartigen Tableaux. Zuerst Erinnerungen an das Damenstift zu J., mit auffallendem

Geruch nach alten Seidenstoffen und welken Kränzen; dann die Erinnerung an einen Musiklehrer; an eine sonderbare Frau, bei der sich die Verfasserin aufhielt, als die Ereignisse von 1813 sie zur Flucht ins Dänische nöthigten. Sonderbar finden wie das Benehmen dieser Frau, weil sie in ihrem Wochenbett dem entzückten Gemahl, der das Kind umarmen will, zuruft: Freue dich nicht über dieses Kind, denn es gehört nicht dir ꝛc. Allerliebste Aufrichtigkeit! Dann folgen Erinnerungen an einen Herenhuter; dann wieder an ein sonderbares Liebespaar, das sich „aus Liebe“ trennt und die Schwärmerei bis zum Unsinn treibt (solche forcirte Charaktere sind in unserer Wirklichkeit gewiß eben so selten, als in den neuesten Romanen häufig, daher sie wohl mehr der Dichtung als der Wahrheit angehören); ferner Erinnerungen an Müller von Itzehoe, den Verfasser des Siegfried von Lindenberg, in seinen lezten Lebensjahren, an ein „verrücktes Fräulein,“ an einen alten Leihbibliothekar, an einen modernen Don Ranudo, an verschiedene seltene Frauenzimmer ꝛc. Uns dünkt, es wäre an einem Bändchen genug gewesen, die wirklich charakteristischen Zeichnungen aufzunehmen.

60) Novellen von Alexis dem Jüngern. Zerbst, Kummer, 1836.

Fehlgeschossen. Sehr ordinäre Salons-Koketterien; das durch einen glänzenden, aber schlechten Mann betrogene Mädchen reicht ihre Hand zulezt einem bescheidenen, aber ehrlichen. Die Rosenlaube, Täuschungen eines Liebhabers, der den Strickstrumpf Nantchens mit dem Röschens verwechselt und darin Dinge findet, die seine Eifersucht entflammen, bis sich alles in Lachen auflöst. Die Schlacht bei Leipzig. Ein Adoptivsohn kehrt als russischer General zu seinem bescheidenen Pflegevater zurück und sagt ihm mit rührender Herablassung, er solle ihn nicht General, Graf ꝛc. nennen, sondern wieder seinen lieben Alexander. Abgeschmackt.

61) Myrthenblüthen, von Friedrich W. von Schönfeld.

„Mariana“ wird unschuldig eines Diebstahls angeklagt, vor die Assisen geführt, zulezt gerechtfertigt und durch eine frohe Heirath beglückt. „Das goldene Kreuz“ spielt als Erbstück und Erinnerungszeichen in den Schicksalen mehrerer Personen, besonders unglücklich Liebender eine bedeutsame Rolle. „Das Ende eines schönen Tages,“ Scenen aus Napoleons Leben, worin derselbe in Thränen aufgelöst erscheint. Die Art, wie Napoleon Josephinen von sich stieß, paßt wenig zu diesen sentimentalen Thränen, und überhaupt geht die Gutmüthigkeit deutscher Dichter doch gar zu weit, wenn sie vom Herzen dieses herzlosen Despoten faseln, der alles Edle im Völker- wie im Privatleben höhnisch mit Füßen trat.

62) Der Psycholog. Ein Lebensereigniß, dargestellt von J. Ehrenbaum. Leipzig, Brockhaus, 1837.

Dieser gutgeschriebene Roman fängt wie eine politische Satire an und läßt uns etwas Ungewöhnliches in der Romanenwelt erwarten, lenkt aber bald wieder in das gewohnte romantische Geleis ein und wird zulezt so ordinär unwahrscheinlich, wie wenn er uns niemals zu höhern Erwartungen berechtigt hätte. Eine sehr schöne, aber auch sehr übermüthige Erbprinzessin, die bald darauf wirklich zur Regierung gelangt, ärgert sich krank über den ungezogenen Widerspruch der Stände, und der Arzt, der sie heilt, ist zufällig zugleich eines der beredtesten Organe der Opposition. Er soll nun belohnt und zugleich bestraft werden. Der Graf Premierminister enthebt ihn seiner Stelle und macht ihn, um den Ueberfluß seines Verstandes in die beste Anwendung zu bringen, zum Vorsteher des Irrenhauses. Doctor Lucas läßt sich das gefallen, da er aber die Prinzessin kennen gelernt hat und ein feiner Psychologe ist, spinnt er ein Netz an, in dem sich alle seine Gegner fangen müssen. Er hat einen schönen Sohn. Diesen weiß er durch die unverdächtige Empfehlung eines fremden Gesandten in den Dienst der Prinzessin und in ihre Nähe zu bringen. Sie verliebt sich in ihn, und nun hat der alte Doctor gewonnen. Er wird Staatsrath, wird erster Minister und rächt sich an seinem alten Feind, dem Grafen, indem er ihn ins Irrenhaus sperrt. Aber seine Speculationen auf eine lange gesicherte Herrschaft werden durch die Leidenschaft der jungen Leute getäuscht. Sein Sohn will sich nicht zu der niedrigen Rolle hergeben, die ihm der Vater vorschreibt. Er beredet die Prinzessin zur Flucht, damit sie in irgend einem glücklichen Winkel der Erde sich ungestört ihrer Liebe freuen können, und schon ist die heimliche Abreise festgesezt, da tritt seine tollgewordene erste Geliebte und verlassene Braut gespenstisch mit einem Dolch dazwischen, ersticht die Prinzessin und sich selbst, der unglückliche Liebhaber stirbt ihnen nach, der Doctor tritt ab, ein Verwandter des Hauses besteigt den Thron.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 30.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 23. März 1838.

Romane und Novellen.

63) Briefe eines Liebenden von Dr. Leopold Bornitz. Eingeleitet durch Schleiermacher. Köln und Aachen, Kohnen, 1836.

Eingeleitet durch einen Brief des verstorbenen Schleiermacher und dedizirt an Steffens, das Buch tritt also mit einigen Ansprüchen auf. Der Verf. ist noch jung, seine Briefe an die Geliebte eine seltsame Mischung von Herzensgluth und philosophischen Reminiszenzen aus dem Hörsaal. Romeo würde an seine Julie nicht so geschrieben haben. Warum liegen doch die Zeitalter so weit auseinander, wenn doch, wie zu glauben ist, die Herzen sich gleich bleiben. Wir wollen eine Stelle dieser seltsamen philosophischen Liebesbriefe hervorheben: „Was willst du, Menschlein, denn so recht eigentlich unter dem blauen Himmel; was ist deines Begehrens in der Welt und welchem Zwecke hast du dich ergeben? — Das ist eine stille Frage! — Selbstbewußtseyn! — Ach es ist ein tragisches Wort, welches einst zu Dodona erklang und noch heute eine verschleierte Isis, vor ihren Augen steht! — O, meine Freundin, ob wir uns unserer wohl bewußt sind, wenn wir einander ins Auge sehen, wenn im stummen Kusse unsere Seelen sich einen und aufhören zu seyn in der Empfindung neugefundener, seliger Persönlichkeit? — O, Natur, Mensch, Gott! wie seyd ihr eins; eins mit uns in dieser reichen Umarmung! — Aber ach! warum die Fratzen des liebelosen Lebens? — O, warum lieben wir uns nicht unter einander; warum muß die Unwahrheit der Vanität dieser Welt ihre Wahrheit haben? — Ach es ist eine bittre Wahrheit, daß die Menschen getrennt sind von einander, und daß die Bestien des Busens aufsteigen und einander zerfleischen und sich selbst verzehren? Laß sie, laß sie! die Epochen ihrer Geschichte sind ja die Schaufeln eines großen Mühlrades; das treibet der rechte Strom um und drinnen waltet der Müller in der Mühle; das Rad aber dreht sich nicht, es werde denn gedreht; und unser Herz bewegt sich nicht, es werde denn bewegt; — Sonntags aber schüzt der Müller sein Wasser, und stille wirds in der Mühle! — Verstehe es, wer es verstehen mag! Wers aber nicht versteht, der schlage diese Blätter um, auf daß er sich nicht ärgere; denn die sich ärgern, werden ärger, als sie gewesen sind. Der uns geschaffen hat, der spricht zu uns durch unser Daseyn; unser Daseyn redet zu uns durch unser Gefühl; das Wort des Gefühls aber ist der Gedanke, und der Gedanke beseelt den Hauch unseres Mundes, daß er verkünde, was ihm der Schöpfer geoffenbaret hat. Der Gedanke firirt das Gefühl und bindet es in seine endliche Form; das Wort aber firirt den Gedanken und versteint ihn. Wer aber Glauben hat, der empfängt das Wort und sein Verständniß macht den empfangenen Krystall flüssig, so daß er wieder sein Gedanke wird; und, wenn du mich liebst so ist mein Wort endlich deine Seele geworden.“ Es ist übrigens so viel edler Bestandtheil in diesem jugendlichen Chaos, daß, wenn es sich erst beruhigt, gestaltet und gelichtet hat, wohl noch eine schöne Schöpfung von ihm erwartet werden mag.

64) Decelia. Ein Roman von Wilhelm Elias. Leipzig, Barth, 1837.

Auch dieser Roman scheint von einem jungen Manne herzurühren, denn auch er verläugnet das lyrische Feuer nicht. Die Handlung ist ziemlich einfach und nur durch den Mordversuch eines Italieners, der nach Deutschland gekommen, mit einem romantischen Schrecken, wie es die Mode verlangt, aufgepuzt. Hauptsache sind die Charaktere, und die weiblichen erscheinen mit besonderer Vorliebe behandelt, obgleich sich die Jugend des Verfassers noch darin verräth, daß er nicht selten Frauenzimmern Doctrinen, Kunst- und Literaturansichten in den Mund

legt, die besser allein unter Männern besprochen werden. Aeltere Dichter lassen, und wie es uns scheint, mit Recht, ihre weiblichen Personen nicht so viel philosophiren, wie jüngere. Decelia ist der schöne heitere ruhige Charakter im Mittelpunkt der Gruppe. An sie schließt sich der junge Clezins, ein katholischer Theolog, der aber dem Priesterstande entsagt und seiner Geliebten die Hand reicht. Er ist der Redner, der die eigensten Meinungen des Verfassers über Kunst und Literatur ausspricht. Diese Meinungen beurkunden durchgängig einen gesunden, durch die falsche Philosophie und liederliche Aesthetik unsrer Tage unverdorbenen Sinn, einen reinen, unbefleckten Seelenadel, jene heilige Achtung vor den Frauen, die durch die schmutzigste Gemeinheit zu entweihen, gegenwärtig das Bestreben einer ganzen Schule ist, und bei aller Wärme des Gemüths große Klarheit und Schärfe des Gedankens.

65) Eduard und Julie oder der Sieg der Erkenntniß. Ein lyrisch-philosophischer Roman in zwei Bänden von J. D. Hoffmann. Altenburg, Expedition des Eremiten, 1836.

Von einem jungen Manne, der die Welt noch aus dem Standpunkt seiner Studentenjahre, der philosophischen Vorlesungen, die er angehört, und seiner ersten Liebschaft ansieht. Die Ergießungen des jugendlichen Geistes haben etwas natürlich Schönes, das keine Kunst der reiferen Jahre wieder ersetzt; allein es ist ein großer Fehler der heutigen Jugend, daß sie aus den Schranken dieser bescheidenen und schönen Natürlichkeit herausstrebt und das seyn will, was sie glücklicherweise noch nicht ist, — alt. Wie gern belauschen wir das junge Herz, aber wenn uns die noch naß aus den akademischen Eierschalen schlüpfenden Jünglinge mit sokratischen Mienen philosophische Vorlesungen halten, so nennen wir das in der Regel Altklugheit und wenden uns lächelnd davon ab. In zehn, in zwanzig Jahren sieht der Autor selber auf solche philosophische Illusionen wie auf seine Knabenspiele zurück. Zur Weisheit gehören Jahre, der Jugend verzeiht man eher die Thorheit. Der Roman ist in Briefen geschrieben. Julie drückt sich ziemlich natürlich, zuweilen etwas kleinbürgerlich kokett aus, z. B. „Ach, wenn Du doch nur einmal, nur Ein Augenblickchen hier wärst, Ein K—, Du weißt wohl, was ich meine, K-ü-ß-ch-, weiter sag' ich's nicht, wenn Du's nun nicht errathen kannst, da bist Du mir kein Guter! Und überhaupt, ich hätt' es bald vergessen, ja, ja, geh nur hin, und sage Du bist dagewesen; was ist es da mit dem hübschen Wirthstöchterchen, die die Allerweltsaugen hat, was man nicht hören muß, und man soll so ganz außer Sorgen seyn. Aber sieh Dich doch vor, und gucke nicht zu tief hinein, was für Augen Dir auch begegnen mögen. Meinetwegen kannst Du ruhig seyn. Neulich war Ball, die Fischers baten mich gar sehr, ich solle mit hingehn, aber ich schlug es aus. Da wurde denn angespielt, freilich, man fand es begreiflich, das hätten sie sich gleich sagen können, und kurz es ging mir trübe. Aber so viel sie auch fagten und fragten, sie haben doch nichts Richtiges erfahren, ich wußte mich immer drum hin zu drehn. Eben war die Tante hier — denn ich sitze in meinem Kämmerchen — und schielte mir ins Papier und meinte, was ich für Dummheiten geschrieben hätte, ich solle doch einen andern Brief anfangen. Aber das geht nicht, nein, ein für allemal nicht! Denn, gelte, Du wirst nicht böse?“ Nun denke man sich diesem einfältigen Bürgermädchen gegenüber einen Jüngling, der in überschwenglicher Wonne antwortet: „Nie hab' ich die Natur mit solcher Liebe umfaßt, nie ist mein ganzes Wesen ihr so entgegen geströmt. Du bist die Priesterin gewesen, Du hast mich eingeführet in den heiligen Tempel, hast mich eingeweiht in das tiefe, jungfräulich-mütterliche Geheimniß. Ich weiß keinen andern, keinen höhern Namen. Seit ich Dich gesehn, gewann die Welt Bedeutung, ich jage durch ihre Weiten, und das Höchste, was zuletzt mir Himmel und Erde gewähren können, das haben sie in Dir vereint.“ Dieser Eduard ist aber keineswegs, wie er dem Mädchen schreibt, so ganz allein in sie versunken, er beschäftigt sich in den Briefen an seine Freunde vielmehr vorzugsweise mit seinem lieben kostbaren Ich und kann von dem philosophischen Spiegel nicht wegkommen, in dem er sein Ich, und immer wieder sein Ich beliebäugelt, bis er ganz fertiger Hegelianer geworden ist und nun gewiß weiß, er sey selbst ein Stückchen Gott, oder eigentlich der ganze Gott, bloß mit der Einschränkung, daß er auch noch Götter neben sich habe. Er raisonnirt z. B. „Ich, wie ich so bin, und was mir zu begegnen pflegt, und was ich im Gedächtniß aufbewahre, und was ich mein Bewußtseyn zu nennen pflege, das Alles reicht nicht an mein wahres Ich, nicht an meine ewige Persönlichkeit. Dieser ewigen Persönlichkeit werden sich so Wenige bewußt, wie könnte ihr Glaube denn die wahre Unsterblichkeit träumen? Es ist mein Ich ein ewiger Gedanke, der durch alle Zeiten durchrankt, und Blüthen und Früchte trägt. — Lerne schaffen, und Du fühlst dem Schöpfer Dich gleich! Und wirklich, man kann mich einen Atheisten nennen, wenn Atheist heißt, wer den todten Begriff der Gottheit verloren, aber den lebendigen Gott gewonnen hat, wenn Atheist heißt, wer dem dunklen Gefühl sich entrungen, und in die Klarheit eingetreten ist. Den Götzen glaub' ich nicht, Weihrauch streu' ich nicht, mit falscher Münze klingl'

ich nicht; den Gott hab' ich erkannt, er ist mein Wille, in ihm ist meine That! Auch kann man mich des Materialismus zeihn, denn ich kenne in der That keinen Geist, der nicht erscheint, keinen Gott, der sich zu verhüllen hätte. — Die Seelr, die in mir athmet, ist die Seele der Welt! Der Hauch ist der Erhalter, der ewige Schöpfer. — Wie, wenn ich der nicht wäre, der ich zu seyn vermeine! Wenn ich, und Alle, die an mich geglandt, betrogen wären! Da steh' ich denn, verlassen, ein Bettler steh' ich da! Von Allem entblößt, von meinen liebsten Wünschen auch! Kein Streben mehr in meiner Brust! Kein Mühen und Quälen mehr, kein Fleiß, kein Aengstigen — stumm, stumm, ein Nichts, ein ungeheures Nichts, davor verschwindet Alles! Die Sterne löschen aus, die Erde entweicht unter meinen Füßen, es gidt kein Vergangnes, es soll keine Zukunft geben, Nichts, Nichts soll seyn, kein Schöpfer, keine Welt, denn wenn es keinen Schöpfer gäbe, wo wäre eine Welt, und einen Schöpfer gibt es nicht, ich wage den Gedanken, das Leben zu verneinen, die unendliche Nacht wälzt sich vor meinen Blicken, Ein Leben nur noch athmet, eines Bettlers Leben, und siehe da, das hält noch Stand, mit Weltengröße richtet's sich auf, hier ist ein Schöpfer, eine Welt, hier ist das Leben neu, das Nichts ist wieder ein All geworden, es ist unmöglich, man kann ja nicht verzweifeln, wo ich verstoßen bin, wo ich mich selber zertreten will, da reißt es mich mit Götterkraft empor, an mein Daseyn ist das All geknüpft, ich bin der Träger des Himmels, ein ragender Atlas, auf meinen Händen ruhen die Sterne." Alle diese Faseleien laufen auf die bekannten Sätze des neuen Pantheismus hinaus: Gott eristirt nur durch uns, wir allein sind Gott, die Menschheit zusammengenommen ist das Bewußtseyn Gottes, Christus hat das schon in dunkeln Bildern symbolisch offenbart, aber erst Hegel hat es uns zur Gewißheit erhoben. Daran knüpfen sich denn die seelenlosen Abstraktionen von einer leeren allgemeinen Menschheit im Gegensatz gegen die Fülle und Mannichfaltigkeit des Völkerlebens, und einer Freiheit und Gleichheit, von der nur zu träumen eine gänzliche Vergessenheit alles dessen voraussezt, was die Einführung idealer Zustände von jeher unmöglich gemacht hat. Erst müßten alle Menschen vollkommen intelligent und zugleich vollkommen tugendhaft seyn, ohne Egoismus, nur von reinster Menschenliebe beseelt. Erst müßten alle die Bestien und Dämonen, die in den Leidenschaften, Gemeinheiten und Dummheiten der Menschen die Zähne fletschen, ausgerottet seyn. Darum aber bekümmern sich die neuen Enthusiasten am wenigsten. Haben wir nicht sogar erlebt, daß viele dieser Hegelianer gerade in der Emancipation aller Laster die wahre Freiheit und den Kultus der neuen Religion der Menschheit suchten? Herr Hoffmann ist von diesen unmoralischen Extravaganzen sehr weit entfernt, allein im Grunde geht er doch von demselben falschen Prinzip aus, und im Gewande reiner jugendlicher Begeisterung ist die Lehre, die zu so schlimmen Anwendungen führt, vielleicht am gefährlichsten. Wir verwerfen diese Lehre, die schon so weit um sich gegriffen hat und in allen Formen uns immer wieder entgegentritt. Der neue Götzendienst der Menschheit ist geschmacklos und sittlich verdammlich. Geschmacklos, weil die an so vielen Gebrechen leidende und dieselben gar wohl kennende Menschheit sich nicht selbst anbeten kann, ohne, wie die römischen Auguren, unwillkürlich über diese Selbstironisirung lachen zu müssen. Sittlich verdammlich, weil der Dünkel, man sey ein Gott, ein höchst gefährliches Mittel für alle Egoisten, für alle dummen und schlechten Menschen werden muß, die zügellosesten Anmaßungen und Pflichtverletzungen zu rechtfertigen. Schon mehrere Schriftsteller haben daraus die verderbliche Lehre abgeleitet, der Mensch sey als Gott über jede Zurechnung erhaben, der Unterschied von gut und schlecht, Tugend und Laster nur eine Täuschung, und je frecher man es treibe, je mehr zeige man, daß man ein Gott sey und sich seiner Freiheit zu bedienen wisse.

66) Joseph Saunazar. Eine Novelle von Theodor Melas. Zwei Bände. Stralsund, Löffler, 1837.

Ein christlicher Roman, der sich zur Aufgabe sezt, der weltlichen Erotik einmal eine christliche genüberzustellen. Es erscheinen hier Personen und Situationen ganz wie in einem gewöhnlichen Roman, aber die Liebenden lieben sich nur in Christo, und die Erinnerung an Ihn drängt sich in alles Alltägliche hinein. Wenn wir nun auch die edle Absicht des Verfassers auf keine Weise verkennen, so scheint uns seine Weise doch etwas gesucht. Du sollst den Namen deines Gottes nicht unnützlich brauchen, ist ein Gebot, das sich auch auf das Uebermaaß der Frömmigkeit, auf die Schwärmerei bezieht. Wenn Zinzendorf einmal gestand, im Namen Jesu getanzt zu haben, so spottete man ihn wie billig aus. Nirgends aber ist der Mißbrauch des Namens Jesu auffallender, als in der erotischen Poesie. Das im Namen Jesu lieben und küssen gibt zu den boshaftesten Blasphemien Anlaß, und wenn es wirklich noch so kindlich, herrnhutisch rein ohne Nebengedanken gemeint ist, so ist es doch sicher geschmacklos und muß um so gewisser vermieden werden, als die Bibel selbst warnend ausspricht: alles hat seine Zeit, man muß nicht zugleich beten und küssen wollen. Zur Probe eine Stelle aus

diesem sonderbaren und gewiß sehr originellen Roman: „Als sie schweigend ihn anlächelte, fuhr er fort: Die Nacht ist, nach dem alten Mythos, die Mutter aller Dinge. Unergründlich ist ihr schnelles Walten, heilig ist ihr tiefes Gemüth; ihre Blicke sind leuchtende Sphären, ihre Worte rollende Welten, ihr Fortschreiten ist wie der Lichtstrahl und doch unbemerkt. So unergründlich, gute Mathilde, ist auch Dein Walten über mein Herz; so heilig und so stille ist auch Dein Gemüth. — Mathilde versezte, indem sie sich ihm zart anschmiegte: Dein Bild der Nacht paßt nicht auf mich, sondern auf unsre Liebe, denn durch diese allein wird Alles das wahr. Die Liebe ist größer als Du und ich, denn sie ist Gottes Offenbarung an unser Herz, und theilt gesellig alle jene Schätze des Geistes von ihm unter uns aus, welche ich von Dir zu empfangen meine, so wie Du von mir. — Das ist ihre hohe Illusion, welche doch ewige Wahrheit enthält. Du vergleichst mich der Nacht, und ich möchte Dich dem allweckenden Tage vergleichen, der Blüthen aus den Keimen und Welten in die Räume lockt. Sie sind da. Die Blüthen duften uns süß und bringen ihre Früchte. Die Welten bestrahlen uns hell und laufen ihre Bahnen. So sey denn mein Held! und laufe sicher Deine Bahn, wie die Sonne läuft. So bringe milde Deine Frucht, wie der edle Obstbaum zur Labung der Verschmachtenden sie bringt. Ich dagegen will Dich hegen, wie die Nacht ihre Sterne hegt, wenn auch all mein gepriesenes Dunkel-klar darüber verloren gehen sollte. — Joseph versezte tiefbewegt: Ja, Du bist mir Mutter, Jungfrau und Alles in Allem; denn Dein Dunkel ist unergründlich, und heilig, wie die Nacht, und eben darum scheint aus Dir meine Sonne so helle hervor. Aus Deinem himmlischen Geiste steigt alle meine Kraft und Freudigkeit auf und es ist mir, als hörte ich immer von Deinen Lippen das neue Lied singen, was nur die Auserwählten und Jungfrauen lernen können. — Mathilde erwiderte sanft: Musik und Wohllaut ist das ewige Leben. So nur wird er Erkenntniß in der Liebe, und Liebe im Erkennen. Ich habe Dich erkannt. Die Grundaccorde Deines reichen Lebens habe ich verstanden, das einfachrührende Lied Deiner seltnen Persönlichkeit ist mir klar geworden, aber die unendlichen Modulationen, welche Gottes Finger darauf anschlägt, sind mir Geheimniß, und in diesem heiligen Geheimniß der schaffenden Phantasie besteht der Reiz unserer Gemeinschaft und die Wurzel unserer Liebe. Immer überraschest Du mich noch, wenn ich gleich das hohe Gesetz ahne, darin Dein Geist sich entfaltet. Es ist frisch aus der Quelle entsprungen und nie vorher zu sehn, was Du mir gibst und bescheidest. — Ach, rief Joseph mit Leidenschaft, so unvorhergesehn ist all das Herrliche, was Du mir offenbarest und ich schaudre in dunkler Lust vor der Musik Deines überreichen Daseyns, gleich wie im Sommer das Land aufschauert nach langer Dürre, wenn endlich der labende Regen niedersinkt, oder wie der Gefangene schauert, wenn die Kerkerthür sich plözlich aufthut und ein Engelskind ihm, die Fesseln lösend, duftende Paradiesesfrüchte bringt. Dein köstliches Leben ist nichts als Duft und Klang und Geist und Anhauch. Mit unwiderstehlicher Wehmuth und Sehnsucht reißt es mich zu Dir hin, um mich in das Geheimniß Deines göttlichen Daseyns, in das unergründliche Meer Deiner himmlischen Güten, hinabzustürzen und ganz darin unterzugehn. — Siehst Du, sprach sie mit Ernst, Du vergötterst mich und brichst das erste Gebot?! So magst Du wohl von Deinem Heilande und Gott reden, nicht aber von mir. Vergiß ihn ja nicht über seiner Kreatur, sonst wird das Räthsel uns nicht gelöst und der Sieg von uns nicht errungen über die Welt und ihre sinnlichen Täuschungen! Auch in der Sonnenscheibe sind noch Flecken. So habe ich noch viel Sünde und Schwachheit an und um mich, die nur Du nicht siehst. Laß uns nicht thöricht, wie die Heiden, das Menschliche vergöttern, sondern das Göttliche für uns vermenschlichen, wie gläubige Christen, nach dem Ebenbilde des, der ohne Sünde war! Wir Beide bedürfen seiner Erlösung um unserer Schwachheit willen, und Er ist uns im Glauben nahe. Laß uns Ihn über Alles lieben, damit unsere Liebe in der Seinigen, welche den Tod überwunden hat, bewahret, verkläret und geheiliget werde.“

67) Alt und Neu. Roman in zwei Theilen von August Bürk. Leipzig, Kummer, 1837.

Ein junger Mann, der den Fürsten in dem Augenblick überrascht und verscheucht, in welchem derselbe seine Geliebte verführen wollte, wird verhaftet, und man läßt ihm nur die Wahl, nach Amerika auszuwandern. Wider Willen ihrer Eltern folgt ihm die Geliebte, und er lebt mit ihr glücklich im Ohiostaate, obgleich die Entführung eines seiner Kinder auch hier eine Zeitlang seine Ruhe stört. In seiner Correspondenz mit einem in Europa zurückgebliebenen Landsmann ist der auf dem Titel bezeichnete Contrast „Alt und Neu“ zu suchen. Der eine erzählt von der neuen Welt, der andere von der alten und die Gegensätze werden hin und wieder scharf hervorgehoben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 31.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 26. März 1838.

Romane und Novellen.

68) Die Höllenbraut oder die Feeninsel des 19ten Jahrhunderts. Natürliche Wundergeschichte vom Verfasser des Romans „der Türk in Sachsen.“ Leipzig, in Commission von Drobisch, 1837.

Ein sehr origineller Roman, der etwa nur eine Vergleichung mit den Begebenheiten des Studenten Anselmus des Callot-Hoffmann zuläßt. Der Held des Romans, der selber alle seine Geschichten erzählt, ist ein Primaner in einer kleinen Stadt, der aus der Krähwinkelei plötzlich in eine phantastische Feenwelt versezt wird. „Im Mittelalter, wo Eselburg entstand und glänzte, ward es einst von benachbarten Raubrittern hart bedrängt. Schaudernd sahen die hungernden Bürger der baldigen Uebergabe entgegen. Da trat ein Schneider, Hanns Stichelmichel, als Retter der Vaterstadt auf. Er und seine Collegen näheten sich in Bocksfelle, sprangen lustig auf der Stadtmauer herum, steckten hier und da durch die Schießscharten ein Paar Hörner, einen langen Bart oder andere Bockszeichen und meckerten — wie der Chronikschreider mit hoher Bewunderung sagt — so natürlich, daß der Feind sie für wirkliche Böcke hielt, die Hoffnung des Aushungerns aufgab und gegen eine kleine Summe friedlich abzog. — Hanns Stichelmicheln ward zum Lohn der Ehrenname „Ziegenbock,“ seinen Nachkommen das Consulat.“ Der gegenwärtige Consul bereitet der schönen Prinzessin Aurora einen glänzenden Empfang, allein die Spießbürger werden bei den Vorbereitungen überrascht. „Plötzlich ließen einige schnellfüßige Glieder der erwähnten Rotte den Schreckensruf ertönen: „Aurora ist da.“ Die Bürger vertauschten in der Hast ihren kriegerischen Schmuck. Gepanzerte mit Federhut und Flinte, französirte Philister mit Pickelhaube und Hellebarde stürzten wie Wahnsinnige aus den Häusern. Jungfrauen mit aufgelösten Haaren durchrasten, gleich Mänaden, die Straßen, Eingedenk ihrer Pflicht, warfen sie den Inhalt der Körbchen in Auroras stürmisch daherrollenden Wagen, auf den Postknecht, die Pferde und wohin ihn der Zufall führte. Diese, durch Früchte unsanft berührt, wurden scheu und brausten unaufhaltsam durch die Stadt. Das Geschrei der im Wagen Sitzenden, der Betttelknaben Gebrüll, die jene, anbefohlener Maßen, hochleben ließen, des verzweifelnden Consuls lautes Schluchzen, Stabs und seiner Anhänger boshaftes Gelächter mischten sich zu gräßlich-komischen Tönen. Ein Rad am Wagen der Prinzessin brach, doch zum Glück dicht am goldenen Esel, dem wohlbekannten Labungsort der Gaule, wo sie anhielten.“

Dies ist die heitere Introduktion. Nun lernen wir eine gewisse Angelika, ein geheimnißvolles Wesen aus der Feenwelt kennen, die mit unserm jungen Schüler in Rapport tritt und ihm plötzlich während eines Gewitters von schwarzen Gestalten entrissen wird. Er hält sie nun für eine Braut der Hölle und verzweifelt. Der Consul des Orts bietet ihm großmüthig an, ihn als Lehrjungen der edlen Schneiderkunst zu sich zu nehmen. Aber lieber stürzt der Jüngling sich ins Wasser. Er sinkt unter, aber er erwacht wieder und ist gerettet. Ein großes, ganz schwarzes Wesen ist bei ihm, ein gefallener Gott, für den er selber sich ausgibt. Von diesem wird der arme Junge getröstet, mit Gold überhäuft und nun erst recht in die Phantasterei eingeweiht. Er kommt auf die Feeninsel und findet hier Angelika wieder, die ihm den Trank der Unsterblichkeit reicht. Allein der schöne Zauber schwindet nur zu bald. Angelika scheint sich zu verwandeln, wilde Leidenschaft entstellt ihr Antlitz, sie zürnt ihm, verspottet ihn, und er überrascht sie zulezt in den Armen seines vorigen Führers, des schwarzen Philosophen. Plötzlich sieht er sich in seine Vaterstadt zurückversezt, da er aber noch Geld übrig hat, geht er nach München, um daselbst zu studiren. Hier findet er auf einem Maskenball Angelika wieder, schöner als je, doch verwandelt sie sich abermals in eine Hexe. Er kommt nach Italien,

wird auch hier an seine höllische Geliebte erinnert, fällt in Räuberhände und findet dabei den schwarzen Philosophen wieder, der ihm endlich das Räthsel löst. Der Schwarze ist ein ganz natürlicher Mohr, der Kammerdiener und Geliebte der Prinzessin Aurora. Aurora ist eine außerehelicher Tochter des Fürsten, nur der rechten, die gestorben ist, untergeschoben. Phantastisch und wollüstig, hat sie sich dem hübschen, einfältigen Jungen als eine Fee gezeigt, ihn mit vermeinten Wundern umstellt und in ihren Lustgarten auf einer kleinen Insel im Fluß gelockt. Angelika war ihre Zwillingsschwester, und des Jünglings Liebe zu dieser war von Aurora, die ihr sehr ähnlich sah, benutzt worden. Aurora will einen Nachbarstaat insurgiren, es mißräth aber, und Angelika wird an ihrer Stelle hingerichtet. Aurora stirbt, auch der schwarze Philosoph, der jedoch unsern Helden zum Erben einsezt. Auf einmal findet dieser nun die todtgeglaubte Angelika, die nicht wirklich hingerichtet worden war, wieder, und sie werden ein glückliches Paar.

Die Auflösung am Schluß befriedigt zwar nicht ganz, denn in der Laune der Fürstin liegt doch immer eine gewisse Unwahrscheinlichkeit, allein der mit sehr viel Phantasie geschriebene Roman hält den Leser bis zu dieser Auflösung in einer angenehmen Spannung.

69) Phantasmagorien von Dr. A. Cohnfeld. Berlin und Zillichau, Eyssenhardt, 1837.

In der Manier der heitern Capriccios von Callot-Hoffmann (mit Ausschluß der düstern). Die Absicht, witzig und launig zu seyn, blickt allzusehr durch, und man bemerkt in der Sprache des Verfassers nicht selten etwas forcirt Lustiges, ein Fehler, der übrigens von der Manirirung immer unzertrennlich ist. Möchten wir doch zu der einfachen Natürlichkeit des ältern komischen Romans zurückkehren.

70) Die Geschichte von dem spanischen Baumeister und die Geschichte vom Leim und der Mariandl. Zwei Erzählungen von C. Reinhold. Stuttgart, Imle und Krauß, 1837.

Eine ernsthafte und eine scherzhafte Erzählung. Die ernsthafte handelt von einem Baumeister, der ein gemeines Weib hat und unwiderstehlich zu Juana, seiner Pflegetochter, einem idealen Geschöpf, hingezogen wird. Seine Phantasien, die er ihr mittheilt, verrathen das zerrißne Gemüth eines Künstlers. Juana hat ausgezeichnetes Talent für den Gesang, und das verwirrt dem Baumeister seine Kunstbegriffe: „Mich dünkt, Musik hat mir sonst wehe gethan; ein Gebäude ist nur frei in Fesseln; seine schlankesten Linien beruhen auf starrer Ordnung; eine eiserne Consequenz nur verbürgt den Schein von schöner Willkür, den man ihm geben kann. Je lustiger es in die Höhe zu steigen scheint, um so schwerer muß es auf die Erde drücken, um so tiefer muß es in der Gruft wurzeln. Es spricht eine Harmonie aus; aber deren Wesen ist still und unbeweglich; die Fugen müssen für die Ewigkeit in einander gekittet seyn. Wenn ich nun Musik hörte, so riß es mir die Seele auseinander; denn nun wollten jene starren Fugen sich lösen, die Steine wollten sich auseinander wälzen, die Bogen springen, die Säulen sich spalten und die Decke kreisen. Seit aber mein Geist von der Fessel des irdischen Stoffs losgeschmiedet ist, hat meine Kunst sich mir ganz in Musik aufgelöst; ja die Musik selbst mit ihrem zum Takte versteinerten Rhythmus scheint mir jezt nur eine geistige Architektonik, wenn ich mir das freifluthende Leben des Himmels vorstelle. Desgleichen sprach er: Es kommt manchmal in der Nacht zu mir ein Baumeister, der ist ein kleiner schnurriger Mann, hat einen löblichen Verstand, ein sehr abgefallenes Gesicht und zwei Stelzfüße, so daß er nur gleich einer Heuschrecke springen kann. Dieser kennt alle Bauwerke der ganzen Welt mit Namen, so wie die Meister, so dieselben aufgeführt, und den Jahrestag, an welchem sie geboren oder gestorben. Auch hat er die Mathematik gründlich studirt, und mich oftmals versichert, daß er die Quadratur des Zirkels und den Stein der Weisen gefunden habe, welches ich aber nicht glauben kann, da er in so gar abgetragenen Beinkleidern einhergeht. Aber demungeachtet halte ich dafür, daß er die irdische Weisheit, so viel man deren nur kochen kann, mit Löffeln gegessen hat. Dieser kleine Mann kommt also bei Nacht zu mir und unterrichtet mich in seiner wohlausgedachten Baukunst, weil er, wie er sagt, ein großes Mitleiden mit mir hat, daß mein Geist oben hinaus will und weit über allen Berggipfeln mit den Wolken hinziehen möchte. Sein Hauptsatz ist der: es ist in der Welt nichts groß und klein, weil, gegen den Himmel gehalten, Alles klein ist. Eben so wenig weit und eng, weil, gegen den Himmel gehalten, eigentlich Alles eng ist; eben so wenig hoch und niedrig und dergleichen. Denn das größte Bauwerk, was der Mensch machen kann, ist doch nur ein Nadelknopf gegen einen rechten Berg, und auch ein rechter Berg ist noch weniger als ein Nadelknopf, wenn man an die ganze Erde denkt. So ist denn Alles, was wir groß, weit, hoch nennen, eine erbärmliche Erfindung unserer Hoffarth. — Sehet darum, wie thöricht Euer Streben war, auch so eine überallmächtige Kirche zu bauen. Ihr wolltet dadurch eine recht erhabene Wirkung hervorbringen. Aber wenn Ihr nun Euer Gebäude mit dem viel erhabeneren Himmelsraum vergleichet, so muß es ja vielmehr klein und armselig erscheinen. Ja diesem Fluche kann es gar nicht entgehen; denn wenn es auch unendlich groß wäre, wo

wolltet Ihr die Menschen herdringen, die dazu passen sollten? Man muß also vielmehr die Erhabenheit durch den Contrast hervorzubringen versuchen, und sich an den Begriff der unendlichen Kleinheit halten. Auch stimmt dieses weit besser zu dem Wesen der christlichen Religion, als in welcher ja der Mensch gerade seine Niedrigkeit und Elendigkeit recht tief und erbärmlich empfinden soll. — Dabei dringt er mir fast in jeder Nacht Modelle von allen möglichen Kirchen, die schon gebaut sind, oder noch gebaut werden können, und zeigt mir an einer jeden die Unzulänglichkeit des irdischen Stoffs. Zuletzt legt er jedesmal ein Schneckenhaus auf den Tisch und sagt: seht! dies ist eine natürliche Kirche. Wenn es wettert und hagelt, da kriecht die Schnecke hinein und fürchtet sich drinnen; wenn aber der Himmel wieder rein ist, so kommt sie heraus und läßt sichs wohl seyn, wie vorher. Was wollen die Menschen weiter von der Kirche in dieser dürren Zeit? — Soviel ist gewiß: der heutigen Welt kann und darf man keine Kirche bauen; auch verlangt sie keine; sie muß erst in einem Backofen ihre Eitelkeit und Sünde ausschwitzen, wie sie denn auch Gott, der Herr, dermalen wirklich in den Backofen mannichfacher Trübsal hineingestoßen hat. — Wieder einmal sagte Hernandez, indem er ängstlich aus einem leichten Schlummer auffuhr: Gott sey Lob und Dank! Dies war eine böse Anfechtung. Ich saß in der Wüste und war in tiefem gewaltigem Sinnen befangen über den Bau eines würdigen Gotteshauses, da trat mit eins der Kleine zu mir, klopfte mir auf die Schulter, und sagte: Kommt! Kommt! Sprengt den eisernen Büßerring Eures gottseligen Uebermuthes und tretet einmal mit mir hinaus auf diese Bergspitze! — Die Worte des Kleinen hatten mich getroffen und ich folgte ihm, wiewohl widerstrebend. Er stelzte lustig voraus, daß sein Mantel im Winde flog, wie ein Netz von Spinnweben. Zugleich klatschte er in die Hände, worauf erst leise, dann immer vernehmlicher und vernehmlicher ein süßes wunderbares Singen und Klingen aller Orten sich erhob. Wie aus dem tiefsten Schoße des Berges schien es heraufzukommen und dicht unter dem Boden in lieblicher Verwirrung sich zu verbreiten, bis es aus Spalten und Klüften nach Art lebendiger Quellen lauter murmelnd hervordrang. Ebenso erklang es in den Wipfeln der Bäume, als wären sie melodische Springbrunnen, und die Vögel flogen in gemessenen Schwingungen wie neugeborne Lieder durch die Abendstrahlen. Auch die Wolken, die in verführerischen Farben erblühten, schwammen wie Kähne voll singender Mädchen dahin. Und diese Mädchen, welche nur mit ihren goldenen Haaren bekleidet waren, die sie im Singen kämmten, stiegen, wenn sie zum Rande des Horizontes kamen, aus, und, verschlungen sich in den lieblichsten, frechsten Tänzen, wobei sie mit den Sternen Ball zu spielen, und ein ganzes Blumenparadies unter dem Schlage ihrer Sohlen am Abendhimmel aufzuquellen schien. Dies Alles versenkte mich in die angenehmste Betäubung. Kaum vermochte ich das trunkene Auge von dem Horizonte abzuwenden, und durch die unermeßliche Fläche schweifen zu lassen, die sich vom Fuße des Berges an dahin erstreckte, und mit dem Meere endigte. Dieses ganze Land, wie auch das Meer, schwamm in einem zarten grünen Aether, den die Strahlen der Sonne unaufhörlich mit Gold und edlen Steinen durchschossen. Wie schön stiften sich die Berge! Wie majestätisch zogen die Ströme! Die herrlichsten Städte waren da zerstreut, und schöner noch schienen unter dem stillen Meeresspiegel zu ruhen. Meine Entzückung gefiel dem Kleinen wohl; er klatschte mir Beifall mit seinen Stelzfüßen, indem er wunderliche Sprünge machte. Behagt Euch das Land? fragte er mich; und als ich bejahend nickte, fuhr er fort: Seht! dieses Land sollt Ihr mit Euren Kunstwerken zieren, welches nur keine Kirchen zu seyn brauchen, da diese Art von Bauwerk allhier nicht üblich ist. — Wie in einem reißenden Strudel schien meine innerste Seele von ihrem Sitze gewaltsam loszubrechen, als wollte sie ihren ganzen Reichthum in Einem Gusse in tausend und aber tausend Formen ausschütten. So weit mein Auge reichte, quoll es von unzähligen Schöpfungen, die, ehe der Gedanke darauf ausruhen konnte, schon vollkommen gestaltet waren. Ja, es erdrückte mich die Masse. Und nicht in schweigsamer Ruhe verharrten die fertigen Werke; sie zeigten sich vielmehr sogleich von ganzen Schwärmen eines herrlichen Geschlechts durchzogen, die den Honig unverweilt aus den Blüthen sogen, und so dem Künstler die beste Gewähr dafür gaben, daß er seinen Zweck erreicht habe. Ich hatte noch nicht Zeit gehabt, nur zu bedenken, ob dies Alles Wahrheit seyn könne, ob ein Traum mich irre, oder gar ein schändliches dämonisches Spiel? — Ich sah nur, daß der Kleine fortwährend mit dem Finger wunderliche Kreise durch die Luft beschrieb, als dirigirte er eine regellose Musik. Als ich aber eben dem Ueberschwall der Entzückung athemlos erliegen wollte, fühlte ich plötzlich meinen Begleiter mit fürchterlich beklemmender Gewalt mir im Nacken sitzen; eine jähe Felsenwand schoß vor mir in die Tiefe ab, woraus Gebüsch und Dornwerk in scheußlichen Formen heranflugte; ein Schwindel, ein wüthender Schlag ins Gehirn, ein plötzliches Zusammenbrechen aller Lebensgeister, — so trieb es mich rasend in die entsetzliche Tiefe hinab, und ich hörte mit ganz scheußlicher Stärke ringsum aus Fels, Kluft, Luft, Thal und Berg, das höllische Hohngelächter aufgellen — da bin ich nun — Gottlob erwacht, und der Spuk ist vorbei. — Nach einer Weile neigte er sich vor Juana, und sagte: Du hast mich gerettet, lieblicher Bote des Herrn, mein Schutzengel! Ich hörte Deine

Töne, den frischen, kühlen Himmelsregen, selig tropfend auf das glühende, dörrende Land, o Gesang! du Ahnung der Erlösung! Darauf sang Juana:

> Willst, schwüle Luft, du nicht zergeh'n,
> Wollüstiges Murmeln im Felsenspalt?
> Wie tief betäubt mich der Blumen Weh'n,
> Die Nachtigall schlagend im Wald!
>
> Es spritzt das Meer am Vorgebirg auf,
> Die Meerfrau'n locken den trunkenen Sinn,
> Und Städte, Gärten, in buntem Lauf
> Führen die Wolken dahin.
>
> O süßes Klingen! o herrliche Schau
> Unendlicher Fülle — wohin? woher?
> Mein Auge drückt' selig ein schläfernder Thau,
> Was hofft' ich, was wünscht' ich mehr? ꝛc.

Am Ende stürzt sich der Baumeister von der Spitze des von ihm erbauten Schlosses herab und Juana zieht als Sängerin in fremde Länder.

Die lustige Erzählung hat ihre Hauptfiguren aus der bekannten Wiener Lokalposse Lumpacivagabundus entlehnt. Es ist die Geschichte des Schreiners Leim, der nach mancherlei Hindernissen und Abenteuern seinem Nebenbuhler, dem Schneider Zwirn, den Rang abläuft und das schöne Mariandl heimführt.

Wie in der ersten Erzählung viel Phantasie, so herrscht in der zweiten viel gute Laune, und da Beides in der Romanliteratur immer seltner wird (sofern die Phantasie durch den fadesten Conversationston und Raisonnements, die gute Laune durch kalten forcirten Witz ersezt zu werden pflegt), so dürfen wir diese neue Erscheinung willkommen heißen.

Chronologie.

Dictionnaire historique universel, contenant les Chronologies de tous les peuples jusqu'à nos jours avec une esquisse de leurs différents cultes etc., par Arnault Robert. Dixième édition. Paris, 1837.

Die Erscheinung der zehnten Auflage dieses Werkes zeigt, daß des Verfassers Ansicht, daß Klarheit die erste Aufgabe eines chronologischen Werkes seyn müsse, allmählich die allgemeine werde. Klarheit ist auch der Hauptvorzug dieses Werkes. Alles läßt sich leicht finden, und in dieser Hinsicht möchten wir ihm vor den meisten Werken dieser Art den Vorzug geben; da diese oft anstatt das Studium der Geschichte zu erleichtern, dasselbe erschweren durch eine ungeschickte Anhäufung des Stoffes. Eine größere Genauigkeit möchten wir aber dem Verfasser ans Herz legen. Vollständigkeit läßt sich im Allgemeinen diesem Werke nicht absprechen, und die meisten Data und Facta, welche verdienten, aufgezeichnet zu werden, sind angegeben. Frankreich hat der Verfasser mit einer zu großen Vorliebe behandelt, als daß wir diesen falschen Patriotismus billigen könnten. Hat er dabei auch darauf gesehen, daß sein Buch nur in Frankreich würde gebraucht werden, so hätte er die französische Geschichte nicht so sehr auf Unkosten der andern Staaten herausheben sollen. Diese Vorliebe geht bis in das Lächerliche; so heißt es z. B. (S. 67): 357. „Paris, zum ersten Male in der Geschichte genannt.“ Das mag wohl auf die Welt einen gewaltigen Eindruck gemacht haben. Paris, Lutetia, ein Städtchen, zum ersten Male genannt!! Frankreich sind 30, Deutschland und England hingegen nur 5 Seiten gewidmet. Ueberall bemerkt man diesen Fehler. Wichtige Begebenheiten sind zuweilen ausgelassen, dafür aber erfährt man Alles, was ein Staat mit Frankreich zu schaffen gehabt haben mag. Am Ende führt der Verfasser alle merkwürdigen Männer an, die je gelebt haben; allein diese Aufzählung ist eben so parteiisch, als unvollständig. Damit die Glorie der Franzosen nicht geschmälert werde, sind alle Männer, die in Frankreich ein wenig Aufsehen erregt haben, genannt; von den Deutschen, Engländern sind wenige Namen angeführt. Von den deutschen Schriftstellern sind nur Klopstock, Kant, Schiller und Kotzebue angeführt; von Generalen nur Blücher; dagegen finden sich die Namen aller Marschälle Napoleons. Da Schelling, Fichte, Hegel nicht genannt sind, so wollen wir es dem Verfasser auch nicht zum Vorwurf machen, daß er Cousin nicht angeführt habe. Lächerlich ist es, mit welcher Zuversicht der Verfasser die Erfindung des Brodes, den Gebrauch des Fleisches in das Jahr 1800 der Welt versezt; in das Jahr 2500: Saignés, Vomitifs, Clystères. Man sollte fast meinen, Herr Robert habe Alles mitgemacht. Diese Mängel überwiegen fast das Gute des Buches, und wir nehmen lieber unsere nicht gut geordneten, aber gründlichen Chronologien zur Hand, als solche oberflächliche Werke, wo die Eitelkeit unserer Nachbarn immer eine große Rolle spielt.

Gr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 32.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 28. März 1838.

Romane und Novellen.

71) Palmyra oder das Tagebuch eines Papagai's, herausgegeben von A. v. Sternberg. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1838.

Herr von Sternberg hat sich in das Genre geworfen, das wahrscheinlich in der nächsten Zeit in die Mode kommen wird und wofür er ein ganz vorzügliches Talent besitzt. Nicht ungern begrüßen wir die ersten Versuche, durch welche die Mährchen wieder eingeführt werden sollen, denn diese anmuthige Dichtungsweise ist sicher am besten geeignet, das von den englischen Romanen gelangweilte und von den französischen geekelte Gemüth wieder zu erheitern.

Palmyra ist ein Papagai, der sich folgendermaßen selbst beschreibt: „Mein Name ist Palmyra, und ich bin über und über von einer glänzend rothbraunen, nur mäßig mit Goldgelb und Grün gemischten Farbe. Mein Schweif ist lang und hat einen gewissen a plomb der meiner ganzen Gestalt einen vortheilhaften Anstand gibt, meine Haltung ist immer ernst und vornehm, wie es einem Wesen geziemt, das so viel gesehen und erfahren hat. Die Krümmung meines Schnabels ist ziemlich stark, aber äußerst zart geschwungen, er läßt sich, wenn man ihn vergleichen will, nur mit der eleganten Krümmung einer feinen römischen Mädchennase zusammenstellen. Wenn ich die Zunge ausstrecke, bekommt meine Physiognomie etwas Wollüstiges, welches jedoch durch einen melancholischen Zug um die Augen wieder gedämpft wird. Meine Wangen sind dickhäutig und mit einer gewissen vornehmen Pergamentfarbe überzogen, die sehr schicklich den Ueberdruß und die Langeweile eines langen, stets im Umgange mit den verschiedenartigsten Menschen hingebrachten Lebens kund gibt. Ich spreche gegen die Gewohnheit meines Geschlechts wenig, aber mit Auswahl; meine Mußestunden bringe ich gern mit Nachdenken über die mannichfaltigsten Gegenstände zu.“

Das erste Abenteuer begegnet dem Papagai in der Kutsche einer alten Dame, die ihn gekauft hat. Er findet nämlich neben sich einen zweiten, aber ganz stummen Papagai, den er vergeblich anredet, und der, wie es sich am Ende entdeckt, todt und inwendig mit eingeschmuggelten Spitzen ausgestopft ist. Die Dame hat auf diese Weise schon öfters die Douaniers getäuscht, endlich sind sie hinter die List gekommen und lauern auf die Dame mit dem Papagai. Die Dame aber hat unsern Palmyra nur zu dem Zweck gekauft, ihn an der Grenze statt des ausgestopften Papagais, den sie versteckt, vorzuweisen und die Douaniers abermals zu täuschen. Bei dieser Dame, der Gräfin Florestan, bleibt Palmyra nicht lange. Im Zimmer des schönen Fräuleins Zephise ist er Zeuge einer kleinen heimlichen Liebschaft. Dann kommt er in ein Fräuleininstitut, wo er im Zimmer dreier allerliebster Mädchen Gelegenheit zu den angenehmsten Beobachtungen findet. (Die üppigste Phantasie bewegt sich hier in den Grenzen des feinsten Anstandes). Aus diesen glücklichen Umgebungen wird der Vogel, weil er durchaus der Vorsteherin des Instituts die Geheimnisse der jungen Schönen nicht verrathen will, verstoßen und hängt im übelriechenden Laden eines Krämers, wo er sich in trüber Langerweile mit den Erinnerungen seiner frühern Jugend beschäftigt.

Eine solche Erinnerung ist die an den Schach Baham und seinen Vessir. Der erstere hat tödtliche Langeweile, nichts mehr ist ihm neu, und er droht dem Vessir, wenn ihn dieser nicht aufzufrischen verstehen sollte. „Beherrscher der Erde! rief er und warf sich vor dem Sultan nieder, du verschmähst deine Weiber — Sie sind mir zuwider. — So entledige dich ihrer — Thor, der du glaubst, daß mir Hinrichtungen noch Freude machen können! — Herr! rief der Vessir demüthig, keine Hinrichtung durch Andere. Was kann es für Freude gewähren, daß durch unsern Willen im entferntesten Theile unsers

unermeßlichen Reiches ein Haupt fällt, ein Haupt, das wir nie gesehen haben, das uns unbekannt ist und das uns völlig gleichgültig läßt; aber versuche es mit eigenen Händen, es fallen zu machen, fühle wie es zu deinen Füßen rollend die buntgestickten Pantoffeln dir bespritzt; betrachte diesen Kopf, der noch vor wenigen Minuten Auge gegen Auge dir gegenüber stand, und in dem nun langsam der Funke des Lebens erlöscht, die Seele ihren Wohnsitz verläßt, nachdem sie noch einmal auf erschütternde Weise durch das ganze Gewebe ihrer Nerven zuckt. — Ich verstehe — Der Vessir fuhr fort. Eines Tages führte mich der Zufall mit dem Scharfrichter einer fremden Provinz zusammen. Ich weiß nicht wie es kam, daß mich die Laune trieb und ich von seinem Handwerk zu sprechen anfing. Wie erstaunte ich, als er mir dieses rühmte und behauptete, daß es keines gebe, welches einem ehrlichen Manne so viel Vergnügen gewähre. Er wies mir darauf sein Schwert und ließ mich die Schärfe desselben bewundern; ich lernte von ihm die Richtung des Hiebes, indem er mir auf das Genaueste die Zusammenfügung gewisser Halsknochen zeigte, in die ich treffen mußte; ein Fehlgriff, und wär er auch nur von der Breite eines Haars, mußte nothwendig das ganze Werk scheitern machen. Oft kann nur eine glückliche Inspiration aus tausend Schwierigkeiten heraushelfen. Es ist ein keckes Spiel, das oft die Geschicklichkeit des geübtesten Meisters zu Schanden macht. Als ich ihn so sprechen hörte, beklagte ich, nicht als der Herrscher von Millionen geboren zu seyn, um einer so prächtigen Liebhaberei Genüge zu thun. Du Herr bist aber in diesem Falle, versuche an deinen Weibern, ob jener seltsame Philosoph wohr gesprochen. Denke dir, was es für ein Vergnügen seyn muß, den schönen milchweißen schlanken Hals einer Odaliske gerade in dem Augenblicke zu durchhauen, wo sie vertrauend und sorglos eingeschlummert ist. — Somit Herr, hätte ich dein Gebot erfüllt; du hast etwas Verrücktes gewollt, ich glaube, Fürst der Fürsten, dieser Vorschlag wird hinlänglich verrückt seyn, um dir Freude zu machen; zugleich stehe ich dir dafür mit meiner Ehre, daß er neu ist, und wenn es irgend möglich, wirst du dich auch durch ihn, wenn du ihn ausführst, beschimpfen; dann hast du alles erreicht, wornach du strebst. — Der Sultan entließ seinen Vessir. Er überdachte dessen Worte und fand, daß sie Gedanken bei ihm erregten, die ihm selbst neu und reizend erschienen. Er besuchte nach langer Zeit zum ersten Mal wieder sein Serail, und nach langer Zeit zum ersten Mal lobte er den schönen Hals der Sultanin Favorite. Er schien, indem er ihn betrachtete und seine weiße und glänzende Rundung pries, in Träumereien zu versinken, die sich so tiefsinnig und bedeutsam zeigten, daß Niemand ihn daraus zu erwecken wagte. Endlich, als schon die Nacht eingebrochen, der Mond durch das goldene Gitter auf die Polster des Divans leuchtete, und die blendende Schönheit der entschlummerten Sultanin ins volle Licht setzte, fuhr er empor, schlich leise nach seinem Säbel, und über das reizende Weib gebeugt, trennte er mit einem blitzenden Streich das Haupt vom Rumpfe, das, in den Schleier seiner schwarzen Haare gehüllt, zu seinen Füßen rollte. Der Vessir erhielt am Morgen einen Diamanten von dem Werthe eines Königreiches zum Geschenk. — Der Sultan Baham hatte jezt gefunden, was der großen Seele eines Fürsten der Fürsten würdig ist, eine Beschäftigung, die für ihn neu war, ein Spiel das noch für ihn Reiz hatte. Er köpfte nun nacheinander die schönsten Frauen seines Serails. Er legte seine gewohnten Gewänder ab, denn die Menge des Blutes, das er vergoß, zwang ihn, sich von Kopf bis zu den Füßen dunkelroth zu kleiden. Die Gemächer des Palastes waren roth umhangen, rothe Teppiche deckten den Fußboden, rothe Vorhänge verhüllten die Fenster rc." Keine Schönheit soll im ganzen Reiche übrig bleiben, die er nicht köpfen sähe. Doch Eine entdeckt er zufällig selbst in seiner Hauptstadt, die ihm noch nicht gemeldet worden. Zornig fragt er den Vessir, warum dies nicht geschehen, und erfährt, sie sey des Vessirs eigne Tochter. Da befiehlt er diesem, sie mit eigner Hand zu köpfen. — Diese Phantasie ist gut durchgeführt, geht aber nach dem grausam neufranzösischen Geschmack über die Grenzen der Poesie hinaus.

Der Papagai wird endlich aus dem Kramladen erlöst und kommt zu einem alten Abbé, wo er sehr wohl gehalten wird, sich aber an einer frommen alten Weibergesellschaft, die hier zusammenkommt, nicht wenig ärgert, bis ihn eine bigotte Magd, die ihn wegen seiner Sprachkunst für einen verlappten bösen Geist hält, umbringen will. Dann kommt der Papagai in die Hände einer Dame, die sich mit Literatur beschäftigt, worüber er einige seiner Meinungen mittheilt. Aus Aerger über die Dame versenkt er sich aufs Neue in seine Erinnerungen und gibt noch eine kleine morgenländische Novelle zum Besten, die von weniger außergewöhnlichem Inhalt ist. Endlich befreit er sich von der ihm verhaßten Dame durch absichtliche Unarten und wird einer andern Dame übergeben, die sich an ihrem ehebrecherischen Gemahl auch ihrerseits durch Ehebruch rächt, worüber dann ein seltsamer Vertrag geschlossen wird rc. Wir halten diese Darstellung nicht für die anziehendste des sonst so angenehmen Buches. Endlich wird der Papagai Eigenthum eines Dichters, der bereits ein Papagaipärchen besizt. Nun beginnt eine sehr sentimentale Liebe zwischen Palmyra und dem jungen Weibchen, auf das ihr bisheriger Gefährte eifersüchtig wird. Eine Trennung endet dieses tragikomische Verhältniß sehr frühzeitig. Palmyra kommt zu einer diplomatischen Dame, die der Verfasser mit

besonderer Vorliebe gezeichnet zu haben scheint, und gewinnt Zeit, seine literarisch-kritischen Studien fortzusetzen. Der Dichter legt ihm ganze Abhandlungen über Bulwer, Tieck, Immermann ꝛc. in den Mund, die eigentlich hieher nicht gehören. Zulezt finden wir den Vogel bei einer schönen Schauspielerin; die Novelle bricht aber plötzlich in dem Augenblick ab, in welchem Palmyra sein Weibchen wiedersieht.

72) Fortunat. Ein Feenmährchen von Demselben. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus, 1838.

Der jüngere Crebillon und Wieland haben nicht geistreicher und einschmeichelnder geschrieben, als der Verfasser dieses Feenmährchens. Doch zweierlei können wir daran nicht billigen. Einmal hat Herr von Sternberg bei seinen Lesern doch wohl eine gar zu geringe Kenntniß der ältern Feenmährchen vorausgesezt, indem er sich der allerbekanntesten Motive bedient. So vortrefflich diese poetischen Motive an sich sind, so verlieren sie doch dadurch, daß sie nicht neu sind, sehr an Reiz. Sodann hat Herr von Sternberg in diesem Mährchen die zarte Linie überschritten, die er in der Geschichte des Papagais noch eingehalten. Er ist schlüpfrig geworden. Je liebenswürdiger nun seine Compositionen sind, je schöner seine Sprache ist, um so mehr möchten wir wünschen, daß er sich auf der Höhe der reinen Dichtkunst hielte und nicht in jenes Gebiet hinabsänke, in welches viel leichter zu verirren, als aus demselben herauszufinden ist. Alles Natürliche ist reizend, wenn aber das Wollüstige künstlich gesucht wird, so ist es nicht mehr natürlich. Die komische Muse darf sich alles erlauben, aber nur zum komischen Zweck. Wenn die Lüsternheit vorherrschend wird, so geht auch das Privilegium der poetischen Freiheit verloren, und das Schicklichkeitsgefühl tritt in alle seine Rechte ein. Die Meisterschaft des Dichters wird sich hier immer in einer feinen Zurückhaltung bewähren. Es ist gar zu wohlfeil, Unanständigkeiten zu sagen, und schon deßwegen muß sich die echte poetische Aristokratie derselben enthalten, wenn sie auch nach der Moral nichts fragen wollte.

Fortunat ist der bekannte Held des Volksbuchs, das Tieck in einem seiner schönsten Gedichte dramatisirt hat. Er tritt hier als ein junger Page auf, der mit drei andern Pagen vom Hofe zu Cypern verbannt wird, weil er in einem kleinen Streithandel dem König Recht gegeben und nicht der allgebietenden Maitresse desselben. Die vier Jünglinge müssen auswandern, erhalten aber von der abscheulich häßlichen Fee Kalombre mit dem großen Zahn, die sie zuvor im Bade bedienen müssen, vier Geschenke, Fortunat den unerschöpflichen Geldsäckel, Gancion eine Flasche mit Verjüngungswasser, Tulipan eine Brille, die durch alles hindurchsieht, und Roger den Hut, welcher unsichtbar macht. Sie sollen sich nun an den Hof der Prinzessin Kalypso in der Provence begeben, und aus den verführerischen Netzen derselben den Genius Tuberose befreien helfen, der um ihretwillen die junge Fee Jonquille verlassen hat. Unterwegs auf dem Schiffe macht sich Tulipan vermittelst des Hutes unsichtbar und liebkost die junge Frau des alten Schiffsherrn, der endlich dahinter kommt und sich toll geberdet, aber durch einen Schluck aus der Verjüngungsflasche reichlich entschädigt wird. In der Provence angekommen, begegnet Fortunat der schönen Kalypso zuerst bei einem Maskenzuge, verfolgt sie und ereilt sie endlich, indem sie mit ihrem Esel zusammenstürzt und in einer sehr unsittsamen Attitude daliegt. Fortunat wird, da er ziemlich abgeschabt aussieht, in den Kerker geworfen; hier aber vertreibt er sich die Langeweile, indem er aus seinem Säckel Goldstücke holt und die Enten im Burggraben damit wirft. Sobald das Geheimniß seines Reichthums entdeckt ist, wird er frei und erster Liebhaber der Prinzessin. Diese benuzt eine Schäferstunde, ihm den Säckel wegzunehmen, hat die Frechheit, in seiner Gegenwart (während er schläft) einen Besuch des Genius Tuberose anzunehmen ꝛc. Der skandalöse Auftritt, der nun folgt, übertrifft die bereits erwähnten an Unanständigkeit, ist aber noch nicht das Indezenteste, was dieses Mährchen enthält. Die drei Gefährten Fortunats werden auf ähnliche Weise durch treulose Hofdamen um ihre Talismane betrogen. Fortunat wird durch den Genius Tomogiston gerettet, in welchem er seinen Vater erkennt. Er belauscht dann die schöne Magelone im Bade. Sie wird von einer großen Spinne überfallen und fortgetragen. Fortunat rettet sie, und sie wird seine Geliebte. Vermittelst eines gewissen Mooses, auf das er sich sezt, wird er in ein Mädchen verwandelt, und vermittelst eines Apfels, den er ißt, wieder in einen Mann. Er nimmt nun diese beiden Zaubermittel zu sich, um sich an der falschen Kalypso zu rächen. Magelone begleitet ihn, was wieder zu einer der indezentesten Scenen führt. Am Hofe der Kalypso angelangt, läßt er das Bett derselben mit seinem Moose polstern und sie bekommt einen fürchterlichen Bart. Mittlerweile ist Magelone von einem Zudringlichen überfallen worden, Fortunat hält sie für untreu und verstößt sie. Sie wandert allein durch die Welt, findet einen männlichen Anzug, glaubt darin sicher zu seyn, vermißt aber die inexpressibles, kauft ein Paar und entdeckt darin eine verzauberte Dame, die wegen ihrer Pruderie in dieses Kleidungsstück verwandelt worden. Inzwischen sind die drei Hofdamen, welche Fortunats Gefährten ihre Talismane geraubt, übel damit gefahren. Die eine hat zu viel von dem Verjüngungswasser getrunken und ist ein kleines Kind geworden; die andere hat zwar die Zauberbrille auf der Nase, ist aber

blind; die dritte bleibt beständig unsichtbar, um ihren Liebhaber zu bewachen und regalirt ihn bei jeder Gelegenheit mit Ohrfeigen. Die ganze Gesellschaft fährt durch die Luft nach den Maulwurfsinseln, wo ihnen Entzauberung verheißen ist. Unterwegs läßt Magelone das Bündel mit den Kleidern fallen, Fortunat, einem Schiffbruch entronnen, findet es und zieht — die prude Prinzessin an. Endlich kommt alles auf den Maulwurfsinseln zusammen, wo die Fee Jonquille, vom Zauberschlaf erwacht, ihren Tuberose wiederfindet und auch die Sterblichen sich durch die Bank heirathen.

Man sieht aus dieser Skizze, wie sehr Herr von Sternberg den jüngern Crebillon nachgeahmt hat. Derselbe Geist, derselbe Witz, aber auch dieselbe Sucht, keusche Augen und Ohren zu beleidigen. Zwar beleidigt das, wobei man lachen muß, gewiß nie in dem Grade, wie die weinerliche oder grausame und wahnsinnige Obscönität der neufranzösischen Romane; doch scheint es nicht nothwendig für den Zweck der anmuthigen Erheiterung, gerade immer und immer wieder auf schlüpfrige Bilder Jagd zu machen. Wir fürchten, wenn die neu beginnende Mährchenpoesie auf diesen Abweg geräth, wird sie die Aufgabe, wieder den Frohsinn und die Grazien in die Poesie zurückzuführen, nicht lösen, sie wird vielmehr nur eine neue Variation des ekelhaften Themas seyn, das uns gegenwärtig die Franzosen vorleiern, und es ist uns schon im Voraus bange vor den Nachahmern und fabrikmäßigen Producenten der neuen schlüpfrigen Mährchenbilder.

73) Der Seher von Venedig. Ein psychologisches Nachtgemälde menschlicher Verirrungen in den Labyrinthen des Aberglaubens und der Mystik. Von W. M. Nebel. Mannheim, Löffler, 1837.

Veranlaßt durch die Würtemberger Somnambulen, ihre Visionen, Blicke ins Geisterreich ꝛc. Der Verf. will dieselben parodiren und, wie er in der Vorrede sagt, dadurch unschädlich machen. Uns scheint die Sache eine Speculation auf die Neugier der Leser, denn das Buch ist wo möglich noch geistloser als die Geschichte der Somnambule von W., auf die es sich bezieht.

74) Natalie oder Thränen sind edle Saat. Eine Novelle in Briefen, von Walden. Dresden und Leipzig, Arnold, 1837.

Natalie wird von Mißtrauen gegen ihren Geliebten geplagt, der ihren Vater (einen verworfenen Charakter) zu mißhandeln scheint, indem er ihn gerade aus einer großen Gefahr rettet. Sie wird ihren Irrthum inne, bereut, steht aber neues Elend unter ihrem Vater aus, verliert den Geliebten in der Schlacht und stirbt „an seinen Wunden.“ Ihre Briefe, die wirklich von einer weiblichen Hand geschrieben zu seyn scheinen, malen alle Stadien ihres Kummers aus.

75) Hazardspiele in Erzählungen von Julie von Großmann. Bunzlau, Appun, 1837.

Ländliches Schloß mit dem schönen Fräulein Clara. Ein dämonischer Italiener zündet das Schloß an und rettet das Fräulein aus dem Fenster. In dasselbe verliebt sich nachher ein junger Legationsrath, dessen Bedienter eben jener Italiener ist. Der Legationsrath hat aber bereits eine Braut, und diese ist aus Eifersucht gegen Clara so boshaft, auf einem Liebhabertheater die Scene darstellen zu lassen, wie Clara bei der Feuersbrunst von einem Liebhaber gerettet wird. Clara fällt bei der Aufführung in Ohnmacht, der Italiener aber ersticht die boshafte Braut und flieht. Dann heirathen sich der Legationsrath und Clara. Welch unnatürliche, bei den Haaren herbeigezogene Motive! Von derselben schlechten Erfindung sind auch die übrigen Erzählungen dieser Sammlung. Auf Seite 221 explirirt sich eine Tochter folgendermaßen gegen ihre Eltern: „Ich bin, wie Sie wissen, keine Freundin von langen Bedenklichkeiten, besonders wenn die Sache Eile erfordert. Es ist zwar allerdings etwas risquant, sich einem Manne verloben lassen zu sollen, der uns noch keine förmliche Deklaration gemacht und am Ende ein bittersüßes Gesicht zieht, wenn Papa und Mama, die das Knötchen geschürzt, die Hände des Paares ineinanderfügen. Jede Andere würde, wie Sie sehr richtig bemerkt, die Prüde spielen; zu diesen Scheinheiligen gehöre ich aber bekanntlich nicht. Ich lebe gern froh in den Tag hinein und nehme was mir der Augenblick bietet, sey es nun eine Blume oder ein Männerherz. Heut reicht er mir auf dem freundlichsten Präsentirteller eine Männerhand, deren Fessel ich doch wahrscheinlicherweise nicht entrinnen werde, und darum sage ich: à la bonne heure, ich bin Ihre gehorsamste Tochter und Dienerin chère maman!“

76) Die Räuber. Roman nach Schillers Räubern. Von F. Th. Wangenheim. Hamburg, Berendsohn, 1837.

Sind Schillers Räuber nicht poetisch und barock genug? Wozu sie aufweichen und verwässern in einen Roman? Der Dichter soll frei erfinden oder nach der Natur dichten, aber nicht einem andern Dichter nachdichten.

76) Der schwarze Karl oder die Rache der Todesjagd. Historisch-romantische Räubergeschichte, von Sanvis. Zwei Bände. Leipzig. Schreck, 1838.

77) Mauro Carossini, der große Bandit, von Chemlin, daselbst.

Es genügt, in Erinnerung zu bringen, daß dergleichen Bücher im Geschmack des Rinaldini immer noch in Deutschland fabricirt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 33.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 30. März 1838.

K. Chr. Fr. Krause's handschriftlicher Nachlaß.

Seitdem wir den ersten Band dieses Nachlasses in diesen Blättern mit geziemender Anerkennung angezeigt haben, sind folgende weitere Werke erschienen:

1) Die absolute Religionsphilosophie in ihrem Verhältnisse zur Glaubenslehre des Gefühls rc. Zweiter Band. Göttingen, in Commission der Dietrich'schen Buchhandlung, 1836.

Dieser Band enthält den Schluß der philosophischen Kritik Bouterwecks und die Kritik Schleiermachers. Rücksichtlich der Grundansicht müssen wir der Kürze wegen auf das hinweisen, was wir bei der Anzeige des ersten Bandes bemerkt haben. Wir beklagen nur, daß Krause so viel Zeit und Kraft auf die Kritik der Religionsphilosophie eines so unselbstständigen und unbedeutenden Philosophen verwendet hat, wie Bouterweck war. Doch hat er den Beweis durch die That geliefert, daß wer eine allseitige, gründliche Recension eines Werkes schreiben wolle, mit dessen Inhalt er nicht einverstanden ist, sich genöthigt sieht, ein Buch über das Buch zu schreiben. — Diese Umständlichkeit, die Folge der ehrenwerthen Gewissenhaftigkeit Krause's war, ist auch seinen andern bedeutenderen Werken, besonders seinen Einleitungen dazu eigen. Und dieser Umstand trägt gewiß zum Theil die Schuld, daß er nicht mehr angesprochen hat. Wir rathen seinen Schülern, daß einer von ihnen eine „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften“ nach dem System seines Lehrers schreibe, im Text nichts entwickle, sondern nur höchst zuversichtlich behaupte und zwischen den Paragraphen eine göttlich grobe, rücksichtslose Polemik gegen jede andre philosophische Ansicht handhabe. Wahrscheinlich reizt dieser Pfeffer und Spaniol die abgestumpften, verwöhnten Nerven zur Aufmerksamkeit; und überhaupt die ganze Philosophie in einem mäßigen Octavband in die Tasche stecken zu können, erweckt gewiß viele Liebhaber.

In dem Maaße, in welchem Schleiermachers Werk: „Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche rc.“ bedeutender ist, als das Bouterwecksche, um so wichtiger und interessanter ist auch Krause's Kritik, die sich in dem uns bis jetzt vorliegenden Theile derselben mit der Einleitung, d. i. mit den Principien beschäftigt. Wer nur die scharfsinnige, gleich eingangs beginnende Kritik der Worte Schleiermachers, worin derselbe sein ganzes Werk, als ein von aller „Weltweisheit“ unabhängiges, rein auf den biblischen und confessionellen Glaubenslehren beruhendes und gleichwohl echt wissenschaftliches bezeichnet, gelesen hat, wird gestehen müssen, daß jener feines Scharfsinns wegen berühmte Mann hier seinen Meister gefunden habe. Freilich sind beide Männer nicht mehr unter den Lebenden, aber ihre Geister, wie sie sich in ihren Werken ausgeprägt haben, leben noch, wirken noch. Es wird nun aus dem Wesen eigentlicher Dogmatik, sofern sie die Religionslehren als ein zusammenhängendes, wissenschaftliches Ganzes darzustellen hat, und aus dem der Philosophie, nach welchem diese keineswegs bloße Weltweisheit ist, als welche sie S. bezeichnet hatte, sondern auch Lehre von Gott, dem Menschen, und von der Beziehung zwischen Gott und Menschen, welche Lehre sie, abgesehen von allem Historischen und Zufälligen, gerade nach ihrer nothwendigen Entfaltung aus einem obersten Grundsatz aufstellt, — aus diesem verwandten Wesen der Philosophie und Dogmatik, welche Letztere vielmehr als eine besondere, mit Historisch-Thatsächlichem erfüllte Gestaltung der von der Philosophie ganz allgemein aufgestellten Grundlehren erscheint, wird die Unzweckmäßigkeit, ja die Unmöglichkeit des Schleiermacher'schen Unternehmens nachgewiesen. Wir wissen überdies, und auch darauf weiset späterhin Krause

hin, daß in der That Schleiermacher genug Philosophisches und noch dazu Pantheistisches in seine rein christlich seyn sollende Dogmatik eingeschwärzt hat. Religion überhaupt und Christenthum ist kein System, sondern es ist Gesinnung und Leben, die sich in keine Paragraphen dringen lassen. Ein systematisirtes Christenthum ist immer Sache des Verstandes und der Vernunftthätigkeit, das Herbarium des christlichen Lebens, welches in tausend Blumen und Früchten sich zu bethätigen hat, je nach Boden und Klima, unter deren Einfluß es gestellt wird. Gleichwohl wollen wir hiemit nichts gegen die Nützlichkeit und Nothwendigkeit einer christlichen Botanik gesagt, nur vor der Verwechslung derselben mit der freien, unter Gottes Sonne gedeihenden Pflanzenwelt gewarnt haben. Fassen wir das Christenthum als Gesinnung und von dieser Gesinnung erfülltes Leben des Gemüthes, dann ließe sich vielleicht rechtfertigen, als Princip, als innerstes Wesen desselben ein Gefühl und zwar, wie Schleiermacher gethan, ein Abhängigkeitsgefühl aufzustellen: fassen und stellen wir es aber als eine Lehre, als ein wissenschaftliches Lehrgebäude dar, so kann dieses Lehrgebäudes Prinzip unmöglich ein Gefühl, es muß alsdann eine Grunderkenntniß seyn. So fern auch dies von Krause mit überzeugenden Gründen gegen Schleiermacher geltend gemacht wird, treten wir ihm bei, und mit Vergnügen sind wir seiner Kritik der übrigen Schleiermacher'schen Grundsätze gefolgt, auch da, wo wir nicht ganz mit deren Resultat uns einverständigen konnten, da es gewiß schon an sich ein hoher geistiger Genuß ist, die Kunst, Gewandtheit und Energie wahrzunehmen, mit welcher das wohlverschanzte und klug vertheidigte Lager der Schleiermacher'schen Dogmatik angegriffen und zum Theil erstürmt wird. Wir rathen deßhalb den Verehrern Schleiermachers, die nicht blinde Anhänger desselben sind, diese Kritik nicht ungelesen zu lassen; sie wird ohne die Achtung, die seinem für immer bedeutenden Werke gebührt, und die Krause selbst, nach seiner edlen Weise zu kämpfen, nie verläugnet, zu untergraben, doch ein umfassenderes, geläutertes Urtheil über den Werth der Schleiermacher'schen Glaubenslehre hervorrufen. Andererseits wird aber auch dem Leser die Kenntniß einer religions-philosophischen Ansicht zu Theil werden, die in Hauptpunkten Neues und Bedeutsames darbietet. Namentlich dürfte als ein Hauptergebniß dieser, wie der Bouterweck'schen Kritik die Ueberzeugung seyn, daß nicht alle speculative Philosophie und Theologie von dem Gedanken eines persönlichen, heilig wollenden, allwissenden und alliebenden Gottes abführe. Vielmehr wird sich jedem unbefangenen Leser die Anerkenntniß aufdringen, daß die im vorliegenden Werke vielfältig geltend gemachte speculative Ansicht selbst eine von dem Gedanken Gottes, als des allervollkommensten, persönlichen, zwar überweltlichen, aber zu Natur und Menschen individuell sich herablassenden Wesens erfüllte ist.

2) Vorlesungen und Aphorismen über die reine Philosophie der Geschichte. Herausgegeben von H. K. v. Leonhardi. 1837.

In diesem Werke hat der Verf. die Aufgabe gelöst, die Idee des Lebens nach ihren Hauptmomenten der Schöpfung, Erhaltung und Auflösung und nach den Entwicklungsgesetzen streng wissenschaftlich zu entfalten, welche in der Wesenheit der lebendigen Wesen, vor allem aber Gottes als Urwesens, begründet sind. Indem der Verf. zu dem Grundgedanken aller Wissenschaft, zu dem Gedanken Gottes, des Prinzips des Lebens wie der Wissenschaft, des Seyns wie des Erkennens, uns hinanleitet, und von diesem Standpunkt aus uns die Harmonie einer auch dem Menschen verliehenen, thatsächlich beurkundeten nicht- und übersinnlichen Erkenntniß mit der sinnlichen, der theoretischen mit der empirischen, einer ewig wesentlichen mit einer zeitlichen nachweiset, regt er in uns zugleich den Gedanken an, daß, wie das Wesentliche in der Geschichte ein Ewiges, Göttliches sey, so den ewigen Ideen eine geschichtliche Lebensbethätigung wesentlich zukomme. So wird es ihm ferner möglich, zur philosophischen Anschauung zu bringen, wie das Leben nach Lebensstufen und Lebensaltern gegliedert, nach Gesetzen rhythmischer Bewegung, der Symmetrie und einer daraus sich ergebenden, geregelten Verkettung sich entwickle, immer aber im Zusammenhange mit den ewigen Ideen. Daraus ergibt sich dann nicht minder, daß die Zeit in ihrem unendlichen Verlaufe als vollkommenes Gleichniß der Ewigkeit zu betrachten sey, daß daher in ihr die Ideen des Lebens sich in Reihenfolgen zeitlich fortschreitender Musterbegriffe (Ideale) darstellen, deren Verwirklichung Aufgabe des Lebens und deren allmälige Einführung ins Leben Gegenstand einer eigenen Wissenschaft und Kunst werden könne und solle, der Lebenkunstlehre, der Politik im umfassendsten, nicht bloß auf äußere staatsrechtliche Verhältnisse beschränkten Sinne. Aus diesen Andeutungen schon läßt sich abnehmen, wie es auch durch das Werk selbst bestätigt wird, daß der Verf. die Philosophie der Geschichte so wenig, als die Philosophie überhaupt, zu dem servilen Geschäft des bloßen Registrirens, oder gar zur sykophantischen Heiligsprechung jedes Geschehenen und Vorhandenen herabwürdigt. Vielmehr stellt er die ewigen Ideen des Lebens als das allein Wesentliche, als das zu Verwirklichende dar. Er weist im Allgemeinen nach, was bereits verwirklicht ist, was nicht. Hiebei kann es nicht fehlen, daß die Gegenwart zwar

gewürdigt, aber keineswegs überschätzt, vielmehr von ihr ausgesagt wird, daß sie, daß überhaupt die Menschheit noch weit entfernt sey von dem Ziele, das zu erreichen derselben nach der ihr von Gott verliehenen inneren Wesenheit vorgesteckt sey. Zwar spricht der Verfasser, auf den Grund seiner Ueberzeugungen mit ziemlicher Zuversicht die Hoffnung aus, daß dereinst die Menschheit auf Erden den vollkommneren Lebenszustand erreichen, ein Reich Gottes auf Erdengründen werde; aber er verhehlt sich dabei nicht die Möglichkeit, nicht sowohl, daß das Gegentheil wirklich werde, als daß die Entwicklung der Menschheit auf Erden gar wohl ein Bruchstück bleiben könne. Auch deutet er an einzelnen Stellen darauf hin, daß jener vollkommnere Zustand doch wohl nur mit einer irgendwie zu bewirkenden Regeneration der irdisch-menschlichen Natur verbunden gedacht werden könne. Das durchaus mit jeder tieferen, religiösen Weltansicht übereinstimmende System des Verfassers, welches kein System der starren Nothwendigkeit, sondern freier Gesetzmäßigkeit ist, schließt den Gedanken eines individuellen Einwirkens und Mitwirkens Gottes bei der Entwicklung der Menschheit eher ein, als aus; und so sind auch jene Andeutungen durchaus keine bloßen Einfälle. — Aus den bisherigen, freilich nur dürftigen Mittheilungen wird man leicht entnehmen, daß vorliegendes Werk von allen ähnlichen sich unterscheidet, daß sein Inhalt ein durchaus selbstständig gewonnener, aus des Verf. System mit Nothwendigkeit sich ergebender ist, der mit Fichte'schen, Schelling'schen oder gar Hegel'schen Ansichten nichts gemein hat. — Obgleich hier zunächst nur die reine Philosophie der Geschichte vorgetragen ist, so fehlt es doch auch nicht an mannichfachen Beleuchtungen wichtiger Thatsachen der wirklichen Geschichte, so daß wir den Wunsch nicht unterdrücken können, der Herausgeber möge sich beeilen, des Verfassers Vorlesungen und Aphorismen über „angewandte Philosophie der Geschichte," worin voraussichtlich die wirkliche Geschichte unmittelbarer Gegenstand der Betrachtung werden muß, zu veröffentlichen. — Da die ganze Philosophie der Geschichte auf der Idee des Lebens beruht, so mußten natürlich manche, für Jeden höchst interessante Fragen zur Erledigung kommen. Wir erwähnen nur, daß über den Eintritt des Menschen ins Leben, über Tod, Unsterblichkeit und Wiedersehen in anderen Lebenskreisen, über das Verhältniß des Geistes zum Leibe, über Ursprung und Möglichkeit der Ueberwindung des Uebels und des Bösen, über die Bedingungen der ewigen und der individuellen Offenbarung Gottes und die Kriterien derselben 2c., überraschende, im System selbst aber ihre wissenschaftliche Begründung habende Ansichten mitgetheilt werden. — Ein für das Leben und seine Besfergestaltung, welche gegenwärtig auf so entgegengesetzten Pfaden und Heerstraßen, aber allgemein angestrebt wird, hochwichtiger Grundsatz der Lebenkunst- und Lebenleitekunst ist folgender, der freilich keinem Parteimenschen gefallen wird: „Nur aus Gutem kommt Gutes und alle Verbesserungen im gesellschaftlichen Zustande dürfen nur auf streng sittliche, liebevolle, die Einheit der Lebensentwicklung bewahrende und staatsgesetzmäßige Weise erstrebt werden." Dieser Grundsatz ist aber keineswegs nur so hingestellt; er ergibt sich vielmehr aus dem Geiste selbst, der in der Lebenkunstlehre, in dem Werke, ja im ganzen Leben und Wirken des Verf. ausgesprochen ist.

3) Die Lehre vom Erkennen und von der Erkenntniß; auch unter dem Titel: Vorlesungen über die analytische Logik und die Encyklopädie der Philosophie, herausgegeben von H. K. v. Leonhardi.

Wenn schon Klarheit der Darstellung überhaupt ein Vorzug aller Krause'schen Werke ist, so zeichnet sich die Lehre vom Erkennen selbst unter diesen noch ganz besonders aus. Hier gesellt sich noch zu der Klarheit eine ungemeine Präcision, und macht dieses Werk zu einem in Bezug auf philosophischen Vortrag musterhaften classischen. Aber dieser Kunst sprachlicher Vollendung entspricht auch vollkommen die eben so musterhafte Entwicklung der Begriffe und Gedanken. Wir erkennen hieraus, daß Krause nicht bloß ein ausgezeichneter Philosoph, sondern fast noch mehr ein ausgezeichneter Lehrer der Philosophie gewesen sey; und wir begreifen zu gleicher Zeit, wie so viele seiner Schüler, die ihn persönlich gehört und gekannt, mit der unverbrüchlichen Liebe treuer Jünger an ihm hangen müssen, während andere, die ihn bloß lesen und nicht im Stande sind, Melodie und Rythmus seiner Rede herauszufühlen, nicht tief genug angeregt werden. Gegenwärtige Erkenntnißlehre und Logik ist wirklich eine Einleitung und Anleitung zum selbstthätigen, philosophischen Denken. Indem sie in wohlgeordnetem, man möchte sagen, natürlichem Zusammenhange die Thatsachen des Bewußtseyns vorführt und demselben nahe bringt, ist sie geeignet, den jugendlichen Geist vor Grundirrthümern zu bewahren, zu welchen die Oberflächlichkeit oder Lückenhaftigkeit, oder gar eine bloße Neuerungs- und Originalitätswuth leicht verleiten kann und schon Viele verleitet hat. Doch um den eigenthümlichen Werth der Krause'schen Erkenntniß- und Denklehre hervorzuheben, müssen wir uns erlauben, ein wenig genauer auf das Bedürfniß und die Versuche hinzuweisen, die aristotelische Logik neu zu begründen und weiter zu entwickeln. Obgleich Kant die aristotelische Logik als eine wesentlich vollendete Wissenschaft bezeichnet hatte, bei der man bleiben könnte, so sprach er später doch selbst das Bedürfniß einer andern Logik aus, die er zum Unterschied

von der formellen, bloß abstracten, die transcendentale nannte, und welche sich mit Bestimmung der Wesenheit, des wesentlichen Inhaltes der Dinge beschäftigen sollte. — Er beschränkte sich aber darauf, diese Idee einer transcendentalen Logik anzudeuten, und führte sie nicht aus. Sie stand auch in gewissem Widerspruch mit seinem Kriticismus, da mit einer solchen Logik eine Rückkehr zum Dogmatismus nothwendig schien. Daher Fries, unstreitig der bedeutendste Kantianer, begreifend, daß es bei der bloß formalen Logik nicht sein Bewenden haben dürfe, daß sie einer Grundlage bedürfe, die sie in eine zweckmäßige Verbindung mit den übrigen Theilen der Philosophie brächte, eine anthropologische Logik gestattete, in welcher die logischen Denkformen psychologisch an das Erkenntnißvermögen überhaupt angeknüpft wurden. — Fichte und Schelling schütteten dagegen das Kind mit dem Bade aus, und verwarfen alle Logik als eine trockne, unfenchtbare Wissenschaft, welche der wahren Speculation hinderlich sey, indem sie in ihrer Abstractheit jeder wesentlichen Erfassung der Idee Gottes feindlich entgegentrete. Diese Uebereilung rächte sich. Fichte sah sich genöthigt, um nicht eine befriedigende Erkenntniß Gottes gänzlich aufgeben zu müssen, halb und halb wieder auf das Gebiet des Glaubens zurückzukehren; Schelling vollendete nie sein System, und hat in der Verzweiflung sich vor der Begriffsleere, zu welcher ihn gleichwohl die Macht der von ihm verschmähten, aber nicht überwundenen formalen Logik trieb, bald an die Natur, bald an die Geschichte, bald an die Kunst und an die Religionen gewandt, um in ihnen einen Grund und Boden, einen Inhalt für das ewige Einerlei der Subject-objectivirungen zu finden. Hegel hat das unbestreitbare Verdienst, eingesehen zu haben, daß Schellings Lehren einer methodischen Begründung bedurften, und daß diese nur in einer nach Kants Andeutung zu reformirenden Logik zu finden sey. Allein in der Art und Weise, eine solche transcendentale Logik zu schaffen, war er viel zu hastig und einseitig. Die abstracten Begriffe wurden ohne weiteres verworfen, und an ihre Stelle die Kategorien gesetzt, welche Aristoteles zuerst aufgestellt, und welche Kant geordnet und vervollständigt hatte. Kant hatte diese Kategorien als bloße Erkenntnißformen betrachtet, Hegel dagegen verstand darunter Ideen, welche, den platonischen vergleichbar, die Wesenheit der Dinge nicht allein bezeichnen, sondern sind. Das wurde von ihm als unbestreitbar behauptet, und mit einer Gewaltsamkeit auf Alles angewendet, daß die philosophische Menge sich dadurch entweder von aller Philosophie abwenden, oder von der Hegelschen Unfehlbarkeit bis zur gedankenlosesten und nicht minder aufgeblasenen Nachbeterei überzeugen ließ. Sie merkte nicht, daß die nothwendige Erforschung und Nachweisung jener Kategorieen und ihres Werthes versäumt worden, und daß es von Hegel nicht im mindesten gerechtfertigt sey, jene Kategorien dem Absoluten, Gott, dessen Wesen in ihnen nicht bloß bezeichnet sey, sondern bestehe, als Attribute beizulegen. Krause, der früher schon als Hegel, schon im Jahr 1803, wo er einen Grundriß der Logik, und im Jahr 1804, wo er einen ersten Entwurf seines Systems der Philosophie herausgab, den Gedanken einer zweckmäßigen Umgestaltung der Logik gefaßt hat, ging dabei ganz anders zu Werke. Er nahm nicht, was er vorfand, ohne Weiteres an, setzte nicht bloß die vorgefundenen Kategorien an die Stelle der abstracten Begriffe, sondern er unternahm eine strenge und ins Einzelnste gehende Untersuchung der verschiedenen Gattungen von Begriffen. Er fand nun nicht allein apriorische (nicht- und übersinnliche), nicht allein aposteriorische, sondern auch aus beiden gemischte Erkenntnisse und Grundbegriffe. Auf analytischem Wege gelangte er zu dem Erweis, daß unsere Erkenntniß keineswegs mit bloß sinnlicher Wahrnehmung anfange, daß vielmehr jede sinnliche Wahrnehmung von geistiger Anschauung begleitet, ja durch diese bedingt sey. Daher finden wir hier alle Arten von Begriffen, Urtheilen und Schlüssen in einer Vollständigkeit aufgestellt, wie nirgends sonst, Begriffe definirt, die man bisher für undefinirbar, weil für einfach hielt; die Tafel der Kategorien ist nicht mehr die kantische, sondern eine vollständige, aus einer obersten Kategorie abgeleitete. Die ganze Logik des Verfassers zerfällt in zwei Haupttheile, in die analytische und in die synthetische Logik. Die analytische Logik ist Erkenntnißlehre aus reiner Selbstbeobachtung des Geistes, und zeigt alle Stufen des menschlichen Erkennens von dem sinnlichen bis zur unbedingten Erkenntniß auf; sie ist also der psychisch-anthropologische Theil derselben. Die synthetische zerfällt wieder in die allgemeine und in die besondere. Die allgemeine synthetische Logik handelt vom Erkennen und Denken überhaupt, und bedarf, streng genommen, um dieses allgemeine Erkennen und Denken als ein nothwendiges und allgemeingültiges nachzuweisen, einer metaphysischen Grundlage; die besondere synthetische Logik hat es nun mit der weiteren Ausführung der im allgemeinen Theile enthaltenen Lehren, besonders mit der vom Begreifen, Urtheilen und Schließen zu thun. Dieser letztere Theil entspricht also erst der gewöhnlichen formalen Logik, die aber hier in ihrem Zusammenhange mit den sie begründenden Theilen der Philosophie erscheint, und so erst wahrhaft gewürdigt, weder überschätzt noch gering geachtet werden kann.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 34.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 2. April 1838.

K. Chr. Fr. Krause's handschriftlicher Nachlaß.

(Schluß.)

4) Abriß der Aesthetik oder der Philosophie des Schönen und der schönen Kunst. Aus Krause's Nachlaß herausgegeben von J. Leutbecher, Dr. und Privatdocent der Philosophie zu Erlangen. Göttingen, in Commission der Dietrich'schen Buchhandlung 1837.

Auch auf diesem Gebiete philosophischer Forschung hat Krause vom Standorte seiner philosophischen Grundanschauung durchaus Eigenthümliches und in seiner Art Vollendetes geleistet. Besonders zu statten kommt seiner Kunstphilosophie die ihm eigene Allseitigkeit der Erwägung; und obgleich er sich in diesem Abriß nur zu sehr auf kurze Andeutungen beschränken mußte, so fühlt man es doch überall durch, daß er Jahre lang mit Eifer dem Studium der Kunst und ihrer ausgezeichnetsten Werke obgelegen hat. Bekannt ist übrigens, daß er zu dem Behuse Deutschland, Frankreich und Italien durchreist, und die Kunstschätze dieser Länder studirt hat, daß er besonders in der Musik selbst ausübender Künstler war. Während andere Aesthetiker die Schönheit bald nach der Wirkung definirt haben, die sie entweder auf den Geist oder das Gemüth, oder auf beide ausübt, bald nach den gegenständlichen Merkmalen, welche dem Schönen zukommen, so entwickelt dagegen Krause die Idee der Schönheit zuerst nach ihrer subjectiven, die Wirkung bezeichnenden, dann nach ihrer objectiven Wesenheit, und gewinnt so eine Subjectives und Objectives in sich vereinigende Bestimmung: Schön ist, was eine organische Einheit ist, und als solche den Menschen, sofern dieser ebenfalls eine organische Einheit ist, zu organischer Thätigkeit anregt und bewegt. Man sieht, daß in dieser Definition viel auf den Begriff des Organischen ankommt; diesen finden wir in folgender Paraphrase obiger Definition: Schön ist was Einheit, Selbstständigkeit und Ganzheit, und in der, Einheit Vielheit und Vereintheit oder Harmonie, d. i. eigenwesenliche (individuelle) Gottähnlichkeit oder Gottebenbildlichkeit hat, und eben dadurch den Menschen, der auf gleiche Weise eben diese Eigenschaften hat, zu einer ähnlichen Thätigkeit erregt und bewegt. Diese Wirkung des Schönen ist auf der frühern Stufe seiner Begriffsentwickelung näher so bezeichnet: Schön ist (in Bezug auf Wirkung), was Vernunft, Verstand und Phantasie in einem ihren Gesetzen entsprechenden Spiele der Thätigkeit befriedigend beschäftiget, und das Gemüth mit einem uninteressirten Wohlgefallen und mit einer uninteressirten Neigung erfüllt. — Wenn gleich diese Definitionen als solche das Wesen des Schönen allerdings nicht erschöpfend bezeichnen können, weil in ihnen jedes Wort, um ganz verstanden zu werden, wieder definirt werden müßte; so muß doch eingestanden werden, daß sie umfassender, als die bekannten sind. Davon überzeugt man sich aber noch mehr, wenn man die vorausgegangenen Entwickelungen, aus denen sie resultirt, sich vergegenwärtigt, und die Consequenzen erwägt, die mit einer ungemeinen Klarheit und Einfachheit daraus entfaltet werden. Wir müssen uns darauf beschränken, Jeden, für welchen wissenschaftliche Würdigung des Schönen noch Werth hat, einzuladen, diesem Abriß eine etwas sorgfältige Lectüre zu widmen. Freilich darauf werden sie sich gefaßt machen müssen, das bloß Angenehme, Reizende oder gar Pikante eben so scharf und noch schärfer vom Reinschönen unterschieden zu finden, als das Erhabene. Auch dem Gelüsten, das Unsittliche oder Irreligiöse als Schönes zu rechtfertigen, wird in diesem Werke keineswegs Vorschub geleistet. Vielmehr kommt z. B. folgende in ihrem Zusammenhange streng gerechtfertigte Aeußerung vor: „Reine Sittlichkeit und Tugend ist selbst schön; und Trieb und Wollen auf die (wahre) Schönheit zu richten, ist selbst eine Pflicht und Tugend. Es ist daher unbedingt unmöglich, daß die Schönheit dem Guten widerstreite, und daß ein Unsittliches

oder irgend ein Laster schön sey." Auch gegen die entweder beschränkten oder bösartigen Aesthetiker, welche alle Schönheit nur in die schöne Form setzen, weiset gegenwärtige Aesthetik auf die Schönheit des Inhalts hin, der einem Kunstwerk nicht minder wesentlich ist, als die Form. Eben so werden die Freunde eines bloß sinnlich Schönen, einer bloßen Lebenverschöneungskunst, einer mit dem Schein der Schönheit überkleideten Alltäglichkeit und platten Natürlichkeit sehr unzufrieden über die Forderung des Verfassers seyn, daß alles wahrhaft Schöne im wirklichen Leben mit den Idealen des Geistes übereinstimmen solle. — Was werden aber vollends jene Philosophen, nach denen das Schöne, Kunst und Poesie, wie die Religion, nur Stufen sind, auf denen man zu ihrer Weisheit eingehen soll, nach denen uns bloß die Theorie, aber keine Kunst mehr möglich wäre, dazu sagen, daß der Verfasser behauptet und erweist, daß es mit der Schönheit und schönen Kunst mit nichten bereits aus sey, daß mit Goethe etwa die Poesie sich noch nicht schlafen gelegt habe, daß sie vielmehr mit dem Leben selber, mit Wissenschaft und Religion, in nie aufzugebendem Accorde, sich noch zu weit höherer Vollkommenheit zu erheben habe, als wir uns jetzt nur träumen ließen. Daß aber der Verfasser diese Vervollkommnung in keine Verbindung mit jenem hyperidealen Zustande bringt, wo alles Fleisch emanzipirt, und die Ehen, als unästhetische Polizeianstalten, aufgehoben wären, dagegen streiten unzählige Stellen, nach welchen es keine ächte leibliche Schönheit des Menschen gibt, wenn sie nicht durch das geistige Leben im Menschen geadelt, eigentlich erst zur vollen Entwickelung gebracht wird; und von dem persönlichen Umgange der Geschlechter wird geradezu behauptet, daß er zur vollwesentlichen Schönheit sich nur in der monogamischen Ehe erheben könne. — Als erste Kunst finden wir in dieser Aesthetik nicht etwa die Dichtkunst, oder die Musik, oder die bildende Kunst, sondern die schöne Lebenkunst, die Kunst bezeichnet, nicht etwa das Leben zu übertirnissen, sondern zu der vollkommenen Gestalt zu entwickeln, die es in seinen einzelnen Kreisen und in seinem ganzen Umfange zu erreichen bestimmt ist. — Wir brechen mit diesen nur zufällig aus dem Gedächtniß citirten Aeußerungen ab, indem wir uns vorbehalten, bei Gelegenheit der Vorlesungen über vorliegenden Abriß * ausführlichern und zusammenhängendern Bericht über eine Kunstlehre zu erstatten, welche uns sehr geeignet scheint, dem wilden belletristischen Kunstgefasel, wie dem anmaßenden, todtphilosophischen Alles- und Nichtsbedeuteln ein Ziel zu setzen. Das Erwähnte wird hinreichen, die Aufmerksamkeit einem Werke zuzuwenden, welches gerade um seiner Tüchtigkeit willen, und weil es seinen eigenen Weg, unbekümmert um Herbart und Hegel, geht, verunglimpft worden ist.

* Möge Herr Dr. Leutbecher sie sobald wie möglich dem Druck übergeben!

5) Anfangsgründe der allgemeinen Theorie der Musik nach Grundsätzen der Wesenlehre von K. Chr. Fr. Krause. Herausgegeben von Victor Strauß. Göttingen, in der Dietrich'schen Buchhandlung, 1838.

Der Herausgeber äußert sich folgendermaßen über diese Schrift: Ein vollständiges und ausführliches Lehrgebäude ist dieses Büchlein nicht; aber es ist der Grund zu einem solchen, indem es in großem Abrisse den Anfang gibt zu einer Philosophie der Tonkunst, mit steter Hinweisung auf ihre Anwendung im Besondern, ja mit theilweiser Ausführung dieser Anwendung selbst. Irren wir nicht, so eröffnet das vorliegende Werk eine ganz neue Behandlungsart der musikalischen Theorie, und stellt an alle Theoretiker die Aufgabe, das hier Angebahnte und Geleistete entweder anzuerkennen, oder in eigner Weise tiefer zu begründen. Denn es war in die bisherigen Lehrbücher nicht aufgenommen der ganze erste Haupttheil, Vieles vom zweiten, und das Tiefste und Wichtigste auch des Dritten, und zwar gerade das, wodurch die wichtigsten Gesetze und Einsichten begründet werden, das ästhetische und naturphilosophische Fundament. Dies war offenbar ein wesentlicher Mangel. Denn von dem, was eben die Seele, das innerste Leben der Musik ausmacht, diejenige Musik, die der Mensch in ihm selber hat, und die alle Himmel erfüllt, aus der alle bisherigen Tondichtungen quollen, von dem allen ist erst von Krause passend geredet worden. Ebenso wurde in Betreff der Naturerscheinung (der Töne), durch deren Mannichfaltigkeit die Musik des Gemüthes und der Phantasie erst in die Außenwelt tritt, in den ältern Lehrbüchern gar nicht, in den neuern ungenügend gehandelt, höchstens auf Chladni hingewiesen. Allein wie nothwendig die genauere Einsicht in die physikalische Lehre vom Tone, für dessen richtige Auffassung und Benutzung als Stoff der Musik ist, ergibt dieses ganze Werk, und es bedarf einer andern Entfaltung dieser Lehre, um in ihr die Bausteine für eine neue Grundlegung der Tonkunstwissenschaft zu finden, eine andere, um durch sie eine Lücke der Naturwissenschaft zu füllen. Da Krause dieses Gebiet grade von jener Seite aus betrat, und dadurch zu vielen ganz eigenthümlichen und neuen Wahrnehmungen geführt wurde, so ist auch in dieser Hinsicht vorliegende Schrift, welche wenigstens die Resultate dieser Wahrnehmungen enthält, aller Aufmerksamkeit werth. — Vergleichen wir überdies die Ergebnisse mit dem, was andere theoretische Werke lehren, so findet sich neben vielem Eignen natürlich auch vieles Uebereinstimmende, letzteres aber dergestalt tiefer nachgewiesen und auf seine Gründe zurückgeführt, daß es nicht mehr bloße Abstraction

aus einzelnen Fällen der Erfahrung ist, sondern als nothwendig in der Idee der Schilderung des Gemüthlebens durch die Tonwelt erkannt wird. Von dem Eigenthümlichen und der Prüfung höchst Würdigem sey nur Einzelnes erwähnt. Zuerst die Entdeckung von den Verhältnissen der Leitaccorde nach dem Gesetze der Primzahlen; dann die Vereinfachung der Lehre von den Accorden durch deren jedesmalige Zurückführung auf den ächten Grundaccord mit der reinen Quinte; die Entdeckung der Verbindung mehrerer Accorde zu einem Vereinaccorde; die Vervollständigung der Leit- und Ueberleitaccorde; die Hinweisung auf die Erweiterung der Musik durch Benutzung der unharmonischen Töne; die tiefsinnige Begründung der Lehre von den Wirkungen und dem Ausdrucke der verschiedenen Tonfolgen, Accorde und Melodiegänge ꝛc. Nach allem diesem däucht uns, als wären hier Fragen angeregt, deren Lösung ferner nicht unversucht übergangen werden könne, und als wären hier Lösungen derselben versucht, welche ohne gründliche Widerlegung anerkannt werden müßten. — Der Künstler erhält außerdem eine ganz neue und meisterhaft verbundene und abgeleitete Uebersicht seiner Kunstmittel, mit Ausnahme etwa der Lehre von den Klangarten, von der Instrumentirung, zu deren Begründung die nöthigsten Winke jedoch auch schon gegeben sind. — Der Liebhaber der Tonkunst, dem es nicht allein auf äußerlich sinnlichen Ohrenkitzel ankommt, sondern der die Empfindung des Trefflichen durch Einsicht zu steigern, und sich über den Eindruck des Guten und Minderguten Rechenschaft geben will, wird hier nicht vergebens Anleitung suchen. Jeder Gebildete endlich wird in diesem Werke vielseitige Aufklärung über die gerade gegenwärtig mit so allgemeiner Vorliebe ausgeübte Kunst, ihre Bedeutung und Würde finden. Es wird sich ihm hier eine neue Ueberzeugung von der unerschöpflichen Mannichfaltigkeit der Musik und die Ansicht aufdringen, daß sie vorzugsweise bestimmt ist, eine Offenbarung des Wesens zu seyn, das allem Gewordnen das Siegel göttlicher Abkunft aufgeprägt hat.

6) Novae theoriae linearum curvarum originariae et vere scientificae specimina V, edidit Prof. H. Schroeder etc. etc.

Wir erwähnen dieses mathematischen Werkes Krause's hier nur darum, um bemerklich zu machen, wie allseitig derselbe die Wissenschaft in allen Zweigen nicht bloß kennen gelernt, sondern eigenthümlich erforscht hat. Denn auch diese Curvenlehre zeichnet sich durch die Neuheit der Methode und ihrer Ergebnisse aus. Die Methode ist nämlich streng philosophisch, indem sie von der Wesenheit der Krümmung überhaupt ausgeht, und aus dieser lediglich alle Curven entwickelt. Dieses geschieht mit so überzeugender Klarheit und Sicherheit, daß zu erwarten steht, die weitere Anwendung dieser Methode werde noch zu wichtigeren Entdeckungen führen, als die von Cartesius erfundene, von Newton und Euler ausgebildete Methode durch Coordinaten.

W. V. M.

Astronomie.

Der Mond nach seinen kosmischen und individuellen Verhältnissen, oder allgemeine vergleichende Selenographie. Mit besonderer Beziehung auf die von den Verfassern herausgegebene Mappa Selenographica. Von Wilhelm Beer und Dr. Johann Heinrich Mädler. Berlin, Schropp, 1837. Klein Folio mit 6 lithographirten Tafeln. 7 Rthlr.

Da noch keine Literatur ein Werk in der planetarischen Topographie besitzt, welches mit dem vorliegenden an Umfang und gleich sehr an durchgängigem Verdienste verglichen werden könnte, so wird es erlaubt seyn, etwas ausführlicher darüber zu sprechen.

Die Verfasser haben bekanntlich eine kürzlich vollendete Mondcharte von 3 Pariser Fuß Durchmesser in 4 Quadranten erscheinen lassen (ibid. eod. Preis 5 Rthlr.), welche mit verdientem großen Beifalle aufgenommen worden ist. Unser Werk ist, wie auch sein Titel anzeigt, ein (und zwar ein unentbehrlicher) Commentar zu jener „Mappa Selenographica.“

Dasselbe zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, deren erste sich mit der mathematischen und physischen Selenographie, die zweite aber mit der Topographie der Mondoberfläche beschäftiget.

Wer etwa hier von den Seleniten allerlei höchst merkwürdige Sachen zu lesen hofft, wird sich getäuscht finden. Ohne vorausbestimmen zu wollen, was der spätern Folgezeit möglich oder nicht möglich seyn dürfte, ohne die Erwartung aufzugeben, daß namentlich den Fern-Instrumenten noch manche sehr bedeutende Verbesserung bevorstehe, theilen die Verfasser gleichwohl die sanguinischen Hoffnungen derer nicht, die sich mit Entdeckung des kleinsten Details auf der Mondoberfläche schmeicheln. Um einen Menschen oder ein größeres Thier, fügen sie erläuternd hinzu, noch deutlich als solche zu erkennen, mag eine deutsche Meile die Grenze abgeben. Sollte der Mond bis auf diese Entfernung von einer Meile zu uns herangezogen werden, so wäre also bei seiner mittlern Entfernung von etwa 51000 Meilen eine 51000malige Vergrößerung nothwendig. Bis jetzt ist aber eine 300malige Vergrößerung die stärkste, welche mit verhältnißmäßigem Erfolge auf den Mond angewendet werden kann. Wer demnach eine Vervollkommnung der gegenwärtigen Hülfsmittel

nach allen ihren wesentlichen Erfordernissen im Verhältniß von 300 : 51000 abwarten, und sich zugleich der Hoffnung hingeben will, daß inzwischen auch unsere Atmosphäre in einem angemessenen Verhältniß durchsichtiger geworden seyn werde, der beharre in der Erwartung, die Bewohner unserer Nachbarwelt zu erblicken.

Der Mond, der einzige Himmelskörper, welcher sich wirklich um unsere Erde bewegt, gehört zur Klasse der Nebenplaneten oder Trabanten, welche die Hauptplaneten bei ihrem Laufe um die Sonne begleiten. Durch diesen Umstand tritt die Erde, welche sich sonst nach allen übrigen Analogien: Größe, Masse, Umlaufszeit, Abstand von der Sonne, geringe Abplattung u. s. w. den kleinern mondlosen Planeten anschließt, in eine Reihe mit den entferntern größern Hauptgliedern unsers Systems. Es ist nun nicht mehr die isolirte Erde, welche eine Bahn um die Sonne beschreibt; es ist vielmehr das Erdsystem, in welchem sie selbst nur als das vorzüglichste Glied erscheint. Genau gesprochen, läuft weder der Mond um das Centrum der Erde, noch diese selbst um das Centrum der Sonne. Der gemeinschaftliche Schwerpunkt, welcher sich nach den Gesetzen des Gleichgewichts zwischen beiden Körpern bildet, macht seinen jährlichen Umlauf um den gemeinschaftlichen Schwerpunkt des Sonnensystems, und Erde und Mond selbst bewegen sich um jenen Punkt, wie zwei Satelliten desselben. — Man denke sich einen doppelarmigen Hebel, an seinen beiden Enden die ungleichen Gewichte P und p tragend, so ist klar, daß ein Gleichgewicht zwischen beiden nur bestehen kann, wenn sich die Längen der beiden Arme L und l umgekehrt wie das angehangene Gewicht verhalten, oder wie P : p = L : l. Da nun nach den neuesten Untersuchungen die Masse der Erde die Masse des Mondes 87,73 übertrifft, so muß der Arm, an welchem die Erde zieht, 87,73 kürzer als der andere, oder der 87,73ste Theil der ganzen Entfernung der Centra seyn. Nimmt man 51829 Meilen für diese Entfernung an, so folgt, daß der Schwerpunkt des Erdsystems 584 Meilen vom Erdcentrum, nach der Seite des Mondes hin, entfernt liege.

Was die Gestalt des Mondes betrifft, so ist derselbe eine Kugel, und die genauesten Messungen desselben haben uns noch keine Abplattung im Sinne der Erdabplattung gezeigt (wogegen nach La Grange's Rechnungen der der Erde zugekehrte Durchmesser des Mond-Aequators etwas größer ist, als der auf diesem erstern senkrechte zweite Durchmesser).

Bekanntlich wendet der Mond (abgesehen von der Libration) der Erde beständig dieselbe Seite zu. Die Nächte der demnach von uns abgewendeten Mondhalbkugel sind völlig dunkel; für die uns zugekehrte Hälfte dagegen erleuchtet die Erde alle Mondnächte ihrer ganzen Dauer nach. Erscheint uns der Mond voll, so wendet ihm die Erde ihre Nachtseite zu; ihre Tagseite hingegen, wenn wir Neumond haben. Die Erdphasen des Mondbewohners sind stets die Ergänzungen der Mondphasen des Erdbewohners, also z. B. leztes Erdviertel, wenn wir erstes Mondviertel haben, und umgekehrt.

Ueber die Natur der Flecken auf dem Monde erschöpften sich schon die Alten in Muthmaßungen, und manche ihrer Ansichten kommen demjenigen, was wir mit scharf bewaffneten Augen beobachten, ziemlich nahe. Doch scheinen gerade diese Muthmaßungen eben das Schicksal gehabt zu haben, welches den Ahnungen vom kopernikanischen System, wie wir sie besonders beim Aristarch finden, widerfahren ist; diese glücklichsten Conceptionen waren zu einfach und zu naturgemäß, um nicht, dem Hange der Menschen zum Monströsen und Wunderbaren gegenüber, unterzugehen. Unsere genauere physische Kenntniß vom Monde hat daher nur gleiches Alter mit der Erfindung der Fernröhre.

Fast zwei Fünftel der uns zugewendeten Mondhalbkugel besteht aus den auffallenden grauen Flächen, welche man Meere genannt, und in frühern Zeiten auch dafür gehalten hat. Allein die genaueste Beobachtung hat den Verfassern gezeigt, daß wenn die Anwesenheit des Wassers oder einer ähnlichen Flüssigkeit auf dem Monde auch nicht absolut geläugnet werden kann, jene angeblichen Meere doch weiter nichts sind, als große graue, gegen ihre hellere Umgebung vertiefte und verhältnißmäßig ebene Flächen. — Die helleren Landschaften des Mondes sind fast ohne Ausnahme gebirgig, und die Berge des Mondes übertreffen die irdischen Berge zwar nicht an absoluten Höhen, wohl aber an Steilheit. Zuweilen, aber viel seltener als auf der Erde, bilden sich einfache Reihen mit einzelnen Gipfeln und kleinen Ausläufern (Bergketten), gewöhnlicher aber zeigen sich neben einander gelagerte breite Bergmassen mit tief einschneidenden oder auch ganz hindurch gehenden Querthälern, welche jedoch nicht das Ansehen einer Durchspülung haben (Wassergebirge), oder es erhebt sich ein bedeutender Theil der Oberfläche über die umliegenden, hellern sowohl als dunklern, Landschaften als Hochland, und trägt dann auf seinem Plateau eine Menge der verschiedenartigsten Gebirgsformen, an einer Seite aber ein hohes Gebirge, welches sich mit gewaltigen Abstürzen in die graue Ebene hinabsenkt (Randgebirge). Hieran schließen sich Bergadern, Landrücken, Hügelland, isolirte Berge, Bergkränze, welche leztere den Uebergang zu der merkwürdigen Craterform machen, deren allgemeiner Typus folgender ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 35.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 4. April 1838.

Astronomie.

Der Mond nach seinen kosmischen und individuellen Verhältnissen, oder allgemeine vergleichende Selenographie. Mit besonderer Beziehung auf die von den Verfassern herausgegebene Mappa Selenographica. Von Wilhelm Beer und Dr. Johann Heinrich Mädler. Berlin, Schropp, 1837. Klein Folio mit 6 lithographirten Tafeln. 7 Rthlr.

(Fortsetzung.)

Ein hoher, kreisförmiger, nach außen fast geradlinig, nach innen concav gebäschter Wall umgibt eine sphäroidische Vertiefung, die, fast ohne Ausnahme, unter dem Niveau der umgebenden Ebne steht, und in deren Innerem sich zuweilen Berge erheben, die aber ihrer Steilheit und relativ bedeutenden Höhe ungeachtet, doch mit ihren Gipfeln die Höhe des umgebenden Walles nicht erreichen, auch nicht mit diesem zusammenhängen. Der Unterabtheilung dieser allgemeinen Form in Wallebnen, Ringgebirge, eigentliche Krater und Gruben liegt hauptsächlich nur die Verschiedenheit der Größe (von 30 Meilen Durchmesser bis zum Minimo des Erkennbaren mit unsern gegenwärtigen Instrumenten, also etwa bis zu 1500 Fuß) zum Grunde. Der vorherrschende Grundtypus aller Mondformen, der Kreis, macht sich dabei ganz besonders bemerklich. Die Anzahl solcher Krater und Gruben auf dem Monde aber ist ganz unzählbar. Vergleicht man diese Kraterformen mit entsprechenden Gebilden auf unserer Erde, so findet man äußerst wenig Analogie. Die größten Krater unserer Vulkane sind kaum den kleinsten Gruben auf dem Monde zu vergleichen; und alle Kraterformen auf dem Monde lassen überdies einen Boden sehen, wogegen die meisten derselben auf unserer Erde wahre Schlünde sind.

Noch eine Art von Mondgebilden ist zu betrachten übrig, die mit unsern Flüssen eine entfernte Aehnlichkeit zeigt, — es sind die merkwürdigen, so schwer erkennbaren Rillen, schmale und lange, entweder gradeausgehende, oder nur mäßig gebogene, oder auch schlangen- und hakenförmig gekrümmte Vertiefungen, dergleichen aber bis jezt nur in wenigen Mondgegenden aufgefunden worden sind. Einige dieser Rillen sind nur 2—3, die meisten 10—15, einige hingegen 25—30 Meilen lang, welches leztere Maximum keine zu überschreiten scheint; ihre Breite wechselt zwischen 1200 und 1500 Fuß. Oft sind sie von Bergen dicht begrenzt, aber nie laufen sie quer über Berge daher, sie enden zuweilen an Kratern und Bergen, eben so oft aber auch an Punkten, welche durch nichts ausgezeichnet sind. Will man sie für Mondflüsse halten, so bieten sie einige Aehnlichkeit mit den Steppenflüssen Persiens, Arabiens; Landstraßen scheinen sie schon wegen ihrer angegebenen Breite nicht zu seyn.

Leztere, bekanntlich von Gruithuisen aufgestellte Vermuthung, veranlaßt die Verfasser zu der allgemeinen Bemerkung, daß der Eifer, mit welchem man den Produkten selenitischer Betriebsamkeit nachgespürt hat, so wie er bis jezt keine reellen Früchte getragen, auch für die Zukunft wenig verspricht. Selbst für die fernsten Zeiten, und unter Annahme einer immer fortschreitenden Vervollkommnung unserer optischen und mechanischen Hülfsmittel, ist die Hoffnung zu unsern Straßen, Städten, Wällen u. s. w. auf dem Monde bestimmte Analoga aufzufinden, eine sehr geringe. Alles, was menschlicher Kunstfleiß auf der Erdoberfläche bewirkt hat und fortwährend bewirkt, wird, abgesehen von den Geisteskräften der Menschen, durch zwei große Factoren bedingt: einerseits durch die atmosphärischen und Witterungszustände, andererseits durch das Verhältniß der mechanischen Kräfte zu den zu bewältigenden Massen. Wenn andere Umstände die hauptsächlichsten Veranlassungen unserer Arbeiten abgeben, so sind leztere dagegen entscheidend für Quantität und Qualität dessen, was wir leisten. Mit andern Worten: der Erdenmensch richtete sich künstliche Aufenthaltsorte zuerst deßhalb ein, weil die ihm von der Natur dargebotenen, unter den gegebenen atmosphärischen Verhältnissen ungenügend erscheinen mußten; er hat ferner

Wege geebnet, weil bei dem auf der Erde stattfindenden Gravitationsverhältnisse seine eigene Fortschaffung gleich der andeeer Massen, ohne dergleichen zu schwierig gewesen seyn würde. Wir setzen eben so dem Ungestüm der Elemente Schranken entgegen, deren Form und Größe gleichfalls sowohl durch diesen Zweck, als durch das Verhältniß der uns zu Gebote stehenden Kräfte zur Schwere der Massen bestimmt ist. Eine Menge anderer, von uns getroffenen Anordnnngen, beziehn sich auf die Veränderlichkeit der Jahreszeiten, welche auf der Erde so beträchtlich ist. Und so ist Alles, was Menschen auf dem Erdkörper bewirkt haben, gerade an die speciellen Verhältnisse eben dieses Planeten geknüpft; und wo die Natur dem Menschen hinreichend vorgearbeitet hat, da hat er keine Veranlassung genommen, seine Werke den ihrigen zu substituiren. Wo das Meer selbst z. B. den Hafen unsern Zwecken gemäß darbietet, da bauen wir keinen künstlichen; wo der Strom unmittelbar dem Bedürfnisse des Verkehrs entspricht, da ziehen wir keine Kanäle; und wo eine Felsenwand ausreichenden Schutz gewähret, da ersparen wir uns Wall und Mauer.

Mit welchem Rechte will man nun auf einem Weltkörper, dessen Atmosphäre dagegen mindestens so dünn ist, daß Winde, Niederschläge u. s. w. kaum stattfinden können, dem das Wasser, im irdischen Sinne, als eine, den größeren Theil der Oberfläche bedeckende Flüssigkeit, gebricht; auf dem die Fallhöhe, und also der Widerstand der Massen sechsmal geringer als bei uns ist (andern, höchst wesentlichen Verschiedenheiten in Bezug auf Tages- und Jahreszeiten, Temperatur u. s. w. gar nicht zu gedenken); wie will man, fragen wir, auf einem so durchaus verschiedenen Weltkörper Kunstprodukte erwarten, die mit denen der Erde auch nur entfernte Aehnlichkeit haben? Vervollkommnete Fernröhre, so hofft man, werden uns das Räthsel des Mondes auflösen. Neue Räthsel werden sie uns aufgeben, und die unerschöpfliche Natur hat für einen jeden andern Weltkörper auch gewiß einen so ganz andern, angemessenen Typus ausgedacht, daß die volle Beurtheilung des einen von dem Standpunkte des andern aus, als unmöglich erscheint.

Der Verfasser reiht an diese Betrachtungen Schlüsse, welche zu beweisen scheinen, daß der Mond einer Atmosphäre in unserem Sinne und einer Flüssigkeit, die unserem Wasser gleicht, entbehre. Welche Surrogate die Vorsehung für ihre Seleniten, deren Existenz nicht in Abrede gestellt werden kann, da todte Unbewohntheit eines so großen Weltkörpers ganz naturwidrig erscheint, gewählt hat, bleibt bis jetzt unentschieden; die Annahme einer totalen Verschiedenheit der gesammten, namentlich der organischen Naturökonomie auf der Erde und dem Monde ist unbeweisbar. Der Mond ist keine Copie der Erde, und noch weniger eine Colonie derselben; und irdische und lunarische Lebensthätigkeit können in keiner Weise mit einander verglichen werden.

Als einen Beleg mehr dieser gänzlichen Naturverschiedenheit, führen die Verfasser die so höchst merkwürdigen und ganz unerklärlichen großen Strahlensysteme des Mondes an, von denen die Erde gar nichts Analoges enthält. Sieben der größeren Ringgebirge: Tycho, Kopernikus, Kepler, Byrgius, Anaxagoras, Aristarch und Olbers sind nämlich von radienartig fortziehenden Lichtstreifen weit und breit umgeben; in geringem Maaßstabe wiederholt sich diese Erscheinung bei vielen andern Ringgebirgen. Diese Lichtstrahlen fangen gewöhnlich erst in einer gewissen Entfernung vom Walle des Ringgebirges an, so daß der nächste Fuß des Gebirges dunkel erscheint; von dort aus aber ziehen sie 30, 50, ja 100—120 Meilen weit fort, und zwar ohne allen Unterschied quer über Ebenen, Bergketten, einzelne Berge, Krater, Rillen, kurz über alle nur möglichen Mondgebilde, ohne durch dieselben auch nur im mindesten modificirt zu werden. In der Nähe des den Mittelpunkt bildenden Ringgebirges drängen sie sich so dicht zusammen, daß sie einen ununterbrochnen Nimbus bilden; weiterhin verzweigen sie sich, werden auch wohl, doch nur selten, krummlinig, finden sich durch Querstreifen verbunden, oder durch mattere Stellen schwach unterbrochen; zuweilen läuft auch wohl auf ihrer Mitte ein dunklerer Streifen eine kurze Strecke fort. Statt radienartig sieht man zuweilen auch einige parallel streichen. In manchen Fällen enden sie auch wohl plötzlich an einem Krater oder Ringgebirge; viele ziehen den Mondrändern zu, und verlieren sich hier unmerklich in das helle Licht dieser Gegenden; meistens aber endigen sie unmerklich in der Ebne oder auch im Gebirge. — Das ausgebehnteste dieser Mondstrahlensysteme ist das des Tycho. Mehr als hundert unterscheidbare, meistens einige meilenbreite Lichtstreifen durchziehen von diesem Ringgebirge aus fast den ganzen südwestlichen- und einen großen Theil des südöstlichen Quadranten nach allen Seiten hin; ja zwei dieser Streifen erstrecken sich noch ungleich weiter; der eine, von doppelter, mit dunklem Zwischenstreife, zieht dem Mare Nubium und Oceanus Procellarum zu, wo er sich nach einem Laufe von etwa 150 Meilen verliert; der andere, einfach und weniger glänzend, zieht fast über die ganze sichtbare Mondfläche, trifft, schon sehr schwach, genau auf den Menelaus, wird von hier ab, im dunkeln Mare Serenitatis plötzlich wieder heller, theilt dieses in zwei ziemlich gleiche Hälften und verliert sich endlich, nach einem Laufe von gegen 400 Meilen, in den nördlichen Randlandschaften. — Erhöhungen sind alle diese Streifen durchaus nicht; man muß annehmen, daß die Mondfläche an den Stellen derselben, durch irgend einen Naturprozeß, die Fähigkeit erlangt habe, das Licht besonders lebhaft zu reflektiren. Worin dieser Prozeß bestanden haben könne,

ist uns unbekannt; er muß aber im genauesten Zusammenhange mit der Bildung der Ringgebirge gewesen seyn, welche deutliche Centralpunkte der Streifen abgeben.'

Die Verfasser nehmen hiernächst die Untersuchungen über das Daseyn und die wahrscheinliche Beschaffenheit einer Mondatmosphäre nochmals auf, und beschließen dieselben mit der wichtigen Bemerkung, daß, gleichwie die verschiedenen Weltkörper sich in allen übrigen Beziehungen wesentlich unterscheiden und fast nur dasjenige mit einander gemein zu haben scheinen, was nothwendige Folge des Gravitationsgesetzes ist, aber so auch eine nicht bloß quantitative, sondern zugleich qualitative Verschiedenheit ihrer Atmosphären angenommen werden müsse.

Ein verhältnißmäßig ziemlich ausführlicher, von Mädler allein bearbeiteter Abschnitt ist der „Untersuchung des Mondeinflusses auf die irdische Witterung" gewidmet. Da diese Untersuchung für die meisten Leser von sehr großem Interesse seyn wird, so theilen wir die Hauptresultate derselben vollständig mit.

Der Mond ist danach, erfahrungsmäßig, nicht ohne allen Einfluß auf die klimatischen Verhältnisse des Erdkörpers; allein dieser Einfluß erscheint überall nur als ein geringer und untergeordneter in Vergleich sowohl zu dem der Sonne, als auch zu den übrigen, von noch unerforschten Ursachen herrührenden Veränderungen der Witterung. Gedachter Einfluß manifestirt sich zunächst in den Veränderungen des atmosphärischen Druckes (des Barometers) dergestalt, daß zu gewissen Phasenzeiten das Barometer constant höher steht, als in andern, so z. B. in der Erdferne des Mondes höher, als in der Erdnähe. Derselbe zeigt sich ferner in den Veränderungen der Luftwärme, indem nicht bloß die Phasen einen Einfluß auf die Luftwärme haben, sondern das Thermometer im Mittel zur Zeit der Erdferne höher steht, als in der Erdnähe. Endlich erkennt man den Einfluß der erwähnten Mondphasen auch in der ungleichen Vertheilung des Regens, gleichwie der Heiterkeit der Atmosphäre. — Ein Einfluß der Declination des Mondes sodann läßt sich in der Art nachweisen, daß Jahrgänge, in denen der Mond die Maxima seiner nördlichen und südlichen Declination erreicht, eine günstigere und namentlich dem Weinbau vortheilhaftere Witterung haben, als solche, in denen er sich weniger vom Aequator entfernt.

Die allgemeinen Gesetze der Schwere sind unzureichend, diese Einwirkungen sowohl qualitativ als quantitativ zu erklären, und eben so wenig reichen die uns bekannten Eigenschaften des Mondlichts zur Darstellung dieser Veränderungen aus; es scheint also nur die Annahme übrig zu bleiben, „daß es noch eine dritte, uns unbekannte Art gebe, wie Weltkörper auf einander wirken." — Man sieht, wie viel hier noch zu thun übrig ist. Auch begreifen alle die obigen allgemeinen Sätze noch bei weitem nicht alle speciellen Einflüsse des Mondes auf die Witterung. So ist es z. B. eine bekannte, darunter nicht enthaltene Thatsache, daß beim Vollmonde äußerst schwer Gewitter heraufkommen, wenn auch sonst die Luft noch so geneigt dazu ist; und alte Schäfer, Landleute u. s. w. die den Witterungsgang, zwar nicht gelehrt, aber empirisch und lange Jahre verfolgt haben, wissen noch viel mehr dergleichen Regeln anzugeben. Ich nehme, solchen alten Leuten und der Untrüglichkeit ihrer meteorologischen Voraussetzungen gegenüber, mein gelehrtes Wissen immer unter dem Glauben gefangen.

Die nunmehr folgende historische Uebersicht der Selenographie eröffnen die Verfasser mit der Bemerkung, daß von der ersten, bloß sinnlichen Wahrnehmung unseres Nebenplaneten, bis zu dem großen Weltweisen, der uns die innersten Geheimnisse der Schöpfung durch seine allgewaltige Analysis aufschloß, und das Dunkel, welches die so höchst verwickelte Mondsbewegung Jahrhunderte lang umhüllt hatte, glänzend erhellte, das Menschengeschlecht viele Stufen auf- und abwärts gegangen sey, und daß daher eine historische Darlegung der von den frühesten Zeiten bis jetzt stattgefundene Kenntniß dieses Weltkörpers, der uns nach der Sonne in so vielen Beziehungen zunächst angeht, nicht ohne lebhaftes Interesse seyn können.

Es darf in Bezug auf den so sehr allmäligen Gang der Entwicklung dieser Mondskenntniß darauf hingewiesen werden, daß der Mensch, je näher dem Naturzustande, auch um so geneigter ist, bei der Ausbildung cosmogenetischer Begriffe lediglich den empfangenen sinnlichen Eindrücken zu folgen, und die auf sein Ich sich beziehende Umgebung in die Mitte des Weltalls zu setzen. Diese der Unwissenheit wie dem Egoismus gleich sehr zusagende Idee findet sich bei den Urvölkern der Polarzone nicht weniger, als bei denen zwischen den Wendekreisen. So glauben die Bewohner isolieter Inselgruppen der Südsee, die Erde sey sonst überall mit Meer bedeckt, und ein Gott habe beim Angeln ihre Inselgruppe aus dem Wasser gezogen; so halten die Indier den Erdball für eine gigantische Lotosblume, deren Blätter Vorder- und Hinter-Indier seyen u. s. w. Indeß finden sich, wenn man das einfachste Beobachten des gestirnten Himmels so nennen will, Spuren der Astronomie bei allen alten Völkern. Das Bedürfniß des gemeinsten Lebens, ein Zeitmaaß zu besitzen, führte namentlich und zuerst auf genauere Beobachtung des Mondlaufes. Die einfachste Art, die Zeit zu messen, wäre unstreitig diejenige gewesen, welche sich nur auf die Sonnenumläufe um die Erde bezieht; denn den Völkern im ursprünglichen Zustande boten die Mondphasen, ihrer Augenfälligkeit wegen, eine ihrer Unwissenheit zusagendere Zeiteintheilung dar, und also wurde diese allgemein

angenommen. Man nahm die Zeit, in welcher sich der Mond um die ganze Erde bewegt, zur Einheit, wobei die auffallendsten Phasen, als erstes Viertel, Vollmond u. s. w., welche ziemlich um sieben Tage auseinander liegen, die Eintheilung in Wochen adgedr. Für Nomaden war dies hinreichend. Der von den Jahreszeiten abhängige Ackerbau zwang dagegen die ihn Betreidenden, auch den Sonnenlauf in Betracht zu ziehen. Dabei wollte man aber nicht auf den einmal eingeführten Gebrauch verzichten, die Zeit durch Mondumläufe zu messen, und suchte also die Zahl derselben, welche während eines scheindaren Umlaufes der Sonne um die Erde zunächst stattfinden, und also entstand das Mondenjahr von 12 synodischen Monaten (zu 29½ Tagen), und also von 354 Tagen, wie dasselbe noch jezt dei den Türken im Gedrauch ist.

Das älteste aller Völker, welches uns brauchbare astronomische Beokachtungen überliefert hat, sind dir Chinesen. Was insbesondere den Mond betrifft, so haben sie schon über 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung seine Verfinsterungen, so wie seine gleichzeitige Stellung gegen die Sterne bestimmt. Unter der Regierung des Kaisers Tscheou-Kong, 2169 v. Chr. ereignete sich jedoch eine Mondfinsterniß, welche die chinesischen Astronomen zu ihrem Unglücke nicht vorher gesagt, oder doch auf einen andern Zeitpunkt gesezt hatten, wofür sie sämmtlich hingerichtet wurden. Durch das Verbrennen der chinesischen Bücher unter dem Kaiser Schi-Hoangti, 213 v. Chr., ist die Kenntniß der alten Berechnungsmethoden für uns verloren gegangen. Nächst den chinesischen sind die Beobachtungen der Chaldäer rücksichtlich ihres Alters die bemerkenswerthesten, und Ptolemäus und Hipparch benuzten drei solche in den Jahren 719 und 720 v. Chr. zu Babylon gemachte chaldäische Beobachtungen von Mondfinsternissen. Von der Astronomie der Aegypter wissen wir dagegen wenig, in einem wie hohen Rufe die Gelehrsamkeit dieses Volkes auch überhaupt stand. Wahrscheinlich enthielten sich die ägyptischen Priester aus Eifersucht der Mittheilungen an fremde Gelehrte. Der uralte wissenschaftliche Ruf der Inder gestattet kaum, zu bezweifeln, daß sie Astronomie getrieben haben. Das Früheste, was wir von der Astronomie dieses Volkes in Bezug auf den Mond wissen, ist die Theilung der Mondbahn in Mondhäuser und Zeichen, deren man 27 annahm, und jedem einen Namen beilegte. Es ist nämlich die Lage der Aequinoctial- und Solstitialpunkte durch Beobachtungen, die in den Veda und andern indischen Büchern enthalten sind, nach Graden in jenen Mondhäusern, deren jedes 13° 20′ (alle 27 also den ganzen Kreisumfang von 360°) enthielt, gegeben; auch ist die Länge von alpha Leonis bestimmt, nämlich 9° im Mondhause Mapha. Lezteres lag 7 Mondhäuser von Kritika, in dessen Anfang der Frühlings-Nachtgleichenpunkt fiel, entfernt; folglich war die damalige Länge von alpha Leonis (Regulus) . 102° 20′.
Im Jahr 1750 nach Christus war dieselbe . . 176° 21′.

Unterschied durch die Präcession . . 41° 1′.

Da nun der mittlere Werth der Präcession für ein Jahrhundert = 1° 23′ 9″, so geben obige 41 Grad 1 Minute 3176 Jahre, von denen 1750 nach Christus abzuziehen sind, demnach 1426 vor Christus als das Alter der in Rede stehenden indischen Beobachtung übrig bleiben. Ein andres Rechnungselement, welches noch mehr Genauigkeit darbietet, führt genau auf dieselbe Zeit. Die alten indischen Astronomen fabelten nämlich, jene 27 Mondhäuser seyen weiblich, der Mond selbst dagegen männlich, und indem er jene durchlaufe, habe er vier Planeten: Merkur, Venus, Mars, Jupiter erzeugt. Dieser Fabel lagen wahrscheinlich Beobachtungen von Planetenbedeckungen durch den Mond zu Grunde. Die Constellation, d. h. das Mondhaus, worin jede dieser Geburten erfolgt seyn soll, findet sich angegeben, und die Berechnung gerade dieser Constellationen führt wieder auf die Jahre 1424 und 1425 vor Christus. Der Umstand aber, daß Saturn nicht unter diesen Geburten erscheint, sondern erst später vom Erdschatten geboren seyn soll, rührt daher, weil sich dieser Planet in der gedachten Zeit nicht auf dem Wege des Mondes befand, und bestätigt die Vermuthung, daß hier Planetenbedeckungen gemeint seyen.

Die Griechen sind in der Astronomie und namentlich in den Kenntnissen vom Monde und seinen Finsternissen, Schüler der Chaldäer und Aegypter; allein ihre verschiedenen Schulen vor Alexander haben wenig Beobachtungen aufzuweisen, und es scheint, daß diese Wissenschaft von ihnen bis dahin mehr speculativ betrieben wurde. Unter diesen frühern griechischen, um die Bestimmung der Geseze des Mondlaufs bemühten Astronomen bemerken wir jedoch Meton, welcher Behufs einer genauen Vereinbarung der Bewegung der Sonne mit der des Mondes eine Periode von 19 Mondenjahren mit 7 Schaltmonaten (oder 19 Sonnenjahren) vorschlug, wonach nun die Olympiaden zu bestimmen waren. Diese 19jährige Periode, welche aus 235 Monaten bestand, gab 110 Monate von 29, und 125 Monate von 30 Tagen. Am Ende dieser Periode befanden sich Mond und Sonne bis auf einen sehr geringen Unterschied wieder zusammen am nämlichen Orte des Himmels, von wo sie vor 19 Jahren zusammen ausgelaufen waren, denn 19 Sonnenjahre enthalten 6939 Tage, 14 Stunden, 25 Minuten, 235 (synodische) Mondumläufe aber 6939 Tage 16ʰ 31′, so daß der Unterschied nur 2ʰ 6′ beträgt.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 36.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 6. April 1838.

Astronomie.

Der Mond nach seinen kosmischen und individuellen Verhältnissen, oder allgemeine vergleichende Selenographie. Mit besonderer Beziehung auf die von den Verfassern herausgegebene Mappa Selenographica. Von Wilhelm Beer und Dr. Johann Heinrich Mädler. Berlin, Schropp, 1837. Klein Folio mit 6 lithographirten Tafeln. 7 Rthlr.

(Schluß.)

Diese Zeiteintheilung, welche Meton dem zu den olympischen Spielen versammelten griechischen Volke vorschlug, wurde (432 v. Chr.) mit so großem Beifalle aufgenommen, daß man die danach ausgemittelten Zahlen mit g o l d n e n Zahlen an einem öffentlichen Gebäude anbrachte, weßhalb die auch noch in unsern Kalendern vorkommende Zahl, welche angibt, das wievielste ein Jahr in diesem 19jährigen Cyclus ist, die g o l d e n e (g ü l d e n e) Z a h l heißt.

Etwa hundert Jahre später lebte in Massilien der berühmte Pytheas, einer jener ausgezeichneten Geister, deren Forscherblicken sich der innerste Zusammenhang der Dinge erschließt. Zu groß, um von seinen Zeitgenossen verstanden und gewürdigt zu werden, widerfuhr ihm volle Gerechtigkeit erst nach Jahrtausenden. Er war der erste, welcher den Mond für die Ursache von Ebbe und Flut erkannte, und dessen Einsicht sich wahrscheinlich noch viel weiter erstreckte. Allein von der Mitwelt und seinen unmittelbaren Nachfolgern verspottet und angefeindet, hat er seine schönsten Entdeckungen wohl verbergen müssen.

Bei Gelegenheit einer Finsterniß, die sich sechs Jahre vor Alexanders Tod ereignete, bemerkte ein andrer griechischer Astronom, Callippus, die oben erwähnte kleine Unrichtigkeit der Meton'schen Periode, und schlug daher eine andere, die nach ihm genannte calippische Periode von 76 Jahren vor, deren man ebenfalls häufig erwähnt findet, und welche wir daher hier auch nicht mit Stillschweigen übergehen durften.

In diesem Zustande etwa befanden sich die Kenntnisse der Griechen von der Astronomie überhaupt, und dem Monde und seinem Laufe insbesondere, als die Thätigkeit der vortrefflichen alexandrinischen Schule begann. Eine lange Reihe chaldäischer Beobachtungen nutzend, begann diese Schule das ganze Gebäude der Astronomie von Grund aus neu aufzuführen. Sie bestand von Ptolemäus an ein ganzes Jahrtausend hindurch, bis zum Eindringen der Sarazenen in Aegypten, und noch nachher, und bis auf Kopernikus herunter enthielten ihre Entdeckungen die ganze Summe astronomischen Wissens, dessen man sich damals erfreute. Als einen der ersten ihrer Meister nennen wir Aristarch von Samos. Schon die richtige Ansicht, welche er von der unendlichen Entfernung der Firsterne hegte, würde ihn zu einem großen Geiste stempeln: er behauptete nämlich, daß die ganze Erdbahn gegen diese Entfernung zu einem Punkte zusammenschwinde. Auch nahm er die gleichzeitige rotatorische und progressive Bewegung der Erde an, und behauptete als unzweifelhaft, daß der Mond sein Licht von der Sonne empfange. Sein Verfahren, um das Verhältniß der Entfernungen des Mondes und der Sonne von der Erde zu bestimmen, ist äußerst sinnreich. Er nahm nämlich den Augenblick wahr, da uns der Mond, noch ehe er sich volle 90° östlich von der Sonne entfernt hat, wegen der nicht unendlichen Entfernung der lezteren, doch schon halb erleuchtet erscheint, oder der Erleuchtungsgrenzkreis als eine gerade Linie für uns genau durch den Mittelpunkt des Mondes geht. Alsdann machen gerade Linien von der Sonne und Erde nach dem Monde an lezterem offenbar einen rechten Winkel, und wenn Aristarch sodann auch noch den Winkel der Gesichtslinien nach Mond und Sonne maß, so waren ihm alle drei Winkel des entstehenden ebenen Dreiecks, und somit das Verhältniß der Seiten desselben bekannt. *

---

* Die Idee dieser Messung läßt nichts zu wünschen übrig, praktisch aber zeigt sich die Methode darum unsicher, weil der Augenblick, da der Mond gerade halb erleuchtet ist,

Der größte Astronom dieser Schule, ja vielleicht des ganzen sogenannten classischen Alterthums, ist aber Hipparch von Nicäa (im zweiten Jahrhundert vor Christus). Er bestimmte die Bewegung des Mondes durch Vergleichung wohl gewählter Finsternisse in Bezug auf Sonne, Sterne, Apsiden und Knoten; er gab ferner die Excentrizität der Mondbahn und die Neigung der Ebene der leztern gegen die Ebene der Ekliptik an, und berechnete den mittlern Mondabstand von der Erde auf 59 Erdhalbmesser, welches fast ganz genau mit der Wahrheit übereinstimmt. Ueberhaupt unterwarf dieser, als Denker und Beobachter gleich ausgezeichnete Mann jede bis dahin geltende Idee über das Weltsystem einer neuen, eigenen Prüfung, und seine Bemühungen sind selbst auf die neuere Astronomie vom wesentlichsten Einflusse gewesen.

Der lange Zeitraum von fast 300 Jahren, welcher Hipparch von Ptolemäus trennt, hat keinen Astronomen erster Größe aufzuweisen, wiewohl die alexandrinische Schule fortdauerte, und die Astronomie nicht vernachlässigt wurde. Claudius Ptolemäus, zu dem wir daher gleich übergehen, und dessen Wirksamkeit in die Jahre 125 bis 140 nach Christus fällt, war zu Pelusium in Aegypten geboren, und lebte zu Alexandria, und ihm gebührt, nach Hipparch, der erste astronomische Rang jener Zeiten. Sein großes astronomisches Werk ist uns von den Arabern, welche es übersezt, und ihm den Namen Almagest beigelegt haben, erhalten worden. — Rücksichtlich des Mondlaufes zumal gehört ihm die Entdeckung der Ungleichheit, welche wir Evection nennen, und die man sich am sinnlichsten so vorstellen kann, als ob die Ellipse, die der Mond um die Erde beschreibt, von der Sonne aus einander gezogen würde, wie die Wasserkugel der Erde bei der Ebbe und Flut in ein Sphäroid ausgezogen wird; daher diese Ellipse länglicher und schmaler wird, wenn sich ihre große Axe gegen die Sonne kehrt, hingegen runder und dem Kreise ähnlicher, wenn lezteres mit der kleinen Axe der Fall ist. Die beiden Hauptgleichungen der Anomalie und Evection stellte Ptolemäus sonach, zwar ohne Kenntniß des inneren Zusammenhangs, aber für die Praxis genügend, ohne erheblichen Fehler dar. Man muß die ganze Schwierigkeit der Aufgabe nach dem damaligen Zustande der Wissenschaft kennen, um das Verdienst des Mannes nach seinem vollen Umfange zu würdigen. Mit ihm erlischt der Glanz der alexandrinischen Schule, und es beginnt ein Zeitraum von fast anderthalbtausend Jahren, binnen welchem die Wissenschaft so zu sagen stationär blieb. Zwar ward im achten Jahrhundert das Studium der Astronomie, und namentlich auch des Mondlaufes von den Arabern mit einem gewissen Eifer ergriffen, und sie machten dadurch einen kleinen Theil des Nachtheils gut, welchen sie der Wissenschaft hundert Jahr vorher durch Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek zugefügt hatten; allein ihre Theorie entfernt sich nicht von der ptolemäischen. Gleichwohl sind ihre genauen Beobachtungen den spätern Astronomen sehr nützlich geworden. Wer unter diesen z. B. Tycho, zur Bestimmung der mittlern Bewegung der Sonne, ein von ihm beobachtetes Aequinoctium mit einer viel frühern Beobachtung von Hipparch vergleicht, so wird er die Anzahl der zwischen beiden verflossenen Tage, Stunden, Minuten, durch die Anzahl der Jahre dividiren, und so die Länge des Jahres scharf bestimmen, da der mögliche Fehler beider Beobachtungen durch die Größe des Divisors sehr verkleinert wird. Fand er nun aber zugleich eine mittlere arabische Beobachtung, und paßte sein Resultat auf diese, so konnte ihm eine solche Controle nur höchst erwünscht seyn.

Das neuere Europa verdankt den Arabern wenigstens die Erhaltung des Schatzes griechischer Astronomie, und Purbach und Regiomontanus, der unsterbliche Kopernikus und Kepler, Galilei und Tycho de Brahe konnten ihre eigenen Arbeiten darauf begründen. Was den Mondslauf, mit dem wir es hier eigentlich zu thun haben, betrifft, so war es besonders der leztere Astronom, welcher den beiden oben erwähnten Gleichungen der Anomalie und Evection, die Entdeckung der beiden andern großen Mondungleichheiten: der Variation und jährlichen Gleichung hinzufügte, von denen die erstere daher rührt, daß die Gravitation des Mondes gegen die Sonne in der einen Hälfte der Bahn seiner Geschwindigkeit entgegenwirkt, in der andern aber, wenn er auf die Sonne zugeht, dieselbe vielmehr unterstüzt, wogegen die jährliche Gleichung sehr einfach ihren Grund darin hat, daß sich die Erde mit dem Monde in einem Theile des Jahres in der Sonnennähe, im andern aber in der Sonnenferne befindet.

Nach Tycho machte sich um die Theorie des Mondes namentlich Hevel durch seine Beobachtung der Flecke und der Libration verdient. Was Newton für die Aufklärung des wirklichen Himmels, und also auch des Mondgeheimnisses gethan hat, dürfen wir als bekannter voraussetzen. Spezieller aber beschäftigten sich sodann gerade mit diesem Weltkörper Dominik Cassini und Tobias Mayer. Wenn sich ihre Bemühungen indeß mehr innerhalb der Grenze des Praktischen hielten, so wurde dagegen die theoretische Seite des Mondproblems von den großen Geometern der lezten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts: Euler, d'Alembert und Lagrange in Untersuchung genommen, bis Laplace endlich die sämmtlichen so gewonnenen Resultate noch einer neuen Prüfung unterwarf. Er bewies durch eine erst von ihm so verfeinerte Analysis, daß die von

---

schwer zu bestimmen steht, und sich der Winkel an der Erde überdies von einem rechten sehr wenig unterscheidet. Aristarch fand daher auch die Entfernung der Sonne viel zu klein. R.

Cassini gemachte und unter dem Namen des cassinischen Gesetzes bekannte Entdeckung, welcher zufolge der Neigungswinkel der Mondaxe gegen die Ekliptik unveränderlich ist, und der aufsteigende Knoten der Mondbahn mit dem niedersteigenden des Mondäquators zusammenfällt, aus den Regeln der Himmelsmechanik selbst hervorgehe, und daß der Mond eine geringe Polar-Abplattung habe, wogegen eine viermal bedeutendere Verlängerung des der Erde zugekehrten Monddurchmessers eingetreten seyn müsse, ersteres der langsamen Rotationsbewegung, leztres der Erdanziehung wegen. Bouvard, Arago und Nicollet schloßen sich an diesen großen Geometer an, um die Mondetheorie immer mehr zu vervollkommnen, und die Wissenschaft hat sich in dieser Beziehung auf eine so schwindelnde Höhe erhoben, * daß man jezt Tafeln für den so höchst verwickelten Lauf des Mondes besizt, aus denen sich aller Empirismus verbannt findet, und welche lediglich aus jener Theorie abgeleitet sind. Damoiseau und Burckhardt haben das Ausgezeichnetste darin geleistet, und nach des leztern Vorgang werden jezt die Berechnungen der allaugenblicklichen Mondörter in Encke's vortrefflichem Jahrbuche ausgeführt. Sobald die Erfindung der Fernröhre näheres Detail der Mondoberfläche hatte erkennen lassen, entstand der Wunsch, ein Abbild derselben zu besitzen. Schon Galiläus, Scheiner und Schirläus bemüheten sich darum, und ersterer fügte seinem Nuncius sidereus (1610) wirklich eine Mondcharte bei, welche aber sehr unvollkommen ist. Erst Hevel, welchen wir schon oben unter den um dem Mond besonders verdienten Astronomen genannt haben, beobachtete die Phasen und Flecken dieses Weltkörpers mit hinreichender Genauigkeit, zeichnete sie, stach sie in Kupfer, und brachte so seine Selenographie (Selenographia. Gedani, 1647. fol.) zu Stande, welche die ersten genauen Mondcharten sowohl für das volle Licht (S. 222), als für die Phasen (S. 262) enthält. **

Eine weit weniger vollkommene Mondcharte lieferte nach ihm der Pater Riccioli zu Bologna (in seinem Almagest. nov. Bonon. 1651 fol.). Er richtete aber damit noch außerdem eine für die spätern Astronomen sehr empfindliche Verwirrung an, indem er aus Autor-Eitelkeit, um seinem Namen eine Stelle auf dem Monde zu verschaffen, die durch Hevel eingeführte, von Ländern und Meeren unserer Erde entnommene Nomenclatur der Mondflecken verwarf, und dagegen die Namen berühmter Gelehrten wählte. Diese Benennungen sind bekanntlich im Gebrauche geblieben. Doppelmayer hat auf einer Charte seines Himmelsatlas zwei Mondcharten, eine für den Vollmond mit Hevel's, die andere für die Phasen mit Riccioli's Nomenclatur zur Vergleichung zusammengestellt.

Den großen mit dieser Arbeit verknüpften Schwierigkeiten kann man es zuschreiben, daß 30 Jahre verstrichen, ehe etwas Weiteres darin geschah. Erst im Jahr 1680 erschien von dem großen Dominik Cassini ein ganzer Atlas des Mondes, welcher eine Generalcharte dieses Gestirns von 20 Zoll Durchmesser, und Spezialcharten für die Phasen jedes Tages des synodischen Monats enthält. Ueber dieser umfassenden Arbeit hat Cassini sieben volle Jahre zugebracht, er bediente sich bei seinen diesfalsigen Beobachtungen des großen und unbequemen Fernrohrs von 34 Fuß Focallänge, welches noch auf der königlichen Sternwarte zu Paris aufbewahrt wird. Nur Colberts edle Freigebigkeit machte die Erscheinung dieser Mondcharten möglich, der geschickte Zeichner derselben heißt Patigni. Jezt sind sie äußerst selten (indeß erinnert sich Referent, aus Lohrmann's, von dessen Mondarbeiten sogleich die Rede seyn wird, Munde gehört zu haben, daß ihm der cassinische Mondatlas zu Gesicht gekommen sey). Die Generalcharte hat Lalande (1787) wieder auflegen lassen, und sie stellt den Mond im vollen Lichte recht gut dar, auch ist sie in

* Die Verfasser machen hierzu die eigenthümliche Bemerkung, daß es fast scheine, als habe die Vorsehung den Mond der Erde so nahe gestellt, um die Bewohner der leztern zu veranlassen, die Geseze einer höchst verfeinerten Analysis durch ihre Anwendung auf den so verwickelten Lauf dieses Weltkörpers kennen zu lernen. Dieser Gedanke scheint mir sehr merkwürdig. N.

** Hevel gibt im achten Kapitel des genannten Werkes auch schon die absoluten Höhen von Mondbergen an, und es ist interessant, die Methode zu rechtfertigen, welche er zu dieser Messung anwendete, und welche wir besonders auch zum Frommen schwergläubiger Dilettanten, deren wir bei unsern populären astronomischen Vorträgen nur zu viele antreffen, in ihrer großen Einfachheit hier ganz beschreiben.

Hevel hatte nämlich beobachtet, daß sich die Gipfel vieler solcher Mondberge schon erleuchtet zeigen (als helle Lichtpünktchen in der Nachtseite des Mondes sichtbar werden), wenn ihre Entfernung von der Erleuchtungsgrenze auch noch ziemlich bedeutend ist, woraus er, nach Analogie dessen, was wir täglich auf der Erde wahrnehmen, wo sich die Gipfel hoher Berge auch bereits im Sonnenglanze zeigen, ehe die Sonne für die Ebene aufgegangen ist, im Allgemeinen schon auf eine bedeutende Höhe dieser Mondberge schließen konnte. Nun maß er aber den Abstand solcher schon erleuchteten Berggipfel von der in den Vierteln geradlinigen Erleuchtungsgrenze wirklich, alsdann gibt, wie man durch bloße Zeichnung augenblicklich findet, dieser Abstand die Tangente eines Winkels, dem eine Secante zugehört, deren Ueberschuß über den Mondradius die Höhe des Mondberges anzeigt. — Der nicht weniger fleißige Mondbeobachter Schröter hat auf Olber's Rath dieser Hevel'schen Methode ein genaueres, auch von unsern Verfassern befolgtes Verfahren substituirt, bei dem die Höhe der Berge aus der Länge des Schattens und der Sonnenhöhe über der betreffenden Mondgegend gesucht wird; aber im Allgemeinen stimmen doch die Resultate dieser verschiedenen Messungen so gut zusammen, daß sie das volle Vertrauen aller unserer Leser verdienen. N.

allen Jahrgängen der Connaissance des temps von 1701 bis 1772 abgestochen, und aus denselben in eine Menge andrer Werke übergegangen.

Eine Mondfinsterniß im Jahr 1778, bei welcher der große deutsche Astronom Tobias Mayer das Heraustreten der einzelnen Flecken aus dem Erdschatten im voraus berechnen wollte, zeigte ihm indeß, daß die cassinische Charte wegen Nichtberücksichtigung der Librationstheorie * die selenographische Länge und Breite jener einzelnen Flecke sehr ungenau darstelle, und er entschloß sich daher, eine eigene, die geforderten Längen und Breiten genauer darstellende Abbildung des Mondes zu verfertigen. Die Umwälzung des Mondes um seine Axe gibt diesem Gestirn nämlich einen Aequator, Pole und Meridiane, welche sich, von der Erde aus gesehen, orthographisch auf eine scheinbar durch den Mondmittelpunkt gehende Ebene projiciren. Der Mond besizt überdies einen von der Natur gleichsam selbst angedeuteten ersten Meridian, welcher, außer durch die beiden Pole, durch den Endpunkt der immer sehr nahe gegen den Mittelpunkt der Erde gerichteten, oben erwähnten großen Aequatorialaxe geht, und wenn der scheinbare Ort eines Mondpunktes also auf jener Ebene durch Mikrometermessungen genau bestimmt, und dabei auf die eben erklärte Libration mit Rücksicht genommen ist, so läßt sich daraus die selenographische Länge und Breite, und mithin der wahre Ort auf der Kugel des Mondes finden. Meyers Plan war daher, diese Bestimmungen vollkommen zu machen, und ordentliche Mondgloben ** danach zu geben (Bericht von den Mondkugeln. Nürnberg 1750. 4.) Was er hiezu verfertigt hat, ist von der hannöverischen Regierung für das Göttingische Observatorium gekauft worden, und Lichtenberg hat daraus eine schöne, durch Kaltenhofer gestochene Mondcharte von 7½ Zoll Durchmesser, mit einem Verzeichniß der vornehmsten Flecke nach Längen und Breiten, und Riccioli's Nomenclatur (von welcher uns ein sehr sauberer Abdruck, Stuttgart, Schulz, vorliegt), herausgegeben, welche alles Vorhergehende, die cassinische Arbeit nicht ausgenommen, übertrifft, und wohl überhaupt als das beste betrachtet werden kann, was wir in diesem Fache bis 1821 besessen haben. — Auch Lambert hat eine solche Bestimmung der Längen und Breiten der Mondflecken unternommen, und in den Berliner Ephemeriden für 1776 ein Verzeichniß derselben nebst einer Charte, welche den vollen Mond nach mittlerer Libration darstellt, mitgetheilt, die Charte steht aber der Meyer'schen hinsichtlich der Zeichnung und des Aeussern überhaupt nach.

Schröter hiernächst, welcher in der lezten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lebte, widmete vorzüglich dem Monde sein astronomisches Wirken. Unter dem Titel Selenographische Fragmente, erschien von ihm im Jahr 1791 ein Werk in zwei Quartbänden, mit Spezialcharten, einer großen Zahl von Mondlandschaften; die hinzugefügte Generalcharte ist die von Tobias Mayer. Da jene Spezialcharten aber der Längen- und Breiten-Bestimmungen ermangeln, so wird ihre Brauchbarkeit dadurch sehr vermindert, auch drücken unsere Verfasser, wie sehr sie der Beharrlichkeit dieses Beobachters sonst Gerechtigkeit widerfahren lassen, ihr Bedauern darüber aus, daß er sein Augenmerk zu sehr auf verhoffte, in den Mondlandschaften wahrzunehmende Veränderungen gerichtet, und in dergleichen vorgefaßten Meinungen die Wahrheit verkannt habe.

Schröter fand in seinen Bemühungen dreißig Jahre lang keinen Nachfolger; die Thätigkeit der mit großen Instrumenten versehenen Astronomen war andern Gegenständen zugewendet. Endlich erschien im Jahr 1827 der erste Theil eines Werkes: Topographie der sichtbaren Mondoberfläche, Dresden, wodurch alles bis dahin Geleistete weit übertroffen wurde. Wilhelm Gotthelf Lohrmann, königlich sächsischer Geodät, war es, dem das Verdienst gebührt, zuerst Landcharten des Mondes geliefert zu haben, welche mit den bessern Charten unsres eignen Erdkörpers wetteifern können, und mit deren Beistande man wirklich im Stande ist, von seinem Zimmer aus die Mondländer zu durchreisen, und ihre Berge, Thäler u. s. w. kennen zu lernen. Leider ist diese vortreffliche Arbeit nicht fortgesezt worden, und wir besitzen von den 25 Blättern, auf welche sie Lohrmann berechnet hatte, bis jezt immer nur erst 4.

Lezterer Umstand bestimmte endlich unsere Verfasser, ihre eigene in diesen Blättern schon öfter erwähnte Mondcharte zu bearbeiten und herauszugeben. Sie haben sich dabei, gleich Lohrmann, der Encke'schen Theorie zur Berechnung der selenographischen Längen und Breiten, der Fixpunkte, der Olbers'schen, oben beschriebenen Methode für Höhenmessung, und der bekannten Lehmann'schen zur Bergzeichnung bedient; hinsichtlich der Eintheilung aber, statt der von ihrem unmittelbaren Vorgänger beliebten 25 Blätter, 4 Quadranten, jeden von 18 Zoll Höhe vorgezogen, wonach die ganze Charte also 3 pariser Fuß Durchmesser hat. Um die Darstellung dabei der Wahrheit so viel als möglich nahe zu bringen, sind über tausend Höhenbestimmungen wirklich ausgeführt und berechnet worden, jeder solchergestalt bestimmte Punkt diente aber wiederum dazu, die benachbarten annäherungsweise zu schätzen. Das lezte Blatt dieser Charte erschien im Jahr 1836, die ganze Charte kostet im Verlage des vorliegenden Werkes (Schropp zu Berlin) 5 Thlr. preß. Crt. — Wie vortrefflich sie erscheint, so sagte uns doch neulich ein competenter Freund, ein mit einem guten Fraunhofer versehener, überaus fleißiger Mondbeobachter, daß sie bei einer zweiten Auflage, namentlich im nordwestlichen Quadrat, große Bereicherungen erfahren werde. — Der zweite Theil unsres Werkes enthält ausgegebenermaßen eine Topographie der sichtbaren Mondoberfläche, in deren Detail wir bei der unvermeidlichen Trockenheit immer wiederkehrender Beschreibung eines sich überall und überaus ähnelnden landschaftlichen Charakters für unsern Leserkreis gar nicht einzugehen wagen. Die würdigen Verfasser haben sich in ihrer Darstellung vorsätzlich streng an die direkten Ergebnisse der Beobachtung gehalten, und solchergestalt ein Werk geliefert, welches durch seine resignirte Nüchternheit selbst einen Anspruch auf Classicität mehr erwirbt.

Dr. **Nürnberger.**

* Wir dürfen daran erinnern, daß die Libration oder das sogenannte Schwanken des Mondes vorzüglich daher rührt, weil die Umwälzung dieses Weltkörpers um seine Axe mit gleichförmigen, sein Umlauf um die Erde aber, obwohl an Dauer überhaupt jener gleich, mit ungleichförmiger Geschwindigkeit erfolgt, daher er sich mit seinen Flecken häufig etwas verwendet zeigt. M.

** Unser Mädler sollte diesen schönen Meyer'schen Gedanken von wirklichen Mondgloben ausführen! M.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 37.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 9. April 1838.

Romane und Novellen.

79) Bulwers sämmtliche Werke. (Fortsetzung.) Athens Größe und Verfall. Vier Bände. Ernst Maltravers, erster bis dritter Band. Uebersetzt von O. v. Czarnowsky. Aachen und Leipzig, Mayer, 1837, 1838. 8.

80) Bulwers Werke. (Forts.) Ernst Maltravers, übersetzt von Gustav Pfizer. Erstes bis sechstes Bändchen. Stuttgart, Metzler, 1838. 12.

81) Die Belagerung von Granada, von Bulwer. Berlin, Aeher, 1837.

Bulwers Muse ist ein wenig leichtfertiger Natur, sie ist überall zu gebrauchen, und das anstellige Köpfchen mit leichter Maske verhüllend, ist sie bald Staatsmann, bald tiefsinniger Gelehrter, bald eifriger Antiquar und Romancier, bald ein altes Mütterchen, das uns alte Sagen vom Rhein zuflüstert, bald hält sie uns den Spiegel der Gegenwart vor das erschrockene Auge, und schwingt als Bänkelsänger die Geißel über die Thorheiten und Verbrechen der heutigen Welt; nur Schade, daß sie bald in ihrer Maske sich langweilt, und dann immer das allbekannte Gesicht des Herrn Bulwer hervorschaut, der sich behaglich im Lehnstuhl dehnt, und sich freut, daß all dieser Spuk ihm ein comfortables Leben und Sitz im Hause der Gemeinen eingetragen. Bulwer hat viel geschrieben, er fing mit dem Roman und der Gegenwart an, und hat uns in kurzer Zeit Scenen aus Italien zur Kaiserzeit und zur Zeit der Päbste vorübergeführt, er hat uns deutsche Mährchen erzählt, uns über Literatur und Leben in Frankreich und England belehrt, er hat Irlands Geschichte begonnen zu schreiben, und macht uns jezt mit Athen bekannt, wie es entstand und fiel; aber wenn er denkt, durch alle diese vielen Bände seinen Namen der Nachwelt zu überliefern, so möchten wir ihm nicht ganz beistimmen. Wenigstens seine geschichtlichen Werke werden ihn gerade nicht unsterblich machen.

Das neue Werk, das eigentlich richtiger betitelt wäre, wenn statt Athen Griechenland gesezt wäre, denn es enthält eine kurzgefaßte Geschichte und viele Reflexionen über alle griechische Staaten; ihre Religion, Sitten und Literatur, ist meistentheils nach den ausgezeichneten deutschen Werken der Herren O. Müller, Tittmann, Böckh, Welcker, Schlegel ꝛc. abgefaßt, und möchte schon deßhalb für Deutschland von geringerm Interesse seyn, da es, abgesehen von jenen Quellen, auch ungefähr in der Manier verfaßt ist, wie Schlosser seine universalhistorische Uebersicht der alten Welt bearbeitet hat. Wir finden hier dieselbe Eintheilung in Geschichte, Leben und Literatur, dieselbe compilatorische Art, die verschiedenen Nachrichten neben einander zu stellen, fast auch dieselbe rationalistische Tendenz der Geschichte, nur daß das Werk von Schlosser neben seiner ungleich größern Belesenheit und Gelehrsamkeit, deren Mangel B. nur zu oft durch Gründe a priori verbergen will, doch ein tieferes Eingehen in den Geist griechischen Lebens und Treibens anspricht. Denn wenn Bulwer, von der Entstehung der griechischen Religion sprechend (l. 17 ff.), die neuern Untersuchungen ganz mit Stillschweigen übergeht, welche ihren Zusammenhang mit der indischen Urreligion ziemlich klar dargethan haben, und sich begnügt, die früher gewöhnlichen Reflexionen über Erde, Licht und Himmel zu wiederholen, und hieraus die Bildung der ersten Religion abzuleiten; wenn er die Philosophie entstehen läßt aus der Toleranz, welche dem Polytheismus nothwendig zum Grunde liegen mußte, da doch die Griechen, namentlich Athen recht gut einsahen, daß „Spekulation über die Götter" die Religion vernichten mußte, und deßhalb den Ersten, welcher vom νοῦς als Prinzip der Welt sprach, aus der Stadt wies; wenn er die Dichtkunst, welche die Göttermythen als Stoff in sich verarbeitete, auf gleichen Rang mit den Produkten der Phantasie neuerer Zeit sezt, da sie doch, so lange sie wirklich Poesie war, als Theil der Religion und des Gottesdienstes betrachtet werden muß; —

wenn Bulwer alle diese Behauptungen aufstellt, so zeigt er nur, daß er den griechischen Geist nicht in sich hat reproduziren können, der bei Abfassung griechischer Geschichte unumgänglich nothwendig ist.

Wir finden es in der That nicht der Mühe werth, tiefer in die Ansichten des Herrn Bulwer, in Betreff des griechischen Alterthums einzugehn, da er sich mit diesem großen Gegenstande nur beiläufig einmal zur Abwechslung beschäftigt und was er flüchtig darüber gelesen, gleich wieder zu Papier gebracht, ein wenig appretirt und zum Druck befördert hat. Wenn wir ihm vorwürfen, er sey nicht gründlich, nicht tief genug, so würde er nur selbstgefällig lächeln und antworten: ich schreibe für englische Damen, die bekanntlich keine deutschen Pedanten sind. Immerhin müssen wir zugeben, daß eine, wenn auch oberflächliche, doch nicht geistlose Darstellung des antiken Lebens für Damen und ungelehrte Leser nützlich seyn kann, nützlicher wenigstens, als so mancher fade Roman, der jenes lichtvollen Hintergrunds von Marmor entbehrt. Also wollen wir, ohne in Herrn Bulwer den Gelehrten zu loben, doch auch mit dem Dichter nicht rechten.

Ernst Maltravers ist wieder ein Roman von der Art, wie diejenigen waren, mit denen Bulwer zuerst auftrat. Er thut wohl, zu dieser Manier zurückzukehren, denn in ihr ist er Meister, ihr verdankt er den Anfang seines Glücks, ihr wird er auch die Dauer desselben verdanken. In den Sittengemälden der englischen Aristokratie und des englischen Verbrecherpöbels ist er ein Meister, Pelham und Clifford haben es bewiesen. Maltravers ist ihnen ähnlich. — Der Dichter versezt uns in die Hütte eines Straßenräubers, der eben darüber nachdenkt, welchen schändlichen Gewinn er von den Reizen seiner aufblühend.n, einsam bei ihm erzogenen, oft mißhandelten, ganz ungebildeten, aber bildschönen Tochter ziehen will, als ein verirrter Reisender, d.r junge Maltravers eintritt. Der Räuber beherbergt ihn und will ihn bei Nacht berauben, Maltravers wird aber durch die junge Alice, auf die seine Erscheinung einen mächtigen Eindruck hervorgebracht hat, gewarnt und gerettet. Zum Dank dafür nimmt er sie mit, entzieht sie der Rohheit ihres Vaters und läßt ihren jungen Geist durch Unterricht bilden. Sie zeichnet sich besonders durch ihr musikalisches Talent aus, und da sie täglich liebenswürdiger wird, kann Maltravers der Macht seiner Gefühle nicht länger widerstehen. Indem er abreisen muß, seinen reichen Vater zu beerben, läßt er sie mit einem noch ungebornen Kinde zurück und verspricht baldige Wiederkehr. In ihrer Einsamkeit aber wird Alice von Räubern überfallen, und da ihr Vater dabei ist, von diesem gewaltsam mitgenommen. Als Maltravers zurückkehrt, ist sie spurlos verschwunden. Jung und reich, mit glänzenden Talenten begabt, tritt Maltravers nun in die große Welt und erlangt bedeutenden Ruhm als Dichter. In dieser Lage wird er natürlich von geistreichen und vornehmen Damen gesucht und kommt bald in ein zärtliches Verhältniß zu einer Madame de St. Ventadour. In diesem Verhältniß herrscht nicht wenig Ueberspanntheit. Im Augenblick, in dem die Dame dem Dichter ihre Liebe gesteht, bricht sie mit ihm ab und es kostet Mühe, bis die natürliche Anziehungskraft wieder obsiegt. Wenn solche Kokettterien, wobei der Kopf mehr thätig ist als das Herz, gefallen, wird sich an den Unterhandlungen zwischen Maltravers und der Madame de St. Ventadour hinlänglich laben können. Der Verfasser ruft uns inzwischen auch das Bild der armen Alice zurück. Wir begegnen ihr auf der Flucht mit ihrem Kinde. Sie wird von einer Dame aufgenommen, noch einmal von ihrem Vater beunruhigt, diesem aber glücklich wieder entrissen. Allein sie hat das Mißgeschick, durch einen jener, in der Romanenwelt nicht eben seltenen Zufälle gerade in das Zimmer treten zu müssen, in welchem Maltravers vor Madame de St. Ventadour auf den Knien liegt und ihr die zärtlichsten Dinge sagt. Sie wendet sich ab, und entsagt ihrem Geliebten auf immer. Aber auch Madame St. Ventadour verläßt, nachdem sie dem Dichter zum zweiten Mal ihre Liebe gestanden, denselben zum zweiten Mal, um aus übergroßer Zartheit bloß in der Ferne seine Freundin zu bleiben. Und so hat denn Maltravers in einem Augenblick, ohne es zu wissen, beide Geliebten verloren. Alice läßt sich nicht vor ihm sehen. Nach einiger Zeit kündigt sich aber eine dritte Geliebte bei ihm an, indem sie ihm einen anonymen Brief schreibt. Bald lernen wir die schöne Lady Florence kennen, die aber eine eben solche Kokette ist, wie die Ventadour, und die auch damit anfängt, die Liebe, als etwas gar zu Grobes, durch Freundschaft ersetzen zu wollen. Inzwischen triumphirt hier doch am Ende die Liebe und schon ist eine Heirath verabredet, als Maltravers bei seiner Braut verläumdet wird, er trachte bloß nach ihrem Reichthum. Sie trennt sich nun sogleich von ihm, erkennt später ihr Unrecht, stirbt aber am Schluß des dritten Bandes. Was weiter aus Maltravers und Alicen wird, wollen wir abwarten.

Dies kurz der Inhalt des Romans, der in seinen einzelnen Theilen sehr lebendig und geistvoll ausgeführt ist. Alicens Bild ist durchaus naiv, naturtreu und rührend; die Darstellung d.r hoch- und überbildeten Welt contrastirt sehr gut damit.

Die „Belagerung von Granada“ hat uns weniger angesprochen. Der Untergang der Maurischen Herrschaft in Spanien, des lezten Tyrannen Boabdil und der edlen Abenceragen ist in Prosa und Versen bereits so oft beschrieben worden, daß dieser an sich allerdings anziehende

Gegenstand doch am Ende allen Reiz der Neuheit verlieren muß.

82) Coopers sämmtliche Werke. (Forts.) Aufenthalt in Frankreich. Ausflug an den Rhein und zweiter Besuch in der Schweiz. Aus dem Engl. von Dr. Nietsch. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1837.

Cooper ist unbestritten der erste Landschaft- und Seemaler unter den englischen Romantikern. Aus dieser ihm von der Natur angewiesenen Sphäre hätte er nie herausgehen sollen. Die Schilderungen seiner nordamerikanischen Heimath, der Küstenstädte, der Pflanzungen im Binnenlande, der Wildnisse und des Meeres sind meisterhaft, und obwohl oft nachgeahmt, doch immer die ersten und besten ihrer Art. Sobald er sich dagegen nach Europa verirrte und Darstellungen der englischen, französischen und sogar deutschen Civilisation unternahm, verlor er auf eine merkwürdige Weise die Schärfe des Blicks und die Kraft der Zeichnung. Möglicherweise hätte er, als ein über Meer gekommener Halbwilder, als ein neuer Abaris, voll genialer Naivetät das, was uns alltäglich ist, uns durch den Contrast seiner Anschauungsweise in einem ganz neuen Lichte zeigen, und gar manche treffende Satire anbringen können. Allein davon ist bei ihm nicht die Rede. Er reist durch England und Frankreich, wie ein ganz gewöhnlicher Reisender, der schon lange in Europa heimisch ist, und unser gutes Deutschland, obgleich es ihm gänzlich neu seyn mußte, hat ihn doch so wenig interessirt, daß er im Durchflug nur die trivialsten Bemerkungen macht, z. B. daß die Leute auf dem Markte sehr laut sprechen. Man sollte meinen, aus den Ruinen am Rhein würde ihn der Geist der Vorzeit angesprochen haben, er würde die große Geschichte des deutschen Volks und Reichs einer Erwägung würdig gefunden haben. Allein alles, was er über deutsche Politik sagt, beschränkt sich auf eine Bemerkung über Nassau: „Während der letztern Zeit ist Nassau durch die sogenannten liberalen Umtriebe ziemlich beunruhigt worden, obschon die Regierungsform bereits das ist, was man auf dieser Seite des atlantischen Meeres eine repräsentative Regierungsform nennt. Es ist die alte Theorie, daß kleine Staaten besser als größere geeignet seyen, eine populärere Verfassung zu haben. An die Wahrheit dieser Theorie kann ich nun schlechterdings nicht glauben; diese Theorie ist meiner Meinung nach bloß in der Absicht ersonnen worden, um den zufälligen Verhältnissen Europa's zu genügen. Die Gefahren der Volksherrschaft sind Ueberschreitungen der Gesetze von Seiten des Volkes, wie jene furchtbaren Irrungen, in welche die Menschen durch Mißverstehen dessen, was Wahr und Recht ist, hineingerathen können, Mißdeutungen, Unverstand, falsche Vorstellungen von ihren wahren Interessen, und jene kleinen Dorfklätschereien, in welchen Jeder sich zum Richter über die Denk- und Handlungsweise seiner Nachbarn aufwirft, wenn er auch nicht immer im Stande ist, einzelne Handlungen und Thatsachen zu beurtheilen. Dagegen die Mißbräuche der Herrschaft Einzelner sind geradezu herabwürdigende Gewaltthätigkeit, in welcher die Rechte der Gesammtheit lediglich den Interessen und der Politik Eines Herrn und seiner Günstlinge aufgeopfert werden. Aber eben deßhalb kann es nicht fehlen, daß in einem großen Staate die vom Volke ausgehenden Verkehrtheiten und Anmaßungen durch die Uebermacht und durch das Gesammtinteresse der übrigen Mitbürger in Schranken gehalten und unterdrückt werden. Denn es ist kaum möglich, daß ein Wahn, im Volke angeregt, der zu Volksaufständen führen könnte, sich unverweilt über die ganze Ausdehnung des Gebietes einer größern Bevölkerung verbreiten sollte, folglich werden alle übrigen Bewohner, so lange sie ruhig bleiben, besonnen erwägen, was vorgeht, und am Ende durch ihren Einfluß die Aufgeregten in die gesetzlichen Schranken zurückweisen. Ebenso wird der Absolutismus in kleinen Staaten durch die Nachbarlichkeit und die Vertrautheit mit allen Einzelnheiten in den gehörigen Schranken gehalten. In Hauptstädten werden verletzende Ereignisse und weitgreifende Schlechtigkeiten gar nicht einmal beachtet, während man auf Dörfern viel darüber spricht und thätig entgegenwirkt. Daher wird ein Alleinherrscher in einem kleinen Ländchen sich weit eher gegen den Einfluß einer thätigen öffentlichen Meinung nachgiebig beweisen. Wann ich der Freiheit wirklich als eines köstlichen Gutes mich erfreuen soll, so will ich sie auch einathmen in langen Zügen, gleich den Wissenschaften, so soll sie mich gleich einem eigenthümlichen Luftkreise umwehen, und muß ich dagegen dem Loose mich fügen, der Unterthan eines Despoten zu seyn, so beschere mir der Himmel, daß mein Oberherr nur einen kleinen Staat beherrsche. Dieses Letztere kann ich freilich nur so lange wünschen, als ich ein redlicher Mann bleibe, denn wollte ich durch knechtischen Sinn und durch Verläugnung rechtschaffener Gesinnungen steigen, so müßte ich freilich vorziehen, daß mein Schutzherr zugleich der größte und mächtigste Alleinherrscher sey. Kleine Staaten sind an sich selbst gewöhnlich ein Uebelstand, aber sie werden es weit weniger seyn, wenn jeder einen unumschränkten Gebieter hat. Das Nassauer Volk hätte besser gethan, sich zu mäßigen in seinen Anforderungen an die Fortschritte der neuen Zeit, während dagegen die Einwohner von Frankreich ihrem Ziele mit Macht und Nachdruck nachstreben sollten; allein statt dessen drängt das Volk von Nassau desto ungeduldiger vorwärts, bloß weil die Macht ihres Herzogs so viel weniger furchtbar ist; denn die Menschen

halten desto weniger den „richtigen Mittelweg,“ jemehr sie demselben in leeren Worten zugethan scheinen.“

Merkwürdig ist, was Cooper über unsern Schiller sagt: „Da zeigte unser Führer uns ein Dorf von Weitem, dessen Kirchthurm über eine Waldecke in einem etwas abgelegenen Thale oder vielmehr auf einer Erderhöhung herübersah. „Können Sie es sehen, mein Herr?“ — „Ich sehe es wohl, — nichts weiter, als ein abgelegenes Dorf, dessen Umgebung übrigens recht hübsch ist.“ Es war Marbach, Schillers Geburtsort! Es gibt kaum einen Menschen, der weniger die allgemeine Neugier der übrigen Leute nach den Gewohnheiten, Wohnungen und persönlichen Angelegenheiten berühmter Männer mit empfindet, als ich. Der bloße Anblick eines berühmten Mannes oder von Etwas, das von ihm herrührt, versezt mich noch keineswegs in eine Aufregung. Doch erinnere ich mich nicht, jemals inniger empfunden zu haben, wie weit mächtiger wahre Größe auf das Gemüth einwirkt, als bloß eingebildete; dieses bewies der Eindruck, den jene Mittheilung auf mich machte. Das abgelegene Dörfchen dort drüben erhob sich mit Einemmale vor meinem Gemüthe mit einer alle Eindrücke und Erinnerungen königlichen Glanzes überwältigenden Wirkung, wogegen also auch das Ludwigsburger Schloß verschwand. Schiller ist nicht mehr! In meinen Augen steht er da als der deutsche Genius dieser Zeit. Goethe hat von allen Enden jene Beifallsbezeugungen bereitwillig und verschwenderisch gespendet erhalten, die weit öfter als die Wirkung von Gönnerschaften, glänzender Thee's und modischer Zirkel hervorgehen, als aus inniger Ueberzeugung von der wahren Genialität eines Mannes, und Goethe hatte das Glück, einer „heißbrodelnden Celebrität“ sich zu erfreuen, — denn Sie müssen bedenken, daß in diesen Dingen die Mode auch ihre Stimme hat, und daß es hierbei auf eigentliches Verdienst durchaus nicht ankommt; — Schillers Nachruhm hingegen beruht einzig auf sein nacktes Verdienst. Mein Leben setze ich dafür ein, Schillers Ruhm wird am längsten währen, und bei der fernen Nachwelt wird er in der schönsten Verklärung fortleuchten. Die Schule, der vorherrschende Geschmack, die Laune der Mode kann Männer, wie Goethe, dutzendweise schaffen, so oft und so viel man es irgend wünschen mag; aber Gott allein ruft Männer, wie Schiller, ins Daseyn. Die Deutschen werfen uns Ausländern vor, wir seyen nicht im Stande, Goethe zu verstehen; aber Uebersetzungen sind vielleicht weit sicherere Bürgen für wahre Genialität, wo solche sich findet; denn wenn es auch von schlechten Uebersetzungen wimmelt, so wird doch das ächte Metall, wo dessen wirklich vorhanden ist, sich selbst im Abhub und in den Schlacken nicht verkennen lassen.“

Coopers Reminiszenzen aus Frankreich wollen wir hier unbesprochen lassen. Sie wiederholen nur, was uns längst aus Zeitungen und andern Reiseberichten bekannt ist, die Persönlichkeiten der Julidynastie und ihres Anhangs.

83) Der Geächtete. Roman von S. C. Halt. Aus dem Engl. von Richard. Drei Bände. Aachen und Leipzig, Mayer.

84) Die Geächteten oder Valerio und Isidora. Historischer Roman von Ernst Ortlepp. Zwei Theile. Leipzig, Kummer.

85) Der Geächtete. Geschichtlicher Roman von Belani. Drei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1836.

Drei Romane, die den gleichen Titel führen. Der Held des erstern ist ein Verfolgter aus den Zeiten Jakobs von England; Gefahren, Kerkerqualen, vergebliche Fürbitten, Erstürmung des Kerkers ꝛc. gewähren diesem historischen Gemälde tragische Effekte. — Der zweite Roman spielt in Portugal. Der Held desselben ist der verlorne Sohn eines vornehmen Herrn, wird vom Schicksal umhergeworfen, muß ebenfalls in den Kerker wandern, erlebt aber zulezt den Triumph seiner Tugend, wird in seinem Rechte restituirt, heirathet seine Geliebte und hat die Ehre, den König und die Königin als Hochzeitgäste zu bewirthen. — Der dritte Roman hat gleichfalls einen verlornen Sohn zum Helden, den biedern Stephan Hausner (Kaspar Hauser), unechten Sohn des berühmten Feldherrn Karl von Bourbon, der in früher Jugend geraubt und in Deutschland unter wilden Raubrittern erzogen wird, wo wir denn die Bekanntschaft des Götz von Berlichingen, Selbitz ꝛc. erneuern. Belani hat die derbe Sprache der Zeit reden zu müssen geglaubt; allein er hat die Grenze, welche hier Goethe mit Geschmack einzuhalten wußte, weit überschritten. Man höre folgendes ritterliche Zwiegespräch: „Du bist auch ein Gauch — ein elender Patron, der noch keine drei Türken gespießt hat,“ wüthete der alte Maltheser, indem er kirschroth wurde vor Aerger, „der hierher kommt, sich voll zu saufen und zur schuldigen Danksagung den Ohm seines Gastfreundes, den alten Türkenfresser todt zu ärgern, du bist ein Hundsv.... — weißt du das?“ — „Mein Lügenkaiser, das weiß ich nicht, entgegnete Selbitz, mit einem sarkastischen verzerrten Lächeln, und schlug die Arme unter, schilt nur zu, du leerer Prahlwanst, aus den Zeiten sind wir heraus, daß man einen Schimpf nur mit Blut abwaschen zu können glaubte. Pah! — ich verlache alle ritterliche Zierlichkeit und Ehrliebe — die Ehre ist kein Wein, die man saufen kann.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 38.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 11. April 1838.

Französische Literatur.

Le livre du peuple. Par F. Lamennais. Paris, Paquerre, 1838.

Herr Lamennais fährt fort, das Volk in Frankreich zu haranguiren. Wir sagen das Volk in Frankreich, und nicht das französische Volk, weil er sich ausdrücklich an den peuple und nicht an die nation wendet. Das vorliegende Buch hängt aufs genaueste mit den paroles d'un croyant zusammen, die er früher herausgab, und über die wir uns Literaturblatt 1835, Nr. 30, ausführlich ausgesprochen haben. Es ist in demselben Geiste und in derselben poetischen Prosa, in dem salbungsvollen und bilderreichen Bibelton geschrieben.

Sein Zweck schien lange Zeit ein rein jesuitischer. Durch den Sturz der ältern Linie Bourbon war die Schwäche des Königthums in Frankreich offenbar worden. Lamennais faßte nun den kühnen Plan, den alten jesuitischen Zweck nur durch ein verändertes Mittel durchzusetzen, ließ das Königthum fallen und allirte sich (nach dem Beispiel der belgischen Ultramontaner) mit den Republikanern. Er hoffte unter der Maske des Revolutionspredigers, des erklärten Königsfeindes den hierarchischen Grundsätzen ein neues Terrain zu gewinnen. Allein er wurde von Seiten der Hierarchie bekanntlich desavouirt, und dies nöthigte ihn, sich ganz in die Arme der Republikaner zu werfen, die ihn wegen seines Königshasses zwar gern als Mitkämpfer annahmen, jedoch von seinen hierarchischen Grundsätzen keinen Gebrauch machten. In der That hat er der Religion keinen Dienst leisten können, indem er sie zu Schmeicheleien anarchischer Begierden in einem Lande erniedrigte, in welchem sich bekanntlich an alle revolutionären Erinnerungen die Freigeisterei und eine entschiedene Verachtung der Kirche knüpft. Er wird die Republikaner nicht fromm machen, wie sehr er sich auch bemüht, ihnen zu beweisen, daß ihr System das eigentlich christliche sey.

Er verkündigt les saintes maximes d'égalité, de liberté, de fraternité. Er beruft sich, indem er das Königthum bekämpft, auf die Bücher Samuelis. Er predigt, wie einst die Wiedertäufer, die christliche Freiheit, die auch den weltlichen Staat und das bürgerliche Leben durchdringen soll, das Reich Christi, das nicht, wie Christus selber sagte, von jener, sondern das von dieser Welt seyn soll. Er will die ganze Menschheit in eine einzige große Gemeinde von freien und gleichen Brüdern umschaffen. Er vereinigt die Schwärmerei der ältern Religionssekten, die das tausendjährige Reich einführen wollten, mit der Schwärmerei Rousseaus und der französischen Revolution, des contrat social und der Theophilanthropie, und endlich mit der ganz analogen Schwärmerei des St. Simonismus.

Dies sind nun wohlmeinende Theorien, deren Realisirung nur leider immer an der Unfähigkeit, Trägheit und Böswilligkeit der Menschen gescheitert ist. Ein Staat, in welchem alle Menschen die christlichen Bruderpflichten gegen einander üben, in reiner Liebe für einander arbeiten, und ohne Feindschaft, Neid, Herrschbegierde auch wieder die Güter dieser Welt mit einander theilen, und sie einander wechselseitig um so angenehmer machen würden, erscheint auch uns als das Ideal aller Staaten. Allein wir sind eben so lebhaft überzeugt, daß dieses Ideal unerreichbar, daß die sogenannte Tugendrepublik oder das tausendjährige Reich ein schönes — Mährchen ist. Die Erfahrung lehrt, daß die heilige Freiheit immer nur ein seltner Gast auf Erden war, daß sie nur durch die edelsten Menschen in schweren Kämpfen errungen und erhalten werden konnte, und daß sie, wenn einmal errungen, durch Trägheit und Mißbrauch ihrer falschen Freunde immer wieder verloren ging oder wenigstens den schlimmsten Gefahren ausgesezt wurde. Je schwerer nun die Freiheit zu erreichen und zu behaupten ist, um so mehr haben die, denen sie wahrhaft heilig war, von jeher zu rauher Tugend, zu strenger Pflicht, zu Entbehrungen und Opfern ermahnen müssen, und sie waren sehr weit entfernt, dem

Volk immer bloß von Rechten zu reden, und es durch Verheißungen von irdischen Freuden und großer Beute zu verlocken, denn hierin sahen sie immer nur eine Arglist, welche die schlimmsten Feinde der Freiheit anwandten, um das Volk zu demoralisiren und dadurch um so gewisser die Freiheit zu vernichten.

Lamennais hat inzwischen entdeckt, wie gewaltig man auf die Menge einwirken kann, wenn man ihr die Güter der Reichen als künftige Beute bezeichnet, und er verschmäht nicht, von diesem Verführungsmittel Gebrauch zu machen. Er sagt nicht bloß, wie der Hohepriester Samuel: vous n'avez de maitre que Dieu, Gott will keinen andern Herrn neben sich, sondern verlangt, ihr sollt lauter Republiken bilden. Er geht noch weiter und sagt: die Güter der Welt, welche die Reichen euch vorenthalten, gehören euch! Le peuple a le droit de vivre, die Güter der Erde sind der gemeinschaftliche Fonds dafür, le bien du peuple et non de quelques individus ou des quelques classes seulement. Diese Güter, die allen gehören, sollen also auch unter alle gleich vertheilt werden. Inzwischen mißkennt er nicht, daß die Fähigkeiten und Leistungen der Menschen sehr verschieden sind, und er will demnach, daß der Antheil, den jeder aus dem gemeinsamen Fonds erhält, nach dem, was jeder für das Gemeinwohl leistet, abgemessen werden. Bekanntlich lehrt dies auch St. Simon.

Der Plan wäre recht schön an sich, wenn er nur ausführbar wäre. Wer sollte nicht wünschen, daß Armuth, Elend, Bettelei, Müßiggang von der ganzen Erde verschwinden möchten. Allein wenn es sich vom Vertheilen der irdischen Güter handelt, **wer** soll theilen, **wer** soll Verdienst und Antheil abmessen? Etwa jene aristokratischen Priester und Leviten, die St. Simon einführen will? Oder eine demokratische Volksversammlung, ein Wohlfahrtsausschuß? Wie lange würde da wohl die Gerechtigkeit eingehalten werden, oder wie lange würden sich die, welche sich benachtheiligt glaubten, mit ihrem Antheil zufrieden geben? Bringt man denn die Herrschbegierde, die Habgier, den Unverstand der Vertheiler und den Oppositionsgeist der Andern gar nicht in Anschlag? Vergißt man, daß man es mit Menschen zu thun hat? Und selbst, wenn jene Arbeiter-Republik zu Stande käme und sich erhalten könnte, wenn sie durch furchtbare Consequenz, etwa gleich der Staatsdienerhierarchie in China, den Menschen Jahrhunderte lang aufgezwungen werden könnte, welche trostlose Monotonie müßte entstehen, wie müßte jede persönliche Freiheit in der Zucht der Arbeits- und Lohnvertheiler untergehen, und jedes Talent am Spalier und unter der Baumscheere verkrüppeln!

Lamennais hat, ohne die Vortheile aufzugeben, die man erringt, sofern man dem Pöbel das Gold der Reichen als Beute bezeichnet, — doch gefühlt, daß er diese Gemeinheit seiner Lehre durch eine Erhabenheit von der andern Seite versöhnen müsse. Er hat daher Moral gepredigt und seinen lasciven Landsleuten namentlich die Heiligkeit der Ehe ans Herz gelegt. Doch sind wir so sceptisch, auch hier an einem guten Erfolge seiner Lehren zu zweifeln. Eine Stadt wie Paris — und Frankreich ist ja Paris — wird sich nicht in die Hütte von Philemon und Baucis zurückziehen, um wieder arkadisch patriarchalisch zu werden, und Parent-Duchatelets Gemälde der Wirklichkeit werden wohl immer die schönen Phantasien des Herrn Lamennais in dieser Beziehung lügen strafen.

Am meisten ist uns aufgefallen, daß der Verfasser sich feindselig gegen den patriotisme exclusif und gegen den égoisme des peuples ausspricht. Als Franzose wagt er doch viel, wenn er den Nationalstolz verwirft. Wie es scheint, ist es seine Absicht, auch bei andern Völkern als der große Prophet des tausendjährigen Reichs der dreieinigen égalité, liberté, fraternité angesehen zu werden. Allein es ist gefährlich. Anacharsis Cloots wurde in der Revolution guillotinirt, bloß weil er verlangte, die Franzosen sollten sich nicht mehr Français, sondern Universels nennen, weil es keine Nationen mehr geben solle, sondern nur noch eine allgemeine Menschheit.

Unser Glaubensbekenntniß ist, daß das Volkswohl nur gedeihen kann in den Schranken einer edeln und stolz sich fühlenden Nationalität, und daß alles Gerede von einer allgemeinen Menschheit eitle Faselei oder etwas noch Schlimmeres ist, nämlich die Arglist, mit der ein Volk das andere beschwazt, damit es sich ihm hingebe.

Wir haben übrigens einen so starken Glauben an den praktischen Sinn unsers Jahrhunderts, daß wir einen Erfolg von den vagen Theorien des Herrn Lamennais weder fürchten noch hoffen. Der fromme Glaube an die Möglichkeit einer Tugendrepublik ist durch die Erfahrungen der französischen Revolution unwiderbringlich zerstört, und kein poetisches Reizmittel vermag ihn wiederzuerzeugen. Auch hat man eingesehen, daß nicht allgemeine Phrasen von Freiheit und Gleichheit, sondern daß nur bestimmte praktische Verbesserungen in der Gesetzgebung und Verwaltung helfen können. Heiligachtung der Religion und öffentlichen Sittlichkeit, wechselseitige Toleranz der verschiedenen Confessionen, eine unverkümmerte und nicht täuschende Repräsentation, die den wahren Sinn und Willen der Mehrheit im Volke ausdrückt, eine geordnete und möglichst sparsame Verwaltung, unabhängige und prompte Justiz, schrankenloser Verkehr, Förderung der Industrie und des Ackerbaues nach nationalökonomischen Grundsätzen, Unterstützung der Wissenschaften und Künste, eine tüchtige, durchs ganze Volk verbreitete Schulbildung, sorgfältige und energische Reorganisation der Gemeindeverwaltung und des Gemeindevermögens (der solidesten Grundlagen des Staatsgebäudes), und endlich

eine durch Religiosität, Sittlichkeit, Fleiß und persönliche Freiheit blühende Familienverfassung sind erreichbare Dinge und ersetzen in vollem Maße alle die unerreichbaren Luftschlösser des Herrn Lamennais.

Romane und Novellen.

86) Reiseabenteuer und Reisenovellen von G. P. R. James. Aus dem Englischen von Lindau. Drei Theile. Leipzig, Kollmann, 1837.

Der Held des Romans bewirbt sich um ein junges Mädchen, soll aber, bevor er ihre Hand erhält, erst auf Reisen gehen. Er reist nun, beschreibt hin und wieder, was er gesehen, und mischt überall kleine Novellen ein. Diese sind von gar sehr verschiedenem Werth. Die erste schildert ein Liebespaar, das sich ersäufen will, aber glücklich gerettet wird; die zweite einen grausamen Vater, der seine Tochter um ihre Liebe bringt und zuletzt ermordet; die vierte eine tragische Scene aus Cromwells Leben; die fünfte eine dito aus der Schreckenszeit der französischen Revolution, in der das blutige Ungeheuer Carrier figurirt. Am Schluß des ersten Bandes erhält der Reisende die Nachricht, seine Geliebte werde einen Andern heirathen. Sein Nebenbuhler hat sie mit List von ihm abwendig gemacht, indem er ihn verläumdet. Der Reisende eilt zurück und befreit sich von dem Nebenbuhler durch ein Duell. Er muß sich nun abermals entfernen und fährt fort zu reisen und Novellen aufzuzeichnen. Diese letzteren sind: das Ende des Herzogs von Biron, der Stiefsohn des Geizigen (Begebenheit in den Feldzügen Wellingtons), der böse Geist (worin Geisterwesen und Zauberei mit dem französischen Unglauben contrastirt werden), der Zauberer, Alis Zurechtweisung, die Geschichte von Azimantium (aus der Zeit der Völkerwanderung und des Hunnensturms), der Fischer von Scarphout (aus der ältern französischen Geschichte), der Teufel und der Kreuzfahrer (den der Teufel durch die Luft zurückführt, um eine zweite Ehe seiner daheimgelassenen Frau zu verhüten); Scene aus der Julisrevolution.

In den Pyrenäen findet der Reisende seine Geliebte wieder und wird ihr Gatte. Unter den Reiseschilderungen sind die der Landes, der Stadt Bordeaux und des Pyrenäengebirges die anziehendsten. Als Engländer in Frankreich reisend, stellt er folgende Betrachtungen über den Nationalcharakter an: „Ein Engländer ist stolz, ein Franzose ist eitel. Ein Franzose sagt mehr als er denkt, ein Engländer denkt mehr als er spricht. Ein Franzose ist ein vortrefflicher Bekannter, ein Engländer ein guter Freund. Ein Franzose ist unternehmend, ein Engländer unermüdlich. Ein Engländer hat mehr Scharfsinn, ein Franzose mehr Witz. Beide sind tapfer, aber der Engländer ficht kalt, der Franzose hitzig; dieser greift alles an, jener wird durch nichts zurückgeworfen. Der Engländer scheint im Gespräche eine Reise zu machen, der Franzose macht einen Spaziergang. Jener steuert eifrig auf das Ziel los, das er im Auge hat, dieser schweift um jeder Kleinigkeit willen, die seine Aufmerksamkeit fesselt, von seinem Pfade ab. Man hat mehr Gewinn davon, mit dem einen, mehr Vergnügen mit dem andern sich zu unterhalten. Der Engländer verallgemeinert, der Franzose vereinzelt. Kostet ein Engländer etwas, so sagt er, es sey gut, es habe einen angenehmen Geschmack, ein Franzose aber beschreibt jede Empfindung, die es in seinem Munde und in seinem Schlunde erregt, von der Zungenspitze bis in den Magen hinab. Ein Engländer muß in seiner Heimath zwei Zimmer haben, ein Franzose kann sich mit einem begnügen; er speist darin, wenn er nicht ausgehen kann, er empfängt da Besuche, er kann alles darin vornehmen. Der verheirathete Engländer braucht nur ein Bett, der verheirathete Franzose muß zwei haben. Im allgemeinen unterwirft sich der Engländer gern der Macht des Gesetzes, ist aber geneigt, der Soldatenmacht zu widerstehen, während bei dem Franzosen die Sache umgekehrt ist. Ein Franzose ist von Natur ein glücklicheres Geschöpf als ein Engländer. Er ist ein geborner Philosoph. Er genießt die Gegenwart, vergißt die Vergangenheit und läßt den folgenden Tag für sich selbst sorgen. Kein Mißgeschick kann ihm etwas anhaben. Er schwimmt wie ein Stück Kork auf den Wellen, die bestimmt zu seyn scheinen, über ihm zusammenzuschlagen. Er macht seinen Diener zu seinem Vertrauten, das Kaffeehaus zu seinem Bücherzimmer, jeden Nachbar zu seinem Freunde, das Theater zu seinem häuslichen Herd, und sein Haus — doch damit hat er nichts zu thun. Er ist munter, witzig und nicht ohne Gefühl, aber sein Charakter gleicht dem Sande an der Seeküste, auf welchen man tiefe Züge eingraben kann, aber einige Wellen schwemmen sie für immer hinweg. Ein Franzose ist nicht unaufrichtig, wie man wohl behauptet hat. Er macht allerdings lebhafte Betheurungen, die nichts bedeuten, aber er macht sie in einer Sprache, deren Ausdrücke alle übertrieben sind, und in einem Lande, wo man sie gehörig zu würdigen weiß. Wie das Geld, als Repräsentant der Arbeit, in jedem Lande seinen bezüglichen Werth hat, so haben Worte, als die Umlaufsmünze der Unterhaltung, eine ungleiche Geltung unter verschiedenen Völkern, und ihren Wechselcours bei Fremden. Nimmt ein Engländer die Betheurungen eines Franzosen nach dem Werthe, den sie in England haben würden, so ist es seine eigene Schuld, denn der Wechselcours ist gegen sie. Ueberdies müssen sie große Worte gebrauchen, denn in Frankreich gibt es keine Scheidemünze. Ein Stiefel sitzt göttlich, und der Schneider, der uns einen neuen Rock bringt, sagt, man könnte davor

auf die Kniee fallen. Ein Engländer sagt — „es freut mich Sie zu sehen“ ein Franzose ist entzückt, uns zu sehen. Am Ende kommt es freilich auf eines hinaus. Die Leidenschaften eines Engländers sind wie sein Steinkohlenfeuer, schwer anzufachen, aber sie halten länger, ehe sie ausgehen, sie haben mehr Hitze als Flamme, mehr Kraft als Glanz. Ein Franzose gleicht einem Holzfeuer, das knistert, flammt und lodert, in einer Minute angezündet wird und in einer Minute erlischt. Die Höflichkeit der Franzosen besteht mehr in Geplauder und kleinlichen Ceremonien, als in wirklich feinem Wesen. Sie haben der Welt so oft gesagt, sie seyen das gesittetste Volk in Europa, daß die Welt es ihnen glaubt. Allerdings haben sie einen reichen Vorrath von gesellschaftlichem Kauderwälsch, sie wissen den Geschmack und die Ansichten Anderer leicht aufzufassen und zu würdigen, und bei ihrer großen Gutmüthigkeit sehen sie gern alle um sich her in guter Stimmung; aber ihre Eitelkeit tritt ihrer Höflichkeit oft störend in den Weg. Ein Engländer mag sich und sein Vaterland überschätzen, aber er behält seine Meinung für sich und es liegt ihm wenig daran, was Andere von der Sache denken; die Franzosen aber wünschen, Jedermann möge Frankreich für das erste Land und sie für die ersten Menschen in der Welt anerkennen, und geben sich viel Mühe, es zu beweisen. Der Franzose besizt jedoch weit mehr als der Engländer die beiden großen Grundlagen wahrer Höflichkeit; er ist von Natur weit besser gelaunt und hat mehr von jener unschätzbaren Eigenschaft, die er Takt nennt. Die Franzosen haben im Allgemeinen von den Sitten und Gebräuchen der Engländer so wenig einen Begriff, als ob das eine Volk am Nordpol, das andere am Südpol wohnte. Ich lasse ihnen jedoch die Gerechtigkeit widerfahren, zu sagen, daß ein Engländer von dem Pöbel in Frankreich nie durch jene roden Schimpfworte würde beleidigt werden, die das gemeine Volk sich erlaubte, wenn es während des Krieges einen Franzosen in den Straßen von London sah. Ist die höhere Klasse in Frankreich nicht so gebildet, als dieselbe Klasse in England, und ich behaupte, daß dies der Fall ist, so findet man doch unter den Landleuten in Frankreich weit mehr wahre oder angebildete Höflichkeit. Eine der größten Verschiedenheiten aber zwischen beiden Ländern ist für England am wenigsten günstig, hingegen höchst ehrenvoll für Frankreich. Immer ist Frankreich auf Verbesserungen bedacht, und das ganze Volk zieht die widerwilligen Wenigen nach sich, wogegen England gegen jede Verbesserung mißtrauisch ist, und die talentvollen Wenigen das widerwillig Volk nach sich ziehen. Ich habe bis jezt im Allgemeinen von den Franzosen gesprochen, aber was soll ich von den Französinnen sagen? Ich sage nur wenig, nicht als ob ich sie für minder reizend, minder bezaubernd hielte, als Andere sie geschildert haben. Sie zu tadeln, würde ein gehäßiges Beginnen seyn und nicht für mich passen. Ist ihnen etwas eigen, das besser anders wäre, so möge der Himmel verhüten, daß es anders würde; denn da Vollkommenheit sicherlich nicht unter den Männern zu finden ist, so würde ein zu furchtbarer Unterschied hervortreten, wenn sie unter den Frauen zu finden wäre. Es fehlen zwei Worte in der französischen Sprache, die ein Engländer kaum entbehren kann — heiterer Lebensgenuß und Daseyn. Die Lücke findet sich nicht bloß in der Sprache, selbst in den Ideen. Sprechen wir mit einem Franzosen von Vergnügen, Unterhaltung, Zerstreuung, und er begreift uns leicht; rede man aber von gemüthlichem Leben von dem Comfort der Engländer, und wie man es ihm auch erklären möge, es wird ihm unverständlich bleiben. Eben so begreift er alles, was man über das Theater, das Kaffeehaus, den Klub, den Hof, die Börse sagt, aber ein Daheim, das gibt es nicht. Sein chez soi ist nicht das Wort, intérieur kommt der Sache etwas näher, aber es ist immer noch nicht das Daheim, der Mittelpunkt aller Zuneigungen des häuslichen Lebens, aller sanften Gefühle des Herzens, aller Schwächen eines unsterblichen, in irdischen Thon gekleideten Geistes, der Mittelpunkt, wo alle Strahlen des Lebens sich sammeln.“

87) Der Renegat, oder Abenteuer, Reisen und Irrfahrten politischer Flüchtlinge in Spanien und Afrika. Von H. Arnoud. Frei nach dem Französischen von Carlo Albano. Zwei Theile. Leipzig, Fischer und Fuchs, 1836.

Constitutionelle Spanier müssen ihr Vaterland meiden, gerathen nach Afrika, werden von den Mauren gefangen und müssen, um einem härtern Schicksal zu entgehen, sich entschließen, Renegaten zu werden, bis sie nach vielen Abenteuern und Gefahren, wenigstens zum Theil, nach Europa zurückkehren und in ihrem, vom Despotismus befreiten Vaterlande wieder Aufnahme finden. Ihren Schicksalen liegt mehr oder weniger die Wahrheit zu Grunde, doch ist das Ganze in französischer Manier romantisch zugestuzt. Ihre Flucht ist sehr gefahrvoll, also um so anziehender. Ihr Aufenthalt unter den Muhamedanern bietet aber im Grunde einem in diesem Terrain schon einigermaßen bewanderten Leser nichts Neues dar. Erst Verhaftung, Gefängniß, Plackerei, dann Gärtnerdienst bei einem vornehmen Türken, Bekanntschaft mit einer verschleierten Schönen, die ihren alten Tyrannen hintergeht und dem liebenswürdigen Fremdling Rendezvous gibt, vergebliche, endlich gelungene Fluchtversuche; das Alles ist schon so oft in Romanen und Schauspielen dagewesen, daß es nicht mehr auffällt. Die Verbannten kamen nach Fez, allein auch von dieser Stadt erfahren wir nichts besonderes, was nicht das allgemein bekannte morgenländische Costüm trüge.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 39.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 13. April 1838.

Bade-Literatur.

1) Genaue Beschreibung der Gräfenberger Wasserheilanstalt und der Peirßnitzischen Kurmethode. Nebst einem Anhange über die Behandlung verschiedener Pferdekrankheiten. Von Karl Munde. Leipzig, 1837. kl. 8.

2) Die Resultate der Wasserkur zu Gräfenberg. Ex apibus mel et cera. Mit einer Abbildung. Leipzig, 1837. 8.

Ich gestehe, daß ich mich seit längerer Zeit nicht mehr überwinden konnte, die zahllosen insipiden Produkte unserer Wasserliteratur — wie sie ihr Hauptpatron, Professor Oertel in Anspach, betitelt — des Durchlesens zu würdigen, nicht aus Vorurtheil gegen die Benützung des Wassers zur Heilung von Krankheiten, wohl aber aus unbezwinglicher Antipathie gegen die authentischen Lobredner desselben, die, aller Kenntnisse vom gesunden und kranken menschlichen Organismus entbehrend, die sinnlosesten Behauptungen aufstellten, und mit der Miene eines Rhadamantus die Aerzte als pflichtvergessene Menschen vor ihr Forum zogen, weil sie ihnen nicht genug Gehör gaben. Oertel vor Allen mußte jeden vernünftigen Arzt durch den Unsinn, von dem seine Schriften strotzen, abstoßen; weiter als er kann Niemand die Hydromanie treiben; er hat im Wasser den Stein der Weisen gefunden, der alle Krankheiten heilt und den Tod in Fesseln legt; den kranken Körper betrachtet er wie ein unreines Gefäß, das tüchtig mit Wasser ausgeschlemmt werden muß; der einzige Fehler, der bei diesen Kuren begangen werden kann, ist der, daß man in der Anwendung der Universalarznei zu ängstlich ist und dasselbe in zu geringem Maaße anwendet.

Beachtenswerther als die Oertel'schen Phantastereien erscheinen mir die Wasserkuren, welche ein Landmann, Namens Prießnitz, in Gräfenberg (im österreichischen Schlesien) seit einer Reihe von Jahren unternimmt, seitdem ich zuerst durch eine im Jahr 1831 oder 1832 erschienene, von einem Breslauer Arzte verfaßte Schrift darauf aufmerksam wurde, welche über das Resultat derselben sich im Allgemeinen nicht ungünstig äußerte, obgleich man durch die Beschreibung der Art und Weise der Behandlung sich versucht fühlte, denselben eine Stelle unter den sogenannten Roßkuren anzuweisen. Seit jener Zeit hat die von Prießnitz errichtete Wasserheilanstalt einen solchen Ruf gewonnen, daß eine kurze Anzeige der beiden oben genannten Schriften wohl keiner Entschuldigung bedarf. Beide sind von Nichtärzten verfaßt.

Die erstgenannte Schrift ist das Erzeugniß eines exquisiten Wasserenthusiasten, der im Besitz seines göttlichen Heilmittels mit Geringachtung auf den ganzen Arzneimittelschatz der Aerzte herabsieht. Mit bewundernswerther Bestimmtheit spricht er über eine Reihe von Krankheiten, von denen er höchst verworrene Begriffe hat. Trotzdem wird es ihm nicht an zahlreichen Lesern fehlen, denn er hat ganz den rechten Ton getroffen, in welchem man gegenwärtig über medicinische Gegenstände zu dem vornehmen und niedern Pöbel sprechen muß. Je zuversichtlicher die Versprechungen sind, um so größeres Vertrauen setzt man in sie, ohne zu überlegen, ob sie auch gehörig begründet sind. Selbst gegen die Cholera wirkt, wenn sie unsern Verfasser hören, das Wasser, im Uebermaaß getrunken, wie ein Zauber; in einem Falle, den er anführt, soll der Kranke in einer einzigen Stunde zehn Maaß getrunken haben; das Trinken soll so lange fortgesetzt werden, bis „das fieberhafte Brennen der Haut“ u. s. w. aufgehört hat. Trotz der Zuversicht, womit dieser Rath ertheilt wird, liegt eben darin der Beweis, daß der Verfasser mit der Cholera nicht einmal oberflächlich bekannt ist; sonst müßte er wissen, daß bei dieser Krankheit durchaus kein fieberhaftes Brennen der Haut, sondern eine Kälte der ganzen Körperoberfläche stattfindet, in einem solchen Grade, wie bei keiner andern Krankheit. Hieraus geht auch hervor, daß er sich selbst betrügt, wenn er

bemerkt, daß das, was er in dem Buche sage, lediglich auf Erfahrung beruhe.

Der ungenannte Verfasser der zweiten Schrift legt seine Ansichten und Beobachtungen über die Prießnitz'schen Kuren in einer Reihe anziehend geschriebener Briefe nieder, die nur leicht hingeworfen scheinen, aber doch gehörig durchdacht sind. Durch diese Form der Darstellung, durch die öftere Einmischung von Gegenständen, die in gar keiner Beziehung zum Hauptthema stehen, und durch den frischen Humor, der durch die ganze Schrift vorherrschend ist, erhält das Ganze einen Ausdruck von Ungezwungenheit, die sehr vortheilhaft gegen den belehrenden Professorston der vorigen absticht. Alles, was wir lesen, nimmt sich nur wie gelegentliche Bemerkungen aus, für die der Verfasser einem besser Unterrichteten gegenüber nicht einzustehen hätte; und eben hierdurch weiß er ein günstiges Vorurtheil für die Unbefangenheit seiner Beobachtungen und Ansichten beim gebildeten Leser zu erregen und seinen Zweck um so sicherer zu erreichen, der darauf gerichtet ist, die Aufmerksamkeit der nichtärztlichen wie der ärztlichen Welt auf die Gräfenberger Kuren zu lenken. Die Medicin ist ihm keine terra incognita, man sieht wohl, daß er sie zwar nicht regelmäßig studirt hat, daß er aber doch ein sehr gesundes Urtheil in einzelnen dahin einschlagenden Fragen besitzt, und daß er sich hütet, zu weit auf dieses Feld einzugehen, um sich nicht in gefährliche Untiefen zu verlieren. Er spricht nicht in anmaßenden Ausdrücken über andersdenkende Aerzte ab, und weiß selbst da, wo er scheint Vorwürfe machen zu wollen, denselben durch eine glückliche humoristische Wendung den empfindlichen Stachel zu benehmen. Es ist kein blinder Eiferer für die Wasserkuren, berichtet eben so gut die ungünstigen als die glänzenden Erfolge der Gräfenberger Anstalt, und mit gutem Gewissen kann man ihm das in Anspruch genommene Zugeständniß machen, daß er unbefangen referirt habe, nicht blind durch Enthusiasmus noch splittersüchtig durch Krittelei, zwischen welchen beiden die rastlose Beobachtung und ihre Frucht, die erzählende Treue, inneliegen.

Als eine Probe der Darstellung des Verfassers möge folgende Stelle hier Platz finden, weil sie zugleich einigermaßen einen Begriff von einer Gräfenberger Kur gibt: „Seit zehn Tagen bin ich hier in der Kur, was sage ich, Kur? in der Bearbeitung! was sage ich, Bearbeitung? nein, in der Presse! Element! man erfährt bald gründlich, wozu man hier ist. In Wolle und Betten begraben, daß man vom stundenlangen Schweiße trieft, und gleich eiskaltes Tauchen — Klettern auf steilen Höhen wie der Gemsbock und ein scharf kaltes Sturz- und Windbad im freien Bergwalde zur Erholung — pour l'office de la bouche kalt Wasser, kalte Milch, zum Mittagtische zwar Fleisch, doch kein recht warmer Bissen — dann wieder Klettern, hierauf von Neuem Glut und Schweiß, eiskaltes Tauchen, und wiederholt kalt Wasser in und an den Leib, endlich ewiges Klettern und schließlich noch ein Sitzen im kalten Wasser — so ist ein Tag in Gräfenberg! Ueber der Pforte des großen Badehauses steht die erste Arie aus Don Juan (F-Dur) oder sollte doch stehen. Jetzt ist der erste Ruck bei mir vorbei und aller lächerliche Jammer, den er mir gebracht, ich werde wieder wohler und lache herzlich der lächerlichen Figur, die ich, wie jeder Ankömmling, im Anfang gespielt; munter sehe ich den kräftigenden Strapatzen des kommenden Tages entgegen und erblicke rundum in der großen Masse der Kurgäste die trefflichsten Erfolge von dem Muthe, den man zur Fortsetzung dieser Lebensart bedarf." Die Behandlungsweise erinnert an die russischen Schwitzbäder besonders durch die enormen Schweiße, welche dadurch eingeleitet werden, und durch die dazwischen stattfindenden raschen Abkühlungen. Der Verfasser citirt merkwürdige Beispiele von der ausnehmenden diaphoretischen Wirkung des Prießnitz'schen Verfahrens; ich wähle folgendes, obwohl es nicht das stärkste ist: „Einen kräftigen jungen Mann aus B. besuchte ich mit Mehreren zuweilen bei seinen sehr langen Schwitzpartien, dort hörte ich in der Regel dreißig Tropfen in der Minute aus den Matratzen in die untergestellte Schüssel rieseln. Wie der ägyptische Hermes vom regelmäßigen Wasserlassen der heiligen Gazelle den Tag in zwölf Stunden eintheilen gelernt, so konnten die Gräfenberger hier die Sekundenuhr reguliren."

Die nächste Wirkung der Gräfenberger Kur besteht darin, daß eine gewaltige Reaktion in dem kranken Organismus hervorgerufen wird, die in manchen Fällen auf selbst schon seit Jahren bestehende chronische Leiden einen günstigen Einfluß ausübt, und diese durch verschiedene Krisen, namentlich auch viele Furunkel, mildert oder ganz beseitigt. Der Verfasser sah besonders bei chronischen Rheumatismen, bei Gicht, Hypochondrie und Hysterie sehr glänzende Erfolge, dagegen führt er aber auch viele andere Krankheiten an, wo die Kur nicht nur nicht günstig, sondern offenbar nachtheilig wirkte. So bemerkt er unter anderm: „Für Lungen- und Luftröhrschwindsüchtige paßt die Kaltwasserkur ganz gut, um sie von allen Leiden schnell zu erlösen!" und führt zum Beleg dessen mehrere Fälle an, wo die Auflösung des Kranken außerordentlich herbeigeführt wurde. Hier treffen wir auf die große Schattenseite dieser Kuranstalt, deren Vorsteher durchaus nicht für die Auswahl der sich dafür eignenden Krankheitsfälle die gehörige Einsicht besitzt, und deßhalb vielleicht einerseits eben so viel schadet, als er andererseits nützt. Wie große Mißgriffe in dieser Beziehung dort vorkommen, und wie nachtheilig sie für die Patienten ausfallen können, beweist der vom Verfasser angeführte Fall von einem Wahnsinnigen, den man wahnsinnig genug war, dahin zu schicken.

Anders läßt es sich freilich nicht erwarten von einem Manne, der seine medicinischen Kenntnisse, im vollkommensten Sinne, nur sich selbst verdankt. Denn Vincenz Prießnitz ist ein einfacher Landmann, der in seiner Jugend zufällig auf die heilsamen Wirkungen des Wassers bei mancherlei Leiden aufmerksam wurde und durch die glückliche Anwendung desselben sich bald einen gewissen Ruf verschaffte. Der Verfasser schildert ihn sehr günstig.

3) Ueber den Gebrauch und die Wirkungen künstlicher und natürlicher Mineralbrunnen. Ein Beitrag zur Begründung einer Pharmakodynamik der Mineralwasser. Von Dr. August Vetter. Berlin, 1835. 8.

Indem ich nun zur Betrachtung einiger neueren Schriften über Brunnen- und Badekuren übergehe, die sich an die frühere Anzeige einer Reihe von Brunnenschriften (Literaturblatt 1836, Nr. 38 ff.) anschließt, halte ich es für billig, zuerst nachträglich noch auf das eben genannte, nicht umfangreiche, aber inhaltsschwere Buch aufmerksam zu machen, obgleich es schon vor mehreren Jahren erschienen ist. Eine mehr ins Einzelne gehende Darlegung des Inhaltes desselben würde sich für diese Blätter nicht passen; ich bemerke daher bloß im Allgemeinen, daß die Arbeit des Verfassers, die er dem berühmten Alexander von Humboldt dedicirte, ein sehr gelungener, von großer Sachkenntniß und gesundem, nüchternem Urtheile zeugender Versuch ist, die Wirkungsweise der Mineralwasser zu erklären und dadurch dem davon handelnden Zweige der Heilkunde einen wissenschaftlicheren Charakter zu geben, als derzeit noch in vielen Brunnenschriften vorherrschend ist. Besonders hat es mich auch gefreut, den Verfasser mit sehr triftigen Gründen denjenigen entgegentreten zu sehen, welche sich noch immer darin gefallen, den Heilquellen einen Brunnengeist oder ein eigenthümliches Lebensprinzip oder einen ihre Wirkungen vorzugsweise bedingenden Aether zu vindiciren. Ebenso halte ich es für verdienstlich, daß er sich der so vielfach hier und da aus Ueberzeugung, noch häufiger aber aus unedlen egoistischen Beweggründen angefeindeten künstlichen Mineralwasser mit warmem Eifer annimmt und ihren großen Werth hervorhebt, der wohl schon lange allgemein anerkannt wäre, wenn nicht das Privatinteresse viele Brunnenärzte davon zurückhalten würde. Gegen diese bemerkt der Verfasser sehr richtig: Der Arzt muß immer bedenken, daß, wenn er die Vertheidigung eines erkannten Irrthums selbst durch die Pflicht der Selbsterhaltung beschönigen zu können glauben dürfte, dieses Abweichen von der Wahrheit, indem es ihn rettet, vielleicht tausend Leben bedroht und gefährdet; dann wird er nicht zögern, wenn ein Opfer gebracht werden soll, dasjenige zu bringen, welches für ihn das schwerste, aber auch das ruhmvollste und für die Menschheit das fruchtreichste ist: das Opfer der Selbstverleugnung.

4) Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. Ein Taschenbuch für Brunnen- und Badereisende, von Dr. K. Ch. Hille, Arzt am königl. Krankenstifte zu Dresden u. s. w. Erster Theil. Erstes und zweites Heft. Leipzig, 1837. kl. 8.

Der Verleger wünschte eine neue, den jetzigen Bedürfnissen angemessene, von einem Arzte bearbeitete Auflage der im Jahr 1820 erschienenen Schrift von Mosch über die Bäder und Heilbrunnen Deutschlands und der Schweiz zu veranstalten. Der Verfasser, hierzu aufgefordert, entschloß sich, statt dessen lieber ein neues eigenthümliches Werk zu bearbeiten, was allerdings ganz zweckmäßig war, da das Mosch'sche Buch fehlerhaft angelegt und weder für Aerzte noch für Kurgäste geeignet war. Unser Verfasser hat nun, die ersteren auf Osann verweisend, bloß leztere ins Auge gefaßt und, nach den vorliegenden zwei Heften zu urtheilen, seine Aufgabe recht gut verstanden.

Das erste Heft, mit dem Spezialtitel: „Die Heilquellen in allgemein wissenschaftlicher Beziehung und deren zweckmäßige Benutzung," bespricht nach einer historischen Einleitung die Eigenthümlichkeiten der Heilquellen, ihre Eintheilung, Entstehung, Anwendung und Wirkung, die Gasbäder, die Douchen, die Mineralschlammbäder; diese Abschnitte bilden die erste Abtheilung der Schrift; die zweite enthält eine Bade- und Brunnendiätetik. Es findet sich in diesem Schriftchen Alles, was in unserer badelustigen Zeit jedem Gebildeten von der Balneographie zu wissen ansteht, gedrängt zusammengestellt.

Das zweite Heft führt den Titel: „Die Bäder und Heilquellen des Königreichs Böhmen und der Markgrafschaft Mähren." Mit 2 Kärtchen und dem Plane von Karlsbad. Das dritte soll die Heilquellen Schlesiens und der Grafschaft Glatz, das vierte die Ost- und Nordsee-Bäder enthalten. Auf diese Weise soll in jedem Hefte eine passende Gruppe von Kurorten zusammen abgehandelt werden, und jedes bildet so für sich ein geschlossenes Ganze, worin ein sehr wesentlicher Vorzug dieses Werkes vor dem Mosch'schen besteht. An die Stelle der zahlreichen, im leztgenannten Werke befindlichen Ansichten treten bei dem Hille'schen recht brauchbare Kärtchen und Plane. Sie bilden nach meinem Ermessen eine recht dankenswerthe Zugabe, wiewohl ich auch die Verzweigung der Badeschriften (selbst solcher, die nur für Aerzte bestimmt sind), mit landschaftlichen Ansichten nicht für etwas geradezu Ueberflüssiges halte, wenn sie uns ein treues Bild des

Charakters der betreffenden Gegenden geben. Die Schilderung der einzelnen Kurorte ist zwar sehr gedrängt, doch fehlt Nichts, was für den Kurort wissenswerth wäre. Der Verfasser hat aus der überreichen Badeliteratur das für die Bestimmung seiner Schrift Brauchbare ganz gut ausgewählt, weßhalb ich dem Unternehmen einen gedeihlichen Fortgang wünsche.

5) Jahrbücher für Deutschlands Heilquellen und Seebäder. Herausgegeben von E. von Gräfe, königl. preuß. geh. Rathe und Generalstabsarzt ꝛc., und Dr. M. Kalisch. Fortunati sua si bona norint. Erster Jahrgang. Berlin, 1836. Zweiter Jahrgang. Ebendaselbst, 1837.

Diese Jahrbücher, deren erster Jahrgang dem Kaiser von Oesterreich, der zweite dem Herzog von Nassau zugeeignet ist, und die sich der Gunst und der Unterstützung vieler hochgestellten Männer in verschiedenen deutschen Staaten zu erfreuen haben, wollen, wie die Herausgeber sich ausdrücken, „das deutsche Brunnen- und Badewesen in seiner Gesammtheit repräsentiren, und daher nicht nur die wissenschaftlich begründete und erfahrungsmäßig bewährete Wirksamkeit der Heilquellen und Seebäder an sich, sondern auch die sowohl in das Gebiet der Verwaltung, als in das der Industrie gehörenden Einrichtungen zur allgemeinen Kenntniß bringen, da leztere die Heilresultate mächtig begünstigen und den Arzt, wie den Kranken, gar oft bei der Wahl des Kurortes bestimmen.“ Bei dem großen Eifer, mit welchem in gegenwärtiger Zeit die Balneographie betrieben wird, bei dem jedem praktischen Arzte sich fühlbar machenden Bedürfnisse, sich stets mit den Fortschritten dieses Zweiges der praktischen Heilkunde bekannt zu erhalten, und bei der Masse von dahin gehörigen literarischen Erscheinungen, die theils als besondere Monographien, theils als kleinere Abhandlungen in Zeitschriften zerstreut sind, wobei den Meisten der Zeit- und Kostenaufwand zu schwer fällt, als daß sie jenem Bedürfnisse gehörig Genüge leisten könnten, ist gegen ein Unternehmen, wie es die Herausgeber beabsichtigen, an sich nichts einzuwenden. Um den ausgesprochenen Zweck zu erreichen, wäre durchaus nothwendig gewesen, nicht bloß Originalaufsätze zu liefern, sondern vorzüglich eine regelmäßige kritisch-referirende Uebersicht sämmtlicher balneographischen Schriften und zerstreuten Aufsätze, die überhaupt einer Beobachtung werth sind, zu geben. Nur auf diese Weise hätten wir ein vollständiges Archiv über das betreffende Fach erhalten, und ein solches muß man wünschen, wenn einem verhältnißmäßig sehr begrenzten Zweige einer weitumfassenden Wissenschaft ein eigenes periodisches Organ eröffnet wird. Uebrigens wären eigentliche Recensionen keineswegs nöthig, noch gerade erwünscht, aber ein Jahresbericht über das deutsche Bad- und Brunnenwesen nach Art derer, wie sie von Berzelius für die Chemie, von Valentin für die Physiologie geliefert werden, wäre eine unerläßliche Bedingung, wenn die Herausgeber das ausgesprochene Ziel nicht außer Augen verlieren wollen.

Der Gehalt der einzelnen, größtentheils von Badärzten geschriebenen Aufsätze, welche in den beiden Jahrgängen enthalten sind, ist ein ziemlich verschiedener; einige sind sehr schätzbare Beiträge zur Balneographie. Abhandlungen, welche den allgemeinen Theil dieses Faches betreffen, sind mir nur zwei aufgestoßen, einer von Dr. Brück, der die Vorzüge der natürlichen Mineralwasser gegenüber von den künstlichen hervorhebt, und einer von Dr. Kalisch, welcher hauptsächlich der Darlegung des Bedürfnisses der vorliegenden Zeitschrift gewidmet ist. Von dem andern Herausgeber, E. v. Gräfe, findet sich gar kein Beitrag vor. Alle Aufsätze, mit Ausnahme der beiden genannten, betreffen einzelne Kurorte: Warmbrunn, Reinerz, Altwasser, Landeck, Langenau, Cudova, Flinsberg, Greuben und Salzbrunn in Schlesien, Aachen und Burtscheid in Rheinpreußen, Gleißen in der Mark Brandenburg, Ems, Wiesbaden, Schwalbach, Schlangenbad, Weilbach, Kronthal, Soden in Nassau, Franzensbad, Karlsbad, Marienbad, Teplitz in Böhmen, Alexisbad in Anhalt-Bernburg, Meinberg im Lippeschen, in den hessischen Staaten Homburg, Neudorf und Salzhausen, Langenbrücken in Baden, Kissingen in Bayern, und von deutschen Seebädern Norderney und Travemünde. Zur ferneren Berücksichtigung empfehle ich vorzüglich Pyrmont, Rippoldsau und Brückenau, Baden in Oesterreich, Wildbad und Gastein, Ischl und Baden-Baden, Doberan, Helgoland und Wangeroge, die wohl gleichfalls als ebenbürtig neben den genannten zuvor anzuerkennen sind. Auch dürfen gewiß mehrere Kurorte der Schweiz Anspruch darauf machen. Schließlich habe ich noch den Wunsch auszusprechen, daß die Herausgeber bei der Redaktion dieser Jahrbücher von einem streng wissenschaftlichen Standpunkte ausgehen möchten, womit mir die Aufnahme der „medicinischen Novelle: Ein Taranteltanz in Wiesbaden und seine Heilung“ nicht zu vereinigen scheine. So unterhaltend sich auch diese Novelle liest, so erregt sie doch gerechte Bedenken, ob die Einführung einer solchen poetischen Darstellungsweise in die medicinische Wissenschaft der lezteren frommen könne, indem es dabei unmöglich wird, zu bestimmen, wo die Grenzscheide zwischen Wahrheit und Dichtung zu suchen sey.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 40.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 16. April 1838.

Bade - Literatur.

6) Zur Geschichte Schwalbachs, oder Schwalbach sonst und jezt. Von Dr. H. Fenner v. Fenneberg. Darmstadt, 1836. 12.

Von Kurorten gilt nicht wie von Hausfrauen das Sprichwort, daß es ihnen zur Empfehlung gereicht, wenn man wenig von ihnen spricht. Ebendarum wuchert unsere Badeliteratur so üppig empor, darum benutzen die Priester der heilbringenden Najaden jede sich darbietende Gelegenheit, ihr Lob zu besingen, und wo sich keine von selbst darbietet, wissen sie sie zu schaffen. Es ist dies schon so weit gediehen, daß der einzelne Badearzt kaum zurückbleiben kann, ohne befürchten zu müssen, daß die Rührigkeit seiner Collegen gegen sein bescheidenes Schweigen den Sieg davon trage. Sonst berühmte Kurorte kommen in Abgang, weil das Andenken an sie nicht immer von Neuem wieder aufgefrischt worden ist. So sind die Stahlquellen von Spaa und Pyrmont jezt ziemlich verlassen, und der alte Glanz dieser Orte ist geschwunden, während Schwalbach u. a. zu immer höherer Blüthe gedieh. Der Verfasser lernte es zu einer Zeit kennen, wo es tief gesunken war und hinsichtlich seiner Einrichtungen kaum noch den Namen eines Bades verdiente. Diese frühere Zeit benuzt er nun als Folie für eine Schilderung des jetzigen Zustands von Schwalbach, dessen glücklichere Periode mit der Vereinigung mit dem Herzogthum Nassau begann, das seine der Erde entquellenden Schätze so wohl zu benutzen versteht. Ich bezweifle nicht, daß die Schrift für Manchen, der mit diesem Kurort näher bekannt wurde, eine angenehme Lektüre seyn wird, obgleich der phrasen- und blumenreiche Styl des Verfassers öfters anwidert. Eigentlich wissenschaftliche Belehrung darf man in der Schrift nicht suchen, wiewohl der Verfasser die Verschiedenheiten der einzelnen Quellen Schwalbachs und die Bestimmungsgründe für die Wahl der einen und der andern berührt; hier besonders ist die schwülstige Darstellungsweise unangenehm; wenn man wissenschaftliche Gegenstände bespricht, ist es Pflicht, sich einer nüchternen und bestimmten Sprache zu befleißigen und imposanter, jedoch keinen entschiedenen Begriff gebender Ausdrücke zu enthalten, die unser Verfasser vorzugsweise zu lieben scheint. Auch bei ihm spukt noch häufig der Brunnengeist, dessen vollständige Austreibung einmal an der Zeit wäre.

Gelegentlich ertheilt der Verfasser den Engländern große Lobsprüche, und man sieht, wie sehr es ihm darum zu thun ist, sie nach Schwalbach zu locken. Zu diesem Zweck widmet er ihnen folgende französische Schrift: 7) Schwalbach et ses environs, suivi d'observations sur le caractère de ses eaux minerales et la manière de s'en servir. Par Fenner de Fenneberg etc. Darmstadt, ohne Jahrszahl. 12.

8) Die Heilquellen zu Kissingen im Königreiche Bayern. Beschrieben von Dr. Joh. Wendt, königl. preuß. geh. Rath u. s. w. zu Breslau. Breslau, 1837. gr. 8.

9) Kissingens Bäder und Heilquellen. Ein Taschenbuch für Kurgäste und Aerzte. Von Dr. F. A. Balling, k. b. Brunnenarzt. Mit einem Plane von Kissingen. Stuttgart, 1837. 8.

10) Die Heilquellen des Kissinger Saalthales. Physisch, chemisch und therapeutisch beschrieben von Dr. Eisenmann, Erlangen, 1837. 8.

Wir erhalten hier auf einmal drei Schriften über einen Kurort Süddeutschlands, dessen Quellen zwar schon lange bekannt und benuzt sind, aber doch erst neuerlich innerhalb weniger Jahre sich einen außerordentlichen Ruf verschafft haben. Als der jezt am meisten beschäftigte Badarzt Kissingens, Dr. Maas, im Jahr 1814 dahin kam, betrug die Zahl der Kurgäste dieses Jahres 173;

von da an stieg sie in anhaltender Progression, so daß 1836 nicht weniger als 2053 Kurgäste dasselbe besuchten. In noch viel höherem Maße aber hat der Verbrauch des versendeten Wassers sich gesteigert. Zu diesem schnellen Emporblühen trugen verschiedene zusammenwirkende Umstände bei. Hierunter scheint mir Eisenmann mit Recht den in neuern Zeiten herrschenden Krankheitsgenius voranzustellen. Außerdem wirkten aber mehrere Schriften zu dem Emporblühen Kissingens ein, indem sie die Aerzte Deutschlands auf die Bedeutung der dortigen Quellen aufmerksam machten, vor Allem die Brunnenschrift von Maas, die im Jahr 1820 und in zweiter Auflage 1830 erschien, sodann die von Wetzler, dessen Empfehlungen bei der Autorität, die er sich in der Balneographie errungen hat, von großem Einfluß seyn mußten, endlich die von dem verstorbenen geh. Rath Siebold in Berlin, dessen warme Fürsprache Kissingen besonders aus dem nördlichen Deutschland viele Gäste zuführte. Ferner war es förderlich, daß man die Vortheile kennen und benützen lernte, welche die Verschiedenartigkeit der dortigen Mineralquellen an die Hand gibt. Und endlich vereinigt sich damit der glückliche Zufall, daß der Badepacht zwei Männern überlassen wurde, welche die für eine solche Stellung erforderlichen Eigenschaften in ausgezeichnetem Grade besaßen, und der mächtige Hebel des Hazardspiels. Erst in neuester Zeit beginnt auch die bayrische Regierung mehr dafür zu sorgen, daß Kissingen würdig in die Reihe unserer ersten Kurorte einrücken kann, wozu die so eben erschienenen Schriften von Wendt, Balling und Eisenmann das Ihrige beizutragen nicht verfehlen werden. Diese correspondiren in gewisser Art den vorhingenannten früheren, wir haben wieder eine von einem am Orte selbst fungirenden Arzte verfaßte (Balling — Maas), eine von einem benachbarten Arzte herrührende (Eisenmann — Wetzler), und eine, die ein von weiter Ferne her sich für die Quellen besonders interessirender berühmter Arzt bekannt zu machen sich gedrungen fühlte (Wendt — Siebold). So äußerlich auch der Umstand, auf den sich diese Zusammenstellung stützt, so ist er doch insofern ein nicht gleichgültiger, als darnach der Standpunkt der verschiedenen Verfasser ein ganz anderer war, und als dieser Standpunkt rücksichtlich der Unbefangenheit und der Bedeutung ihres Urtheils nicht ohne Gewicht ist. Erfreulich ist es für Kissingen, daß drei Aerzte von anerkanntem Rufe, deren Verhältniß zu dem Kurorte so verschieden ist, sich in der öffentlichen Anerkennung von dessen hohem Werthe begegnen.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich auf eine vergleichende Darstellung des Inhalts der oben genannten drei Schriften mich einlassen. Ich begnüge mich deßhalb mit einigen allgemeinen Bemerkungen. Die Arbeiten von Wendt, Balling und Eisenmann nehmen unbezweifelt unter unseren bessern Brunnenschriften ihren Platz ein und dienen einander zu gegenseitiger Ergänzung und Berichtigung, so daß ich nicht behaupten möchte, eine davon mache die beiden andern überflüssig. Wendt und Eisenmann schrieben für Aerzte, Balling nach der gewöhnlichen Art seiner Collegen für Aerzte und Brunnengäste zugleich, was ich auch hier wieder für unpassend erklären muß; ein Theil seiner Schrift wird für leztere großentheils unverständlich und viel zu weitläufig seyn, während die ersteren an dem andern vielen unnöthigen Ballast bekommen. Diesen Uebelstand hätte er um so leichter vermeiden können, da er ein eigenes Werk für Aerzte zu liefern verspricht. Alle drei Verfasser bringen die zu Kissingen noch bestehenden Uebelstände und Mängel offen zur Sprache und machen — freilich zum Theil sehr abweichende — Vorschläge zu ihrer Beseitigung, die hoffentlich nicht unbeachtet bleiben werden. Wendt und Balling machen namentlich Hoffnung, daß künftighin wegen der Diät zweckdienliche Anordnungen getroffen werden sollen. Es ist dies ein Punkt, dessen Wichtigkeit nicht oft genug kann ins Gedächtniß zurückgeführt werden, daher es keiner Entschuldigung bedürfen wird, wenn ich aus den Bemerkungen, welche ein so gefeierter Arzt, wie Wendt, darüber macht, Folgendes aushebe: „Die Kranken sind in jedem Heilorte der erste Gegenstand der öffentlichen Sorge, und jede andere Maßregel muß dieser untergeordnet werden; daher ist die Einrichtung der Tafel niemals nach dem Wunsche der Gesunden, sondern nach dem Bedürfnisse der wirklichen Brunnengäste einzurichten; die wirklichen Kurgäste sind in dem Badeorte der Mittelpunkt, welchem jede andere Rücksicht untergeordnet werden muß. Alles, was zu der Brunnendiät nicht paßt, muß von der Wirthschaft wegbleiben, weil es unrecht wäre, die Lüsternheit der einzelnen Kranken in Versuchung zu führen und sie dadurch ungekannten Gefahren preiszugeben. Das alte Karlsbad kann hier als Beispiel empfohlen werden, wo nicht leicht an den verschiedenen Wirthstafeln etwas aufgetragen wird, was in diätetischer Rücksicht nicht die strengste Probe aushält."

11) Die Heilkräfte der warmen Quellen zu Wildbad im Königreiche Würtemberg. Nach den in den lezten zwei Decennien gesammelten Erfahrungen dargestellt von Dr. Jakob Fricker, Bade- und Amtsarzt in Wildbad. Mit 3 lithographirten Ansichten. Ludwigsburg, 1837. gr. 8.

Die Mineralquellen, von welchen diese Schrift handelt, die in Deutschland nur in denen des Wildbads Gastein ein Analogon finden, und die durch ihre ausgezeichneten Heilkräfte ein Recht auf eine der ersten Stellen

unter unsern sämmtlichen Brunnenanstalten haben, sind viel weniger bekannt als viele andere von weit untergeordnetem Rang, weil seit langer Zeit nichts auf literarischem Wege gethan worden ist, um ihrer therapeutischen Bedeutung die gehörige Anerkennung zu verschaffen, und die einzige Schrift, welche wir darüber besitzen, die aber schon im Jahr 1811 erschienen ist, gerade in der angeführten Beziehung ungenügend ist. Die hier vorliegende nun ist bestimmt, diese sehr fühlbare Lücke auszufüllen, und entspricht im Ganzen diesem Zwecke gut. Lobenswerth ist es, daß der Verfasser durch die auf eine lange Erfahrung gestüzte Ueberzeugung von den außerordentlichen Heilwirkungen seiner Quellen sowohl beim innerlichen als beim äußerlichen Gebrauch sich nicht zu einer ungemessenen Anpreisung derselben hinreißen ließ, sondern sich bemüht, ihre Wirkungssphäre möglichst bestimmt festzustellen. Wenn er zu dem Ende, statt seine Reflexionen über die Summe seiner vieljährigen Beobachtungen vorzulegen, mehr nur eine charakteristische Auswahl der leztern mittheilt, so möchte ich dieses nicht tadeln, da zwar auf diesem Wege die Auffassung jener Wirkungssphäre dem Verständnisse des Lesers nicht ganz nahe gelegt ist, dabei aber doch mehr ein objectives Bild derselben uns entgegentritt, das bei einer Quelle, die noch so wenig von ärztlicher Seite besprochen worden ist, wahrscheinlich einem durch die Einmischung der subjectiven Ansichten des Mittheilenden leicht mehr oder weniger getrübten Bilde vorzuziehen ist. Sicherlich wird die vorliegende Schrift das Zuströmen von Kurgästen, welches schon in den lezten Jahren so stark war, daß oft kaum eine Unterkunft zu finden war, noch vermehren; möchte bald dafür gesorgt werden, daß eine noch größere Anzahl Aufnahme finden kann, und möchte die großartige Umgestaltung, welche die würtembergische Regierung in diesem wichtigen Schwarzwaldbade vorzunehmen beabsichtigt, recht bald verwirklicht werden!

12) Ueber die Bestandtheile und Entstehung der Mineralquellen. Eine naturwissenschaftliche Abhandlung von Carl Löwig, Dr. und Prof. in Zürich. Auch unter dem Titel: Die Mineralquellen von Baden im Kanton Aargau, in physikalisch-chemischer Beziehung beschrieben ꝛc. Zürich, **1837. 8.**

Dieser, einen ziemlich verschiedenen Gegenstand bezeichnende Doppeltitel erklärt sich daraus, daß der Verf. in der vorliegenden Schrift die Resultate seiner physikalisch-chemischen Untersuchung der Badener Mineralquellen niedergelegt, diese Veranlassung aber zugleich benuzt hat, um seine Ansichten über die Entstehung und die Bestandtheile der Heilquellen überhaupt aus einander zu setzen. Der Gegenstand ist an sich so interessant und von dem Verf. so vortrefflich und klar abgehandelt, daß jeder Gebildete, der nicht aller naturwissenschaftlichen Vorkenntnisse beraubt ist, die vorliegende Arbeit mit Vergnügen durchlesen wird; besonders aber ist sie Aerzten zur Lektüre zu empfehlen, von denen Viele daraus eine lichtvollere Ansicht über manche wichtige Punkte, die ihnen in einem unsichern Dämmerlichte erscheinen, schöpfen können. Der Verfasser sucht, wie sich bei dem Standpunkte, von dem er ausgeht, zum Voraus erwarten läßt, die Entstehung der Mineralwasser auf bekannte Naturkräfte und Gesetze zurückzuführen, und dieser Versuch ist ihm, nach meiner Meinung, so gut gelungen, daß es Unbefangenen keinen Kampf kosten kann, seinen Ansichten beizupflichten, wenn sie dabei auch auf Meinungen verzichten müssen, die vielleicht ihrer Phantasie besser zusagen. Schon in der Vorrede äußert sich der Verfasser über die oben bezeichnete, durch die ganze Schrift vorwaltende Tendenz und zieht gegen die geisterseherischen Brunnenschriftsteller zu Felde. „Das Auftreten gegen die in den meisten Brunnenschriften sich bis zum Ekel vorfindende, mystische Richtung wird von einem Chemiker natürlich erscheinen. Man zuckt über die Justinus Kerner'schen Verirrungen die Achseln, und solche Kernerianer findet man die Menge unter den Schriftstellern über Mineralquellen. Ist denn die Annahme vom Besessenseyn eines Menschen eine größere Abgeschmacktheit, als die vom Besessenseyn eines Mineralwassers? Es ist ein trauriges Zeichen der Zeit, daß so häufig das Gefühl das Bestimmende seyn darf bei der Beurtheilung von Gegenständen, wo bloß der Verstand herrschen sollte. Bald kommt es dahin, daß man vor jedem Tropfen Wasser, welcher aus der Erde hervorquillt, in Ausrufungen und Zuckungen verfällt, so daß man ohne das Riechfläschchen sich nicht mehr zur Stube hinaus wird wagen können. Würden doch die Schriftsteller über Mineralquellen bedenken, wie höchst unnöthig es sey, das Publikum mit bloßen Deklamationen zu unterhalten. Es ist eine unleugbare Wahrheit: die Mineralquellen üben auf den Organismus eine oft höchst bedenkliche Wirkung aus. Des Gelehrten Aufgabe ist nun, Alles zu beachten, was zur Erklärung dieser Wirkung beitragen kann. Hierzu gelangt man durch Beobachten, aber nicht durch Phrasenmacherei."

13) Vertheidigung der Ostseebäder gegen die Verunglimpfungen mehrerer Aerzte, besonders des Hrn. Dr. Mühry, und Nachtrag zu meiner Badeliteratur, von J. D. W. Sachse, großh. meckl.-schwerinischem Leibarzt u. s. w. Schwerin, **1837. 8.**

Schon bei einer früheren Gelegenheit habe ich die großen Verdienste des Verfassers um die Balneographie

hervorgehoben, und das Lob, was ich seinem frühern Werke: über die Wirkungen und den Gebrauch der Bäder u. s. w. spendete, kann ich auch diesem kleinen Schriftchen nicht vorenthalten, in welchem er die Angriffe, welche neuerlich zu Gunsten der Nordseebäder gegen die der Ostsee gerichtet worden sind, gebührend zurückweist.

R.

Mythologie.

1) Vollständiges Wörterbuch der Mythologie aller Nationen, von Dr. W. Vollmer. In einem Bande. gr. 8. Stuttgart, Hoffmann, 1836.

Der Verfasser entschuldigt am Schluß der lezten Lieferung die vielfachen Ausstellungen, die an den frühern gemacht wurden, damit, daß er kein Hülfswerk für den Mann von Fach, sondern nur für den Laien habe schreiben wollen. Wenn damit auch nicht alle kleine Unrichtigkeiten gerechtfertigt sind, so muß man die Entschuldigung doch im Allgemeinen gelten lassen. Für den Laien bedurfte es nur eine möglichst klare Beschreibung und Erzählung dessen, was von den einzelnen mythologischen Personen und Gegenständen zu wissen ist, nicht einer gründlichen Citirung der Quellen und gelehrten Zubehör; und der Verfasser hat wirklich viele Mythen recht gut erzählt und dem Gedächtniß eine unermeßliche Menge von Bildern auf eine möglichst einfache Weise eingeprägt. Allein was wir, abgesehen von einzelnen offenbaren Unrichtigkeiten und Nachlässigkeiten, im Ganzen vorzüglich an dieser Sammlung tadeln, ist ihre Ungleichförmigkeit. Der Buchstabe A umfaßt 404 Seiten, mehr als den vierten Theil des Ganzen, denn das Ganze hat nur 1558 Seiten. Wenn nun auch wirklich bei den Namen, die später im Alphabet vorkommen, manches abgekürzt werden konnte, weil es schon bei einem frühern Namen erwähnt worden war, so rechtfertigt dies doch immer noch nicht das erstaunliche Mißverhältniß zwischen A mit 404 und S mit nur 62 Seiten, da S bekanntlich der reichste Buchstaben im Alphabet ist. Man sieht, die Arbeit wurde mit großer Ausführlichkeit angelegt und mit großer Eile beendigt. Ein zweites Mißverhältniß ist in den Rubriken. Wenn der Verfasser mit Recht sagt, daß Laien des gelehrten Beiwerks nicht bedürfen, das nur für Männer von Fach von Interesse sey, so möchten wir ihn fragen, warum er gleichwohl jedem Hunde des Actäon und jeder Tochter des Danaos einen eignen Artikel gewidmet hat, da es doch gewiß nie einem Laien, sondern höchstens einmal einem minutiösen Mann vom Fach einfallen wird, sich nach dem Namen derselben zu erkundigen. Alle diese Namen hätten unter den zwei Artikeln Actäon und Danaos angeführt werden können, und dann wäre aller weiterer Raum erspart worden. Je reicher dieses Werk durch 129 Kupfertafeln mit Umrissen aus der Götterlehre aller Nationen ausgestattet ist, um so mehr wäre eine sorgfältigere und consequentere Behandlung des Textes wünschenswerth gewesen.

2) Der Olymp, oder Mythologie der Aegypter, Griechen und Römer. Zum Selbstunterricht für die erwachsene Jugend und angehende Künstler, von A. H. Petiscus, Professor. Sechste, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 53 Abbildungen. Berlin, Amelang, 1837. XII u. 336 S.

Der Verfasser dieses mythologischen Werkes sah wohl ein, daß das Studium dieses interessanten Zweiges der Alterthumswissenschaft von Seite der Studirenden nicht vernachlässigt werden dürfe, daß man aber diesen auch nicht jedes Buch in die Hände geben könne, ohne besorgt seyn zu müssen, daß in denselben Vorstellungen geweckt werden, die man gerne entfernt zu halten sucht. Er hat sich deßhalb bemüht, hier ein Buch zu liefern, welches ohne Gefahr jungen Leuten beiderlei Geschlechts zur unterrichtenden Lektüre überlassen werden kann. Erzählungen, welche für das jugendliche Alter keinen Nutzen haben, und deren Anstößigkeit ihm nicht zu umgehen schien, sind weggeblieben. Was Auswahl und Anordnung anbelangt, können wir den Verfasser nur loben; bedauern müssen wir, daß er auf die Symbolik nicht mehr Rücksicht nahm, und eine, wenn auch gedrängte Deutung der einzelnen Mythen beifügte, welche den Werth seines Buches bedeutend erhöht hätte. Wir wissen sehr wohl, daß die Ansichten der Gelehrten über die Bedeutung der meisten Sagen noch sehr getheilt sind; allein ein großer Theil der schönsten Mythen ist so einfach, daß der Sinn derselben fast von den meisten Forschern richtig erkannt wurde, und von diesen hätten wir wenigstens einige Bemerkungen am Schlusse der Erzählung gewünscht. Ferner würde der Verfasser viele Sagen richtiger dargestellt haben, wenn er auf die Resultate, zu welchen die Forschungen eines Welcker, Müller und Schwenck führten, mehr Rücksicht genommen, und sich wenigstens von dem Vorurtheile losgesagt hätte, als seyen die griechischen Götter größtentheils orientalischen Ursprungs.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 41.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 20. April 1838.

Mythologie.

3) Vorhalle zur griechischen Geschichte und Mythologie. Von Johann Uschold, Professor am königl. bayerischen Gymnasium in Straubing. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1838. XVI und 611 Seiten. 8.

Bei dem großen Eifer, welcher in den lezten vierzig Jahren dem Studium der klassischen Alterthumskunde zugewendet wurde, konnte die Geschichte der Heidenzeit der Griechen nicht unbeachtet bleiben. Sie hat mehrere eifrige Bearbeiter gefunden, und erst in unsern Tagen hat ein durch Geist und Gemüth gleich ausgezeichneter Dichter, Gustav Schwab, die schöne Aufgabe unternommen, die anmuthigen Sagen der griechischen Vorwelt in eine für Studirende und gebildete Leser geeignete Form zu kleiden. Allein so viel zur Vervollständigung des Stoffes geschah, so wenig wurde bisher auf die Bedeutung des Inhaltes gesehen. Ja, die Gelehrten sind nicht einmal hierin einig. Während Einige Alles, was vor dem Zuge der Herakliden liegt, als ein für uns unlösbares Räthsel unbeachtet lassen, glauben Andere, alle Sagen buchstäblich als historische Wahrheit nehmen zu können, wenn sie das poetische Gewand entfernten, in welches die Dichter dieselben gehüllt haben sollen. Selbst unter den Alten herrschte diese Ansicht, und so sehr der große Geschichtschreiber Thukydides davon überzeugt war, daß die Urgeschichte seines Volkes nicht buchstäblich genommen werden dürfte, so konnte er sich doch nicht von der gewiß höchst unrichtigen Annahme lossagen, daß Alles, was in denselben den Verhältnissen der Menschen widerspricht, und abenteuerlich erscheint, es ursprünglich nicht gewesen, sondern es nur durch die Vergrößerung und die Ausschmükkung der Dichter geworden sey. Wäre diese Ansicht gegründet, so bestünde die Aufgabe desjenigen, welcher die Sagengeschichte der Griechen mit der Fackel der Kritik beleuchten wollte, darin, Alles zu entfernen, was sich mit der Wirklichkeit nicht in Einklang bringen läßt. Allein die Unstatthaftigkeit einer solchen Verfahrungsweise liegt für jenen, welcher die Ergebnisse kennt, zu denen die pragmatisirenden Geschichtschreiber der Griechen auf diesem Wege gelangten, am Tage. Jeder unbefangene Forscher überzeugt sich bald, daß die Form der griechischen Sagen mit dem Inhalte zu innig verwachsen sey, als daß sie als leere Zugabe der Dichter davon getrennt werden könnte, ohne die Bedeutung oder den Sinn der Sagen selbst zu vernichten. Ungleich richtiger sahen jene Gelehrte, welche in den griechischen Sagen eine symbolische Ausdrucksweise verschiedener Erscheinungen und Ideen erkannten, und den Personen, welche in der Urzeit auftraten, eine symbolische Bedeutung beilegten. Aber auch hier sind die Ansichten wieder getheilt. Einige wollen in den Mythen nichts anders als die tiefsten philosophischen Wahrheiten erkennen, welche die alten Weisen und Gesetzgeber absichtlich in Bilder einkleideten, um sie dem rohen Haufen dadurch ehrwürdiger und einleuchtender zu machen; nach der Ansicht dieser Gelehrten ist die griechische Mythologie und Sagengeschichte das Werk einer bestimmten Klasse von Menschen, der gebildeten nämlich, d. h. der Priester, welche zugleich Dichter und Herrscher waren. Diese Annahme widerspricht aller Geschichte. Wer soll glauben, daß die Griechen in der Urzeit schon die größten Philosophen waren? Wie stimmt dies mit den Angaben überein, daß ihre politischen Einrichtungen anfänglich mangelhaft und ihre Kenntnisse selbst in den zur Erhaltung und Verschönerung des Lebens nöthigen Fertigkeiten geringe gewesen seyen? Läßt sich bei einem Volke, das erst anfängt, sich Bildung anzueignen, schon die höchste Einsicht in alle göttlichen und menschlichen Dinge voraussetzen? Wir konnten uns mit dieser paradoxen Ansicht nie befreunden. Andere suchten bloß in einigen Mythen philosophische Wahrheite und glaubten

in dem größern Theile einfache Naturerscheinungen verheimlicht zu sehen. Diese kamen der Wahrheit ungleich näher, und es wäre nur zu wünschen, daß sie mit Consequenz verfahren wären. Denn das Schwanken zwischen der philosophischen und natursymbolischen Erklärungsweise der griechischen Mythengeschichte machte es ihnen unmöglich, ihre Bemühungen überall von einem guten Erfolge gekrönt zu sehen, was um so weniger möglich war, da auch sie sich von der Annahme nicht trennen konnten, als enthalte denn doch ein Theil der griechischen Urgeschichte historische Personen und Fakta, die nicht in Zweifel gezogen werden könnten. Welcher dürfte unter allen Mythologen die richtigste Ansicht haben, „daß der griechischen Mythologie als ältester Theil ein hieratisches Natursystem, eine in sich zusammenhängende Kette von Anschauungen und Speculationen über die Natur, die in einer alterthümlichen Ausdrucksweise aufbewahrt wurden, zu Grunde liege, aber in dem Ganzen der Mythologie jetzt sehr zerstreut und zerstückelt sey." Es wäre zu wünschen, daß Hr. Prof. Welcker diese Ansicht, wenn es einmal seine übrigen Arbeiten erlauben, in einem ausführlichen Werke, nach allen Seiten begründet, dem Publikum vorlegte; indessen können wir schon mit den vielen Winken und Erklärungen, welche dieser scharfsinnige Gelehrte in seinen bisherigen, höchst anziehenden und ausgezeichneten Werken an verschiedenen Stellen einstreute, wo sich nämlich Veranlassung bot, vollkommen zufrieden seyn.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes theilt nicht bloß Welckers Ansicht von der Bedeutung und dem Inhalte der griechischen Mythologie, sondern dehnt dieselbe auch auf die Sagengeschichte aus. Viele Gelehrte haben zwar schon lange in einer Menge von Heroen Götter erkannt, und die Namen solcher Heroen für Prädikate erklärt, welche die Götter ehedem hatten, die aber im Laufe der Zeit von denselben getrennt wurden. Andere Heroen aber, und zwar die Mehrzahl derselben, hielten sie für Könige, deren Geschichte nur durch den Glanz der Dichtung ein eigenthümliches Gepräge erhalten hätte! Unser Verfasser erklärt die ganze Heldengeschichte nach Buttmanns Vorgange für mythisch, und behauptet, daß wir die Urzeit der Griechen bis auf die Wanderung der Herakliden nur unvollständig kennen, indem die Personen, welche in dieser Periode auftreten, und die Ereignisse, welche an ihre Namen geknüpft sind, einzelne Völkerzüge und Wanderungen ausgenommen, keine geschichtliche Bedeutung haben, sondern auf eine natursymbolische Grundlage zurückgeführt werden müssen. Um diese Behauptung zu begründen, wendet er sich im dritten Kapitel der Einleitung zur Betrachtung der ältesten Quellen der griechischen Sagengeschichte, und zeigt, wie ungegründet es sey, anzunehmen, die griechische Poesie wäre in dem achäischen Zeitalter plötzlich von der Verherrlichung der Götter zur Besingung der Thaten der Könige übergegangen. Er weist mit den triftigsten Gründen nach, daß die Helden-Poesie nur eine Fortsetzung derjenigen war, welche von den alten Tempel-Sängern begründet wurde. Natürlich mußte der Stoff, womit sich diese beschäftigten, den sie so vielfach gestalteten, in der achäischen Zeit unter andern Verhältnissen bei fortschreitender Bildung allmälig eine ganz andere Gestalt bekommen; es mußten bei der Art und Weise, wie diese Sänger die Thaten der Götter und der aus Prädikaten von Göttern entstandenen Heroen darstellten, dieselben allmälig ein solches Gepräge erhalten, daß man den Herakles nicht mehr für ein von Zeus nicht verschiedenes Wesen ansehen konnte, sondern ihn für einen kühnen Abenteurer halten mußte. Durch das vierte Kapitel, welches von den Folgen der menschlichen Darstellung der Götter handelt, sucht der Verfasser seine Ansicht noch weiter zu begründen, indem er zeigt, daß auch die olympischen Götter schon von Homeros auf eine solche Weise geschildert werden, daß, wären sie später durch andere verdrängt worden, die Griechen in der historischen Zeit dieselben eben so gut für Menschen angesehen haben würden, wie es den Heroen begegnete, und daß ihre symbolischen Thaten mit jenen der Heroen ein gleiches Schicksal gehabt hätten. Auch die zwei andern Kapitel der Einleitung beschäftigen sich mit sehr wichtigen Materien. In dem einen derselben wird das Verhältniß der verschiedenen Quellen der griechischen Sagengeschichte zu einander besprochen, in dem andern aber bemerkt, daß, wenn auf dem schwierigen Gebiete der geirchischen Sagengeschichte etwas Befriedigendes geleistet werden soll, vor allem gewisse Anhaltspunkte festgestellt werden müssen, wie sie der Geschichtschreiber des Mittelalters für diesen Theil der Geschichte längst entwickelt vorfindet. Vor allem muß nach unserm Verfasser ermittelt werden, wessen Ursprungs die griechische Mythologie ist, und was sie enthalte? Er tritt hier, in Bezug auf den Ursprung der griechischen Mythologie, der Ansicht von C. O. Müller bei, daß die Sagen von ägyptischen und phönizischen Colonisten, welche Griechenland entwildert haben sollen, irrig aufgefaßt wurden, und erklärt sich dahin, daß die griechische Mythologie rein griechischen Ursprunges sey, und deßhalb nicht aus der ägyptischen oder phönizischen erklärt werden könne. Was die Bedeutung der griechischen Götter anbelangt, so stimmt er einer von Platon vorgetragenen Angabe bei, daß die ältesten Einwohner von Griechenland Sonne und Mond, den Morgen- und Abendstern ursprünglich als Götter verehrten, daß aber später auch das Meer und die Flüsse und Seen, so wie der Okeanus eigene Gottheiten erhielten. Die Namen, womit Sonne und Mond angerufen und bezeichnet wurden, konnten nicht bei allen Stämmen dieselben seyn, sondern bei der großen Macht

und Wirksamkeit, welche man den zwei großen Lichtkörpern an verschiedenen Orten beilegte, mußte eine Menge von Namen erscheinen, aus denen später, wo man unter jedem Namen ein besonderes Wesen sich dachte, eine Menge von Göttern hervorging, von denen die meisten später eine untergeordnete Stellung erhielten, und für Heroen galten. Aus diesen zwei Umständen leitet der Verfasser nun die Anhaltspunkte ab, welche dem Mythenforscher als Leitsterne dienen sollen. Er muß nämlich die Mythengeschichte der Helden stets mit jener der Götter zusammenstellen, weil ihm diese allein den Schlüssel zum Verständniß der erstern gibt, und das Leben und die Thaten der einzelnen Heroen von ihrer Geburt bis zum Ende ihres Daseyns verfolgen, alle körperlichen Eigenschaften, alle geistigen Vorzüge, alle Gegenstände, welche sie besitzen, alle Orte, wo sie sich aufhalten, sorgfältig beachten, und bei jedem einzelnen Umstande, bei jeder That hinweisen, welche Bedeutung dieselbe in der Mythologie habe, um daraus die Bedeutung dieses oder jenes Heros bestimmen zu können. Nach diesen Ansichten erörtert der Verfasser in 27 Kapiteln, welche dieser erste Theil enthält, eine Reihe von Erscheinungen, welche auf diese Weise, so räthselhaft sie beim ersten Anblick erscheinen, Bedeutung bekommen.

4) Die Heldensagen der griechischen Vorzeit. Oder ausführliche Darstellung des mythisch-heroischen Zeitalters der Griechen. Zugleich eine nothwendige Ergänzung zu jeder griechischen Mythologie und Geschichte. Von Ferdinand Werther, Prediger zu Gefell. Erster und zweiter Theil. Berlin, **1837.**

Der Verfasser des vorliegenden Werkes hat zwar eine ziemlich vollständige Uebersicht der gesammten griechischen Heroensagen geliefert, allein keineswegs die frühere Gestalt eines Mythus von der spätern Erweiterung gesondert. Er erzählt, indem er die Angaben verschiedener Zeiten mit einander verknüpft, wie wenn die Mythengeschichte durchaus eine historische Grundlage hätte. Insofern hat er freilich für die Wissenschaft nicht viel geleistet, und diejenigen gebildeten Leser, welche sich über die Bedeutung der einzelnen Sagen Aufschlüsse verschaffen wollen, sind noch immer an die mythologischen Wörterbücher von Nitsch und Gruber oder an andere wissenschaftliche Werke gewiesen. Die Erzählung und Behandlung des Ganzen ist übrigens so einfach, daß das angeführte Werk für solche Freunde des Alterthums, welche nichts als Uebersicht der vorzüglichsten griechischen Mythen suchen, es mit großem Interesse lesen werden. Die Ausstattung gereicht dem Verleger zu großer Ehre. Möchte nur auch der Verfasser seinem Werke bei einer neuen Auflage eine mehr wissenschaftliche Gestalt geben!

d.

Bade-Literatur.

14) Betrachtungen, Erfahrungen und ihre Ergebnisse zur Begründung der Wasserheilkunde, hauptsächlich in Folge allerhöchsten Willens nach einem längern Aufenthalte in der Wasserheilanstalt des V. Prießnitz zu Gräfenberg dargestellt von **Dr.** Ed. Schnizlein. München, Franz, **1838.**

So eben kommt uns diese neue Schrift über die Gräfenberger Anstalt zu, die wir in den letztern Nummern dieser Blätter besprochen. Sie ist von einem praktischen Arzt verfaßt, der aus höherm Auftrag jene Anstalt besucht hat. Sie bestätigt das bereits Bekannte und fügt vom Standpunkte des Arztes aus Bemerkungen über die einzelnen Krankheiten hinzu, die besonders in jener Anstalt geheilt werden können. Im Allgemeinen spricht er sich sehr günstig über die letztere und über den Vorsteher derselben aus. Den meisten Werth scheint er auf das Schwitzen zu setzen, und was er darüber sagt, dürfte vielleicht manchem Leser von Interesse seyn: „Man muß vor Allem in Ueberlegung ziehen, daß in Gräfenberg das Schwitzen auf eine völlig eigenthümliche, der bisher gewöhnlichen geradezu entgegengesetzte Weise bewerkstelliget wird. Denn während zu diesem Zweck überall und vor Allem warmes Wasser, oder Theeaufgüsse oder kräftige Arzeneien gereicht, und überdieß die Bett-Zimmer oder Dampf-Wärme angewendet werden, erzielt man hier dasselbe durch einwickeln des Patienten in wollene Decken, oder wenn dies nicht hinreicht, in Leinwand, die in kaltes Wasser getaucht und stark ausgerungen worden ist; man läßt während des Schwitzens kaltes Wasser trinken, und dazu bei einigermaßen milder Witterung, um reine Luft, in der der Kranke so viel wie möglich verweilen soll, zuzulassen, die Fenster öffnen. Während demnach dort durch fremde, von Außen mitgetheilte Wärme der Magen, das Blut und all Eingeweide zugleich mit erhitzt werden, nimmt diese Art der Schweißerregung nur die eigene Wärmethätigkeit des Körpers in Anspruch, es wird die organische Wärme nur zusammengehalten, und die innern Organe, von denen besonders die Lungen zu berücksichtigen sind, bleiben durch das genossene frische Wasser, auf einem verhältnißmäßig niederen Temperaturgrade. Deßhalb wirkt dieses Schwitzen nicht so ermattend, alle organischen Gebilde erweichend und verweichlichend,

wie jenes, und wird, wie man sich in Gräfenberg täglich überzeugen kann, monatelang Tag für Tag fortgesezt, ohne die Kräfte des Kranken sonderlich zu beeinträchtigen, ja dieser nimmt unterdessen an Muskelkraft fortwährend zu. Dies verrückt den ganzen Standpunkt, von dem aus man das Schwitzen von jeher zu betrachten gewohnt war, und eröffnet der Sache einen ganz neuen Gesichtskreis von eigenthümlichen Erfahrungen. Der zum Beginne der Kur auch weniger schwitzende Kranke nimmt erst ein Halbbad in einer kleineren Wanne, die vier bis sechs Zoll hoch mit Wasser von 12 bis 15° R. gefüllt ist, wobei der Patient seinen ganzen Körper mit den nassen Händen abreibt, den Rücken auch von dem Badediener oder Dienerin abreiben läßt. Bei schwächlichen und wasserscheuen Personen ist dies fürs erste Mal genug. Andere, wenn sie im abgeschreckten Wasser sich den Schweiz abgerieben haben, gehen nun in das ganz kalte Wasser der danebenstehenden größeren Wanne, tauchen darin unter und gehen sogleich wieder zu dem nur um einige Grade wärmeren Wasser zurück, das nun ihrem Gefühle sehr behaglich warm scheint. So macht jeder an sich selbst das Experiment, daß das Wasser von derselben Temperatur dem Gefühle erst unangenehm kalt und einen Augenblick darauf angenehm warm vorkommt, zum Beweis, wie sehr das Gefühl von Wärme und Kälte relativ sey und innerhalb gewisser Grenzen auf dem Unterschiede zwischen den Temperaturgraden des Körpers und seiner umgebenden Medien beruhe. Erst nachdem der Patient einigermaßen an das Bad im abgeschreckten Wasser und darauf an die ebenerwähnte Prozedur gewöhnt, und physisch und moralisch mehr gekräftiget ist (denn auch das leztere Moment ist eine Sache von großem Einfluß), erst dann, nach einigen oder vielen Tagen wird er (natürlich nur in chronischen Fällen) zum alleinigen und unmittelbaren Gebrauch der Abwaschungen im kalten Wannenbade zugelassen. Und auch jezt taucht der Kranke, nachdem er Gesicht und Brust schnell benezt hat, anfangs nur unter, und verläßt das kalte Bad; erst allmälich und nach einiger Zeit bleibt er darin eine, zwei, drei Minuten; selten fünf bis acht Minuten, oder mehr, und dies nur, wenn bei bedeutender Vertragsfähigkeit des Körpers durch diese und andere Unternehmungen, wie z. B. das Sturzbad, keine bemerkbare Gegenwirkung und Aufregen, kein Anlassen zu einer Krise eingetreten ist. Wer es noch nicht gewohnt ist, mit Schweiß bedeckt ins kalte Bad zu gehen, kann sich anfänglich eines Schauderns nicht erwehren; Viele auch nicht, wenn sie es bereits gewohnt sind. Ist die Haut kräftiger, ihre Wärmecapacität größer geworden, so empfindet der Patient, auch wenn er schon eine, zwei, selbst drei Minuten in dem 5 bis 8° R. kalten Wasser ist, nichts von dessen Kälte. Der Ueberschuß der Wärme des Körpers ist so groß, daß diese Zeit nicht hinreichend ist, der Haut im kalten Wasser unterdessen so viel davon zu entziehen, daß dadurch das Gefühl der Kälte hervorgebracht würde. Das Kältegefühl bei dem kürzere Zeit dauernden kalten Wannenbade tritt meist erst bei dem Austritt aus demselben in die Luft ein, und ist sehr empfindlich. Es bedarf oft aller Anstrengung bei Bewegung des Körpers, um wieder warm zu werden, wenn nicht freundlicher warmer Sonnenschein zu Hülfe kommt. Wenn es nun aber bekannt ist, — was Viele erfahren, die ohne die gehörige Kenntniß und ärztliche Unterweisung kalte Bäder gebrauchen, — daß ein zu langer Aufenthalt im kalten Bade durch momentane zu große Wärmeentziehung schwächend auf den Körper wirkt, so wirkt dieser kurze Aufenthalt im kalten Wasser sehr kräftigend auf die Haut und den ganzen Körper. Bald kehrt bei der Kälte die wahre Lebenswärme zurück, und es ist in der That ein sehr angenehmes und wonniges Gefühl, wenn den ganzen Körper, gestärkt und erfrischt nach der lästigen Hitze beim Schwitzen aus der empfindlichen Kälte die wahre aktive Wärme durch alle Adern dringt; klarer ist dann der Geist, ruhiger die Seele; schärfer scheint das Gehör, heller der Blick des Auges, rüstiger der Arm, kräftiger und elastischer der Tritt des Fußes. Wer einmal dieses allbelebende Gefühl erfahren hat, diese Erhöhung der Schwungkraft jeder Thätigkeit, wird fernerhin nicht mehr durch den ersten Schauder bei dem Eintritt ins kalte Bad sich abhalten lassen, dasselbe oftmals zu wiederholen."

„Prießnitz vergleicht, wie ich öfters hörte, diese Wirkung des kalten Badens auf den schwitzenden Körper mit dem Schmieden des Eisens, wenn es glüht. Und allerdings, man muß das Eisen schmieden, wenn es warm ist. Man kann aber nach meinem Dafürhalten das kalte Baden bei schwitzendem Körper recht füglich auch mit dem schnellen abkühlen des glühenden Eisens vergleichen, wodurch dieses in hohem Grade gehärtet wird. Hier eben, wo das Wasser 4 bis höchstens 8° R. hat, das leztere bei der größten Sommerhitze, wo auf der Haut eine Wärme von 30 bis 34° R. entstanden ist, erwirbt die Haut, um mich so auszudrücken, die größte organische Wärmecapacität. Gerade dieser enorme Temperaturunterschied von mehreren zwanzig Graden und dieser rasche Uebergang ist es, was die Wirkung der Kälte so sehr steigert. Und eben aus diesem Verhältnisse wird es auch glaublich und begreiflich, was Prießnitz versichert, daß nämlich die überraschendsten und glücklichsten Erfolge seiner Kuren sich während des Winters ergaben."

№ 42.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 23. April 1838.

Mythologie.

5) Friedrich Creuzers deutschr Schriften, neue und verbesserte. Erstr Abtheilung. Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen. Ersten Theiles rrstes Heft. Dritte verbesserte Ausgabe. Leipzig und Darmstadt, 1836. 8.

Es sind jezt 25 Jahre verflossen, seitdem Hr. Geh. Rath Creuzer zum ersten Male mit diesem Werke vor das Publikum trat. Ein Werk, wir das vorliegende, mußte natürlich vielr Freunde finden, es konntr aber auch nicht an heftigen Gegnern fehlen, welche bei ihren Angriffen nicht immer mit jener Ruhe und Unbefangenheit verfuhrrn, welche fremdes Verdienst selbst da gernr anerkennt, wo sie mit den Resultaten eines Forschers nicht übereinstimmen kann. Mit welch großer Heftigkeit sich besonders der Verf. der Antisymbolik erhob, ist unsern Lesern nicht unbekannt. Ein ganz richtiger Instinkt führte bald auch die Neologen oder sogenannten Rationalisten den Fahnen dieses Gelehrten zu. Sie hatten angefangen, wahrzunehmen, daß die Untersuchungen über die alten Religionen zu einem Ergebniß geführt, welches mit ihren Lehrrn im schneidendsten Widerspruche steht. Sie gehen nämlich von dem Satze aus, daß der Mensch von Natur höchst vortrefflich sey, und, um zur höchsten Glückseligkeit zu gelangen, nur seinen Verstand möglichst zu vervollkommnen habe. Jene Untersuchungen des Hrn. Geh. Raths Creuzer hatten abre gezeigt, daß fast bei allen Völkern der Vorwelt das Bewußtseyn des geistigen Verderbens und das Verlangen nach einer Versöhnung mit Gott herrschend gewesen, und nur nicht bis zur rechten Heilsordnung, welche in sittlicher Reinheit, in geistiger Aufopferung mit lebendigem Glauben an eine ewige Liebe besteht, habe hindurchdringen können, was rrst das Christenthum zu leisten im Stande war. Es war daher natürlich und im Gefühl der Gefahr für ihr eigenrs System gehandelt, wenn die verstandesstolzen Nruerer sich aus allen Kräften dem Studium des religiösen Lebens der alten Völker widersezten.

Creuzers Symbolik konnte auch denen nicht zusagen, welche im Elemente des Schönen und in ästhetischen Sitten die höchste Vollendung des Menschen suchen, und denen die religiösrn Mythen, Symbole und Allegorien nur insoferne etwas werth sind, als sich denselben eine ästhetische Seite abgewinnen läßt, oder sie ihnen als Materialien zu poetischen und künstlerischen Darstellungen dienen können. Allein abgesehen von diesen Gegnern, welche gegen das große Werk eines verdienstvollen Gelehrten ankämpften, ohne immer zu wissen, was sie wollten, und warum sie es thaten, traten auch Manche auf, welche, nur die Wissenschaft im Auge habend, alle Leidenschaft zur Seite sezten. Die Aufgabe war zu groß, und die Gestalt, in welcher Creuzer die griechische Mythologie vor 25 Jahren antraf, zu unvollkommen, als daß er selbst bei seinem herrlichen Talente für dieses Fach und bei seiner ungewöhnlichen Gelehrsamkeit ein von allen Seiten vollendetes Werk hätte liefern können. Selbst der billigste Beurtheiler konnte nicht verkennen, daß der Verf. der Symbolik die verschiedenen Mythen, Culte und Lehrsätze nicht immer mit der gehörigen Strenge ausgeschieden habe. Viele Einwendungen veranlaßte die Ableitung der hellenischen und italienischen Religionen aus den morgenländischen. Wir müssen uns wundern, daß Hr. Geh. Rath Creuzer sich noch immer zu der Ansicht bekennt, daß Griechenland die meisten seiner Götter von Phönicien und Aegypten erhalten habe, und bemerkt, daß er, Modificationen abgerechnet, auf seinem Hauptsatze so lange bestehen müsse, bis man den evidenten Beweis geliefert, den man wohl immer (nach seiner Ansicht) schuldig bleiben wird, daß Herodot in seinen Zeugnissen über den Ursprung der griechischen Religionen keinen Glauben verdiene. Es ist nur zu bekannt, wie leicht die Griechen, wenn sie bei fremden Göttern nur einige Aehnlichkeit mit den ihrigen fanden, dieselben nicht bloß mit den ihrigen verglichen, sondern sie auch damit auf gleiche Stufe stellten, und ihnen die Namen gaben, welche die ihrigen

trugen. Deßhalb aber, weil sie den ägyptischen Horus für Apollo, die saitische Neith für Pallas Athene erklärten, darf man noch nicht annehmen, daß die griechische Athene wirklich aus der ägyptischen Neith hervorgegangen sey, wenn beide Göttinnen auch scheinbar Aehnlichkeit mit einander haben. Diese Aehnlichkeit erklärt sich aus dem Umstande, daß die meisten heidnischen Götterlehren auf Sabäismus beruhen. Prädikate von Sonne und Mond wurden personificirt, und aus den verschiedenen Namen, welche sie trugen, ging allmälich eine Reihe von Göttern hervor. So wenig man behaupten kann, daß zwei Völker schon deßhalb mit einander verwandt seyen und zu demselben Stamme gehören, weil sie Sabäismus hatten, eben so wenig läßt sich mit Grund annehmen, daß die griechische Mondgöttin aus Aegypten stamme, weil sie mit der ägyptischen manche Aehnlichkeit hat. Die Namen der griechischen Götter sind sämmtlich griechischen, nicht ägyptischen oder phönicischen Ursprunges; die Eigenthümlichkeit ihrer Charaktere entspricht ganz genau der Bedeutung ihrer Namen, und wie soll man, wenn Griechenland, wie Hr. Geh. Rath Creuzer selbst zugibt, die Mutter der Mythen genannt wird und der griechische Geist sie geschaffen hat, die griechischen Götter mit vollem Rechte aus dem Oriente ableiten, da auch alle Sagen, welche an den Cultus einer Gottheit geknüpft sind, sich aus ihrem Namen und der ursprünglichen Bedeutung derselben erklären lassen?

So wenig wir mit dem Verf. der Symbolik in Bezug auf die Abstammung der griechischen Götter übereinstimmen können, so sehr freuet es uns, daß er sich bei dieser neuen Ausgabe seines Meisterwerkes bemüht, das religiöse Leben der Griechen und Italiener, wie es von Homeros bis auf Pausanias herab in Schrift- und Bildwerken sich darstellt, in seiner Eigenthümlichkeit aufzufassen und darzulegen. In diesem Falle können Vergleichungen, welche zwischen griechischen und morgenländischen Göttern angestellt werden, nicht so viele Mißverständnisse veranlassen, wie sie eine Verknüpfung griechischer und morgenländischer Verhältnisse nothwendig veranlassen muß. Wird die griechische Mythologie einmal ganz allein dargestellt, werden alle Sagen einzig aus den Ansichten und Eigenthümlichkeiten der Griechen erklärt, dann wird man sich leicht überzeugen, welch ein schönes, in sich abgeschlossenes Ganze die griechische Götterlehre ist, wie tief sie im heimathlichen Boden wurzelt, und wie viel sie an ihrer Schönheit verliert, wenn sie von demselben losgerissen und durch fremdartigen Flitter entstellt wird. Daß Hr. Creuzer auch bei dieser neuen Ausgabe auf systematisches Philosophiren nicht eingeht, kann für sein Werk nur vortheilhaft seyn. Wenn, wie er richtig bemerkt, der griechische Geist die Mythen schuf, wenn die Entstehung derselben in eine Zeit fällt, welche, wie er selbst annimmt, vor Homerus liegt, so steht fest, daß die Griechen, unter denen sich die Mythen bildeten, noch keine Philosophen im gewöhnlichen Sinne waren, und daß diejenigen Systematiker, welche in allen griechischen Sagen nur ihre Ideen erblicken, nicht zur Aufhellung, sondern nur zur Verwirrung derselben beitragen; mögen auch die Ansichten, welche sie in den Mythen finden, noch so schön und erhaben seyn, dieselben können uns doch nicht sonderlich anziehen, wenn wir einsehen, daß sie nicht der Inhalt griechischer Sagen sind, sondern nur Ideen neuer Philosophen, welche diese in die griechischen Sagen hineinlegen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen, deren Umständlichkeit sich aus der Bedeutung des in Frage stehenden Werkes erklärt, gehen wir zu einer nähern Betrachtung der in dieser ersten Abtheilung enthaltenen Artikel über. Sie umfaßt eine meisterhafte Einleitung in das große Ganze, welche der Verfasser größtentheils ganz neu ausgearbeitet hat. Der Eingang gibt uns sehr richtige Aufschlüsse zur Naturgeschichte ethnischer Religionen, besonders der griechischen und italienischen. „Einen Dienst der Elemente gibt uns ein altchristlicher Schriftsteller als Ursprung und Inhalt mehrerer dieser Culte an, und da meines Bedünkens hieran, auch in Betreff der griechischen, etwas Wahres ist, so will ich von dieser Ansicht ausgehen, ohne mich vorerst durch ihre Einseitigkeit stören zu lassen. Die Aegypter, sagt er, haben das Wasser zu ihrem Gott gemacht, die Phrygier die Erde, die Assyrier und einige Völker Afrikas die Luft, und die Perser das Feuer.“ Die meisten griechischen Götter entstanden nach unserm Dafürhalten aus Prädikaten, welche Sonne und Mond führten. Daß diesem Götterdienste ein reinerer Cultus voranging, der aber allmälich immer mehr verdunkelt wurde, daß die Sonne früher nur als Symbolik des göttlichen Urlichtes betrachtet wurde, ehe man der sichtbaren Sonne göttliche Verehrung erwies, unterliegt keinem Zweifel. Was Hr. Geh. Rath Creuzer im ersten Kapitel über die Religion des Magismus sagt, ist sehr schön, und wird überall volle Anerkennung finden, wenn auch manche Punkte stark bestritten werden. Noch wichtiger erscheint uns das zweite, in welchem er von der hieratischen Poesie handelt; nur scheint uns die Sache viel zu kurz gefaßt zu seyn. Wir hätten gewünscht, daß der gelehrte Verf. uns eine vollständige Uebersicht der hieratischen Poesie der Griechen gegeben hätte, um uns dadurch in den Stand zu setzen, die Umbildungen und Veränderungen, welche die Götterlehre und Sagengeschichte durch sie erhielt, genauer kennen zu lernen, als dies bisher möglich war. Ungleich ausführlicher wird im dritten Kapitel die hieratische Bildnerei erörtert. Wir glauben, daß der Verf. hier Gelegenheit gehabt hätte, die Sagen von den Thiergestalten der Götter und die Thiersymbole überhaupt ausführlich zu besprechen. Wer sich längere Zeit mit der Mythologie der Griechen beschäftigt hat, der weiß, welch ein helles Licht dieselben über eine Menge von Sagen verbreiten. Ferner vermissen

wir hier ein Kapitel über die Art des Cultus. Eine unbefangene Betrachtung desselben muß uns in vielen Fällen zur Erkenntniß der Bedeutung der einzelnen Götter bessere Aufschlüsse geben, als eine Menge von Erzählungen. Wir erinnern nur an die Hera und ihre Hochzeitfeier. Soll uns die Entwendung ihres Bildes aus dem Tempel nicht schon einen großen Beweis liefern, daß sie Mondgöttin war, und sich dieser Gebrauch auf den Auf- oder Untergang des Mondes beziehe? Welche Bedeutung haben die Trauerfeste so vieler Götter, welche mit Freudenfesten verbunden sind? Weisen sie nicht auf die Klagen hin, welche die alten Griechen beim Untergang der Sonne anstimmten und auf die Freude und den Jubel, womit sie ihren Aufgang begrüßten?

Das vierte Kapitel „über die orphische und hesiodeische Theogonie“ erscheint uns viel zu kurz. Wir hätten hier Aufschlüsse über die wichtige Frage erwartet: Wie kam es, daß die griechischen Götter in genealogische Verbindung gebracht wurden, warum lauten die Angaben über die Abstammung der einzelnen Götter so verschieden, wie wurden die ursprünglich einfachen Verbindungen allmälich erweitert und umgebildet? Sind diese Fragen vollständig beantwortet, dann sieht man ein, wie die verschiedenen Theogonien allmälich entstanden. Daß aus einfachen genealogischen Verbindungen nicht gleich eine vollständige Theogonie hervorgehen konnte, sieht jeder Unbefangene ein. Mit der Ansicht, welche der Verf. über die hesiodische Theogonie aufstellt, sind wir im Ganzen einverstanden: „Hesiodos unternahm es, in diesem Poem zuerst (?) eine Masse von überlieferten Theologumenen und im Munde des Volkes und der Volkssänger allmälich mehr und mehr anthropisirter Mythen, so gut es gehen wollte, in eine Art von poetischem Systeme zu bringen, und leistete darin viel, gewann auch durch eine ihm eigene Lieblichkeit der Sprache und Darstellung den Beifall der Mit- und Nachwelt. Das war sein Streben (?) und sein wohlverdienter Lohn; um den wahren Sinn der Göttergeschichten war er unbekümmert, und von dem ursprünglichen Geiste seiner Religion hatte er unklare Erkenntniß; dieser war dem jugendlich volksmäßigen Verstand und Gemüth schon lange fremd geworden.“

Im fünften Kapitel verbreitet sich der Herr Verfasser über die Vollendung des Anthropismus oder über die episch-homerischen Götter, im sechsten über die Vermischung des Anthropismus und der Apotheose, des Götter- und Heroenwesens. Ueber die Entstehung des Heroencultus können wir Herrn Creuzers Ansicht nicht theilen. Wir sind der Ueberzeugung, daß die meisten Heroen oder Halbgötter ursprünglich von andern Völkern und Stämmen, welche vor der Ausbreitung der Hellenen die einzelnen Provinzen Griechenlands inne hatten, als Götter verehrt wurden, und erst später, nachdem diese verdrängt oder unterjocht worden waren, einen so beschränkten Wirkungskreis oder höchst untergeordneten Rang erhielten. Wichtig ist das siebente Kapitel über den Euemerismus. „Wenn ich auf diese Weise dem Euemerismus entgegentrete, und geradezu behaupte, daß es dem Geiste des Alterthums widerspricht, anzunehmen, die Völker der Vorwelt hätten sich von Priestern und Herrschern in politischem Einverständniß gemachte Gottheiten aufdringen lassen, so besorge ich jetzt im Ganzen nicht so viel Einrede, als von andern Seiten wegen meiner Zustimmung zu dem Satze, daß das Religionssystem der Aegyptier nicht nur, sondern fast alle alten Völker (die Ebräer, versteht sich, vornweg ausgenommen) seinem Wesen nach Naturreligion sey, oder ganz und gar auf physisch-elementarem Grunde beruhe, und diese zwei Thatsachen kann, wie uns dünkt, Niemand, der das Alterthum genau kennt, in Abrede stellen, und wir freuen uns, daß sich ein so gefeierter Gelehrter für dieselben erklärt, in der vollen Ueberzeugung, daß ihre Beachtung auf die Gestaltung der griechischen Mythologie und Symbolik den wohlthätigsten Einfluß ausüben müsse. Wer sich längere Zeit mit den Quellen der alten Sagen beschäftigt hat, dem kann es nicht verborgen seyn, daß die heidnischen Religionen auf physisch-elementarem Grunde beruhen, daß also die alten Götter niemals Menschen gewesen seyen, daß den Alten ferner die Götter nicht von einer Kaste von Priestern aufgenöthigt wurden. Es ist wunderbar, wie nur Gelehrte in unsern Tagen so verkehrte Ansichten aufstellen, und sich dem Wahne hingeben können, die alten Griechen seyen ohne Götter gewesen, bis die Priester einsahen, es sey vortheilhafter für sie, dem Volke Götter aufzudringen!“ Gerne theilten wir auch einige Ansichten des Herrn Verf. über die Nekrolatrie und Metensomatose, wovon er im achten Kapitel handelt, und über die Telestik, womit er sich im neunten beschäftigt, mit, wenn wir nicht befürchten müßten, unsere Grenzen zu überschreiten. Im letzten Kapitel spricht er von den Gebrechen und dem Verfall des Heidenthums und dem Verhältniß desselben zum Christianismus. Es kann meine Absicht nicht seyn, das Christenthum mit dem ganzen Reichthum seiner geistigen Güter dem Heidenthum gegenüberzustellen; aber da wir doch, nach meiner Ansicht, die griechische und italische Götterschaar als vergötterte Natur betrachten müssen, so mögen zum Schluß noch einige Sätze folgen, „über das ganz verschiedene Verhältniß, worin sich der Heide und der Christ der Gottheit gegenüber befindet. Selbst der heiterste Grieche mußte vor jedem seiner Götter eine geheime Furcht empfinden: in ihrem Wesen lag etwas dämonisches. Jede Epiphanie (Erscheinung) einer heidnischen Gottheit hatte etwas Unheimliches, und die empfundene Götternähe, selbst an den fröhlichsten Festen, etwas Schreckliches. Immer fühlte sich der Mensch einer dunkeln unberechenbaren Naturmacht gegenüber. —

Wer will sagen, was der Gott gegen die ihm unterworfenen schwachen Sterblichen verhängen kann? Wie der Quell und der Fluß die Luft erfrischt, Pflanzen, Thiere und Menschen erquickt, aber auch als reißender Strom brausend über seine Ufer tritt, Saaten verwüstet, Menschen und Thiere mit sich fortreißt, so kann sich die ungemessene Göttermacht jeden Augenblick in ihren schrecklichsten Ausbrüchen äußern. — Selbst wenn der Grieche seinen Zeus, der Italier seinen Janus Vater nannte, war mehr die Vorstellung eines physischen Erzeugers dabei, mit andern Worten: es drückte dieser Name bei Griechen und Römern mehr einen genealogischen Begriff aus, indem man diese Gottheiten als den letzten Ring einer Kette von Göttergeschlechtern dachte, und der so schöne Begriff von Mütterlichkeit, mit dem Namen und Mythus der Ceres verbunden, schloß doch selbst in den eleusinischen Sagen die Gefühle des Fremdartigen, Verborgenen, Nächtlichschreckhaften und Zornigen nicht aus." Wir können hier aus Mangel an Raum dem Hrn. Verfasser nicht weiter folgen, sondern schließen unsere Anzeige mit dem Wunsche, daß er das große Werk uns recht bald in seiner neuen Gestalt ganz vorlegen möge. Ihm bleibt das hohe Verdienst, auf einem höchst schwierigen, fast auf dem schwierigsten Gebiete der Alterthumswissenschaft Bahn gebrochen zu haben, und wenn wir oder andere Forscher nicht mit allen Ansichten des geehrten Mannes übereinstimmen, so wird dadurch sein Verdienst und sein Ruhm nicht im geringsten geschmälert, denn im schwierigen Werke Allen zu genügen, ist dem einzelnen Menschen nie möglich.

6) **Handwörterbuch der griechischen und römischen Mythologie, von Dr. Ed. Jacobi. Koburg und Leipzig, 1835. 2 Theile. 8.**

Dieses Handwörterbuch ist aus den Sammlungen und Bemerkungen entstanden, welche der Verf. sich Behufs der zu verschiedenen Zeiten gehaltenen Vorlesungen über Mythologie angelegt hat. Er hat die Quellen sorgfältig studirt, und alle Artikel nach denselben bearbeitet, und erst nach Vollendung seines Buches die Werke seiner Vorgänger, namentlich die Wörterbücher von Hederich, Gruber und Nitsch-Klopfer verglichen, um einzelne Lücken zu ergänzen und solche Artikel aufzunehmen, welche ihm, bei der ungeheuren Masse des Stoffes, entgangen waren. Hierbei nahm er, was wir nicht genug loben können, nichts auf Treu und Glauben an, sondern er ging selbst bei den unbedeutendsten Artikeln auf die Quellen zurück, und berichtigte eine Menge falscher Angaben und Namen und besonders unrichtige Citate, welche sich in den genannten Werken, vorzüglich in jenem von Nitsch so häufig finden. Bestimmt ist dieses Handwörterbuch zunächst für die obern Klassen deutscher Gymnasien und gebildete Leser. Für diese wollte der Verf. ein Werk liefern und hat es auch geliefert, welches bei geringem Umfange und mäßigem Preise eine vollständige Uebersicht der griechischen und römischen Sagengeschichte und Götterlehre in gedrängter Darstellung gibt, und bei der Lektüre der griechischen und römischen Schriftsteller mit Nutzen gebraucht werden kann. Zugleich dient es Gelehrten, Künstlern und Freunden des klassischen Alterthums zu einem Repertorium, um sich daraus über den Inhalt der alten Sagen und ihre Quellen in Kürze zu belehren.

Ref., welcher sich lange mit mythischen Studien beschäftigte, weiß die Vorzüge dieses Werkes sehr wohl zu schätzen. Während in den andern genannten Werken oft, ehe wir eine vollständige Geschichte irgend eines Heros oder Gottes erhalten, verschiedene Deutungen und Meinungen anderer Gelehrten angeführt werden, gibt uns Hr. Jacobi stets eine ziemlich vollständige Geschichte, welche auf Quellen sich stützt. Seine Citate sind alle mit der größten Genauigkeit gemacht. So groß diese Vorzüge sind, so hat das Werk doch einige Gebrechen. Zuvörderst vermissen wir eine kurze Einleitung über die Bedeutung der Mythologie, welche in keinem solchen Werke fehlen darf. Sodann hat er auf Etymologie oder Erklärung der Hauptnamen viel zu wenig Rücksicht genommen. Wir wissen sehr wohl, daß das Etymologisiren in der griechischen Mythologie eine mißliche Sache ist, und zum Theil schon großen Schaden angerichtet hat. Es ist bekannt, wie weit hierin einer der größten Gelehrten ging, und welche Entstellungen dadurch viele der schönsten Sagen erfuhren. Allein auf der andern Seite läßt sich auch nicht verkennen, daß bei einer großen Menge von Namen die Ableitung gar nicht dunkel ist, und oft die bloße Erklärung des Namens mehr zum Verständnisse der einzelnen Sagen beiträgt, als eine Reihe von Bemerkungen und Reflexionen. Ferner dürfte es sehr gut gewesen seyn, wenn der Verf. die Forschungen der neuern Mythologen und Gelehrten, besonders die eines C. O. Müller, Welcker, Schwenck, Buttmann, noch mehr berücksichtigt hätte, als es geschehen ist.

Warum er sich aller Erklärung und Deutung enthielt, dafür gibt er drei Gründe an. „Es heißt die Grenzen der Gymnasialstudien zu überschreiten, wenn man bei Vorträgen über Mythologie in irgend eine symbolisirende oder historisirende Deutung der Sagen eingeht, und sich nicht auf eine möglichst getreue Darlegung des Stoffes beschränkt, um hierdurch nur die Bahn für akademische und spätere, tiefer gehende Studien zu brechen. Eine Zusammenstellung einzelner, aus dem Zusammenhange gerissener, in den Grundansichten sich oft ganz und gar widerstreitender Erklärungen, wie sie in den Wörterbüchern von Gruber und Nitsch aus den mythologischen Schriften von Kanne, Creuzer, Hermann, Voß und Andern sich finden, kann den Schüler wohl verwirren, aber nicht immer zum Verständniß führen. Endlich würde eine Begründung seiner eigenen Ansichten, wie er glaubt, eine Ausführlichkeit nöthig gemacht haben, welche sich mit der Bestimmung des Werkes und dem durch diese bedingten Umfange desselben auf keine Weise vereinigen ließ." Der zweite Grund allein scheint nur Bedeutung zu haben. Es ist allerdings verkehrt, aus verschiedenen Werken einzelne Stellen auszuwählen, und oft bei einer Sage mit einander zu verknüpfen, wodurch nur Verwirrung und Widerspruch veranlaßt werden kann. Allein kurze Bemerkungen über den Sinn der schönsten Sagen hätten weder den Umfang des Buches zu sehr vergrößert, noch wären sie für Studirende zwecklos gewesen.

d.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 43.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 27. April 1838.

Neue Reisen.

1) Abenteuer auf einer Reise nach Indien über Aegypten, das heilige Land und Syrien. Von Major Skinner. Aus dem Engl. von Dr. Jacobi. Drei Bändchen. Leipzig, Theodor Fischer, 1837.

2) Streifereien in Ostindien nebst einer Wanderung über die Himalaya-Gebirge zu den Quellen des Ganges und der Jumna, von Demselben. Uebersezt von Dr. Steger. Zwei Bändchen. Daselbst, 1837.

Der Major Skinner unterscheidet sich von den gewöhnlichen englischen Reisenden durch einen gewissen jugendlichen Humor, der sich nicht gern Zwang anthut, den Lebensgenuß mehr als die Wissenschaft schäzt und einen alten Tempel über einem hübschen Gesicht vergessen kann. Dieser Humor macht eine wohlthätige Wirkung auf den Leser, da wir den Verfasser auf seiner Reise durch die Wüsten und unter rohen und fanatischen Völkern sehr oft in Lagen finden, in denen Heiterkeit des Gemüths sehr nöthig und heilsam war.

Skinner schiffte sich in Marseille nach Aegypten ein, wo er gerade ankam, als die Nachricht von Ibrahim Paschas großem Siege bei Koniah anlangte. Er machte nun die große Tour durch die Wüste zum Berge Karmel, nach Jerusalem. „Auf der Spitze eines langen unfruchtbaren Hügels angelangt, befand ich mich am Rande der traurigsten, mit Steinen überfäeten Gegend, die man sich denken mag. Mein Pferd war so müde, daß es zwei Mal hinstürzte. Doch trieb es mich wieder an, aus Furcht, Jerusalem sonst vor Ende des Tages nicht zu Gesicht zu bekommen. Eine halbe Stunde später erblickte ich die Moschee auf dem Oelberge, und mich ein Wenig rechts wendend, trat mir die heilige Stadt so plötzlich entgegen, daß ich kaum meinen Augen trauen wollte. Wie wenig erfüllte sie meine Erwartungen! Müde und verlassen wie ich war, hätte ich mich hinsetzen mögen, über solche Täuschung zu weinen. Täusche ich mich nicht, so stand ich auf der Stelle, wo die Pilger ihre Füße entblößten, um sich baarfuß dem Grabe zu nähern. In meinen Augen erschien Alles in Trauer gehüllt. Die grauen Mauern, welche einige wenige Minarets und unansehnliche Kirchthürme in sich schließen, die Trümmer des muselmännischen Gottesackers, voll einstürzender Begräbnisse, eine unbedeutende Anzahl Oelbäume auf dem Berge, und in der Entfernung die wilden Berge den Jordan abwärts, an deren Fuß das todte Meer liegt, bildeten in der Abendbeleuchtung die traurigste Landschaft, die man sich denken kann. Jerusalem selbst, auf der Spitze des Berges gelegen, brachte einen Eindruck hervor, als wenn es theilweise den Abhang hinunter gestürzt wäre." Da das h. Land in jüngerer, wie in älterer Zeit so oft geschildert worden ist, wollen wir die Darstellungen Skinners hier übergehen, obgleich sie recht lebendig sind. In der griechischen Kirche zu Jerusalem malt er uns folgendes orientalische Bild aus. „Nur die armen Weiber der Griechen, die aus mehr entlegenen Gegenden herkommen, tragen ihre Gesichter unverhüllt; alle übrigen aber gehen dicht verschleiert. Die den unsrigen entgegengesezten Begriffe von Züchtigkeit unter den Schönen des Abendlandes sind allgemein bekannt. So hatten die frommen Mütter ihre Säuglinge mit hergebracht, und da die Würmchen doch durchaus gestillt seyn wollten, so zogen sich die Weiber aus dem Haufen zurück, sezten sich auf der Ostseite des Grabes in eine Reihe und gaben ihnen die Brust. Die Hitze gestattete nicht die Köpfe der Kinder zu verdecken und so mußten die Mütter ihren Busen um so mehr entblößen, als sie ihre Gesichter zu verschleiern trachteten! Mehr als Hundert waren so mit Erfüllung dieser anziehenden Pflicht, mit deren Mittheilung ich mich nicht im Geringsten aufgehalten haben würde, beschäftigt, wäre nicht das heilige Gebäude in

demselben Augenblick der Schauplatz eines sehr unheiligen Streites zwischen den Armeniern und Griechen geworden. Alle Rücksichten für die Feierlichkeit waren mit einem Mal erloschen. Die reich gekleideten Armenier (das Gewand ihres Patriarchen ist prachtvoll), Fahnen vorantragend, waren eben bei den Bögen angelangt, welche aus dem Chorgang, wo der Stein der Salbung liegt, in das Schiff der Kirche führen, als ihnen die Griechen entgegentraten, um ihnen die Annäherung zum heiligen Grabe zu verwehren. Darüber entstand heftiger Kampf; Schläge, und so viel ich verstehen konnte, Flüche, fielen in vollem Maaße von beiden Seiten. Die Türken flogen herbei, die Ruhe herzustellen und theilten mit ihren großen Stöcken tüchtige Argumente zum Friedenhalten auf die Köpfe beider Parteien aus. Das Volk stürzte von allen Seiten nach dem Schauplatz des Kampfes, worauf sich die Türken zu den Armeniern schlugen und nun den Haufen zurückdrängten. Mein alter Freund aus der Halle, da er mich in der Klemme sah, denn ich war nicht stark genug gegen den Strom mich durchzudrängen, erfaßte mich beim Rock, riß mich in der Procession an seine Seite und ermunterte mich, mich meines Stockes nur ohne Umstände zu bedienen. Diesen Theil seines Rathes lehnte ich jedoch ab, folgte aber dem von Muhamedanern beschützten Umzuge der Armenier um das heilige Grab. Kann unter solchen Auftritten das Christenthum im Orient noch Achtung genießen?"

Der Verfasser sezte die große Tour (wie Lamartine und andere neuere Reisende) nach **Damask** fort. „Ich war überrascht, als ich dicht unter den Mauern der Stadt ein Lager zu sehen glaubte. Jedes Haus war von kleinen Thürmchen, weiß wie Schnee, umgeben, und diese gaben dem Dorfe „El Adam," welches daraus gebildet war, das Ansehen einer Masse von Glockenzelten. Wir kamen über den ziemlich stark besezten Kirchhof. Auf jedem Grab war ein frischer Zweig oder ein Blumenstrauß eingesezt. Als wir durch die engen Gassen zwischen den erwähnten Erdmauern durchzogen, wo Seidenweber mit dem Zwirnen ihrer bunten Fäden, wie in einer Seilerbahn beschäftigt waren, erblickten wir zu beiden Seiten Gärten in der ganzen Pracht ihrer Baumblüthe, und ich glaubte Damaskus sey das wahre Paradies, wie es sich die Muhamedaner ausmalen: eine Täuschung, aus der man aber alsbald durch den Anblick der Stadtmauer herausgerissen wird. Die Stadt scheint in Trümmern zu liegen und ärmlich ist Alles ringsum und elend. — Ich schwärmte den ganzen Nachmittag in diesem eigenthümlichen Treiben umher und diente beinahe eben so viel zum Ergötzen derer, welche früher nie die fränkische Tracht gesehen hatten, als mir Alles das Unterhaltung gewährte, was mir wieder neu war. Erst seit sechs Monaten darf es ein Europäer wagen, hier ohne Scheu in seiner Kleidung zu erscheinen, und da sie bis jezt nur wenige hier getragen haben, so bin ich für Viele eine höchst auffallende Erscheinung. Ich spiele eine so winzige Figur gegen die Gestalten in den fliegenden Gewändern um mich her, daß ich meinen Anzug nur mit Bedauern ansehen kann, und mich durch die Aufmerksamkeit, die ich errege, nichts weniger wie geschmeichelt fühle. Die türkischen Frauen murmeln „Gott ist barmherzig!" wenn ich an ihnen vorüber gehe, und scheinen gegen meinen Unglück verkündenden Anblick um Schutz zu rufen. Die Christenweiber lachen laut auf und schnattern mit ihren süßen Stimmen Bemerkungen, die weit entfernt sind, meiner Erscheinung günstig zu seyn. Als ich vor einer Gruppe dieser muntern Schönen einherging, zog ich mein Schnupftuch aus der Tasche und wischte mir damit natürlich genug den Staub aus den Augen. Dies erregte ein so schallendes Gelächter unter ihnen, daß ich glauben mußte, eine entsetzliche Unschicklichkeit begangen zu haben. Ganz verwirrt stand ich mit dem Schnupftuch in der Hand da, welches ein Gegenstand der höchsten Neugier zu seyn scheint, denn es kamen noch viele Weiber aus der Entfernung herbei, sich das Wunderding anzusehen. Dadurch, daß ich die Ursache solcher Ergötzlichkeit wieder an ihren Ort brachte, hatte die Sache ein Ende, und allen Anstand vergessend klatschten die Dämchen in die Hände und lachten mit verdoppeltem Jubel über mich. Das Wunder einer Stadt zu werden, ist keine schwere Aufgabe, und mir noch völlig unbewußt, wodurch ich es eigentlich verdiente, für ein solches zu gelten, folgte ich mit einbrechendem Abend dem Haufen nach dem Kloster. Innerhalb des Thores angelangt, klatschte ein kleiner Junge, überrascht über die ihm auffallende Gestalt meines runden Hutes in die Hände und jauchzte: „Abu — tanjer! Abu — tanjer! Der Vater eines Kochtopfes! Seht den Vater eines Kochtopfes!" und von allen Seiten wiederholte sich dieser Jubel; denn die Aehnlichkeit, die ein runder Hut mit einem gewöhnlichen Kochtopf hat, wenn man sich denselben mit einem Rande denkt, ist zu groß, um unbemerkt zu bleiben, und so wurde ich von dem Geschrei der Masse verfolgt, bis ich ihr beinahe aus dem Gesichte war." Was uns der Verfasser über den politischen Zustand Syriens und über die Folgen der ägyptischen Siege sagt, ist nicht sehr tröstlich. Der Zustand ist eine Allianz von Lethargie und Anarchie, über welche zwar Ibrahim Pascha leicht Herr werden konnte, aus der sich aber nicht so bald etwas Solides gestalten läßt.

Von Damaskus reiste Skinner mit einer Karavane durch die Wüste. Eine Menge Schwalben folgten dem Zuge, wie den Schiffen auf dem Meere. Aus Furcht vor den räuberischen Araberhorden und wegen zu schwacher Begleitung mußte sich der Verfasser das Vergnügen versagen, die Ruinen von Palmora zu besuchen. Die **Wüste**

selbst schildert er sehr vortheilhaft. „Unsere Route von Damaskus aus war fast vollkommen östlich, und wir legten im Durchschnitt zwei und eine halbe englische Meilen in der Stunde zurück. Die ganze Strecke beträgt ungefähr vier Hundert und achtzig Meilen, und der längste Zeitraum, in dem wir kein Wasser antrafen, sechs Tage. Die syrische Wüste, dieselbe, welche wir durchzogen haben, wird für die trockenste und unfruchtbarste gehalten, obgleich wir sie reich an Weide fanden. Nicht ein einziges Thier ist unterwegs umgekommen, noch habe ich von einem Menschen gehört, der sich im Geringsten unwohl gefühlt hätte. Was ist denn nun Schreckbares an der Wüste, und was steht dem Marsch einer Armee durch dieselbe entgegen? Ibrahim Pascha, der das Paschalik von Bagdad bedroht, mag seine Tausende mit derselben Leichtigkeit hindurch führen, wie wir sie zu Hunderten durchzogen haben. Von Anna nach Tadmor findet man jeden Tag Wasser, und gen Süden, von Mesched Hossein und Mesched Ali, der Karavanenstraße nach Mecca, trifft man allenthalben zahlreiche, wohlangelegte Cisternen.“ Bagdad fand Skinner tief unter seiner Erwartung, verfallen und leer. „Diese unglückliche Stadt ist zwei Jahre hinter einander von der Pest heimgesucht worden, und Mr. Grove hat in seinem Journal eine ergreifende Schilderung von dem Umsichgreifen dieser schrecklichen Krankheit veröffentlicht. Er selbst überlebte glücklich diese Periode des vielfachsten Unglücks, welches die Menschheit nur treffen kann. In einem und demselben Augenblick, wo ein feindliches Heer vor den Mauern der Stadt lag, verbanden sich im Innern in jedem Hause Ueberschwemmung, Pest und Hungersnoth zu ihrem Untergang. Als die Krankheit ihren Gipfel erreicht hatte, eröffnete der Feind die Laufgräben. Die unglücklichen Einwohner, welche noch Kräfte genug besaßen, bargen ihr Eigenthum in den untern Räumen ihrer Wohnungen, als plötzlich die Wasserfluth hereinbrach, Alles wegschwemmte und ganze Stadtviertel mit einem Male zerstörte. Diejenigen, die zum Entfliehen zu matt waren, ertranken, und man hat berechnet, daß in einer schrecklichen Nacht fünfzehntausend Menschen von den Wellen mit fortgerissen wurden. Der damals am härtesten mitgenommene Stadttheil liegt noch in Trümmern, unter welchen Bettler, Hunde und Aussätzige sich umher schleppen. Kaum sieht man eine Straße, die nicht Spuren der Verwüstung an sich trüge. Die Kaufbuden waren geschlossen, und als die dürftigen Vorräthe in den Häusern aufgezehrt waren, stieß man die Thiere, welche man zufällig besaß, hinaus, damit sie wo möglich ihr Futter auf den Straßen finden möchten, wo sie verhungerten und die Verpestung vermehrten. Die Wasserträger konnten ihrem Geschäft nicht länger vorstehen, und wer von ihnen von der Krankheit befallen wurde, sank unter der Anstrengung den Fluß zu erreichen, erschöpft zu Boden. Mütter, welche die Annäherung ihres Todes fühlten, rafften ihre lezten Kräfte zusammen, um ihre Kinder auf die Straßen zu schleppen, in der Hoffnung, daß sie der Ansteckung entgehen und von einem mitleidigen Vorübergehenden vom Hungertode errettet werden würden. So fand man solche, erst mehrere Wochen alte Würmchen, sorglos eingewickelt, und von vielen der Ueberlebenden unter ihnen weiß man weder etwas von ihren Eltern, noch von ihrer Religion. Aus der Stadt zu entfliehen, war unmöglich, und denjenigen, welche die Ufer des Euphrats zu erreichen suchten, kamen seine Fluthen entgegen und trieben sie wieder zurück in den Tigris, wo sie ertranken. Dadub Pascha wurde endlich selbst von der Krankheit befallen, und, seiner Truppen beraubt (ein ganzes Regiment Georgier, seine Landsleute, wurde völlig aufgerieben), überließ er die Stadt ihrem gegenwärtigen Beherrscher und entfloh auf dem Flusse. Die Albanier, die Hauptmasse der feindlichen Armee, richteten mit Feuer und Schwert noch einen großen Theil dessen zu Grunde, was dem allgemeinen Verderben entgangen war. Der Pallast hat kein einziges Zimmer mehr aufzuweisen, und nur seine äußern Mauern sind Zeugen seiner frühern Ausdehnung. Beim Ausbruch der Pest belief sich die Bevölkerung auf achtzigtausend, wovon fünfzigtausend allein der Krankheit unterlagen.

Von hier machte Skinner einen Ausflug nach den Ruinen von Babylon, und schiffte sich dann auf dem persischen Golf ein, um nach Indien überzufahren.

Die indische Reise ist nicht minder interessant und anziehend geschrieben. Der Verfasser fuhr von Calcutta auf dem Ganges ins Innere von Hindustan. Er schildert die Uferwälder, in deren tiefherabhängenden Zweigen seine kleine Flotille sich verwickelte, ein furchtbares Gewitter und die Uferstädte, in denen die Cholera eben gewüthet hatte. Dieser Theil seiner Reise, der ihn über schon oft beschriebene Städte führt, ist nur kurz. Er kam nach Delhi, wo er sich länger aufhielt und das er ausführlicher beschreibt. Unter andern gibt er hier das Bild eines orientalischen Stutzers: „Kein Modegeck irgend eines Landes kann unterhaltender und eitler seyn, als der mahomedanische, und in Wahrheit liegt auch in ihrem Aeußern mehr, worauf sie stolz seyn können, als wir in unsern dunkelfarbigen europäischen Kleidern besitzen. Dazu ist der Schmuck ihrer Pferde so prächtig und mannigfaltig, daß sich hier für ihren Geschmack ein weites Feld öffnet, wo er sich mit Glanz zeigen kann.“

„Wenn ein junger Mann von Familie vollständig gekleidet zu Pferde sitzt, zeigt er durch seine Mienen und sein Benehmen deutlich, daß er nach seiner Meinung Alles in Allem ist. Die Falten seines Turbans und der Schwung seines Schnurrbartes sind augenscheinlich das Resultat

tiefer Studien. Sein Pferd ist mit kostbaren Decken behängt, und das Wenige, was es von seiner natürlichen Bekleidung sehen läßt, so glatt, wie nur möglich. Der Schweif ist lang und dicht, und die Mähne wird mit der sorglichsten Kunst geglättet, wobei silberne Knöpfe angewendet werden, um jedes Haar an seiner Stelle zu erhalten. Das Pferd wird abgerichtet, zu springen und zu bäumen, und wird in diesen Vollkommenheiten beständig geübt, vorzüglich wenn der Reiter mitten in einem dichten Haufen von Menschen ist; denn der große Zweck scheint hier, wie auch bei unsern minder glänzenden Stutzern, darin zu bestehen, Aufmerksamkeit zu erregen und Aufsehn zu machen, eine Absicht, die der Reiter immer erreicht, da die Fußgänger vor ihm in allen Richtungen fliehen." Auch die indischen Tänzerinnen werden sehr genau und mit vieler Vorliebe beschrieben. Auf der weitern Reise nach den Gebirgen malt uns Skinner das Bild eines Engländers, dem seine indischen Bedienten davongelaufen sind, ohne Zweifel eine ächt indische Scene: „Als ich mich nach der Richtung des Geräusches hinwendete, sah ich die unglückliche Mannschaft im Wasser mit allen Kräften schwimmen, um von dem Boote meines Nachbars zu entfliehen. Dieser stand wie ein Wahnsinniger auf dem Verdeck, und schwang eine Peitsche über seinem Haupte. Ich werde diese Scene nie vergessen. Mein Nachbar war in seinem Aeußern dem Lieutenant Lismahago nicht unähnlich. Der Mond schien auf seinen kahlen Kopf, denn in der Wuth, seine Leute mit der Peitsche nicht erreichen zu können, hatte er ihnen seine Nachtmütze nachgeschleudert, und während er so dastand, mitten in dieser wilden Landschaft, nur mit einem Hemde bekleidet und seine Leute verjagend, hätte ich die Welt für Smollet's Feder gegeben, um diese Scene verewigen zu können."

Die Messe zu Hurdwar gibt dem Verfasser wieder zu einer sehr lebendigen Zeichnung Gelegenheit: „Hurdwar ist eine Schule von Gebräuchen und Costümen. Hier erscheinen die großen und schönen Figuren der Sikhs neben den, schmächtigen und kohlenschwarzen Bengalesen, den gelben tartarenähnlichen Ghorkas, den Europäern mit ihren so sehr abweichenden Equipagen und Kleidungen. Der ewige Lärm paßt trefflich zu dieser grotesken Scene. Von der heiligen Glocke der Braminen an bis zum Gebrüll der wilden Thiere, hört man hier jede Art von Vocal- und Instrumentalmusik." Der Verfasser schiffte sich auf der Jumna ein, um die Pilgerfahrt nach Jumnontri mitzumachen. Dann ging er tiefer in die Gebirge nach der sogenannten Gangesquelle Gungontri. Diese Gebirgsreise ist sehr anziehend und überaus reich an erhabenen Naturschilderungen, wie an Scenen aus dem Volksleben; Gungontri ist bekanntlich einer der berühmtesten Wallfahrtsorte der Inder. Schaarenweise strömen sie dahin, um Buße zu thun, und Viele sterben oben freiwillig im Frost oder durch einen Sturz in den Abgrund. Von der Quelle glaubt man Folgendes: „In dem goldenen Zeitalter konnte man leicht und mit Bequemlichkeit seine Andacht an der Quelle verrichten; denn damals entsprang sie, wie mein Bramine erzählt, in Benares. Vermehrte Sündhaftigkeit bewirkte, daß man bis Hurdwar gehen mußte. Vor den Lastern eines dritten Zeitalters zog sie sich nach Barahat zurück; und das vierte Zeitalter muß nun durch das Cow's-Mouth hindurch zu den Höhen von Gungoutri pilgern, wo die Quelle hoffentlich nun bleiben wird."

Aus den Bergen kehrte der Verfasser über Benares nach Calcutta zurück. Seine Reisen werden jeden Leser angenehm unterhalten.

Romane und Novellen.

88) Zizene. Nach dem Französischen des Paul de Kock von J. Sincerus. Zwei Theile. Breslau, Leuckart, 1837.

Dieser Roman unterscheidet sich vortheilhaft von den übrigen Werken des Verfassers, so wie von der ganzen neuesten französischen Romanliteratur, denn er wühlt nicht in unnatürlichen Grausamkeiten, Verbrechen und Wollüsten herum, noch verspottet er die Unschuld, die Ehe, die Religion, sondern es ist die an rührenden Zügen reiche Geschichte eines zärtlichen und unglücklichen Vaters, der seine von einem Bösewicht verführte Tochter aufsucht, nirgends finden kann, auf seinen Wanderungen aber ein kleines Mädchen findet, die junge Zizine, die ihn lebhaft anzieht und deren Vater, einen armen Wasserträger, er aus dem tiefsten Elend rettet. Endlich kommt er auf die Spur des Verführers seiner Tochter. Er erkennt ihn, als derselbe eben ein anderes Mädchen aus einem anständigen Hause durch ein falsches Eheversprechen verführen will. Seine von ihm verlassene Tochter ist längst gestorben, diese aber hat ein Kind geboren und sterbend dem Wasserträger anvertraut. Es ist die liebliche Zizine. Der Verführer wird zum Schluß vom Wasserträger, der die Rache übernimmt, im Duell getödtet.

89) Der Schleichhändler. Von Robert Heller. Zwei Bände. Altenburg, Pierer, 1838.

Eine ähnliche Geschichte. Die verlorne Tochter eines Ministers wird bei einem Schleichhändler aufgezogen und endlich glücklich wiedergefunden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 44.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 30. April 1838.

Männerschule von Balthasar Gracian.

Aus dem Spanischen übersezt von Fr. Kölle. Stuttgart, Metzler, 1838. Dieses merkwürdige und inhaltschwere Buch ist einer neuen Verdentschung würdig gewesen. Der Herausgeber bemerkt über den Verfasser. „Gracian wurde in Calatajud in Aragonien 1603 geboren, trat in die Gesellschaft der Jesuiten, ward Rector des Collegiums zu Tarragona und starb 1658. Seine literarische Wirksamkeit fällt in die Zeit, in welcher der neu ausgebildete Katholicismus den lezten, und am Ende vergeblichen Versuch machte, die Weltherrschaft zurück zu erobern. Seine Schriften bezwecken sämmtlich, seiner Partei Klugheit, Mäßigung, Selbstbeherrschung einzuprägen, die Gaben auszubilden, durch welche man die Menschen beherrscht. Die politischen Schriften, el Heroe, el politico D. Fernando el catolico, Agudezza, el Critico und dieses Oraculo manual gab er unter dem Namen seines Bruders Lorenz Gracian heraus, und nur ein Beichtbuch, Gomulgatorio, unter eigenem Namen. Auch hierin zeigt sich eine Eigenthümlichkeit des Bundes, welchem er angehörte."

Das Werk des spanischen Jesuiten erinnert stark an das des italienischen Geheimschreibers Machiavelli. Beide lebten in den demoralisirtesten Zeiten und Verhältnissen, und wie ihr Leben, nach Gracians Ausspruch, „nur ein beständiges Schlagen mit der Bosheit der Menschen" war, so unterwiesen sie auch ihre Schüler nur in der Vertheidigungskunst. Das Hauptthema dieser Lehre ist: List anwenden gegen Gewalt, den kalten Verstand gegen die glühende Leidenschaft und Heuchelei gegen Argwohn. Das Unwürdige, das in dieser Beziehung in den Lehren Machiavellis liegt, erklärt sich aus seiner italienischen Natur. Italien, immer die Schwächere und durch einen Gewaltigeren Unterdrückte, konnte nur durch Arglist sich vertheidigen. Finden wir nun eine eben so unritterliche Moral bei Gracian, so erklärt sich dies aus seinem Stande. Der Jesuit in dem langen oder kurzen Rocke war nur auf die Waffen der Klugheit angewiesen.

Hören wir einige der geistreichsten Sätze seiner Lehre, zuerst solche, worin des Mannes Verkehr mit sich selbst, seine Selbsterkenntniß, der Gebrauch seines Willens ꝛc. erörtert ist.

„Die eigenen Gaben erkennen. Diese Kenntniß dient zur Ausbildung dessen, was wir Ausgezeichnetes besitzen, und zu Vervollkommnung der Fähigkeiten, welche auf gewöhnlicher Höhe stehen. Viele wären unvergleichlich geworden, hätten sie ihre wahren Gaben erkannt. Kenne daher die deinen, und erweitere sie durch Anstrengung. Bei Einigen herrscht die Urtheilskraft vor, bei Anderen der Muth. Die Mehrzahl thut der eigenen Richtung Gewalt an, und wird daher in Nichts hervorstehend. Zu spät entledigt man sich dessen, was blinde Leidenschaft uns frühe hat ergreifen machen.

Sich nicht übereilen, nicht erhitzen, ist Zeichen der Selbstbeherrschung. Wer sich selbst beherrscht, beherrscht Andere mit Leichtigkeit. Bis man zum günstigsten Punkte der Gelegenheit gelangt, muß man die große Bahn der Zeit durchschreiten. Verständiges Zaudern macht Anschläge und Entschlüsse reif. Gott selbst straft nicht mit dem Beile, sondern mit der Weile, und es ist der Spruch: die Zeit und ich, wir sind unser zwei. Auch pflegt das Glück Die mit Zinsen zu bezahlen, welche verstanden haben, es zu erwarten.

Unentschlossenheit ist nachtheiliger als schlechte Ausführung. Die Wasser werden nie faul, so lange sie laufen; aber wenn sie stille stehen. Einige sind so unentschieden, daß sie nie handeln, ohne von Andern dazu getrieben zu werden. Dieses kommt meist nicht von Verlegenheit der Urtheilskraft her, welche oft lebhaft und fein ist, sondern von natürlicher Trägheit. Es ist ein Zeichen großen Geistes, Schwierigkeiten zu erkennen, aber eines noch größeren, sich zu entschließen. Manche sind durch Nichts außer Fassung zu bringen, und diese sind für große Geschäfte geboren.

Das Gehör ist das zweite Thor zur Wahrheit, und das erste zur Lüge. Meist sieht man die Wahrheit, selten hört man sie.

Ein Weiser hat alle Weisheit auf den Spruch: Nichts zu viel, — zurückgeführt. Unkluge und übertriebene Gerechtigkeit wird Ungerechtigkeit. Des Lebens innerster Kern ist bitter. Selbst die Fröhlichkeit soll nicht möglichst weit gehen. Auch der Geist verzehrt sich, indem er zu sehr verfeinert wird, und wenn man zu viel melkt, kommt Blut.

Wenn es ein großes Unglück ist, zu nichts zu taugen, so ist es ein nicht kleineres, zu Allem taugen zu wollen. Durch die Begierde, zu viel zu gewinnen, verliert man Alles, und endigt damit, ebenso gehaßt zu seyn, als man geschäzt und begehrt war.

Jedes Ding hat eine Vorder- und eine Rückseite. Das Beste und Günstigste verwundet, wenn es an der Spitze angefaßt wird, das Widerwärtigste dagegen vertheidigt, wenn man es an der Handhabe ergreift. Vieles erregt Verdruß, was Lust erweckt hätte, wenn man es recht verstanden hätte. Alles hat sein Angenehmes, und Unangenehmes, die Geschicklichkeit besteht im Herausfinden von jenem. Dieselbe Sache hat viele Seiten, von welchen man sie betrachten kann. Man betrachte allein die, welche angenehm sind. Die Zügel des Glücks kann man nicht schießen lassen, wenn man die des Unglücks zurückhält. Daher finden Einige an Allem Vergnügen, Andere an Allem Unlust.

Jeder Meister hüte sich, seine angefangenen Werke zu zeigen, und lerne von der Natur, nur die ans Tageslicht zu bringen, welche es ertragen können.

Von sieben zu sieben Jahren ändert sich des Menschen Wesen; dieses diene, um den Geschmack zu verbessern und zu erhöhen. Mit sieben Jahren kömmt die Vernunft, und dann mit jedem Lustrum eine neue Vollkommenheit, denen man folgen muß, um ihnen nachzuhelfen und mit jeder Aenderung eine Verbesserung zu erreichen. Daher kömmt es, daß so Viele Aussehen, Beschäftigung, Stand wechseln, ohne daß man den Anfang merkte, als die Aenderung schon bedeutend war. Mit 20 ist der Mensch ein Pfau, mit 30 ein Löwe, mit 40 ein Kameel, mit 50 eine Schlange, mit 60 ein Hund, mit 70 ein Affe, mit 80 — Nichts."

In Beziehung auf den Umgang mit Andern predigt der weise Jesuit vor allen Dingen und immer aufs Neue Schweigen, Zurückhalten, An sich halten, Bedecken aller eignen Blößen und Benutzen der fremden. Hier einige seiner bedeutendsten Säze:

„Schweigen ist der Klugheit Heiligthum. „Ein ausgesprochener Entschluß wird nie gewürdigt; wer sich ausspricht, sezt dem Tadel sich aus, und wenn es ihm nicht gelingt, wird er doppelt unglücklich seyn. Es ist darum vonnöthen, die Weise Gottes nachzuahmen, welcher Alle in Ungewißheit läßt.

Wer sich wirklich bewußt ist, ein Weiser zu seyn, soll sich hüten, es scheinen zu wollen.

Nie von sich selbst reden. Selbstlob ist Eitelkeit, Selbsttadel Niederträchtigkeit. Wenn man dieses im vertraulichen Gespräche zu meiden hat, so ist dieses noch weit mehr der Fall vor den Leuten, und wenn man eine höhere Stellung einnimmt; denn da wird der kleinste Schein von Thorheit für offenbare Schwäche gehalten. Eben so fehlt, wer von Anwesenden spricht; denn man kann da kaum vermeiden, entweder für einen Schmeichler gehalten zu werden, oder für einen Tadler.

Sich nicht mit Denen einzulassen, welche nichts zu verlieren haben. Dieses wäre Kampf mit ungleichen Waffen. Der Gegner hat nichts mehr zu verlieren, sogar die Scham nicht mehr; er darf und muß Alles wagen. Der gute Name ist so unschätzbar, daß er in solchen Streit nicht einzusetzen ist. Was viele Jahre zu erwerben gekostet hat, kann in einem Augenblick verloren gehen. Der rechtliche Mann wird vorsichtig, weil er viel zu verlieren hat, und verfährt mit der Behutsamkeit, welche der Klugheit die Zeit läßt, im rechten Augenblick sich zurückzuziehen und den guten Namen zu retten. Kein Sieg kann so viel einbringen, als man schon dadurch verlor, daß man Krieg anfing.

Zu große Vertraulichkeit ist weder zu geben, noch anzunehmen. Sie verliert die Ueberlegenheit, welche Zurückhaltung gab, und mit jener die Achtung.

Die Mehrzahl schätzt nicht, was sie versteht, und verehrt das Unbegreifliche. Damit man die Dinge ehre, müssen sie hoch im Preise stehen. Man wird Den rühmen, dessen Rede nicht ganz gefaßt wird."

Einige Lehren, worin geradezu Verstellung, kluge Lüge, egoistisches Vermeiden der Unglücklichen, erheucheltes Lob Derer, die uns schaden könnten ꝛc., empfohlen wird, müssen wir dem Jesuiten zu gut halten, z. B.

„Der Neid macht einen Fehler aus der Fehlerlosigkeit. Je vollkommener eine Sache, desto mehr verdammt er sie. Der Tadel fällt wie der Blitz auf die höchsten Punkte. Daher ist klug gethan, sogar kleine Männer zu heucheln, jedoch ohne die Weisheit zu beleidigen, um die Böswilligkeit zu besänftigen und zu hindern, daß die Eiterbeule des Neides nicht berste.

Die Reife der Urtheilskraft wird erkannt an der Schwergläubigkeit. Die Lüge ist die Regel, daher — glauben Ausnahme. Wer sich leicht bewegt, bereut oft. Aber man hüte sich, keinen Zweifel in den guten Glauben Anderer zu zeigen, denn dieses wäre Beleidigung.

Thun, als ob Einem nichts daran liege. Es ist Kunstgriff, um die Dinge zu erwerben, sie verachten. Was man sucht, pflegt man nicht zu finden, und es fällt

nachher von selbst in die Hände, wenn man nicht daran denkt. Alle irdischen Dinge sind Schatten der göttlichen, und wie die Schatten fliehen sie den Nacheilenden, und eilen den Fliehenden nach.

Kluge Leute werden gefürchtet, Uebelredende gehaßt, Eingebildete verachtet, Spötter verabscheut, Sonderlinge verlassen. Um geachtet zu seyn, muß man achten. Wer sein Glück bauen will, nehme Rücksicht auf Alle.

Verstehen, sich dumm zu stellen. Auch der Weiseste spielt zuweilen diese Rolle, und es gibt Lagen, wo das größte Wissen darin besteht, daß man zeigt, daß man nichts wisse. Man soll nicht unwissend seyn, aber man muß sich zuweilen unwissend stellen. Es nützt wenig, weise bei Thoren, klug unter Narren zu seyn. Mit Jedem muß man die Sprache reden, welche er versteht. Nicht Der ist Narr, welcher es scheint, sondern Der, welcher sich für denselben halten läßt. Bis auf Nachahmung der Einfalt hat es die Kunst gebracht. Die wahre kleidet sich in Schaafsfell."

Romane und Novellen.

90) Evremont. Ein Roman, herausgegeben von Ludwig Tieck. Drei Theile. Breslau, J. Max und Comp., 1836.

Ein hinterlassenes Werk von Tiecks Schwester, der Frau Sophie von Knorring. Dieser Roman, an welchem die Verfasserin Jahre lang schrieb, ist mit einem wahrhaft musterhaften Fleiß ausgeführt, so daß er sich hierin von unsern neuesten, größtentheils roh angelegten und im Flug ausgeführten Romanen auffallend unterscheidet. Er ist von allen Seiten gleichsam emaillirt oder wie das feinste chinesische Porzellan aufs sauberste und mühsamste ausgemalt, so daß nirgends mehr eine rohe oder vernachlässigte Stelle zu sehen ist. Welcher neuere Romanschreiber möchte sich so viel Mühe um die Eleganz und Feile geben! Wie erstaunt man, einmal eine solche, mit zärtlicher und unermüdeter Hand verfertigte Arbeit neben den Dutzendwerken unsrer mit Dampf getriebenen Romanfabriken zu sehen.

Der Inhalt ist, wie es sich von einer Dame erwarten läßt, eine Familiengeschichte. Den Mittelpunkt derselben bildet ein deutscher Graf, der sehr gut charakterisirt ist. Die wohlwollende Gesinnung, die er als reicher Mann, als patriarchalischer Gutsherr und besonders als Gatte und Familienhaupt bewährt, die Ruhe, die er selbst im Sturm beobachtet und die nicht etwa aus Heroismus, sondern aus dem Temperament herfließt, die anspruchslose Noblesse seines Benehmens, wenn er sich gekränkt fühlt — dies alles sind in der That treue Charakterzüge, wozu es an Originalen in der deutschen Gesellschaft nicht fehlt. Diese eigenthümlich deutsche Färbung erhält noch ein schärferes Licht durch politische Beziehungen. Den Hintergrund des Romans bilden die großen Kriege gegen Napoleon, besonders die beiden Katastrophen Preußens von 1806 und 1813, und unser Graf erscheint deßfalls als Patriot, obwohl auch hier ohne alle Schwärmerei. Es macht der Verfasserin alle Ehre, mit so viel Takt den einzig richtigen und würdigen Ton getroffen zu haben, in dem man von jener Zeit reden kann. Dem Grafen, diesem durchaus einfachen, klaren und ruhigen deutschen Charakter, steht seine Gemahlin als eine Dame gegenüber, die eine heftige Leidenschaft in sich verschließt. Wir erfahren nach und nach, daß sie in ihrer Jugend mit einem französischen Grafen Evremont vermählt gewesen, der in der Revolution guillotinirt worden sey, und daß sie von diesem einen Sohn habe, der aber in der Revolution verschwunden sey. Und diese Vorgänge sind dem Grafen, ihrem zweiten Gatten, ein Geheimniß geblieben. Diese zweite Ehe ist kinderlos, nur eine Nichte dient der Gräfin zur Gesellschaft. Da wird, im Beginn des preußischen Kriegs von 1806, ein junger französischer Offizier schwerverwundet auf das gräfliche Schloß gebracht, verliebt sich in die schöne Nichte und wird endlich als der verlorne Sohn der Gräfin, als der junge Evremont erkannt. Er bleibt in französischen Diensten und kämpft in Spanien und Rußland bis zu Napoleons Sturz, dann kehrt er nach Deutschland zurück, um mit der Nichte des Grafen verbunden, dessen Erbe zu werden. Ein junger Vetter des Grafen, von einer Seitenfamilie, spielt ebenfalls eine anziehende Rolle in diesem Roman. Er ist sehr arm, hält den Grafen für hochmüthig und geizig, glaubt sogar, derselbe habe seine Verwandten übervortheilt, lernt aber sein Unrecht erkennen und wird durch die zuvorkommendste Großmuth des Grafen überrascht. Außerdem ist der Roman noch überaus reich an Nebenfiguren, welche durchgängig gut gezeichnet sind. Wir sehen lauter wirkliche, natürliche Menschen vor uns, nirgends Romanfratzen oder Stereotypen. Ein ausgezeichneter Charakter ist der des alten Dubois, eines französischen Kammerdieners, der noch aus der Revolutionszeit her der Gräfin und ihrem Hause treu geblieben ist und dessen Discretion und altfranzösischer Anstand auf das vortheilhafteste für ihn einnehmen. Mit ihm contrastirt ein ehemaliges deutsches Kammermädchen der Gräfin, die alt und eine Professorsfrau geworden (weil sie als Haushälterin des Professors von demselben geheirathet wurde), die sich aber in ihrer derben, bäuerischen, jedoch tüchtigen und verständigen Weise immer gleich geblieben ist. Ferner ein alter untreuer Verwalter, ein schleichender Heuchler und sein moderner und eleganter Sohn, der den Franzosen als Spion dient. Neben den Verwandten und

Dienern des Hauses stehen einige Freunde, deren Charakterzeichnung nicht weniger vortrefflich ist; ein lebhafter, hochmüthiger, aber sehr tüchtiger Arzt, und ein Pfarrer, der dem Grafen wichtige Dienste leistet, aber nur, weil er weit mehr zu einem Advokaten, als zu einem Pfarrer taugt; ein alter Obrist, den der Graf aus dem tiefsten Elend rettet; ein französischer General, den der Graf schon in seiner Jugend gekannt hat und mit dem er während der Feldzüge öfters wieder zusammentrifft rc.

Hat dieser Roman keinen hohen poetischen Schwung, so ist er doch ein um so anziehenderes Gemälde aus dem wirklichen Leben, durchaus mit zarter und liebender Hand ausgeführt, und über der, wie möchten sagen, prosaischen Klarheit seiner Landschaft ruht doch ein milder poetischer Duft.

91) Lathouia. Von E. Eichel. Bunzlau, Appun, 1838.

Fünf Universitätsfreunde sind am Neujahrsabend vergnügt beisammen. Einer von ihnen, Bergen, ist im Begriff abzureisen und verspricht, am nächsten Sylvesterabend wiederzukommen, inzwischen aber zu den Versammlungstagen im März, Mai, Juni und November Briefe zu schicken. Eine Geistergeschichte, die schon an diesem ersten Abend vorgetragen wird, stimmt uns feierlich. Im März sendet Bergen eine Novelle ein, deren Inhalt die Zerstörung eines unschuldigen Liebesbundes, die Verführung des Mädchens, der Selbstmord des Jünglings ist. Im Mai erhalten wir abermals düstre Bilder, die Geschichte eines Schwindsüchtigen, die unglückliche Liebe eines katholischen Priesters, der seine Geliebte mit einem Andern trauen muß. Im Juni lernen wir eine Kokette im höhern Styl kennen, die ihren Stolz darein setzt, einen edeln Jüngling zu verderben und ihn bis zum Selbstmord treibt. Im November wird uns ein kleines Elfenmährchen erzählt. In der Sylvesternacht endlich kommen wir aus einer Geistergeschichte in die andere, und in dem Augenblick, da die Neujahrsglocke schlägt, erscheint der blutige Geist Bergens, der in demselben Augenblick weit entfernt von den Freunden an einem Blutsturz gestorben ist.

Die Erzählungen sind gut geschrieben und der jugendlich frische Ton ist fast zu gesund für den hin und wieder geisterbleichen Inhalt.

92) Historische Romane der Mrß. Bray. Nach der zweiten Auflage aus dem Engl. von Bruckbräu. 8te—23ste Lieferung. Augsburg, Jenisch und Stage, 1837. 12.

Ueber die Manier dieser erstaunlich fruchtbaren Schriftstellerin haben wir uns in Nr. 117 des Literaturblatts von 1836 ausgesprochen. Sie meint es sehr gut, sie hegt eine fromme Verehrung für die Vorwelt, verweilt besonders gern bei den alten Sagen und Geschichten von England, Frankreich und den Niederlanden, allein sie breitet sich gar zu sehr aus, sie wird ermüdend weitläuftig.

93) J. Moriers sämmtliche Werke. Aus dem Engl. von Demselben. Daselbst, 1837. 12.

Die ersten Hefte enthalten Aeiischa, die Jungfrau von Kars, die wir bereits Nr. 15 des Literaturblatts von 1836 angezeigt haben.

94) The Vicar of Wakefield, by Dr. Goldsmith. Leipzig, G. Wigand. 16.

Eine sehr niedliche kleine Ausgabe des liebenswürdigsten Romans, den die Engländer aufzuweisen haben.

95) Der Geistbanner. Erzählung von L. Kruse. Leipzig, Kollmann, 1836.

96) Schweres Mitwissen. Der Dieb. Von Demselben, daselbst.

Diese Erzählungen sind nicht gerade die vorzüglichsten von Kruse. Wir haben schon weit bessere von ihm gelesen, besonders in der schauerlichen Manier, für die er das meiste Talent besitzt. Die vorliegenden Geschichten haben zwar auch alle etwas Criminalistisches, aber ohne das Gemüth zu ergreifen. Was soll man z. B. zu einem Flamänder sagen, der, um die Mißhandlungen seines Vaterlandes durch die Franzosen zu rächen, dem König Ludwig XIV. Kronleuchter und andere Effekten stiehlt. Ist es nicht erbärmlich, dem beleidigten Patriotismus eine solche Rolle unterzuschieben?

97) Die Episode. Telse. Zwei Novellen nach dem Dänischen von Kruse. Leipzig, Kollmann, 1838.

Dänische Produkte. Das erste die Geschichte eines Mädchens, die, als Mann verkleidet, eine unglückliche Liebe verbirgt. Eine reine sogenannte Entsagungsgeschichte ohne Benutzung der vielen poetischen Situationen, zu denen die Verkleidung Anlaß geben könnte. „Telse“ war das Heldenmädchen, das den 300 tapfern Dithmarschen die Fahne trug, als sie gegen die hundertfach überlegene Macht der Dänen so lange und tapfer stritten, bis ihre Landsleute herbeiliefen und sie den vollkommensten Sieg erfochten. Die Wendung, die der Dichter der Begebenheit am Schluß gegeben hat, ist nicht würdig. Telse weihte sich dem Himmel. Hier bekommt sie ein Kind, wird endlich durch den Papst von ihrem Gelübde dispensirt und endet sammt dem Kinde elend in einer Feuersbrunst.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 45.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 4. Mai 1838.

Diplomatie.

Betrachtungen über Diplomatie von Fr. Kölle. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1838.

Man schreibt doch über Alles sehr sehr, ja entsetzlich viel, und nur die Diplomatie hat, neben vielen andern angenehmen Vorrechten auch das, daß nicht so viel und nicht so schlecht über sie geschrieben wird, wie über andere Künste und Wissenschaften, daß ihre Literatur noch ein Monopol weniger Berufenen und Eingeweihten, daß sie noch nicht ein Gegenstand der schreibenden Industrie geworden ist. In der That ist das Wenige, was hin und wieder, meist zerstreut, über die politischen Tiefen der Diplomatie, oder was über das Formelle derselben mehr systematisch und des Breitern geschrieben wurde, doch ausschließlich die Arbeit von sinnreichen und verständigen Männern des Fachs gewesen. Vielleicht genießt die Diplomatie diesen Vorzug, weil sie mehr eine Kunst, als eine Wissenschaft ist, weil sie durchlebt seyn will, wie die Liebe (und ihre Begleiterin, die Eifersucht), und sich nicht so leicht definiren und in breiten Paragraphen bequem abhandeln läßt. Ueberdies verpflichtet sie zum Geheimniß gerade da, wo sie am besten geübt und gekannt ist, und die profane Autorenwelt, die gern über alles schreibt, versteht von ihr am wenigsten.

Das vorliegende Werk schlägt nicht aus der Art. Es ist von einem eingefleischten Diplomaten geschrieben. Auf den ersten Blick erkennt man den Mann, der nicht mehr sagt, als er weiß, aber viel mehr weiß, als er sagt. Allein dieses Werk ist ein klarer Ausdruck dessen, was sich in der Diplomatie umgestaltet hat, und es ist höchst interessant, diesen Wendepunkt näher ins Auge zu fassen. Der Verfasser sagt uns nicht bloß manches Neue über die alte Diplomatie, sondern er sagt auch über die neue Diplomatie viel, im alten Lapidarstyl des Tacitus und Machiavelli so Inhaltschweres und Gewichtiges, daß man es wohl bedenken möge.

Da er übrigens — ohne Zweifel, um unberufene Consequenzenmacher und besonders solche Leute, die überall persönliche Beziehungen wittern, zu mystificiren — sein Werk in Aphorismen geschrieben und diese geflissentlich recht durcheinander gewürfelt hat, ist es nicht ganz leicht, die zahllosen Schlaglichter seiner Gedanken auf wenige Brennpunkte zurückzuführen. Wir müssen es inzwischen versuchen.

Der erste Abschnitt enthält „Geschichtliches," Rückblicke auf die Vorzeit. Daraus nur Einiges:

Das eigentliche Wesen der diplomatischen Verhandlungen der alten Griechen konnte seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften nur ein florentinischer Staatsmann des 15ten und 16ten Jahrhunderts ganz begreifen, und das der altrömischen wird nur Der völlig durchdringen können, welcher einige Zeit englischer Commissär bei einem asiatischen Fürsten gewesen ist.

Bekannt ist der alte Grundsatz des venetianischen Senats: Gut mit dem Nachbar, noch besser mit dem Nachbar des Nachbars zu stehen. Er ist auch auf die Gesandtschaften anderer Staaten und Zeiten und in deren Instruktionen vielfach übergegangen. Die neuere Zeit hat aber ein solches Vorherrschen der großen und allgemeinen Interessen, eine so schroffe Gegenüberstellung der Fragen gebracht, daß Aehnlichkeit der Grundsätze mehr als alles Uebrige zum wahren und festen Einverständnisse zwischen Regierungen beitragen wird. Nachbarn müssen zusammenhalten wider einen übermächtigen Entfernten, und zuweilen alle Regierungen gegen eine Richtung der Zeit, welche alle gleichmäßig bedroht.

Wenn Shakespeare seinen Cäsar sagen läßt: „Ich will fettere Leute um mich sehen," so läßt er den anfangenden, leise auftretenden Despoten sprechen. Die wahren Werkzeuge des ausgebildeten Despotismus sind nicht fett. Entweder sind es Ehrsüchtige, und diese bleiben immer mager, oder es sind verblendete Jünglinge, welche noch

kein Fett ansetzen konnten, weil man sie in beständiger Bewegung hält. Sobald diese anfangen, schwer zu werden, gibt man ihnen einen Ruheposten ohne Bedeutung. Hätte Napoleon es über sich vermocht, einen rein militärischen Hof, eine rein militärische Diplomatie zu bilden, und beide durch stäte Erneuerung in Thätigkeit nach seinem Winke zu erhalten, er wäre schwerer zu stürzen gewesen. Die Fetten haben ihn verlassen, die Mageren sich für ihn aufgeopfert.

Unter der Rubrik „Neuzeit“ erhalten wir zuerst ein kleines diplomatisches Panorama:

Die Diplomatie A. ist sich höchst ungleich, weil Minister-Veränderungen oft Erneuerung des Personals des Ministeriums und der Missionen auf einmal herbeiführen, also Schule und regelmäßiges Ausrücken unmöglich sind. Diesen Mangel ergänzt aber der praktische Sinn der Nation zum Theile. Zuweilen ist diese Diplomatie beispiellos unthätig, im Nothfalle aber jedesmal und bei der leisesten Ahnung, daß nationelle Interessen berührt werden könnten, von unglaublicher Thätigkeit. Eine zweckmäßigere Vorbereitung auf gleichförmige Behandlung der Geschäfte in einer Weise, welche im Verhältnisse mit deren Wichtigkeit wäre, würde besonders dadurch gefördert werden, daß die höheren Stände des Landes mehrere bisher zu sehr vernachlässigte Disciplinen in den Kreis der Lern-Gegenstände ihrer Jugend aufnähmen.

Die Diplomatie B. besitzt große natürliche und aus alter Schule vererbte Vorzüge. Sie ist schon durch die Sprache und die Richtung ihrer Nation nach außen, durch anerkannte Vervollkommnung ihrer geselligen Formen begünstigt. Es wird aber noch einige Zeit hingehen, ehe sie vergessen und vergessen gemacht haben wird, daß sie noch vor einigen Decennien in Proconsulate ausgeartet war. Wenn sie ihre frühere Ueberlegenheit wieder erringen will, so muß sie ernstere Vorbildung und die Fähigkeit mitbringen, in die Eigenthümlichkeit fremder Völker tiefer einzudringen und jene mehr zu schonen, als dieses seither der Fall war.

Die Diplomatie C. hatte sonst den Grundsatz, die Arbeit zwischen einem hochadeligen Gesandten und einem un- oder neuadeligen Untergeordneten zu theilen. Beide werden jetzt häufig umgangen, und die wichtigeren Geschäfte vom Ministerium mit den andern Cabinetten unmittelbar geführt. Dieses, und daß sie im Verhältnisse die meisten Ausländer unter den Gesandten zählte, hat ihr hie und da an ihrer althergebrachten imponirenden Stellung geschadet; sie gibt aber dennoch Wesen und Politik ihres Landes und ihrer Regierung am treuesten wieder, und hat öfters gezeigt, daß sie den alten Platz leicht wieder zu finden wisse, wo es nöthig war.

Die Diplomatie D. war lange vernachlässigt, weil ein großer König sie entbehren konnte, indem sein durchdringender Verstand ihre Beobachtungen ergänzte, und seine Sparsamkeit die Ausgaben scheute. Seither hat sie ihre Stelle deßhalb noch nicht recht finden können, weil der Organismus des Staats auf die Linie, nicht aber auf den Generalstab der Verwaltung berechnet war. Es scheint ihre Aufgabe zu seyn, durch überlegene Geistesbildung, durch Beschränkung auf das Wesentliche, Beschützung der materiellen Interessen, durch sich zusammennehmende, Alles berücksichtigende Thätigkeit Regierung und Volk abzuspiegeln.

Die Diplomatie E. zeichnet sich aus durch starke Besetzung der Posten, gute Bezahlung, reisende Diplomaten, geheime Fonds und das Streben, es allen Uebrigen nicht nur gleich, sondern zuvorzuthun. Es ist noch nicht genug Gleichförmigkeit in ihrer Weise, und statt der Liebe zum Geschäfte, zuweilen Leidenschaft, etwas zu thun. Schon durch die Masse der Unterlage gehalten, wird es gerade ihr am leichtesten seyn, ruhig und gemessen zu werden.

Unter den Diplomatien der Höfe zweiten und dritten Rangs hat nur noch die päpstliche einen stehenden Typus. Die spanische und neapolitanische näherten sich dieser Weise. Ein gleichförmiger Gang und eine überall ähnliche Form wird den Diplomatien kleiner Mächte durch den beständigen Wechsel der Sachlage, den allseitigen Vorschritt der Völker unmöglich gemacht. Es wird jedoch bei Allen, welche sich auf einer schiefen Fläche, in einer unvermeidlich absteigenden Bewegung befinden, ein beständiges Streben, sich oben zu erhalten und sich geltend zu machen, eine sehr große Empfindlichkeit gegen Vernachlässigungen und ein möglichst gutes Gesicht zu schlechtem Markte bemerkt werden.

Ueber die Bestimmung des Diplomaten spricht der Verfasser vortrefflich:

Nicht das Ziel, sondern der Weg zum Ziele hat die Vorliebe für die Diplomatie erzeugt. Daher spricht man bei ihr, wie bei dem Kriegerstande, vorzugsweise von der Laufbahn. Das freie Leben, der völkerrechtliche Schutz, der Glanz der Außenseite, die Wichtigkeit der Geschäfte müssen die ausgezeichnetsten Jünglinge reizen. Diese lassen unerhörte Anstrengung zwischen vielen Feiertagen sich eher gefallen, als die Kanzleistunden des Alltagslebens, sie fühlen sich minder beengt in der Fremde als zu Hause, und es schmeichelt ihrer Eitelkeit, die Fäden wenigstens zuweilen leiten zu sehen, an welcher Aller Schicksal hängt. Der gewöhnliche Glaube junger Diplomaten geht dahin, man könne nach einigen fröhlichen und bedeutenden Jahren immer noch zeitig genug in ein Fach eintreten, welches dem reiferen Alter angemessener sey als die Diplomatie,

wenn es nicht gelinge, in dieser einen Treffer zwischen den vielen Nieten zu ziehen.

Nun aber die Rückseite! Habt Ihr erwogen, was es heißen will, in persönlicher Unterordnung zu stehen, entfernt von Formen und Gönnern, welche zu Hause Euch schützen, unter einem Manne, welchem man in der Regel eher glaubt und Recht gibt, als Euch; was es heißt, als Opfer zu fallen und schweigend als solches sich hinzugeben, wo Ihr Eure Pflicht und sonst nichts als Eure Pflicht gethan hättet; was es heißt, auf alles häusliche Glück verzichten? Denn ein Diplomat ist wesentlich ein Gesellschaftsmensch; als solcher hat er viele Berührungspunkte, viele Bedürfnisse und wandelbare Stellung, immer nur bis auf neuen Befehl. Daher ist er am besten unverheirathet, und selbst alsdann zuweilen in seinen Bewegungen gehemmt, wenn er sehr reich von Hause ist und so glücklich war, eine Gattin gefunden zu haben, welche ihm in seinem Berufe redlich mithilft. Und nur Ihr werdet Fremdlinge in der eigenen Heimath, nur Eure Kinder betreten mit der Thorschwelle das Ausland. Am Grenzsteine Eures Vaterlandes scheidet der Glanz von Euch, welcher Euch umgeben hatte. Ihr seyd den Regenschirmen zu vergleichen, welche zu Hause in verborgener Ecke stehen und nur draußen aufgespannt werden, lieb und werth bei zweifelhaftem Wetter, bei sehr stürmischem unzureichend, bei beständig gutem — eine Last.

Ein geistvoller Mann äußerte einmal die Bemerkung, daß er noch keinen Diplomaten gefunden habe, welcher nicht den Eispunsch leidenschaftlich geliebt habe, und meinte, es dürfte eine Wahlverwandtschaft bestehen, welche allen diese Mischung von Süßem, Saurem, Geistigem und Kaltem besonders lieb machen müsse.

Bekanntlich sagte schon Orenstierna zu seinem Sohn: du glaubst nicht, mit wie viel wenig Weisheit die Welt regiert wird. Zu diesem Text erhalten wir hier nicht wenig lesenswürdige Noten:

Edlere Naturen verunglücken deßhalb so häufig in der Diplomatie, weil sie nicht an die große Kraft der Beschränktheit glauben, weil sie einer gewissen Art Frauen nicht den Hof machen, und weil sie den edlen Zorn über Ränke und Verkehrtheiten nicht genug verbergen können, und daher ungeduldig werden. Wer nicht vielen Ballast laden will, beschiffe diese Meere nicht!

Auch der Diplomat kann leicht zu gut dienen, sowohl dem Herrn, als auch — und dieses häufiger — dem Minister gegenüber. Kennt Ihr keine Regierung, welcher Männer von Genie und Kraft, wegen dieser, höchst unwillkommen sind? Bedarf sie je dergleichen Leute, so verschreibt sie solche aus dem Auslande, und setzt sie sogleich nach dem Gebrauche sorgfältig für künftige Fälle bei Seite. Daher zählt man unter ihren Untergebenen sehr viele Männer, welche auf Spekulation die ausgezeichnetsten Gaben in das Gewand derber Sinnlichkeit hüllen, und viele sehr kluge, mit welchen man Jahre lang umgehen kann, ohne bestimmt erheben zu können, ob sie sehr beschränkt seyen oder sehr verschlagen.

Man hat schon so Mancherlei versucht, warum ist man noch in keinem großen Staate darauf gekommen, eine Diplomatenschule nach dem Muster der Mönchs-Noviziate oder wenigstens der Pflanzschulen für die Consulate des Morgenlandes anzulegen? Freilich würde diese Vorbereitung weniger bequem seyn, als das Zeitungslesen, Federschneiden und Päßestempeln der Elèves diplomatiques in den Ministerien. Diese Rücksicht mag vorzüglich hievon abgehalten haben; denn die Diplomatie war seither das Schooßkind der Gewalthaber und daher gehörig verzogen. Man beachtete Familien-Verbindungen bei den Anstellungen zu häufig. Diese wirken störend in so vielfacher Hinsicht, daß ich einen der vorzüglichsten Diplomaten den Wunsch aussprechen hörte, man möchte lieber Knaben des Findelhauses als Protégés nachziehen. Die Genußsucht, welche das Geschäft hinter Alles sezt, war selbst den guten alten Zeiten unbekannt, wo etwas Wicquefort, ein wenig Französisch und eine gut gepuderte Perrücke zum gewöhnlichen Diplomaten ausreichten.

Kaum kann man des Lächelns sich erwehren, wenn man sieht, wie die Mehrzahl der Diplomaten sich benimmt, um Stoff für ihre theuern Zeitungen, Depeschen genannt, zu erhalten. Die Gesellschaften irgend einer alten Dame und die diplomatischen Zirkel, wo gerade Die am wenigsten reden, welche am frühesten und gründlichsten unterrichtet sind, müssen hiezu das Beste thun. Bei großen Staats-Aktionen werden dann die Legations-Sekretäre auf die Jagd gesendet, und sogar die Mithülfe der Diener wird nicht verschmäht. Aus sämmtlichem Aufgerafften wird alsdann das Mosaik verfertigt. Die größte Kunst Vieler besteht darin, die Unwissenheit ihrem Hofe sowohl als dem Publikum zu verbergen. Wenn so viele Diplomaten unsrer Zeit es an Vielem haben fehlen lassen, so haben sie doch gewiß nicht ermangelt, mit gar ernsthafter Miene einherzugehen; denn sonst würden nicht so viele sonst hellsehende Laien einen so sonderbaren Begriff von gesandtschaftlichen Allwissenheiten haben. Ich weiß sehr wohl, daß man benützen muß, was man erhalten kann, besonders wo Berichte in regelmäßigen Zeiträumen gefordert werden. Da liegt die Kunst im klaren Erkennen der Aufgabe, im Vorahnen des Ganges, im Darstellen und Sichten des Erfahrenen. Der wahrhaft unterrichteten Diplomaten sind überall nur wenige, und unter diesen möchte schwerlich Einer mit der Adepten-Miene gefunden werden.

Neben der Anstellung unbefähigter Hochtories wird besonders auch die von befähigten, aber unsichern Ausländern beklagt:

Jedes Staatshandbuch zeigt, daß das auswärtige Departement zugleich vorzugsweise das Departement der Ausländer sey. Sollten hiean nur Launen der Herren Schuld seyn, oder nicht vielmehr die Meinung, daß dem Diplomaten eine Zugabe von Entnationalisirung, eine Art Beidlebigkeit, nöthig sey? — Das Glück, welches so viele Corsioten, Elsasser, Flamänder und Liefländer in dieser Laufbahn machten, scheint beinahe auf so etwas hinzuweisen. Schon die vollkommene Kenntniß zweier Sprachen von Kindheit an befähigt für ein Geschäft, welches bei einem Volke für ein anderes betrieben werden soll. — Mit Recht bemerkt der Verfasser, daß diese Centralisirung der Diplomaten auch durch das Tragen fremder Orden vermehrt wird:

Wo man den Herrn vorzustellen hat, sollte man ausschließlich nur seinen Orden tragen dürfen, und es sollte nur als seltene Ausnahme gestattet werden, während der Dauer einer Sendung einen Orden von dem Herrn anzunehmen, bei welchem man beglaubigt wurde. Ein Gleiches wäre rücksichtlich anderer Gestattungen, z. B. des Rechts, sich anzukaufen, zu wünschen.

Aus demselben Grunde ist die diplomatische Sprache von der größten Wichtigkeit:

Bei Abfassung öffentlicher Aktenstücke kann man nicht zu bestimmt, klar und gegen Mißdeutungen und Mißverständnisse gesichert seyn. Wer die Schwierigkeiten kennt, welche Holland der Rheinschiffahrt in den Weg legt, wird diese Bemerkung nicht überflüssig finden. — Hätte der deutsche Bund eine deutsch geschriebene Bundesurkunde, so wäre diese welthistorische Sottise unmöglich gewesen. — Der Verfasser sagt in seinen Rückblicken auf die frühere Zeit sehr wahr:

Der Kampf gegen die Universal-Monarchie, mit welcher das Haus Habsburg im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts Europa bedrohte, hat die Gesandtschaften stehend gemacht, und dadurch das erzeugt, was wir nur ungerne und gezwungen „Diplomatie" nennen. Daß der römische Stuhl überall vorzüglich diplomatisch-thätig, daß die Kirchensprache zugleich die Diplomensprache, die des literarischen Verkehrs und die des gebildeten Umgangs war, dies gab, nebst der Leichtigkeit sie zu erlernen, den Italienern und Spaniern fühlbare gesellschaftliche Ueberlegenheit in jenen Zeiten. Daß diese Völker ahneten, welchen Verlust die Reformation der lateinischen Sprache bringen werde, mag zu ihrem Widerstande gegen eine Trennung von Rom mehr beigetragen haben, als Gründe des Glaubens. — Der Einfluß der französischen Sprache ist aber unsrer deutschen Politik gewiß nicht minder nachtheilig, als es einst der Einfluß der lateinischen war.

Was der Verfasser über die Stellung der Diplomaten zu ihren Ministern und Cabinetten sagt, gehört zu den Arkanis der Politik, hat aber eine auffallend wahre und aufrichtige Physiognomie, z. B.:

Es scheint, daß die Kenner der Tonkunst Recht haben, wenn sie behaupten, das ewige Trommeln habe die Ohren für feinere Abschattungen unempfindlich gemacht. Man kann Aehnliches in der Diplomatie bemerken, wo das ewige Reisen der Cabinette, das Unterzeichnen auf dem Sattelknopfe zur Mode, und das Nicht-Antworten beinahe zum guten Tone auf viele Jahre hinaus gemacht hat, und dieses in einer Periode, in welcher Zeit und Raum in einem ganz andern Verhältnisse zu den Stoffen stehen, als ehedem. Und wenn man endlich einen Befehl erläßt, weil man nicht umhin kann, es zu thun, so pflegt man häufig nicht zu bedenken, daß man ihn zuvor sehr reiflich erwägen, ja wie die Bills im englischen Parlamente dreimal verlesen sollte, ehe man ihn hinausschleudert in die Ferne, in einen nicht völlig erkannten, vielleicht vor dem Eintreffen schon geänderten Thatbestand.

Unzählige Verrathe und folgenreiche Unterlassungssünden sind nur deßhalb begangen worden, weil man halbes Zutrauen erhalten hatte, wo man ganzes zu verdienen glaubte. Es gehört sehr lebendiges Pflichtgefühl dazu, nur an den Staat und nie an den Minister zu denken, wenn man so behandelt wird. Die Mehrzahl behält für sich, was ihr anvertraut wird, sollte es auch nur aus wohlberechneter Politik seyn. Aber was sie nur durch Errathen weiß, hält sie für ihr Eigenthum, und wer klüger seyn will, als sie, gegen den ficht sie mit denselben Waffen. Es scheint unglaublich, ist aber dennoch wahr, daß manche Ministerien wähnen, die Gesandten mit Un- und Halbwahrheiten abspeisen zu müssen. Wer kein Zutrauen verdient, dem gebt oder laßt kein Amt, welches nur durch Zutrauen besteht! Freilich kann nicht Allen Alles gesagt werden, aber von einer Diskretion, vor welcher jeder Billige sich bescheiden wird, ist es noch weit zu jenen abgenützten Kniffen.

Wer in der Nähe seines Vaterlandes auf einem gesandtschaftlichen Posten steht, kommt seltner aus dem Takte als der Entfernte, hat aber dafür andere Lasten zu tragen, welche diesen nicht drücken. Der Entfernte muß u. A. von Zeit zu Zeit nach Hause zurückkehren, um sich aufzufrischen und vorzüglich, um seine Beobachtungswerkzeuge zu berichtigen. Dieses ist dem Deutschen besonders nöthig. Wäre er Seefahrer, so würde er an der entdeckten Küste zuerst eine Sternwarte anlegen, wie (nach dem alten seemännischen Sprichworte) der Engländer mit einem Waarenhause, der Holländer mit einer Festung, der Spanier mit einer Kirche, der Franzose mit einer Kneipe ihre Niederlassungen beginnen.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 46.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 7. Mai 1838.

Neue Reisen.

3) Meine Reise nach Portugal im Frühjahr 1836. Von Gustav v. Heeringen. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1838.

Der Verf. ist dem deutschen Publikum bereits durch seine Romane bekannt. Er unternahm diese Reise nach Portugal unter den günstigsten Umständen, nämlich in Begleitung des Prinzen Ferdinand von Coburg, als derselbe nach Lissabon abging, die Königin Maria da Gloria zu heirathen. Er nahm den Weg über London. Die Seefahrt war durch keinen Unfall getrübt, doch lernte der Verf. schon unterwegs die seltsamen Vorstellungen kennen, welche die Portugiesen von Deutschland haben. Ein Portugiese erzählt: „Eines Tages, als ich meine Geliebte besuchte, hatte sie ein Bildchen mit vom Markte gebracht, über das sie nicht aufhören konnte zu lachen. Ich ließ es mir zeigen, und denken Sie sich, Baron, was es vorstellte — es stellte einen Deutschen vor! — So? Aber woran erkannten Sie denn seine Nationalität, wenn ich fragen darf? — Daran, Baron, daß er an einen Baum gelehnt stand, und bemüht gewesen war, ein großes Brod zu durchschneiden. Im Eifer dieser Bemühung aber hatte er nicht allein das Brod, sondern auch sich selbst und den Baum, an dem er lehnte, mit durchschnitten, ja sehen Sie — so .. mit durchschnitten!“

Die Schilderung der Einfahrt in den Hafen von Lissabon ist sehr malerisch: „Während San Juliao und Bugio immer noch fortfuhren, hinter uns die Luft mit ihrem Kanonendonner zu erschüttern, empfing uns eine neue Salve von den Mauern der Stadt Cascaes, der lezten vor Lissabon. Jezt rollte es auch von Almada dumpf nieder, und zwischen diesem Getöse hindurch, welches das Echo der Berge noch verstärkte, ließ sich von Zeit zu Zeit ein fernes melodisches Gebrause vernehmen, dessen eigenthümlicher Klang und dessen prachtvolle Wirkung keine Feder beschreibt. Es waren die Glocken von Lissabon, welche zu läuten begannen. Da die Dome und Kirchthürme dieser Stadt meist auf der Höhe der Berge gelegen sind, die sie mit ihren Massen bedeckt, so schien das Geläute, hoch über dem Kanonendonner schwebend, die Musik der Sphären zu seyn. Viele große und kleine Boote, mit Neugierigen besezt, umgaben uns bereits und ruderten aus allen Kräften zu beiden Seiten unsers Dampfschiffes mit. Ungefähr auf der Hälfte des Weges, zwischen Cascaes und Belem, dem ersten Vorsprung der Hauptstadt, kam uns ein Kanonendampfboot, mit dem unsrigen von gleicher Größe, entgegen, löste seine Geschütze und sezte Boote aus, in welche verschiedene Personen vom Bord aus niederstiegen. Sie kamen gegen uns heran und unsere schöne Treppe wurde eiligst herabgelassen. Schon von weitem schimmerten glänzende Uniformen und seltsamreiche Gewänder in den Booten. Als sie an unsere Seite legten, stieg langsam und feierlich ein hoher, doch gebeugter Greis mit schneeweißem unbedeckten Haupt, gekleidet in einen violettseidenen Talar, rothe Strümpfe und Schuhe mit großen diamantenen Rosetten, auf beiden Seiten unterstüzt von zwei andern, ähnlich Gekleideten, die Treppe herauf; ihm folgte noch ein ganzes Chor, augenscheinlich Geistliche in allen Nüancen der Tracht, es waren der Cardinal-Patriarch von Portugal und der Erzbischof von Lissabon mit ihrem Gefolge. Eine Menge prächtig uniformierter Herren erschien gleich hinter ihnen, darunter befanden sich der Herzog von Palmella, der Herzog von Terceira, die Grafen Villa-Real, Saldanha, Bembosta, der Marquez von Loulé und noch Viele, deren Namen ich zum Theil nicht erfahren, oder nicht im Gedächtniß behalten habe. Man wird zugeben, daß wir uns sogleich in der Elite des portugiesischen Adels befanden, noch ehe wir den Boden des Landes betreten hatten. Während diese Herren unten im Salon dem Prinzen vorgestellt wurden, sezte sich unser Schiff wieder in Bewegung, aber es ward jeden Augenblick aufgehalten durch neue Boote, welche anlegen wollten. Da kamen die Oberkammerherren und Adjutanten der Königin, Deputirte

der Cortes, See- und Landoffiziere, die Municipalität der Hauptstadt, die Präsidenten der Collegien und Andere, um dem ersehnten Ankömmling das Willkommen und die Huldigung des Landes entgegenzubringen, dessen Gebieterin zu ihm in jenes Verhältniß getreten war, welches die Schrift mit den Worten bezeichnet: „Und er soll dein Herr seyn!" Welch ein Gewühl von Uniformen, welcher Glanz von Ordenssternen, die ich zum ersten Male fast alle mit Diamanten bedeckt erblickte, welches Treiben und Leben war nun auf unserm, vor Kurzem noch so stillen Verdeck! Jeder Wellenschlag, der uns vorwärts trug, eröffnete nun eine neue großartige Scene. Der Thurm von Belem, Lissabons Pforte, ein altes wunderbares mauritanisches Schloß, gab uns seinen donnernden Gruß, und jetzt entfaltete sich vor uns die Hauptstadt mit ihrem Hafen, dem herrlichsten der Welt. Wir waren bereits auf dem Tajo, der hier bei seinem Ausfluß die Breite einer deutschen Meile hat. Schon umgaben uns Schiffe, mit tausend Flaggen geschmückt und, auf welches das Auge fiel, hüllte jedes sich alsbald in Pulverwolken und brüllte sein Willkommen. Wenn man erwägt, wie viel englische und französische Kriegsschiffe stets den Tajo bedecken, und daß eben ein amerikanisches Geschwader vor Lissabon stationirte, daß sämmtliche Schiffe ihre Geschütze lösten, denen die Forts der Hauptstadt antworteten, daß die Glocken aller Kirchen und Klöster von Lissabon, folglich Tausende läuteten, so wird man berechnen können, von welcher Beschaffenheit das Getöse war, welches Alles dies hervorbrachte. Die Luft erzitterte, das Meer schien stärker zu fluten und meine Seele schauerte vor Wonne. In Belem ist ein königlicher Palast, dessen Terrassen, mit weißen Statuen geschmückt, bis zu dem Ufer des Tajo herabsteigen. Auf diesen Terrassen sah man mit unbewaffnetem Auge Citronenbäume und einzelne Palmen. Die Façade von Ajuda, eines der größten und prächtigsten Schlösser Europas, mit einer Lage, wie sie kein anderes hat, trat etwas später heraus. Dann Alcantara mit der königlichen Residenz Necessidades auf einer gleichfalls hohen Terrasse. Nun erscheinen die Marmorkuppeln des Domes von Estrella, weiß wie Schnee gegen den tiefblauen Himmel. Das eigentliche Lisboa, der Kern der Stadt, liegt noch immer in der Ferne, aber seine Quais und Landungsplätze lassen sich bereits erkennen. Die grauen Massen der Kathedrale treten allgemach aus dem Silbergrau der übrigen hervor, das Geläute ihrer Glocken ist schon lange von den andern zu unterscheiden gewesen. Immer dichter wird das Gewühl der Schiffe, der Barken, man hört nichts mehr als den Donner der Geschütze, welche die erstern lösen, indem wir dicht an ihnen vorüberfahren."

Nicht minder malerisch ist der Vermählungszug der Königin geschildert: „Ihn eröffnete der Cardinalpatriarch, unter einem Baldachin wankend, in Pontificalibus, eine mit Juwelen besetzte Bischofsmütze auf dem Haupt und auf jeder Seite von einem dienenden Bruder unterstützt, vollkommen das Abbild des Großinquisitors aus Don Carlos, wie ich mir diesen bis jetzt vorstellte. Er zog meine Aufmerksamkeit, jedoch nur in geringem Grade, für wenige Augenblicke an sich, denn gleich hinter ihm gab es Schöneres zu schauen, eine Erscheinung, auf die ich mit unendlicher Neugierde gespannt war. Unter einem Thronhimmel, von Edelleuten getragen, wandelte die junge Königin an der Seite ihres blühenden Bräutigams daher. Waren Aller Augen mit gespannter Erwartung auf sie gerichtet, so verschlangen sie die meinigen. Wie ich ihre äußere Erscheinung hier wiederzugeben versuchen werde, so war sie wirklich und wahrhaftig, und ich wünschte dadurch den vielseitigen, sich oft widersprechenden und unrichtigen Angaben zu begegnen, die sich, namentlich englische Blätter, und als Echo derselben auch deutsche, je im Interesse ihrer verschiedenen Parteien in Betreff dieser Fürstin erlaubt haben. — Die Gestalt der Königin ist von mittlerer Größe und zeigte Fülle, vielleicht ein klein wenig mehr, als die strengste Regel der Schönheit gestattet, jedoch durchaus nicht so viel, um aus der Anmuth der Formen zu treten; die Züge ihres blendend weißen Antlitzes waren sanft und einnehmend, ihr Haar war blond, Nacken und Hals hätten den Schwan beschämt, und sie erschien mehr bleich als blühend, was vielleicht in dem Angreifenden der Ceremonie, in der Hitze des Tages und in der dumpfen Luft der dichtgefüllten Kirche seinen Grund hatte. Außerordentlich reich und prächtig war ihr Anzug: Sie trug ein Kleid von weißem Atlas und eine Tunika mit Gold durchwirkt, deren Schleppe eine lange Reihe von Damen hielt; die Ordensbänder, welche ihre Brust umfaßten und unter derselben große Sterne von Edelsteinen wiegten, ließen kaum den Gürtel von Diamanten zwischen ihren bunten Farben durchschimmern. Aber alle Pracht von Brasilien hatte sich auf ihrem Haupte vereinigt. Auf ihren blonden, fast noch kindlichen Locken ruhte ein Juwelenschmuck, der deutlich zeigte, daß es keine Schäferin, sondern eine Königin war, welche zum Altare schritt — die Krone. Wie diese Krone glänzte, und wie schwer sie zu tragen seyn mochte — welche hellen Farbenblitze, welche Strahlen sie warf — und sie hatte doch so viel Blut gekostet, das zum Theil noch nicht verraucht war. — Die Hofdienerschaft nahm sich sehr sonderbar aus. Eine ähnliche Mischung von Pracht und Seltsamkeit wird in Europa nicht weiter gesehen werden. Vorauf die Hausdienerschaft des Palastes in reichen heroldartigen Gewändern, ganz altspanisch mit Federbarrets, zu Roß oder Maulthier, an den zierlichen, mit Rosetten geschmückten Schuhen Sporen oder wenigstens einen Stachel zum Anreiz des Thieres, in der

rechten Hand aber einen großen silbernen, schön gearbeiteten Stab tragend, der nach Art des Dienstes oder des Grades verschieden zu seyn schien; dann zehn bis zwölf, je mit acht Maulthieren bespannte uralte, aber sehr prächtige Staatscarrossen, fast ganz von Glas, goldenem Schnitzwerk ꝛc. ꝛc."

Der Verfasser widmet den politischen Verhältnissen Portugals, den Reibungen mit den Cortes, den Ministerialdissidien ꝛc. die geeignete Aufmerksamkeit, diese Dinge sind aber aus den Zeitungen bekannt genug. Mit größerm Vergnügen lesen wir daher seine Darstellungen der schönen Natur und des zwar nicht schönen, aber immer sehr interessanten Volkslebens in Portugal. Besonders ausführlich ist sein Gemälde von Lissabon, seiner herrlichen Lage, seiner Kirchen und Kirchenfeste, seiner Theater und Vergnügungen, der Spuren seiner Revolutionen, der Straßen und des Treibens auf denselben. Doch machte er auch Ausflüge aufs Land, zumal nach dem schönen Cintra und nahm sogar ein Blatt des dort wachsenden riesenhaften Cactus mit, das in nordischer Erde fortgekommen ist. *

Wir empfehlen dieses mit Liebe geschriebene Werk Allen, die sich über den gegenwärtigen Zustand Portugals näher unterrichten wollen.

Diplomatie.

Betrachtungen über Diplomatie von Fr. Kölle. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1838.

(Schluß.)

Demnach nehmen auch die Klugheitsregeln, die der Verf. seinen Amtsgenossen ertheilt, keinen geringen Raum ein. Unbefangenheit, sagt er, ist das Hauptverdienst eines Diplomaten unter allen, wenn auch noch so schwierigen Umständen, dem Feind, dem Nebenbuhler, wie dem eignen Herrn gegenüber.

Mit einem der durchgreifendsten Herrn der jüngstvergangenen Zeit konnte man sehr viel wagen, wenn man sonst seine Pflicht that, denn er hatte Geist und liebte ihn an Andern. Einer seiner Gesandten brauchte, wenn er eine gegebene Nachricht zu widerrufen hatte, die Formel: Die in Nr. . . gegebene Nachricht hat sich dahin bestätigt, . . und nun kam das Gegentheil vom früher Gemeldeten. Er wußte wohl, die Akten würden nicht nachgeschlagen.

Ueber das Benehmen an fremden Höfen sagt der Verfasser unter andern:

Ernst und Freundlichkeit des Diplomaten muß je nach Verschiedenheit der Länder gemischt werden, welche man vertritt und welche man bewohnt. Weltsitte soll Volksthümlichkeit nicht aufheben, aber verklären. Ein ernsthafter Franzose und ein freundlicher Engländer treffen ungefähr zusammen. Ernst ohne Hochmuth gewinnt mehr als die beständige süße Holdseligkeit. Hinter dieser verbirgt sich gewöhnlich Falschheit und Dummheit. Dagegen spielt Mancher den Derben, um für bieder gehalten zu werden.

Es ist zuweilen gar zuträglich und bequem, wenn man für einen halben Narren gehalten wird; die Leute merken aber bald, woran sie sind, wenn es ihnen nicht gelingt, zum Narren zu halten. Bei südlichen Völkern findet man zuweilen Narren mit Selbstbewußtseyn und der Fähigkeit, die Kappe im rechten Augenblicke aufzusetzen oder einzustecken. Dagegen gibt es im Norden Geniesüchtige, welche gerne für gefährlichere Menschen gehalten würden, als sie wirklich sind. Von allen Verkehrtheiten ist diese dem Diplomaten die gefährlichste. Eher lasse ich mir Kleintuerei gefallen. Man hat bei dieser doch den Vortheil, einen Theil des Volks unbemerkt beobachten zu können.

Wohlfeiles Mittel, bei den Meisten für einen diplomatischen Phönix zu gelten: Fragt man Dich um Rath, so schlage einen Mittelweg vor; hast Du mitzusprechen, so beginne mit Unterscheidungen; sage bei jeder Begebenheit nichts als: Hierüber ließe sich Vieles sagen. — Sey pedantisch genau im Zahlen, Kommen und Worthalten, Geben und Zurückgeben der Besuche; mache vorzugsweise alten Frauen den Hof, und lerne den Gothaer Almanach auswendig. — P. e.

Am schwersten ist mit Denen zu unterhandeln, welche gleich im Anfange mit Ja verschwenderisch umgehen, und die Aber im Laufe des Geschäfts allmählich nachfolgen lassen. Sie pflegen wohl gar auf die am Eingange gezeigte Nachgiebigkeit sich etwas zu gute zu thun.

Scharfsinnig sind folgende Regeln:

Wo große Parteien sich rein ausgeschieden entgegenstehen, wie zur Zeit der Reformation oder der Revolution, da muß der Gesandte nothwendig eine Farbe haben und zwar eine vom wärmsten Tone; sonst überall dürfte eine sehr gedämpfte vorzuziehen seyn. Für Sendungen aber, welche ganz geheim, oder wenigstens ihrer eigentlichen Absicht nach geheim bleiben sollen, besonders in bewegten Zeiten, gibt es keine bessere Regel als den ersten Artikel der Instruktion Carnots für die Emissäre des Wohlfahrts-Ausschusses: Pendant votre mission vous ne verrez aucun individu qui pense comme nous.

* Referent nahm vor drei Jahren ein gleiches Blatt von Terracina im Neapolitanischen mit, das ebenfalls gut fortgekommen ist und drei colossale Seitenblätter ausgeworfen hat.

Jede Gesandtschaft, welche über starke geheime Fonds verfügen kann, hat ihre Minen schnell angelegt; aber die Gegenminen vermeiden und unschädlich machen, darin liegt die Schwierigkeit. Auch im Frieden dienen die Spåher gewöhnlich beiden Theilen. Dennoch ist räthlich, sie nie merken zu lassen, daß man dieses wisse, sie weder durch Nennung in den Rechnungen, noch durch Anweisungen zu compromittiren, überhaupt sich in den Ruf sehr freigebiger und ungemein discreter Behandlung zu setzen. Durch andere befreundete Missionen kleinerer Mächte wird übrigens am häufigsten, am unbemerktesten und am erfolgreichsten operirt.

Manche alte Mittelchen scheinen dem Verfasser dagegen abgenuzt:

Jede lange fortgesetzte Fälschung der öffentlichen Meinung, jede Mischung von Wahrheit und Lüge durch gedungene Schriftsteller und Redner wird von Tag zu Tage klarer als die wahre Sünde wider den heiligen Geist erkannt. Es ist höchst merkwürdig, wie richtig selbst der gemeine Mann die Wahrheit aus der fein angelegten Verhüllung herausfühlt, und einige Regierungen gewinnen nichts dabei, daß er sich deßhald im gegebenen Falle klüger dünken darf als sie. Es muß daher eine Zeit kommen, in welcher die Staatswissenschaften mit der Bestimmtheit der Größenlehre, die Geschichte mit der Klarheit der Physiologie werden behandelt werden. Alsdann wird mehr als Eine Erscheinung unserer Zeit mit demselben Mitleiden angesehen werden, welches wir dem Verbrennen der Hexen und dem Streite über den Ausgang des heiligen Geistes weihen. Man wird fragen: warum man ehemals geheime Gesellschaften und Schriftsteller verfolgt und nicht lieber die Ursachen weggeräumt habe, welche jene gefahrdrohend machten, besonders warum man so spät die Hindernisse gehoben habe, welche dem Vorschreiten des Wohlstandes entgegengestellt waren?

Die Bearbeitung des Publikums durch heimlich besoldete Schriftsteller wird täglich schwieriger, denn die Tagblätter kommen sogleich dem Scharfsinn der Leser in Aufdeckung des Handels zu Hülfe. In Deutschland verzeiht man einem Parteischriftsteller nur alsdann, wenn er Gefahren, Verlusten, Verfolgungen sich aussezte, um seine innige Ueberzeugung zu offenbaren; aber wenn eine bestimmte Tendenz auch mit gutem Glauben eingehalten, aber zugleich von einer Regierung aus andern Zwecken begünstigt wird, so ist das Publikum auf keine Weise zu erwärmen oder zu überzeugen. Eine sonst gehaltvolle literarische Zeitschrift gilt allgemein bedeutend weniger als sie wirklich werth ist, allein aus dem Grunde, weil man weiß, daß und warum eine Regierung sie kräftig unterstütze.

Statt der alten verbrauchten Federn wird eine tüchtige Praxis vorgeschlagen:

Will man ermessen, wie weit die Massen in Erkenntniß ihrer wahren Interessen vorgeschritten seyen, so versuche man es nur einmal, etwas recht Zweckmäßiges zu thun, sey es auch mit einiger Wagniß. Die Reformen in Preußen zwischen 1807 und 1813, der deutsche Zollverein, das Betragen des englischen Ministeriums gegen die Tories mögen hievon Zeugniß ablegen. Es ist sehr erwünscht, daß die einzelnen Menschen nicht wissen, wie viel Kraft, Böses zu thun, sie haben, aber sehr unerwünscht, daß die Regierungen nicht ahnen, wie viel Kraft, Gutes zu thun, ohne sich einer Gefahr auszusetzen, ihnen gegeben sey. Habe den Muth, weise zu seyn, sollte man den Herrschern täglich zurufen.

Schließlich müssen wir die zerstreuten Aphorismen zusammenstellen, die uns eine Perspective in die Zukunft gewähren und die zum Nachdenken hinlänglich Stoff geben:

Die Nothwendigkeit, zu unterhandeln, trieb im Mittelalter zu Absendung von Priestern, ja von Mönchen. Später beschickte man sich mit gelehrten Rednern, welche lange, dem Livius nachgebildete Vor- und Anträge hielten. Das Zeitalter Ludwig XIV. zeigt uns große Herren mit blendendem Aufwande, die Herrschaft der Günstlinge und Maitressen, Meister in den Hof-Intriguen, als Gesandte. Später, als manche Fürsten für sich selbst etwas gelten, und auch im Privatleben genießen wollten, sendete man ihnen vorzugsweise geistvolle Gesellschafter. Bei der Richtung aber, welche die öffentlichen Angelegenheiten in neuester Zeit nehmen, mag Einer zugleich gelehrt, beredt, reich, schlau und liebenswürdig seyn, er wird dennoch minder wiegen, als ein einfach wohlerzogener Mann mit der soliden Grundlage, auf welcher ein geschätzter Großhändler oder Bankier steht.

Aus den Vorsichtsmaßregeln, durch welche die Regierungen die fremden Gesandten zu isoliren und Verbindungen mit auswärtigen Höfen abzuschneiden suchen, kann man entnehmen, wie sie die diplomatischen Beobachtungen überhaupt ansehen. Wie weit ging nicht Venedig mit seinen Staats-Inquisitoren, die Kurie mit ihrem Segreto del s. uffizio, wie weit gehen nicht noch jezt beinahe alle Cabinette in Gebot und Verbot zu Bewahrung ihrer Geheimnisse! Da aber in unsern Tagen beinahe jede politische Frage zur Parteifrage wird, so hat gewiß das Cabinet vor allen andern hierin in Krieg oder Frieden den Vorsprung, welches mit dem Zeitgeiste geht, oder eigentlich, welches vor ihm hergeht, folglich jezt das Cabinet, dessen System die Gewerbetreibenden für sich hat.

Eine Regierung genießt die Achtung des Auslandes in genauem Verhältniß der Weise, in welcher sie die natürlichen Hülfsmittel ihrer Provinzen benüzt, und hat das Ausland, wie auch das eigene Volk in demselben Maße zu fürchten, als sie diese Hülfsmittel nicht benüzt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 47.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 9. Mai 1838.

Neue Reisen.

4) Cartons aus der Reisemappe eines deutschen Touristen. Gesammelt und herausgegeben von Carl v. Hailbronner. Drei Bände. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, **1837.**

Herr v. Hailbronner machte, wie man es zu nennen pflegt, die große Tour durch Europa, d. h. durch die Schweiz, Italien, Frankreich und England; ja er ging noch weiter nach Skandinavien. Zuerst führt er uns in die Alpen, an den Montblanc, ins schöne Chamouny-Thal; dann nach Belgien und hinüber nach Paris. So viel auch schon über diese Stadt gesagt ist, dürften noch manche Bemerkungen des Verfassers von besonderem Interesse seyn, z. B. über das Militär: „Die gegenwärtige Militärorganisation in Frankreich ist trostlos, und es läßt sich für ein geübtes Auge nichts Unvollkommeneres denken, als der Anblick dieser militärischen Ausgeburten der Julinsrevolution, welche man in ihren horriblen Röcken höchstens mit der königlich dänischen Armee vergleichen könnte. Diese Fantassins mit ihren kärglichen, kaum gegen die Knöchel hinabreichenden Krapp-Pantalons, den häßlichen Tschakos und mülleråhnlichen Mänteln; diese Husaren mit Mameluckenhosen; diese Musikbanden mit Cuirassierhelmen; dieses Reiten der Cavalleristen — das bei den Franzosen stets schlecht war, jezt aber unter aller Kritik geworden ist, so daß man Angst hat, einen der Dragoner oder Lanciers, die fortwährend zur Beobachtung der Straßen in Bewegung seyn müssen, vorübersprengen zu sehen, da diese Unternehmung ohne sichtliche Hülfe Gottes kein gutes Ende nehmen kann — und endlich dieser Anzug, diese Haltung, dieses Durcheinander der Colonnen, dieses Schwätzen und Lachen, Umsehen und Anstoßen der Soldaten während des Marschirens! Ich möchte wissen, was einem Soldaten in Berlin geschähe, wenn er in solchem Anzuge auf der Parade erschiene, wie sie hier täglich die Wachen vor dem Palais beziehen. Zwar bin ich weit entfernt zu glauben, daß der Geist einer Armee bloß in ihrer Toilette bestehe, aber der Soldat muß Werth auf seinen Anzug legen, wenn die Uniform nicht zur verächtlichen Livrée herabsinken soll. Dies ginge aber alles noch, wenn die Bande der Disciplin nicht fast gänzlich gelöst wären, und wenn die Officiere nicht eine Stellung in Frankreich einnähmen, die einem noch so passionirten Soldaten die Lust zu seinem Stande nehmen muß. Ohne Achtung bei der Nation, ohne Gehorsam beim Untergebenen, ohne Unterstützung beim Vorgesezten, ist die Chance eines französischen Officiers fast nur, beim geringsten Vorfalle sich oder einen andern niederzustechen, um den so oft verlezten Ansichten der Delicatesse Genugthuung zu geben, und eben darin, daß sie zu diesen desperaten Alternativen nicht mehr greifen, um ihre Existenz zu retten, haben sie für diese und ihre Ehre das Grab gegraben. Wer die französischen Officiere noch unter der Restauration kannte, und sie jezt wieder sieht, was sie sich alles müssen gefallen lassen, der sieht es wohl klar, daß eine Armee, deren Grundpfeiler, Disciplin und Ehre, morsch geworden, Mühe haben wird, die Trophäen nicht wieder zu verlieren, die ihre Väter mit so hoher Tapferkeit errungen hatten; und wer sieht, wie der Soldat mit seinem Unterofficier und dieser mit dem Officier beinahe von jeder gegebenen Ordre abzuhandeln, oder sie zu motiviren sucht, der kann der französischen Armee kein gutes Prognostikon stellen; denn nichts ist dem Wesen militärischer Ordnung fremder, als das Geltendmachen jeder individuellen Ansicht gegenüber dem einmal ausgesprochenen Befehle. Durch die beständigen Ministerwechsel wird die Armee in ewiger Spannung erhalten, da der Nepotismus überall freie Hand erhält, und jeder neue Kriegsminister entschiedene, seiner Verwaltung günstige Organe an die Spitzen der

Armeebranchen zu bringen sucht, wodurch das Heer selbst immer mehr zur Theilnahme an Parteihändeln verführt wird."

Eben so interessant ist, was Herr von Hailbronner über den zunehmenden Demokratismus in Frankreich sagt: „Die Idee der Gleichheit ist vorherrschend geworden, und dies ist die Quelle unzähliger Conflicte, wovon man sonst keinen Grund findet, wenn er nicht in der tiefgewurzelten Ueberzeugung des gemeinsten Kerls zu suchen, daß er gerade so viel ist, als der König auf dem Throne. Der Trotz, womit der rohe Bettler seinen Sou fordert und nimmt, zeigt deutlich, daß er sich gerade für das hält, was der ist, welcher ihm eben eine Wohlthat erwiesen, und aus seiner frechen Miene liest man den Gedanken, daß eine Gleichstellung des Eigenthums am Ende auch nicht schwer fallen wird, denn dieses Lieblingsthema der Bedürftigen, das agrarische Gesetz, ist in den Hirnkästen der Pariser Plebs zu einer furchtbar poetischen Ausschmückung von Romanticismus gestiegen. Domestiken gibt es nicht mehr in Frankreich, und als ich zuerst nach einem domestique de place verlangte, um nach Briefen auf der Post zu fragen, verstand man mich nicht einmal. Alles besorgen die Commissionnaires bis auf den Augenblick, wo einem die Geduld bei zu langem Warten oder schlechter Arbeit reißt. Ganz ruhig brachte mir, nachdem ich etwas in den Hof hinabgezankt, der Herr Commissionnaire einen gewichsten und einen schmutzigen Stiefel, stellte sie hin, und entfernte sich, ohne weiter auf etwas zu hören. Ein Bedienter, den ich annahm, war zwar immer gegenwärtig, als ich mich aber einige Tage vor der Abreise zu einer Abendgesellschaft anziehen wollte, fand ich eine schwarze Pantalon vom berühmten Herrn Humann abgängig, und Mr. Paul nicht zu finden. Das Kammermädchen meinte, Mr. Paul habe sich geäußert, er müsse heute auch in Gesellschaft gehen, und habe vermuthlich das Beinkleid zu sich genommen. Ich hätte ja noch mehrere, meinte das gute Kind, es sey also des Aufhebens nicht werth. Voilà la doctrine! Wirklich sah ich auch Pantalons und Mr. Paul nie wieder, dem ich leider am selben Tage Lohn ausbezahlt hatte. Man ist somit in Paris schlecht bedient, selbst wenn man übermäßig bezahlt, und nach unsern Begriffen ist es nun einmal nicht verdaulich, zu unsern Bedienten zu sagen: Voulez-vous bien me faire le plaisir, mon cher Paul, de donner un coup de brosse à mon chapeau? In demselben Maße, wie die Bedienten subtiler geworden sind, fand ich auch die Handwerksleute langsamer und anfordernder, woran nichts Schuld ist, als die schwierige Stimmung der Gesellen, wovon consequenter Weise, nach Gleichheitsprincipien, jeder sich als Meister ansehen und wie dieser behandelt werden muß. Sonst, wenn man nach Paris kam, war man in längstens dreißig Stunden neu gekleidet, jetzt darf man recht froh seyn, in acht Tagen seine Kleider zu erhalten. Dabei sind die Preise enorm gestiegen &c."

Zu diesen Sittenzügen gehört ferner: „Man gehe nur eines Sonntags Abends an die Barrière du Combat und sehe, mit welcher Blutbegierde hier ganz anständig gekleidete Herren und Damen in den Logen des großen eingefaßten Quadrats herumsitzen und gespannt auf das scheußliche Schauspiel, das Thierhetzen, hinabsehen. Dieser combat des animaux hat durchaus nichts von der Poesie der spanischen Thiergefechte. Er beginnt mit dem wechselseitigen Zerfleischen mehrerer Hunde unter sich, wo das Herausreißen der Eingeweide, herabhängende Augen, abgebissene Zungen ganz gewöhnliche Dinge sind. Dann kommen größere Thiere, Bären, Esel, bis zum Löwen. Die glänzende Vertheidigung eines Esels machte uns viel Lachen, obgleich das ganze Schauspiel einen höchst widrigen Eindruck hinterläßt. Ein stattlicher Bär dachte leichtes Spiel mit Freund Langohr zu finden, da er ihm stets auswich und das Weite suchte. Endlich kam der Bär in lebhaftere Bewegung und blokirte den Esel in einer Ecke, hatte ihn auch bereits mit nerviger Tatze mehrmals niedergeschlagen, so daß wir für das graue Männchen zitterten, als dieser sich plötzlich umwendet, und nun mit einer Agilität hintenaus zu feuern begann, daß der phlegmatische Bär die raschen Hufschläge nicht mehr zu pariren vermochte, und plötzlich, schwer ins Auge getroffen, für todt zurücksank. Allein der Esel fuhr in seinem wüthenden Vertheidigungssysteme fort, und es brauchte lange, bis man ihn überzeugen konnte, daß er wirklich Sieger sey, worauf er, mit einem verächtlichen Blick auf den hingestreckten Braunrock, die Arena verließ. Oder man besuche die Boulevards-Theater, wo der ganze moderne französische Romanticismus sein Lager aufgeschlagen hat, wo Todtschlag, Nothzucht, Selbstmord die einzigen Chorden sind, bei deren Anklang das zarte Pariser Geschlecht noch einige Wärme empfindet. Ich habe an der Pforte St. Martin ein Stück gesehen, wo der Sohn seinen Vater ersticht, das auf der Bühne herumlaufende sehr ergiebige Blut in einem Kübel aufsammelt, und dann mit Wohlbehagen gleich einem Glas Champagner austrinkt. Und dies Stück macht täglich volles Haus, und die Pariser finden das sehr rührend &c.

Aber am Ende ist alles nur Mode, und diesen flüchtigen Charakter aller Erscheinungen in Frankreich bezeichnet der Verfasser sehr gut: „Paris ist eine der außerordentlichsten Erscheinungen auf unserer Erde, allein nichts stößt bälder ab, als dieser vorherrschende Eigennutz, dieses Ringen und suchen nach Rang und Vermögen, dieses unwürdige Treiben der Menschen im Mißbrauch

aller Mittel, die zu ihren Zwecken führen können, diese Entblößung von aller wahren Moral, und, leider muß man es sagen, von allem wahren Patriotismus, womit die Pariser sich doch so breit machen, und endlich vor allem diese entsetzlich schnelle Abnützung aller Lebenskräfte, dieses momentähnliche Auftauchen und Verschwinden der edelsten, geistigen Elemente, kurz diese Unmöglichkeit des Festhaltens irgend einer Idee, irgend eines Princips; daher auch die Menschen selbst nichts mehr gelten, indem der ungeheure Strom jeden verschlingt, wie er kaum sich zu erkennen gegeben, und daher das Streben und die mühsame Arbeit aller sich fühlenden Köpfe, ihre Ephemeridenexistenz möglichst schnell zu benützen, sich möglichst hoch zu stellen, oder möglichst viel zu verdienen, um dann lächelnd und in Ruhe den Titanenkämpfen ihrer Nachfolger zusehen zu können. Solche Halt- und Werthlosigkeit erscheint dem kälteren Beobachter höchst unerquicklich."

Wir gehn nun nach England über, dessen Natur-Merkwürdigkeiten und Sitten der Verfasser mit derselben Lebendigkeit schildert, wie die französischen. Hier nur eine seiner Bemerkungen. „In Frankreich hilft bei allen Gelegenheiten das Volk gegen die Polizei; in England steht es mit seltenen Ausnahmen immer auf Seite des Gesetzes. Dieses allein erklärt so Vieles, was uns bei dieser großen Nation, besonders in diesem ungeheuern Treiben und Wogen von anderthalb Millionen Menschen in der Hauptstadt sonst unbegreiflich erscheinen müßte." Er beschreibt den Hafen von Portsmouth, London, Windsor, das Wettrennen von Epsom, Oxford, Blenheim, Bath, Stonehenge, Kenilworth, Warwickcastle, Birmingham, die Gebirge von Wales, Liverpool, Manchester, endlich Irland und sein Elend. „Man kann nicht schildern, wie zerlumpt hier die Hälfte der Population herumgeht und herumliegt. Es ist sichtbar, daß die meisten zerlumpten Kleider nicht für ihre gegenwärtigen Besitzer gemacht sind, und der Handel abgelegter Kleider bildet einen eigenen Handelszweig aus England und Schottland nach Irland, so daß man annimmt, daß Millionen Menschen hier ihr ganzes Leben in fremden abgerissenen Kleidern durchleben müssen, ohne je ein neues Kleidungsstück an den Leib gebracht zu haben. Beim Italiener ist mir dieser abgerissene Zustand nie so sehr aufgefallen, da das Halbnackte unter seinem warmen Himmel nicht störend erscheint. Allein in dem nördlichen Irland sind diese Blößen empörend, und der grausame Spottname Whiteboys, womit die Engländer die armen barfüßigen Pads bezeichnen, möge hart auf diese tyrannischen Egoisten zurückfallen." Von diesen traurigen Bildern wandte sich der Verfasser nach Schottland in die schönen Gebirge zu dem biedern und sittenreinen Volke, das er sehr günstig darstellt. In Edinburg lernte er Herrn Blackie kennen, der sich um Uebersetzung deutscher Meisterwerke und Verbreitung der Kenntniß deutscher Literatur in England schon so mannichfaltiges Verdienst erworben hat.

Dann machen wir mit ihm einen kurzen Durchflug durch Holland und setzen nach Kopenhagen über, von dem wir allerlei Skandalöses erfahren, z. B.: „Die Administration scheint durchaus demoralisirt, und man erzählt sich offen die schreiendsten Beispiele von Venalität der Beamten. Das Schmuggeln wird als ein nothwendiges Uebel angesehen, und man kennt die Schleichwege, ohne sie hindern zu können. Ich wunderte mich über die Unzahl von Wagen, die mit jeder Leiche hinausfuhren, bis ich erfuhr, daß diese Wagen beladen mit Contrebande in die Stadt zurückkehren, da man sie nicht visitiren darf. Die Polizei verkauft auf offenem Markte Theaterbillets für Branntwein. Ein wahres hors d'oeuvre ist das Pflaster des großen Königsneumarktes ꝛc." Wir halten uns nur sehr kurz auf, um nach Schweden hinüber zu fahren, welches dem Verfasser viel besser gefiel. Namentlich spendet er dem König Karl Johann und seiner Verwaltung große Lobsprüche.

(Der Schluß folgt.)

Romane und Novellen.

98) Die schwarze Frau. Ein Roman von N. Gretsch. Aus dem Russischen übersetzt von Staatsrath Dr. Schultz. Vier Bände. Leipzig, Kollmann, 1837.

Der Held ist ein russischer Fürst Kemsky, der seinen Bruder in früher Kindheit bei den Unruhen, die der Rebelle Pugatschew erregt, verloren, und dessen Schwester einen deutschen bürgerlichen Capitain heirathet, mit dem sie sofort gegen den Bruder complottirt, um sich in den alleinigen Besitz des reichen Erbes zu setzen. Kemsky hat einen eigenthümlichen Hang zu Träumen, Visionen, Geistererscheinungen. Diese Neigung gibt dem Verfasser Gelegenheit, viele ältere, mehr oder weniger bekannte Geistergeschichten in seinen Roman einzuflechten (z. B. die von Karl XI. von Schweden, von Gustav III., von Cazotte ꝛc.). Kemsky selbst hat eine Erscheinung, er sieht ein bleiches junges Frauenzimmer in schwarzer Tracht, die sich aus dem Fenster stürzt, und diese Erscheinung kehrt ihm in wichtigen Momenten seines Lebens mehrmals wieder. Ein Schrecken dieser Art stürzt ihn in ein heftiges Fieber. Er wird scheintodt, liegt bewegungslos

da, kann aber alles hören und entdeckt auf diese Weise die Habsucht seiner Schwester und seines Schwagers, die absichtlich seine Pflege vernachlässigt, damit er gewiß sterbe, und die nun an nichts dachten, als an die Erbschaft. Keinen Freund hatten sie zu ihm gelassen in seiner Krankheit, doch da der Leichenwärter sich von ihm entfernt, um zum Trunke zu gehen, tritt Natalie zu seinem Sarge, die Tochter des Arztes, die ihn schon lange heimlich liebt und hier vor dem Todten unverstellt ihre Neigung offenbart. In ihrer Trauertracht erkennt sie Kemsky plötzlich als die schwarze Erscheinung seiner Träume wieder und wird durch dieses Zusammentreffen doppelt frappirt. Ihr Vater, der Arzt, erscheint, entdeckt noch Leben in ihm, rettet ihn. Kemsky erholt sich, heirathet Natalie, und zu seinem Glücke fehlt nichts.

Da wird er als Officier ins Feld gerufen. Eine traurige Ahnung befällt ihn. Er kommt nach Italien, wird verwundet und gefangen, findet einen Italiener wieder, der schon in Rußland sein Freund war, und erfährt, er sey für tod ausgegeben worden und Natalie sey bei dieser Nachricht zu früh mit einer Tochter niedergekommen, die bald gestorben sey, und habe sich dann selber in Verzweiflung aus dem Fenster in die Newa gestürzt. — Siebzehn Jahre lang bleibt nun der trauernde Wittwer Soldat, dient in den Kriegen gegen Napoleon, dann an der Tartarengrenze und wird erst nach so langer Zeit plötzlich wieder wie durch Geisterwehen aufgeschreckt, da er das Bild eines lieblichen Kindes sieht, der vermeintlichen Tochter eines seiner Freunde. Dieser Freund stirbt, und es entdeckt sich, daß es der verlorne Bruder Kemskys war. Sein Kind wird erkannt als Kemskys Tochter, die nicht gestorben, sondern durch seine treulosen Verwandten entführet war, um sie des Erbes zu berauben. Der Vater findet sie als Jungfrau wieder, und seinem Glück fehlt nur noch die Mutter, die sich denn auch wirklich einfindet, indem sie nicht ertrunken, sondern in einem Kloster verborgen war. Diese letzten Wiederfindungsscenen sind freilich sehr ordinär romanmäßig und passen nicht gut zu der weit originelleren Introduktion.

99) Russische Novellen und Skizzen. Uebertragen von Albin von Seebach. Leipzig, Th. Fischer, **1837.**

In der Manier Washingtons Irwings und der kleinen Tableaux, die man in englischen Taschenbüchern so häufig findet. Reiseerinnerungen aus Sibirien, darin z. B. ein gutes Thiergemälde: „In diesen Gegenden gibt es eine unglaubliche Anzahl von Bären, und bei hellem Wetter sieht man von dem Gipfel manches Berges ganze Heerden, welche friedlich die Wurzeln der von ihnen am meisten geliebten Pflanzen auskratzen. Sie sind sehr sanft, und selten fallen sie Menschen selbst zu ihrer Vertheidigung an; um so gefährlicher sind sie aber den Lastpferden und selten vergeht die Nacht, in der sie nicht eine oder die andere Caravane bestehlen; man muß noch hinzufügen, daß sie die ausgesuchtesten Diebe sind; so schleppen sie, bei ihrer leidenschaftlichen Liebe für den Branntwein, auf die geschickteste Weise die Gefäße fort, in denen man diesen verführt. Der rauhe Fürst der Wälder verliert sein mürrisches Wesen, wenn er sich einen Haarbeutel angetrunken hat, und wie toll beginnt er dann sich im Kreise zu drehen, zu tanzen und zu springen, als ob er equilibristische Kunststücke zeigen wolle. Zum Schluß des Schauspieles wirft er in der Regel die hölzerne Flasche in die Höhe und schlägt sie mit seinen Tatzen in Stücken. Noch spaßhafter sind seine Streiche mit gestohlenem Mehle. Den mit demselben angefüllten Sack schleppt er bis zu dem nächsten Bache, zerreißt das Leder, und da er das Mehl trocken nicht verzehren kann, so fängt er an, dasselbe mit dem Wasser zu vermischen, wahrscheinlich in der Idee, sich einen Brei zu bereiten; die boshafte Strömung aber entführt ihm seine Speise fort und fort, bis Mischinka (Petz) endlich die Geduld verliert, den Ueberrest in die Lüfte zerstreut, und nun natürlich selbst wie ein Emigrant gepudert von dannen geht."

Die zweite Novelle, der rothe Schleier, schildert uns eine Scene aus den russischen Türkenkriegen. Es ist kein neues Motiv darin. Die dritte, die schreckliche Prophezeiung, hat es mit einer furchtbaren Eifersucht und allerlei Geisterspuk im Geschmack Callot-Hoffmanns zu thun, und ist viel zu grell, um anziehen zu können. Die vierte, der Cuirassier, führt uns in die Kriege, welche Rußland mit Frankreich gefochten hat. Der russische Nationalstolz, der sich durchweg in diesen kleinen Produktionen nicht verleugnet, ist mehr daran zu preisen, als die Tiefe der Poesie. Wir gäben herzlich gern etwas vom Ueberfluß der deutschen Poesie ab, wenn wir damit mehr Nationalstolz erkaufen könnten.

100) Novellen von Weidemann. Leipzig, Drobisch, **1837.**

Drei Novellen. In der ersten heirathet ein Maltheserritter eine Aebtissin. Die zweite schildert Verzweiflung und Selbstmord, die dritte Kindermord.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 48.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 11. Mai 1838.

Romane und Novellen.

Wir müssen noch der neuen Romane gedenken, die jezt in so großer Anzahl aus dem Französischen übersezt werden, daß es scheint, die Anglomanie (die Wuth, den Walter Scott nachzuahmen) wolle wieder zu einer Gallomanie werden. Die deutsche Lesewelt gewinnt nicht viel durch diese Ueberschwemmung mit französischen Romanen, denn sie sind, wenn auch hin und wieder nicht ohne Geist concipirt, doch sämmtlich entweder bis zum Ekelhaften blutig und gräßlich, oder unsittlich, und selbst ihr Styl, so sehr man ihn hin und wieder hat rühmen wollen, ist der faden Conversation doch um ein Gutes näher als der Poesie; denn die französischen Romanfabrikanten scheinen sowohl, wie die englischen und deutschen, zu wissen, daß sichs leichter dialogisiren, als gut erzählen läßt, und daß die häufig abbrechenden Zeilen des Dialogs mehr Bogen füllen, als eine zusammenhängende Erzählung, und wenn nicht jede Kunst, doch diese geht — nach Brod.

Bekanntlich hat die französische Romantik der Ehe den Krieg erklärt und den damit in Verbindung stehenden Tugenden, als der Scham, der Keuschheit, der Treue. Von allen diesen Dingen will die französische, in jeder Beziehung um ihre Unschuld gekommene Muse nichts mehr wissen. Da wir uns übrigens schon früher über diese Tendenz der neufranzösischen Literatur ausgesprochen haben, so wollen wir uns deßfalls nicht wiederholen und begnügen uns, durch Proben zu beweisen, wie weit diese poetische Syphilis um sich gegriffen hat, und wie emsig deutsche Uebersetzer an ihrer Verbreitung auch in Deutschland arbeiten.

101) Der Ehrenmann. Nach Souillé's le conseiller d'Etat. Aus dem Französischen von L. Kruse. Drei Theile. Leipzig. Kollmann, 1837.

Die Heldin des Romans, Madame Camilla, ertheilt im ersten Band unter andern folgende Belehrungen: „Unter uns gesagt, wir können Alles sagen, weil wir im Allgemeinen sprechen — die Ehe ist, Dank unsern Sitten, eine sehr elastische Kette; sie läßt sich nach beiden Seiten bis zu einer sehr großen Freiheit hinausstrecken; die Hauptsache ist nur: sie nicht zu zerreißen. — Sie hat sogar die Eigenthümlichkeit, daß sie, nachdem sie so weit in die Länge gedehnt worden ist, sich wieder zusammenzieht, und so eng wird, als wären beide Eheleute immer nebeneinander gegangen. — Wie viele alte Eheleute, welche das Alter in eine Ecke des Heerdes zusammengebannt hat, liefern nicht den Beweis davon. — So sich wieder im Alter neben einander befindend, können sie sich nicht genug Glück wünschen, sich in früheren Zeiten so nachsichtig gegen einander gezeigt zu haben. Dies Alles scheint freilich edlen Gemüthern unmöglich, und vielleicht mag es so seyn. Ich habe es nicht geglaubt, und ich würde keinen überreden, es zu glauben; allein die Erfahrung ist ein Herr und Meister, der uns troz uns selbst die Wahrheit lehrt.“ Im zweiten Bande lebt sie praktisch nach dieser Lehre. Ihr Gemahl unterhält eine Maitresse, sie nimmt mehrere Liebhaber an. Im dritten Bande macht sich das edle Ehepaar die offenherzigsten Geständnisse über diese beiderseitigen Ausschweifungen, die jeder Theil als sein gutes Recht behauptet. Inzwischen kommt es zwischen Maurice, der ihr Hauptliebhaber ist, und ihrem Gemahl doch zu einem Duell, in welchem der erstere verwundet wird. Der leztere flieht, nicht des Duells, sondern Schulden wegen. Camilla bleibt blutarm zurück, wird aber durch die Großmuth des Liebhabers für ihr künftiges Leben ökonomisch sichergestellt.

Der Verfasser macht am Schluß folgende Bemerkung: „Wir sind nicht gesonnen, die Moral aus dieser Geschichte zu ziehen. Die Romantiker sind, wie man weiß, Leute, welche die Weltgesellschaft verderben und die Welt verleumden. Zu einem der ausgezeichnetsten Kritiker unserer Zeit, der diese Beschuldigung der Literatur hat drucken lassen, sagte der Verfasser dieses Buchs: Glauben Sie, daß es heutzutage möglich ist, in einen Salon, in

welchem sich zwanzig Personen befinden, hineinzublicken, und die Geschichte dieser zwanzig Personen mit allen Nebenumständen und zu allen Zeiten ganz ohne Schleier zu erzählen? und zwar sagen wir nicht, in einen bestimmten Salon, in einen bestimmten Stadtbezirk, in eine Gesellschaft aus einer bestimmten Klasse von Menschen bestehend, wir sagen nur, in einen Salon, einen Stadtbezirk, eine Gesellschaft aus irgend einer Klasse von Menschen bestehend, welche sie auch sey; glauben Sie wirklich, daß Sie darin nicht mehr Laster, mehr beschämende, mehr schändliche Dinge finden werden, als in dem allerunmoralischsten Romane? Der Kritiker gab das zu."

Wir fragen nun, ob dieses Liebäugeln des Lasters mit sich selbst, worin sich die französische Romantik gefällt, eine passende Lektüre für unsere Frauen und Mädchen ist?

102) Septimania, Gräfin von Egmont, von Sophie Gay. Nach dem Französischen von Fanni Tarnow. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann, 1836.

Septimania, die Tochter des Herzogs von Richelieu, liebt einen Sohn des Marschalls von Belleisle, wird aber gezwungen, einen Grafen von Egmont zu heirathen. Einst ist ihr Gemahl abwesend, ihr Liebhaber bestürmt sie, sie entschließt sich, ihm ein nächtliches Rendezvous zu geben, schon ist es Nacht, er wartet, sie geht ihm entgegen — da kommt ihr Vater und Gemahl zurück, sie muß vis à vis ihrem verhaßten, diesen Abend „schrecklich zärtlichen" Gemahl den Verlust des Liebhabers verschmerzen, und hat nur Mühe, ihn abzuhalten, daß er nicht zu Bette geht. Bei dieser Gelegenheit sagt die zartfühlende Verfasserin: „Trotz des gewaltsamen Zustandes, in dem sich Frau von Egmont während dieser Unterredung befand, bewog sie doch die Furcht vor einer noch viel qualvolleren Pein, diese Unterhaltung bis zum Anbruch des Tages zu verlängern. Welches Wort vermag aber jene entsetzlichen Augenblicke zu schildern, in denen ein Wort und der kleinste an sich selbst ganz geringfügige Umstand die Ehre einer Frau und das Leben zweier Männer aufs Spiel setzen kann? wo jede enteilende Minute dem Herzen des Unglücklichen, den man so gern, selbst um den Preis seines Lebens, trösten möchte, die Ueberzeugung aufdringt, daß er von uns verlassen ist? — Er ist da — er wartet auf das Wort, das ihm den Muth geben soll, sein Leben noch ferner zu ertragen — oder auf das Lebewohl, das seinen Tod versüßen soll — dieser Augenblick entscheidet, ob der Frau, die ihn liebt, sein Haß oder seine Liebe als Vermächtniß bleiben soll — und sie muß den Zug bekämpfen, der sie so unaufhaltsam zu ihm zieht! — sie muß ihr Ohr andern Stimmen leihen, als der seinigen — sie muß Andern zulächeln — muß es verbergen, daß die Angst, ihn zu verlieren, sie tödtet! — O wir armen Weiber! — und doch kommt unvermeidlich für uns eine Zeit, wo wir es beklagen werden, dies Märtyrerthum nicht mehr erdulden zu müssen." Ob solche Offenherzigkeit eine anständige Lektüre für **deutsche** Frauen und Mädchen ist, die Gott sey Dank! noch nicht so weit in der Kultur vorgeschritten sind, wie gewisse Pariserinnen, möchten wir bezweifeln. Die „treue Gattin wider Willen" verliert ihren Liebhaber im Felde, verliebt sich aber augenblicklich wieder in dessen unehelichen Bruder, der ihm sehr ähnlich sieht, gesteht ihm ihre Liebe, kommt aber zu keinem Rendezvous, verliert ihn durch einen Verhaftbefehl, vermag nirgends mehr seine Spur zu finden und stirbt aus Gram. Widerliche Schilderung einer Tugend, die gar zu gern keine gewesen wäre.

103) Die alte Jungfer. Scenen aus der Provinz nach der Restauration. Von Balzac. Aus dem Französischen. Breslau, Leuckart, 1838.

Der ungenannte Uebersetzer meint, da Frankreich unbestritten das Centralland der Welt sey, da von dort alles ausgehe, was der Welt irgend interessant oder nützlich sey, so müsse uns Deutsche auch jede Kleinigkeit von und aus diesem Frankreich interessiren, und er hofft, sich ein nicht geringes Verdienst um die Menschheit zu erwerben, wenn er den vorliegenden Roman bei uns bekannt macht. Dieser Roman ist übrigens eine so ordinäre Verspottung der Ehe, wie die vielen Dutzend andern, die uns die französische Romantik gegenwärtig auftischt. Die alte Jungfer quält sich lange um einen Mann, bekommt endlich einen und ist betrogen. Die Lust, mit welcher der Autor über die Täuschungen des weiblichen Herzens, und namentlich auch über die Frömmigkeit spottet, in der sie ihren Trost sucht, ist empörend.

104) Celeste. Eine Erzählung nach Mortonvals un secret d'état. Von L. Kruse. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann, 1836.

Die Scene wird in einem Bordell eröffnet, in welches eine junge Dame, deren Wagen vor dem Hause umgestürzt ist, getragen wird. Ohne zu wissen, wo sie sich befindet, muß sie hier ihre Wunden pflegen lassen. Ein junger Mann drängt sich neugierig ein und erblickt sie. Zwar verläßt sie nun das schlechte Haus unbemerkt wieder, als sie aber im Begriff ist, einen vornehmen Herrn zu heirathen, findet jener junge Mensch sich zufällig ein und plaudert aus, in welchem Hause er sie angetroffen habe. Das arme Mädchen wird nun von ihrem Bräutigam mit Verachtung zurückgestoßen, findet aber einen Ersatz an dem Verräther ihres Geheimnisses, der sie heirathet, um sein Versehen wieder gut zu machen.

Neue Reisen.

4) Cartons aus der Reisemappe eines deutschen Touristen. Gesammelt und herausgegeben von Carl v. Hailbronner. Drei Bände. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

(Schluß.)

Mit besonderer Ausführlichkeit wird der berühmte Göthacanal beschrieben, und mit großer malerischer Anschaulichkeit die schöne Lage von Stockholm. Auch rühmt er ungemein die Sitten dieser Stadt: „Ich habe in Stockholm nirgends diese Geläufigkeit böser Zungen gefunden, die bei uns in den größten wie in den kleinsten Städten den Samen des Mißtrauens ausstreuen, alles Zusammenleben verbittern und an dem Lebenskeim unbescholtener, verleumdeter Mädchen nagen. Und, hört es, ihr ewig schwankenden Hagestolzen, die nie zu einem Entschlusse kommen, die ewig auf der Goldwage die Eigenschaften der Glücklichen abwägen, denen sie das Sacktuch zuwerfen wollen, bis die ewig rührige Klatscherei die schlimme Wage immer wieder von neuem hinabdrückt, — nach Schweden müßt ihr pilgern, um tadellose Frauen zu finden, und euch zu bekehren von dem Irrwahn, daß es keine braven Weiber mehr gebe, ein Glaube, den man bei uns gewöhnlich erst mit vor Alter schlotternden Beinen und am Krankenbette ablegt, wenn man hülfsbedürftig einer treuen Wärterin bedarf. Die Schweden bedienen sich des einzigen, aber auch des einfachsten Mittels, ihre Frauen matellos zu erhalten, indem sie ihnen volles Vertrauen schenken. Ich habe die Pfeile der Chronique scandaleuse nie unmächtiger abprallen sehen, als an der ungefälschten Tugend der Damen in Stockholm, und niemals, selbst in den frivolsten Vereinigungen aufgeregter Männer, habe ich eine verleumdende Stimme über irgend ein junges Frauenzimmer der bessern Klassen laut werden hören. Was mich aber, als Fremden, beinahe noch mehr entzückte, war die Erfahrung, die ich hier machte, daß das horrible Spiel, diese Geißel unserer großen Welt, dieses Geist und Zeit tödtende Ungeheuer, über Schweden seine mächtigen Fittige noch nicht ausgebreitet, und daß hier die Menschen noch zusammenkommen, um sich selbst, und nicht den gräßlichen Mißgeburten der Courkönige und Treflebuben ins Auge zu schauen. Ich habe in Stockholm nicht Eine junge Dame von Stande kennen gelernt, die irgend ein Spiel spielen konnte oder wollte, und selbst ältere Personen geben sich selten dieser insipiden Zeittodtschlagung hin. Diese Erscheinung allein wäre schon hinlänglich, um Stockholm zum Aufenthalte zu wählen.“ Die Sitten des niedern Volks werden nicht so günstig geschildert, doch mit Ausnahme der wackern Dalekarlier.

Herr v. Hailbronner ging auf der Rückreise über das merkwürdige alte Lübeck nach Berlin. Da die Berliner aber selbst hinlänglich dafür sorgen, daß uns keine ihrer Merkwürdigkeiten verborgen bleibt, so wollen wir nur eine Bemerkung erwähnen, die Herr v. Hailbronner, wie uns dünkt, sehr mit Recht gemacht hat: „Wie kann man es in dem erleuchteten Berlin gleichgültig mit ansehen, daß sich mehr als die Hälfte der Einwohner täglich in Branntwein berauscht? wie kann man diese Unzahl von Branntweindestillerien, diese giftmischenden Schnapsetablissements in den vornehmsten Straßen der Hauptstadt dulden, wo schlaudressirte Berliner Hebe's den ohnehin unwiderstehlichen Lockungen des süßen Narcotieums noch das Schautragen ihrer Reize tant bien que mal beimischen? und wie kann oder darf eine Stadtbehörde Greuel mit ansehen, wie sie in entfernten Schlupfwinkeln dieser Hauptstadt ebenfalls unter der Firma von Schnapsbuden verübt werden, wo man die schamlosesten Orgien feiert, in deren schändlichen Bacchanalien man wohl auch öfter Menschen aus den höhern Ständen jeden Augenblick Ehre und Gesundheit aufs Spiel setzen sieht? Wahrlich, ich habe geglaubt, in England und Schweden sey das Laster des Branntweintrinkens auf der höchsten Stufe, allein ich sehe, daß Berlin hier den Vorzug verdient.“ Allerdings sollte die systematische Entnervung der nordeuropäischen Bevölkerungen durch den Branntwein endlich einmal die Aufmerksamkeit der Regierungen erregen. Allein Verbote, Mäßigkeitsgesellschaften 2c., mit denen man hin und wieder Versuche gemacht hat, helfen nichts. Das einzige Mittel der Abhülfe ist, daß man im Norden wieder, wie ehemals, gutes Bier braue. Warum sollte Bayern allein diesen Vorzug besitzen, da doch bekanntlich im Mittelalter das norddeutsche Bier weltberühmt und allgemein gesucht war? Nur ein gutes starkes Bier, ein unentbehrlicher Trank der arbeitenden Klassen, vermag den Branntwein zu verdrängen, der bei elendem Dünnbier, wie man es in Berlin trinkt, unentbehrlich bleibt. — Von Berlin führt uns der Verfasser nach dem schönen Dresden, nach dem unvergleichlichen Prag, nach der Metropolis der Künste, München, das er mit besonderer Vorliebe schildert, in die Schwarzwaldbäder, dann wieder zurück nach Nürnberg und endlich nach Oesterreich.

Von hier wandte sich der Verfasser nach Italien, besah unterwegs in Krain die berühmte Adelberger Höhle, und kam nach Venedig, das zufällig — was sehr selten ist — voller Schnee lag. Er bewundert die Denkmäler alter Größe in Venedig und beklagt ihren Verfall: „Man hat die Schiffe, die man fand, verkauft, und das lezte Linienschiff: „Italien,“ verfault als Wachtschiff. Ein Linienschiff, das man begonnen, wurde wieder demolirt, und ein Decennium erzeugt höchstens eine Fregatte,

während die Republik stets vier-und-zwanzig Linienschiffe zum Auslaufen und 200 Galeeren unter den Chantiers in Bereitschaft hatte. Die Lagunen werden nicht mehr gereinigt und versumpfen, und es wird gut seyn, wenn das Actienproject, eine hölzerne Brücke über sie nach dem festen Lande zu schlagen, zur Ausführung kommt, ehe sie ganz zu Schlamm werden." Der Reisende schildert sofort Mailand, Genua, Turin, endlich Rom. Ueberall schildert er lebendig, und knüpft an das Bekannte doch immer wieder neue Bemerkungen an. So sagt er über die deutschen Künstler in Rom: „Was in andern Ländern unvereinbare Schismas und die unselige Tyrannei der einzelnen Schule hervorruft, das löst sich hier unter dem fast unsichtbaren, zum mindesten unfühlbaren Einflusse gerechter, billiger und einsichtsvoller Männer, unter der Aegide der erhabensten Vorbilder antiker Kunstvollendung, bald in ein mäßiges und das Individuum um so weniger verletzendes Urtheil auf, als jeder der Richter sich jeden Augenblick demselben Tribunal unterwerfen muß, und überdies der Geschmack im Allgemeinen hier bereits zu fein ausgebildet, die Basis der Kunstansicht durch die in Ueberfülle vor Augen stehenden Vorbilder der größten Meister aller Zeiten zu sicher gestellt ist, um irgend einer Furcht vor andauernden Mißgriffen der Kritik Raum geben zu können. Von Anmaßung einer entscheidenden Autorität, von Handhabung einer Kunstpolizei weiß man in Rom nichts, und der Stolz so manches in seinem Vaterlande zwar vielleicht mit Recht geschätzten, durch eitles Lobsprechen und Weihrauchspenden aber übermüthig gemachten Künstlers wird hier bald in die Schranken der jeden Kunstübenden zierenden Demuth und Bescheidenheit zurückgewiesen. Hieraus gehen zwei unberechenbare Vortheile hervor, welche vielleicht keine Stadt der Welt mit Rom theilt, und wogegen die unglückselige Kunstschreiberei anderer Länder so muthwillig ankämpft. Der junge Künstler wird nämlich weder durch absprechenden Tadel entmuthigt, noch durch überspanntes Lob verblendet. Er lernt hier bald, daß er auf die einmal fixirte öffentliche Stimme, wie auf den Richterspruch eines unparteiischen, unsichtbaren Tribunals vertrauen darf. Er findet in dieser Kritik Muth, Kraft und Belehrung, während die Recensionen so vieler unberufenen, leidenschaftlichen und nur zu häufig auch unwissenden Kunstrichter, namentlich im deutschen Lande, nur dazu dienen, das jugendliche Talent einzuschüchtern und an seinem Weiterkommen verzagen zu machen, oder es dahin führen, aller Kritik die Stirne zu bieten und sie zu mißachten, oder, was noch schlimmer ist, durch übertriebene Lobhudelei verleitet, sich über jedes Urtheil erhaben zu träumen und auf betretener falscher Bahn fortzuwandeln. Hierin liegt der Grund, weßhalb die in unseren deutschen Kunst- und Flugblättern enthaltenen zahllosen Kunstkritiken in Rom so wenig Anklang finden, und dies ist die Ursache, daß Beurtheilungen über die anerkannt besserem Ziele zustrebenden Künstler, wenn sie sich ja in diese Weltstadt verirren, in ihrem anmaßend absprechenden Tone keinen Beifall erlangen können. Was soll man in Rom dazu sagen, wenn ein vielverbreitetes Kunstblatt einen hier gebildeten, seiner schönen Anlagen wegen mit Recht anerkannten jungen Künstler wegen einiger gelungenen Köpfe zwischen Tizian und van Dyk stellt? Solche Mißgriffe können nun in Rom kaum vorkommen, weil man über die Kunst nicht schreibt, und weil ihre Beurtheilungen von unterrichteten Menschen ausgehen, welche es nicht wagen dürfen und wollen, durch persönliche oder sonstige Rücksichten ihren Ausspruch zu beflecken, oder das Freisinnige desselben modificiren zu lassen, da sie selbst jeden Augenblick sich in dem Falle befinden, sich der Beurtheilung der Beurtheilten zu unterwerfen. Wie häufig vergessen kunstliebende Fürsten, einflußreiche Kunstvorstände, wie oft die Künstler selbst, die große, leider ewig fruchtlos gepredigte Wahrheit, daß die Kunst sich nur aus der Natur entfaltet, daß jene nie erfassen wird, wer diese nicht begriffen hat, und daß alle großen Meister sich nur nach ihr gebildet haben. Stünde diese Wahrheit stets lebendig vor der Erinnerung, so würden so viele Mißgriffe vermieden, besonders aber dem Uebelstande der Schuleinnachäffung gesteuert werden können. Friede soll in der Kunst und unter ihren Jüngern herrschen, und ohne Ruhe und Eintracht gedeiht ihre zarte Pflanze nimmermehr. Wozu das stete Befehden, wozu diese Usurpation einer Kunstherrschaft? Kann es gute Früchte tragen, wenn in unsern Hauptstädten die Kunstübenden in erbitterten Parteien sich zusammenrotten, sich auf den Tod bekriegen und als Banner ihrer Factionen die oft sehr tadelswerthen Werke ihrer Schulherren vor sich tragen? Kann es der wahren Kunstentwicklung frommen, wenn die doch stets einseitigen Werke einzelner Kunstdespoten den ewig neuen und großen Schöpfungen der Natur vorgesetzt und als Muster aufgeführt werden? Und ist es weise gethan, wenn kunstliebende Fürsten, denen es an Willen, Kraft und Intelligenz nicht gebricht, um die schöne Zeit ungebundener freier Kunstübung in ihren Ländern wieder heraufzuführen, diesen Sectengeist ruhig mit ansehen, begünstigen und unterstützen? In jeder andern menschlichen Thätigkeit mag diese Reibung vielleicht die Kraft vermehren, Nacheiferung und Ueberbietung hervorrufen; in der Kunst erzeugt sie Einseitigkeit, falsches Beharren auf Vorurtheil, und Lähmung freier intensiver moralischer Entwicklung."

Das Werk schließt mit der Schilderung eines kurzen Durchflugs durch Neapel und Sicilien. Ein heiterer lebensfrischer Ton geht durch das Ganze.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 49.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 14. Mai 1838.

Romane und Novellen.

105) Jacques von George Sand. Aus dem Französischen von J. L. K. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann, 1837.

Ein Roman der Madame Dudevant, wie sie alle sind. Jacques, ein bereits fünfunddreißigjähriger und in Liebesabenteuern hinlänglich erfahrener Officier aus der Kaiserzeit, bekommt Lust, eine gewisse Fernande, ein sehr junges, ganz unschuldiges und hingebendes Mädchen zu heirathen. Ein alter Soldat warnt sie: „Sie können stolz darauf seyn, sagte er, daß sie den Falken gefesselt haben; das ist ein Stoßvogel, der auf solche Rebhühnerchen, wie Sie, zu Dutzenden herfiel. Nun aber sitzt er gezähmt und gekappt auf der Faust seines Bergfräuleins; stutzen Sie ihm ja die Flügel, wenn er Ihnen nicht davon fliegen soll. Was soll das heißen? frug ich. Ist es denn so schwer, Jacques Herz zu fesseln? O, mehr als Eine rühmte sich, daß sie damit zu Stande gekommen, versetzte er, aber sie hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, die Aermste! Glaubte man ihn im Käfig zu haben, husch war mein Vögelchen durch das Drahtgitter auf und davon.“ Jacques selbst drückt gegen seine Pflegeschwester Sylvia eine vollkommene Verachtung der Ehe aus: „Ich glaube noch immer, daß die Ehe eine der gehässigsten Einrichtungen ist; ich zweifle auch nicht, daß sie, wird einmal das menschliche Geschlecht an Vernunft und Gerechtigkeitsliebe weiter vorgeschritten seyn, aufgehoben werden muß. Ein menschlicheres und nicht minder heiliges Band wird alsdann an die Stelle derselben treten, und die Existenz der Kinder wird nicht minder geborgen und gesichert seyn, ohne deßhalb der Freiheit der Eltern ewige Fesseln anzulegen.“ Wir wollen nicht tiefer in diese erbärmlichen Tiraden eingehen. Genug, Jacques haßt die Ehe und entschließt sich gleichwohl zu heirathen. Anfangs geht es ganz gut. Nach und nach stellt sich aber bei ihm der Mißmuth und die Langeweile aller Uebersättigten ein. Er muß Sylvia kommen lassen, um eine neue Unterhaltung zu haben. Sie kommt, und bald nach ihr Octave, ein junger Mann, der sie liebt, der aber seine Liebe plötzlich von ihr auf die jüngere und schönere Fernande überträgt. Auch Fernande fühlt sich zu dem jüngeren und schöneren Mann hingezogen; man lebt länger beisammen, man wird vertraulicher, man spielt Bruder und Schwester, man fängt an, sich zu duzen, und man merkt endlich, daß man dabei nicht stehen bleiben könne. Eine lezte moralische Anwandlung heißt eine Trennung versuchen; man trennt sich aber nur, um sich hernach desto begieriger wieder in die Arme zu stürzen. Der Mann hat die Gefälligkeit, zu verreisen, der Liebhaber steigt alle Nacht zum Fenster hinein. Man hezt einmal Hunde auf ihn, stellt ein Treibjagen nach ihm an 2c., er entkommt aber. Octave selber sagt in Bezug auf seine frühere Liebe zu Sylvien: „wenn sie mich verachtet, hat sie Recht, denn ich bin ein Mensch ohne Charakter und Ueberzeugung.“ Aber Madame Dudevant liebt es, solche Menschen in solchen verächtlichen Situationen zu schildern. Die skandalöseste Scene unter allen ist ein Besuch von Fernandens Mutter, welche glaubt, Sylvie sey Jacques Maitresse, und er billige den Ehebruch Fernandens, um sich von ihr scheiden zu können. Dagegen wirft ihr Jacques vor, es sey ihr nur um Geld, um das Wittwengut zu thun 2c. Doch diese Gemeinheiten werden noch durch einen Brief übertroffen, den Jacques an Octave schreibt. Er meldet ihm geradezu, er wolle ihm Fernanden abtreten, falls dieser ganz an seine Stelle als Ehemann treten wolle. Octave nimmt das an. Es ist aber noch lange von keiner Scheidung und neuen Hochzeit die Rede. Vielmehr duldet Jacques, daß Octave und Fernande ihre Buhlerei in seinem Hause täglich und nächtlich fortsetzen, und daß sie vor seinen Augen mit der Anwartschaft auf baldige Mutterfreuden herumläuft, woran er als Vater

keinen Antheil hat. Nun, denkt man, wird der Skandal doch endlich aufhören, und die Scheidung wird vollzogen werden. Aber Jacques erspart seiner Frau die Qual einer gerichtlichen Scheidung, geht hin und stürzt sich in einen Abgrund, um, wie die höchst moralische Verfasserin uns ganz ernsthaft versichert, sich zum Sühnopfer für die Sünde Fernandes und Octaves hinzugeben.

106) Indiana von G. Sand. Uebersezt von Fanni Tarnow. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann, 1836.

Indiana, die junge Frau eines alten französischen Obersten, verliebt sich in Raymon, einen jungen Edelmann, der ihrem schönen Kammermädchen Nuna nachgetrachtet hat, deßhalb für einen Dieb gehalten und vom Obersten nächtlicher Weile durch einen Schuß verwundet worden ist und eine Zeitlang im Hause verpflegt wird. Auch Raymon verliebt sich in sie, und die Verfasserin versäumt nicht, nach ihrer mildherzigen Gewohnheit die Schäferstunde schlagen zu lassen. Aber im Uebermaße der Wonne fällt Indiana in eine Ohnmacht, die den Liebhaber erschreckt. So viel uns nun auch die Verfasserin bereits von deren heiligem und ewigem Seelenbündniß Indianas und Raymons, von der Harmonie ihrer reingestimmten Seelen, von der Erhabenheit ihrer Liebe über die Gemeinheit der Ehe rc. vorgeschwazt hat, vergißt sie das alles plözlich wieder und zeigt uns Raymon aufs Neue in den Armen des schönen Kammermädchens und malt uns eine Schäferstunde mit ihr in ihrer gewohnten fieberheißen und gleichsam rauchenden Manier aus. Raymon sezt nun diese Doppelliebe zur Frau und Dienerin fort, bis ihn einmal Indiana bei der Nuna überrascht. Indiana wendet sich nun mit Verachtung von ihm, und Nuna, die sich bereits in gesegneten Umständen befindet, stürzt sich ins Wasser. Indessen knüpft Raymon den abgerissenen Faden seiner Liebe mit Indianen wieder an und sie halten in Abwesenheit des Gemahls nächtliche Rendezvous, wobei ihr Cousin, der junge Engländer Ralph, großmüthig Wache steht. Raymon wird der allzu empfindsamen Indiana endlich satt, sezt aber aus Eitelkeit das Verhältniß mit ihr fort. Sie entflieht ihrem Gatten, eilt zu ihrem Geliebten und wird von ihm — kalt und spöttisch empfangen. Schon will sie sich ins Wasser stürzen, da rettet sie der gute Ralph. Nach einer heftigen Scene mit dem Herrn Gemahl, folgt sie diesem nach der Insel Bourbon. Auch der gute Ralph geht mit. Von hier aus correspondirt sie aber immerfort noch mit Raymon, und er versichert sie auch immer wieder seiner Liebe, während er zugleich, ohne es Indianen nur ahnen zu lassen, ein reiches und vornehmes Mädchen heirathet. Der alte Oberst kommt einmal zufällig hinter Indianens Briefwechsel, wird wüthend, reißt seine Frau bei den Haaren herum und tritt sie mit Füßen. Sie flieht, geht auf ein Schiff, kommt nach Europa, nach Paris, nach dem Landgut Raymons, findet ihn allein, stürzt ihm in die Arme und — wird belehrt, daß er verheirathet sey. Verzweiflung wirft sie aufs Krankenbett. Da erscheint der gute Ralph wieder, der ihr nachgereist ist, sich ihrer annimmt und ihr zugleich die Nachricht bringt, der alte Oberst sey glücklicherweise gestorben, was er schon lange hätte thun können. Nunmehr bleibt uns auch kein Zweifel länger, daß der gute Ralph Indianen längst heimlich geliebt hat, und daß seine Großmuth lediglich aus seiner Liebe floß, wobei wir seinen Mangel an Eifersucht musterhaft finden müssen. Man glaubt nun vielleicht, Indiana werde, durch so viele Großmuth gerührt und dankbar, dem guten Ralph ihre Hand reichen und den elenden Raymon vergessen. Aber nein, die französische Romantik verlangt doch einigen Schauder. Ralph entschließt sich, aus purer Großmuth, sich mit Indianen Hand in Hand einen hohen Wasserfall hinabzustürzen, nachdem sie sich gelobt haben, ihre schönen Seelen in einem künftigen Daseyn zu vermählen. Schon stehen sie am Abhang — da bricht der Roman ab. Allein in einem Postscript erfahren wir, daß sie in einer schönen Einsamkeit als Mann und Frau ruhig das Ende ihrer Tage erwartet haben.

107) Nonne und Schauspielerin, oder Verirrungen der Liebe. Von G. Sand. Deutsch von L. von Alvensleben. Zwei Theile. Leipzig, Lit. Museum.

Der Maler Horaz unterstüzt einen alten Matrosen, der ihm seine bildschöne, aber blödsinnige Tochter Denise vermacht. Horaz braucht sie eine Zeitlang als Modell, verliebt sich in ihre Schönheit, wird durch ihren Blödsinn abgeschreckt und entehrt sie am Ende doch. Diese empörende Scene ist mit allem möglichen Aufwand von Darstellungskraft ausgemalt, denn in solchen Tableaux, wo Verbrechen und Wollust sich gatten, sucht die Verfasserin ihres Gleichen. Horaz schickt die Entehrte in ein Kloster. Hier bricht der Roman ab, um an einem andern Ort eine neue Scene zu eröffnen. Die junge Schauspielerin Rosa wird von ihrer Mutter gezwungen, sich zum ersten Mal einem Manne Preis zu geben und zwar dem Maler Lorenz. Sein Freund Horaz aber kommt ihm zuvor und empfängt statt seiner das schöne Mädchen. Wieder eine abscheuliche Scene. Horaz behandelt das Mädchen wie die gemeinste Buhlerin. Sie aber ist noch unschuldig und imponirt ihm. Er beschließt endlich, sich auch dieser armen Verlornen anzunehmen, und schickt sie, wie Denisen, in ein Kloster. In diesem Kloster nun

kommt Denise, unter dem Namen Blanca, mit Rosa zusammen. Beide haben sich schon früher zufällig auf einer Reise kennen gelernt. Denise ist zu vollem Verstande gebracht, hat Horaz vergessen und sich in seinen Freund Lorenz verliebt, den sie einst auf dem Boden liegend fand, für krank hielt und liebend pflegte, obgleich er damals nur — betrunken war. In diesen Trunkenbold hat sie sich sofort verliebt, und da er zufällig im Kloster Unterricht im Zeichnen ertheilt, so wird ihre Liebe dadurch fortwährend genährt. Rosa ihrerseits denkt beständig nur an Horaz, der sie ihrer grausamen Mutter entriß. Aber ihre Zärtlichkeit für ihn verleibet ihr das Klosterleben. Sie liest die langweiligen Moralvorschriften, worin die Nonnen vor kleinen Sünden gegen die Keuschheit gewarnt werden, und sie erröthet, denn sie ist sich solcher Sünden schon bewußt. Das alles detaillirt uns die Verfasserin mit aller möglichen Naivetät. Rosa bekommt auch Rousseaus neue Heloise zu lesen und daran entzündet sich ihr junges Blut noch mehr. Sie bekommt ein Fieber, sie macht Horaz briefliche Vorwürfe, und da er nicht darauf achtet, verläßt sie endlich das Kloster und wird wieder Schauspielerin. Als solche findet sie Horaz wieder, verliebt sich von Neuem in sie, wendet sich aber wieder von ihr, als er die Entdeckung macht, daß Denise, die er verschwunden glaubte, noch lebe. Er entschließt sich, zur Sühne für sein erstes Verbrechen und aus Liebe zu der schönen Novize (denn sie hatte die Gelübde noch nicht abgelegt) Denisen zu heirathen, und diese willigt auch ein, obgleich sie nicht ihn, sondern Lorenz liebt. Lorenz seinerseits will nun sein Heil mit Rosa versuchen, obgleich sie nicht ihn, sondern Horaz liebt. Anstatt sich nun zu verständigen und die Bräute wechselseitig auszutauschen, schweigt man allerseits und verzehrt sich in hoffnungsloser Liebe. Die Hochzeit wird gefeiert und im Brautbett findet man Denisen als — Leiche. Rosa geht ins Kloster zurück.

108) Der verlorengegangene Ehemann. Novellenskizze aus der Pariser Welt von Paul de Kock. Die Männerjagd, Erzählung von E. Gonzalez. Breslau, Leuckart, 1837.

Abermals Satiren gegen die Ehe. In der ersten Erzählung läuft ein Mann der Frau davon. Die Frau ist in Verzweiflung und sucht ihn überall. Endlich glaubt sie ihn entdeckt zu haben, man sagt, er sey es. Wer? ihr Pudel. Man hat nur den Pudel mit dem Manne verwechselt. Zuletzt findet sie den Mann wirklich in den Armen eines jungen Mädchens, wird immer eifersüchtiger, erfährt aber zuletzt, daß jenes Mädchen nur seine Tochter aus einer frühern unerlaubten Verbindung ist. — In der zweiten Erzählung wird eine Familie verspottet, die für ihre Tochter einen Mann sucht.

109) Weder nie, noch immerfort. Von Paul de Kock. Deutsch von Dr. H. Eisner. Vier Theile. Stuttgart, Rieger u. Comp., 1837.

Auch dieser Roman ist gegen die Ehe geschrieben. Der Titel „weder nie, noch immerfort“ will sagen: man soll lieben, aber nur nicht immer dieselbe Person. Der Held und die Heldin des Romans folgen diesem Grundsatz. Er verläßt sie, sie heirathet. Nachher kommen sie wieder zusammen und erneuern ihre Liebe. Der Mann der Dame stirbt. Nun könnten sich die Liebenden heirathen. Aber nichts wäre lächerlicher, meint der Held. „Sie denken vielleicht, lieber Leser, daß wir uns jezt vor dem Altare vereinigen werden? Allein wir fühlen uns auf die gegenwärtige Weise so glücklich, warum also ändern. In Betreff der Ehe: wie in der Liebe gilt der Satz: weder nie, noch immerfort!“

Dies die Tendenz des Romans. Was die Form betrifft, so hat Paul de Kock die fatale Manier, unaufhörlich in kurzen, durch Gedankenstriche unterbrochenen Sätzen zu plaudern oder seine Romanfiguren plaudern zu lassen. Diese Kurzweiligkeit muß am Ende langweilen. Wir müssen, um unser absprechendes Urtheil urkundlich zu belegen, eine Stelle des Romans hersetzen, müssen aber auch, wie Fürst Pückler, zuvor die Leserinnen bitten, das Folgende nicht zu lesen. Wir wählen das Geschwätz einer Wittwe, die ebenfalls auf die gegenwärtige Weise in eheloser Ehe lebt, sich einen jungen Liebhaber hält und hochschwanger mit demselben in einer Theaterloge sizt. „Madame Ulysse ist in der Hoffnung; wenn ich es auch nicht an ihrer Taille gesehen hätte, würde ich es doch aus ihren Mienen, aus ihrem besonderen Wesen errathen. Madame scheint keine Bewegung machen zu können, aus Furcht vor einer Verletzung, sie nimmt für sich allein den Vordersitz einer Loge ein, und noch scheint sie nicht Platz genug zu haben. Adolph bildet ihr mit seinen Knien einen Lehnstuhl, troß dem hört sie nicht mit ihren Klagen auf. Ich höre, wie sie mit ganz schleppender Stimme ihn anspricht, als ob auch das Reden sie angreife. — „Mein Gott! wie unbequem ist man hier! ... wie hart sind diese Bänke! ... — Was willst du? meine theure Freundin ... in allen übrigen Logen sind sie ohne Zweifel ebenso ... Auf dem ersten Platze sollte man doch gut sitzen; ... ich habe denjenigen genommen, den du gewollt hast. — Ich sage es noch einmal, man sizt hier erbärmlich! ... — Ei! ... willst du's mit einer andern Loge versuchen? — O! ich glaube, es wird umsonst seyn ... — Soll ich dir von der Logenaufschließerin ein Kissen holen? ... — Wie dumm bist du doch! ... warum nicht gleich einen gepolsterten Leibstuhl, damit man glaubt, ich habe Hämorrhoiden? ... — Sey doch nicht böse, ich bot es

dir an, um . . . Hast du genug an einer Bank? . . . willst du zwei? — Du langweilst mich . . . laß mich in Ruhe.“ — Adolph schweigt und rührt sich nicht; denn da seine Kniee als Arme eines Lehnstuhls dienen, so könnte Madame belästigt werden, wenn er sich nur eine Bewegung erlaubte. Nach ein paar Minuten fängt Julie wieder an: „Ah! wie hart sind deine Kniee . . . du hast spitzige Knochen . . . das drückt mich in die Seite . . . — Wenn du willst, ziehe ich sie zurück . . . — Ei, freilich! . . . dann fiele ich rückwärts, oder lehnte mich vornen an die Loge, nicht wahr? um meinem Kinde die Nase einzustoßen? . . . — Ich meine es nicht so . . . weil du dich aber beklagtest . . . — Au! au! . . . — Was hast du? . . . — Au! . . . — Ach mein Gott! . . . soll ich den Accoucheur holen? — Soll ich gar im Theater niederkommen? . . . — Ja, es sah aus, als wenn du . . . als wenn es dich : . . — Als wenn! als wenn! . . . ach! man sieht wohl, daß du nicht mit einer Frau in meiner Lage umzugehen weißt . . . — Meiner Treu, das ist richtig . . . Du bist die erste, welche ich mir schmeichle zu . . . — Au! . . . — Wieder? . . . mein Gott! liebe Freundin, hat es sich bewegt? . . . — Geh zum Henker! . . . du machst mich ungeduldig . . . — Aber . . . meine liebe Freundin . . . — Hole mir etwas zu essen . . . ich habe ein Gelüste nach Seekrebsen . . . — Nach Seekrebsen? . . . und wo Teufel soll ich hier welche finden? — Ich will Seekrebse, mein Herr, . . . ich will, ich muß haben . . . es ist ein Gelüste . . . bedenken Sie, wie gefährlich es ist, die Gelüste einer Frau in meinen Umständen nicht zu befriedigen . . . — Werde nicht böse . . . ich laufe, wenn es seyn muß, bis zum Victualienhändler des Boulevart, Poissonière . . . — Geh, wohin du willst . . . nur muß ich welche haben . . . — Ich glaubte, im Theater esse man keine . . . — Eine Frau in meinen Umständen ißt Alles und überall; das ist nie lächerlich . . . Au! . . . au! . . . — Ich eile fort, theure Freundin.“ — Und Adolph, im Wahn, Julie könnte mit einem Seekrebse niederkommen, wenn er sich nicht beeile, ihre Laune zu befriedigen, wartet den Zwischenakt nicht ab, sezt über die Bänke und rennt aus der Loge, als ob er sich in eine englische Fallgrube stürzte. — Madame Ulysse benüzt ihre Macht über ihren jungen Geliebten auf schreckliche Weise; aber sie thut wohl daran; . . . wenn ein Mann seiner Geliebten verzeiht, was er ihr verziehen hat, so kann sie sich Alles erlauben; ihre Macht nimmt durch all die Thorheiten, die man für sie begangen hat, nur immer zu.“

Diese Scene wird hinreichen, den deutschen Lesern einen Begriff von den frivolen Sitten und der Sprache des französischen Autors zu geben.

110) Die Verheiratheten. Nach une maitresse de Louis XIII. von Santine. Aus dem Französischen von L. Kruse. Drei Theile. Leipzig, Kollmann, 1836.

Die Heldin ist ein junges Mädchen, das von Ludwig XIII. zu seiner Maitresse erwählt, zur Gräfin erhoben und anstandshalber mit einem lüderlichen Höfling vermählt wird. Das Pikante dieses echtfranzösischen, d. h. mit dem lüderlichsten Raffinement geschriebenen Romans, ist die Naivetät des Mädchens, die, obgleich zugleich Maitresse (eines impotenten Königs) und Gemahlin (eines Mannes, der nur als solcher figurirt), von den Geheimnissen der Liebe nichts weiß und in aller Unschuld den König bittet, er möge doch ihrem Manne sagen, daß er sie mehr lieben solle. Auf solche Verzerrungen des Unschuldideals fallen die wollüstigsten und verdorbensten Pariser Schriftsteller, und das ehrliche Deutschland übersezt dergleichen, als ob es Poesie wäre.

111) Pfarrer Moritz. Nach dem Französischen bearbeitet von Fanni Tarnow. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann, 1837.

Die meisten Romane der neuen unsittlichen Schule in Frankreich sind nach einem sehr einfachen Recept zubereitet. Dieses lautet: kehre alle natürlichen Moralgesetze geradezu um! Daß etwas Pikantes, Ueberraschendes dabei herauskommt, ist nicht zu leugnen. Man macht die Tugend lächerlich, das Laster anbetungswürdig. Was man sonst mit Abscheu floh, wird jezt als der angenehmste Reiz aufgesucht. Das ist wenigstens neu. Der vorliegende Roman ist eine ziemlich gemeine Fabrikarbeit, jedoch nach der oben bezeichneten Vorschrift verfertigt. Der Held desselben, Pfarrer Moritz, wird ein Ehebrecher und Blutschänder zugleich, weidet sich an diesem Bewußtseyn mit wollüstiger Verzweiflung, muß fliehen, findet ein zweites weibliches Wesen, die sich seiner annimmt und stößt ihr gerade durch das Geständniß seiner bisherigen Verbrechen so viel Liebe ein, daß auch sie ihrem Manne um seinetwillen untreu wird. Am Schluß schickt sie ihren einfältigen Mann fort, bleibt auf dem Sterbebett mit dem blutschänderischen Pfarrer allein, läßt sich von ihm von der Sünde, die sie mit ihm selbst beging, in der Beichte lossprechen und stirbt ganz erbaulich. Man kann die Frechheit kaum weiter treiben, und solche niederträchtige Bücher übersezt man ins Deutsche.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 50.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 18. Mai 1838.

Philosophie.

1) Historische Entwicklung der speculativen Philosophie von Kant bis Hegel. Von Heinrich Moritz Chalybäus, Dr. ph. und Professor an der königl. Militärschule in Dresden. Dresden, Grimmer, **1837.**

Das gebildete Publikum hat alle Ursache, dem Verf. für die Veröffentlichung dieser Vorträge über die neueste Philosophie, welche im Winter 18³⁵/₃₆ gehalten worden, zu danken. Nicht leicht möchten die wesentlichen Lehren der neueren Philosophie so gründlich und zugleich so bündig und faßlich vorgetragen worden seyn, als es hier geschieht. Die Scylla der gründlichen Unverständlichkeit hat der Verf. eben so glücklich vermieden, als die Charybdis klarer Seichtigkeit. Was aber den Werth vorliegenden Werkes besonders erhöht, ist, daß der Verf., nachdem er eben so große Vertrautheit als richtiges Verständniß, besonders der Schellingischen und Hegel'schen Philosophie beurkundet hat, sich doch völlig frei zeigt von einem schülerhaften Steckengebliebenseyn in den Schnürstiefeln der Meister. Vielmehr kündigt sich überall eine selbstständig gewonnene Ansicht über die Nothwendigkeit an, sowohl über Schelling, als über Hegel hinauszugehen, eine Ansicht, die theils Prof. Weiße in Leipzig, theils der jüngere Fichte, jeder in eigenen Werken bereits bethätiget haben. Auch deutet der Verf. auf diese Bestrebungen hin, ohne sich diesen in derselben Form und Weise anzuschließen. Vergessen hat er, daß nicht bloß die beiden genannten Philosophen, sondern auch zwei edle Verstorbene, Suabedissen und Krause, die Durchbrechung der einseitigen (nicht über den immer noch abstract gebliebenen concreten Begriff hinausgehenden), dialektischen Methode vollzogen haben, indem sie dieselbe gleich vornherein in ihrer starren Einseitigkeit erkannt und vermieden haben. Diese älteren Männer durften das, da sie nie Schüler Hegels, nicht einmal Schellings, sondern höchst achtbare Coätaneen beider waren. Im Grunde können auch die Jüngeren einen Durchbruch nur vollziehen, indem sie das Wesentliche, welches Kant, Fichte, Schelling und selbst Jacobi geleistet haben, nicht als bloße Stufen betrachten, sondern in seinem bleibenden Werth anerkennen, weiter ausbilden und neugestalten. Der Verfasser nun führt in eigenthümlicher Weise auf den höheren Standpunkt hin, indem er von Kant aus zwei Reihen der philosophischen Entwicklung darstellt, von denen jede für sich an Einseitigkeit leide, und deren Vereinigung in einem höheren Dritten die Aufgabe einer neuen, schon begonnenen Gestaltung der Philosophie sey. Damit man aber nicht glaube, daß es hiemit auf einen geistlosen Eklekticismus oder gar auf einen Krugischen real=idealen Synthetismus abgesehen sey, müssen wir uns erlauben, etwas genauer den Gedankengang des Verfassers zu bezeichnen, ohne uns jedoch immer streng an seine Worte zu binden. Kant hatte von dem Ding an sich, von dem unbedingt Seyenden, im Gegensatz zum Denken, gar wenig, fast nichts Erkennbares übrig gelassen; denn er hatte nicht etwa bloß das objective Seyn als etwas schlechthin Unerkennbares bezeichnet, sondern auch das subjective, die Seele, als ein bloßes Abstractum, als bloße Kraft dargestellt. Aber Kant läugnete darum keineswegs die Existenz und Wesentlichkeit eines objectiv und subjectiv Seyenden; er ließ es nur dahingestellt und beschränkte die Philosophie auf Untersuchung des vernünftigen Menschengeistes, seiner unbedingt gültigen Erkenntnißformen und Vernunftideen. Hiemit war eine Duplicität gesezt; das Seyn und das Denken. Das Reale und Ideale war in zwei unvereinbare Hälften ein und derselben Welt aus einander gefallen. Da Kant aber die ideale Hälfte so ganz und gar in den Vorgrund gestellt, mit so großem Fleiß und Scharfsinn, als die für den Menschen allein nahbare erklärt, sie jedenfalls zu einer so reichen, in sich selbst ein gewisses Genügen gewährenden Welt entfaltet hatte; so war es fast nothwendig, daß ein großer Theil der Forscher in dieser idealen Welt sich ansiedelte und sie nicht eher

verließ, als bis dieselbe nach allen Dimensionen durchforscht war. — Fichte war es, der zunächst den transcendentalen Idealismus weiter ausbildete. Nach seiner Wissenschaftslehre gab es nichts Unmittelbares, und namentlich für die Philosophie Nichts als subjective Thätigkeiten. Sein Ich, dem die äußern Objecte oder Nichtiche nur für Bilder und Gedanken galten, die es selbst erzeugt hatte, war ohne substanziellen Kern, war kein Wesen, sondern nur Selbstbewußtseyn, nur eine Concentration intellectueller Thätigkeiten. Es gab weder ein objectives, noch ein subjectives Ding an sich mehr; das Wesen und alle Wesen waren in ihre Prädicate aufgelöst. Diesem auf die Spitze getriebenen Idealismus stand noch entschiedener als schon dem Kantischen, Jacobi gegenüber, indem er die Behauptung entgegen hielt, es existire in und außer uns ein reales Wesen, sich uns immerdar, wenn auch nicht unmittelbar offenbarend. Ihm war das dahingestellte Kantische Ding an sich die Hauptsache, der Inbegriff, die Fülle und der unversiegbare Born alles Werdenden. — Herbart faßte diesen Begriff unter der Kategorie der Substanz, als des schlechthin Seyenden, des ewig unveränderlich Einfachen, auf sich selbst Beruhenden, nicht Geschaffenen noch Schaffenden, — also als das reine Gegentheil von allem Werden, aller Veränderung, aller Bewegung und allem Leben. Aber dieses System konnte eben deßwegen nicht zur Idee des Grundes, der Selbstentwicklung, der lebendigen Freiheit und Schöpfung hindurchdringen. Herbart ist der directe Gegensatz von Fichte; bei jenem ist das Wesentliche von Ewigkeit her reines Seyn, unveränderliche Substanz, bei diesem ist es unbedingte, ewige Thätigkeit oder Actualität.

Schelling, anfangs ganz auf Seiten Fichte's stehend, erkannte bald die Einseitigkeit eines gegenstandlosen, bloß für sich bestehenden Wissens, einer nur als solches seyenden Wahrheit; vielmehr lag ihm im Begriff des Wissens und der Wahrheit schon, daß ihnen etwas entspreche, was gewußt werde, daß das Subject ein Object fordere. Der Idee der Wahrheit zu Folge muß nun aber das Wissen dem Gewußten ganz entsprechen; es muß dieses jenem und jenes diesem identisch seyn. Dieser Satz ergab sich übrigens aus Fichte's praktischer Philosophie, in welcher das Thun nicht auf bloßes immanentes Denken beschränkt blieb, sondern als Productivität in Zeit und Raum gefaßt wurde. Schelling bestimmte nun das Ich und Nichtich als wahres Subject, beide aber nicht als Substanz, sondern als Thätigkeit, die aus zwei Contrapunkten in Wechselwirkung geräth. So stellte Schelling nicht ein absolut Seyendes einem absolut Werdenden, als unterschiedene Momente in einem absoluten Wesen gegenüber, sondern reale und ideale Thätigkeit vereint im absoluten Subject-Object. Streng genommen verschwindet in dieser realidealen Thätigkeit das Substantielle alles Subjects wie des Objects, obgleich der Geist des Schelling'schen Systems immer noch auf eine reale Substanz, auf ein substantielles Wesen hindeutet, als auf dasjenige, worauf eigentlich Alles ankommt, was sich aber, wie in der Abhandlung über menschliche Freiheit eingeräumt wird, nicht ganz auflösen lasse. (Es möchte wohl auch dasjenige seyn, was Schelling in der bekannten Vorrede zu Cousin's Schrift über deutsche Philosophie das absolute Prius genannt hat.) Aber die Unbestimmtheit im Ausdrucke, das unwissenschaftliche Schwanken, mit welchem bald von dem absoluten Grunde, bald vom absoluten Leben, Bewegung, Wollen, Vernunft gesprochen wird, vor Allem aber das Resultat, auf welches das Ganze der Schellingischen Philosophie zulezt doch immer wieder hinführt, läßt am Ende doch wieder ein bloßes Gesetz, eine allgemeine, naturnothwendige Wirkungsweise, ein absolutes Thun und Leben, welches dem Denken gleichgesezt wird, die Stelle des Wesens einnehmen. — Dieses Resultat nun hielt Hegel fest und bildete es bis dahin aus, daß er an die Stelle der ihr Gesetz in sich selber tragenden Vernunftthätigkeit geradezu den absoluten Begriff, oder die Idee sezte. Hieraus folgte dann wieder folgerecht Hegels, von Schelling perhorrescirter Rationalismus, das System der absoluten Nothwendigkeit, welche der absolute Begriff, d. i. die an sich selbst geknüpfte reine Vernunft, das sich selbst erfüllende absolute Gesetz an und für sich selbst ist. (Dies ist aber doch nur wieder ein auf dem Schellingischen mehr objectiven Grunde ruhender höherer Fichtianismus, dessen inhaltloses, von Schelling mit dem Nichtich erfülltes Ich, als objectives, ja absolutes Ich wiedererstanden ist.) Geist bedeutet nämlich bei Hegel kein reelles Wesen, sondern — Bewußtseyn. Bewußtseyn und (folglich auch) Selbstbewußtseyn ist nur ein Zustand, eine Thätigkeit, also ein Accidenz von Substanz. Wie könnte auch sonst bei Hegel der absolute Proceß, das ewige, unerschöpfliche, rastlose Werden als die Wahrheit von Allem, als das wahrhaft Absolute selbst aufgestellt werden?

Der Gegensatz, um den es sich jezt in der Philosophie handelt, ist nicht mehr Realismus und Idealismus. Diese beide sind zusammen unter dem Begriff der absoluten Thätigkeit gefaßt und folglich auf eine Seite getreten. Der Gegensatz ist ein höherer, nämlich der der Thätigkeit und der Substanz, oder der Substanz und der Form. Denn es kommt bloß darauf an, daß man Thätigkeit als die Form des in ihm Thätigen (Wesens) begreife, um sich diesen Gegensatz rein darzustellen. Der neuere Idealismus ist ein System der absoluten, realen und intellectuellen Thätigkeit, absoluten Dynamismus, absoluter Bewegung ohne ein sich Bewegendes, eines Lebens (Infinitiv) ohne ein Lebendiges, eines Seyns ohne ein Seyendes. — Auf dieses Bewegende, Lebendige, Seyende, auf ein lebend, thätig, denkend seyendes Wesen, kommt es an, ohne

welche alles bloße Seyn, Bewegen, Denken eigentlich gar nicht gedacht werden kann. Ein absoluter Inhalt muß gesezt werden, sobald man alle Kategorien und namentlich auch die des Seyns und des Begriffs selbst als bloße Formen erkannt hat. Formen sind aber an und in und für den Inhalt. Form, so fern sie in dem Inhalt, als dessen Bestimmung, gedacht wird, kann auch als eine Negation, als ein Negatives desselben gefaßt werden, welches aber ein Positives voraussezt. Hegel sagt zwar, das Positive sey nichts, als das negirte Negative, was nur in so fern richtig ist, als wir von dem Begriff des Positiven, von der Art und Weise reden, wie wir diesen Begriff denkend bilden. Allein hierin liegt überhaupt ein πρῶτον ψεῦδος (eine erste Unwahrheit oder (Selbst-) Täuschung) des Systems. Die Bedeutung (Inhalt) des Begriffes ist mit der Bewegung des Begreifens, mit dem Bilden des Begriffes nicht einerlei. — — — (Selbst die Denkbewegung, das Bilden des Begriffes sezt vielmehr den Inhalt, nämlich Seyendes, voraus.) Denn gerade nur in dem Seyenden, dem Positiven, liegt der Quell des Lebens, die Macht und Kraft der Bewegung, nicht in der leeren Form, dem Seyn, so fern man es für sich, abstract, betrachtet. Man macht den größten Fehler, den Hegel selbst rügt, wenn man mit dieser Abstraction, dem formellen Seyn, etwas für sich allein anzufangen gedenkt; und macht man diesen Fehler gleich im Princip, was soll im Fortgang aus dem ganzen Systeme werden? „Was daraus wird, hat das Hegel'sche System zur Genüge gezeigt: ein reiner, in sich selbst lebendig seyn sollender Mechanismus leerer Begriffe, eine Symphonie, die sich selbst im luftleeren Raume, d. i. im leeren Seyn, spielt; oder ein Weltgebäude, was aus lauter gegenseitigen Verhältnissen, Spannungen, Bestimmungen besteht, ohne ein Etwas, was sich spannt, bestimmt ꝛc.; denn das Hegel'sche Etwas, obschon es etwas Solides zu bedeuten scheint, ist doch auch nur ein mit Nichts gefüllter Ballon." Durch Nichts ist diese Leere und dieses vom Nichts zu Nichts Führende der Hegel'schen Speculation schlagender an Tag getreten, als bei einer neulich wieder ernster als zuvor angeregten Frage, die innerhalb des Hegel'schen Systems noch weniger, als in einem früheren, beantwortet werden kann. Nur einer wahrhaften Realphilosophie, die ihren Gesammtgegenstand nicht überhaupt gleich von vorneherein als das absolute Werden, sondern als das ewig Seyende und Bleibende im Werden bestimmt, nur einer solchen wird es möglich seyn, auch das Princip der Einzelheit des Seyenden, oder der Individualität des Endlichen mit allem Ernste und in voller Wahrheit festzuhalten. Die Möglichkeit eines wahrhaft für sich seyenden Endlichen kann nie in einem Systeme gegeben werden, welches bloß mit leeren Bestimmungen und reinen Bewegungen zu thun, wie überhaupt, so auch im Endlichen kein wahres Seyendes hat, welches die Stelle des absoluten Subjectes verträte.

(Der Schluß folgt.)

Romane und Novellen.

112) Reich und Arm. Roman nach dem Französischen des Souvestre. Von Julius Schoppe. Zwei Theile. Altona, Hammerich, 1837.

Anton, ein guter und edler, aber etwas linkischer junger Mann von geringer Herkunft studirt Jurisprudenz und wird überall zurückgesezt, weil er weder Connexionen noch ein geschmeidiges Benehmen hat. Bei jeder Gelegenheit sticht ihn einer seiner Kameraden, Namens Arthur, aus, weil er reiche Eltern und Gewandtheit besizt. Dieser Contrast der Armuth und des zurückgesezten Verdienstes mit dem Reichthum und dem belohnten Scheinverdienst geht nun durch den ganzen Roman. Beide Jünglinge werden Advokaten, der Reiche macht schnell sein Glück, weil er das Unrecht der Reichen vertheidigt; der Arme findet keine Praxis, weil er großmüthig das Recht der Armen zu vertheidigen anfängt und dadurch sich nur Haß und Verachtung zuzieht. Schon sein erstes Plaidoyer wird durch allgemeines Mißfallen des Gerichts unterbrochen, während Arthur auf die glänzendste Weise debutirt. Ein alter Winkeladvokat tröstet den unglücklichen Anton. „Ihr Versuch ist nicht glücklich ausgefallen, sagte er mit einem trocknen Lächeln zu Anton, Sie hatten ihn aber auch in einem etwas zu hohen Tone für Ihr Auditorium genommen. — Ich glaubte, daß die Wahrheit von Männern verstanden werden könnte, die dazu berufen sind, sie zu suchen, entgegnete Anton darauf. — Der alte Advokat ließ sein stoßweis herauskommendes, scharfes Lachen hören. Ich kenne das, ich kenne das; Sie sind jung, Sie glaubten vor dem Areopagus zu reden, und Sie haben der Tribüne Ihre Sache wie ein antiker Redner vorgetragen, vir bonus dicendi peritus; doch sehen Sie, mein junger Freund, fügte er leiser, und seine fleischlose Hand auf Antons Arm legend, hinzu, man darf dem Gesetzbuch in Gegenwart seiner Diener keine Injurien sagen; man kritisirt das Gesetz nicht Denen gegenüber, die von demselben leben. Was Ihre Geschwornen anbetrifft, so sind dieses Alle brave Leute, deren Bett gemacht ist, und die aus Furcht, daß man sie um eine Matratze bittet, nicht von Solchen sprechen hören wollen, die auf der Erde schlafen. Als honette Familienväter suchen sie hinter ihrem Egoismus so viel Schutz als möglich, leben wie die Melonen unter einer Glocke und leiden es nicht, daß man sie stört. Ich frage Sie, was würde wohl aus

der menschlichen Gesellschaft werden, wenn alle Diejenigen, welche hungert, von Denen, die zu viel haben, zu essen nähmen? Das wäre gut bei den Wilden, doch bei einem civilisirten Volke sorge Jeder für sich selbst, darum gerade sind wir zu einer Gesellschaft vereinigt, ei! ei! ei! — Und der kleine Greis begann sein sonderbares Lachen aufs Neue. — Anton wußte nicht, was er von diesem halb ironischen, halb ernsten Tone denken sollte; er betrachtete Herrn Pillet voll Erstaunen, doch dieser fuhr alsobald fort: Ihnen mangelt Erfahrung, Meister Larry, wie die Obrigkeit Ihnen sehr richtig sagte. Ein erfahrener Advokat würde nie auf den Gedanken gekommen seyn, seine Zeit damit zu verlieren, eine Rede für Ihre Clientin in Lumpen zusammenzusetzen; er würde sich auf die Weisheit des Gerichtshofes berufen haben, das ist die Formel. Man muß nicht Worte verschwenden, die weder Ruf noch Vortheil einbringen, und die Sachen dieser Leute aus der Volksklasse bringen gewöhnlich weder das Eine noch das Andere ein. Jedoch ausgenommen, wenn es einem Elenden kraft seiner Verbrechen gelungen ist, sich einen Namen zu machen; dann besieht man ihn wie ein in der Falle gefangenes wildes Thier, und die honetten Leute sagen ihm Injurien und necken ihn durch die Gitter seines Käfigs; außer diesen sehr seltenen Fällen stößen nur die Schurken aus guter Familie eine allgemeine Theilnahme und Neugierde ein. Reden Sie mir zum Beispiel von der Sache, die Ihr College Boissard vertheidigt, das ist eine schöne Sache! Ein Millionär, der Falsa macht, hundert Personen ruinirt und mit einer Million davongeht, das ist pikant, ausgezeichnet, dramatisch. Wenn es sich um einen ausgehungerten Arbeiter handelte, der einen Hausirer ermordet hätte, um ihm zwölf Francs zu stehlen, so würde das die vornehme Welt, die weder ausgehungert noch Hausirer ist, mehr als das Volk, welches an solche Sachen gewöhnt ist, interessiren. Wenn aber ein Mann von Stande auf die Bank der Angeklagten niedersteigt, so ist das ein Schauspiel, welches Jedermann ergreift; die höheren Stände werden aus einem Gefühle der Vertheidigung davon ergriffen, und weil es eins ihrer Glieder ist, das man richtet; die ärmeren Stände aus einem Instinkte der Feindschaft, und weil sie auf die Freude hoffen, einen Reichen an das Halseisen, zur Seite eines Bettlers, anschmieden zu sehen. Solche Sachen müssen Sie plaidiren, Meister Larry, wenn Sie Ihren Weg machen wollen. — Indem Herr Pillet diese Worte beendete, zeigte er Anton, daß er an seiner Thür angelangt sey, und grüßte ihn. Der junge Mann wendete sich nachdenkend nach der Boutique seiner Mutter."

Diese Mutter ist ein gemeines Weib, die dem edlen Jüngling mit Vorwürfen wegen seiner schlechten Carrière und mit häuslichem Zank den Aufenthalt in dem dunkeln Zimmer, das er aus Armuth bewohnen muß, noch verbittert. Der alte Winkeladvokat nimmt sich endlich seiner an, und verschafft ihm Prozesse, daß er wenigstens nicht verhungert. Da lernt Anton ein junges armes Mädchen kennen, Louisen, in die er sich verliebt. Er erfährt, die Mutter derselben sey durch die Familie seines Freundes Arthur um eine bedeutende Summe betrogen worden. Er will einen Prozeß darüber anhängig machen, Arthur aber kommt ihm zuvor und findet sich mit der alten Frau ab. Dabei lernt er Louisen kennen und verführt sie in Antons Abwesenheit. Das verlassene Mädchen erstickt sich dann mit Kohlendampf, und als Anton voll Freude über die glücklichen Geschäfte, die er gemacht, heimkehrt und als glücklicher Bräutigam an die Thür seiner Geliebten kommt, wird ihm erklärt, sie sey eine Leiche.

113) Das rothe Haus. Von Demselben. Daselbst. Zwei Theile.

Verschiedene Erzählungen, größtentheils in demselben düstern Charakter. Ein junger Unterarzt im Bagno zu Brest ergreift einen Galioten, der sich todt gestellt und als Leiche in der Anatomie eben entwischen will. Der Unglückliche beschwört ihn, ihm die Freiheit zu lassen, und verspricht ihm goldene Berge, und da der Unterarzt zweifelt, erzählt er ihm, er habe an der Küste eine Cassette mit 400,000 Francs begraben, die er einst einem Engländer durch Raubmord abgenommen. Der Unterarzt hält ihn inzwischen doch fest, der Gefangene stürzt sich in der Verzweiflung aus dem Fenster, um mit Gewalt zu entfliehen, wird aber durch einen Schuß der Wache getödtet. Den Unterarzt läßt inzwischen die Aussage des Gefangenen nicht ruhen. Er sucht die bezeichnete Küste auf und findet richtig das Geld. Als reicher junger Mann besucht er Badenweiler, wo er eine junge Engländerin kennen lernt, in die er sich heftig verliebt. Aber ihr Vater ist derselde Engländer, dem einst die Cassette geraubt und der von seinen Wunden in jener Mordnacht geheilt wurde. Er entdeckt an dem Finger des Unterarztes einen Ring, der einst ihm gehörte. So wird das Geheimniß verrathen. Der Jüngling gesteht alles, liefert das Geld aus und stirbt aus Gram beim Abschied. — Unter den übrigen Erzählungen und Tableaux befinden sich auch Beschreibungen und historische Erinnerungen von Basel und Mühlhausen, so wie Scenen der Revolutionszeit in der Bretagne.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 51.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 21. Mai 1838.

Romane und Novellen.

114) Der Marquis von Portanges, von Emilie Gay-Girardin. Uebersezt von Fanni Tarnow. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann, 1837.

Von einem Frauenzimmer geschrieben, von einem Frauenzimmer übersezt, scheint dieser Roman alle Garantien darzubieten, um auch als Lektüre für Frauenzimmer empfohlen werden zu können. Gleichwohl ist er eine Beleidigung des weiblichen Geschlechts, eine offene Verhöhnung alles dessen, was weibliches Zartgefühl heilig achten soll, und auch wohl außerhalb des lüderlichen Paris überall für heilig achtet. Um dem Urtheil nicht vorzugreifen, theilen wir den Inhalt des Romans mit.

Drei Pariser Herren begegnen auf der Jagd einer sehr schönen Dame. Sie begeben sich sogleich nach einem Edelhofe, dessen Gebieterin, Frau von Auroy, ihnen bekannt ist, um sich nach der schönen Unbekannten zu erkundigen. Frau von Auroy ist eine Dame vom besten Ton. „Ihre Gesellschaft bestand aus ihrem Mann, aus dem General Rappart — den sie, wie man sagte, einst sehr geliebt hatte — dem Herrn Bonnosseau, den sie noch liebte, und aus Lionel von Marny, von dem sie zu fürchten begann, daß sie ihn künftig lieben werde. — Alle diese Männer lebten, wie ich versichern kann, im besten Einverständniß mit einander, und Frau von Auroy bot vor diesen drei Veteranen ihrer Armee ganz unbefangen alle die niedlichen Koketterien, durch die sie sie einst erobert hatte, jezt auf, um Lionel von Marny zu erobern." Die Verfasserin nimmt an, daß sich eine solche Koketterie von einer verheiratheten Frau von selbst verstehe, ohne sich deßfalls um die Vorurtheile der Deutschen und Engländer zu bekümmern. Sobald Frau von Auroy merkt, daß Lionel sich für die schöne Unbekannte interessirt, beeilt sie sich, dieselbe zu verleumden, was ihn aber nur noch neugieriger macht. Die Unbekannte ist Laurette, Marquise von Portanges, deren Gemahl ein blödsinniger Cretin ist. Lionel besucht sie sogleich, und ohne daß sich Beide vorher im geringsten gekannt haben, nähern sie sich schon im ersten Augenblick auf eine vertrauliche Weise, wie sie nur in der verdorbensten Gesellschaft möglich ist. Er läßt seinen Stock zurück (ein abgedroschenes Mittel) und kommt, ihn wieder zu holen. „Ich will darauf wetten, sagt er, Sie glauben, ich komme, um mir meinen Stock wiederzuholen? — Nein, das glaube ich nicht. Sie kommen, sich mit mir über Frau von Auroy lustig zu machen und aus Furcht, daß man Sie für einen Mitschuldigen ihrer Lächerlichkeiten halten möge, beeilen Sie sich, sich rechtfertigen zu wollen. Sie errathen, was ich von ihr denke und kommen, um sie gegen mich zu verleugnen. Habe ich es nicht errathen? — Nun war die Reihe an ihm, die Fassung zu verlieren. Auf eine so schlagende Antwort war er bei einer Frau, die nie in Paris gewesen war, nicht gefaßt. Er fühlte, daß er sie von Neuem einschüchtern müsse, um wieder im Vortheil zu seyn. — Wissen Sie auch, gnädige Frau, erwiderte er, daß dieser Anspruch, meine Gedanken so gut errathen zu haben, mir das Recht geben könnte, zu sagen, was ich denke? — Er sah bei diesen Worten Laurette mit einem solchen Ausdruck an, daß sie vor Verlegenheit nicht wußte, wohin. — Sie stand schnell auf und eilte an das Fenster. — Welch schönes Wetter! sagte sie — wollen wir nicht einen Gang durch den Garten machen? — Ich danke ganz gehorsamst, gnädige Frau, ich komme eben eine Stunde weit her und habe noch den Rückweg von einer Stunde vor mir, und wenn Sie um meinetwillen einen Spaziergang vorschlagen, so ziehe ich es vor, hier zu bleiben. — Laurette begriff, daß in ihrem Anerbieten kein Menschenverstand gewesen war; sie lachte und sezte sich wieder neben ihn nieder. — Warum auch gehen? sagte Lionel — es ist so hübsch hier. — Der Ton, mit dem er dies sagte, war fast zärtlich. Er schwieg nun wie in Gedanken versunken und seine Augen ruheten auf dem kleinen Fuß der Frau von

Portanges, den sie auf ein Fußbänkchen gesezt hatte, das vor ihr stand und von dem man in dieser Stellung die Spitze bis über den Schuh hinaus sehen konnte. Laurette bemerkte die außerordentliche Aufmerksamkeit, mit der er ihn betrachtete, und der arme kleine Fuß zog sich, ganz von selbst, zurück. Geistig hielt es schwer, sie außer Fassung zu bringen, aber als weibliches Wesen reichte die größte Kleinigkeit hin, sie befangen zu machen und zum Erröthen zu bringen. Für das schlagendste Witzwort fehlte es ihr nie an einer Antwort; aber ein Blick auf ihre Person machte sie so verlegen, wie ein halberwachsenes Mädchen es nur seyn kann. — Plötzlich hob Lionel den Kopf in die Höhe, und warf auf Laurette einen höchst seltsamen Blick. — Werden Sie diesen Winter nach Paris kommen, gnädige Frau? — In dieser Frage lag eine ganze Zukunft. — Nein, antwortete sie traurig. — Desto besser. — Warum das? — Hätten Sie ja gesagt, würde ich gleichfalls gesagt haben: desto besser. — — Diese unverholne Gleichgültigkeit ist nicht schmeichelhaft. — Was Sie da sagen, klingt zu alltäglich, denn Sie wissen gewiß schon, daß es mir keineswegs gleichgültig ist. — Er gab diesen Worten durch einen Blick aus seinen großen, wunderschönen Augen, noch tiefere Bedeutung. Laurette lächelte.“ Kaum kann eine verheirathete Frau, die zum ersten Mal mit einem fremden jungen Mann zusammenkommt, mehr Aufforderung in ihr Benehmen legen. Gleichwohl gefällt es der Verfasserin, Lauretten noch einen gewissen Reiz der Unschuld anzudichten, und aus dem Umstand, daß sie mit einem Cretin verheirathet ist, Folgerungen zu ziehen, die wir uns schämen, zu wiederholen (I. S. 131). Wir bemerken nur, daß in der Sucht, solche unwahrscheinliche Unschulden auszumalen, die unsittlichen Schriftsteller und Schriftstellerinnen auf eine charakteristische Weise übereinstimmen. Von den schändlichen Romanen des sogenannten Emerentius Scävola haben wir es seiner Zeit nachgewiesen. Auch die Maitresse Ludwigs XIII. von Sartine gehört hieher. Das feinste Raffinement der Verdorbenheit liebt solche Unschuldsschminke, die aber wohl Niemand täuschen wird. Die Marquise und ihr Liebhaber machen alle Stadien der Koketterie durch, indem sie sich an Eitelkeit, kleinen Bosheiten, studirter Gleichgültigkeit ꝛc. überbieten. Endlich kommen sie doch auch troß aller Dezenz (denn gerade die unsittlichsten Romane sind im Ausdruck die anständigsten) zur Schäferstunde, und die Verfasserin preist die Tugend und Sittsamkeit (!) Laurettens, in dem Augenblick, da sie sich ihrem Liebhaber hingibt: „O himmlischer Wahn der Tugend, erhabene Sittsamkeit einer reinen Seele, für die das, was die gemeine Galanterie mit dem Namen Gunstbezeugung befleckt hat, ein Opfer ist, das nur die Hingebung der innigsten Liebe zu bringen vermag! welche Schätze birgt ein Herz, das um seine eigene Liebe nicht weiß ꝛc.“ Indem sie in Lionels Armen liegt, kommt ihr Herr Gemahl, der Cretin, herein, und zerrt sie bei den Haaren, verlangt aber weiter nichts als — zu essen, denn sie hat über der Schäferstunde versäumt, ihm sein Nachtessen zu geben. „Als der erste Augenblick der Scheu und der Furcht vorüber war, gedachte Lionel der Blödsinnigkeit des armen Ehemanns und versuchte es zum zweiten Mal, die Hand los zu machen, die noch immer Frau von Portanges bei den Haaren hielt. Aber der Cretin, dem noch niemals Jemand sich zu widersetzen gewagt hatte, verfiel, voll Zorn darüber, daß Lionel dies zu thun wagte, in einen jener Anfälle thierischer Wuth, die die Wahnsinnigen so scheußlich und zu einem so jammervollen Anblick machen; er stampfte heftig mit den Füßen, schnitt abscheuliche, ganz gräßliche Gesichter, drohete Herrn von Marny mit geballter Faust und schrie ihm unverständliche Laute zu, von denen er selbst glaubte, es seyen Schimpfwörter, warf ihm ganze Hände von dem Schnee zu, der seine Kleider bedeckte und spuckte ihm endlich ins Gesicht. — Dieser Auftritt hatte etwas Schreckliches; diese grobe Beschimpfung von Seiten eines schlecht erzogenen Kindes, diese zufällige Beleidigung, die hier eine verdiente war, hatte in der Lage, in der diese beiden Männer sich gegenüber standen, ein ernstes, furchtbares Gepräge. Diese demüthigende Rache schien eine That des Instinkts zu seyn! — Außer sich vor Zorn, vergaß Lionel, daß er es mit einem Wahnwitzigen zu thun habe, und stürzte auf Amoury los, um ihn zu schlagen; doch Laurette, die wieder zu sich selbst gekommen war, warf sich zwischen Beide und trennte sie. Sie warf einen edlen und zugleich bittenden Blick auf Lionel.“ Man kann sich (besonders für die Feder einer Dame) nichts Widerlicheres denken, als die Scene, die zur Folge hat, daß Lionel seine Geliebte zornig verläßt und eine Andere heirathet. Seine junge Frau, Clementine, macht ihm in der Hochzeitnacht das artige Geständniß (denn der ganze Roman ist auf Verspottung der Ehe abgesehen), sie liebe nicht ihn, sondern einen Andern. Er ist damit zufrieden und läßt sie gehn. Da erfährt er, der Cretin sey gestorben, Laurette frei, seine alte Liebe erwacht, und er bereut unendlich, sich verheirathet zu haben. Laurette behandelt ihn mit Kälte. Nun wird er wieder zärtlich für seine eigene Frau, versöhnt sich und lebt im schönsten Vernehmen mit ihr. Da reizt ihn Laurette von Neuem. Er wird nun wieder seiner Frau untreu und geht zu Lauretten ins Theater in dem Augenblick, wo seine arme Frau unter tödtlichen Schmerzen ihre Niederkunft erwartet und wirklich sammt dem Kinde stirbt. Er stellt sich sehr betrübt über ihren Tod, die Verfasserin hat sich aber alle Mühe gegeben, sein Vergnügen durchschimmern zu lassen, da er nun hoffen darf, Lauretten zu besitzen.

Aber Laurette hat bereits, ehe sie von dem Tode Clementinens etwas wußte, sich mit einem Andern verheirathet, um Lioneln nicht länger von seiner guten Gattin abzuziehen. Darüber wird Lionel wahnsinnig und der Roman hat ein Ende.

115) Mutter und Tochter, von Frau Charles Reybaud. Aus dem Französischen von Fanni Tarnow. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann, 1837.

Auf einem Schloß im südlichen Frankreich schleicht sich ein Italiener ein, der die Tochter des Hauses in dem Augenblick verführt, in dem sie sich mit einem edeln Grafen vermählen soll. Der Graf fordert den Italiener, dieser weicht ihm aber aus, und wir erfahren, daß er ein verkappter Geistlicher ist. Eine Zigeunerin, die derselbe schon früher verführt, nimmt sich jezt des gefallenen und verstoßnen Fräuleins an, die einer Tochter genest und dann in ein Kloster geht. Als die Tochter herangewachsen ist, soll sie an einen ehrlichen Seidenhändler verheirathet werden, wird aber entführt und mit genauer Noth von dem Schicksal befreit, das ihre Mutter betroffen hat. Sie wird nun auch ihrem Vater, dem jezt schon altgewordenen italienischen Geistlichen vorgestellt, und dieser ist — der mächtige Cardinal Mazarin. Sie wird endlich ihrer Mutter zurückgebracht, und die bürgerliche Heirath mit dem Seidenhändler vollzogen.

116) Der Italiener und die Karmeliterin. Aus dem Französischen. Zwei Bände. Leipzig, Drobisch, 1838.

Derselbe Roman, nur unter anderm Titel.

117) Der Nebenbuhler. Frei nach dem Französischen von Wilhelmine von Alben. Leipzig, Kollmann, 1838.

Charlotte ist verheirathet, liebt aber einen Andern, als ihren Mann. Ihr Mann liebt ebenfalls eine Andere, als sie. Sie bleibt aber in ihrer Liebe streng platonisch und offenbart sich nicht einmal ihrem Geliebten. Der Mann dagegen geht seinerseits über diese Zurückhaltung weit hinaus. Endlich wird er in einem Duell umgebracht, und die schöne Wittwe kann nun, wenn sie will, den heimlich Geliebten, der auch sie will, heirathen. Aber sie verhehlt immer noch ihre Neigung, bis sie von allen ihren Verwandten und Bekannten bestürmt wird, ihm ihre Hand zu geben, und sie endlich einwilligt.

Philosophie.

1) Historische Entwicklung der speculativen Philosophie von Kant bis Hegel. Von Heinrich Moritz Chalybäus, Dr. ph. und Professor an der königl. Militärschule in Dresden. Dresden, Grimmer, 1837.

(Schluß.)

Daher die Unmöglichkeit, mit Hegels Methode auf eine wahrhafte Unsterblichkeitslehre, so fern man nämlich unter Unsterblichkeit persönliche Fortdauer versteht, zu kommen. Das individuelle Ich ist und bleibt bei Hegel nur ein allgemeines Correlat der Apperception, ja selbst bloß ein Gedanke. Besteht aber unser ganzes Daseyn dem zu Folge, nur in dieser zeitlichen Einheit und gegenseitigen Beziehung subject ver Denkbewegung, so wäre unsre Persönlichkeit auch nur eine transitorische, mithin unwahre, nur jene allgemeine Natur- und Geistesthätigkeit, die sich zur Zeit in uns, wie in einen Knoten, verschlungen hätte, aber einer sichern Auflösung wieder entgegeneilte. Es möchte sich dagegen leicht nachweisen lassen, daß die Idee der Persönlichkeit und der mit ihr verbundenen Freiheit, Selbstständigkeit und der Möglichkeit des Bösen nur auf der Wahrheit und Ewigkeit eines substanziellen Wesens in uns beruht, das wir auch gläubig gemeinhin mit dem Ausdruck bezeichnen, daß wir göttlichen Geschlechts, daß unser Geist ein Funke der Gottheit, d. h. der sich ewig gleichen, selbstständigen, ungeschaffenen und unvergänglichen Ursubstanz ist, von deren Vorhandenseyn in uns das Selbstbewußtseyn Zeugniß gibt, deren Offenbarung es ist, die aber nicht das Selbstbewußtseyn, oder actuelles Wissen selbst ist. — Ist dagegen mein Ich nur Bewegung und Thätigkeit, beruht meine Persönlichkeit nur auf der Dauer dieses thätigen Denkens: ich bin ich — so kann, so werde ich mich auch einmal selbst vergessen; diese Thätigkeit, dieses irdische Denken und Thun wird sicher einmal still stehen. — Eine genügende Unsterblichkeitslehre muß immer auf der Voraussetzung jenes realen Momentes im Ich beruhen und wird nicht eher ausgearbeitet werden können, als bis man sich der Einseitigkeit einer völlig substanzlosen Beweglichkeit bewußt worden ist. — Mit einer solchen gelungenen Unsterblichkeitslehre müßte sich auch die Bedeutung des religiösen Momentes im Systeme ganz anders gestalten, als im Hegel'schen. Nach Hegels System soll und wird die Religion als solche, als bloßes Glauben (Gefühlwissen) dem wahren Wissen, d. i. dem Wissen in Form des Wissens, Platz machen, die Religion wird von der Philosophie verdrängt, in dieselbe aufgehoben werden, sobald das Bewußtseyn im Individuum erwacht, daß seine individuelle Persönlichkeit nur als verschwindendes Moment im Absoluten gesezt, und in Wahrheit als unwesentlich und

unangemessen fallen zu lassen sey. Dagegen muß eine Philosophie, so dem Individuum seine Persönlichkeit als eine ewige sichert, und einem Allgemeinen, Unendlichen gegenüber die relative Freiheit und Selbstständigkeit des Endlichen befestigt — eine solche Philosophie, die somit den schlechten Pantheismus aufhebt, muß eben dadurch das religiöse Bewußtseyn im Individuum begründen, und zwar nicht als nur zeitliche, wieder aufzuhebende Anschauungsweise, sondern als volle, ewige, unabänderliche Wahrheit. Eine wahre Unsterblichkeitslehre hebt alle Identitätsphilosophie auf; und da Unsterblichkeit, d. h. persönliche Fortdauer, wesentlichster Punkt des Christenthums, der Auferstandene dessen höchstes Symbol ist; so ist eben jene Identitätsphilosophie im entschiedensten Widerstreit mit dem Christenthum, wenn sie auch selber meinen und versichern sollte, sie sey mit demselben in vollkommener Uebereinstimmung. — Was an die Stelle des religiösen Momentes, der eigentlichen Ehrfurcht vor dem Heiligen treten könnte, wenn der Inhalt der Religion sich zur pantheistischen Identitätsüberzeugung im allgemeinen Bewußtseyn der Menschheit verflüchtigt hätte, dies läßt die barocke Erscheinung des St. Simonismus, einer Art von Vergötterung der abstracten Staatsform und von Heiligsprechung der Industrie, zur Genüge erkennen. In Frankreich gor diese Erscheinung factisch unter dem Volke aus, während die Theorie dazu im Hegel'schen Pantheismus und in Hegel'schen Staatsvergötterungslehren zum Vorschein kam, und zwar gleichzeitig mit dem hitzigsten Kampfe der destructiven und conservativen Parteien, welche von einer Rechtsphilosophie, deren Grundlage das in der Zeit zu Bestand Kommende ist, auf gleiche Weise begünstigt werden. Auch dieses ist ein Zeichen des Culminirthabens dieser Ideen, die durch unsern Zenith gegangen. Die vielfachen Versuche der neuesten Zeit, die Idee der Persönlichkeit und der persönlichen Fortdauer neu zu begründen, wie unbefriedigend sie auch aus begrifflichen Gründen noch ausgefallen sind, haben doch die große Bedeutung, daß in ihnen sich das wiedererwachte Bedürfniß eines gesunden Vernunftinstinctes, eine neue, im Weltgeiste sich selbst offenbarende Ahnung und tiefere Selbstbestimmung ankündigt. Ist nur erst ein wahrer Mangel allgemeiner fühlbar geworden, hat sich die leere Stelle im Bewußtseyn gezeigt, so ist auch jener Mangel zur Hälfte schon überwunden; ist nur erst die Leerheit der bloßen Form anerkannt, so ist damit auch schon ein Inhalt gesezt, der nicht mehr wieder zur bloßen Form werden kann. Es läßt sich demnach von der nächsten Zukunft erwarten, daß sie mit Beharrlichkeit vollenden, weiter ausbilden und fest begründen werde, was schon begonnen, zum Theil schon geleistet ist, die Gestaltung einer Philosophie, deren Grundthema in des Dichters Worten ausgesprochen ist:

„Und ob Alles im ewigen Wechsel kreis't,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist!“

Diese aus den Schlußbetrachtungen der lezten Vorlesung zum großen Theil wörtlich entlehnten Aeußerungen werden unsere Eingangs gemachten Bemerkungen über die Bedeutung des ganzen Werkes rechtfertigen. Es bleibt uns nur noch Einzelnes nachzutragen übrig. Schellings Leistungen sind mit sichtlicher Vorliebe gewürdigt, seine Lehren mit der größten Vollständigkeit erörtert. Auch meint der Verfasser, hierin auf die Seite Weiße's sich neigend, daß der Grund des neuen Gebäudes in Schellings Lehren zu graben sey. Dieses ist nur zum Theil richtig. Vielmehr wird man besser thun, bis auf Fichte, ja bis auf Kant zurückzugehen, indem man jedoch die Probleme und Resultate, welche die Philosophie seit ihm zu Tage gefördert, stets gegenwärtig hält. Man wird dann in der Kritik der Urtheilskraft, von welcher eigentlich auch Fichte und Schelling ausgegangen, die Stelle nicht verfehlen, wo der Grundstein zu legen seyn dürfte, und dies wird man um so weniger thun, wenn man es nicht verschmäht, die Systeme Suabedissens, Bergers, vor allen Krause's zu Rathe zu ziehen. Lezterer hat unstreitig in sehr ehrenwerther Weise, Hegeln zur Seite lassend, und mit Unrecht von dessen Blendlaternenglanz verdunkelt, von Schelling dagegen ausgehend, geleistet, was die Jüngeren jezt erst ahnen, anstreben. Denn ihm ist ja gerade eigenthümlich, daß er das Ich nicht als bloßes Bewußtseyn, sondern als selbes, ganzes Wesen (Seyendes) bestimmend, sich auf diesem Grunde in analytischer Entfaltung zur Idee des unbedingten, selben, ganzen Wesens, Gottes, erhebt, der dann so wenig als das wesenhafte Ich ein bloßer Gedanke, der absolute Begriff, oder die nackte Idee ist. Denn er geht nicht von einer Abstraction, weder von Seyn noch von Denken aus, sondern von der Selbstanschauung des concreten, lebendigen wesenhaften Ichs. Wer ihn unbefangen studirt, wird nicht ungefördert, unbereichert von ihm gehen, und zumal wer über Hegel hinaus trachtet, wird bei ihm Material und Richtzeug in Menge, vielleicht auch wahr finden, was wir schon vor mehreren Jahren hier ausgesprochen, daß Krause's Philosophie eine zukünftige, d. h. eine solche sey, deren Werth erst erkannt werden würde, wenn die Hegel'sche zu einem Moment in der Entwicklung der Philosophie seit Kant zusammenschrumpfen werde.

Dr. W. B. Mönnich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 52.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 23. Mai 1838.

Philosophie.

2) Unsterblichkeit und ewiges Leben. Versuch einer Entwicklung des Unsterblichkeitsbegriffes der menschlichen Seele, von Casimir Conradi, evangelischem Pfarrer zu Derheim in Rheinhessen. Mainz, Kupferberg, 1837.

Diese Schrift liefert nicht mehr und nicht weniger, als der Titel besagt, eine Entwicklung des *Begriffes* der Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Da aber nach dem Hegelianismus der Begriff das wahre Wesen, die Wahrheit jedes Realen ist, so darf es uns nicht befremden, wenn der Verfasser, der ein Hegelianer ist, der Meinung ist, daß mit der Entwicklung des Begriffs, ja durch sie und durch sie allein, die menschliche Seele sich selber unsterblich machen könne und bereits gemacht habe. Aber daraus, daß Hegel und seine Schule hundert und tausend Mal wiederholt, der Begriff sey das Wahre, Wesenhafte, ja das Allerrealste selbst, folgt noch lange nicht, daß dem also sey. Wenn nur alle die Seelen, die, so es Gott gefiele, aus sich selbst den Unsterblichkeitsbegriff herausgesponnen, der Unsterblichkeit theilhaft werden könnten, so hätten nur einige Philosophen und namentlich die Hegelianer Anspruch darauf. Sehet da, den allein unsterblich und selig machenden Hegelianismus! Wir unsers Ortes protestiren jezt und immerdar nicht allein gegen *jede* alleinseligmachende Kirche, sondern auch gegen *jede* allein selig oder unsterblich machende Philosophie, indem wir solcher Anmaßung gegenüber dem Geist der Geister, dem Gott Himmels und der Erden die Prärogative vorbehalten, die Menschen, die er ohne kirchliche oder philosophische Dazwischenkunft erschaffen hat, auch ohne sie zu erhalten und unsterblich seyn zu lassen, ja sogar in ihnen auch die feste Ueberzeugung von ihrer Unsterblichkeit hervorzurufen, ohne sich dazu des Beistandes einer privilegirten Kirche oder Philosophie zu bedienen. — Troz dieser Protestation erkennen wir an, daß man auch auf philosophischem Wege, der aber *nicht* ohne Gottes Mitwirkung zu einem erfreulichen Ziele führt, das Bewußtseyn um persönliche Unsterblichkeit in sich entwickeln könne, dürfe und, wo uns der überlieferte Glaube nicht genüge, solle, und daß das belebte Bewußtseyn darum eine Offenbarung derselben und ihres Anfangs schon auf Erden sey. Wir erkennen ferner an, daß Herr Conradi mit vielem Geist und großer Klarheit, wie sich deren erst seit Kurzem mehrere Hegelianer befleißen, *seine* Entwicklung des Unsterblichkeitsbegriffes gegeben habe. Aber daß sie die allein mögliche, unbedingt nothwendige sey, dawider streitet schon, daß Göschel, der doch derselben Schule angehört, eine ganz andere gegeben hat. — Interessant ist in vorliegender Schrift besonders der Abschnitt, in welchem verschiedene Unsterblichkeitsweisen und ihr Begriff nach den verschiedenen Lebensaltern der Individuen, der Völker und der Menschheit charakterisirt werden. Nur das indessen vermögen wir uns davon anzueignen, was von dem diesen Lebensaltern entsprechenden, vollkommneren oder unvollkommneren Unsterblichkeits*begriff* gesagt ist. Die Unsterblichkeit aber, die nur, sofern sie als ein mit der Seele des Menschen, als eine ihrem Wesen nothwendig inhärirende Qualität gegeben ist, dem Menschen zugesichert werden kann, erst mit dem, im *irdisch endlichen* Leben sich entwickelnden Bewußtseyn eintreten zu lassen, dies verbietet der in solcher Vorstellung liegende, ungelösete Widerspruch. Der Verfasser sagt z. B.: „Die erste Stufe des unsterblichen Lebens ist auch die erste des intelligenten. Von dem Momente an, wo der Mensch zum Menschen wird, sein Selbstbewußtseyn beginnt, beginnt auch seine Unsterblichkeit, und die Verwirklichung dieser hält mit der Entwicklung jenes gleichen Schritt. Daher *beginnt* die Unsterblichkeit der menschlichen Seele *nicht* mit der leiblichen Geburt des Menschen, sondern mit dem *Hervortreten* seines Selbstbewußtseyns, an welches sich gleichmäßig die Gestaltung der inneren Leiblichkeit, (d. i. der Seele) anschließt. Das Kind ist

unsterblich, individuell unsterblich, nur insofern es Mensch geworden, d. i. ein intelligentes Wesen. Denn die Seele ist nicht unsterblich als dieses Ding, als Substanz überhaupt, sondern nur als zum Bewußtseyn und weiter zum Geist gewordene Substanz, als das Leben, das in dem Begriffe seiner selbst sich fortbewegt. Gleichwohl ist das Daseyn des Kindes als eines zur Unsterblichkeit bestimmten Wesens, seiner bloßen Existenz nach, in dem Begriff der Substanz erhalten, aber nur negativ erhalten, nicht für sich, nicht als die Fortdauer des selbstbewußten, individuellen Lebens, das, weil noch nicht zur Wirklichkeit gekommen, auch nicht fortdauern kann, sondern als die Fortdauer und Fortbewegung des hier in die Existenz getretenen Begriffs des menschlichen Lebens überhaupt, das, so nothwendig es im Keime gesezt, auch fortgesezt ist. Daher auch der fromme Glaube und die Pietät der Eltern die neugebornen Kindlein in den unmittelbaren Schooß alles Lebens, in die Arme des himmlischen Vaters zurückkehren läßt, daher die Vorstellung von dem limbus infantium (Saum, Kreis, Gürtel, Zone der Kinder), jenem indifferenten Zustande, wo die Unmündigen, gleich fern von Seligkeit und Verdammniß, weil sie beider in ihrem bewußtlosen Zustande nicht fähig sind, ein gleichgültiges und harmloses Leben führen." — Wir haben die ganze Stelle hergesezt, weil sie die Grundansicht des Verfassers repräsentirt und dem Leser dieser Anzeige die nöthigen Materialien liefert, selbst sich zu entscheiden. Uns erscheint der darin enthaltene Widerspruch nicht gelöst, wenn gleich der Verf. die anfangs überhaupt vom entwickelten Selbstbewußtseyn abhängig gemachte Unsterblichkeit hinterdrein nur als die mit Selbstbewußtseyn verbundene individuelle bezeichnet. Da nämlich das sich entwickelnde Selbstbewußtseyn erst die innere Leiblichkeit, d. i. die Seele, man weiß nicht wie, aus der äußeren Leiblichkeit etwa, machen soll, so ist die den unmündigen Kindern vorbehaltene Unsterblichkeit doch keine. Denn was soll an ihnen unsterblich seyn, da sie noch nicht Zeit gehabt haben, sich eine Seele zu machen? der Geist etwa? der wird ja auch erst, sogar erst später, wie wir gehört haben. Wer überhaupt macht die Seele und dann den Geist? das Selbstbewußtseyn? Aber dieses wird man doch wohl nicht als ein Wesen betrachten sollen, da es nur ein Zustand, eine Eigenschaft, eine Thätigkeit, folglich inhärirendes Attribut eines Etwas, eines Wesens seyn kann! So ist es vielleicht die Substanz? Aber diese ist ja wieder ein Allgemeines, als solches nach Hegel'scher Vorstellung ein Leeres, Abstractes, ein Nichts, welchem keine Thätigkeit, keine Eigenschaft beizumessen ist; also wird in der That Nichts unsterblich. Doch genug. Wir können nicht umhin, es für eine Selbsttäuschung zu halten, wenn man behauptet, das Bewußtseyn des Menschen entwickle sich aus Nichts, oder aus seinem Gegentheil, dem Nichtbewußtseyn, der Mensch werde erst durch seine ursprünglich bewußtseynlose Thätigkeit zu einem intelligenten Wesen, erarbeite sich erst seine Unsterblichkeit, die seinem Wesen ursprünglich nicht innewohne. Eine Selbsttäuschung ist es ferner, wenn man meint, mit dem endlich und unvollkommen sich entwickelnden Selbstbewußtseyn sich unsterbliches und ewiges Wesen verleihen zu können. Die vollkommenste intelligente Entfaltung des Menschen auf Erden ist vielmehr nur das endliche Bild und Gleichniß dessen, was er seiner, nicht aus ihm selbst, sondern aus Gott stammenden Natur nach ist. Ein Schritt weiter auf jener Bahn philosophischer Selbsttäuschung und ihre Grundverkehrtheit tritt an den Tag. Macht der Mensch sich erst Seele und Geist, ei, so laßt ihn doch gleich sich selbst aus Nichts schaffen! Und warum nicht? Er ist ja doch eigentlich seinem wahrsten Wesen nach Gott selbst. Vor zwanzig Jahren kamen wir in der That selbst einmal, in consequenter Verfolgung Fichte-Schellingischer Principien, auf eine solche Selbstschöpfungstheorie; doch wurde diese damals schon der Wendepunkt zur Rückkehr zu einer etwas bescheidenern Philosophie. Wir haben seither uns vor dem lächerlichen Aufblähen des Menschen zu Gott stets gehütet und eben so vor der Verwechslung der Wahrheit mit der beschränkten, menschlichen Form ihres Erkennens, so wie der Philosophie überhaupt mit irgend einem System und selbst mit der Summe aller Systeme, die ihr selbst und der Wahrheit so wenig adäquat zu werden vermögen, als der Mensch, oder die ganze Menschheit Gott.

Dr. W. B. Mönnich.

Romane und Novellen.

118) Emanuel. Nach Drouineau von Fanni Tarnow. Drei Theile. Leipzig, Kollmann.

Die Uebersetzerin leitet diesen Roman mit einem Vorwort ein, worin sie den schlechten Geist der neufranzösischen Romane nicht übel bezeichnet; „Ein geheimes Uebel nagt an uns Allen und vorzüglich kranken die jungen französischen Schriftsteller in unsrer Zeit daran. Die geistreichsten unter ihnen, mit einem spottenden, funkelnden, schneidenden, vergiftenden Talent begabt, greifen die Gesellschaft an, und statt sie von dem Schmutz zu befreien, der sie entstellt, werfen sie ihn ihr ins Gesicht und suchen sie zu prostituiren. Mehrere unter ihnen zeichnen sich nicht bloß durch Geist und Originalität, sondern gewiß auch durch ihre Gesinnung aus; aber von Gott weiß welchem Schwindel ergriffen, suchen sie dem Laster einen poetischen Anstrich zu geben, und indem

sie dadurch dem schon verderbten Theil der Gesellschaft mißfallen, verschlimmern sie die Krankheit, die uns quält; sie vergiften unsre Wunden, statt sie zu heilen, und wenn sich ja eine derselben schließen zu wollen scheint, so reißen sie sie wieder auf, um sie von Neuem blutend und scheußlich zur Schau auszustellen. Cyniker in modernen Fracks, erheben sie ihren Blick nie von dem Schlamm, in dem sie waden, nach oben ꝛc." Schade nur, daß die Uebersetzerin selbst durch Uebertragung einiger sehr schlechter Romane der Sand, der Gay ꝛc. zur Verbreitung dieser Literatur in Deutschland mit beigetragen hat. Sie drückt zwar die Hoffnung aus, Sand (Mad. Dudevant) werde sich wie Balzac (?) nächstens bekehren; allein wenn dies auch der Fall wäre, würde es nichts anderes zu bedeuten haben, als daß sich, nach Schillers bekannter Xenie, die Tugend zu Tisch sezt, wenn sich das Laster erbricht. Wir trauen den französischen Herren und Damen, die sich einmal so sehr durch die Vergötterung des Lasters compromittirt haben, auch so viel Geschmack zu, daß sie sich wenigstens consequent bleiben und nicht durch albernes Wiedergutmachenwollen und Widerrufen noch ekelhafter und verächtlicher werden wollen.

Der vorliegende Roman ist ein sogenannter moralischer und offenbar im Gegensatz gegen die unmoralischen geschrieben. Emanuel ist von seinem sterbenden Vater zur Tugend ermahnt worden und hat ihm geschworen, stets der Tugend treu zu bleiben. Ein liebenswürdiges Mädchen, Louise, verliebt sich in ihn, hält ihn wie den keuschen Joseph zurück, und er liebt sie auch wieder, hält aber aus Ehrgefühl nicht um ihre Hand an, weil er sehr arm ist. Sie soll einen reichen alten Marquis heirathen und ist untröstlich. Eine in der Welt bereits erfahrene Freundin lacht aber dazu und sagt ihr: nicht ein Mädchen, erst eine verheirathete Frau genieße völlige Freiheit, mit ihren Liebhabern umzugehen. Nun heirathet Louise und sezt ihre Angriffe auf die Tugend Emanuels mit verdoppelter Hitze fort, und beginnt damit, ihm eine glänzende Anstellung zu verschaffen. Er nimmt dieselbe arglos an, geht aber nicht auf die Absichten der schönen Frau ein. Endlich wird sie Wittwe und bietet ihm ihre Hand an. Da liest er ihr die Ermahnung seines Vaters vor, er solle, wenn er sich vermähle, nur ein bescheidenes, einfaches Mädchen wählen. Das ist in der That stark. Den französischen Dichtern scheint wahre Tugend etwas so fremdes zu seyn, daß sie auch dann, wenn sie mit der Tugend prahlen wollen, nur ein Frazzenbild statt ihrer malen. Eine liebende Frau beleidigen, ist keine Tugend; das Benehmen Emanuels ist so unnatürlich und abgeschmackt, daß, wenn es Tugend seyn soll, es gewiß Jedermann nicht zur Tugend hinzieht, sondern davon abschreckt. Louise zieht sich nun voll Zorn von Emanuel zurück, und bringt ihn wieder um seine Stelle. Er kümmert sich aber darum wenig, heirathet ein junges bescheidenes Mädchen, die ihn ganz glücklich macht und dient bescheiden in einer Handlung als Commis. Cornelia, die Schwester seiner Frau, wird von Anatole, dem Bruder Louisens, verführt, und diesen Personen und ihren schlechten Gesellschaftern legt der Verfasser alle die ruchlosen Grundsätze in den Mund, welche die Philosophie des jungen Frankreich so verabscheuungswürdig machen, gänzliche Verachtung der Unschuld und Scham, Leugnung Gottes und der Unsterblichkeit, krassen Materialismus ꝛc. Cornelia endet als gemeines Freudenmädchen und ist so unverschämt, zulezt wieder hervorzutreten und Emanuel anzuklagen, er habe sie um ihren Vermögensantheil betrügen wollen. Die Julirevolution verschlimmert noch seine Lage. Er wird zugleich als Frömmler verhöhnt. Seine gute Frau stirbt, sein Kind stirbt. Einsam steht er vor den Assisen und wird, obgleich ganz unschuldig, verurtheilt. Ein taubstummes Weib, die bisher in seinem Hause gelebt, tröstet ihn damit, daß sie mit dem Finger gen Himmel weist. Damit endet dieser sogenannte moralische Roman.

Nur nebenbei wollen wir eine echtfranzösische Charlatanerie rügen, die unter andern hier vorkommt: „Nach der Schlacht bei Dresden stand Napoleon muth- und freudestrahlend auf; er hatte auf der Karte das Schicksal seiner Feinde überblickt; er glaubte sicher, sie auf ihrer Flucht zu erreichen und sie in eine Stellung hinein zu jagen, deren Ausgang ihnen Vandamme versperren, und in der es ihm selbst ein Spiel werden sollte, sie mit Kartätschenschüssen zu vernichten und ihnen den Frieden zu dictiren. Alles ist bereit; die Armee bricht auf — der Schlag soll fallen, aber er fällt nicht — und warum nicht? Einer seiner Haushofmeister hat dem Kaiser zum Frühstück eine Schüssel mit Gemüse aufgetragen, das, schlecht zubereitet, seinem Magen nicht behagt, und eine Unverdaulichkeit rettet die gegen ihn verbündeten Monarchen. Vereinzelt und unvermögend ohne Napoleons Beistand den Massen zu widerstehen, die sich in ihrer Flucht auf ihn stürzen, wird Vandamme geschlagen, gefangen genommen, und die ganze Lage der beiden feindlichen Armeen dadurch verändert; die Falken stürzen sich von Neuem auf den Adler, und bei Leipzig verkündet eine in die Luft gesprengte Brücke den Sturz des Kaiserreichs." Solche Abgeschmacktheiten schreibt und glaubt man noch in Frankreich.

119) Der Veteran und sein Sohn. Von Emerentius Scävola. Zwei Theile. Bunzlau, Appun, 1837.

In diesem Roman ist von dem obscönen Schmutz, womit der Verfasser bisher die deutsche Literatur entehrt

hat, nichts mehr wahrzunehmen. Zwar kommt noch eine Scene der Untreue vor, die der eifersüchtige Liebhaber durchs Fenster mit ansehen muß, und die Frucht dieser Untreue ist ein Jungfernkind, zwischen welchem und der Mutter sich folgendes erbauliche Gespräch anknüpft: „Bleib — bleib, meine Tochter, röchelte sie dieser zu. Besser würd' es Dir seyn und mir, wenn Du nie gelebt hättest auf Erden, Du lebendiger Zeuge der Schande Deiner Mutter, Du Sündenkind; aber da Gott gewollt hat, daß Du werdest, so sollst Du für mich leben, bis ich aufgehört haben werde zu leben. — Ein heftiger Krampf zerrte an den Muskeln des unglücklichen Kindes der Sünde, aus dessen Seele nun zum ersten Male eine grausame Lichtahnung das wohlthätig lügende Dunkel erhellte, welches ihr Element gewesen war von ihrer Geburt bis zu dieser Stunde. — Mutter, Mutter, wer bin ich? Ein lebendiger Zeuge Deiner Schande? stammelte sie und klammerte, um sich aufrecht erhalten zu können, an dem Arme des Barons sich fest. — Wer Du bist? kreischte die entsetzliche Mutter, ein Bastard bist Du, ein Spuk Deines Vaters, dessen Gebeine nicht Ruhe haben in seinem sarglosen Grabe hinter dem Zaune, wo die Bauern ihn eingescharrt, als ich ꝛc." Allein, wie gesagt, das sind Kleinigkeiten, das ist alles höchst zart und mild und keusch im Vergleich mit den frühern Romanen von Emerentius Scävola.

120) Eigene und fremde Schuld. Roman von Regina Frohberg. Zwei Bände. Leipzig, J. J. Weber, 1837.

Elise von Sterndald ist mit Guido von Lernau versprochen, quält ihn aber durch Koketterie mit Andern und stößt ihn endlich, da er sie zu zärtlich liebt, von sich, um einen Grafen Holmar zu heirathen, der ihr Verachtung bewiesen und sie gerade dadurch gereizt hat. Ihre Ehe ist unglücklich, der Graf ein Spieler und Liederlicher. Unter dem angenommenen Namen Lernaus verführt er eine gewisse Juliane. Der Betrug wird entdeckt. Lernau will den Grafen fodern, aber ein fürbittender Brief Elisens hält ihn davon ab. Nun ein Wetteifer von Großmuth, wie man ihn nur von einem Damenroman verlangen kann. Lernaus Mutter nimmt Julianen, die ein Kind geboren, zu sich. Elise selbst fährt häufig hin, ihre Nebenbuhlerin oder eigentlich ihren alten Liebhaber zu besuchen. Der Graf nimmt wie billig an diesen Besuchen seiner Gemahlin Anstoß, aber sie stellt ihm seine Vergehungen vor, er muß schweigen, pfeift und schlägt die Thüre zu. Die Besuche werden fortgesetzt und immer sentimentaler. Es kommt schon zu einer förmlichen Versöhnung zwischen der Frau Gräfin und Lernau, und der Graf — ist so artig, sich zur rechten Zeit in einem Duell wegen einer Spielschuld erschießen zu lassen, damit die Liebenden sich ohne weitern Skrupel heirathen können.

121) Aloisia. Aus den Papieren eines Staatsgefangenen. Von Formica. Bunzlau, Appun, 1836.

Verführungsgeschichten. Der Autor scheint sich in der warmen Färbung zu gefallen und wenn er sich in der Folge noch steigerte, wie der edle Emerentius Scävola, so würde die indezente Literatur an ihm eine Acquisition von Werth machen.

122) Licht und Nacht. Novellen und Erzählungen von Ludwig Storch. Erster Band. Wismar und Leipzig, Schmidt und v. Cossel, 1837.

Feine Situationen, das muß man gestehen. Drei Novellen. In der ersten finden wir eine zärtliche Marquise, verkleidet, zitternd, jedoch unentdeckt unter einem ganzen Haufen Chasseurs schlafen. In der zweiten dreht sich alles Interesse um eine Nothzucht, die noch dazu in einer Kirche begangen wird. In der dritten ermordet eine neue Judith ihren Liebhaber, während er an ihrem Busen liegt. Mit so etwas werden nun die Leihbibliotheken angefüllt. Solche Bücher sollen eine Unterhaltung für anständige Frauen und Mädchen seyn.

123) Der Abenteurer wider Willen. Eine Erzählung aus unsrer ereignißreichen Zeit von Gustav Nieritz. Zwei Theile. Königsberg in der Neumark, Wiedolff und Striese, 1837.

Der Held, ein junger schüchterner Schulmeister, will eben heirathen, als ein ihm fremdes Mädchen Einsprache thut, ihn als Verführer anklagt, ihm sogar sein vermeintliches Kind vorzeigt. Was thut der Gute nun? Er zieht zu der Betrügerin, pflegt sie in einer Krankheit, verzeiht ihr sentimental ꝛc. und wird für seine Gutherzigkeit zuletzt belohnt, denn er wird reich und baronisirt. Bis zu diesem Grade ist das Talent, Romane zu componiren, herabgesunken. In der einzelnen Ausmalung zeigt der Verfasser übrigens Phantasie, die an einem solchen Stoff unnütz verschwendet ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 53.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 25. Mai 1838.

Romane und Novellen.

124) Rookwood, oder der Straßenräuber. Ein Roman von W. Harrison Ainsworth. Deutsch von O. L. B. Wolff. Drei Theile. Leipzig, Kollmann, **1837.**

Ist die schlechte französische Manier auch schon nach England hinübergedrungen? Ein Roman voll unsinniger Greuel. Die Hauptperson desselben ist einer jener in der englischen Romanwelt so häufig wiederkehrenden Bastarde, aber die tragischen Schicksale desselben sind nach dem neumodischen französischen Zuschnitt, so unnatürlich als möglich, voll bei den Haaren herbeigezogener Gräßlichkeiten. Die Scene wird in einer Gruft eröffnet, beim Schein einer Lampe, die aus einem verschimmelten Todtenschädel gebildet ist. Hier erzählt ein alter dämonischer Todtengräber seinem Enkel, dem jungen Räuber Luke, die Geschichte seiner Geburt. Der so eben gestordene Herr der großen Herrschaft Rookwood hatte die Tochter des Todtengräbers geliebt, sich mit ihr vermählt, und Luke war die Frucht dieser Ehe, der rechtmäßige Erbe von Rookwood. Aber die zweite Gemahlin Rookwoods hatte die Beweise dieser ersten Ehe verhehlt und ihr Sohn zweiter Ehe, Ranulph, war Erbe geworden. Der Todtengräber zeigt Luken den Sarg seiner Mutter, er wirft sich darauf, der Sarg berstet auseinander, die balsamirte Leiche kommt zum Vorschein, Luke umarmt sie, flicht seine Finger in die der todten Mutter und behält die dürre Hand in der seinigen. — Dieser Eröffnungsscene folgt eine nicht minder gräßliche. Luke wird im Walde verfolgt, ringt mit einem Hunde, den er bewältigt, dann mit einem Förster, den er ebenfalls abzwingt, endlich wird er am Ufer eines Teichs erschossen und stürzt hinab. Gurgelnd schließt sich der Strudel über ihm, noch ein paar Blasen werden aufgeworfen, und er erscheint nicht wieder. Wir halten ihn für todt. Unterdeß erzählt uns der Autor Greuelgeschichten aus dem Hause Rookwood. Bisher hat noch jeder Herr dieses Hauses, einem alten Fluche gemäß, sein Weib ermordet. Wir vernehmen, wie einer derselben seine schwangere Gattin erschlagen, wie sie sterbend in Wehen der Geburt am Boden gelegen &c. Dann kommt der Autor auf den jungen Luke zurück, der plötzlich wieder gerettet erscheint und mit seiner bösen Stiefmutter an der Leiche seines Vaters sich herumrauft. Ihr Sohn, sein jüngerer Stiefbruder, der vermeintlich rechtmäßige Erbe, kommt dazu. Luke hat bereits die todte Hand seiner Mutter mit der seines Vaters verstrickt, doch fehlen ihm die Beweise seiner legitimen Geburt, und er muß endlich leer abziehen. Nun hat sich aber ein berühmter Straßenräuber, Turpin, eingefunden, der die Spukereien im Schlosse benutzt, um als Geist des verstorbenen Herrn der Gemahlin desselben (der bösen Stiefmutter) zu erscheinen. Er findet sie gerade im Begriff, die Papiere zu verbrennen, durch welche Lukes Legitimität bewiesen werden, und entreißt ihr dieselben, ohne sie jedoch dem jungen Luke zu geben, den er an seine Räuberbande fesselt. Nun das Begräbniß des verstorbenen Herrn, wobei ein Gewitter ausbricht und ein Mensch erschlagen wird. — Im zweiten Bande finden wir Luke unter Zigeunern und Räubern, in den Armen eines schönen Mädchens, Sibylle, die aber melancholisch wird, weil sie erfährt, daß Luke ein echter Rookwood sey, folglich auch sie, wenn er sie heirathe, dem alten Fluch gemäß ermorden müsse. Eine zweite Sage meldet, wenn nicht ein Rookwood eine Rookwood freie, müsse das Geschlecht untergehen. Nun ist Eleonore, die einzige Verwandte des Hauses, Ranulphs Braut, fällt aber den Räubern in die Hände, wird durch einen Liebestrank bezaubert, in die Gruft geschleppt, die wir im Anfang des Romans kennen lernten, und hier unter Leichen, Räubern und Zigeunern mit Luke vermählt. Im Dunkeln aber schleicht Sibylle ihre Hand hin, statt der Eleonorens und so ist sie die Braut. Nun hat aber bereits ihre Mutter (ein dämonisches altes Weib) geschworen,

die Braut zu ermorden, muß den Schwur halten und bringt die Tochter um. Eleonore wird gerettet und findet ihren Ranulph wieder. Luke hat die neue wie die alte Braut verloren, erhält aber jezt von Turpin die Dokumente seiner Geburt, überfällt das Schloß, will Eleonoren mit Gewalt zur Seinigen machen, schleppt die sich Sträubende bei den Haaren herum ꝛc., bis Ranulph kommt. Nun geht es erst drüber und drunter, denn es kommt Hülfe von beiden Seiten, aber plötzlich erhält Luke Sibyllens Vermächtniß, öffnet es, sinkt, augenblicklich vergiftet, zu Boden und geht auch sogleich in Verwesung über. Ranulph und Eleonore sind gerettet, und ihrem Glück steht nichts mehr im Wege. Seine Mutter aber und ein alter gespenstischer Oheim, der sich auch eingefunden hat, beschließen den Roman mit einer Scene, die an Abscheulichkeit alle übertrifft, indem sie in der wohlbekannten Gruft eingeschlossen werden und verhungern, sie in einem Sarge, aus dem sie etwas holen wollte, und dessen schwerer Deckel über sie stürzte; er noch tagelang unter den Särgen umirrend, brüllend, das Wasser von den kalten Wänden leckend ꝛc.

Wir sind absichtlich auf diese Details eingegangen, um die Unkundigen zu unterrichten, was für Zeug man heute für Poesie ausgibt.

125) Eine Dornenkrone. Von M. Masson. Aus dem Französischen von L. Kruse. Drei Theile. Leipzig, Kollmann, 1837.

Wieder ein verstoßner Sohn. Der englische Dichter Richard Savage wird durch den unnatürlichen Haß seiner Mutter von Geburt an verfolgt und troß seiner Talente zu Verirrungen hingetrieben, die ihm endlich die Rückkehr zu Glanz und Ehre unmöglich machen. Nichts bleibt ihm, als der Trost des Poeten und der Nachruhm. Er ermordet den Buhler seiner Mutter und wird ins Gefängniß gesezt. Seine Mutter schickt ihm höhnend eine Dornenkrone zu und besucht ihn selbst, eine höchst widrige Scene, worin die natürliche Liebe zwischen Mutter und Sohn in den giftigsten Haß, in die schmählichsten Vorwürfe verzerrt ist. Ein heiterer Ton kommt in diesen Roman nur durch die treue Anhänglichkeit eines poetischen Schusters und seiner Frau an den Dichter, die ihm in Gefahren beistehen, ihn während seiner Verbannung in ihren Familienkreis aufnehmen und ihn auch zulezt im Kerker aufsuchen, aber schon todt finden.

126) Des Bettlers Gabe. Dritter Jahrgang. Von Wilh. Müller. Eöslin, Hendreß, 1837.

Dieser zweite Wilhelm Müller ist von dem verstorbenen Dichter ziemlich verschieden. Er hat nämlich die Nachahmung des gräßlichen Genre von Eugene Sue, Janin ꝛc. zu seinem Fach gewählt. Wir haben schon seine frühern Arbeiten erwähnt. Im vorliegenden Buche behandelt er in Romanform einen Gegenstand, der bisher schon sehr oft von deutschen Dichtern behandelt worden ist, am besten von Schiller in dem Trauerspiel Demetrius, und von Bechstein in einem guten Romane. Es war zu errathen, daß Herr Wilhelm Müller vorzüglich das Gräßliche, ja Scheußliche ausbeuten würde, was dieser Stoff darbietet, und wirklich hat er in der Malerei der altrussischen Würgereien, Schlächtereien, Entehrungen ꝛc. das Mögliche geleistet, so daß nur fehlt, das Leben Iwan Wasiliewicz II. auf dieselbe Weise zu behandeln. Wir fordern ihn dringend auf, zur Läuterung des verdorbenen Geschmacks in Deutschland, jenen tugendhaften Czaaren und sein reines Leben in kleinen Idyllen darzustellen. Da hat er Gelegenheit, die Menschen zu knuten, zu spießen, zu schinden, zu braten, wie es ihm kein anderer Stoff der ganzen Weltgeschichte darbietet, denn dieser Russe hat den Tamerlan, den Nadirschah, den Nero und Alles, was in der Welt Barbar hieß, weit hinter sich gelassen, weßhalb es denn billig zu verwundern ist, daß noch keiner unsrer zarten Dichter sein Leben geschildert hat. — Demetrius tritt in Polen auf, er wird gleich, gefesselt vor den polnischen Starost gebracht, soll gefoltert werden ꝛc., man findet aber auf seinem nackten Leibe eine Inschrift, woraus man seine vornehme Herkunft erkennt und auf Einmal wird er als Czaar begrüßt. Rußland wird erobert, der bisherige Czaar und seine Familie ausgerottet. Das gibt Arbeit für den Pinsel des Verfassers. „Der wüste Haufe brach ein in die Freistätte des Unglücks; da knieeten die drei Opfer: Sophie, Theodor, Xenia vor dem Hausaltare. Solimann, jener Saporoger, dessen gräßliche Geschicklichkeit wir bereits kennen, faßte die Mutter, und eh noch ihre zum Gebet gefalteten Hände sich niedersenken konnten, färbte schon das Blut der hauptlosen Leiche die weiße Decke des Altares. Theodor, der junge Czaar, kämpfte wie ein Löwe um sein Leben. Moltschanow, unterstüzt von drei andern Mördern, deren glänzende Namen die Schauer dieses Ereignisses nicht vermehren sollen, rang lange vergebens mit ihm; nur nachdem zwei Bösewichter schwer verwundet waren, gelang es den Uebrigen, den ehmaligen Czaaren — zu erdrosseln. Mit der Jungfrau war Gott barmherzig gewesen; sie sah das Furchtbare dieser Stunde nicht, ihr Auge war geschlossen, ihre Arme fest um das Kreuz des Erlösers geklammert, ihre bleichen Lippen ruhten auf den Wundenmalen des Gottmenschen; aber Grischka Otrepjew stand vor ihr, sein lüsternes Auge heftete sich auf die Reize der Scheintodten. Wenige Worte verständigten ihn mit den Spießgesellen; großer Gott! etwas noch Schrecklicheres als der eben vollendete Mord, sollte hier verübt werden. Xenia schlug die Augen

auf, und sah sich umfaßt von den Armen eines Thiermenschen, in dessen wilden Blicken seiner Seele Unthaten zu erkennen waren. Die höchste Verzweiflung gab der zarten Jungfrau Kraft, dem Wüstling sich zu entringen; aber hohnlächelnd ergriff der blutbefleckte Mörder sie aufs Neue; da stürzte ein Jüngling, den hoch geschwungenen Säbel in der Hand, herbei; ein schmerzlicher Wehelaut entstieg seiner Brust, als sein Blick die Unthaten übersah: die Mörder standen starr und betroffen. „Unmenschen!“ rief er mit tief empörter Seele: „mit welcher schrecklichen Blutschuld habt ihr mir meine Krone besudelt?“ Jetzt erst das Auge niedersenkend zu derjenigen, welche zu seinen Füßen wimmerte, erkannte er das Traumbild entflohener Stunden, den Engel, der sein Leben verklärt und verdunkelt hatte; er hob die Leidende zu seinem Herzen empor und stammelte: „Xenia!“ Die Greuel am Schluß, da Demetrius selbst umgebracht wird, schienen dem Verfasser noch zu wenig pikant, wenn er den Mord nicht zugleich durch jede Art von Seelenmarter würzte. Er läßt also die polnische Marina, die dem Demetrius als Gemahlin nach Rußland gefolgt ist, ihm untreu werden und mit einem Verräther entfliehen.

127) Demetrius und Boris Godunow, oder Rußland in den Jahren 1591—1606. Historisch-romantisches Gemälde von Eduard Gehe. Zwei Bände. Dresden und Leipzig, Arnold, 1836.

Derselbe Stoff, nur etwas zahmer und humaner behandelt, ja vielleicht etwas zu sentimental für das rauhe Land und die rauhe Zeit.

Neue Reisen.

5) Bunte Skizzen aus Ost und Süd. Entworfen und gesammelt in Preußen, Rußland, der Türkei, Griechenland, auf den jonischen Inseln und in Italien von F. Tietz. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1838.

Der Verfasser reiste von Königsberg aus nach Petersburg. Unterwegs wirft er einige Blicke auf das kurische Haff und auf die interessante Salzburger Colonie unfern von Tilsit am Niemen. Bekanntlich wurden die vor etwa 100 Jahren aus Salzburg vertriebenen Protestanten von König Friedrich Wilhelm I. hier angesiedelt. Ihre Nachkommen leben noch jezt hier unvermischt, zeichnen sich durch Wohlstand aus und stehen bei der benachbarten litthauischen Bevölkerung in großer Achtung. Auch der lezteren widmet der Verfasser seine Aufmerksamkeit. Er hat länger unter ihr gelebt und theilt manches Interessante über sie mit, z. B.: „Der Aberglaube und mit ihm das Festhalten an der heidnischen Vorzeit herrscht bei dem Litthauer in hohem Grade. Das ganze Volk ist der lutherischen Lehre zugethan, hat aber neben dem Christen-Gotte noch seine uralten Götter beibehalten: „Perkunas grauja,“ der Donnergott wirft etwas auf den Boden, sagt der Litthauer, wenn es donnert: „Perkunas ispire,“ Perkunas hat ausgeschlagen wie ein Pferd, wenn das Gewitter einschlägt. „Potrimpos ist uns gnädig!“ heißt so viel als: die Feldfrüchte gerathen gut. „Pikollos (der Todtengott) hat ihn abgerufen!“ für: „er ist gestorben.“ — Statt: „es mußte so geschehen!“ sagt er: „lak Laima latei“ so spann es Laima (die Schicksalsgöttin); und ein gewöhnlicher Fluch lautet: „kad tawe Giltine nusmaugta!“ „daß dich die Giltine (die Pestgöttin) erwürgen möge!“ — Statt der früher gebräuchlichen Todtenklage singt man jezt vor dem Hause des Verstorbenen die ganze Nacht hindurch geistliche Lieder. Begleitet man den Todten zum Grabe, so werden auf dem Wege von der Wohnung bis zum Kirchhofe Strohwische hingestreut, „damit der Geist des Verstorbenen, wenn er die erste Nacht nach seinem Begräbnisse noch einmal seine Familie besucht, unterwegs auf dem Stroh ausruhen kann.“ Die auch in andern Gegenden bekannten „Unterirdischen,“ bei den Litthauern „Puschkaiten“ genannt, will Mancher in seinem Hause gesehen haben und thut Alles, um diese kleinen Hausgeister an sich zu fesseln, weil sie der Wirthschaft Glück bringen. Knistert auf dem Herde das Feuer, „so verlangt der Puschkait Salz,“ und flugs wirft man etwas davon in die Flammen. Wenigstens Eine Hexe besizt jedes Dorf, und das als solche bezeichnete alte Weib wird in allen wichtigen Fällen zu Rathe gezogen. Böse und gute Tage unterscheidet man streng und unternimmt an jenen kein Geschäft, weil es sonst einen bösen Ausgang haben könnte. Der Litthauer hört ganz geduldig zu, wenn sein Pfarrer gegen solchen Aberglauben eifert, lächelt dann und meint mit leichtem Spott: „Das muß ich besser verstehen, als unser Herr Pfarrer.“ Auf der Universität Königsberg befindet sich ein Lehrstuhl der litthauischen Sprache, in der Prediger und Schullehrer predigen und lehren müssen, und die auch den Beamten in den litthauischen Distrikten nicht fremd seyn darf.

Wir begleiten nun Herrn Tietz nach Rußland, das er mit besonderer Vorliebe schildert. Im Gegensatz gegen die Schriftsteller, die für Polen gegen Rußland geschrieben haben, lobt er Rußland auf Kosten Polens. Eine Beschreibung des Peipuosees ist das Anziehendste auf dieser Tour. Der Weg nach Petersburg ist übrigens durch andere Reisebeschreibungen bekannt genug, so wie Petersburg selbst. Hier ist eine kurze Geschichte der Entstehung und allmäligen Erweiterung dieser großen Stadt beigefügt, so wie eine Geschichte des russischen Theaters und ein Blick auf die russische Dichtkunst, insbesondere eine Charakteristik Puschkins. Außerdem ist der Schilderung der

kaiserlichen Erziehungshäuser für demoiselles nobles und für schlechtweg bürgerliche élèves ein Kapitel gewidmet.

Die Reise durch den Kaukasus ist mit wenig Worten überraschend kurz geschildert; desto ausführlicher aber Constantinopel. Das Meiste, was er darüber sagt, ist freilich nicht mehr neu, seitdem in jüngerer Zeit so viel über Constantinopel geschrieben wird, z. B. seine genaue Schilderung der türkischen Feste und kaiserlichen Prozessionen. Neu ist dagegen eine Abhandlung über die Musik der Türken. Mitten in Constantinopel fand der Verfasser einen türkischen Offizier, der auf „gut Berlinisch“ fluchte. Es war ein ehemaliger preußischer Offizier, Herr von C—z, der Renegat geworden. Wie stark der preußische Patriotismus des Verfassers markirt ist, erhellt daraus, daß er auf dem Sklavenmarkt im Contrast der weißen und schwarzen Schönen voller Freude die preußischen Farben wiedererkannte.

Herr Tietz fuhr zur See zurück über Griechenland, das ihm gar nicht gefiel. „So bin auch ich in Arkadien gewesen, zu welchem Departement Navarin bekanntlich gehört, kann aber gestehen, daß ich mich dort eben nicht sonderlich erbaut habe. Man muß einen idealen, poetischen, arkadischen Schäfer neben einen wirklich existirenden hinstellen, und die arkadische Poesie könnte einem bei dem Anblicke eines solchen in Lumpen oder Schaffelle gehüllten und mit Ungeziefer bedeckten Individuums auf immer verleidet werden. Die arkadischen Fluren sind übrigens auch um nichts anmuthiger, als die andern griechischen. Baumlose Ebenen mit versengtem Grün, kahle Felsenberge, verfallene Hütten und, als Staffage, jetzige Hellenen! Wer damit zufrieden ist, wandere hin und schwärme, bis ihn bald eine unbezwingliche Sehnsucht nach Deutschland anwandeln wird.“ — Noch weit mehr aber verleidete dem Verfasser die englische Wirthschaft auf den jonischen Inseln. Hier nur einige Proben: „Eins der ersten Geschäfte der hochherzigen Schutzherren der jonischen Republik bei ihrer Ankunft auf dieser Insel war, daß sie die Ruinen und Gräber von Samos (so hieß eine alte Stadt auf der Insel und bekanntlich auch die Insel selbst) aufwühlten und eine Menge dort vorgefundener antiker Vasen, Schalen, Spangen, Ringe von Gold, Silber und Bronze für gute Beute erklärten. Wären diese Gegenstände, wie ähnlicher Raub des Räuberhauptmanns Lord Elgin in Griechenland, vielleicht in das Museum nach London gekommen, so hätte man den Diebstahl durch Vorschiebung begeisterter Kunstliebe allenfalls entschuldigen können. Allein jene kostbaren Antiken wurden von den brittischen, dabei beschäftigten Beamten brüderlich unter sich vertheilt, und — horribile dictu! — eingeschmolzen, und dann zu Messerbestecken, Löffeln, Theekannen u. dgl. m. verarbeitet. Ja der großbritannische Kunstsinn geht so weit, daß ein auf einer der jonischen Inseln als Polizeichef lebender Britte, der damals mit Diebstähle dieser Art verüben half, noch jetzt ein kleines, bronzenes antikes Gefäß — salva venia! — als Nachtgeschirr benuzt. — Obgleich schon früher von Antiken auf Ithaka Vieles ausgegraben war, so hielten die Britten, als sie hierher kamen, doch noch eine ziemlich reiche Nachlese. So fanden sie auch die vielbesprochene goldene, sogenannte Krone des Odysseus, die von den englischen Beamten „zerbrochen und stückweise unter sich vertheilt wurde.“ Wie die Engländer mit dem Volk umgehen, davon sah der Verfasser selbst ein Beispiel: „Als ich die Statue (unsers berühmten Landsmanns, des Feldmarschalls Grafen von Schulenburg zu Corfu) betrachtete, stand unfern von uns ein armer Corfiote, der in der Entzifferung der Inschrift vermuthlich seine unschuldige Neugierde befriedigen wollte, als in dem Augenblick ein englischer Fähndrich vorbeiging und dem Landesbewohner, von dessen Mark er sich doch auch theilweise mästete, mit der Reitgerte, wie im Scherz, einen sehr derben Hieb über den Kopf applicirte. Mit selbstgefälligem Gelächter über diese großartige Heldenthat schritt dann Albions hochherziger Sohn fürbaß. Ich muß gestehen, daß mich diese Scene, die, wie mich Herr von Faber versicherte, noch zu den gelindesten gehört und sich hundertfältig in ähnlicher Weise zuträgt, bis ins tiefste Innere empörte, und daß ich, wenn die Klugheit mich nicht davon abgehalten, gern meinen Rohrstock in Berührung mit dem Rücken des rothröckigen Jungen gebracht hätte.“

Die Rückreise nach Deutschland über Ancona, wo die französische Besatzung ein wenig verspottet wird, ist wieder nur kurz beschrieben.

6) Bilder aus England, von Graf Eduard von Melfort. Aus dem Engl. von Dr. Brinkmeier. Zwei Bändchen. Leipzig, Th. Fleischer, 1837.

Nachdem Fürst Pückler-Muskau, Raumer, der ungenannte geistreiche Ungar, v. Hailbronner, Adrian ꝛc., und unter den Engländern selbst Bulwer schon so viel und Treffliches über das gegenwärtige England geschrieben haben, bleibt kaum etwas Neues zu sagen übrig. Die vorliegenden Bilder enthalten größtentheils Darstellungen aus dem geselligen Leben, unter den Rubriken: Englische Ordnungsliebe, eine englische Familie, aristokratische Cirkel, die Dandyloge, London im Winter, Besuchszeit, die fashionable Promenade, Parkskizzen, nationale Kälte, englische Eitelkeit, Zurückhaltung, Mangel an Frohsin, Soireen, Mann und Frau in England, Diners, Gesundheittrinken, Sitten der Mittelklasse, Unempfindlichkeit gegen Musik, Landleben, Gastfreundschaft, englische Geistlichkeit, Jagdparthien, das Angeln ꝛc. Dies sind die vorherrschenden Bilder, lauter Genrebilder, lauter Staffagen, wenig Landschaft. Auch von Politik, Handel ꝛc. ist wenig die Rede, die geselligen Verhältnisse sind hier die Hauptsache.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 54.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 28. Mai 1838.

Deutsche Sprache.

Appenzellischer Sprachschatz, herausgegeben von Dr. Titus Tobler. Zürich, Orell, Füßli und Comp., 1837. LX und 464 Seiten.

Der appenzellische Sprachschatz ist, wie gleich näher erklärt wird, „eine Sammlung appenzellischer Wörter, Redensarten, Sprichwörter, Räthsel, Anekdoten, Sagen, Haus- und Witterungsregeln, abergläubischer Dinge, Gebräuche und Spiele, würzender Lieder und Reime; nebst analogischer, historischer und etymologischer Bearbeitung einer Menge von Landeswörtern, zum Theile nach altdeutschen Handschriften der katholischen Kantonsbibliothek in St. Gallen.“ — Mit den Verfassern der am Ende des vorigen Jahrs in diesen Blättern von dem Ref. angezeigten Werke über deutsche Mundarten, Schmeller und Götzinger, bietet sich bei Herrn Tobler ein eigenthümlicher persönlicher Berührungspunkt dar. Wie jenen in der Fremde vornämlich die Mundart der Heimath besonders lieb geworden ist, so daß sie sich mit der wissenschaftlichen Darstellung derselben in der Folge Jahre lang beschäftigen mochten, so findet sich dies auch hier, und man wäre versucht, auch in diesem Falle an das alte Wort zu denken, daß der Prophet eher im Auslande sich Geltung und Anerkennung zu verschaffen wisse, als am heimischen Herde. „Während meines Aufenthalts in Wien, sagt der Verfasser, als Beflissener der Arzneiwissenschaft, waren diejenigen meine angenehmsten Augenblicke, die unter Vergegenwärtigung der Eigenthümlichkeit unseres engern und weitern Vaterlandes hinflossen. Das Herausholen nationeller Ausdrücke aus der Vorrathskammer meines Gedächtnisses gewährte mir ganz besonderes Vergnügen und Interesse, so daß ich mir vornahm, nach der Rückkehr in mein Vaterland dieselben zu sammeln. Es geschah also. Vor dem Schlusse des Jahres 1827 legte ich den Grund zu Materialien, in der Absicht, ein appenzellisches Wörterbuch aufzubauen. Von da an behielt ich diesen Gegenstand stets im Auge, ob auch die Arbeit dann und wann einen bedeutenden Unterbruch erlitt. Schon gegen das Ende des Jahres 1833 war dieselbe so weit gediehen, daß ich eine Probe abdrucken ließ, welche der Aufforderung zur Subscription beigegeben wurde.“

Nachdem der Verfasser uns in der Einleitung gar gewissenhaft zuerst definiert hat, was Idiotikon im Allgemeinen und was appenzellisches Idiotikon in Specie ist, geht er mit echt deutscher Allseitigkeit zu einer Uebersicht sämmtlicher bisheriger Bestrebungen für die wissenschaftliche Darstellung der Dialekte bei den Hauptvölkern der gebildeten Welt über, und dieser Abschnitt ist an sich nicht das Uninteressanteste am ganzen Buche, und würde noch mehr Dank verdienen, wenn die einzelnen Daten nicht so tumultuarisch zusammengehäuft, sondern in reinlicher Ordnung gebracht wären. Ein kurzer, theils berichtigender, theils anordnender Auszug dieses Abschnitts wird unsern Lesern nicht unwillkommen seyn.

Die Kenntniß der einzelnen Mundarten einer Sprache sind nicht leicht bei einem Volke von so großem Interesse, wie bei den Italienern. Bei ihnen ist jeder Provinzialdialekt zugleich Schriftsprache und besitzt eine mehr oder minder reiche Literatur, wie denn namentlich die für klassisch geltenden Dichter, ein Ariosto, Tasso u. A. in beiläufig einem Dutzend verschiedener italienischer Dialekte gedruckt zu lesen sind. Wir Deutschen sind durch die gediegenen Arbeiten unserer Jagemann und Fernow in diesem Gebiete einheimisch gemacht worden. Die Literatur der Idiotiken hat in Italien ebenfalls einen ganz eigenthümlichen, von den idiotischen Wörterbüchern anderer Nationen schon in Zweck und Anlage verschiedenen Charakter. So viel Gewicht nämlich der Italiener auf seine heimathliche Mundart legt, so wenig er sich beigeben läßt, sie im täglichen Verkehr oder auch nur bei gewissen Gelegenheiten im schriftlichen Gebrauch in Abgang kommen lassen zu wollen, so ist doch allgemein die toscanische Mundart als die eigentliche Schrift- und allgemeine Volkssprache anerkannt, ja als solche halb vergöttert, und

bei dem Idiotikon ist es dem Italiener immer nur darum zu thun, den provinziellen Ausdruck in den allgemein italienischen, d. h. toscanischen zu übersetzen, dem nicht in Toscana Geborenen den Gebrauch der toscanischen Sprache, auf den er doch, sobald er das Gebiet seiner Vaterstadt verläßt, angewiesen ist, zu erleichtern, aber nicht etwa darum, die behandelte Mundart als ein in sich abgerundetes Sprachganzes zu erkennen; mit einem Worte, die Darstellung der Mundart ist nicht Selbstzweck, sondern wird bloß gegeben, um davon als von etwas Irrigem, Schlechtem zu etwas Höherem, Edlerem, der lingua toscana überzuleiten; die Anlage der italienischen Idiotiken hat also durchaus nicht einen wissenschaftlichen, sondern einen praktischen Zweck. Das älteste italienische Idiotikon dieser Art ist wohl das von Ignazio Albani von 1606 über den mailändischen Dialekt. Nachher folgt der Vocabolista bolognese vom Jahr 1640; mehr als ein Jahrhundert später 1759 das Vocabolario bresciano e toscano. Hierauf 1775 ein Vocabular über den venetianischen und padovanischen Dialekt von Gasparo Patriarchi, wovon noch 1821 eine dritte Auflage erschienen ist. Im Jahr 1783 gab Maurizio Pipino eine Grammatica piemontese heraus. Ein Vocabolario piemontese dieses Verfassers, das Tobler (S. VII) aus einem Citat von Cherubini anführt, ist Ref. nicht bekannt. Mehr einen wissenschaftlichen Charakter hat das im 26sten und 27sten Bande der Collezione di tutti li poemi i lingua napolitana enthaltene Vocabular des neapolitanischen Dialekts, wo zwar nur die vom Toscanischen auffallender abweichenden Wörter aufgeführt sind, dagegen die Etymologie einigermaßen berücksichtigt wird. Es ist dies aus dem schriftlichen Nachlasse des Abbate Ferdinando Galiani und den zahlreichen Zusätzen des Professors Francesco Mazzarella Farao zusammengetragen. Das mailändisch-italienische Vocabular des Francesco Cherubini erschien 1814 zu Mailand in zwei Bänden. Obgleich warmer Verehrer und treuer Sprachunterthan des Toscanischen, wagt Cherubini es dennoch, den Gedanken durchblicken zu lassen, daß gute Provinzialismen, seyen sie wo sie wollen, ein Gemeingut der italienischen Schriftsprache werden sollten. Sein Zweck bei Herausgabe des Vocabulars ist nicht sowohl, einen Auswärtigen in der Mailänder Mundart kundig zu machen, als vielmehr dem Mailänder zu der toscanischen Sprache leichter Zugang zu verschaffen. Giov. Battista Melchiori, dessen Wörterbuch der brescianischen Mundart in den Jahren 1817—1820 mit einem Anhang herauskam, stellt es besonders heraus, daß die Wörterbücher der verschiedenen italienischen Mundarten wie sonst nirgends das Mittel darbieten, um in den Besitz der Schriftsprache zu kommen. Er will praktischen Nutzen durch sein Werk stiften, und diesem Zwecke entspricht auch die Anlage des besonders von Redensarten und Sprichwörtern reichen Buchs. Indeß verschweigt er auch nicht, daß in den Mundarten Spuren des Alterthums sich vorfinden. Ueber den Dialekt von Verona erschien 1821 ein Idiotikon von Gaetano Angeli, zunächst zum Schulgebrauche bestimmt.

Ein beachtenswerther Umstand ist bei den italienischen Idiotiken, daß sie sich nur über eine kleine Gegend ausdehnen. Man findet nicht ein oberitalienisches noch unteritalienisches, wohl aber eines von Brescia, Venedig-Padua, Mantua, Ferrara, Mailand, Verona, Neapel, also von einzelnen Städten und Städtegebieten. Auch dies mag in Beziehung stehen zu dem praktischen Zweck, den diese Werke in Italien haben; noch mehr aber ist es bedingt durch die nirgends so scharf als in Italien sich vorfindende Abgrenzung der Dialekte, welche leztere historisch in der Zerstückelung der Halbinsel in unzählige Landestheile ihre Erklärung findet. Ganz anders verhält es sich in Frankreich. Auf der langen Liste der französischen Idiotiken sehen wir nicht ein einziges, das für eine kleinere Gegend berechnet wäre, außer etwa in ganz neuester Zeit, z. B. Pluquets Arbeiten über den Dialekt von Bayeux. Einen andern Charakterzug der französischen Werke dieser Art bezeichnet der Vf. mit folgenden Worten: „An den Idiotiken der Franzosen erkennt man bald die leichte Hand und eine gewisse Krämerei. Mit einer schlichten Ausstattung nicht zufrieden, bröseln sie allen Schmuck aus der Sorbonne zusammen. Die Werke lassen sie unlieber im Negligeformat, in Octav, erscheinen, als im stattlichen Quarto oder gar in Folio.“ Das älteste französische Idiotikon ist das Catholicon des Auffret Quoatqueveran im J. 1499, welches drei Sprachen, die bretonische, französische und lateinische, umfaßt. Das siebzehnte Jahrhundert erzeugte das dictionnaire et colloques françois-bretons von Quiquier de Roscolff (1633) und einen Unterricht in der armorischen Sprache von Maunoir. Thätiger in diesem Gebiete war das achtzehnte Jahrhundert: 1705 erschien ein provençalisches Wörterbuch von Marseillat, 1732 ein gleiches von Pallas, und ein keltisches oder bretonisches von Rostrenen, welcher 1738 eine keltische Grammatik folgen ließ. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sodann (1752) erschien das fleißige altbritische Wörterbuch von Le Pelletier, einem Benediktiner, der von 1663 bis 1733 lebte. Der Herausgeber seines Werkes, Taillandier, sagt davon, man werde an diesem leicht bemerken, daß keine einfache Nomenclatur, sondern vielmehr die Geschichte der britischen Sprache, ihr Ursprung, die Veränderungen, denen sie unterworfen war, und die Zulagen, die sie andern Sprachen abborgte, geliefert wurde. Von der Sorgfalt, mit welcher Le Pelletier die Wörter sammelte und eintrug, mag man sich überzeugen, wenn man erfährt, daß kein einziges Wort in die Sammlung eingeschlichen sey, dessen Daseyn und Sinn er nicht selbst richtig gefunden hätte, und nicht selten führt er den mit

Namen an, der ihm ein Wort mittheilte. Bald darauf (1756) gab La Have ein bretonisch-celtisches Wörterbuch; in demselben Jahre Sauvages die erste Ausgabe seines burgundischen Dictionars. Letzteres hat durchaus einen praktischen Zweck. Sauvages will die Erlernung des guten Französischen durch Auffassung und alphabetisches Ordnen des mundartigen Stoffes erleichtern, selbst beim Gelehrten, der in der Bezeichnung alltäglicher Dinge unbehülflich sey. Der praktische Eifer des Verfassers ging so weit, daß er selbst gut französische Wörter aufnahm, nur um zu bemerken, daß sie es seyen; er schlug sogar solchen Wörtern den Platz nicht ab, die bloß eine Endigung oder Aussprache nach der Mundart des Languedoc haben, nur um bei dieser Gelegenheit einen fehlerhaften Satzbau zu rügen, einen Solicismus oder irgend einen andern Sprachfehler ans Licht zu ziehen. Doch auch den wissenschaftlichen Zweck verliert Sauvages nicht ganz aus dem Auge. Etymologisches und Belege durch Citate sind selten. Zu Belebung des Werkes wurden hier und da die Eigenschaften der Pflanzen berührt, sowie physikalische und naturgeschichtliche Bemerkungen eingeflochten. Der Zeit nach das nächste auf Sauvages Werk ist das 1775 erschienene austrasische Wörterbuch von J. François. Ferner sind vom Jahre 1775 Oberlins Versuche über den lothringischen Dialekt und von 1779 Le Brigants Elemente der Sprache der Bretonen zu erwähnen. Aus dem Anfange unsers Jahrhunderts endlich führt Tobler noch die Werke über die celto-bretonische Sprache von Le Gonidec (1807) und aus demselben Jahre die magern und unbedeutenden Untersuchungen über die französischen Dialekte im Allgemeinen und über die des Isèredepartements insbesondere von dem polternden, hochtrabenden Champollion Figeac, dem ältern, an.

Die Briten stehen in Bezug auf Ausbeutung des Mundartigen hinter den Italienern und Franzosen zurück. Sie haben gallische Dictionare von Th. Jones (1711), von Roderik (1725), von Mac Donald (1741), ein irisches von O' Briens (1768), ein gallisches von Shaws (1780), ein Provinzialglossar von Fr. Grose (1787 und 1811), Werke über die irische Sprache von Curtin, ein gallisches Wörterbuch von Owen (1793 — 97), endlich ein schottisches etymologisches Wörterbuch von J. Jaminson, das 1808 (nicht 1806) in Edinburg, und ebendaselbst 1818 im Auszug erschienen ist, und ein gallisches Vocabular von Mac Farlane 1815.

Die Idiotiken der Deutschen charakterisirt Tobler im Allgemeinen so: „Der Deutsche, ausgezeichnet als Gelehrter und durch Sammlerfleiß, versteckt nicht selten die besten Dinge, welche für das Geschäftsleben so befruchtend wären, in eine Unzahl von Citaten und unnöthig heraufgeholten fremdartigen Ausdrücken. Auch in den deutschen Idiotiken findet man den gelehrten, Bücherstaub entgegenwehenden Deutschen wieder. Diese gelehrte, fromme Ausstattung erschwert gerade das Gedeihen deutscher Idiotiken, auch der vorzüglichsten, unendlich; denn ein Volk hat nur dann Empfänglichkeit und Leselust zu einer Schrift, wenn diese nicht zu weit seinen Geschäftskreis überschreitet. Darum schon sind die deutschen Idiotiken, mit Ausnahme einiger weniger, minder volksthümlich." Die deutsche Idiotikographie ist indeß ziemlich alt, und nach Richey's Angabe müssen noch manche idiotische Arbeiten handschriftlich existiren, die nie gedruckt wurden. Das älteste deutsche Wörterbuch einer ungeschriebenen Mundart ist, so viel bekannt, dasjenige des im Jahr 1690 verstorbenen Rechtsgelehrten Joh. Ludw. Prasch über den bayerischen Dialekt, neu gedruckt in Joh. Heumanns kleinen philologischen Schriften. Es wird berichtet, daß Leibnitz, der auch auf Idiotismen aufmerksam war, von dieser Wörtersammlung gehört und umsonst sie zu Gesicht zu bekommen sich bemüht habe. Prasch stellt die Wörter in alphabetischer Ordnung auf und überträgt sie aus dem Bayerischen meist ins Latein. Außer ihm werden im 17ten Jahrhundert noch als Provinziallexicographen Christian Meisner für Schlesien und Joachim Fromm für Brandenburg erwähnt. Auch Heumann, der Herausgeber des Prasch'schen Werks, selbst darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden. In dem angeführten Werke findet man von ihm ein kurzes und, wäre es nicht allzukurz, völlig praktisches, übrigens vorzüglich in Oesterreich geschöpftes Glossar. Mit mehr Eifer, als Joh. Siegmund Valentin Popowitsch, regte vor ihm die Idiotikographie keiner an. Er verdeutlicht und ergänzt das von Prasch und Heumann Gelieferte, da viele der österreichischen Wörter sowohl, als die von Prasch gesammelten größtentheils aus Mangel an Unterscheidung des dreifachen oberdeutschen a so verkappt seyen, daß etliche derselben auch ein geborner Oesterreicher oder Bayer nicht verstehen würde, wenn die lateinische Uebersetzung nicht dabei stände. Die von Popowitsch verzeichneten vocabula austriaca et styriaca befinden sich in der Handschriftensammlung der k. k. Hofbibliothek in Wien. Michael Richey, Professor in Hamburg, trat mit seinem Hamburgischen Idiotikon zuerst 1743 auf. Dieses Wörterbuch ist, wie Tobler urtheilt, ohne Frage das erste deutsche von ansehnlichem Umfange, obwohl es bloß für Hamburg berechnet war. Richeys Verdienste um die deutsche Idiotikographie sind nicht minder groß, als diejenigen des bahnbrechenden Prasch. Des erstern gewandte, praktische Behandlung der Wörter hat mehr als einer der neuern Idiotikographen nicht erreicht. Im Jahr 1756 erschien ein hieher gehöriges bemerkenswerthes Hochzeitgeschenk für den Herrn Consistorialassessor Schütze bei seiner Vermählung mit der Demoiselle Esmarchina im Drucke, nämlich das Osnabrückische Idiotikon von J. C.

Strodtmann, Rektor des Gymnasiums in Osnabrück. In die Jahre 1767 bis 1771 fällt die Erscheinung der fünf Bände des Versuchs eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs, „worin nicht nur die in und um Bremen, sondern auch fast in ganz Niedersachsen gebräuchliche eigenthümliche Mundart nebst den schon veralteten Wörtern und Redensarten in Bremischen Gesetzen, Urkunden und Diplomen gesammelt, zugleich auch nach einer behutsamen Sprachforschung und Vergleichung alter und neuer verwandter Dialekte erklärt sind; herausgegeben von der Bremischen deutschen Gesellschaft." Dieses Werk läßt durch vortreffliche Anlage alle frühern Leistungen im Bereiche der Idiotikographie weit hinter sich zurück und steht noch jezt in mancher Beziehung als Muster da. Seltsam ist, daß uns auch auf diesem Gebiete der Buchhändler Friedrich Nicolai von Berlin begegnet, der wie der Verfasser berichtet, auf seiner Reise durch Oberdeutschland sich bemüht habe, das Eigenthümliche der Mundart desselben zusammenzustellen und zu beleuchten. In wie weit es ihm damit Ernst war, ist bekannt, und es möchten sich wohl Wenige versucht fühlen, mit Tobler zu behaupten, daß auf die Anregungen Nicolais die idiotikalischen Forschungen neuen Aufschwung nahmen. Weitere deutsche Idiotiken sind in diesen Blättern schon erwähnt, zum Theil ausführlicher besprochen worden, z. B. das preussische von Hennig, das holsteinische von Schütze, das plattdeutsche von Vollbeding, das österreichische von Höfer, das ditmarsische von Ziegler, das hennebergische von Reinwald, das westerwäldische von Schmidt, das schwäbische von Schmid, das bayerische von Schmeller.

In der Schweiz sammelte schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Rektor des Collegiums in Bern, Schmidt, mehrere tausend bernische und aargauische Wörter und Redensarten, wovon Elie Bertrand 1758 in seinen Untersuchungen über die alten und neuen Sprachen der Schweiz Proben mittheilt. Das Hauptwerk über schweizerische Mundarten bleibt indeß bis jezt Stalders schweizerisches Idiotikon. Unser Verfasser will zwar die Verdienste dieses Werks immerhin mit freudigem Danke anerkennen, glaubt aber dennoch behaupten zu dürfen, daß dasselbe nicht sehr vollständig sey. Er sezt nun die Schwierigkeiten, ein vollständiges Idiotikon über die unter sich so verschiedenen schweizerischen Dialekte zu schreiben, auseinander, und hat gewiß vollkommen Recht, wenn er behauptet, daß bei Idiotiken zunächst Beschränkung auf einen kleinen Kreis, das ist was Noth thut, und es ist dies um so mehr bei einem Lande der Fall, wie die Schweiz, wo die Dialekte sich bei den scharf getrennten Städtegebieten auch schärfer scheiden, als dies z. B. in Deutschland der Fall ist.

In dem Dialekte des appenzellischen Kantons, der schon aus geographischen und politischen Gründen dem Deutschen näher liegt, als andere schweizerische Dialekte, unterscheidet der Verfasser vier besondere Verschattungen, wie er es nennt. Die innerrhodische Sprechart hält er für die älteste derselben. Was nahe am Gebirge, vom Sentis bis zu der Fehneren wohnt, nämlich die Innerrhoder mit Ausnahme der Oberegger, bekennt sich zu dieser Verschattung. Der Innerrhoder spricht besonders schnell und melodisch. Er näselt gerne, fast wie der Franzose. Die Consonanten wirft er mehr weg, als die übrigen Appenzeller. Oder wird auch in gewissen Wörtern ein Consonant nicht überhüpft, so purzelt er so eilig über die Lippen, daß der Unaufmerksame ihn nicht, der Aufmerksame kaum erhascht. Wenn der Appenzeller die innerrhodische Sprechart gar bald erkennt, so unterscheidet der Innerrhoder hinwieder Unterarten. Im Dorfe Appenzell viel außerrhodischer Klang, Bastardenmäßiges, für den Dialektiker der übelste Standpunkt, ein eben so übler, als für den Botanisirenden. Das Land vom Dorfe an am Sitterfluß aufwärts bis an die unwirthlichen Berge heißen sie Oberdorf. Die Sprechweise der Oberdorfer weicht von derjenigen der Gonter und Haslauer ab. Die einen wie die andern, den Außerrhodern die nächsten, haben Uebergängliches. Das Altergrauste reden die Fernsten. Die mittelländische Sprechart bestreicht den außerrhodischen Landestheil zwischen der Goldach und Sitter. Stein hat in den meisten Beziehungen mit den Teufern mehr Verwandtschaft als mit den Herisauern. Im Ganzen zeigt die mittelländische Sprechart einen echten appenzellischen Charakter und entfernt sich im Wesentlichen nur wenig von der innerrhodischen; besonders nahe den Innerrhodern sind in sprachlicher Beziehung die Gaiser. Der Mittelländer hält das Mittel zwischen dem Innerrhoder, Hinterländer und Kurzenberger. Im nördlichen Niederteufen, mehr noch in Hagenschwende und Bubenrente, die am Wattbach liegen, hört man Anklänge aus dem St. Gallischen, wohl weil die Leute von dort nach St. Gallen täglich um Arbeit und Brod ausgehen. Die Speicherer an der Goldach und dem Fürstenlande lassen schon viele Uebergänge in die kurzenbergische Sprechart durchblicken, eben so der Trogener diesseits der Goldach, und wenn in dem Wörterbuche ein Wort oder seine Form oder Aussprache als mittelländisch bezeichnet ist, so gilt dabei eine reservatio mentalis. Keine Gemeinden sprechen vielleicht gleicher, als das bis 1723 politisch und pfarrlich vereinte Teufen und Bühler.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 55.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 30. Mai 1838.

Deutsche Sprache.

Appenzellischer Sprachschatz, herausgegeben von Dr. Titus Tobler. Zürich, Orell, Füßli und Comp., 1837. LX und 464 Seiten.

(Schluß.)

Außer den Steinern haben auch die Hundweiler, weniger aber die Urnäscher manches der mittelländischen Sprechart Angehörige, so daß bisweilen von ihnen gesagt werden kann, was den Mittelländern zugerechnet wird, obwohl das Wort Hinterland auch sie umfassen würde. Die hinterländische Sprechart spielt besonders durch Herisau, Waldstatt, Schwellbrunnen und Schönengrund; im Weitern aber begreift sie das ganze Hinterland, d. h. alles Land der Außerrhoder am linken Ufer der Sitter. Es ist diese Sprechart, genauer besehen, ein Ueberschlag der appenzellischen Mundart in die tockenburgische. Auch diese Sprechart bemüht sich, der Consonanten sich zu entladen. Die kurzenbergische Sprechart endlich weicht von ihren Schwestern am meisten ab, und es machen die übrigen Appenzeller die Kurzenberger eben wegen ihrer eigenen Zunge zur Zielscheibe des Witzes und Spottes. Indessen nähert sich die Sprechart der leztern am meisten dem Neuhochdeutschen und bietet dem Sprachforscher ungemein viel Interesse dar. Sie herrscht in der ganzen Gegend am rechten Ufer der Goldach, hiermit auch die innerrhodische Oberegg nicht ausgeschlossen. Im Kurzenberge trifft man selbst von Gemeinde zu Gemeinde leise Verschiedenheiten, die grellsten noch in Walzenhausen, das hinwiederum gegendenweise neue Verschattungen hervorruft. Die Sprechart ist im Ganzen schleppend und träge. Merkwürdig ist, daß das Ch am Anfang, das durch die ganze Schweiz hält, am Fuße des Keien in K übergeht. Die Kurzenberger und Rheintdaler lösen hierin die sprachverwandtschaftliche Verbindung mit den Eidgenossen auf, um es mit den Deutschen jenseits des Rheins und Bodensees zu halten. Bei sehr alten Leuten, wenigstens in Walzenhausen, trifft man durchaus züricherische Anklänge. Solche alte Ueberreste, die in einigen Jahrzehnten vollends ganz verschwunden zu seyn drohen, haben etwas besonders Ehrwürdiges. Ganz anders mag man zur Zeit der Kirchentrennung im Kurzenberge gesprochen haben. Wahrscheinlich theilte die damalige Mundart mit der damaligen züricherischen alles Wesentliche. Dies die vier appenzellischen Sprecharten, von denen im Sprachschatze genaue Proben mitgetheilt werden.

Bei der lexikalischen Bearbeitung seines heimathlichen Dialekts hatte der Verfasser, wie er selbst angibt, einen praktischen und einen mehr wissenschaftlichen Zweck. Das Wörterbuch soll zum Handgebrauche dienen für diejenigen, welche sich mit den den Idiotismen entsprechenden hochdeutschen Wörtern bekannt machen wollen, und steht dem Fremdwörterbuche insofern gegenüber, als man in diesem fremde Wörter, in jenem dagegen einheimische in das Hochdeutsche übersezt findet, was denn allerdings manchem Schweizer von Werth seyn wird. Der wissenschaftliche Werth des Idiotikons besteht dem Verfasser darin, daß sich Sitten und Gebräuche des Volks am besten in einem Idiotikon darstellen lassen, wodurch dann dasselbe eine historische Bedeutung erhalten soll. Rechnen wir ihm die Unklarheit und das Unwissenschaftliche, was in der Deduktion über Tendenz und Zweck des Werkes sich findet, nicht zu hoch an! Thun, und über das, was man thut, richtig denken, ist zweierlei. Herr Tobler ist ein braver Sammler, und dafür wollen wir ihm danken; was aber mit dem von seinem rühmlichen Fleiße Gesammelten von uns anzufangen sey, brauchen wir uns ja nicht vorschreiben zu lassen. Wie bei fast allen solchen Werken, so ist auch hier am Bedeutendsten, was der Verf. rein ohne subjective Beimischung, ohne viel Commentiren und Erklären hinstellt. Gegen sprachliche Bemerkungen insbesondere müssen wir hier um so mißtrauischer werden, wenn wir

bemerken, wie wenig der Verfasser auf der von der neuern Sprachforschung erreichten Stufe steht. Grimms Unterscheidung der Verba in starke und schwache verwirft er, weil sie nicht verständlich sey; Schmellers Arbeiten behagen ihm nicht, weil er sich einen zu großen Kreis gestellt habe; dagegen sind ihm Adelung, Campe, Schilter noch Auctoritäten ersten Rangs. Was er S. XLII von der Geschichte der einzelnen Wörter und von der Geschichte der Sprache überhaupt sagt, und was er in diesem Punkte erreicht wünscht, ist gut und schön; aber zu beklagen bleibt, daß er gar nicht zu wissen scheint, wie Vieles gerade in dieser Hinsicht bereits erreicht ist. Seine Ansichten über das Wesen der Etymologie sind nun vollends doch gar zu wenig auf der Höhe der Sprachforschung unserer Zeit. Die Etymologie ist ihm die Kunst der „Zerlegung des Wortes in die Elemente, die Ableitung aus den Urstoffen." Wie aber nun dieser chemische Proceß vorgenommen wird, davon könnten wir ergötzliche Beispiele anführen, wenn wir nicht den noch übrigen Raum lieber dazu benutzen wollten, durch Aushebung einiger Beispiele von der andern Seite des Werkes eine Vorstellung zu geben, nämlich von der Darstellung der Volkssitten des Kantons Appenzell.

Charakteristisch sind in dieser Beziehung die Spiele, deren mehrere beschrieben werden. Von Kinderspielen erwähnen wir das „Schelmis macha," d. h. den Schelmen machen. Zwei Kinder stellen Bleicher vor, welche eine Reihe Kinder für Tuch haben. Sie halten Hunde: Kinder, die bellen. Einmal wird die ganze Reihe mit einem Stabe gemessen. Es kommen Fremde: Kinder, die ihre Mütze und Weste umkehren, um sie so anzuziehen, und mit einem Stocke bewaffnet sind. Sie bitten um Herberge. Diese wird gestattet nicht ohne Murren der Hunde. Die Fremden lassen sich neben dem Tuche nieder, um einzunicken, und die Bleichemeister, von der Arbeit müde, thun ein Gleiches. Auf einmal erheben sich die Gäste, um das Gastrecht schwer zu verletzen: sie trennen die Reihe, und was abgetrennt, ist auf Seite der Diebe, geht als gestohlene Waare mit. Natürlich ergreifen dieselben eilends die Flucht. Sobald das Tuch die Diebe aus dem Auge verliert, werden die Bleicher geweckt, und der ganze Schwarm Kinder sezt sich nun auf den Schnellfuß, um die Schelme aufzufangen. Dieses Häschergeschäft kann aber bisweilen lange währen. Die Diebe laufen bis in die Waldschluchten hinab, oder verstecken sich auf einem Heuboden u. s. w. Sind sie erhascht, so werden sie ohne Gnade nach dem alten Terrorismus der Criminalrechtspflege zum Tode hingerichtet. Zu diesem Ende fällt der Missethäter auf die Kniee, die Mütze wird ihm locker auf den Kopf gelegt, und so wird ihm dieselbe mit einem Stocke, schwertstreichs, vom Kopfe weggeschlagen. Roherer Art ist das mehr von jungen Burschen getriebene „schendela," schindeln. Man legt z. B. auf eine Latte eine Schindel; auf der einen Seite der leztern sizt eine Kröte, auf der andern ein Stein, welcher ihr, der Kröte, die Wage hält. Nun schlägt ein Bursche aus allen Kräften mit einem Knüttel auf die leztere Seite der Schindel, und die Kröte fliegt zur Belustigung der Anwesenden sehr hoch in die Luft, so daß sie, aufgedunsen, meist todt wieder auf die Erde niederfällt. Unter jungen Leuten beiderlei Geschlechts scheinen mehrere wirklich zuchtlose Spiele gebräuchlich zu seyn, z. B. das „Gspanlieda" (S. 240), dessen Beschreibung hier mitzutheilen wir uns scheuen. Unverfänglicher ist das „Fingsterawäldla." Die Leute stellen sich in einen Kreis und geben so ringsum, daß der Kreis immer am gleichen Orte bleibt, wobei gesungen wird:

Wir geben durch den finstera Wald,
Singa die Vögelein manigfalt,
Sitza wohl nider an die Rue,
Schaua dem kleina Waldvögelein zue,
Beute enand die rechte Hand,
Ond küssa enand zum Pfand,
Daß si werda treu verbleiba,
Bis si vo einander scheida.
Scheiba von der Lieba ond das thued weh,
Solche Liebe gedś keine meh.

Variation für die lezte Strophe:

Kaffe trunka ond Zecker dre.

Ein Knabe und ein Mädchen, einander gegenüberstehend und die Hand bietend, und noch andere Paare stellen sich in den Kreis, so viel solche nämlich dieser faßt. Bei den Worten: „Ond küssa enand zum Pfand," gibt der Jüngling dem Mädchen, doch nicht überall, einen Kuß. Nach den Worten: „Solche Liebe gedś keine meh," verlassen die Jünglinge und Mädchen einander. Angenommen, die Jünglinge haben das Spiel angefangen und ihre Favoritinnen sich auserseben, so treten sie in den Kreis, und die Mädchen ziehen die Jünglinge nach bestem Wohlgefallen in denselben, und sodann wiederholt sich die nämliche Litanei. Das künftige Mal genießen die Jünglinge wieder das Wahlrecht, und dergestalt erneuert sich das Spiel fort und fort.

Nicht nur in Spielen, sondern in Redensarten, in Sitten und Gebräuchen aller Art begegnen wir natürlich unzähligen Beziehungen auf das Hirtenleben des Volks, das indeß nicht so gar idyllisch gedacht werden darf, wie Herr Tobler sub voce „Chue" aufrichtig gesteht und mit Beispielen belegt. Berühmt ist allenthalben der

Appenzeller **Kuhreihen**, die eigentliche poetische Spitze des schweizeeischen Hirtenlebens. Der Verf. gibt darüber folgende Notiz: „Der Chüereiha, ein eigenthümlicher Hirtengesang, der meist geschleift wird und wenig Text hat. Man hört ihn mehr an festlichen Anlässen. Der Gegenstand, der im Chüereiha besungen wied, sind die Kühe, und zwar hem Reihen nach. Wie es Fischer-, Schäferlieder gibt, so ist der Chüereiha ein Küherlied. Der Ruggüßler unterscheidet sich vom Chüereiha wesentlich. Bei beiden Liedern ist das Gemeinsame, daß das Gefühl der Liebe spielt. Im Chüereiha drückt der Hirte seine Liebe gegen seine Kuh aus; im Ruggüßler besingt ihn liebend und scherzend ein Mädchen. Hier folgt der Text zum Chüereiha: „Wönn — d — er iha, wönn — d — ee iha, Loba? Alsama mit Nama, die alta, die junga, bie alta, alsama Loba, Loba — — — — Loba, Loba, Lo — — — — ba. Chönd alesama, alsama, alsama, Lo — — ba, Lo — — — ba. Wenn — i em Bech ha pfeffa, ha pfeffa, ha pfeffa, ha pfeffa, so chönd alsama zuhaschlicha, — schlicha, wohl zuha, da zuha. Trib iha alsama, wol zuha, das zuha. Höpsch sönds ond frei, holdsälig dazue. Loba, Lo — — — ba. Wäß wohl, wenn — er's Singa vergod: Wenn e Wiega i — der Stoba stod, wenn de Ma mit Füsta dre schlod ond der Lost zue ala Löchera inblost. Lo — — ba, Lo — — — ba, Loba, Loda, Lo — — — da. Trib iha, iha alsama, n'alsama: die Hinked, die Stinked; die Bletzet, die Gschegget; die Gflecket, die Blässet; die Schwanzeri, Tanzeri; Glinzeri, Blinzeri; d' Lehneri, d' Febueri; d' Schmalzeri, d' Hasleri, d' Moseri; 's Halböhrli, 's Möhrli; 's Fäugli, 's Teäuffäugli; die erst Gel ond die Alt; 's Chromonde und die E; der Großbuch ond die Ruch; d' Langbeneei, d' Haglehneri, — trib iha wol zuha, da zuha, das zuha. Lo — — ba. — Sit das i gwibet ha, ha n' i ke Beod me ka, sit das i gwibet ha, ha n' i ke Glück me ka, Lo — ba. — Wenns asa wohl god ond niema still stod, so iß jo grotha, Loba, Lo — — ba. — 's iß kena Lüta das, as öseea Chüeha; si trinked of — sem Bach, ond mögid trüeha." Müßte man Chüereiha ins Deutsche übersetzen, fähet Tobler fort, so wäre mit „Eintreiblied des Kuhhieten" geholfen. Denn dieses Lied, beschlägt zunächst den Akt des Eintreibens; nur findet sich ein Intermezzo, welches über die Frucht des Ehestandes kaum die Trauer anstimmt, als es scherzend mit den Fäusten darein schlägt, und zulezt das Nachspiel, worin der Ehestand erst in ein düsteres Licht gestellt, dann aber das Glück, unter den Kühen zu leden, und das Glück der Kühe selbst gepriesen wird. Das Ganze ist wenig poetisch. Das Hietenleden dietet so viel lyrische Seiten dar, und man darf sich verwundeen, daß sie noch so wenig aufgefaßt wurden. Wie weckend ist der Anblick einer weidenden Herde mit strotzenden Eutern; wie angenehm zu hören, wenn das Vieh gemolken wird u. s. f. Die Gemüthlichkeit läßt sich nicht leugnen, wenn der Hirte die Kühe fragt, ob sie herein wollen. Dagegen ist der Namensaufruf, mögen die Kühnamen in der Regel auf einander sich reimen, eben so kunstlos als prosaisch. Die hineingeflochtenen Lebensansichten sind so gering an Zahl und Bedentung, daß sie im Vergleich mit den vielen Sprichwörtern und Redensarten nur ein Schatten sind. Lediglich die Schlußverse machen eine Ausnahme, welche durch das Naive, Milde, Spielende sich auszeichnen und eigentlich den Kern des Hirtenglaubens entfalten." Von größerer Bedentung, als diese ästhetische Keitik, sind die in der Anmeekung S. 125 gegebenen Notizen über die Literatur des Kuhreihens, auf welche wir uns indeß begnügen, vorübergeheud aufmerksam zu machen, um noch zum Schlusse den Text des minder bekannten **Ruggüßlers**, soweit ihn der Veef. aufbriugen konnte, mitzutheilen.

Grüez — mer de Senna
Z' Hondwil honna.
Säg, er söll zur Spine choch.
Löffel trella,
Pfanna schlecka,
Näpf usariba,
Sana triba.
Säg, er söll gad nomma choh.
D' Schella schötla,
Chamm chlepfa,
D' Sana triba,
D' Näpf usariba,
D' Scholla verchauffa,
Zigera i d' Wand ni chlepfa.
Säg, er söll zuer Roberta choh.

Ein anderes:

I gona gwöss of Chanalp;
Dei ul fahrt mi Schäpli bald
Mit achzeha Chüeha ond mit — ema Stier,
Ond melecha thued — er gad no vier.

Mi Schäpli fahrt of Chanalp
Mit achzeha Chüeha, gönd sibazeha galt.
Worom hed — ersch doch eegalle loh?
Zuer Spine goh, hed nöther thue.

Mi Schäpli ist e Höfferlli,
Ond hed e bochsigs Löffeli;
E bochsigs Löffeli ohne en Stil,
Ond schmotzig Senna gebs gad viel.

Grüez — mer du de Sennabues,
Schotta n' ond Milech geb — er — mer gnueg.
Wenn er mer gnueg Schotta n' ond Milech geb,
So — ni mit — tem Senn gad nüd is Brtt.

Los, was heb — mer's Schäzeli gredt:
Er hei lez en schöna Huffa Vech,
Er hei lez au scho meh, as halb
Gad dem Heischis Joggeli zjatt.

Ond los, was heb — mer 's Schäzeli gsäd:
Er hei no meh, ats zwänzg Näpf.
Sie seilb au no nüd so wüest,
Es sei au ken derouder bbüezt.

Mine Muetter chibet — mi,
Wenn i bi de Senna bi;
Bi de Senna bi — ni gern;
Hür no liebex, weder fern.

Der Senn god ge schlofa,
Der Handbueb god ge stofla,
Der Senn god ge mäberta,
Der Handbueb god ge bäberta.

Geschichte.

Geschichte der Amazonen. Von Dr. Fr. Nagel. Mit einer Abbildung und einer Karte des Amazonenlandes. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1838.

Die Resultate dieser interessanten kleinen Schrift sind folgende: „Daß es einst Amazonen gegeben habe, ist keinem Zweifel unterworfen. Wer die Wahrheit ihrer einstigen Existenz abstreiten wollte, der könnte es nur mit dem Rechte thun, mit welchem man der Geschichte überhaupt ihre Glaubwürdigkeit nehmen kann." Der Verfasser citirt die alten Zeugnisse und erwägt ihre Zuverlässigkeit im Ganzen, so wie ihre Widersprüche im Einzelnen. Dann fährt er fort: „Wir werden die meisten Schwierigkeiten in der Geschichte der Amazonen dadurch beseitigen, daß wir annehmen, sie seyen (höchst wahrscheinlich indische) Skythinnen gewesen, was wir aus ihrer Sprache, ihrem Kultus, ihren Tänzen und ihrem Ligamdienst abnehmen, und zwar die Frauen von Skythen, welche sich, als ihre Männer des Krieges wegen das Vaterland verlassen mußten, der Vertheidigung desselben annahmen und dann im Kriegsdienste so geübt wurden, daß sie selbst Ausfälle in benachbarte Länder wagen konnten. Diese Annahme schließt nicht aus, daß sie späterhin noch öfter die Waffen ergriffen, und ist durch sich selbst glaubbar, denn sie trägt nichts Mährenhaftes an sich und stimmt mit dem Zeugnisse des Herodotos aufs genaueste überein. — Können wir dennoch nicht zugestehen, daß die Amazonen bis zu Alexanders Zeiten als staatliche Verbindung bestanden, so dürfen wir doch annehmen, daß sie etwa ein Jahrhundert hindurch, ungefähr von 1350—1250 vor Chr. Geburt ein Reich bildeten; denn alle glaubwürdigen Nachrichten stimmen darin überein, daß ihre Herrschaft erst mit dem Siege des Herakles ein Ende hatte, der sie zwang, zugleich mit ihrem frühern Wohnsitze am Thermodon auch ihre alte Verfassung zu ändern."

In Bezug auf die Religion der Amazonen bemerkt der Verfasser: „Daß die Amazonen Mond-Priesterinnen gewesen sind, leuchtet wohl am deutlichsten hervor, wenn wir die Andeutung des Kallimachos (Hymn. ad Dian. 237 etc.), daß sie das Bild der berühmten Mond- und Naturgöttin Artemis zu Ephesus weihten, mit dem verbinden, was Pausanias (I. 18. 5 und IX. 27) sagt, daß Olen, ein älterer Sänger als Pamphos und Orpheus, aus Lykien oder wahrscheinlicher nach Angabe der Sängerin Boio (Pausan. Phocic. X. 5. 4 cf. Clem. Alex. Strom. I. 333. D.) aus dem Hyperboräer-Land an der Spitze einer Priester-Colonie auf Delos sich niederließ und hier an hohen Festtagen mit dramatischen Aufzügen und Tänzen die Geburt des Apollon und der Artemis und die Hülfe besangen, welche die kreisende Latona durch die Hyperboräerin Eileithya, die durch der Iris Geschenke bewegt war, erhielt. Nach Herodotos (IV. 32 etc.) verbreitete sich dieser Kultus von Nordosten aus. Dadurch wird sich in den Mythen der Amazonen gar Vieles natürlich erklären lassen, wie auch die Kunstdarstellungen, welche allen Amazonen große Aehnlichkeit mit der Artemis und ihren Nymphen geben. — Wir finden die Amazonen am frühesten in der Geschichte am Thermodon in Kappadokien zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meer und in den kaukasischen Ländern (Herodot IV. 110 etc. Diodor. Sik. II. 46 etc.), wo zu den Zeiten des Herodotos der Mond enthusiastisch verehrt wurde, der bei den Tscherkessen noch jezt Maza genannt wird, woher auch oft der Name der Amazonen erklärt wurde."

Ferner verbreitet sich die Schrift ausführlich über die Einzelheiten, die uns von den Amazonen überliefert sind, z. B. über ihre Gewohnheit, die rechte Brust wegzubrennen, über ihre Gräber ꝛc. Endlich zieht er auch herbei, was von den afrikanischen und amerikanischen Amazonen bekannt ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 56.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 1. Juni 1838.

Neue Reisen.

7) Reise durch die östlichen Bundesstaaten in die Lombardei und zurück über die Schweiz und den obern Rhein, in besonderer Beziehung auf Völkerkunde, Landbau und Staatswirthschaft, von C. Fr. von Rumohr. Lübeck, v. Rohden, 1838.

Hauptzweck dieses Buches ist, das Bewässerungs- oder vielmehr *Berieselungssystem der Lombardei zur Nachahmung in Deutschland zu empfehlen.* „Die Feld- und Wiesenbewässerungen der lombardischen Ebenen erlangten innerhalb der leztverflossenen sechs Jahrhunderte allmälich ihre gegenwärtige Ausdehnung und jenen kunstvollen Zusammenhang, welcher den orientalischen alter und neuerer Zeit sie beinah gleichstellt. Die wiederholte Beobachtung dieses großartigen, wie mancher eingeschränkteren Bewässerungssysteme — in der Feldmark von l'Aricia bei Rom, in der Ebene des lucchesischen Gebirges, in den Legationen des Kirchenstaates, auch in einigen deutschen Gegenden —, erweckte zeitig in mir den Wunsch, daß in unsrem Vaterlande die Vortheile der Irrigation in größerer Ausdehnung, als bisher, mögen anerkannt werden. — Unerwartet entdeckte ich vor einiger Zeit, daß meine Wünsche der langersehnten Erfüllung schon näher stehen, als ich bis dahin zu hoffen gewagt hatte. Denn gleiche Bedürfnisse haben an mehr als einer Stelle Berieselungen hervorgerufen, deren in die Augen fallende Erfolge wiederum zur Nachahmung anreizten und mit der Idee die Sache selbst in immer weiteren Kreisen verbreiteten. — In verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes zeigen sich vereinzelte Bewässerungssysteme von meist geringer Ausdehnung, deren Andenken häufig bis in das zwölfte und folgende Jahrhunderte hinaufreicht. Diese konnten indeß über die Grenzen eines Klosters oder Stadtgebietes hin nicht sich ausbreiten, weil dazumal, bei jener vielartigsten Zersplitterung des Grundeigenthumes, welche das Colonat in seinen, theils altgermanischen, theils modern mittelalterlichen Formen herbeigeführt hatte, umfassendere Culturſysteme dahin erschwert, oft ganz unausführbar waren." Es kommt nun darauf an, diese wohlthätigen Berieselungen allgemeiner zu machen, und dabei von den Lombarden zu lernen.

Bevor wir indeß zu diesem Behuf in der Lombardei selbst anlangen, führt uns Herr von Rumohr erst einen weiten Weg von der Ostsee her durch ganz Deutschland und unterhält uns unterwegs nach seiner Weise mit einer Menge gelegentlicher, feiner, praktischer Bemerkungen. Wir müssen einige derselben herausheben. — Von den zahllosen Granittrümmern, die das nördliche Flachland Deutschlands bedecken, meint er, sie seyen *nicht* (wie man insgemein annimmt) durch eine frühere Erdrevolution aus dem steinigen Schweden herübergeschüttelt worden, sondern sie seyen einheimischen Ursprungs, was er mit den Geognosten ausmachen mag. — Sehr richtig scheint die Bemerkung, die er auf preußischem Gebiete macht, daß den Gemeinheitstheilungen immer erst Nivellirungen des Bodens vorausgehen sollten, um eine zweckmäßige Vertheilung des Wassers zu sichern. — Als einer merkwürdigen Industrie erwähnt er der alten Weiber in Bayern, die im Winter ihre geheizten Zimmer ringsum mit Hühnerkäfigen austapeziren und zur kältesten Jahreszeit junges Geflügel erziehen.

Herr von Rumohr ist ein erklärter Gegner der kleinen Gütertheilungen und der mikroskopischen Landwirthschaft. Er gedenkt der neuen, aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengekauften und rein zu ökonomischen Zwecken trefflich geordneter Güter und sagt: „In diesem längst nicht mehr vereinzelt dastehenden Factum kündigt sich das auch bei uns einbrechende neue Zeitalter an, in welchem aus den Trümmern der alten, theils bäuerlichen, theils herrschaftlichen Besitzesart ganz neue Landgüter entstehen werden, deren Zusammensetzung rein wirthschaftliche Zwecke mit schärfester Begrenzung des Privatvortheils

bezielt. Unaufhaltsam wird auch bei uns, wie früher in Italien und Belgien, später in England und zuletzt in Frankreich, sein Ende erreichen, was noch aus dem Mittelalter an ländlichen Verhältnissen uns übrig ist. Vergeblich werden Einzelne, vergeblich die Staatsverwaltungen der allmäligen Umwandlung vorzubeugen suchen. Es liegt nun einmal in den Sachen und Umständen, daß Clientelverhältnisse dem Ganzen lästig, dem Einzelnen unnütz geworden sind, hingegen ein reiner Gewinn, ein baarer, nach dem Gelde abzumessender Vortheil gesucht wird, der wiederum eine bessere Ausründung der ländlichen Besitzthümer, ein genaueres Abwägen der Bestellungskosten nothwendig macht. Wer dem entgegenwirken möchte, entwöhne zuvor die Staaten ihrer wachsenden Bedürfnisse und die Menschen überhaupt der heutigen Art, allen Werth und alles Vermögen nach dem Gelde zu berechnen." Oefter darauf zurückkommend, bemerkt er auch später noch einmal: „Auf dem Wege nach Lörrach begegnete mir ein kleiner, mit einem einzigen Pferde bespannter Erntewagen, der etwa dreißig Hafergarben zu enthalten schien. Nebenher ging Vater, Mutter und ein erwachsener Sohn, nothwendig mit dem müden Rößlein Schritt haltend. Zweierlei kam mir bei diesem Anblicke in Erinnerung. Einmal, wie viel Kräfte bei einer solchen, fast kindischen Wirthschaft zersplittert und verschwendet werden. Zweitens, wie sehr bereits in diesen Gegenden der kleinere Landmann den Folgen der Mobilisation erlegen ist. Denn es sind die jämmerlichen Kleinwirthschaften, von denen ein Probestück uns vor Augen lag, eben nur die lezten Athemzüge der allmälich ausgehenden, ganz erlöschenden alten Bäuerlichkeit. Um fünfzig Jahre später werden auch diese nicht mehr vorkommen; denn mehr und mehr gelangen die großen Kapitalisten der oberrheinischen Städte in den Besitz der umliegenden reichen Ländereien, oder vergrößern sich die geschickteren, klügeren und dabei wirthlichen, sogenannten Bauern zu beiden Seiten des Stromes bis zu reichen Landbesitzern."

Der Verfasser berührt Berlin und kann sich nicht enthalten, seine bekannte Vorliebe für die Kunst und seine große Kennerschaft darin durchblicken zu lassen. Er läßt dem historischen Standpunkt, von dem aus man in Berlin Kunstsachen sammelt, Gerechtigkeit widerfahren, zieht aber doch eine Auswahl des Guten und Besten, wobei der Geschmack allein entscheidet, einem Naturalienkabinet der Kunstgeschichte vor, das alles und jedes, auch das Schlechte, nur um der Gattung und Spezies und um der historischen Vollständigkeit willen aufnimmt und dabei oft des Ausgezeichneteren gerade entbehren muß, wie billig vor. Eine Bemerkung, die er sich über den geringen Patriotismus der vornehmen und reichen Berliner erlaubt, scheint am rechten Orte zu seyn. „In der That wird, mit Ausnahme des königlichen Hauses, nicht leicht in Berlin bei den reichen und wohlhäbigen Einwohnern von den mannichfaltigen schönen Erzeugnissen des heimischen Kunstfleißes irgend etwas mehr, als gewöhnliches anzutreffen seyn. Alles ist parisisch und englisch, oder dem einen und anderen nachgeahmt und untergeschoben. Daher kommt es, daß nicht selten, was schon erfunden und gesichert war, aus Mangel an Absatz wiederum abstirbt und vergessen wird. Oder muß es, weil Lager fehlen, jedesmal neu bestellt werden, wie die Papiertapeten, denen man, da sie frisch und noch unausgetrocknet angeleimt werden müssen, nach der Hand wohl den Vorwurf macht, daß sie nachtheilig auf die Geruchsnerven einwirken. Oder auch ergreifen gewitzigtere, thätigere Völker die Erfindung mit dem Erfinder zugleich, wies mit gewissen Goldschmidtarbeiten ergangen ist, die gegenwärtig zu Paris einen wichtigen Handelszweig bilden und in ihren Anfängen sehr leicht hätten in Berlin sich festhalten lassen. Unstreitig fehlt es auch dem Handelsstande zu Berlin an dem wünschenswerthen Eifer, das Heimische zu vertreiben. Kein Lager zu Hamburg, Bremen, Lübeck, wo die englischen Fabrikanten mit größtem Prunke den Amerikanern und Nordländern ihre blendenden Waaren ansiegen. Indeß sollen versilberte Geräthe von Berlinischer Arbeit in diesen Städten Absatz finden und gesucht werden."

Auch in Dresden fand der Verfasser manches noch gar unpraktisch, z. B. eine Bierbrauerei. „Statt an der Seite des Plauischen Grundes, wo Felsenkeller, Wasser und Feuerung so nahe und leicht zu erlangen waren, hatte man über die Elbe hinaus in dem sandigen Bezirke der Neustadt sich angekauft, dort mit Brunnengraben viel Zeit und Geld verschwendet, unangesehn, daß tiefe Keller in felsigem Grunde an dieser Stelle unerreichbar sind. Wie bei der ersten Anlage, so dürfte nicht weniger bei der ferneren Ausführung des Projekts die Unbekanntschaft mit der Geschäftsart mancherlei Hindernisse hervorrufen, deren Beseitigung einer abstrakten Aktiengesellschaft schwerlich gelingen wird." Bei diesem Anlaß spricht sich der Verfasser über das Bierbedürfniß des nördlichen Deutschland aus, wobei er von dem Grundsatz auszugehen scheint, den auch wir unlängst vertheidigt haben, daß nämlich gegen den verderblichen Einfluß des Branntweins in jenen Ländern keine Verordnungen noch Mäßigkeitsgesellschaften helfen können, sondern nur ein gutes Bier wie in Bayern. Herr von Rumohr sagt: „Ein wenig verspätet, doch immer noch zu rechter Zeit kommt das neuerdings erwachte Bestreben, die mittlen und niederen Volksklassen auch im nördlichen Deutschland mit einem gesunden und nährenden Getränke zu versehen, welches dem bayerischen Biere an Güte so ziemlich nahe käme. Allein ich befürchte, daß auf dem bisher eingeschlagenen

Wege dieser löbliche Zweck so leicht nicht dürfte erreicht werden. Es beruhet hier alles auf jener inneren gesetzlichen Ordnung des bayerischen Bräuwesens, über welche die mehrgerühmte Schrift des Prof. Linck zu Erlangen viel Auskunft gewährt. Es sichert dieselbe den Bräustellen die Möglichkeit, ihr Geschäft im Großen zu betreiben, durch eine weise Beschränkung der Zahl derer, denen man Bräubefugnisse ertheilt; den Consumenten anderntheils ein gutes Produkt durch freie Concurrenz aller Bräustellen unter sich, noch mehr indeß durch Aufrechterhaltung des gesetzlichen Malzgehaltes. Wem große Vorberechtigungen ertheilt werden, der soll und kann auch große Pflichten übernehmen. — Hingegen sind im nördlichen Deutschland die Befugnisse, Bier zu brauen, theils seit älterer Zeit unsäglich vervielfältigt, theils auch in keiner Beziehung geregelt und strengeren Verpflichtungen unterworfen worden. Ich vermuthe, daß ursprünglich jeder ansässige Bürger sein eigen Hausbier selbst gemacht und dessen Ueberfluß an ärmere, der Vorlage und des nöthigen Geräthes entbehrende Mitbürger verkauft habe. Daß in der Folge, wie bei den übrigen Gewerben, so auch bei diesem die Anmaßung eines präclusiven Rechtes bei denen entstanden sey, die gerade seit verschiedenen Generationen im Besitze und in der Gewohnheit des Bierbrauens waren. In der That erhebt sich die Kunst des Brauens im nördlichen Deutschland nirgendwo über die niedrigste Stufe, oder die Bereitung des „housebeer" der Engländer, mit dem Unterschied, daß bei verkäuflichem, oder nicht zu eigenem Gebrauche gemachten Biere gar häufig das Malz gespart, der Hopfen aber durch nichtswürdige Surrogate ersezt wird. Die bisweilen gar seltsamen Nebenbestimmungen der Bräubefugnisse (z. B. die: nicht eher, als nachdem der eine Brauer sein Bier abgesezt hat, dem nächstfolgenden den Verkauf des seinigen zu gestatten) weisen ebenfalls auf Verträge unter Privaten hin; weil nicht leicht eine Regierung, oder regierende Gesammtheit aus eigenem Antriebe so rein persönliche Begünstigungen beschließen und verordnen dürfte."

Als Herr von Rumohr jenseits der Alpen angelangt war, hielt er sich doch noch immer in der Nähe derselben, auf den Landgütern seiner Freunde am Gardasee, Comersee, Langensee, am See von Lugano, in der Gegend von Vizenza, Verona, Bergamo, Como auf. Alle Theile der lombardischen Landwirthschaft werden hier gelegentlich erörtert. Zuerst beschreibt er ausführlich das sinnreich bewirthschaftete Landgut des Herrn Figaroli am Gardasee, dann die Güter der reichen Herren Frizzoni bei Bergamo, wo er sich hauptsächlich aufhielt. Die Bewässerungsmethode war ihm die Hauptsache und er beschreibt sie sehr genau, mit historischen Nachweisungen ihres schon sehr alten Vorkommens. Ohne Zweifel stammt sie schon aus dem römischen Alterthum. Herr von Rumohr widerlegt mit sehr triftigen Gründen die Hypothese, nach welcher sie von Spanien herstammen und den Arabern abgelernt worden seyn soll. „Die größeren Unternehmungen der Lombarden beginnen von 1177 bis 1179 mit der Anlage des Canals, der früher der Ticinello, der kleine Ticino, genannt ward, doch gegenwärtig, seitdem man bis an die Mauern von Mailand ihn verlängert hat, der Canal grande heißt. Er hatte ursprünglich keinen anderen Zweck, als den der Feld- und Wiesenbewässerung, indeß hat man ihn in der Folge schiffbar gemacht. Nicht lang nach diesem großen Werke ward an der Ostseite des mailändischen Gebietes der Canal della Muzza begonnen, der indeß erst im Jahr 1220 aus der Adda neue Zuflüsse und mit diesen den Namen, nuova Adda, erhielt. Um 1239 sezte man denselben durch einen neuen Einschnitt mit dem Flüßchen Lambro in Verbindung. Sodann, um 1285 gruben die Lodesaner einen Canal, um den Abfluß der Muzza in ihr Gebiet zu leiten, was Streitigkeiten mit den Inhabern des oberen Zuflusses und 1286 eine Vereinbarung veranlaßte, vermöge deren die Gemeinde von Lodi in den Mitbesitz des Wasserlaufes eintrat, allein auch zur Theilnahme an den Arbeiten zur Weiterung der Zuströmungsmündung sich verpflichtete. Endlich ward unter Francesco I. Sforza der Canal der Martesana unternommen, welcher von der oberen Adda abgeleitet ward und bis Mailand geht. Er ist gegenwärtig, eben wie der Canal grande und der von Pavia schiffbar. Gleichzeitig aber ward jedes Flüßchen, jede Quelle, deren man sich bemächtigen konnte, theils zur Mehrung des Wassers in den größeren Canälen, theils für den unmittelbaren Bedarf der näher gelegenen Grundstücke, bis auf den lezten Tropfen ausgebeutet. — Nun hätte diese Fülle in der Nähe gewonnenen, oder von fern herbeigeleiteten Wassers die Vorstellung eines unerschöpflichen Ueberflusses erwecken und zur Verschwendung verleiten können. Allein sie bewirkte das entgegengesezte. Denn gerade im Mailändischen suchte man zuerst das Wasser, sowohl nach seinem Inhalt, als nach der Schnelligkeit seines Laufes abzumessen, nach diesem Maße aber die Berechtigungen, Ansprüche und Bedürfnisse eines jeden annähernd festzustellen. — Das zugeleitete Wasser von einem Berechtigten zum anderen überzuwechseln, also nach der Zeit es abzumessen, ist, als die kunstloseste, höchst wahrscheinlich auch die älteste Weise, die Interessen benachbarter Landwirthe unter sich auszugleichen. In den römischen Rechtsschriften wird ihrer gedacht; und noch jezt ist sie im Orient, in Südspanien, in einem großen Theile Italiens, auch in Deutschland die übliche. Doch hat sie erhebliche Nachtheile. Zuvörderst, verschwenderisch zu seyn. Denn, wer in festgesezten Stunden, Tagen, Wochen, den ganzen Inhalt eines gegebenen Wasserarmes genießt, wird leichtlich

mehr Wasser haben können, als sein augenblickliches Bedürfniß erheischt. Ferner, den Landbau zu hemmen und einzuengen. Denn eben die ergiebigsten Culturen, die Winterwiesen (prati a marcita), der Reisbau, dieser wenigstens für Italien, fordern in ihren Jahreszeiten unausgesetzte Wasserzuflüsse, werden daher bei intermittirender Austheilung vom Landbau völlig ausgeschlossen. — Der erste Schritt darüber hinaus ist die Messung des Wassers nach der Größe der Mündung, durch welche dasselbe aus dem Hauptcanal in den Zuflußgraben des Berechtigten hinübertritt. Schon die Römer dürften eine Messung dieser Art bisweilen angewendet haben. — Das Maß, über welches man im Mailändischen zuerst sich vereinbart hatte, die sogenannte „oncia di Milano," bestand in einer Mündung von drei Zoll in der Breite, vier Zoll in der Höhe, durch welche das Wasser aus dem allgemeineren Zuleitungscanale, bei schwachem Drucke, in den besonderen des Berechtigten abzufließen hatte. Allein man gewann hiedurch nur eine Annäherung an die gesuchte Gleichmäßigkeit, weil bei verschiedener Schnelle des Stromlaufes durch dieselbe Mündung bald eine größere, bald eine geringere Wassermenge abfloß. Diesee Unbestimmtheit suchte man auf verschiedene Weise abzuhelfen. Am Canal della Muzza hält man noch immer eine sonst veraltete Methode fest, nach welcher das Wasser nicht unmittelbar an der Stelle, wo dasselbe vom allgemeinen Zuflußcanale abfließt, sondern erst in einiger Entfernung von der Mündung gemessen wird. Ein Behelf, der mehr praktisch, als streng wissenschaftlich, allein nicht durchaus zu verwerfen ist. Wie weit indeß, seit den Bemühungen des verdienten Mathematikers Soldati (von 1571 bis 1574) und bis zu den spätesten des Bergamaskers Tadini, man in der Kunst gelangt sey, mit dem Volumen des Wassers zugleich, auch die Schnelligkeit, mit welcher dasselbe sich voranbewegt, den bestimmtesten Maßen zu unterwerfen, findet sich genügend in mehr erwähntem Hauptwerke des Bruschetti, und für die, welche tiefer eingehen wollen, in verschiedenen Monographien historisch und theoretisch dargestellt." Unter den Specialitäten bemerkt Herr von Rumohr, daß ein Herr Vittadini, ein sehr speculativer und reicher Oekonom, aus dem dungreichen Flüßchen Seves, das durch Mailand fließt, vier mailändische Normalmaße (oncie) für nicht weniger als 100,000 Zwanzigkreuzerstücke erstanden habe.

Doch tadelt der Verfasser den Luxus der Anpflanzungen, der durch die üppige Feuchtbarkeit des Bodens möglich wird. „Im Umkreise von Mailand sah ich einmal auf demselben Acker, sehr dichtgesäetes Türkenkorn von Rankenbohnen bis zum Gipfel überzogen, mittinnen junge Spargelpflanzen und niedrig wachsende Gemüse verschiedener Art. Freilich darf man die Kraft des Bodens bewundern, der so vielerlei vereinigt hervorbringt. Doch bezweifle ich, ob dabei Vortheil seyn könne, der Mannichfaltigkeit die Güte und Vollständigkeit der Erzeugnisse aufzuopfern." Die offenen Sommerställe, welche die Systeme des Weidens und der Stallfütterung verbinden und den Thieren zugleich Obdach und frische Luft gewähren, lobt der Verfasser sehr. Und so geht er in vieles Einzelne ein, das der Lombardei eigenthümlich ist, den Seidenbau und die Maulbeerpflanzungen &c., was wir hier nicht alles berühren können. Trotz dieser reichen und fruchtbaren Natur aber gibt es in der Lombardei kein eigentliches Landleben. Alles ist hier städtisch. „Wir überschritten den Oglio bei einem Dorfe voll ansehnlicher Villen, deren etwas erhöhete Lage der Wirkung, welche sie machen, bedeutend nachhilft. Sogar ein Theater gibt es hier zur Mehrung der ländlichen Herbstbelustigungen. Im kleinen erinnert das an die Villeggiaturen der alten Römer längs der campanischen Küste. Wir Nordländer haben keinen rechten Begriff von jenem gänzlichen Mangel an ländlichen Sympathien. Die Schönheit und anmuthige Einrichtung der Städte mag dazu beitragen, daß man nur in ihnen und in ihrer Weise zu leben glaubt. Man geht aufs Land, wann die wichtigsten Ernten fallen, oder die Jagd ergiebig ist, oder weil alle dahin gehen, also die Stadt nicht mehr in der Stadt, sondern auf dem Lande zu suchen ist. — Aus demselben Grunde mußte denn sogar die Gartenkunst, anstatt der schönsten Natur, dem lachendsten Anbau sich anzuschließen, vielmehr der Mode, den städtischen Uebereinkömmlichkeiten, sich fügen. Durch ganz Italien haben die herrlichsten alten Waldgärten der Art unterliegen müssen, neuerlichst hat man sogar den unvergleichbaren Park von l'Aricia schonungslos abgehauen; wo schon in altrömischer Zeit ein Lustwald gestanden, dessen Wurzeln den Boden noch immer befruchten mögen."

Nachdem uns Herr von Rumohr noch eine köstliche Anekdote von einem Engländer erzählt, der einige Tage lang auf dem wenig bekannten See von Iseo umherfuhr, in der Meinung, es sey der berühmte Gardasee, — kehrt er über Tessin und den St. Gotthard zurück in die deutsche Heimath. Auch auf dieser Rückreise macht er noch mannichfaltige, zumal landwirthschaftliche Bemerkungen, namentlich bei Luzern und Freiburg im Breisgau, an welchem Ort das Berieselungssystem schon seit sehr alter Zeit eingeführt ist.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 57.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 4. Juni 1838.

Armenwesen.

Beiträge zur Lösung der Lebensfrage der Civilisation, einer Aufgabe dieser Zeit. Von Dr. F. A. W. Diesterweg. Zweite, fortgesetzte Auflage. Essen, Bädeker, 1837.

Herr Diesterweg ist nicht nur, wie allgemein zugestanden, einer unserer geistvollsten, sondern auch einer unserer thätigsten Pädagogen, dessen rege und einsichtsvolle Wirksamkeit als praktischer Schulmann, wie als pädagogischer Schriftsteller unsere volle Anerkennung verdient. Daß er dabei stets unfehlbar und frei von jedem Irrthum sich bewiesen haben sollte, wird Niemand glauben, der nicht vergißt, daß jedem Menschen Menschliches begegnet. So ist nicht zu läugnen, daß Herr Diesterweg in seiner Schrift über die deutschen Universitäten, theils in den gemachten Vorwürfen zu weit gegangen war, theils in seinen Verbesserungsvorschlägen manches Unthunliche und selbst manches Unpassende verlangt hatte. Eben so hat er in seinem Urtheil über die wechselseitige Schuleinrichtung, aus Furcht, man möge dieselbe nicht bloß als Surrogat für das mangelnde Bessere benutzen, sondern das Bessere dadurch verdrängen wollen, nicht die gehörige Ruhe und Umsicht an den Tag gelegt. Nichts desto weniger bleibt es Pflicht, die Ausnahmen nicht als Regel zu behandeln, vielmehr das Vortreffliche seiner Leistungen, weil es das Ueberwiegende ist, anzuerkennen. Wir sind weit entfernt, mit seinen erbittertsten Gegnern ihm ein Verbrechen daraus zu machen, daß er über Gegenstände das Wort genommen, die nicht zu seinem allernächsten Wirkungskreise als Seminardirector gehören. Wir möchten wohl wissen, wohin dieser Grundsatz führen würde, wenn er consequent angewendet würde. Unserer Ansicht nach steht es Jedermann, dessen Bildung ihn über den engen Gesichtskreis seines nächsten Geschäftes erhebt, vollkommen zu, über allgemein-menschliche Angelegenheiten sein Votum abzugeben. Doppelte Veranlassung hat dazu der praktische Schulmann, den sein Beruf mit allen Ständen in Berührung bringt; der nur zu häufig Gelegenheit hat, den physischen und moralischen Jammer, in welchem Hunderte und Tausende schmachten, genau kennen zu lernen. Einen freilich unangenehm berühreenden, aber äußerst schlagenden Beweis dieser Kenntniß hat Herr Diesterweg in vorliegenden Beiträgen gegeben. Zugleich aber hat er auch gezeigt, daß ihn das Elend seiner Mitmenschen nicht so ungerührt gelassen hat, wie gelehrte und vornehme Leute, wenn sie wider Willen damit bekannt werden, oft genug zu bleiben pflegen. Diesterweg ist aber, seiner kräftigen, männlichen Natur nach, nicht der Mann, sich auf Rührung, Jammern und Klagen zu beschränken; er wird mit gerechtem Unwillen erfüllt, theils über die Gleichgültigkeit, welche man einem Zustande einer zahllosen Menge von Menschen entgegensetzt, die übler daran sind, als das Wild des Waldes, als Acker- und Karrengäule, als der Hund an der Kette, theils über die unzureichenden oder unzweckmäßigen Anstalten, durch welche man jenem Elend entgegenwirkt. Auch beim Aeußern dieses Unwillens bleibt Einer nicht stehen, dem es Ernst damit ist, „daß das Reich des Guten, Edlen endlich komme.“ Daher fordert er dringend zur Abhülfe auf, und macht Vorschläge, sie zu leisten, bessere zu machen, die gemachten zu berichtigen, jedenfalls aber Hand ans Werk zu legen. Man hat ihm, im Aerger, daß er zünftige Gelehrte etwas zu hart angefaßt hat, auch hierüber vorgeworfen, daß er unberufen das Wort genommen, daß er die Sache übertrieben, daß er Unzweckmäßiges, Unausführbares vorgeschlagen habe, ja daß er dem Materialismus und falschen Liberalismus ergeben sey. Wir erklären, daß Jeder, der diese Beiträge selbst gelesen hat und hinterdrein einen andern Gedanken fassen kann, als in seinem Kreise das Seinige zu thun, um gründliche Abhülfe herbeizuführen, ein Unmensch, ein Unchrist, eine grundgemeine Seele ist, und wenn seine Brust mit Orden behängt, oder er selbst Mitglied des

frömmsten Conventikels wäre. — Daß die große Masse der Menschen vermögenslos, daß eine große Anzahl dieser Menge, trotz bester Arbeitslust, arbeit- und erwerblos ist, davon kann sich Jeder überzeugen, der sich nur in seiner nächsten Nähe umsehen will. Daß dieses Elend aus hundert Gründen, zu denen eine zu weit ausgedehnte Gewerbsfreiheit, das System der indirecten Steuern, die den Armen am schwersten drücken, die Verlockungen zur Liederlichkeit * gehören, immer noch im Wachsen begriffen ist, wird auch Niemand bezweifeln, der die Augen offen hält. Und wenn es bei uns auch noch an wenigen Punkten so arg seyn möchte, wie in Frankreichs und Englands Fabrik- und Großstädten, wie überall in Irland, so sind wir doch auf dem Wege dahin. Im Geleit dieser äußersten Dürftigkeit und Erwerblosigkeit oder Erwerbsbedämlichkeit ist überall die tiefste Entsittlichung, Verzweiflung, Aufforderung zum Verbrechen. Die Folge muß — wenn nicht gründlich abgeholfen wird — ein allgemeiner Krieg der Nichtshabenden gegen die Etwashabenden seyn. Lyon und die englischen Fabrikstädte haben uns schon kleine Vorspiele geliefert. Sehen wir zu, daß nicht das gräßlichste Trauerspiel einst darauf folgt, in welchem Religion und Sitte und alle edlen Früchte wahrer Civilisation und Kultur von dem kochenden Gift der falschen zerfressen werden dürften. In dieser Auffassung des Proletarierwesens, wie es auch bei uns in Deutschland mit dem steigenden Luxus, mit dem zunehmenden Fabrik- und Industriewesen, bei den fortwährend hohen, indirecten wie directen Steuern, bei der Concentrirung großen Vermögens in Weniger Hände in ununterbrochenem Wachsen begriffen ist, hat Herr Diesterweg seine Beiträge geschrieben. Als Mittel zur Abhülfe hat er sich nun nicht entschließen können, etwa das bequeme Austheilen von Traktätchen und ein liebloses, im Angesichte der Noth wie Hohn und Gotteslästerung sich ausnehmendes Bußpredigen in Vorschlag zu bringen. Wohl aber verlangt er, daß die Massen, wie er sich ausdrückt, organisirt werden sollen. Hierunter versteht er eine, von den Mißbräuchen des ehemaligen Zunftwesens gereinigte, aber ähnliche, geselligbürgerliche Vereinigung der Ortsbewohner in nicht zu große Kreise, deren Mitglieder sich zu verpflichten hätten, unter Aufsicht und Beistand der allgemeineren, näher und entfernter stehenden Behörden, den Mangel an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen: Essen, Kleidung, Obdach in ihrer Mitte nicht aufkommen zu lassen. Grundsatz müsse hiebei seyn, nur Arbeitsunfähigen Almosen und ähnliche Unterstützung angedeihen zu lassen, alle andern aber nur nach Maßgabe dessen, was sie arbeiteten, zu unterstützen. Für Arbeit müsse unter jeder Bedingung gesorgt werden, wenn sie auch mehr koste, als sie werth sey. — Der Grundsatz ist richtig und hat sich an einzelnen Orten, wo man ihn consequent angewendet, schon als höchst praktisch bewährt. Wie viele Arbeit kann nicht von den Armen geliefert werden, die sogleich wieder für andere Arme zu verwenden ist? So hilft man zweien, dem, der die Arbeit liefert und dem, der sie braucht. Der Grundsatz läßt sich aber nur durchführen, wenn die Gemeinden, je nach ihrer Größe, in größere oder kleinere, geselligbürgerliche Vereine eingetheilt werden, in denen jedes Mitglied für alle das Seinige zu thun verpflichtet ist. Darum läßt sich auch obiger Vorschlag nicht so ohne Weiteres verwerfen, wie von einigen weisen Staatswirthschaftslehrern geschehen ist, welche die Menschen nur aus statistischen Tabellen kennen. Allgemeine Armenbehörden, wenn sie noch so thätig und noch so umsichtig verfahren, können namentlich in großen Städten nie fertig werden, sich die vollständige Kenntniß verschaffen und erhalten von denen, die der Unterstützung wahrhaft bedürfen, ihrer werth oder unwerth sind. Dies ist nur möglich, wenn die Gemeinden in solche Vereine gegliedert sind, in denen jeder den andern kennt. Persönlicher Gunst und Abgunst aber verderbliche Wirkungen unmöglich zu machen, bleibt den allgemeineren, übergeordneten Behörden überlassen. Dies genüge, um auf diese Schrift Diesterwegs, mehr noch aber auf den hochwichtigen Gegenstand hinzuweisen, den Keiner seiner Aufmerksamkeit zu gering achten möge. Wir stehen nicht an zu erklären, daß derjenige, der eine ganz zweckmäßige, unfehlbar zum Ziele führende Maßregel zur Abhülfe jenes Uebelstandes, welcher ein Schandfleck für unsere bürgerlich-sittlich-religiösen Zustände ist, nicht allein ersönne, sondern auch durch überzeugend glückliche Anwendung derselben zur allgemeinen Nachahmung aufmunterte, sich ein unsterblicheres Verdienst erworben hätte, als der Erfinder von Dampf- und andern Maschinen, deren Wohlthaten für das Fortschreiten der Civilisation ungeheuer sind, deren moralische Wirkungen aber immer etwas Zweideutiges behalten. — Auf die Anschuldigung, in der Schilderung der Größe und Allgemeinheit der Verarmung übertrieben zu haben, antwortet Herr Diesterweg durch Anführung neuer, beglaubigter und empörender Thatsachen. Denen, die da zweifeln, daß in Folge solcher Vorschläge wirklich etwas geschehen könne, führt er Thatsachen an, nach welchen vieler Orten, in Berlin, Hamburg ꝛc. schon in ähnlichem Sinne und mit Erfolg gewirkt wird. Kurz er läßt sich nicht irre machen, sondern wandelt auf der betretenen Bahn rüstig vorwärts, und daran handelt er gut und lobenswerth.

W. B. Mönnich.

* Oder kann man es anders nennen, wenn eine falsche Anwendung des Princips der Gewerbefreiheit, Schenk- und Wirthshausgerechtigkeit ohne Maaß und Ziel ertheilt, so daß in vielen Städten und Dörfern das dritte oder vierte Haus eine Schenke ist?

Pädagogik.

1) Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in welthistorischer Entwicklung, von Dr. Friedrich Cramer, Subrector am Gymnasium zu Stralsund. 1ster Band: Praktische Erziehung. 1832. 2ter Band: Theoretische Erziehung. 1ste Abthl. 1836. Elberfeld, Becker.

Diese beiden Bände erstrecken sich erst über die Geschichte der Erziehung des Alterthums. Schon aus diesem Umstande kann Jeder schließen, daß es der Verf. auf eine gründlichere und umfassendere Darstellung angelegt hat, als die Geschichten der Erziehung und des Unterrichts gewähren, welche Niemeyer und Schwarz ihren größeren Werken über Erziehung und Unterricht beigefügt hatten, oder welche wir Ruhkopf verdanken. In der That ist die Art und Weise, wie Herr Cramer seinen Gegenstand behandelt, eine durchaus befriedigende, mögen wir nun die Sorgfalt, mit welcher die daher gehörigen Thatsachen zusammengestellt sind, oder den Geist ins Auge fassen, mit welchem er den reichhaltigen, oft aber zerstreut aus einander liegenden Stoff durchdrungen und zu einem erfreulichen, belehrenden Ganzen gestaltet hat. Dieser Geist ist der der Philosophie der Geschichte. Erziehung und Unterricht wird bei den alten Völkern Asiens und Europas nur als Organ des ganzen Lebens, im Zusammenhange also mit der äußeren und inneren Geschichte jeden Volkes vorgeführt; und es wird so thatsächlich wieder der Beweis geführt, daß Erziehung und Unterricht nur mit dem Leben selbst gedeihen und wahrhaft fortschreiten können, daß Leben und Schule sich gegenseitig potenziren und depotenziren. Unter praktischer Erziehung versteht übrigens der Verf. nicht etwa die sittliche, und unter theoretischer nicht etwa die intellectuelle Bildung, sondern unter jener die Praxis, unter dieser die Theorie der Erziehung. Wir erfahren also im vorliegenden ersten Bande, wozu die Kinder erzogen wurden, im zweiten, nach welchen Ansichten und Grundsätzen man dabei verfuhr. Zwar läßt sich Theorie und Praxis, wenn die rohesten Anfänge einmal überwunden sind, nicht immer genau trennen; inzwischen erleichtert es die Uebersicht sehr, wenn die Geschichte beider getrennt wird. Die Praxis schließt sich mehr an den Geist an, der das Leben selbst regiert, die Theorie an die Ansichten und Grundsätze, welche die Wissenschaft, namentlich die Philosophie zu Tage fördert. So erhalten wir hier zugleich eine Geschichte der Sitten und der Cultur der alten Völker Asiens und Europas. Für Erziehung und Unterricht selbst ist die Ausbeute vorliegender Geschichte ungemein groß. Das nil novi sub sole wird uns erstlich bis zur Schreiblesemethode und zum wechselseitigen Unterricht herab doppelt und dreifach eingeprägt. Daß zu früher Buchstabenkram, Bildung des Verstandes vor der und auf Kosten der des Gemüthes und der Phantasie, zu frühe Richtung auf das bloß Nützliche den Verfall des Lebens und der Schule bezeichnen, ist ein wichtiges, unbezweifelbares Resultat dieser geschichtlichen Darstellung. Daß spartanische Einförmigkeit und Starrheit und athenische Beweglichkeit und Charakterlosigkeit, daß Wille ohne Geist und Geist ohne Willen und deren Bildung den Bankerott des Lebens wie der Schule herbeiführen, geht ebenfalls daraus hervor. Möge es dem Verf. vergönnt seyn, sein Werk, welches er auf sechs Bände berechnet hat, und in welchem die Geschichte der Pädagogik des Mittelalters und der neueren Zeit dargestellt werden soll, zu vollenden. Wir müssen dies um so mehr wünschen, als wir aus den Schlußworten des ersten Bandes abnehmen können, er werde im Geiste der rechten Erkenntniß ganz veränderter und tieferer Grundlagen, wie höherer Ziele, welche das Leben mit Eintritt des Christenthums erhalten hat, das vortrefflich Begonnene rühmlichst fortsetzen. W. V. M.

Neue Reisen.

7) Reise durch die östlichen Bundesstaaten in die Lombardei und zurück über die Schweiz und den obern Rhein, in besonderer Beziehung auf Völkerkunde, Landbau und Staatswirthschaft, von C. Fr. von Rumohr. Lübeck, v. Rohden, 1838.

(Schluß.)

Am Schluß überblickt der Verfasser noch einmal das ganze Gebiet des deutschen Landbaues, zählt die Gegenden auf, in denen das Berieselungssystem schon eingeführt ist, und macht darauf aufmerksam, wie dringend und ersprießlich die Einführung desselben für noch viele andere Gegenden wäre: „Wir hätten demnach eine Reihe älterer Bewässerungen, welche zum Theil bis ins zwölfte Jahrhundert aufwärts reichen, in der Schweiz, zu beiden Seiten des Oberrheins, im Limburgischen, in Belgien, bei Erfurt. — Wir hätten eine Reihe neu entstandener, und fort entstehender, im Tyrol, im sächsischen Erzgebirge, im Lüneburgischen, in Pommern, mit deren schon unzähligen Affiliationen. — Hingegen fehlt uns ein durchgebildetes Wasserrecht, eine Methode der Wassermessung, eine vollständige Kenntniß des Gefälles der Flüsse, Bäche und regellosen Wasserzuläufe, in ihrem Verhältniß zu den Ländereien, welche im Fortgang der Zeit unfehlbar sie in Anspruch nehmen werden. Beiden Bedürfnissen können nur die öffentlichen Behörden abhelfen, die nicht säumen werden, der großartigsten Eroberung zu Hülfe zu kommen, welche die Kunst des Ackerbaus nunmehr auch im Norden zu machen sich anschickt."

„Erwägen wir, abgesehn von den fruchtbaren Ländereien, deren Ertrag durch Bewässerung nur erhöht, nicht eigentlich ganz von Neuem hergestellt werden kann, die große Ausdehnung von durchaus unfruchtbaren Länderrien, welche in Deutschland durch Bewässerung zum höchsten landwirthschaftlichen Ertrage könnten erhoben werden, so werden wir nicht anstehen, einzuräumen, daß nicht leicht ein administrativer Gegenstand mehr als dieser verdient, von den Behörden beachtet zu werden. — Beginnen wir mit dem Kiesboden der Hochebene Oberbayerns und mit den gleichartig gebildeten Theilen Schwabens und Ober-Oesterreichs. Jedem, der nur oberflächlich mit diesen Landstrichen bekannt ist, wird die große Leichtigkeit auffallen, die Bergströme, welche sie durchschneiden, an ihrem oberen Laufe in Canäle abzuleiten, und vermöge dieser in großer Ausdehnung über die unterwegs belegenen Ebenen zu vertheilen. Ein Blick auf die Canäle, welche seit einem Jahrhundert die Wasserwerke von Nymphenburg und Schleißheim speisen und im Abfließen bereits zu Bewässerungen verwendet werden könnten, zeigt sowohl die Ausführbarkeit, als auch die Art, wie solche Unternehmungen anzustellen sind. — Das weite sandige Becken des inneren Frankens ist weniger reichlich mit fließendem Wasser versehen; doch würden Teiche, gleich denen Senfft-Pilsachs und gleich jenen unzähligen Tanks in Indien, die winterlichen Wasser an vielen Stellen für den Sommergebrauch bewahren können. — Einige sandige Bezirke längs des Rheines und Maines, bei Karlsruhe, Darmstadt, Aschaffenburg, Hanau stehen mit jenen fränkischen in ähnlichen Verhältnissen. Man würde auch dort Reservoirs anlegen sollen. — Das Elbthal von Dresden abwärts ist ebenfalls voll von Versandungen, denen häufig ohne viel Aufwand Bewässerungsgräben zugeführt werden könnten. — Weiter nordwärts durch Niederschlesien, die Lausitz, das Herzogthum Sachsen, die Marken, Lüneburg, und überall in der ganzen Ausdehnung der angeschwemmten deutschen Länder, von Flandern bis an die Weichsel, ist der Flächeninhalt der ganz unfruchtbaren Bezirke, Gegenden und Strecken, zwar bisher nie aufzunehmen versucht worden, doch sichtlich ungemein groß. Auf einige Hundert deutsche Quadratmeilen sie anzuschlagen, möchte wahrscheinlicher unter, als über dem wahren Belang seyn. Denken wir uns nun von diesen nur die Hälfte in, theils gute, theils selbst vortreffliche Wiesen verwandt, diese wiederum tief in die, mit ihnen verflochtenen Landwirthschaften eingreifend, sie tragend und hebend; so wird die unermeßliche, innerhalb der nächsten Decennien den deutschen Landen bevorstehende Eroberung uns zur Anschauung kommen, die, scheint es mir, jeden Wohlgesinnten mit freudiger Erwartung erfüllen sollte.“

Das ganze Werk ist mit der dem Verfasser eigenen klaren Ruhe, und mit einem Behagen geschrieben, das gewiß auf jeden Leser wohlthätig wirkt. Man möchte sagen, der Gegenstand sey fast zu rural für diese urbane Wohlredenheit. Doch geht Herr von Rumohr zuweilen über die Grenze des Graziösen hinaus, indem er allzu graziös schreiben will. Möchte er sich doch ja nicht angewöhnen, wozu er einige Neigung hat, das persönliche Pronomen, statt es im Satz vorn stehen zu lassen, hinten hin ans Prädikat zu schreiben. Einige solche Fälle kommen hier vor, z. B. S. 34: „Als nun über diesen Paß ich hinausgelangt war, theilten sich die Nebel und zeigten mir die schönste Winterlandschaft, die jemals ich gesehen.“ Das klingt doch etwas gesucht. Es sollte einfach heißen: „als ich über, — die ich jemals —.“ So auch S. 64 heißt es: „die Studien, welche an diesen er gemacht hat.“ S. 102: „das hier nur aus sehr weiter Ferne man hätte herbeileiten können ꝛc.“

Romane und Novellen.

128) Baliolen. Novellen und Novelletten von Willibald Alexis, E. Ferrand und Arthur Müller. Nebst polemischen Papierstreifen. Zwei Bände. Leipzig, Focke, 1837.

W. Alexis malt uns einen „Zerrissenen“ in Algier, d. h. einen vom Sturm des Lebens und Gemüths endlich an die unwirthbare Küste von Algier geschleuderten Unglücklichen, der hier den ersehnten Tod findet; A. Müller einen Maler, der seinen begünstigten Nebenbuhler, einen Grafen, mitten in einem Salon anpackt, in ein Irrenhaus gesperrt wird, wieder entkommt, den Grafen nochmals angreift und von ihm erschlagen wird; Ferrand einen Selbstmörder. Wie kommen doch so friedliche Dichter zu so gräßlichen Geschichten? Eine sehr angenehme Abwechslung sind die Betrachtungen A. Müllers über das Theater. Besonders seine Classifikation der Schauspieler, welche Helden agiren, ein Heldenbrüller, Heldenkreischer ꝛc. ist ergötzlich. Aber gleich darauf folgt wieder ein gräßliches Assortiment. Ferrand läßt schon wieder einen im Irrenhause sterben; A. Müller einen andern von einem Bären zerrissen werden; Ferrand nochmals ein Mädchen sich vergiften. Doch auch diesmal werden wir wieder durch eine nachfolgende Erzählung ergözt, in der einer ein Mädchen aus Eifersucht erstechen will, aber nur in ihren falschen Busen sticht und sie nicht berührt. Die Herausgeber dieser Sammlung scheinen nicht beachtet zu haben, daß durch diese eine ironische Erzählung die tragische Illusion der übrigen um so gewisser zerstört wird, je mehr sie selbst schon forcirt sind. Der zweite Band enthält unter andern Recensionen, die wohl nicht in eine Novellensammlung passen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 58.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 6. Juni 1838.

Pädagogik.

2) Erziehungs- und Unterrichtslehre, von Dr. Fr. Ed. Beneke, Prof. an der Universität zu Berlin. Zwei Bände. 1835 und 1836.

Leider gestattet es der Raum dieser Blätter nicht, dieses Werk so ausführlich und gründlich zu besprechen, als es dessen Wichtigkeit erheischt. Diese Wichtigkeit besteht einerseits in der Neuheit der psychologischen Grundlage, welche der Verf. seinem Werke gegeben hat, anderseits in der sorgfältigen und speciellen Anwendung seiner Grundlehren auf das Ganze, wie auf die einzelnen Zweige der Erziehungs- und Unterrichtskunst. Ich will nun versuchen, so kurz wie möglich, das Wesentliche jener psychologischen Grundlehren anzugeben, und sodann anzudeuten, welche bedeutende Folgen deren Anwendung auf Erziehung und Unterricht haben muß. Endlich werden einzelne Anführungen wenigstens einen Begriff von den Modificationen geben, welche Herr Prof. Beneke selbst rücksichtlich bisher herrschender Maximen und Regeln der Pädagogik aus seinen Grundüberzeugungen abgeleitet hat. Diese Grundüberzeugungen, welche Herr Prof. Beneke bereits in mehreren psychologischen Werken ausgesprochen und festzustellen gesucht hat, dürften kurz und vollständig in folgenden, fast wörtlich entlehnten Stellen des Werkes bezeichnet seyn: „Von den hergebrachten Annahmen: „als läge der künftige Redner, Weise, Staatsmann, Held, Dichter von Anfang an verhüllt und verdeckt auf dem Grunde der Seele, und der Erzieher vermöge und brauche nichts weiter zu thun, als daß er diese Anlagen sorgsam und geschickt aus ihrer Hülle hervor an das Tageslicht bringe," — könne nicht länger die Rede seyn. Denn unstreitig seyen gegenständliche Bestimmungen der Seele, z. B. Einbildungsvorstellungen, Gefühle bestimmter Gegenstände, Neigungen, Leidenschaften, Tugenden und Unarten nicht angeboren; diese gegenständlichen Bestimmungen könnten vielmehr nur durch die Gegenstände selbst gegeben werden, d. i. durch deren Eindrücke. Auch eine Vorbildung (Präformation) im Angeborenen könnte in dieser Hinsicht nicht statuirt werden, eine Vorherbestimmung (Prädetermination) nur insoferne, als allerdings in Folge der Uranlage dieses oder jenes vollkommener aufgefaßt und kräftiger angeeignet werden und vermöge dessen, wenn es wirklich als Bildungsmoment hinzutrete, ein gewisses Uebergewicht gewinnen könne. — Ebenso sey es einer der bedeutendsten Irrthümer der bisherigen Psychologie, die psychischen Formen, als da sind: Einbildungskraft, Verstand, Willen, als angeboren anzunehmen; diese Formen seyen nur durch die Entwicklungsgesetze und die Entwicklungsverhältnisse der menschlichen Seele mit einer gewissen Nothwendigkeit bedingt, immer aber späteren Ursprungs. Den bei weitem größten Einfluß äußere das Ursprünglichgegebene auf die quantitativen Bestimmungen der psychischen Anlagen und Entwicklungen." Da in den letzten Bestimmungen doch ein Ursprünglichgegebenes und Anlagen zugestanden sind; so wird es zweckmäßig seyn, zu erfahren, was Herr Prof. Beneke unter dem Ursprünglichgegebenen versteht. Wir erhalten darüber folgende Aufschlüsse: „Die Entwicklungen der ausgebildeten menschlichen Seele führen, wenn man sie bis zu ihrer tiefsten Grundlage zergliedert, auf gewisse Grundsysteme, auf die des Gesichtssinnes, des Gehörsinnes, des Tastsinnes etc. zurück. Diese Systeme sind auf das Innigste und in gewissen, sich gleich bleibenden und darum wesentlichen Verhältnissen zu Einem Seyn verbunden und bestehen ursprünglich aus einer unbestimmten Anzahl sinnlicher Urvermögen, als Grundlage einfacher sinnlicher Empfindungen von Farben, Tönen etc. Diese sinnlichen Urvermögen sind hinsichtlich des Gegenständlichen ganz indifferent und unbestimmt, obwohl nicht vollständig, sofern die einen nur für Lichtreize, die andern nur für Schallreize empfänglich sind. Ueberdies befinden sich in diesen Urvermögen von Anfang an drei individuell-bestimmte Grundeigenschaften, folgende nämlich: 1) Höherer oder niederer Grad von Reizempfänglichkeit, welcher gemäß derselbe Eindruck von dem Einen mit größerer Stärke der Erregung und mit größerer Feinheit

aufgefaßt wird, als von einem Anderen; 2) Höherer oder niederer Grad von Kräftigkeit, von welcher die Vollkommenheit der Aneignung, des Festhaltens und der Reproduction des Aufgefaßten abhängt; 3) Höherer und niederer Grad von Lebendigkeit, welche das Maaß der Schnelligkeit im Aufnehmen, Aneignen und Reproduciren bedingt. — Diese drei Grundeigenschaften, indem sie alle zugleich oder einzeln den Urvermögen dieses oder jenes Grundsystemes (d. i. Sinnes) zukommen können, begründen alle wirklich von Natur gegebenen Seelenverschiedenheiten; und nur in ihnen kann die Psychologie das der menschlichen Seele Angeborene anerkennen. Alle übrigen Anlagen der ausgebildeten Seele müssen erst entstehen."

Diesen Ansichten, denen zu Folge Alles Sache der Erziehung in Haus, Schule und Leben ist, Nichts dagegen, nicht einmal die Vernunft dem Menschen angeboren seyn soll, kann ich aus Gründen der Erfahrung und der Wissenschaft nicht beitreten. Sie hier zu bestreiten, kann um so füglicher unterbleiben, als sie auch bei der entgegengesetzten Ueberzeugung, (daß dem Menschen überhaupt die Vernünftigkeit und den Einzelnen, wie den Völkerindividuen gewisse intellectuelle und moralische Eigenthümlichkeiten überhaupt und in Folge klimatischer, organischer rc. Bedingungen angeboren, daß der Dichter, Philosoph, Musiker, Maler, Bildhauer der Uranlage nach allerdings geboren werde), noch für uns die große, beherzigenswerthe Wahrheit enthalten, daß auf die Bedingungen, unter denen sich die menschliche Vernunft und jede geistige und moralische Anlage entwickelt, sehr Vieles ankomme, namentlich aber, ob sie dazu wird, was sie werden kann und soll, oder ob sie ausartet, verkümmert oder zur Karrikatur ihrer selbst wird. Die *sinnlichen Urvermögen* mit ihren Grundeigenschaften bedeutenderer oder geringerer *Reizempfänglichkeit*, *Lebendigkeit* und *Kräftigkeit* bleiben dabei immer noch aller Berücksichtigung würdig, und mit ihnen die *Entwicklungsgesetze* der menschlichen Seele, als deren Urgesetz Hr. Prof. Beneke mit Recht das der *Association* gleicher und gleichartiger Eindrücke und der in der Seele zurückbleibenden (geistigen) Spuren betrachtet. Diesem Grundgesetz zu Folge entscheidet die größere Menge von Eindrücken und deren Spuren darüber, welche Empfindungen, Triebe, Vorstellungen, endlich Begriffe und Gedanken die herrschenden werden. Mit großem Scharfsinn und feiner Beobachtungsgabe hat derselbe nun oft nachgewiesen, wie die Urvermögen und Grundeigenschaften mit den Entwicklungsgesetzen und Verhältnissen zu gewissen Resultaten zusammenwirken. In vielen, vielleicht in den zahlreichsten Fällen geben diese Nachweisungen vollkommen befriedigenden Aufschluß, aber in mehreren, und gerade in höchst wichtigen nicht. In diesen wichtigen Fällen sehen wir uns durchaus genöthigt, entweder anzunehmen, eine besondere Artung jeder Seele als ganzen Wesens, oder gewisser Seiten derselben, als ursprünglich da oder dorthin strebender; woraus denn eine ursprüngliche Neigung zur Assimilation des solcher Artung Gemäßen oder zur Abweisung des Nichtgemäßen sich ergibt. Doch wie gesagt, eine nähere Erörterung würde zu weit führen. Hr. Prof. Beneke verdient allen Dank, Alles mit großer Consequenz, Geduld und Vollständigkeit ins Lichte seiner, klar und bestimmt ausgesprochenen Ansichten betrachtet zu haben. Er hat auf den *einen* Hauptfactor aller Entwicklung und Bildung mit einem Nachdruck hingewiesen, wie keiner vor ihm; mögen andere den *anderen*, in der ursprünglichen Artung der Seele selbst liegenden, eben so sorgfältiger Erforschung unterwerfen, um endlich die Gesetze, die Formen und Vorgänge der Wechselwirkung beider zu dem gemeinsamen Produkt herauszustellen. Da inzwischen in dem zweiten Factor, wenn er überhaupt mit dem ersten zusammenwirken soll, schon im Voraus eine Correspondenz im Wesentlichen mit dem ersten angenommen werden muß; so ist es natürlich, daß viele Ergebnisse Beneke's, wo sie auch nicht befriedigend erscheinen, doch sehr beachtungswerthe Fingerzeige geben. Wie es gemeint sey, möge ein Beispiel zeigen. Beneke weiset auf seinem Wege nach, daß das Gedächtniß sich arte nach der Nahrung und Uebung, die ihm zu Theil werde. Es setze also ein gutes Wortgedächtniß kein gutes Zahlengedächtniß, ein gutes Sachgedächtniß kein gutes Namengedächtniß voraus rc. Jede Art von Gedächtniß müsse besondere Nahrung und Uebung erhalten. Richtig ist das Factum, daß Gedächtnißkraft für gewisse Objekte in hohem Grade gefunden wird, wo sie für andere völlig zu fehlen scheint; auch zeigt in sehr vielen Fällen, daß stattgehabte Nahrung und Uebung oder Vernachlässigung des Gedächtnisses bezüglich jener Objecte Ursache davon gewesen sey. Man ist daher berechtigt, ja verpflichtet, mit Beneke die pädagogische Vorschrift auszusprechen: nähre und übe die Gedächtnißkraft der Jugend nicht einseitig und bilde dir nicht etwa ein, du habest das Gedächtniß überhaupt schon gehörig geübt, wenn du es etwa an Auffassung von Vocabeln und Namen gewöhnt hast. Aber man kann sich noch nicht berechtigt halten, zu behaupten, wie Beneke: „Es gibt überhaupt keine allgemeine Gedächtnißkraft. Vielmehr ist die Ansicht festzuhalten, daß im menschlichen Geist eine allgemeine Gedächtnißkraft, d. h. die Kraft allerdings gegeben sey, nicht bloß Vorstellungen zu bilden, sondern überhaupt festzuhalten und wieder hervorzurufen; so wie — man gestatte die Vergleichung — der Magen gewiß allgemeine Verdauungskraft, d. i. Kraft zu verdauen, was nur verdaulich ist, überhaupt besitzt. Wie aber der Magen erst nach und nach die ganze Kraft zu verdauen, die in ihm liegt, und nur für die Gegenstände, die ihm geboten werden, entwickelt, so entwickelt auch die Seele die ihr angeborene Gedächtnißkraft nur nach und nach, wie an und für die Gegenstände,

die ihr geboten werden. — Wie in diesem Falle, so wird man in den meisten dem Resultat und der daraus abgeleiteten Vorschrift beitreten können, wenn man sich auch mit den psychologischen Grundansichten nicht ganz befreunden kann.

Es sey gestattet, noch Einiges der Art anzuführen. Beneke zeigt unter andern, daß die harmonische Ausbildung aller Anlagen, von welcher unsere Pädagogik so viel Aufhebens macht, keineswegs etwa darin bestehe, daß alle Kräfte (Grundsysteme) gleich ausgebildet, genährt und entwickelt werden, sondern vielmehr darin, daß man den höheren, durch Gesichts- und Gehörsinn repräsentirten Kräften der Seele ein Uebergewicht, die Herrschaft über die niederen verschaffe. Faulheit und Naschhaftigkeit z. B., die natürlich nicht angeboren seyen, entstünden, jene, wenn man den Kindern zu viel zu essen gebe, und dadurch eine zu große Ansammlung von Spuren des thierisch-vegetativen Lebens veranlasse, diese, wenn man durch zu häufige Darbietung wohlschmeckender Dinge zu viel Spuren angenehmer Geschmackempfindungen herbeiführe. Biete man aber nur so viele Nahrung dar, als die Ernährung nothwendig verlange und suche man mehr den edleren Sinnen, statt dem des Geschmackes, angenehme und häufige Beschäftigung zu geben, so würde weder Faulheit der geistigen, noch Naschhaftigkeit der moralischen Entwicklung hindernd in den Weg treten. — Merkwürdig und beachtungswerth ist, was Herr Beneke von seinem Standpunkte aus über Sprachentwicklung und Sprachunterricht sagt, obgleich ich ihm auch in Bezug auf letzteren nicht überall beitreten kann. Rücksichtlich der Sprachentwicklung und Sprachbildung im Allgemeinen thut derselbe dar, wie dem Wort überall die Vorstellung der Dinge, ihrer Merkmale ꝛc., der eigentlichen Rede die Bildung des Gedankens vorausgehe, und leitet daraus die richtige Vorschrift ab: der Erzieher solle dafür sorgen, daß die selbstthätige innere Bildung stets voraus sey vor der Sprachbildung, daß vor der Aneignung der Sprachform, in welcher sich das ganze Denken bloß reflektirt, dieses immer voraus gebildet werde. Er warnt davor, Kindern von geistigen Dingen viel vorzureden, so lange sie jedes Wort noch als Lautbild vorgestellter sinnlicher Dinge, Zustände, Verhältnisse betrachten und gebrauchen; er warnt mit Recht, die Kinder zu früh zu ganz regelrechtem oder gar kunstschönem Sprechen zu gewöhnen, da dies das sicherste Mittel sey, sie zu gedankenlosen Schwätzern zu bilden. — Für den Sprachunterricht folgt hieraus für höhere, wie für niedere Schulen unmittelbar, daß man mit dem Sprachunterricht als solchem nicht zu früh beginnen, daß vielmehr aller Unterricht vorher eine breitere, reale Unterlage bekommen, daß Geist und Gemüth vorher mehr an Vorstellungen und Gedanken zuerst sinnlicher, dann geistiger Objekte gebildet werden müßte; — eine Forderung, die Herr Beneke nicht, wenigstens nicht so entschieden gestellt hat, wie dies schon vor anderthalb Decennien vom Seminardirektor Großmann geschehen ist. Was den Unterricht in fremden, namentlich in den alten Sprachen auf den Gymnasien betrifft, so folgert Hr. Prof. Beneke aus seinen Grundansichten, daß es unnütz, thöricht, ja für eine gesunde Entwicklung des Denkvermögens nachtheilig sey, die jungen Leute zu freien Aufsätzen in fremder Sprache zu veranlassen, Aufsätze, als Uebungen im Gedankenvortrage, seyen nur in der Muttersprache anzustellen. Letzteres ist richtig, schließt aber, wenn nämlich, wie es seyn soll, der fertige regel- und kunstgerechte Gebrauch der Muttersprache immer einige Stufen dem in der fremden voransteht, jene anderen Uebungen nicht aus, die ich für die Gelehrtenschulen reclamiren muß, sofern sie auf Lateinsprechen und Lateinschreiben beschränkt bleiben. — Es folgert endlich, um noch das Eine anzuführen, Herr Beneke aus seinen Grundansichten eine angemessene Berücksichtigung des künftigen bürgerlichen Berufs durch die Schule; und er verlangt deßfalls neben Gymnasium und Volksschule, wie so vielfach seit einigen Decennien geschehen ist, die Bürger- oder Realschule. Was Herr Beneke zur Begründung dieser Forderung, völlig entfernt von aller schulmännischen Vorliebe oder Abneigung, gesagt hat, gehört zu dem Gediegensten, was jemals darüber gesagt worden ist. Nur für die strenge Sonderung dieser drei Hauptarten von Schulen schon auf der Stufe der Elementarbildung kann ich die Gründe nicht als allgemeingültige anerkennen. Bis zu einem gewissen Alter (es schwankt nach den Individuen zwischen dem 11ten und 14ten Jahr) sollte, wenn auch in äußerlich getrennten Schulen, doch rücksichtlich der Gegenstände und der Methode, der Unterricht für alle derselbe seyn, dann aber eine völlige Scheidung in höhere Volksschulen mit gewerblicher Tendenz, in Realgymnasien mit mathematisch-naturkundlicher Richtung, und in Sprachgymnasien statt finden.

3) Bemerkungen über den Einfluß der Verstandesbildung und geistigen Aufregung auf Gesundheit, von Amariah Brigham, M. D. Mit Anm. von Robert Macnish, Mitgl. der medic. Facultät zu Glasgow. A. d. Engl. von Dr. Med. A. Hildebrand. Berlin, Enslin, 1836.

Diese Schrift gehört, wie schon der Titel ankündigt, in die Reihe derjenigen, welche geistige Bildung und leibliche Gesundheit gegen einander abwägen. Nach ihrem Resultat ist sie ein Votum für Lorinser gegen die ihn nicht hören wollenden Männer, obgleich der Verf., ein nordamerikanischer Arzt, jener Streitfrage ganz fremd ist. Zu unserer Beschämung finden wir aber unser Vaterland mehrere Male als das Musterland angeführt, in welchem

man das rechte Maß zwischen geistiger und leiblicher Entwicklung stets zu beobachten habe. Der gute Mann hat sich durch die vielen vernünftigen Ansichten, welche in deutschen pädagogischen und medicinischen Schriften schon seit einem halben Jahrhunderte geäußert worden sind, verleiten lassen, zu glauben, was in den Büchern stehe, werde auch im Leben gefunden. Freilich, wie toll man es in Nordamerika mit einer frühzeitigen Verstandesentwicklung, gegenwärtiger Schrift zu Folge, schon mit 3—5jährigen Kindern ziemlich allgemein treibt, — davon haben wir, Gott sey Dank, bei uns in Deutschland keinen Begriff, wenn wir gleich auf dem Wege dazu sind. Besonders gegen das zu frühe Schulen, Kenntnißmittheilen und den Verstand-Ausbilden ist die Schrift gerichtet. Es wird unter der begründeten Voraussetzung, daß das Gehirn das Seelenorgan sey, evident gemacht, „daß es nie gerathen sey, vor dem siebenten Jahre angestrengteres, wenn auch nur gedächtnißmäßiges Lernen der Jugend zuzumuthen," nachdem Tissot sogar ein angestrengteres Lernen erst mit dem zehnten Lebensjahre eintreten lassen gewollt habe. Dr. Friedländer gestattet für 7jährige Kinder täglich nur eine, für 8jährige zwei, für 9jährige drei, u. s. f. bis endlich für 15jährige höchstens neun Stunden ernster Geistesbeschäftigung, während die übrige Zeit dem Schlaf, leiblicher Bewegung, dem Essen, der Verdauung und der Ruhe zugewendet werden sollen. Wollten wir auch noch zwei Stunden der Geistesbeschäftigung zulegen, so würden wir diese, auf psychologische und diätetische Gründe sich stützende Vorschrift doch noch bei weitem nicht in dem Maaße verletzen, als es in der That geschieht, da 5, 6 und 7 Lehrstunden, außer 2—4 Arbeitsstunden, oft genug unsern 8—13jährigen Knaben schon zugemuthet werden. — Interessant sind die vielen Beispiele von Dummheit, Wahnsinn oder frühem Tode Solcher, die zu früh geistig entwickelt wurden, und die nicht minder zahlreichen Beispiele großer Gelehrsamkeit, wissenschaftlicher oder literarischer Berühmtheit Solcher, die als Kinder wenig oder nichts gelernt hatten, ja welche, weil ihre natürliche Gesundheit den unvernünftigen Zumuthungen widerstanden, für Dummköpfe gehalten worden waren. Walter Scott z. B. trieb sich in Feld und Wald herum, während seine Altersgenossen schon bei der Grammatik schwizten. W. B. M.

Neue Reisen.

8) Flüchtige Bemerkungen eines flüchtig Reisenden. Reise von Neapel durch Apulien und die jonischen Inseln nach Athen. Reise über Smyrna nach Constantinopel. Rückreise über das schwarze Meer. Berlin, Nicolai, 1837.

Herr von Arnim nahm den wenig besuchten Weg durch das untere Italien nach Lecce und Otranto, so daß schon der Anfang seiner Reisebeschreibung durch Neuheit anzieht. Er schiffte dann den kurzen Weg nach dem Peloponnes hinüber. Die Schönheit der jonischen Inseln, an denen er vorüberfuhr, erregte seine Bewunderung, eben so die Ufer Moreas. Er landete zu Patras und begab sich nach Athen an den Hof des Königs Otto, wo er sehr gnädig empfangen wurde. Sein Urtheil über die Griechen scheint uns billig, sofern er die Unmöglichkeit berücksichtigt, daß ein solches Volk so schnell, als Mancher wünschen mag, der alten Barbarei entrissen werde. Von hier ging der Verf. über Syra, das durch den Verfall von Chios und Ipsara sehr in Aufnahme gekommen ist, nach Smyrna, wo er sich ganz besonders behaglich fühlte. Dann fuhr er wieder zu Schiffe nach Constantinopel, dessen großartigen Anblick er wie alle andern Reisenden nicht genug preisen kann. Er hielt sich einige Zeit in dieser Stadt auf. Zu den Merkwürdigkeiten, die er genauer beschreibt, gehört der Brautzug der Prinzessin Mirimah. Er scheint übrigens von den Reformen des Sultans nicht viel zu halten und die Zähigkeit des alttürkischen Wesens dünkt ihm nicht so leicht zu besiegen. „Oefters waren in des Herrn von Boutenief, des Grafen Königsmark und des Herrn von Stürmer Hause Abendgesellschaften, in denen, außer der perotischen Gesellschaft, seit Einführung der Dampfschifffahrt auch ab und zu smyrniotische Familien erschienen, und der Salon ziemlich belebt war. Daß von einem eigentlichen Umgange mit den hohen Würdeträgern der Pforte eigentlich gar nicht die Rede seyn kann, versteht sich, theils wegen der ganz verschiedenen Lebensweise, von selbst, theils aber auch, weil, mit Ausnahme von Namik Pascha, welcher ganz geläufig französisch spricht, kein einziger türkischer Minister in einer andern, als in seiner Muttersprache sich zu unterhalten versteht. Daß Namik Pascha nun vielleicht der einzige türkische Würdenträger ist, welcher geläufig französisch spricht, verdankt er der Erziehung in einem Institute, wo besonders auf Erlernung des Französischen gesehen ward. Aber nichts ist einmal in der Türkei von Bestand. Alles wird angefangen, alles versucht, und dann hört es wieder auf. Und so ist es auch diesem Institute ergangen, das sehr bald seine Endschaft erreicht hat; und ein Gleiches wird auch sehr wahrscheinlich bei den meisten Neuerungen des Sultans eintreffen, weil eine der größten Tugenden des Menschen, die Beharrlichkeit bei neuen Unternehmungen, dem Türken durchaus fehlt." Auf der Rückreise über das schwarze Meer mußte der Verfasser zu Gallatz Quarantaine halten, und reiste dann über Jassy und Krakau nach Preußen zurück.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 59.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 8. Juni 1838.

Neue Reisen.

9) Der Cavalier auf Reisen im Jahr 1837. Vom Verfasser der Ansichten aus der Cavalierperspective. Leipzig, Brockhaus, 1838.

Eine Rundreise durch Europa, die zum Zweck hat, die Verhältnisse des Adels in allen europäischen Ländern zu vergleichen. Bekanntlich hat der Verfasser schon früher in der Maske des gekränkten Adelstolzes eine beißende Satire gegen die privilegirten Stände geschrieben. Das vorliegende Werk ist nun als eine Fortsetzung des frühern zu betrachten.

Der Verfasser mustert zuerst Deutschland durch, und da von dem, was sich im hohen Adel besonders auszeichnet, die Rede ist, nimmt hauptsächlich der Fürst von Pückler-Muskau seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Er sagt von ihm: „Nie mag wohl ein Schriftsteller in Ansehung seiner politischen Meinung so verschieden beurtheilt worden seyn, als der Fürst von Pückler-Muskau, der geistreiche Verstorbene. Die Einen halten ihn für den größten Aristokraten, während die Andern in ihm einen Radical-Reformer erblicken. Gewöhnlich werden solche Leute von beiden Parteien angefeindet, da sie es keiner recht machen. — Er jedoch gefällt beiden Theilen; daher sein großes Publikum. Er ist aber auch allerdings Beides, und es kommt nur darauf an, zu wissen, was er eigentlich selbst seyn will. Ich glaube, man thut ihm nicht Unrecht, wenn man behauptete, er will selbst Beides seyn. Er ist höchst aristokratisch gesinnt, das sieht man überall hervorleuchten; aber er ist zugleich in den Banden des Zeitgeistes befangen, wie nur der schlimmste Demagoge. Die meisten der Leztern verstehen ihn nur nicht, weil sie größtentheils der Klasse der armen Stubengelehrten angehören, welche die Welt nicht kennen; sie fühlen sich daher von seinem vornehmen Air abgestoßen, weil sie wohl einsehen, daß sie mit einem solchen Manne nicht mit der Tabakspfeife im Munde umgehen können. Wäre in Deutschland mehr öffentlicher Geist, der Verstorbene würde jezt schon einen Ruf haben wie Mirabeau. Da der Fürst aber auch wahrer Aristokrat ist, sollte man glauben, daß er um so mehr der Mann des Adels seyn müßte. Das ist er auch. Aber dieser hat sich durch dessen aristokratische Außenseite bestechen lassen. Der Verstorbene ist einer von den Freunden, die schädlicher sind, als die Feinde selbst. — Seine politischen Ansichten eines Dilettanten im fünften Theile von Tutti frutti enthalten sein Glaubensbekenntniß, das der großen Lesewelt zu ernsthaft war, daher von Vielen überschlagen worden; eben weil es Sache der bezahlten Beamten ist, die aber so etwas gewöhnlich nicht lesen, weil es keine Akten sind, und sie lieber in der Spiel-Resource ihre sogenannte Erholung suchen. Sonst würde der Verfasser noch weit mehr Aufsehen erregt haben. Jezt kennen ihn die Wenigsten recht. Er aber kennt seine Leute; darum konnte er diesen Aufsaz ganz ruhig drucken lassen; er wußte, daß er seiner Popularität bei dem Adel nicht schaden würde. Wie richtig er sein Terrain kennt, geht aus der Einleitung zu diesen Ansichten hervor. Einige Standesherren hatten sie genehmigt. Das war natürlich; da diese schon so hoch stehen, daß ihnen eigentlich jede Verfassung gleich seyn kann. Sie haben nicht die Last des Regierens, wie der Souverain, und sehen sich doch durch ihren Besiz von Jedermann geachtet, haben mithin nach Nichts mehr zu streben und zu verlangen. Sie dürfen nicht erst Etwas werden, sie sind schon Etwas. Natürlich gibt ihnen dies eine ganz andere Stellung in der Gesellschaft, als Dem, der wenigstens für seine Kinder zu sorgen hat; welcher Sorge die Standesherren als Majoratsbesizer ebenfalls überhoben sind. Nirgend findet man die Würde der Standesherren lästig; die neuere Aristokratie des Geldes erkennt gern ihren Vorzug an, und der größte Demagoge hat gegen einen solchen auf ein großes Besitzthum gegründeten ausgezeichneten Stand nichts einzuwenden. Die Esterhazys und Bedfords werden überall geliebt und geachtet. Dagegen kenne ich mehrere

Standesherren, die es mit scheelen Augen ansehen, daß der Graf N., der Baron M. sie als seines Gleichen behandelt und spricht: Ich bin eben so gut ein Edelmann! Der Standesherr sieht in dem reichsten Banquier keinen Rival, wohl aber in dem Grafen N. und in dem andern Adel, der keinen so großen Unterschied findet zwischen seiner Geburt und der des Standesherrn, dem im Gegentheil oft der Vorzug des ältern Adels fehlt. Darum konnten diese politischen Ansichten sehr wohl den Standesherren gefallen. Aber dem Adel im Allgemeinen konnten sie nicht behagen; auch sagt der Verfasser selbst, daß derselbe sie für eine eben so abgeschmackte als strafwürdige Tollheit gehalten habe. Wie sich der Verfasser darüber ausdrückt, zeigt seine wahren Gesinnungen. Er nennt allen andern Adel, — der nicht, wie aus der Folge hervorgeht, zu dem Standesherren gehört, — den kleinen hundertköpfigen Dienstadel, der aus Mangel an Vermögen so abhängig ist, daß er Dienste suchen muß; wogegen er den wahren Adel darin findet, daß er so viel Vermögen habe, um keines Amtes zu bedürfen. Endlich bemerkt der Verfasser, die Beamten-Welt hätte sich darüber ausgeschwiegen. Auch natürlich; denn die Mehrzahl derselben ist so rein prosaisch, daß sie an Nichts Theil nimmt, was nicht mittels des Mechanismus des Actentisches ihnen vorkommt, und verarbeitet werden muß. Dieser Mehrzahl ist alles Lesen höchst verhaßt; so daß ein Beamter, der darin eine Ausnahme macht, der statt auf der Resource sich täglich sehen zu lassen, lieber etwas Anderes zu seiner Erholung treibt, von seinen Collegen so angefeindet wird, daß es heißt: Der? — ach der liest und schreibt Bücher, wie kann der ein gründlicher Beamter seyn! Bekümmere er sich lieber um seine Akten! Wenn er auch noch so sehr seine Schuldigkeit thut; so ist er doch durch diesen Bannfluch in der Beamten-Welt — als Beamter anrüchig. Diese Mehrzahl der Beamten hat natürlich die Ansichten des reformatorischen Fürsten gar nicht gelesen, denn was geht sie die Staatsverfassung an? ihr Departement ist die Verwaltung. Der kleinere Theil, der diese Ansichten gelesen, hat darin aber kein sehr vortheilhaftes Bild von der Beamten-Welt gefunden, und ein noch schlechteres Prognosticon für die Zukunft, indem bei den vorgeschlagenen Reformen viele Verwaltungsstellen eingehen würden. Man sieht also, der geistreiche Fürst kannte sein Terrain; aber die Stimmung der Bürgerlichen kennt er nicht, denn er freut sich, daß zwei derselben seinen Ansichten öffentlich ihren Beifall geschenkt haben. Nicht zwei, sondern alle Demagogen schenken diesen Reformen ihren unbedingten Beifall; denn alle — etwa die Leute, welche den Krieg der Armen gegen die Reichen predigen, z. B. Siebenpfeiffer und Börne ausgenommen, — haben gerade dieselbe Meinung über Verfassung, wie sie in diesen Ansichten dargelegt werden."

Aus diesen Gründen nun fängt der Verfasser eine ironische Polemik gegen den Fürsten an und erklärt: „Pflicht dünkt es mir, vor dem falschen Freund zu warnen. Der Adel darf den, wenn auch aristokratischen Verfasser dieser Ansichten im Tutti frutti nicht für einen der Seinigen halten. Ich werde aus seinen Ansichten nachweisen, daß es wohl kaum einen gefährlicheren Feind des Adels gegeben hat als ihn."

Bei der Durchmusterung der süddeutschen Ständeversammlungen fällt der Verfasser — vielleicht absichtlich — in einen seltsamen Irrthum. Er freut sich nämlich über die große Anzahl von Edelleuten, die sich (abgesehn von den ritterschaftlichen Abgeordneten) unter den von den Bürgern und Bauern gewählten Deputirten Würtembergs befinden, vergißt aber, daß dies (mit einer Ausnahme) nicht Männer des Adels, sondern nur Inhaber von Ritterorden sind, die den persönlichen, nicht erblichen Adel mit sich führen.

In Italien drückt der Verfasser sein aristokratisches Entsetzen über den Banquier Torlonia aus, der ein Herzog geworden, und über den hannöverschen Professorssohn, der als Lieutenant nach Italien kam, eine reiche Partie machte und jetzt Herzog von Butera ist.

Viele Schuld am Verfalle des Adels wird der Freimaurerei zugeschoben. „In den Logen war es zuerst erlaubt, daß ein Edelmann mit einem Bürgerlichen auf einem vertrauten Fuße umgehen durfte; wenn der Arzt sonst nur den gnädigen Herrn erinnern durfte, seine Medicin zu nehmen; so konnte er in der Loge wenigstens zu ihm sagen: lieber Bruder, Sie nehmen doch zur rechten Zeit ein? Das gemeinschaftliche Essen und Trinken in den Logen führte endlich zu Vertraulichkeiten, die damit endigten, daß sich beide Theile für ihres Gleichen ansahen und so die ersten Brüderschaften zwischen Adeligen und Bürgerlichen in Logen getrunken wurden. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist der Mittelstand in Deutschland eigentlich erst emporgekommen, erst seit die Logen eingeführt worden sind."

Nicht minder klagt der Verfasser — versteht sich, immer nur ironisch — über die Reformen Josephs II. in Oesterreich, die bedeutende Spuren zurückgelassen haben, und noch mehr über das autokratische System in Rußland, das den Erbadel als solchen ganz bei Seite geschoben und eine neue Aristokratie von Beamten geschaffen habe, in die der Adel sich erst habe einschreiben müssen, um noch etwas zu gelten. „Es ist merkwürdig, in Petersburg diese Musterkarte von hoffähigen Personen zu sehen. Der General B. ist ein Predigerssohn aus England, der Staatsrath M. ein Kaufmannssohn aus Moskau, der General G. ein Advokatensohn aus Frankreich, der Staatsrath H. ein Apothekerssohn aus Riga, der Staatsrath C. ein Professorssohn aus Leipzig u. s. w. Ja was noch

mehr ist, diese Vermischung der Stände geht so weit, daß sie sich bis auf den Leibeigenen erstreckt. Dee Reerut nämlich, den der Edelmann von seinen Seelen, welche seinen hauptsächlichsten Reichthum ausmachen, abgeben muß, kann bald schreiben lernen und Unteroffieier werden; nach zwölfjähriger Dienstzeit wird er de droit Offieier, und als Capitain Edelmann; bringt er es gar zum Obrist-Lieutenant, was nach einer zwanzigjährigen Dienstzeit leicht möglich ist, so kann er schon adelige Kinder haben und einen adeligen Stammbaum fortpflanzen. Wenn man dahee die russischen Zustände des Adels näher betrachtet, so findet man darin Manches, wo sie denen des deutschen Adels bei weitem nachstehen. In Deutschland ist der Adel noch das unerreichbare Etwas, wogegen in Rußland Jeder beinahe darauf angewiesen ist, den Adel zu erwerben. Wenn daher der russische Adel auch noch nach unten seine Bauern in Leibeigenschaft und Erbunterthänigkeit behalten hat, so sieht er sich doch, besonders seit dem selbst von Napoleon für sehr schlau anerkannten Alexander, nach oben sehr beengt."

Allein wenn auch der deutsche Adel, besonders dee Standesherrliche, dem Verf. noch bedeutende Vorzüge zu bewahren scheint, so muß er sich doch überlaut über das viele wilde Wasser beklagen, das diesen edlen Quellen zugeströmt ist. Ee entwirft mit geoßem Fleiß eine außerordentlich lange Liste von den Mißheirathen der Familien desselben, die wenigstens beweist, daß er in der Statistik des hohen Adels sehr bewandert ist, wenn er dieselbe auch ganz irrig vorträgt.

In der Bauern-Emancipation sieht dee Veefassee den Todesstoß für den Adel. „Ich wollte einen entfernten Veewandten, den Grafen von N. bei —, besuchen, und fuhr vor dem prachtvollen Schlosse vor, welches sein Vater erbaut hatte, und ließ mich melden; doch mein Jäger bringt mir zur Antwort, daß dies herrliche Gut im vorigen Monat Schulden halber verkauft und der Graf genöthigt worden, sich in einem benachbaeten Städtchen einzumiethen. Ich eile zu ihm und finde den Mann, mit dem ich am Hofe zu Paris und Deesden und im Bade zu Doberan glückliche Tage verlebte, den ich stets in glänzender Lage gesehen, auf ein paar ärmliche Zimmer beschränkt. Ich eile in seine Arme, lange bleiben wir stumm, die veränderte Lage benahm uns Beiden den Muth zum Sprechen. Endlich drückte er mie krampfhaft mit den Woeten die Hand: So hättest Du nicht geglaubt Deinen Freund wiedeezusehen. — Du siehst hier ein Opfer der Geneealcommission zur Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Veehältnisse! Meine sechs Engländer sind dahin, meine Blutpferde und meine Sanpacker! — Ich gehe jezt zu Fuß; mein Gut hat ein Doctor gekauft. Sonst hatte ich Spann- und Handdienste, daß ich die Bauern kaum zu beschäftigen wußte, jezt mußte ich nach dem unseligen Gesetz, welches die Bauern zu Herren macht, Gespann und Inventae anschaffen, und hatte in der Ernte nicht einmal für Geld Aebeiter. War es daher möglich, dem Schicksal zu entgehen?" Was heißen dagegen die kleinen Vortheile, die der Adel auf der andern Seite wieder erringt? z. B.: „Der General v. *** erzählte, es habe ihm viel Mühe gekostet, die bürgerlichen Officiere, die sich von dem Kriege her in seiner Brigade gefunden, los zu werden. Der älteste wäre ein Rittmeister Y.... gewesen, und nicht lange würde es gedauert haben, so hätte er das Aergerniß gehabt, einen bürgerlichen Major unter seinen Befehlen zu sehen. Er habe daher auf alle mögliche Weise gesucht, diesen Rittmeister, wie man sagt — auf dem faulen Pferde zu finden; allein vergeblich. Der Mann war ohne Tadel und ihm auf keine Weise anzukommen. Der General mußte daher ein ander Mittel versuchen. Er bat ihn zu einer kleinen Mittagsgesellschaft, brachte das Gespeäch auf einen auf Beförbeeung dienenden jungen Mann, und äußerte dabei: Es ist höchst sonderbar, wie dieser Geheimerathssohn Offieiee werden will. Leider haben wir erst vor ein paar Wochen den Sohn eines Doetors als Offieier annehmen müssen. Was soll aus dem Regiment werden, wenn noch mehr solches Volk dazu kommt? Der Sohn des Edelmanns allein ist zum Officier bestimmt; der Sohn des Bürgers und Bauern allein zum Soldaten, ein ordentlicher Offieiee kann er doch nie werden, mit dem ein Mann von Familie gern dient. — Diesee Rittmeister, der dies in Gegenwart von Cameeaden und Damen mit anhören mußte, stand auf und empfahl sich mit den Woeten: Herr Geneeal, ich werde nicht länger beschwerlich fallen. Es hatte gewirkt, er schickte sofort sein Abschiedsgesuch und eine Ausforderung an den General. So war man nicht nur den Rittmeister los, sondern es wagte nun auch kein Büegerlicher mehr, auf Beförderung in dieser Brigade Dienste zu suchen. Man kann denken, wie die Büegerlichen darüber losgezogen haben; doch der General stand sich mit dem Censor sehr gut, so daß in keiner Zeitschrift auch nur die entfernteste Anspielung auf dies Ereigniß aufgenommen werden durfte."

Sodann läßt der Verfasser auch die Hinneigung, welche der Adel in gewissen Gegenden zum Pietismus zeigt, nicht unberühet, übertreibt aber seine Verdächtigungen, wenn er meint: „Es ist nur dem Dummen unerklärbar, warum ee gerade unter dem Adel den meisten Anhang findet; sowie er diesen Erfolg seiner eigenen Weisheit zuschreibt, nicht ahnend, welche tiefer liegende Pläne ihn selbst leiten und wer ihn eigentlich als Werkzeug gebraucht. Schon ist dee Zweck beinahe erreicht; durch ihn sind die Geistlichen von dem Staatsinteeesse abgezogen und unter einander uneins gemacht worden, so daß sie sich nach einer andern Stütze umsehen müssen."

Mit solchen boshaften Spöttereien wird im Grunde so wenig Gutes gestiftet wie mit den gewöhnlichen Apologien des Adels. Es ist merkwürdig, daß sich noch so viel Haß gegen den Adel äußert, nachdem er an Macht bedeutend verloren hat, und daß auf der andern Seite die Advokaten des Adels sich so gern in „edlem Zorne“ hinter ihre alten Erinnerungen verschanzen und nicht vielmehr darauf denken, durch zeitgemäße Reformen dem Adel wieder mehr Popularität und Einfluß zu verschaffen. Was kann Gutes dabei herauskommen, wenn die Industriellen, pochend auf ihr Geld, den Adel verhöhnen, dabei aber auch den Werth einer nobleren Gesinnung nur zu sehr verkennen, und wenn dagegen der Adel trotzend in seinen alten Vorurtheilen, dem Zeitgeist keine Concession machen will und es verschmäht, die Initiative, die er einst an der Spitze aller großen Unternehmungen der Nation ergriff, auch jetzt noch zu ergreifen? Es wäre für das Allgemeine viel gewonnen, wenn in die Industrie mehr Noblesse, und wenn in den Adel mehr junges praktisches Leben käme.

10) Vierzehn Tage im Gebirge. Ein Fragment aus meinem Wanderbuche, von L. Starklof. Bremen, Kaiser, 1837.

Die humoristische Reise eines Norddeutschen in die bayerischen Gebirge durch Berchtesgaden, Salzburg nach Innspruck. „Ich hatte mir, sagt der Verfasser, während meines jahrelangen Hockens in unserm langweiligen Flachlande ausgedacht, welchen Eindruck es machen müßte, wenn einer von da aus mit verbundenen Augen bis an die Grenze eines schönen Gebirges reiste und dann plötzlich das Tuch herunterzöge.“ In der That hatte der Verfasser selber einen wenigstens ähnlichen Eindruck, nur daß sich derselbe nicht, wie es ehemals bei den ins Gebirge pilgernden Norddeutschen der Fall war, auf sentimentale Weise und in Exclamationen äußert, sondern auf mehr moderne Weise in aufgewecktem Humor. Dieser Humor muß denn auch seiner Reisebeschreibung den Reiz geben, denn daß er kein Landschaftsmaler sey, gesteht er selber ein und tadelt die Reisebeschreiber, die es versuchen wollen, Landschaften zu malen, — gewiß mit Unrecht, denn es gibt allerdings eine Kunst, mit wenig Worten sehr lebendige Landschaften zu malen, nur daß nicht jeder diese Kunst versteht. — Sehr ausführlich ist eine durch Regenwetter verunglückte Partie des k. bayerischen Hofes an den Hintersee ausgemalt, und man wird bei der Scene zwischen dem Chaussee-Inspector, der geschwind über Nacht die fehlenden Wegpfähle aufrichten läßt, und dem Kreisdirector und Oberförster an die komischen Erzählungen von Prätzel erinnert. — Uebrigens ist dieser Humor des Herrn Starklof von der unschuldigen, durchaus gutmüthigen Art, was wir ihm zur Ehre anrechnen gegenüber der faden Suffisance der zahlreichen jungen Reisenovellisten à la Heine, die jetzt die Literatur überschwemmen und denen wir die Ehre der Besprechung nicht anthun wollen, da sie ohnehin bald alle vergessen seyn werden.

Vermischte Schriften.

Unterhaltungsbuch für Freunde der Geschichte und Literatur. Herausgegeben von C. H. Wagenseil. Zwei Bände. Nürnberg, Campe, 1837.

Der bekannte Historiker Wagenseil, ein Veteran unserer Literatur, bietet hier eine Menge mehr oder weniger interessanter Collectaneen dar, größtentheils Curiosa aus alten Ländern und Zeiten, hauptsächlich aber aus der Sittengeschichte der alten Reichsstädte (Augsburg, Kaufbeuren, Kempten, Memmingen, Regensburg) und aus der Gelehrtengeschichte. Zu den erstern gehören sonderbare Gebräuche, Rechtsgewohnheiten, Hexenprozesse, geistliche Possenspiele, Anekdoten; ferner eine Geschichte der städtischen Theater; zu den leztern allerlei Merkwürdigkeiten und Sonderbarkeiten von Schriftstellern und Gelehrten, z. B. von solchen, deren Väter Geistliche waren, deren Verdienste nach dem Tode besonders gewürdigt wurden, die an Rezensionen starben oder toll wurden, die öffentlich beschimpft wurden, die aus andern Ursachen verrückt wurden, die ihr Gedächtniß verloren, die eines plötzlichen Todes starben, die von Meuchelmord bedroht waren, die sich selbst umbrachten, die aus ihrem Vaterlande verbannt wurden, die im Gefängniß saßen, die den Feuertod litten, die große Windbeutel waren &c. Die Lektüre dieser mannichfaltigen Seltsamkeiten ist unterhaltend und Mancher dürfte auch eine lehrreiche Notiz daraus entnehmen können. Auch fügt der Verfasser ein Bruchstück seiner Selbstbiographie bei, die Geschichte seiner Jugend, seiner Studien in Göttingen, seiner Bekanntschaft mit den damaligen Koryphäen der Literatur, als noch der Göttinger Hainbund regierte, der Siegwart und Werthers Leiden noch neu waren. Wer sich besonders für diese freilich schon sehr und wohl zu viel gepriesene gute alte Zeit der Literatur interessirt, wird hier eine Menge der besten Bekanntschaften erneuern.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 60.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 11. Juni 1838.

Pädagogik.

4) Pädagogik, oder Erziehungs- und Unterrichtslehre nach den Anforderungen der Gegenwart, von August Arnold. Königsberg in der Neumark, Windolff und Striese, 1837.

Wenn der Verfasser sich auch nicht unter dem Vorwort als Schuldirector zu erkennen gäbe, und wenn auch nicht aus einem beigefügten Verzeichniß seiner Schriften hervorginge, daß er seit einem Vierteljahrhundert bereits als historischer, philosophischer und pädagogischer Schriftsteller thätig gewesen; so würde doch die wissenschaftliche Haltung, die Reife und Umsicht des Urtheils und endlich auch die gebildete, schlichte und eindringliche Form der Darstellung das Eine wie das Andere verrathen. Es thut uns allemal wohl, wenn wir im pädagogischen Fach auf einen Mann stoßen, der eben so frei von den Fesseln einer bloßen Theorie, als von denen einer einseitigen Empirie, als endlich von denen eines bloß dunkeln, wenn auch noch so geistreichen Dranges, mit festem, ungeblendetem Blick die Sache selbst von allen Seiten erwägt, Andrer Ansichten prüft und endlich sich entscheidet, wie es sich mit seiner allseitig erprobt gefundenen Grundüberzeugung verträgt. Der Verf. ist mit der Philosophie und Pädagogik der Gegenwart vollkommen vertraut, aber er ist keines Systemes Sklave, er läßt sich über das Menschenmögliche weder durch transcendenten Ueberflug des Gedankens, noch durch materielle Versunkenheit, Gemeinheit und Verzweiflung der Pöbelgeister täuschen. Von einem solchen Manne lernt man immer, durch ihn wird man bekräftigt in eigenen verwandten, wenn gleich etwas anders gefaßten Ansichten, durch ihn werden Laien und Anfänger, denen es um Orientation, um Einführung in das pädagogische Gebiet zu thun ist, auf den rechten Weg geleitet. Er trifft im Wesentlichen gewöhnlich das Rechte, bescheidet sich aber selbst, indem er im Voraus anerkennt, auch hie und da, obgleich wider Wissen und Willen, geirrt zu haben, besonders da, wo irren so leicht ist, wo es sich nämlich von Anwendung eines Allgemeingültigen auf besondere Fälle handelt. Wenn vor diesen Irrungen der praktische Schulmann zwar sicherer ist, als der bloße Theoretiker oder Dilettant; so ist er es doch nicht ganz, sofern nämlich sein Wirkungskreis nur ein einzelner, selten alle praktischen Beziehungen in sich begreifender ist. Daher kommt es, daß wir uns mit der großen Ueberzahl der Ansichten über Erziehung, Unterricht und Schulen überhaupt einverstanden erklären können, während wir daraus für die Anwendung andere Folgerungen ziehen zu dürfen glauben. Dies wird sich bei nachfolgenden Notizen, welche dazu dienen sollen, eine Vorstellung von Inhalt und Anordnung des Werkes zu verschaffen, gelegentlich herausstellen. Dem Ganzen hat der Verfasser eine psychologische Begründung, eine Seelenlehre in nuce vorangeschickt, welche auf glückliche Weise philosophische und empirische Bestimmungen vereinigt. Die Unterscheidung des Körpers, Leibes, der Seele und des Geistes als der vier Hauptseiten des ganzen Menschen scheinen nur einen popularen, keinen streng wissenschaftlichen Werth zu haben, da sich schon die trichotomistische Scheidung in Leib, Seele und Geist, wenigstens vom Standpunkte der Physiologie aus, bezweifeln läßt. Ein Leblosköperliches ist am Menschen nicht, so lange er Mensch ist. — Gut, aber freilich gegen Beneke und Hegel, ist das, was über Entwicklung der Seele und ihrer Kräfte gesagt ist, daß sie nämlich nach und nach zwar hervortreten und vorherrschend werden, immer aber alle zugleich da und wirksam sind. Auch wird anerkannt, daß das Gedächtniß kein allgemeines sey, sondern nach den Gegenständen sich modificire, die ihm dargeboten werden. Ursprüngliche Anlagen werden angenommen, aber deren Verschiedenheit nur aus der Leiblichkeit

abgeleitet, wogegen wir berechtigt zu seyn glauben, auch individuell und eben darum verschiedene Geister annehmen zu dürfen. Etymologien wie: Wissen = wie — es — seyn: hätten wir ihrer völligen Unstatthaftigkeit wegen weggewünscht, da das altdeutsche die Wisen, d. i. Weisen und Weißen (Alten und Hellen) den richtigen Weg zeigt, der auf das gemeinschaftliche Was und Es hinweiset, auf die Wechseldurchdringung (nicht aber Identität) des Seyns und Erkennens (Sehens). Uns fiel Carové's lächerliche, etymologisirende Erklärung von Geist, als einem Ge — ist (!) dabei ein, während das altdeutsche geisten, spirare, gist, Schaum, gisten, schäumen, sprudeln auf das Richtige hindeuten. — Nach der Seelenlehre wird zunächst die Erziehung im engeren Sinn, als Inbegriff der sittlichen Bildung betrachtet. Sehr richtig wird ihr eigenthümliches, vom Unterricht verschiedenes und doch auch von diesem befördertes Wesen dargestellt. Goldne Worte sind über die Einseitigkeit früherer, jezt unvernünftiger Weise wieder zurückgewünschter, barbarischer Strenge, wie über den Mangel an Ernst in der falschen, weichlichen Milde gesagt, die noch zum großen Theil an der Tagesordnung ist. Man glaube aber nicht, daß der Verf. ein lauwarmes Juste-Milieu empfiehlt; vielmehr verlangt er ein unverrückbares Befolgen der Gebote einer mit sich selbst einigen Vernunft. Um zu ermitteln, in wie weit Erziehung, Unterricht und Schule auf die Anforderungen der Zeit Rücksicht zu nehmen haben, liefert derselbe eine recht gelungene Charakteristik ihres Geistes und bestimmt treffend, was in unseren gegenwärtigen Tendenzen und Forderungen Wahres liege, und daß man diesem Wahren Genüge leisten müsse, wenn man sich nicht eines vernunftwidrigen Starrsinns schuldig machen wolle. Daß die Jugendbildung den Stand und künftigen Beruf in gewissem Maaße berücksichtigen müsse, wird zugegeben, bekämpft aber wird der Irrthum, der Rücksicht auf künftigen Beruf die eben so wichtige, auf allgemeinmenschliche, religiöshumane Bildung zu opfern, wie leider hie und da gefodert und selbst geboten wird. — Nachdem in gleich besonnener Weise alle bei der Erziehung in Frage kommenden Punkte besprochen worden, geht der Verf. zum eigentlichen Unterricht und zu der Erörterung über, welchen Einfluß auf Entwicklung des Geistes derselbe haben müsse, welche Gegenstände und in welcher Weise und Stufenfolge sie zu behandeln seyen. Vor Allem warnt er, nicht gegen den Stufengang zu verstoßen, den die natürliche Entwicklung der Seele nimmt. Wie auf der ersten Stufe Sinnlichkeit, Wahrnehmung, Gedächtniß und Erinnerung, auf der zweiten Gefühl und Phantasie, auf der dritten erst Verstand und Vernunft vorherrschend seyen, so solle der Unterricht auch diese Seelenkräfte in dieser Stufenfolge vorzugsweise in Anspruch nehmen; aber man solle auch nicht außer Acht lassen, daß alle Seiten der Seelenbethätigung immer gleichzeitig mitwirkten, daß auf der Stufe der Sinnlichkeit auch Gefühl und Phantasie und selbst Verstand und Vernunft, und eben so auf der Stufe des Verstandes und der Vernunft noch Sinnlichkeit, Gefühl und Phantasie ein gewisses Recht behaupten. — Bei Bestimmung der Lehrgegenstände macht er drei Gesichtspunkte geltend, nach denen ihr Werth zu beurtheilen sey: 1) sofern ihr Stoff Nutzen gewährt, entweder für künftige Anwendung, oder für vollkommenere Auffassung der Welt; 2) sofern sie zur Entwicklung und Uebung der Geisteskräfte sehr geeignet sind; 3) sofern sie ein nothwendiges Hülfswissen für die Hauptgegenstände gewähren. Hienach bieten sich die Muttersprache und fremde Sprachen, Religion und Philosophie, Naturkunde und Mathematik, Geographie und Geschichte, Gesang und Zeichnen, wenn sie in gehöriger Stufenfolge und nach den Bildungsstufen gehörig behandelt werden, als nothwendige und sehr nützliche Lehrgegenstände dar. Manche werden die Philosophie befremdlich finden. Der Verfasser beschränkt sich aber auf Psychologie und Logik, an welche sich eine Encyklopädie und Methodologie der Facultätsstudien anschließen soll, und auf das lezte Schuljahr. Wir sind einverstanden, wenn man mit den Gymnasien überall ein auf zwei Jahre berechnetes Lyceum verbindet, in welches Schüler, nachdem sie das linguistische Gymnasium absolvirt haben, in der Regel aber nicht vor dem 18ten Lebensjahre eintreten. Die lezten Paragraphen handeln von den Unterrichtsanstalten. Der Verf. unterscheidet, indem er von Universitäten nicht handelt, nur Elementar- und Mittelschulen; in leztere sollen die Schüler erst mit dem 10ten Jahre eintreten, durch zwei Klassen gemeinschaftlich unterrichtet, dann aber zum Theil getrennt werden, je nachdem sie studiren, oder einen höheren bürgerlichen Lebensberuf ergreifen wollen. Wir haben uns gegen solche Vermischung schon gegen Troxler vor zwei Jahren erklärt, und wir können darin immer noch kein Heil erblicken. Wir bleiben dabei: Bis zum 12ten Jahre gemeinschaftlicher, vorzugsweise die Geisteskräfte bildender und zu weiterem Lernen aufmunternder Unterricht, dann getrennter für Studirende und Nichtstudirende. Und bis Friede ist zwischen Humanisten und Realisten, wäre selbst Trennung der vorbereitenden Klassen gut; sonst gibt es doch nur wieder „Lateinische Hexameter.“ Nicht alle philosophische Schulmänner sind so echthuman, wie unser Verfasser. Trefflich ist, was er über Werth und Weise des Muttersprachunterrichts sagt. Daß er Landschulen anders als Stadtschulen behandelt wissen will, hat unsern vollen Beifall, ebenso, daß er in der Regel nicht vor dem 7ten Jahr die Kinder zur Schule geschickt, nicht vor dem 20sten die Universität bezogen wissen will. Der Lehrplan zeichnet sich durch mäßige Stundenzahl aus; aber ein vorzügliches

Mittel, ein gleichzeitiges Vielerlei zu vermeiden, finden wir nicht angewendet, dies, gewisse Gegenstände anfangs allein und vorwaltend betreiben, dann andern verwandten weichen zu lassen, z. B. Geographie und Geschichte. Das kommt aber daher, daß der Verf. die einzelnen Disciplinen nicht durchgreifend genug unter dem rein pädagogischen Gesichtspunkt aufgefaßt hat.

5) Die Erziehung des Menschen auf seinen verschiedenen Altersstufen. Uebersetzung des Werkes: De l'éducation progressive ou Etude du cours de la vie par Mdme. Necker de Saussure, von A. v. Hogguer und K. v. Wangenheim, mit einigen Anmerkungen des Letzteren. 1r Theil. Hamburg, Perthes, 1836.

Dieses Werk ist gerade zur rechten Zeit erschienen, indem es als ein zum großen Theil berichtigendes Seitenstück zu Beneke's Erziehungslehre betrachtet werden darf. Zwar ist es ganz ohne alle Beziehung auf letztgenanntes Werk erschienen und darf mit demselben, wenn man auf reinwissenschaftlichen Werth sieht, auf keine Weise verglichen werden. Dagegen hält es sich mehr auf dem Boden thatsächlicher Erfahrungen, gründet auf dieselben zwar keine strenge Theorie, wohl aber Schlüsse aus analogen Fällen und leitet daraus Ermahnungen und Regeln für die Erziehung ab. Mit großem Nachdruck und überzeugender Kraft weiset die Verfasserin auf die Nothwendigkeit frühester sorgfältiger Erziehung der Kinder hin, indem sie durch die angeführten und zusammengestellten Thatsachen über allen Zweifel erhebt, wie oft in den ersten Lebensjahren, ja man dürfte beinahe sagen, Lebensmonaten, schon gewisse Neigungen, Triebe, Gewohnheiten sich entwickeln und selbst festsetzen, wie ferner daraus für die Zeit, in welcher man gewöhnlich die Kinder erst zu erziehen anfängt, die bedeutendsten Folgen hervorgehen, so daß, hat man gute Eigenschaften begründet, das Werk der Erziehung bedeutend erleichtert, hat man dagegen tadelnswürdige aufkommen lassen, dasselbe eben so und noch mehr erschwert wird. — Vorliegender erster Theil ist der Darstellung der Entwicklung des kindlichen Geistes und seiner zweckmäßigen Behandlung bis zum vierten Jahre inclusive gewidmet. Die Verfasserin, selbst mütterlich sorgfältige Erzieherin eigner Kinder, wendet sich mit ihren Rathschlägen auch meist an die Mütter, denen die Kinder bis zu diesem Alter, ja bis zum sechsten Jahre fast ganz zu überweisen sind; zeigt ihnen, welches Verdienst sie sich um das allseitige Gedeihen ihrer Kinder erwerben, aber auch, welche Schuld sie auf sich laden können, wenn sie diese schönste, edelste, natürlichste Pflicht versäumen. Die Vorschriften, die sie gibt, zeugen von feiner Beobachtung und reifer Erfahrung, von tiefer und vielseitiger Ueberlegung und danach bemessener Wahl des Zweckmäßigen, Bewährten, der kindlichen Natur Angemessenen. Der Geist, in dem sie gegeben sind, ist, wie der des ganzen Werkes, der Geist reinster Sittlichkeit und Frömmigkeit. Sittlichkeit und Frömmigkeit sind es auch, worauf sie es bei aller, auch bei der frühesten Erziehung schon angelegt wissen will, ohne die Entwicklung der Intelligenz, oder die Pflege, Behütung und Kräftigung des Leibes hintanzusetzen. Aber sie warnt dabei vor dem vielen Erziehen durch wortreiche Ermahnungen, Gebote und Verbote; ermahnt vielmehr wiederholt, so viel möglich durch Beispiel zum Thun des Rechten, zum Gefühl des Göttlichen hinzuleiten, was freilich nicht anders gelingen könne, als wenn dieses Beispiel kein gemachtes, oder gar vorgemachtes, sondern wenn es der natürliche Ausdruck der eigenen Lebensgewohnheit sey. Sympathie und Nahrungstrieb weiset sie als die in jedem Kinde gegebenen Hauptkräfte nach, von deren sorgfältiger Benutzung Alles abhange, und der Hauptgrundsatz ist, daß Gleiches Gleiches erzeuge. Der Grundsatz ist bei kleineren Kindern unbedingt anwendbar und seine Anwendung leistet auch bei größeren in der Regel noch mehr, als die jedes anderen. Leidenschaftlichkeit, Zorn ꝛc. der Kinder wird nicht ausgerottet durch Zorn, sondern durch Sanftmuth, die als Decilliontel des Zorns nur Festigkeit und Unerschütterlichkeit in dem, was man von dem Kind begehrt, oder ihm verweiset und verweigert, zur Begleiterin haben muß. Begegnet man dem Kind selbst zornig und leidenschaftlich, so kann man wohl äußere Folgsamkeit durch knechtische Furcht, die man ihm einjagt, hervorbringen, nicht aber Umstimmung; vielmehr schlägt die bloß unterdrückte Leidenschaft des Kindes gewöhnlich nach Innen, und wird dort leicht Tücke und Bosheit, oder macht sich gegen Andere Luft. Durch die eigene Gelassenheit gelingt es z. B. den Quäkern, schon diese Tugend ihren 6—7jährigen Kindern zur andern Natur zu machen. Und welche Festigkeit des Willens zeigen diese Quäcker nicht in Dingen, auf welche sie einmal Werth setzen? Ein zweiter Grundsatz ist der, in der Erziehung überall positiv, so wenig wie möglich negativ zu Werke zu gehen, d. h. nicht im Verbieten des Unrechten, sondern im Gebieten des Rechten und im Anleiten dazu stark zu seyn. Wenn z. B. ein Kind mit Scheere und Messer spielt, ihm nicht bloß diese Dinge wegzunehmen und ihm zu verbieten, sie wieder zu nehmen, sondern sogleich es mit etwas anderm zu beschäftigen, ihm zu einer anderen, besseren Befriedigung seines Spiel- und Thätigkeitstriebes Gelegenheit zu verschaffen. Ueberhaupt soll

man die Kinder immer zweckmäßig beschäftigen, weil Mangel an Beschäftigung, die lange Weile, die meisten Unarten gebiert. Hiemit ist aber nicht gemeint, daß man sich persönlich immerfort mit den Kindern zu schaffen machen oder gar mit ihnen spielen solle. Im Gegentheil: das zu viele mit den Kindern sich Befassen ist ihnen so schädlich, wie — sans comparaison — das gleiche Verfahren den jungen Hunden. Aber Gegenstände, mit denen sie etwas anfangen können, biete man ihnen dar: Sand, kleine Steine, hölzerne Klötzchen und möglichst rohe Spielwaaren. Nur wenn sie ermatten, helfe man ihnen ein wenig nach ꝛc. Es ist dieses Alles und noch weit mehr, mit großer Ausführlichkeit und mit eben so großer Ueberzeugungskraft vorgetragen und durch thatsächliche, psychologische Erfahrungen als zweckmäßig nachgewiesen. — So sehr ich der Verfasserin beistimme, sofern sie von der Nothwendigkeit spricht, auch schon früh den religiösen Sinn zu wecken; so glaube ich doch, daß sie zu früh mit dem Positivchristlichen und mit Reflexionen kommt, welche das Kind wohl nachbeten lernt, aber nicht empfindet. Wenn der pädagogische Werth dieser Schrift, die sich würdig unseres Jean Pauls Levana an die Seite stellt, unbezweifelt und groß genannt werden darf, besonders wenn sie von Müttern gelesen und befolgt wird; so ist sie nicht minder wichtig als Beitrag zur empirischen Psychologie. Diese ist gewiß durch nichts so sehr zu fördern, als durch die reichste Beobachtung kleiner Kinder. Bei uns haben sich bisher nur der selige Schwarz und dann Jean Paul damit beschäftigt; Rousseaus Beobachtungen sind nicht rein und unbefangen genug. Möchten Mütter und Erzieher kleiner Kinder es nicht verschmähen, genaue Tagebücher über das Regen und Wachsen der Psyche vom ersten Momente des Daseyns an zu halten. Zur zusammenfassenden Darstellung des an vielen Kindern Beobachteten wird sich dann die Gelegenheit schon bieten. Dann erst wird eine wohlbegründete Theorie der wahren Genesis des menschlichen Geisteslebens in seinen drei Hauptrichtungen, und eine eben darauf gegründete, dem Unfehlbaren nahe kommende Erziehungslehre möglich. Die Anmerkungen, mit welchen Herr von Wangenheim die Uebersetzung des Werks begleitet hat, sind eben so viele Bereicherungen desselben.

6) Etwas über die Erziehung in der Kinderstube, in Briefen. Meißen, bei C. E. Klinkicht und Sohn, 1836.

Diese Briefe, die ein Vater an seine neuvermählten Töchter richtet, schließen sich in ihrer Tendenz dem größeren Werk der Madame Necker de Saussure an. Sie unterscheiden sich von demselben dadurch, daß sie nicht sowohl eigene Forschungen und die aus denselben für die Kindererziehung gefolgerten Resultate mittheilen, sondern nur eine Zusammenstellung dessen, was andere ausgezeichnetere Pädagogen hierüber ausgesprochen haben. Darin aber kommen sie mit jenem größeren Werk überein, daß sie die Wichtigkeit der ersten Erziehung und die Pflicht der Mütter, dieser sich zu widmen, hervorheben. Gewöhnung, wo es erforderlich scheint Nöthigung zum Guten wird empfohlen, als Grundlage von allem Uebrigen aber Gewöhnung an unbedingten Gehorsam. Doch warnt der Verfasser auch in dieser Beziehung, wie Madame Necker und alle erfahrenen Pädagogen vor dem Uebermaaß der Strenge oder gar Härte, wodurch Tücke oder völlige Willensschwäche, ja Willenlosigkeit erzeugt wird. Hauptregel bleibt hier: Man gebiete und verbiete nicht Alles, vielmehr suche man die Neigung zum Rechten und den Abscheu vor dem Gegentheil hervorzubringen, lasse Leidenschaften und Begierden, die keinem Kinde in ihrer Richtung auf bestimmte Gegenstände angeboren sind, nicht aufkommen, stärke und bringe dadurch zur Herrschaft die edleren Triebe, an denen es auch keinem Kinde der Anlage nach fehlt. Man lasse ferner den Kindern einen gewissen Kreis, in dem sie sich frei und mit Selbstständigkeit, aber ohne Gefahr auszuarten, bewegen lernen können. Dann ist von großer Wichtigkeit, nach und nach diesen Kreis zu erweitern und mit heranwachsendem Alter den Ton des Gebietens zu mildern, die Gebote in Grundsätze zu verwandeln ꝛc., damit, wann man Jüngling und Jungfrau doch endlich ihrer eigenen Leitung überlassen muß, sie nun sich auch selbst zu leiten wissen. Uebrigens läßt sich der Verfasser ziemlich speciell auf die Hauptfälle ein, die bei der frühesten Kindererziehung, bei der leiblichen wie bei der geistigen und sittlichen zu beobachten und zu vermeiden sind, und gibt dann lauter bewährte Grundsätze und Vorschriften. Wir halten das Büchlein für recht nützlich und keineswegs überflüssig, weder neben der Madame Necker Werk, noch neben des Herrn Schuldirector Sickel „Erziehungslehre für Mütter,“ welche wir früher in diesen Blättern empfohlen haben. Größere Kürze und Einfachheit, verbunden mit dem Ton väterlicher Herzlichkeit geben ihm, rücksichtlich praktischer Brauchbarkeit, wohl noch einen Vorzug.

Dr. W. B. Mönnich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 61.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 15. Juni 1838.

Neue Reisen.

11) Reisen und Länderbeschreibungen. Herausgegeben von Widenmann und Hauff. 14te Lieferung. Astoria oder Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Rocky Mountains. Aus dem Engl. des Washington Irving. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1838.

Im Jahr 1810 wurde Herr Astor in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zum Chef einer Pelzhändler-Compagnie gewählt und eine Expedition von ihm ausgerüstet, um an der Nordwestküste von Amerika eine Handelscolonie anzulegen. Die Reisenden begaben sich auf ein Schiff unter Capitain Thorn; vier Mitglieder der Compagnie standen an der Spitze, Mac Dougal, Mac Kay und zwei Stuart. Unter dem Gefolge spielten die französischen Handlanger die erste Rolle. „Die canadischen Reisenden bilden eine Art Brüderschaft, gleich den Arrieros in Spanien, und werden, wie diese, zu langen Binnenreisen oder Handelsexpeditionen verwendet, jedoch mit dem Unterschiede, daß die Arrieros zu Lande, die canadischen Reisenden aber zu Wasser gehen — jene mit Pferden und Maulthieren, diese mit Barken und Canots. Sie danken ihre Entstehung dem Pelzhandel, denn die französischen Pelzhändler waren die ersten, welche sie bei ihren abenteuerlichen Expeditionen auf den labyrinthischen Seen und Flüssen des unermeßlichen Binnenlandes verwendeten. Sie entstanden mit den bereits erwähnten Waldläufern zu gleicher Zeit, und pflegten wie diese die Zwischenzeit von einer ihrer gefährlichen Expeditionen zur andern im Müßiggange und unter rauschenden Vergnügungen hinzubringen. Binnen kurzem vergeudeten sie auf solche Weise die Früchte langer Anstrengung und thaten es in Sorglosigkeit und Leichtsinn ihren Nachbarn, den Indianern gleich. — Als Canada in die Hände der Engländer fiel und die französischen Handelshäuser sich auflösten, ging es den Reisenden und den Waldläufern lange Zeit sehr schlecht. Es kostete ihnen viele Mühe, sich in den Dienst der in Sitten, Gebräuchen und Sprache von ihren vormaligen Herren so verschiedenen neuen Ankömmlinge einzugewöhnen. Nach und nach fügten sie sich jedoch in die Veränderung und betrachteten endlich die brittischen Pelzhändler, und besonders die Mitglieder der Nordwestcompagnie, als die legitimen Herren der Schöpfung. — Die Kleidung dieser canadischen Reisenden ist ein Mittelding zwischen der des Indianer und der europäischen Colonisten. Sie tragen eine Art Oberrock aus einer wollenen Decke gemacht, ein Hemd von gestreiftem Baumwollenzeug, Pantalons von Tuch oder Beinkleider von Leder, Mocassinen von Hirschfellen und einen Gürtel von buntfarbiger Wolle, an dem das Messer, der Tabaksbeutel und anderes Geräthe hängt. Ihre Sprache ist eben so bizarr als ihre Tracht; sie ist ein französisches mit indianischen und englischen Wörtern und Redensarten ausgestattetes Patois. — Das Leben der canadischen Reisenden verstreicht unter mühseligen und weiten Pilgerfahrten für jeden, der sie in Sold nehmen will, hauptsächlich aber für die Pelzhändler. Sie sind meist von französischer Abkunft, und haben alle die Munterkeit und Sorglosigkeit geerbt, durch die ihre Vorfahren sich auszeichneten. Ein unerschöpflicher Vorrath von Anekdoten und Liedern steht ihnen zu Gebote, und stets sind sie zum Tanz bereit. Statt jener Roheit und Grobheit, welche Leuten gewöhnlich anzuhängen pflegen, die sich mit schwerer mühsamer Arbeit beschäftigen, sind die canadischen Reisenden stets voller Höflichkeit und Gefälligkeit. Bei jeder Gelegenheit leisten sie sich gegenseitig kleine Dienste, trösten und heitern sich in ihren Mühsalen auf und nennen sich, auch wenn kein Verwandtschaftsband besteht, untereinander Bruder und Vetter. — Es kann in der ganzen Welt keine ihren Obern ergebenere, mehr zu Ertragung von Beschwerden fähige und bei allen Entbehrungen fröhlichere Leute geben, als diese canadischen Reisenden sind. Nie fühlen sie sich glücklicher, als wenn

sie mit großer Anstrengung einen Fluß aufwärts oder an den Ufern eines Sees hinsteuern, und dann die Nacht unter freiem Himmel, schwatzend, um ein Feuer gelagert, hinbringen. Sie sind sehr geschickte Schiffleute, die das Ruder gut zu führen wissen, und im Stande von Morgen bis Abend zu arbeiten, ohne daß ihnen auch nur ein unwilliges Wort entfährt. Während der Fahrt singt der, der am Steuer steht, irgend ein altes französisches Vaudeville; die Ruderschläge der Uebrigen geben den Takt, und der Schlußvers wird im Chor wiederholt. Fühlen sie sich zufällig abgespannt oder verdrießlich, so darf man nur eins ihrer Lieblingslieder anstimmen, um sie sogleich wieder in Gang zu bringen. Wie oft haben die Echos der canadischen Flüsse diese alten französischen Lieder wiederholt, die seit den frühesten Tagen der Colonie vom Vater auf den Sohn übergegangen sind. Welch angenehmen Eindruck macht es nicht, wenn man beim Sinken eines schönen Sommertags eine Barke die klaren Gewässer eines Sees durchschneiden, und die Ruder nach dem Takt eines jener alten Gesänge bewegen sieht, oder wenn unter fröhlichen Melodien, der aufgehenden Sonne entgegengesungen, ein Chor dieser Reisenden von der mächtigen Strömung einen der majestätischen Flüsse Canadas hinabgetrieben wird. — Doch ach, wir sprechen da von Dingen, die raschen Schrittes ihrem Ende entgegen eilen. Die sinnreichen Erfindungen der Mechanik verscheuchen alle Poesie; die Dampfschiffahrt entkleidet unsre Flüsse und Seen alles Wilden und Romantischen, und die Steamers haben sich den canadischen Reisenden eben so unheilbringend erwiesen als den Schiffleuten des Mississippi. Der Ruhm der canadischen Reisenden ist verschollen; sie sind nicht mehr die Herren unsrer Binnenseen und die großen Schiffer der Wildniß. Noch begegnet man wohl hie und da leichten Fahrzeugen, deren Mannschaft Zelte am Ufer aufschlägt und Feuer anzündet, allein sie besuchen jetzt nur noch die seichten Flüsse, wohin Dampfboote nicht dringen können. Noch einige Jahre, und die canadischen Reisenden werden ganz verschwunden seyn; ihre Gesänge sterben mit den Echos dahin, von denen sie unlängst noch wiederholt wurden. Sie werden vergessen werden und gleich ihren Gefährten, den Indianern, nur noch in dichterischen Träumen von vergangenen Zeiten wieder aufleben."

Eine zweite gleichzeitige Expedition wurde zu dem gleichen Zwecke zu Lande über die Rocky Mountains geschickt, angeführt von Herrn Hunt. Beide sollten an der Küste zusammentreffen und über den zweckmäßigsten Ort, wo die Niederlassung anzulegen wäre, übereinkommen.

Die See-Expedition gelangte unter manchen Widerwärtigkeiten, die in den Persönlichkeiten der Chefs ihren Grund hatten, an die ersehnte Küste und legte sogleich die Faktorei Astoria an, auf der Landspitze, die man Point George nennt. Hier bekam sie bald Händel mit den benachbarten Indianern, die das Schiff erstürmten und den Capitain umbrachten, aber von einem jungen Mann, Namens Lewis, der die Pulverkammer anzündete, in die Luft gesprengt wurden. Einige andere Reisegefährten, die den Indianern lebendig in die Hände fielen, wurden unter grausamen Martern geopfert. Inzwischen gelang es doch Herrn Mac Dougal, sich und einen Theil seiner Gefährten zu retten, indem er den Indianern, die ihn schon umringt hatten, eine Flasche entgegenhielt und ihnen sagte: er halte darin die Pocken (den gefürchtetsten Feind der Indianer) verschlossen, wenn er die Flasche öffne, so seyen sie alle verloren. Sie wichen nun erschrocken zurück.

Unterdeß war auch Herr Hunt zu Lande aufgebrochen. Zu ihm gesellten sich einige jener halbwilden Dolmetscher und Wegweiser, die wir schon aus Coopers Romanen kennen, in denen entweder die europäische Kultur verwildert ist, oder die Mischlinge von Weißen und Indianern sind. Washinton Irving, in solchen Darstellungen Meister, charakterisirt sie uns so gut, als man es nur von einem Romane verlangen könnte. Besonders lebendig ist die Flucht des Einen vor einer ganzen Horde ihn verfolgender Wilden geschildert (Seite 109). Herr Hunt sollte selbst mit diesen Indianern zu thun bekommen. Der wilde und kriegerische Stamm der Sioux widersetzte sich seiner Expedition, und lauerte ihm auf, ließ sich aber durch den Anblick von Geschenken zum Frieden bewegen. Sodann folgte Hunt den Krümmungen des Missouri, betrat die unendlichen Steppen, in der lautlos die Heerden unzähliger Büffel weiden (Coopers berühmte Prairie) und kam wieder zu Indianern, die einen Pferdemarkt hielten, bei welchem Anlaß der Verfasser folgende Bemerkungen anknüpft: „Die Spanier haben dadurch, daß sie das Pferd in Amerika einheimisch machten, den Charakter und die Lebensweise der Indianer von Grund aus geändert. In Chili, Tucuman und andern Gegenden des Südens sind den Tartaren ähnliche Stämme entstanden, welche den Bewohnern der Städte und der Pflanzungen gefährlich werden, und auch uns droht mit der Zeit eine ähnliche Gefahr von den unermeßlichen Landstrichen des fernen Westens. Daß diese bereits nicht mehr bloß in der Einbildung beruhe, wissen die Handelsleute, die den spanischen Markt von Santa Fe und die entlegenen Posten der Pelzhandel-Compagnien besuchen, nur zu gut. Diese müssen jetzt zu wohl bewaffneten Karawanen vereinigt reisen, und haben dennoch mörderische Angriffe von den Pawnees, den Comanches und den Schwarzfüßen auszuhalten, von denen sie entweder auf ihrem mühsamen Weg über die Ebenen oder in den Gebirgspässen überfallen werden." — Herr Hunt kam bald in sehr schwierige Lagen, da unter seinen eignen Leuten ein Complott ausbrach, ihn zu berauben und zu den Indianern überzugehen

was bei den Halbwilden an den Grenzen gewöhnlich ist; und da ihm das Terrain fast unüberwindliche Hindernisse entgegensetzte. Eine unwirthbare Wildniß, tobende Gewässer, Stromschnellen, unwegbare Felsen, das alles finden wir hier wieder, wie wie es längst aus den frühern Reisebeschreibungen, die von dem äußersten Norden Amerikas handeln, kennen gelernt haben. Und eben so die natürlichen Folgen davon, Verzweiflung der Reisenden, Verlust der Boote im reißenden Strom, Verfehlen des rechten Wegs, Gefahr des Hungertodes, unsägliche Anstrengungen. Auf der mühseligen Wanderung am Schlangenfluß verlor Herr Hunt alle seine Leute bis auf fünf, die ihm treu blieben. Als sie halbverhungert endlich wieder Nahrung fanden, kam auch ein verirrter Gefährte wieder zu ihnen, Namens Prevost, der vor Begierde nach dem Fleische, das er am andern Ufer braten sah, in seinem Canot umhersprang und tanzte, wodurch aber das Canot umschlug und er vom Strom fortgerissen ertrank.

Endlich, im Jahr 1812, stieß Herr Hunt auf eine Abtheilung der Seeexpedition, die nach der Gründung von Astoria ins Innere des Landes vorgedrungen war, um zu recognosciren und ihn aufzusuchen.

Astoria wurde trotz dieser Schwierigkeiten eine Zeit lang behauptet. Der Verfasser geht nun näher auf die Schilderung der Indianerstämme ein, die in jener Gegend wohnen. Sie pflegen ihren Kindern die Köpfe platt zu drücken. Von ihrer Religion wird folgendes gemeldet: „Sie hatten einen Begriff von einem wohlthuenden und allmächtigen Geist, dem Schöpfer aller Dinge, der, wie sie glaubten, nach Belieben allerlei Gestalten, vorzugsweise aber die eines ungeheuren Vogels annehme. Er bewohne gewöhnlich die Sonne, durchfliege aber oft die Räume des Himmels und sehe Alles, was auf der Erde vorgehe. Bemerke er hier etwas ihm Mißfälliges, so gebe er seinen Unwillen durch furchtbare Stürme und Gewitter zu erkennen. Der Blitz sey das Leuchten seiner Augen und der Donner das Rauschen seiner Schwingen. Um sich seiner Gunst zu versichern, brachten ihm die Indianer jährliche Opfer von Salm und Wildpret, den Erstlingen ihres Fischfangs und ihrer Jagd."

Die Compagnie des Herrn Astor rüstete ein neues Schiff aus, die junge Colonie zu unterstützen, von welcher aus die Herren Reed, Stuart rc. neue höchst gefahrvolle Expeditionen ins Innere des Landes machten. Allein alle Anstrengungen der Compagnie scheiterten zuletzt an der Rivalität der englischen Pelzhändler, die in diesen Gegenden viel mehr Thätigkeit entwickelten und ihren Hülfsquellen (in Canada) näher waren; die Compagnie hielt es mithin für das Gerathenste, Astoria an die Engländer zu verkaufen. Die Vereinigten Staaten machten zwar aufs Neue die Ansprüche der Oberherrlichkeit über diese Colonie geltend, man kam aber zuletzt überein, diese Staaten und Großbritannien sollten sie gemeinschaftlich besitzen und der Pelzhandel beiden Nationen frei stehen. Im Jahr 1821 wurde Astoria völlig verlassen und ein anderes Fort, Vancouvre, 60 Meilen tiefer im Lande errichtet.

Pädagogik.

7) Freimüthige Gedanken über eine zweckmäßige Umgestaltung der Gymnasien von L. B. Jüngst, Lehrer am Gymnasium zu Bielefeld. Bielefeld, Velhagen und Klasing, 1836.

Dies ist die ärgste pädagogische Ketzerei, welche durch die Lorinseriomachie hervorgerufen worden ist. Doch sie steht nicht so ganz einsam. Herr Director K. Hofmeister, der geistvolle Verfasser von Schillers Leben und Geistesentwicklung, hat sie bereits in seinem pädagogischen Roman „Romeo", einem sehr geschickten Anwalt in den Mund gelegt; und sie besteht in nichts Geringerem, als in der frevelvollen Behauptung, daß wahrhaft humane Bildung nicht allein möglich sey, sondern einzig und allein zu gewinnen sey — ohne Latein und Griechisch! — Welchem philologisch Gebildeten schaudert nicht die Haut? Vielleicht aber Manchem mehr vor freudigem, als vor niederbeugendem Schreck. Man kann hundert gegen eins wetten, daß ⁴/₅ von denen, welche der Qual gedenken, die sie beim Exponiren und Componiren empfunden, nichts weiter bedauern, als daß zur Zeit ihrer Schulstudien diese Ansicht nicht schon befolgt worden ist. — Wir geben zu, daß eine nationalhumane Bildung möglich und für die Meisten zu wünschen, ja für die Foetentwicklung des Lebens sehr heilsam sey; aber künftige Juristen, Theologen und Mediciner von der Erlernung der alten Sprachen zu dispensiren, darin scheint uns Herr Jüngst zu weit zu gehen. Ganz Recht hat er, und wir haben es selbst öfters schon ausgesprochen, daß die Erlernung der alten Sprachen, wie im Reformationszeitalter, so überhaupt nur einen Werth hat als Vorbereitung auf gelehrte Berufsstudien; Unrecht müssen wir ihm aber darin geben, daß er die Vorbereitung auf künftigen Beruf zu gering anschlägt, und daß er das Studium der alten Sprachen als eine nicht nothwendige Vorbereitung auf akademische Studien für alle ansieht, die nicht etwa gradezu Facultätsprofessoren werden wollen. — Im Widerspruch in dieser Beziehung mit dem Verfasser, können wir doch nicht umhin, einzugestehen, daß er mit Geist und Klarheit, wie nicht minder in einer edlen, einfachen und sanft überredenden Sprache seine Ansicht entwickelt hat. Doch will es uns fast scheinen, als habe ihn die Scheu vor Ueberladung mit

zu vielerlei und davor, daß dadurch nicht allein die leibliche, sondern (hört! hört!) noch mehr die geistige Gesundheit schaden leide, gar zu ängstlich gemacht. Er beschränkt die Stundenzahl zu sehr. Zwölf Stunden möchten für die allerersten Anfänger hinreichen; aber im zweiten sind 18 Stunden wöchentlich, zwei Vormittags und eine Nachmittags nicht zu viel. Für 8—10jährige Knaben kann man 24, für 10—14jährige 26—28, für ältere eben so viele, wohl auch 30 wöchentliche Lehrstunden in Anspruch nehmen; und dann würde sich bei übrigens zweckmäßiger Stundenvertheilung Zeit genug für das Lateinische und Griechische nachgefunden haben, für diejenigen nämlich, welche den gelehrten Studien sich widmen wollen. Der Verf. hat fast durchweg, mit Ausnahme der untersten Classe, 4—6 wöchentliche Stunden weniger angesezt. Freilich scheint er die Zeit für Anderes noch zu brauchen. Er bleibt nämlich nicht allein bei Erholung durch Leibesübungen stehen, sondern will damit auch noch Gartenarbeit, botanische und mineralogische Wanderungen und Erlernung eines leichten Handwerks in Verbindung bringen, ein Gedanke, der weitere Erwägung verdient. Auch hier kehrt endlich die Forderung wieder, nicht vor Antritt des 7ten Jahres Kinder in die Schule aufzunehmen, während vielerorten schon 5-, ja 4jährige zur Schule geschickt werden. Dem Uebelstande wird gründlich dadurch abgeholfen werden, daß man Kleinkinderschulen nicht bloß für arme und verwahrlosete, sondern für alle Kinder errichtet, in welche 3—6jährige eintreten dürfen. Aber streng verboten müßte den Kleinkinderschulen aller eigentlicher Schulunterricht werden.

8) Die Real- und Gewerbsschulen, oder über die zweckmäßigste Einrichtung der Lehranstalten für die gewerbtreibenden Volksklassen, von Dr. Fr. Ammermüller. Stuttgart, Steinkopf, 1837.

Wenn der Verf. in der Vorrede behauptet, daß beim Entwurf der Lehrpläne für die Gewerbschulen bisher entweder pädagogische, oder technilologische Einseitigkeit vorgeherrscht habe; so zeigt dies nur Nichtbeachtung der hieher gehörigen, nur zu reichen Literatur. Prof. Herrmanns Schriften über technische Lehranstalten, Director Klödens eben dahin einschlagende Schriften, des Seminardirectors Harnisch Werk über Bürgerschulen, des Staatsraths v. Nebenius Werk über techn. Lehranstalten 2c, brauchen nur genannt zu werden, um jeden zu überzeugen, daß denn doch im Wesentlichen das Rechte schon von bewährten Männern gesagt ist. Daß es befolgt würde, daß man sich überall über Grundsätze, Lehrgegenstände, Methode 2c. geeinigt hätte, ist eine andere Sache; daß dies geschehen werde in einer Zeit, wo man selbst über Einrichtung der Gelehrtenschulen keineswegs einverstanden ist, daran ist wohl auch nicht zu denken. — Wenn nun namentlich der Verf. an der von ihm seiner Schrift zu Grunde gelegten Ansicht hervorhebt, daß sie technische und humane Bildung zu vereinigen suche, so ist dies zwar ganz das Rechte, aber nicht neu. Ref. erinnert sich z. B., vor sechs und vor vier Jahren dieselbe Ansicht den Abhandlungen, die er in seinen pädagogischen Blättern dem Real- und Gewerbsschulwesen gewidmet hat, nicht allein zu Grunde gelegt, sondern in ihnen auch gerechtfertigt zu haben. Dasselbe hatten aber vor ihm, wenn auch in anderer Weise, bereits Director Spilleke, Ohlert u. m. A. gethan. — Gleichwohl ist es heilsam, wenn die Wahrheit immer wiederholt, und wenn immer wieder auf Befolgung derselben gedrungen wird. Darum ist auch Herrn Ammermüllers Schrift willkommen zu heißen, die uns einen denkenden und durch manche nützliche Erfahrung vor Einseitigkeiten sich hütenden Mann kennen lehrt. Er schließt sich daher z. B. der Ansicht an, nach welcher die Realschulen von den Lateinschulen, und die für eigentliche Handwerks- oder Handlungslehrlinge bestimmten Anstalten von den höheren Gewerbschulen, in denen höhere Techniker gebildet werden, nothwendig zu trennen sind. In dem Abschnitt, darin von den Unterrichtsgegenständen der Realschule, die für Knaben von 9—15 Jahren bestimmt seyn soll, gehandelt wird, hat der Verf. mehrere eigenthümliche Ansichten geäußert, denen man aber nicht beitreten kann. Haben Manche, besonders philologische Schulmänner, den Werth der Mathematik für formelle Bildung überschäzt, so schlägt der Verf. denselben, noch mehr den eines wohl bemessenen Unterrichts in der Naturkunde viel zu gering an. Wenn namentlich in lezterer die formelle Logik als solche weniger deutlich sich hervorthut, als etwa in der Sprache, so führt sie der Anschauung doch einen Reichthum von Gegenständen, Gegenstandsformen und von real wirkenden Kräften zu, welche, als Gegenbild der bloß formalen Welt des Denkens, eben darum den Geist um so glücklicher anregen, leztere in sich zu bethätigen und zu entwickeln. Dagegen legt er zu viel Gewicht auf das Französische als formales Bildungsmittel. Wenn er es zu solchem dadurch zu machen sucht, daß er es nach der Methode gelehrt wissen will, wie man das Lateinische zu tractiren gewohnt ist, so ist das vollends irrthümlich. Es ist noch eine große Frage, ob diejenige formelle Bildung, die allerdings durch diese Methode, die alten Sprachen zu lehren, erreicht wird, überhaupt die rechte ist. Die wissenschaftliche Spitzfindigkeit, der neue Scholasticismus und Skepticismus, dessen heillose Wirkungen immer deutlicher hervortreten, möchten zum großen Theil Folge derselben seyn; für künftige Männer des bürgerlichen Berufs taugt aber ein kümmelspaltender Verstand gar nichts. Die Gründe die er für Hervorhebung und Methode des Französischen und gegen bedeutendere Berücksichtigung der Naturkunde beibringt, haben uns durchaus nicht überzeugend geschienen.

W. B. Mönnich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 62.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 18. Juni 1838.

Dichtkunst.

1) Ritter Harolds Pilgerfahrt. Aus dem Englischen des Lord Byron. Im Versmaaß des Originals übersezt von Zedlitz. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836.

2) Dichtungen von Byron. Aus dem Englischen von Gustav Pfizer. Erste bis dritte Sammlung. Stuttgart, Liesching, 1836—1838.

Beide Uebersetzungen dienen sich zur Ergänzung, da die von Pfizer herausgegebene Sammlung den Childe Harold nicht enthält; beide rühren von ausgezeichneten Dichtern her, die ihre Meisterschaft in der Kunst des Verses längst bewährt haben, sind also sehr willkommen zu heißen und um so dankenswerther, je schwerer Byron überhaupt sich übersetzen läßt.

Ritter Harold von Zedlitz zeichnet sich durch einen Wohlklang aus, den wir bisher an den Uebersetzungen Byrons nur zu sehr vermißten, und es ist in vieler Beziehung bewundernswerth, mit wie vieler Kunst und glücklichen Ausdauer er alle Härten, die in der Natur einer solchen Uebersetzung liegen, geglättet hat, um nicht bloß der Phantasie, sondern auch dem Ohre zu schmeicheln. Man vergleiche z. B. den Eingang des Gedichts, wie er hier übersezt ist, mit andern Fassungen:

O Muſ', in Hellas Himmelskind genannt,
Vielfach geformt, gefadelt im Gedicht,
Gar oft beschämt durch spät'rer Lieder Tand,
Dich ruft mein Sang vom heil'gen Hügel nicht!
Zwar wallt' an Deinem Geisterborn ich dicht,
Mein Seufzer schwebt' ob Delphi's ödem Haine,
Wo Alles stumm und nur dies Quellchen spricht;
Dennoch erweck' ich nicht die müden Neune,
Ein Lied zu zieren, schlicht und einfach wie das meine!

Weilend in Albion lebt ein junger Fant,
Der sich gar oft vom Tugendweg verlor,
Den Tag um Tag in wüstem Jubel fand,
Deß Lust beschwert' der Nacht schlafselig Ohr;
Mit einem Wort, ein unverschämter Thor,
Den Saus und Braus allein erfreuen mag,
Und er sich nichts zum Augenmerk erkor
Als lose Dirnen, üppig Lustgelag,
Und müßig Lottervolk von hoh' und niedrem Schlag.

Oder folgende Schilderungen Italiens:

Italien! — Dein Weh soll' jedes Land
Durchschallen, und es wird's, die Du vor Zeiten
Der Waffen Mutter, jezt der Kunst! Die Hand,
Die einst uns schüzte, mag noch jezt uns leiten,
Mutter des Glaubens! Völker aller Welten
Sanken vor Deinen Himmelsschlüsseln hin:
Einst wird Europa Dir Ersaz bereiten,
Den Muttermord bereu'n, und rückwärts ziehn
Wird der Barbaren Fluth, und fromm um Ablaß knien!

Doch Arno winkt hin zu den Marmorzinnen,
Wo milderem Gefühl die schönen Hallen
Des tuscischen Athens das Herz gewinnen!
Umzirkt von Hügeln liegt's, wo Aehren wallen,
Wein strömt und Oel, Frohsinn und Lachen schallen,
Und Ueberfluß beut, was sein Füllhorn hägt.
Am Arnostrand, wo froh die üpp'gen Ballen,
Die heut' der Handel füllt, der Strom enträgt,
Und die begrabne Kunst sich, neu erstanden, regt.

Hier liebt die Göttin, selbst im harten Stein,
Und füllt die Luft mit Reiz! Voll Wonnebeben
Athmen die nektarsüße Schau wir ein,
Die uns unsterblich macht gleich ihr! — Schon schweben,
Gelüftet halb, des Himmels Schlei'r. — Ein Leben
Sehn wir, erstaunt, aus Form und Antliz sprühn!
Dem Kunst mehr Reiz als selbst Natur gegeben,
Und neiden jene Zeit, der es verliehn,
Daß solche Seelen sie schuf, in Begeistrungsglühn.

Wir stehen, schaun und wundern uns, und wissen,
Berauscht und wirr von Schönheit, nicht wohin!
Es wogt das volle Herz! Ja, ewig müssen
Wir hier der Künste Siegeswagen ziehn,
Und wollen, selbst gefangen, nicht entfliehn!
Doch weg mit Kunstgeschwätz, Wortkram, der Fluth
Von Sprüchen, dem Antikenmarkt entliehn,
Wo Schulwitz Narrheit prellt! Puls, Auge, Blut,
Das Herz — sie rufen laut, daß Paris' Urtheil gut.

Neigungen andrer Art. Ich schweif' umher
Am Thrasimen! Wo jener Paß sich hebt,
Einst keckem Römermuth so unheilschwer,
Bin heimisch ich! Vor meinem Blicke schwebt
Carthago's Held, wie er mit List umwebt
Die Feinde, zwischen Strand und Felsenschlund,
Wo sie umsonst den Schlingen widerstrebt!
Ihr Blut, das Bäche schwellt, raucht aus dem Grund
Der schwülen Ebne, und zerstreut liegt, todeswund.

Ganz anders zeigt der Thrasimen sich jetzt!
Ein silbern Linnen scheint der See zu tragen,
Und nur vom Pflug wird noch der Grund verletzt.
So dicht, als einst hier rings die Todten lagen,
Sieht man gedrängt nun alte Bäume ragen;
Ein Bräunlein, eine schwache, kleine Quelle,
Die Sanguinetto heißt seit jenen Tagen,
Da sie vom Blute schwoll, zeigt euch die Stelle,
Wo feucht vom Tod der Grund und rothgetüncht die Welle.

Doch Du, Clitumnus, Du, der hellsten Quelle
Lebendigster Krystall! Haben Najaden
Wohl je, den schönen Leib in süßre Welle
Tauchend, beschaut? Auf Deinen Uferpfaden
Grasen, von grünen Matten eingeladen,
Milchweiße Stier'! O, du voll Lieblichkeit,
Du Gott der reinsten Fluth, dein Silberfaden,
Von Schlachtblut rein, war wohl nur stets geweiht
Zu Bad und Spiegel für die schönste, jüngste Maid.

Auf eines Hügels sanftem Abhang oben
Steht heute noch an deinem sel'gen Strand
Ein Tempel, zum Gedächtniß dir erhoben,
Zierlich und fein geformt, an dessen Rand
Dein sanfter Strom in stillem Lauf sich wand.
Der schupp'ge Weißfisch, silberschimmernd, springt,
Spielt im Krystall, wo er die Wohnung fand,
Indeß die Wasserlilie schwimmend ringt,
Hin, wo die seichte Well' ihr murmelnd Mährchen singt.

In dieser Weise ist durchgängig die schöne Malerei des englischen Dichters mit dem deutschen Wohllaut verbunden und jene Beleidigung des Ohrs vermieden, durch den wir so häufig in andern Uebersetzungen den Genuß der Phantasie erkaufen müssen.

Gustav Pfizer hat gleichzeitig in Bezug auf andere Dichtungen Byrons dasselbe schöne Streben bethätigt, und namentlich einige der zarten kleinen Gedichte in ihrer ganzen lieblichen Anmuth wiederzugeben gewußt, solche, deren innere Grazie sich mit der Härte und Ungeschmeidigkeit der ersten Uebersetzungen am wenigsten vertrug. Wir theilen zur Probe eine der reizendsten Schilderungen aus dem Gedicht „die Insel“ mit:

Süß zogen die kunstlosen Melodie'n
Jetzt durch den köstlich stillen Aether hin,
Als Tobanai am Sommernachmittag,
In träumerischer Ruhe athmend, lag.
Wo jede Blume ausstreut Farb' und Duft,
Ein Meer von lauter Balsam ist die Luft,
Der erste Windhauch in den Palmen säuselt,
Der erste Windhauch leicht die Fluthen kräuselt,
Und hin zum Ufer drängt die blauen Wellen,
Daß sie erfrischend um die Höhle schwellen,
Wo bei der Säng'rin saß der Knab' im Moos,
Der seine Leidenschaft ins Herz ihr goß —
Bezwingend jede Seel' — am meisten die,
Die des Verlustes Schmerz geahnt noch nie!
Die sich, verzehrt von dieser Glut, der neuen,
Wie Märtyrer der Todesflammen freuen,
Im Taumel so des Schmerzens unbewußt,
Daß sterben scheint des Lebens höchste Lust!
Und sterben müssen sie! das ird'sche Leben
Hat nichts, wornach ein Herz noch könnte streben
Mit gleicher Inbrunst, wenn es einmal nur
Gekostet diese Blüthe der Natur;
Und unser Träumen all von Himmelswonnen
Ist nur ein Dürsten nach der Liebe Bronnen.

Hier saß die Tochter der Natur — die Wilde —
So heißt sie uns, obgleich ihr Herz ganz Milde;
Erwachsen ganz, so wie die Frauen sind,
Ist sie doch nach den Jahren noch ein Kind,
Nach kält'rer Zonen Rechnung — wo bedächtig
Reift Alles — nur die Sünde schnell und mächtig!
Das Kind der selbst noch kindlichen Natur,
Warm, frühreif, ohne der Entweihung Spur,
Braun wie die Nacht — mit ihren Sternen allen,
Oder die Höhle, funkelnd mit Krystallen,
Mit Augen an beredtem Zauber reich,
Im Wuchs der Göttin auf der Muschel gleich,
Wenn Liebesgötter gaukeln um den Kahn;
Wollüstig wie des ersten Schlummers Nah'n;
Doch voller Leben — ihre trop'schen Wangen;
In des Erröthens Purpur sichtbar prangen,



Von sonngebornem Blut war unterflossen
Ihr Nacken, 's schien als wäre ausgegossen
Auf sie ein Lichtstoff, welcher sanft verschmolz
Mit ihrer Haut, braun wie des Nußbaums Holz:
Wie hell Korallen unter'm Wasser glühen
Und in die rothe Nacht den Taucher ziehen.
So war dies Kind der Südsee — wie die Welle
Sie selbst in That und Willen kräftig — schnelle,
Sie trug das Schiff von Andrer Lust und Glück —
Sorglos, bis jäh die Freude trat zurück;
Dem heißen, treuen Kind, war keine Lust
So groß wie die, die sie gewährt, bewußt;
Noch ließ sich ihre Hoffnung nicht bekehren
Von bitterer Erfahrung ernsten Lehren, —
Dem eis'gen Prüfstein — der, was er berührt
Entstellt und ihm der Farben Reiz entführt.
Vor keinem Unglück zitterte ihr Herz,
Weil ihr noch fremd geblieben war der Schmerz,
Oder wenn je sie ihn empfand — die Spur
Davon verwischt ward früh — zu frühe nur!
Lächeln und Thränen waren hingegangen
Ueber ihr Herz wie über ihre Wangen.
Gleich leisen Winden, die des Seees Spiegel
Nur kräuseln, nicht zerstören mit dem Flügel;
Die ruh'ge Tiefe bald den Aufruhr stillt,
Die Fläche dehnt sich wieder glatt und mild,
Bis ein Erdbeben an der Tiefe schüttelt,
Aus ihrem Frieden die Najade rüttelt,
Und zum erstorb'nen Pfuhle, schwarz und stumm,
Rührt das lebend'ge, heitre Wasser um.

Oder die rasche lebendige Schilderung von Mazeppas Flucht durch die Wüste:

„Dahin, dahin! ich und mein Roß —
Wie Segel, die vom Sturm getrieben!
Zurück der Menschen Häuser blieben,
Wie Meteore durch den Himmel
Hinzieh'n in stürmendem Gewimmel,
Durch den das Nordlicht Feuer goß.
Nicht ging durch Stadt und Dorf die Bahn,
Durch einen wilden, weiten Plan,
Besäumt von einem dunkeln Wald,
Und außer Trümmern, grau und alt,
Von einem Schloß, in frühen Jahren
Gegründet wider die Tartaren,
Die ferne ragten auf den Höh'n,
War keine Menschenspur zu seh'n.
Der Türken Heer im vor'gen Jahr;
Auf diesem Weg gezogen war;
Kein grüner Halm der Erd' entsproß,
Wo sie zerstampft des Spahis Roß.
Trüb war der Himmel, flämisch, grau —
Ein Lüftchen strich, wie klagend, flau
An mir vorbei — ihm zu begegnen
Mit einem Seufzer, hatt' ich Lust —
Fort ging's — mit athemloser Brust
Konnt' ich nicht seufzen, nicht mich segnen.
Wie Regen fiel mein kalter Schweiß
Auf meinen Renner, glühend heiß;
Doch schnaubend, als ob der Boden brannte,
Mit donnernder Eile er weiter rannte;
Oft hofft' ich, daß doch bald die Kraft
Des Thiers durch solche Hast erschlafft:
Doch nein! mein ärmliches Gewicht
Beschwerte seine Stärke nicht;
Es galt nicht mehr ihm als ein Sporn,
So oft ich strebte zu befrei'n
Die Glieder von der Stricke Pein,
Wuchs ihm die Scheue und der Zorn.
Ich schrie — die Stimme war schon schwach,
Doch wie gepeitscht fuhr auf er jach;
Wie wenn Trompeten plötzlich klingen,
So machte jeder Laut ihn springen.
Zu röthen jezt das Blut begann
Die Stricke, welches mir entrann;
Auch fing der Durst mich an zu quälen
Wie Höllenglut verdammte Seelen ꝛc."

Durch so wohlgelungene Uebertragungen von Männern, die selbst Dichter sind und den feinsten poetischen Geist durchfühlen, wird der deutsche Leser erst mit dem Geist und Ton des brittischen Dichters, und mit dem zarten Hauch, der über allen seinen Dichtungen liegt, vertraut.

Der Gebrauch der weiblichen Reime in der deutschen Uebersetzung auch da, wo das englische Original immer nur den männlichen hat, ist schon öfters und mit Recht vertheidigt worden. Er entspricht dem Genius unserer Sprache, die nicht so viele kurze Wörter hat, wie die englische. Was für das englische Ohr nicht hart ist, die ewige Wiederkehr des männlichen Reims, ist es für das deutsche. Eher könnte man die Ausstellung machen, daß Pfizer zuweilen eine Zeile zusezt, und das kürzere Original in einer längern Paraphrase wiedergibt, was freilich immer durch die große Schwierigkeit des Reims und durch die Gefahr, bei zu großer Kürze undeutlich zu werden, motivirt ist.

3) Das Paradies und die Peri. Aus dem Englischen des Thomas Moore. Uebersezt von Leopold Gerlach. Dessau, Neubürger. S. 24.

Wir haben früher schon mehrere andere Uebersetzungen dieses berühmten englischen Gedichts angezeigt. Die

vorliegende ist wohlgelungen, einfach, weich und gefällig dem deutschen Ohre, wie folgende Probe zeigen mag:

Es ruht
Auf Syrien, dem Rosenland,
Des Abendlichtes sanfte Gluth,
Indeß in voller Größe stand
Und, einer Glorie gleich, die Sonn'
Hoch über'm heil'gen Libanon,
Deß Haupt emporragt in die Höh',
Bedeckt mit ew'gem Winterschnee,
Indeß im Blumenthale, tief
Am Fuße, ros'ger Sommer schlief.
Wer dort aus höhern Lüften blickt
Auf diese Zaubergegend hier,
Er wird von diesem Glanz entzückt.
Welch' Leben, welche Pracht und Zier!
Der Gärten Pracht, der Ströme Rand
Mit Goldmelonen schön bekränzt;
An der gestürzten Tempelwand
Die munt're Eidechs; — Alles glänzt
Und ist vom Sonnenlicht belebt!
Das Taubenheer, das aufwärts schwebt
Zum Felsen, zu dem sichern Nest! —
Im rothen Strahl des warmen West
Glänzt sein Gefieder schöner jezt;
Mit Edelsteinen scheint's besezt,
Vom Regenbogen selbst gemacht,
Dem thränenlosen, dessen Pracht
Den klaren Himmel nur umspannt
Von Peristan, dem heitern Land. —
Und dann des Schäfers Abendlied,
Der Biene Summen, — wild durchzieht
Sie Palästina's Blumenthal, —
Und der Gesang der Nachtigall,
Der von des Jordans Ufern schallt,
Den lieblichen, bekränzt mit Wald!

Pädagogik.

9) Gewerbschulen für das weibliche Geschlecht. Von Dr. W. J. G. Curtmann, Director der Realschule und Vorsteher der Volksschulen zu Offenbach. Offenbach a. M., Wächtershäuser.

Noch haben wir keine zweckmäßigen Gewerbschulen für Knaben und schon verlangt Herr Dr. Curtmann welche für Mädchen. Nichts desto weniger ist die Grundansicht, von welcher er ausgeht, eine sehr beherzigenswerthe, die nämlich, daß man, statt durch höhere Töchter-Schul-, Instituts- und Privatbildung das weibliche Geschlecht zu verbilden, lieber darauf Bedacht nehmen sollte, daß sich auch die Mädchen, im Fall sie nicht eine passende Ehe eingehen könnten, ehrlich und redlich selbst ernähren lernten. Daß hiezu die Erlernung passender Gewerbe, namentlich Handwerke, des Schneiderns, Schusterns (für Frauen), Tapezirens, Posamentirens, Gravirens, Lithographirens, Seifensiedens ꝛc. geeignet wäre, ist nicht zu bestreiten; ob aber diese Erlernung in Schulen überhaupt, und besonders für Mädchen zweckmäßig zu betreiben seyn würde, das darf bezweifelt werden. In dem ehrenwerthen Eifer, den Frauen auch die Möglichkeit einer selbstständigen Existenz zu sichern, wodurch sie eben so vor schmählicher Knechtschaft im elterlichen, oder eignen Hause, wie vor der Erniedrigung zu gemeinem Lebenswandel bewahrt blieben, vergißt überdies der Verf., daß alle Handwerke bereits übersezt sind, und daß am Ende die Folge weiblicher Handwerkstüchtigkeit noch eine größere Knechtschaft der Frauen seyn könnte, indem es gar wohl den neuen Deutschen einfallen möchte, den Frauen so die ganze Gewerbsthätigkeit aufzubürden, wie den alten Deutschen die ihrigen das Feld bestellen mußten. Uebrigens ist es aus dem Iwein bekannt, daß es im Mittelalter weibliche Spinn-, Web- und Stickfabriken gab, in denen die Weiber zu hunderten zusammengepfercht waren. Auch jezt ist das Loos von hundert und tausend', in Fabriken beschäftigten Weibern und Kindern schon beklagenswerth genug. Außerdem ist aber zu bedenken, daß, wenn von Erziehung der Töchter gebildeter und in einigem Wohlstand lebender Familien die Rede ist — für welche der Verf. eigentlich das Wort führt — es immer noch das Beste und Gerathenste bleibt, die Mädchen zu tüchtigen Hausfrauen zu erziehen, eine Aufgabe, die aber mit einiger Vollkommenheit zu lösen gar keine Kleinigkeit ist. In dem negativen Theil der Schrift, welche im Ganzen, besonders aber in den dahin gehörigen Parthien mit Geist und Witz verfaßt ist, treten wir dem Verf. vollkommen bei. Auch uns ist die superfeine, himmelhohe und meilenbreite Bildung der Mädchen ein Greuel, weil daraus für sie nichts weiter noch, als Elend und Verderben geflossen ist. Schließlich müssen wir noch anerkennen, daß die Vorschläge, die der Vf. darüber macht, wie die Gewerbschulen für Mädchen eingerichtet werden sollen, alle Beachtung von Seiten derjenigen verdienen, die für Knabengewerbschulen zu sorgen haben. Werkstätten sollen eingerichtet und in ihnen soll unterwiesen werden, zu denen sich sogar eine Waarenhandlung gesellt. Die Disposition über viele in Lehre stehenden Individuen gestattet einen solchen Wechsel, daß versäumte Schulbildung nachgeholt, schon erworbene in erforderlichem Maße gesteigert werden kann. Aber auf Einnahme aus dem Fabricirten, oder auf besondere Rentirung des Geschäfts möchte ich, in den ersten 10 Jahren gar nicht, überhaupt wenig rechnen, vollkommen zufrieden, wenn Einnahme und nothwendige Ausgaben sich deckten.

W. B. M.

Berichtigung.

Nr. 57, S. 228, Spalte 2 im Titel lies: Babiolen statt Baliolen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 63.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 22. Juni 1838.

Dichtkunst.

4) Rostem und Suhrab. Eine Heldengeschichte in zwölf Büchern von Friedrich Rückert. Erlangen, Bläsing, 1838.

Eine Episode aus dem Heldenbuch von Iran, das schon Görres vor einigen Jahrzehnten aus dem Persischen in sehr gute Prosa übersezt hat. Das vorliegende, metrisch und vollkommen frei umgearbeitete Bruchstück handelt von dem tragischen Kampfe des Helden Rostem mit seinem Sohne Suhrab. Die Geschichte ist kurz folgende:

Als Rostem lag und schlief, und an sein Roß nicht dachte,
Da kamen Türken her, ein sieben oder achte.
Die sahn ein edles Roß frei weiden in dem Bann
Von Turan, und zu sehn zum Rosse war kein Mann.
Worauf sie sich alsbald das Roß zu fangen schickten;
Sie hättens nicht gewagt, wo sie den Mann erblickten!

Er wacht auf, sucht das verlorne Roß und findet es an einem Königshofe, wo er gut aufgenommen wird. Er legt sich schlafen.

Um Mitternacht, wenn sich des Poles Wagen drehn,
Ward leises Wort gesagt bei leiser Tritte Gehn.
Geräuschlos aufgethan ward Rostem's Ruhgemach,
Mit Staunen ward der Held beim Glanz von Fackeln wach.
Tehmina stand vor ihm, bestralt von Stein und Gold,
Die Königstochter von Semengan wunderhold.
Ihr standen beiderseits mit Fackeln Dienerinnen;
Sie stralte hell vom Glanz der Fackeln und der Minnen.
Der Reiz der Jugend war in den der Scham getaucht,
Der Wangen Lilien von Rosen überhaucht.
Doch im Rubinenschloß des Mundes lag bewahrt
Geheimniß liebliches, für diese Nacht gespart.
Er richtete sich auf, und staunte lang und tief,
Indem er Preis ob ihr und ihrem Schöpfer rief.
Er fragte sie und sprach: Wie, Holde, nennst du dich?
Und was in finstrer Nacht zu suchen kommst du, sprich!
Zur Antwort gab sie ihm: Tehmina ist mein Name,
Gespalten ist mein Herz von einem tiefen Grame.
Ich bin des Schahes von Semengan einzig Kind.
Wie eine Wundersag' hab' ich aus jedem Munde
Gehört zu jeder Stund', an jedem Ort die Kunde,
Wie du so tapfer bist, und trägest keine Schen
Vor Tiger, Elefant und Krokodil und Leu.
Du schirmest ganz allein Iran mit deiner Kraft,
Und Turan zittert, wenn sich rühret dein Lanzenschaft.
Lang wünscht' ich dich zu sehn, heut hab' ich dich geschaut.
Wenn du zu Weibe mich begehrst, bin ich dein Weib;
Nie Mond- noch Sonnestral berührte diesen Leib.
Vom Schleier meiner Zucht erwuchs ich tief umfangen;
Den Zügel der Vernunft entzog mir dies Verlangen:
Ich bitte Gott, von dir zu tragen einen Sproß,
Der einst, an Krafe dir gleich, beherrsche dieses Schloß.
Zur Mitgift will ich jezt, o Held, dies Schloß dir bringen,
Zur Morgengab' alsdann, Rostem, dein Roß dir bringen!

Der Bund wird geschlossen, aber der Held muß weiter ziehen und läßt die schöne Prinzessin zurück. Sie bekommt einen Sohn, Suhrab, an Kraft dem Vater gleich. Aber sie sagt ihm erst, als er herangewachsen ist, wer sein Vater sey.

O Sohn! Afrasiab, der Sohn von Turan, soll
Nicht wissen dein Geschlecht; das brächt' uns seinen Groll.
Denn Niemand auf der Welt ist ihm wie Rostem feind.

Suhrab zieht nun aus, seinen Vater zu suchen und kommt nach Turan, wo er seine ersten Heldenthaten vollbringt. Afrasiab, der Schah, hört von dem jungen Löwen und daß er Rostems Sohn sey. Da ersinnt er eine List

und schickt den Barman an Suhrab ab, der ihn verleiten muß, nach Iran zu ziehen, um unbekannterweise mit seinem eignen Vater zu kämpfen. So hofft er, Beide zu verderben:

Sag' ihm. Afrasiab send' ihm Hülfsmannschaft zu,
Damit nach Iran er kampflustig zieh' im Nu.
Dort aber darf den Sohn der Vater nicht erkennen,
Und Niemand soll dem Sohn des Vaters Namen nennen.
Was weiß ich, ob ein Sohn des Rostem Suhrab sey?
Ich frage nicht darnach; mir feind sind alle zwei.
Wenn so den einen Feind wir auf den andern hetzen,
Kann er doch gegen uns sich nicht zur Wehre setzen.
Und wenn die beiden dort einander setzen zu,
So sehen wir dem Spiel hier mit Ergetzen zu.

Unterdeß besiegt Suhrab einen Helden, den seine Braut rächen will, aber selbst besiegt wird. Dieser Kampf ist artig.

So kam dort von der Hand Gurdaferid's, vom Bogen,
Den sie hielt unverwandt, Pfeil über Pfeil geflogen.
Ihr Köcher war ein Meer, und schöpfte nie sich leer,
Er war ein Lagerwall, der ausspie Heer auf Heer;
Und Suhrab's Rüstung ward von leichten Spitzen schwer.
Sie hafteten an ihm, und konnten nicht ihn ritzen,
Sie dienten nur das Blut des Helden zu erhitzen.
Erst achtet' er ein Spiel der Tropfen Sprüheregen,
Den er abschüttelte, dann wards ihm ungelegen.
Nun schwang er hinter sich den eignen Sper behende,
Und an den Gegenmann legt' er das untre Ende;
Daran ein Haken war, der nicht so leicht sich bog,
Wenn einen Gegner er damit vom Sattel zog.
Vom Sattel lüpft' er sie wie einen Federball;
Es fehlte noch ein Ruck, so kam ihr Stolz zu Fall.
Doch Gurdafrid nahm wahr, wie sie gefährlich schwankte,
Und zog ein kurzes Schwert, dem sie die Rettung dankte.
Sie hieb den Schaft entzwei, der sie vom Sitze hob,
Und wieder saß sie fest, daß Staub vom Sattel schob.
Zwar die Besinnung nicht, und nicht das Gleichgewicht,
Verloren hatte sie jedoch die Zuversicht.
Sie sah, daß sie nicht war für diesen Kampf der Mann;
Die Zügel zuckte sie dem Rößlein, und entrann.
Er kam auf seinem Hengst ihr zornig nachgeschnaubt;
Da wandte sie sich schnell, und nahm den Helm vom Haupt.
Sie glaubte besser als durch männliches Gefecht
Sich zu vertheidigen durch Schönheit und Geschlecht.
Von ihrem Haupte quoll die Fülle dunkler Locken,
Und Suhrab sah ein Weib statt eines Manns erschrocken.

Sie entwischt ihm aber durch List. Er macht sich nun sehr schrecklich in Iran. Da schickt der bedrängte Schah dieses Landes, Kawus, zum alten Rostem, er soll helfen. Afrasiab veranstaltet nun, daß dem liebeglühenden Suhrab die schöne Gurdafried als Braut versprochen werde, wenn er den Rostem bekämpfe. Nach einigen Zwischenereignissen, durch welche die Unwissenheit Rostems und Suhrabs in Bezug auf ihre nahe Verwandtschaft motivirt wird, beginnt ihr Kampf, der sehr umständlich und lange ausgemalt wird, mit orientalischer Färbung, z. B.:

Wie nun des Tages Pfau sein farbiges Gefieder
Entfaltet', und der Rab der Nacht den Kopf bog nieder;
Umgürtete der Held den Stahl, den lebenraubenden,
Und seinen Drachen schirrt' er an, den feuerschnaubenden.
Zum Kampfplatz wie ein Sturm kam er hinan geschnaubt,
Hell glänzt' im Morgenstral der Helm auf seinem Haupt.

Der Kampf endet mit dem Siege des Vaters. Da droht der sterbende Sohn seinem ihm noch unbekannten Mörder mit der Rache des Vaters:

Doch sey ein Fisch im Meer, ein Vogel in der Luft,
Die Rach' ereilet dich, wo ich lieg' in der Gruft.
Wenn Rostem das erfährt, und er wird es erfahren;
Nicht wird ihm das Gerücht die Trauerkund' ersparen —
Wenn Rostem es erfährt, so gibt er dir den Lohn
Dafür, daß du erschlugst sein und Tehmina's Sohn.
Er sprach's und von dem Wort getroffen, Rostem schrak
Zusammen, als ob ihm der Dolch im Busen stak.
Er rief: O Unglückskind, was sagst du? sag's geschwind,
Sag's recht, wer deine unglückseligen Eltern sind!
Doch Suhrab sprach mit Stolz und Trauer in der Miene:
Ich bin Suhrab, der Sohn von Rostem und Tehmine!
Er Iran's Hort, und sie Semengau's Frauenzier.
Die Mutter hat mich hergesandt, den Vater hier
Zu suchen, weil er dort solang nicht kam zu ihr.
Die Spange gab sie mir mit als Erkennungszeichen;
Die Spange, die er ihr einst gab, sollt' ich ihm reichen.
Die Spange trug ich nicht am Arme; vor Verlust
Sie zu bewahren, trag' ich hier sie auf der Brust.
Reiß das Gewand hier auf am Busen, das mich drückt,
Und sieh das Zeichen, das den Sohn von Rostem schmückt!
So sprach er, und vor Weh dem Vater wollt' entweichen
Die Seel', und harrte nur noch aufs Erkennungszeichen.
Wegriß er das Gewand, und sah, wie einen Molch
In Rosen, in der Brust dort sitzen seinen Dolch;
Der stak noch in der Wund', als Scheide, die er schloß;
Nun zog ihn Rostem aus, und Suhrab's Leben floß.
In Purpurwellen floß das Leben hin, und tränkte
Das Gold der Spange, die Tehminen Rostem schenkte.
Er zog der Spange Gold, besezt mit den Rubinen

Von Sohnes Blut, hervor, selbst mit blutlosen Mienen,
Und rief: Suhrab, mein Sohn! Weh Rostem und Tehminen!

Dies ist die schöne altpersische Dichtung. Aus den mitgetheilten Proben wird zugleich erkannt werden, wie der deutsche Dichter sie behandelt hat, immer poetisch, malerisch, gedankenreich, gefühlvoll, doch nicht immer wohlklingend.

Pädagogik.

10) Die Nothwendigkeit pädagogischer Seminare auf der Universität und ihre zweckmäßige Einrichtung, von Dr. Heinrich Gustov Brzoska, Prof. an der Universität zu Jena. Leipzig, J. A. Barth, 1836.

Es ist mit der Pädagogik wie mit allen Künsten und Wissenschaften gegangen. Zuerst hat man sie, durch Trieb und Bedürfniß geleitet, geübt, so gut, oder so schlecht es hat gehen mögen; dann hat man die dabei gemachten Erfahrungen gesammelt, geordnet, geläutert; und so ist eine Wissenschaft und auf Wissenschaft gegründete Kunst daraus geworden, die nun Niemand mehr üben kann, wie er geht und steht. Eine bloß naturalisirende Pädagogik hört auf zu genügen, wenn das Leben die elementaren Culturstufen überschritten hat. Es hilft Nichts; wer kein Stümper bleiben will, muß die entwickelte Kunst und Wissenschaft übend lernen und lernend üben, wenn er auch noch so viel natürliche Anlage, die freilich unerläßliche Vorbedingung bleibt, dazu mitbringt. Ist dies wahr, so ist auch gewiß, daß Jeder, der Lehrer und Erzieher werden will, es nicht werden kann und darf, wenn er nicht zuvor eine gründliche pädagogische Bildung erhalten hat. Aber ist es denn nöthig, dies unserer wohlweisen Zeit erst noch zu demonstriren, da es ja nicht an Bildungsanstalten für Lehrer fehlt? Wohl gibt es Lehrerseminare für Volksschullehrer; aber, abgesehen davon, daß auch diese noch lange nicht sind, was sie seyn könnten und sollten, so fehlt es beinahe gänzlich an Lehrerbildungsanstalten für den höheren Unterricht. Zwar existiren pädagogische Seminare dem Namen nach hie und da; aber gewöhnlich ist in ihnen bloß von philologischer Interpretation die Rede, und wenn es hoch kommt, müssen die Seminaristen einmal eine Abhandlung über irgend einen pädagogischen Gegenstand liefern. Erst durch die Errichtung des Seminars für Stadtschullehrer in Berlin ist vor einigen Jahren faktisch anerkannt worden, daß höhere, gesteigerte Unterrichtsanstalten auch höher, umfassender und gründlicher gebildete Lehrer voraussetzen. Die Errichtung eines theologischen Seminars zu Friedberg in Hessen, wo selbst ein Schullehrerseminar, welches die theologischen Seminaristen auch benutzen sollen, sich befindet, ist von der richtigen Ansicht ausgegangen, daß der Theolog, als künftiger Schulinspector, sich näher mit Unterricht und Methode, wie sie für die Volksschulen passen, vertraut zu machen habe. Endlich werden wohl auf manchen Universitäten Vorlesungen über Pädagogik gehalten, jedoch mehr gelegentlich, oder doch nicht in dem nöthigen Zusammenhange und fast nirgends von Männern des Fachs. Die Folge davon ist, daß der größeste Theil der geistlichen Schulinspectoren und gelehrten Schulmänner der Pädagogik nie rechten Geschmack abgewinnen kann zu ihrer und ihrer pädagogischen Pflegebefohlenen Plage und Noth. Die Geistlichen, die nicht aus Neigung Pädagogen werden, betrachten gar leicht die Schulen entweder nur als lästige Nebensache, oder höchstens als Dienerinnen der Kirche, und die Philologen, welche nur dieses sind und nur um des lieben Lebens willen eine Schulstelle anzunehmen sich genöthigt gesehen haben, erblicken in ihrer Schule entweder einen ewig drückenden Hemmschuh für ihre philologischen Studien, oder, wenns gut geht, ein Mittel, ihrer Wissenschaft neue Jünger zuzubilden. Es ist gar nicht zu berechnen, was aus dem Umstande, daß Geistliche und Gelehrte nicht schon lange zuvor, ehe sie Schulinspectoren oder Schulmänner geworden, Gelegenheit gehabt, den selbstständigen Werth der Pädagogik zu erkennen und für die Pädagogik sich zu interessiren, schon für Unheil geflossen ist. Man darf geradezu behaupten, daß alles Unheil des Schulwesens eben aus diesem Umstande abzuleiten ist. Welche ungeheure Mißgriffe werden nicht fortwährend selbst von solchen Männern begangen, die sich später, durch amtliche Verhältnisse veranlaßt, wirklich für das Schulwesen interessiren? Und sie werden darum begangen, weil es später an Zeit gebricht, sich anders als allgemein und aus Büchern über die Natur der Erziehung, des Unterrichts und namentlich der Jugendbildung in Schulen zu belehren. Würde man sonst Schulpläne und Schulverordnungen entstehen und vergehen sehen, die nicht taugen, weil sie entweder nur von einem gelehrtwissenschaftlichen, oder von einem kirchlichen, oder von einem staatsökonomischen und resp. industriellen Interesse, oder endlich gar von einem widerlichen Gemisch aller dieser heterogenen Interessen eingegeben worden? Nur klare und feste Ansichten über Natur und Bestimmung des Menschen und der Menschen, über den danach bemessenen Zweck aller Menschenbildung, dann der nach der eigenthümlichen Natur der Jugend auf ihren verschiedenen Altersstufen einzurichtenden Jugendbildung, über das, was von dieser der Schule angehört und was nicht, über die für den so erkannten Schul- und Jugendbildungszweck passenden Lehrgegenstände und deren nicht allein nach ihrer, sondern auch nach der Jugendnatur zu

wählenden Behandlung; nur klare und feste Ansichten über die genannten und noch viele andere Dinge können vor jenen Mißgriffen und diesen mißgebornen Schulplänen, Schuleinrichtungen und Verordnungen bewahren. Aber wer möchte glauben, daß solche Ansichten und ein, solchen Ansichten entsprechendes Verfahren nur so beiläufig anzueignen seyen. Dazu gehört Studium des Lebens und der Menschen, theoretisch und praktisch, auf der Gasse, in der Schul- und Kinderstube, wie in Büchern und am Studiertisch. Es gehört folglich die Hingebung des ganzen Menschen dazu; es gehört dazu, daß man alle Studien, alle eingesammelten Kenntnisse und Erfahrungen gelernt habe, der Idee und dem Zweck der Jugendbildung als der Hauptsache unterzuordnen, im Lichte dieser Idee zu sehen, zu ordnen und zu beherrschen. Ob Andere, als die wenigen pädagogischen Genies, allen diesen Anforderungen, die unter andern an jeden guten Pädagogen zu stellen sind, zu entsprechen geeignet seyen, ohne dazu Anleitung empfangen zu haben, ist eine fast stupide Frage. Und doch wird diese stupide Frage noch oft genug nicht allein von gelehrten Männern aufgeworfen, sondern, was noch naiver ist, sogar bejaht. Um so nothwendiger ist es aber, daß endlich diesem Unsinn, aus dem nur Unheil hervorgehen kann, ein Ende gemacht werde. Einen bedeutenden Schritt hiezu hat Herr Prof. Brzoska in vorliegendem Werke gethan, einen bedeutenderen, dünkt mich, als wenn er ein neues System der Pädagogik herausgegeben hätte. An pädagogischen Systemen haben wir fast Ueberfluß und sie leiten eher von der pädagogischen Praktik ab, als zu ihr hin. — In gegenwärtigem Buch wird zwar auch die Nothwendigkeit einer Pädagogik als Wissenschaft behauptet, noch mehr aber darauf hingewiesen, daß eine theoretische und praktische pädagogische Bildung Noth thue, nicht allein für Lehrer an untergeordneten Schulen, sondern eben so sehr für künftige geistliche Inspectoren der Volksschulen, als auch ganz besonders für künftige Lehrer an höheren Schulbildungsanstalten, die Universitäten, versteht sich, nicht ausgenommen. Der Verf. zeigt aber auch, daß solche Bildung möglich sey in eigens dafür einzurichtenden Anstalten, in höheren pädagogischen Seminarien. — Im Allgemeinen geht Herr Prof. Brzoska von der richtigen Ansicht aus, daß die Kenntniß der resp. Schulwissenschaften, Sprachen, Mathematik, Naturkunde rc. von den künftigen Zöglingen solcher pädagogischen Seminare schon bei dem Eintritt in dieselben angeeignet seyn müsse, daß sich daher der Unterricht in diesen Disciplinen darauf zu beschränken habe, Lücken auszufüllen und Einheit und Zusammenhang in die Mannichfaltigkeit der erworbenen Kenntnisse zu bringen. Hauptzweck der Seminarien soll seyn, theoretische und praktische Anleitung zu geben, den Werth einerseits jeder Disciplin als Jugendbildungsmittel zu erfassen und eben so jede Disciplin unterrichtlich zu behandeln. Daß hiebei die verschiedenen Stufen des Unterrichts, Elementarbildung, Realbildung oder Idealbildung und eigentlich wissenschaftliche und gelehrte Bildung, wie die endliche Vorbereitung zu höheren, mittleren und niederen Berufsarten berücksichtigt werden sollen und müssen, versteht sich von selbst. Eben so sollen die Seminare dazu dienen, theoretisch und praktisch den künftigen Lehrern Anleitung zu geben, die eigentliche moralische Erziehung und damit zusammenhängende disciplinarische Behandlung der Jugend nach den Altersstufen zu modificiren. Die theoretische Bildung geschieht durch Vorträge, Conversatorien und eigene Studien, welche von dem Director und den Professoren des Seminars zu halten und zu leiten sind, die praktische durch Ertheilung des Unterrichts von Seiten der Seminaristen unter Leitung und Inspection des Seminardirectors und der Seminarprofessoren; daher denn auch, wie mit den gewöhnlichen Seminarien, so auch mit den höheren solche Schulen und resp. Classen verbunden werden müssen. — Dieses Alles ist von Herrn Prof. Brzoska umfassend und gründlich erörtert, auch jede darauf abzielende Einrichtung erfordert und gerechtfertigt worden. So sehr wir nun auch hierin, wie mit der ganzen Absicht des vorliegenden Werkes uns aus Ueberzeugung einverstanden erklären müssen; so glauben wir doch, Herr Professor Brzoska verlange zu viel theoretischen Unterricht und zu vielseitige, noch rein wissenschaftliche Studien für die Seminaristen. Bei der allgemein-wissenschaftlichen Bildung und der für die besonderen Fächer, denen sich ein Seminarist widmen will, wäre nur die allgemeine Unterrichts- und Erziehungslehre für alle nöthig und dann nur specielle Begründung und Anweisung für eben jene gewählten besonderen Fächer, die sich natürlich in zwei Hauptzweige abtheilen werden, in die naturkundlich-mathematischen, und in die philosophisch-historischen, zu welchen lezteren die Philologie in ihren wiederum verschiedenen Zweigen gehört. Wie bei den Schülern, müssen wir auch bei den Lehrern immer nur auf die mittlere Kraft rechnen. Die Wahrheit dieser Einwendung gegen das Zuviel wird sich sogleich bei den ersten Versuchen, die Idee der höheren Lehrerseminare zu realisiren, herausstellen. Ehre dem deutschen Lande, in welchem zuerst die nothwendigen und zweckmäßigen Schritte zur Errichtung dieser, für das wahre Gedeihen unsrer höherer Schulen dringend nöthigen Anstalten geschehen werden.

Dr. W. B. Mönnich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 64.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 25. Juni 1838.

Neue Reisen.

12) Reisen und Länderbeschreibungen. Herausgegeben von Widenmann und Hauff. 13te Lieferung. Merikanische Zustände aus den Jahren 1830 bis 1832. Vom Verfasser der Briefe in die Heimath. Zweiter Band. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1838.

Der zweite Band dieses Werkes ist so reichhaltig wie der erste, den wir früher in diesen Blättern angezeigt haben. Es ist das beste neuere Werk über Meriko.

Der Verfasser handelt hier von dem merikanischen Militärwesen, von der Polizei, von den Finanzen, von Handel und Gewerben. In Bezug auf das Militär macht er auf den außerordentlichen Unterschied zwischen Meriko und den vereinigten Staaten von Nordamerika aufmerksam, ein Unterschied, der zugleich eine tiefe politische Bedeutung hat und einst für das Schicksal Amerikas entscheidend seyn dürfte. „Die militärischen Einrichtungen bilden eins der wesentlichsten Unterscheidungsmerkmale des inneren politischen Zustandes der vereinigten Staaten von Nordamerika und der vereinigten Staaten von Meriko. Dort eine starke, Achtung gebietende Kriegsflotte, welche $^{9}/_{10}$ der gesammten Militärausgabe der Republik absorbirt, freilich aber auch vorkommenden Falls kein Bedenken tragen wird, mit irgend einer europäischen Seemacht sich zu messen; hingegen ein höchst unbedeutendes stehendes Landheer von kaum 10,000 Mann regulärer Truppen, fast unsichtbar, weil in kleinen Festungs- und Hafenbesatzungen, Küsten- und Grenzposten vertheilt über des ganzen Landes ungeheurer Oberfläche; aber die ganze männliche Bevölkerung wesentlich kriegerisch, namentlich die besten Büchsenschützen der Welt; nichts weniger als paradelustig, aber jeden Augenblick bereit, sich wie Ein Mann zu erheben, wenn von irgend einer Seite her mit Gefahren für Freiheit und Unabhängigkeit bedroht. In Meriko die Kriegsmarine fast eine völlige Null, und nicht einmal der Kosten werth, welche mit etwa $^{1}/_{5}$ des jährlichen Kriegsbudgets darauf verwendet werden; das stehende Landheer aber dreimal so stark als das nordamerikanische, und beträchtliche Abtheilungen desselben stets mit allem Glanz und Ernst strengen Dienstes in unmittelbarer Nähe der Regierung versammelt; hingegen die Organisation der irregulären Milizen, worin Nordamerikas kriegerische Stärke ruht, höchst unvollkommen und ihr Gebrauch in Nothfällen höchst prekär und ungewiß. In Nordamerika kann man Monate lang reisen und in den größeren Städten, namentlich der Hauptstadt Washington, sich aufhalten, ohne einem Soldaten in Uniform zu begegnen oder einen Trommelschlag zu hören; in Meriko wetteifert militärischer Glanz und Lärm mit Kirchenpomp und Glockenlärm und Lust daran, was in diesem Lande viel sagen will; nichts desto weniger steht dort die wissenschaftliche Militärbildung auf einer sehr hohen Stufe, und die Kriegsschule in Westpoint kann sich mit den besten europäischen Anstalten dieser Gattung messen, während hier in diesem Fache wie in vielen anderen, Unwissenschaftlichkeit die Regel ist, und die unter Aufsicht des Ingenieurcorps bestehende Kriegsschule weder in Umfang noch in Unterricht und Methode den Bedürfnissen des Heers entspricht. Endlich bietet die ganze Geschichte des nordamerikanischen Freistaats auch nicht ein einziges Beispiel dar, daß irgend eine innere politische Bewegung militärischen Ursprungs gewesen wäre, daß irgend eine Soldateska in innern Staatsangelegenheiten sich Initiative oder gar Entscheidung angemaßt, irgend ein Militärchef zur Erlangung politischer Wichtigkeit seine Stellung gemißbraucht hätte. Die merikanische Geschichte hingegen ist seit 15 Jahren nichts als eine ununterbrochene Kette derselben gewesen." Der Verfasser macht, und wie es uns scheint mit Recht, auf die Nachtheile des merikanischen Systems aufmerksam. Das große stehende Heer ist unnütz, weil kein äußerer Feind zu Lande zu bekämpfen ist, weil es nur die innere Freiheit gefährdet und weil es die Kosten verschlingt, die weit zweckmäßiger

für eine Flotte zum Schutz der überall bedrohten Küsten verwendet würden.

Das Polizeiwesen bietet eine merkwürdige Mischung von alten und neuen Systemen dar. In Bezug auf die strengen kirchlichen Gebote erinnert es noch an die alte spanische Herrschaft; in Bezug auf das Politische an die französische Polizei unter Napoleon, und an das trop régner der modernen Verwaltungen, die sich in alles einmischen; wie denn überhaupt Südamerika weit weniger von dem Haus-, Gemeinde- und Corporationswesen der Engländer und Nordamerikaner, als von dem Regiminalwesen der Franzosen angenommen hat und dadurch seine romanische (lateinische) Verwandtschaft beurkundet. Der Verf. findet in den Polizeimaßregeln Merikos zum Theil den Beweis, daß das Volk noch nicht eigentlich zum Republikanismus gereift sey.

Die sehr ausführlichen und ins Speziellste eingehenden Abhandlungen über Finanzen, Handel und Gewerbe, müssen wir aus Mangel an Raum hier unerörtert lassen. Alles ist mit Aktenstücken und Tabellen belegt, so daß, wer sich über diese Verhältnisse Merikos unterrichten will, hier die beste Auskunft finden wird. Das Resultat ist in Folgendem enthalten. „Nach des Verfassers innigster Ueberzeugung hat eine merikanische Regierung, wenn dereinst Ruhe und Ordnung dem herrlichen Lande wiedergekehrt seyn wird, um dessen materiellen Wohlstand auf den höchstmöglichen Grad zu steigern, nur dreierlei zu thun: Erweiterung und Begünstigung der Bodenproduction im ausgedehntesten Sinne durch gute Fahrstraßen und Canäle, Befreiung des auswärtigen Handels von allen illiberalen Fesseln, und Aufklärung der Nation durch zweckmäßig organisirten öffentlichen Unterricht. Meriko ist durch physiographische und moralische Verhältnisse aller Art zum producirenden Staate bestimmt, nicht zum fabricirenden. Der Bergbau wird stets schon von selbst ohne besondere Einwirkung der Regierung fortgedeihen, er ist verwachsen mit dem ganzen Nationalcharakter der Merikaner, und mehrere der übrigen Production des Bodens nachtheilige positive oder negative Hemmungsursachen wirken auf ihn weniger störend. Die Landwirthschaft im weitesten Sinne, mit ihren reichen und vielfachen, das Bedürfniß des Lebens wie die Ansprüche des Luxus befriedigenden Produkten, welche sie theils schon erzeugt oder einsammelt, wie Getreide, Reis, edle Früchte, Zucker, Kaffee, Tabak, Indigo, Baumwolle, Medicinalkräuter, Nutz- und Färbehölzer, Cochenille, Vanille ꝛc., theils zu erzeugen in hohem Grade fähig ist, wie Seide, edle Wolle, Wachs, Oel ꝛc., bedarf, um auf der ganzen Oberfläche des ungeheuren Reiches allmälich das Höchste zu leisten, was irgendwo unter gemäßigten wie unter heißen Himmelsstrichen durch sie geleistet wird, schlechterdings nichts als Transporterleichterung und Absatzbefähigung durch Land- und Wasserstraßen. Diese zu schaffen ist allerdings die Aufgabe der Regierung, nicht aber eine kleine, doch bis auf einen gewissen Punkt lösbar. Wenn auch der comparative Mangel großer Ströme und eine Menge eigenthümlicher Niveau-Schwierigkeiten nicht daran zu denken erlauben, daß hier jemals Wassercommunicationen eristiren könnten, wie Nordamerika sie besitzt, so sind doch große Strecken der Hochebene für Eisenbahnen wie geschaffen, und die Anlegung vortrefflicher Kunststraßen unterliegt fast niegends größern Schwierigkeiten als in der Schweiz, Spanien und Frankreich, welche mit dem besten Erfolg überwunden worden sind. Hierauf muß ihre ganze Intelligenz die Regierung richten, ihre ganze Kraft, ihren lezten Piaster. Alles auf staatswirthschaftliche Verbesserungen anderer Art verwendete Geld ist vergeudet und weggeworfen, so lange jenem ersten und dringendsten aller merikanischen Staatsbedürfnisse nicht sein volles Recht widerfuhr. Wird dieses aber dereinst geschehen seyn, werden merikanische Baumwolle, Seide, Zucker, Kaffee, Tabak, Specereien aller Art wohlfeil genug zu den Einschiffungshäfen gelangen, um auch hinsichtlich des Preises die hinsichtlich ihrer Qualität schon jezt nicht zweifelhafte Concurrenz mit den besten gleichartigen Artikeln anderer Länder auf auswärtigen Märkten bestehen zu können, so wird jede andere im Gewerbs- und Handelswesen der Republik etwa wahrhaft wünschenswerthe Reform gleichsam mit innerer Nothwendigkeit sich von selbst daraus entwickeln."

Am Schluß thut der Verf. noch einen „Blick in merikanisches Reise- und Landleben." Wir theilen einige Bilder daraus mit: „Links auf einer Wiese sahen wir einen jungen athletisch gebauten, wohlberittenen Ranchero mit einem bösen Stier sehr gemüthlich „a la cola" spielen. Dies Spiel besteht darin, daß der Reiter, völlig unbewaffnet, den Stier reizt und auf sich zieht, dann seinen Stößen geschickt ausweichend, ihm die Hinterseite abzugewinnen und seinen Schwanz zu packen sucht, den gepackten sich um den Arm wickelt, mit aller Kraft des Armes und Pferdes die brüllende Bestie rückwärts schleift und endlich umwirft. Es ist dies eine Lieblings-Gymnastik der jungen Gutsbesitzer und Pächter des Landes, und man kann denken, welche Körperkraft dazu gehört, welche Reitergeschicklichkeit, welche Pferdedressur! — Endlich gelangten wir doch glücklich ins Wirthshaus, wo die schöne Badewelt von Medellin bereits im Porticus vor unsern Zimmern sich zu versammeln begann. Nach kurzer Toilette mischten wir uns unter diese schöne Welt, Theilnehmer der Conversation, Zuschauer des Montespiels und Tanzes. Einige sehr hübsche kreolische Mädchen, weiße und kupferfarbene, figurirten mit vieler Anmuth in ihren Xaraben und Boleros. Scheußlich war eine noch dazu häßliche Negerin in den klimatisch zügellosen Bewegungen ihres afrikanischen Nationaltanzes. Die Weiber hatten sich mit Gürteln

und Guirlanden zusammengespießter Leuchtkäfer geschmückt, ein prachtvoller allen Juwelenglanz übertreffender Anblick.“

13) Humoristische Reisebilder von Usedom. Von W. Weinhold. Nebst einer Karte von Usedom. Stealsund, Löffler, 1837.

Das Humoristische dieser Reisebeschreibung besteht hauptsächlich in der Schilderung der ehrlichen derblustigen pommerschen Landleute und ihrer Sitten, in denen sich, namentlich in den Hochzeitsgebräuchen noch viel Alterthümliches erhalten, z. B. daß der Hochzeitbitter in die Stube hineinreitet, daß die Braut, wenns zum Tanz geht, über den vollen Tisch hinwegsteigen muß ꝛc. Unter diesen in der That eigenthümlichen Sittengemälden findet sich, in die Reiseschilderung verwebt, auch eine Apotheose des Christenthums gegen Einen gerichtet, der gar nicht glauben konnte, daß man ein vernünftiger Mensch und kein Heuchler seyn und dennoch an Christum glauben könne. Endlich stellt der Verf. gründliche Untersuchungen über das alte Vineta an, gegen dessen Existenz die moderne Zweifelsucht protestirt hat. Er beruft sich auf die uralte Tradition, auf die Steintrümmer, die man wirklich gefunden, auf die vielen Urnen und Grabüberreste der Nachbarschaft, auf die Münzen, die man hier gefunden, und auf die Natur des sandigen Ufers, das leicht einstürzt und der Gewalt der Sturmfluthen weicht. Er vermuthet mithin, daß eine Wiederholung des 1798 zum lezten Mal angestellten Taucherversuchs, um die versunkene Stadt aufzufinden, zu günstigen Resultaten führen werde.

14) Das Fußreisen, als sicherstes Beförderungsmittel des Unterrichts in der Erdkunde und als eine den jugendlichen Menschen körperlich und geistig erfassende Ascetik dargestellt von Dr. Ludwig Boclo, Lehrer am Gymnasium in Rinteln. Hannover, Hahn, 1837.

Ein sehr wohlgemeintes kleines Werk, welches die Schilderung kleiner, mit der Jugend unternommener Fußreisen des Verfassers und Ermahnungen und Anweisungen zum Fußreisen enthält. Er ist ein entschiedener Gegner des Stubenhockens und des pädagogischen Systems, was die Psyche durch Verkümmerung des Körpers desto schöner zu entfalten hofft, und er hat darin gewiß Recht. Die Pädagogik, die den Leib tödtet, ist so unvernünftig, wie die alte Ascetik. Der Leib soll nicht herrschen über die Seele, aber er muß, um der Seele gehörig dienen zu können, in Kraft und Gesundheit erhalten werden. Daß Herr Boclo das Fußreisen empfiehlt, ist um so löblicher, als dafür allerdings mehr Proselyten gewonnen werden können, wie für andere körperliche Uebungen, das Turnen z. B., vor dem man immer noch an vielen Orten eine große Scheu zu haben scheint. Eine mäßige, aber anhaltende Bewegung im Freien, Luftveränderung, Wechsel der Ansichten, des Interesses, der Stimmungen, eine Anstrengung, die, ohne zu erschöpfen, das Blut in gesunde Wallung bringt und den Appetit befördert, wie dies alles das Reisen zu Fuß mit sich bringt, scheint in der That so gar nichts gegen sich und so sehr alles für sich zu haben, daß nur die ängstlichste Schulpedanterei sich dagegen sträuben könnte. Aber was hilft die gnädige Erlaubniß, wenn die strengen Schul-Aristokraten, welche die Schulpläne machen und bewachen, der lieben Jugend keine — Zeit lassen?

Alle Vernunft, die in dieser Beziehung gepredigt wird, ist in den Wind geredet und Herr Boclo mag sich trösten mit Jahn, mit Diesterweg, mit Lorinser. Es wird so bald nicht anders werden. Alle Erinnerungen seit Rousseau und Salzmann, der Erziehung eine natürlichere Basis zu geben, und die Jugend von dem absolut unnatürlichen Zuvielsitzen zu befreien, haben nur dahin geführt, daß die Jugend noch mehr sitzen muß. Die Cumulationen unsrer Schulpläne haben ihr Extrem vielleicht noch nicht erreicht. Von den Gelehrten hoffe man keine Erlösung. Die Kaste kann ihren eignen Geist nicht ändern. Nur große Staatsmänner und große Weltereignisse werden einst helfen.

Epische Dichtkunst.

5) Der Wunderstein, romantisches Gedicht in fünf Gesängen. Von Ch. Franz. Quedlinburg und Leipzig, Basse, 1837. S. 184.

In Ottaverinen und in der bekannten Manier Tassos, der Held ein junger Ritter, die Geschichte voll Kampf und Liebe und ein wenig Feerei dabei. Nichts Neues. Zur Probe folgende Verse, in denen der junge Held Reginald sich dem königlichen Vater seiner geliebten Swanhilde zu erkennen gibt und ihm beweist, er sey vom Schicksal zu seinem Eidam erkoren:

Großmächt'ger König! Nicht zum Thron' geboren
Hab' ich mich in der Schranken Raum gewagt,
Wo mancher Fürst zum Herrschen auserkoren
Mein gutes Glück, sein Mißgeschick beklagt;
Doch warst du jüngstens Harald's Sohn gewogen;
Drum hat er dir vertrauend nicht gezagt,
Zum Kampf zu zieh'n auf Leben und auf Sterben,
Und um Swanhildens Hand und Herz zu werben.

Denn wisse, Herr! vertraut mit guten Feen,
Ward mir der Auftrag, in dem tiefsten Schacht
Den Liebe Wunderdemant zu erspähen;
Und wenn ich kühn die Ritterthat vollbracht,
Dann solle mich des Glückes Glanz umwehen,
Und mir, erhoben zu des Thrones Pracht,
Ein Königskind als holde Gattin blühen,
Und liebend mit mir durch das Leben ziehen.

Die Fee, die ihm zu dem Wunderstein verholfen, ist ebenfalls eine gute alte Bekannte, die Gattin Oberons — Titania.

6) Die Braut von Jerusalem. Religiös-romantisches Gedicht. Vom Verfasser der „Glocke der Andacht," Dr. W. M. Nebel. Mannheim, Löffler, 1837.

In demselben Versmaß und in derselben romantischen Manier, nur mit einer vorherrschend religiösen Tendenz, da dieses Gedicht den Triumph des Christenthums über den Muhamedismus feiert. Die Scene ist in die Ritterzeit und nach dem Morgenlande verlegt, daher uns auch hier überall wieder Tasso'sche Bilder begegnen. Der Verfasser war von seinem Gegenstande ganz erfüllt, und eine warme Begeisterung verräth sich durch das ganze Gedicht; doch mischt er in die klare objective Darstellung zu viel Ausdrücke seiner subjectiven Empfindung ein, wodurch der epische Ton des Gedichts oft in den lyrischen abschweift. Der Epiker darf nicht immerwährend in süßer Ertase seyn, in Wonnen, Hochgefühlen und himmlischen Entzückungen schwimmen, wie der Lyriker; er darf überhaupt nicht immer die Empfindung vorherrschen lassen, er darf nicht eine innere Musik ausströmen und Tonkünstler seyn, er muß vielmehr Maler seyn und ruhig, mit sicherer, ja kalter Hand (die nicht immer in Wonne zittert) Bilder entwerfen, die Andere entzücken, ohne daß der Autor nöthig hat, ihnen vorzuempfinden. Die moderne epische Poesie hat gegen diese Regel sehr gefehlt, von Klopstock an. Sie schwärmt in Hochgefühlen, Hochgedanken, oder in Süßigkeiten und schwelgenden Gefühlen; aber das taugt nur für lyrische Gedichte, in denen die Empfindung sich stärker ausdrücken darf, weil sie kürzer sind; nicht aber für ein langanhaltendes episches Gedicht, das nothwendig immer eine homerische Naivetät und, wenn wir so sagen dürfen, Trockenheit verlangt.

7) Jungfer Emerentia Lorenz von Tangermünde. Legende von W. Ribbick. Magdeburg, Creuz. S. 23.

Eine kleine artige Legende. Emerentia Lorenz, ein reiches junges Mädchen, wollte sich einmal alle ihre Besitzungen besehen, verirrte in ihrem Walde, wurde von wilden Thieren verfolgt, aber von einem Hirsch, auf den sie sich sezte, gerettet, und vermachte dann alle ihre Reichthümer der Kirche zu Tangermünde. Ein uraltes Bild in dieser Kirche stellt sie dar, wie sie betend auf einem großen Hirschkopf zwischen dessen Hörnern steht. Prof. Rauch hat sie reitend dargestellt, eine liebliche Composition. Von beiden, der ältern wie der neuern Darstellung sind hier Abbildungen beigelegt.

8) Die Willekuren. Eine Legende von J. B. Werner. Zürich, Höhr, 1838.

Weihung an die sieben Göttinger Professoren. Die Legende selbst ist eine Umschreibung ihres eignen Schicksals. Karl der Große stößt die Verfassung der alten Friesen um und läßt sieben freie Friesen auf einem Boot den Stürmen des Meeres Preis geben.

Zeitgeschichte.

Die bayerische Brigade in Griechenland. Ein historisch-fragmentarisches Gemälde der merkwürdigsten Ereignisse während der Anwesenheit der königl. bayer. Truppen auf Hellas. Von M. Churfilchen. Nürnberg, Campe, 1838.

Der Verfasser ist Sergeant und beschreibt, was er gesehen. Den Ausmarsch aus Bayern, die Einschiffung in Triest, Besuch auf Corfu, Ausschiffung in Nauplia, Paraden vor Sr. Majestät dem König Otto I., Vertheilung der Truppen in Griechenland, Besetzung von Missolunghi, Krankheiten im Heer in Folge des Klimas. Unruhen in der Maina, Standgerichte, Hinrichtungen und endliche Rückkehr des Bataillons, mit dem der Verfasser ausgezogen war. Dann folgen Schilderungen des Landes und Volkes, der merkwürdigsten Alterthümer, die der Verfasser gesehen, der Sitten und Gebräuche 1c.

Die Darstellung ist gut, enthält aber nicht viel Neues, was nicht durch die Zeitungen und frühern Reiseberichte schon bekannt wäre. Die Sprache ist viel gebildeter, als der Stand eines Sergeanten voraussetzen läßt, und würde manchem Offizier Ehre machen. Wir können nicht umhin, zu bemerken, daß das Werk wahrscheinlich anziehender seyn würde, wenn es mit der Naivetät eines Unteroffiziers geschrieben wäre.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 65.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 27. Juni 1838.

Epische Dichtkunst.

9) Der Winter. Fortsetzung des Herbstes von K. J. Schuler. Mannheim, Löffler, 1838.

Herr Schuler gab vor einigen Jahren zum ersten Mal seine vortreffliche Fortsetzung des Frühlings von Kleist, „den Sommer," heraus, der unterdeß zum zweiten Mal aufgelegt wurde. Er hat demselben auch einen eben so wohlgelungenen „Herbst" folgen lassen, den wir in diesen Blättern angezeigt haben, und sein neuestes Gedicht beschreibt „den Winter." Der Dichter hat das Versmaß und die ganze Eigenthümlichkeit Kleists beibehalten, und man muß über die Seelenverwandtschaft dieser beiden so zartfühlenden Dichter erstaunen, da es sich hier nicht von einer Nachahmung im gewöhnlichen Sinne, sondern von einer Uebereinstimmung gleicher Talente handelt. Die beschreibende Poesie, zumal wenn sie nur Natur- und Genrebilder malt, steht heutzutage bescheiden zurück hinter der großen Historienmalerei und hinter den Callots und Höllenbreugheln der Romantik, die auf die stumpfen Augennerven des Publikums mit grellen Blutfarben wirken. Allein wir zweifeln nicht, daß Schuler einen unvergänglichen Namen unter den lyrischen Dichtern behalten wird, während gar mancher Modeerscheinung, die mehr Aufsehen erregt, als seine sanften Gesänge, vergessen seyn wird. Er verschmilzt auf eine ganz eigene, kunstreiche und doch natürliche Weise den Ausdruck der Empfindung mit der Beschreibung, ohne daß sein Gedicht je in das Extrem der Tiedge-Matthisson'schen Weinerlichkeit, noch in das andere der Brockes'schen trocknen Miniaturmalerei fällt.

Hier eine Probe der winterlichen Naturbilder, die Schlittenfahrt:

Es blitzet und funkelt der Schnee; das Gewölk läßt schauen die Sonne.
Wie sprüht diamanten dein Kleid, o Natur, mit silbernen Falten,
Als wolltest du des Diamants und des Silbers Vergänglichkeit zeigen
Und zeigen, wie so sich kein Fürst doch, mit auch vergänglichem Schimmer,
Kann kleiden! Wir kommen, wir nahn, dich im Wintergeschmucke zu schauen.
Da stehn in der Stadt still Schlitten und dort vor der Wohnungen Schwelle;
Die wiehernden Ross' umzingelt ein Kummt mit der Schellen Geläute;
Sie schütteln die Mähne, daß laut das Geläut' auf einmal erklinget,
Und wühlen mit Hufen den Schnee auf, werfen ihn wider den Schneeschirm.
Von Zobeln umhüllt nun sitzen die Fraun und Mädchen mit Männern
Und stützen auf Kufen die Füß'; und es fliehen die läutenden Renner,
Und knallet darein vom hintersten Sitz mit der Peitsche der Lenker.
Zum ferneren Dorf fliegt lustig die Fahrt der gemeinsamen Schlitten,
Daß einer, wie Wind, mit Geschell' und Gejauchze den andern verfolget.
Es freuen die Fluren sich mit und umlachen mit Prangen die Lustfahrt.
Die frostige Luft wird linder und wärmt schon die zärteren Frauen,
Daß gern' die Vermummung vom Hals' und über die pochende Brust fällt,
Und selig hinaus und bezaubert der frei sich sehnende Blick schaut.
Wie Marmor erschallt von dem Tritte des Hufs aus Geläute die Schlage
Und hallet als Takt in den Klang, der melodisch, wie Lieder, erquicket.

In dieser lebendigen Weise werden alle charakteristischen Scenen des Winterlebens geschildert, das Weihnachtsfest,

das Neujahrsfest, das Schlittschuhlaufen, die Jagd ꝛc. Die Jagd veranlaßt den Dichter zu einer mitleidvollen Episode:

So trauer' ich gern, mitleidend, bei traurig sterbenden Blumen.
Die alle so schön sich gefreut im blühenden Leben, die stürben Gefühllos? Die Gott mit stillem organischem Leben begabte,
Die Theilchen vollkommener Schönheit im Alle der Welt, die vergingen
Und stürben? Ach nein, was schön ist, das Leben der Blum' ist unsterblich.
— Und ihr, voll verborgener Pracht, o Gevögel, ihr stürbet gefühllos,
Weil stolz ihr nicht selbst, wie der Mensch, euch Unsterblichkeit predigen könnet?
Was blühte die nie noch betrachtete Blum' im einsamen Waldthal,
Die unbetrauert in Lieschen verscheidet mit Zaubern der Schönheit?
Was war die Bestimmung des Lieds, des nie noch belauschten, im Waldthal
Von Kehlen der Sänger, die unbetrauert absterben so einsam?
Der Ewigkeit Ahnung allhier, der Unsterblichkeit, ist sie Gefühl nicht?
Der Vögel Gesang, Zaunkönigs, Finken, ach ist sie Gefühl nicht?
Und wer die Unsterblichkeit ahnt oder fühlet im Lied, ist gefühllos?
Ich traure mit euch, mitleidend, ihr traurig sterbenden Vögel.
Denn ach, der unsterbliche Mensch wirft Gabeln und Dohnen in Forkeln
Verschmitzt aus unter den Schnee, euch lockend mit drüber gesätem
Getreide. Und wollet ihr fliegen davon, so klebt ihr im Garne,
Das unter dem Schnee ihr berührt, und ihr seyd zu sterben gefangen.

Eine der lieblichsten Schilderungen ist ferner der Kirchgang im Winter:

Ach, Tempel der Städter sind leer; nur wenig getreulicht Seelen
Versenken sich noch in der Andacht tief', in des Sohnes Geheimniß,
Nicht folgend der treibenden Jagd auf Wild oder klügend Gespötte.
Dir folg' ich entzückt, o Dörferin! feierlich wallet vom Scheitel
Die Zöpfe dir nieder des Bands Nacht, flatternd um's lichthelle Antlitz,
Das Kälte mit lieblicher Wang' und röthlichem Näschen verschönert,
Als fühlete selbst der grausame Frost die Schöne der Unschuld.
Auf schwarzer Haube gemalt ist ein braunes Körbchen mit Rosen
Und klaren Vergißmeinnicht; unter dem Arm glänzt Gold vom Gesangbuch.
Der Schnee knarrt unter dem Tritt ihr, wie Mißklang, daß desto schöner
Der Körper ihr, wie Melodie harmonisch, walle zur Stirne.
Jezt tritt sie zum Thor ein unter dem schieferneu spitzigen Kirchthurm,
Und rauschet die Orgel so heilig und voll, als empfände sie innig
Die Nähe der kommenden Andacht, welche die Jungfrau erwärmet.
Da rauschet und tönt's aus der Kirch' und erklübet der Schnee auf Gesilden,
Als summ'ten die Bienen im Lenz und sögen aus Blüthen sich Honig.

10) Apollonius des Rhodiers Argonautenfahrt im Versmaß der Urschrift übersezt von C. N. von Osiander. Stuttgart, Metzler, 1837.

Ein Gedicht, das zwar längst den Philologen von Fach als Quelle für mythologische Forschungen wohlbekannt ist, das aber auch in einem grösseren Kreise als Gedicht bekannt zu werden verdient; denn wenn gleich der Dichter der gelehrten alexandrinischen Epoche keinen Vergleich mit der edlen Einfachheit der älteren Griechen aushält, so ist er doch sehr reich an poetischen Gemälden und insofern immer noch lehrreich und angenehm zu lesen. Wer möchte verkennen, daß z. B. die Schilderung der nächtlichen Flucht Medeens zu Jason sehr poetisch und des besten Dichters würdig ist? Wir wollen sie, zugleich als Probe der wohlgelungenen Uebersetzung, hier mittheilen:

Doch in Medea's Brust goß Hera quälende Bangniß;
Und sie erbebte, des Walds leichtfüßigem Rehe vergleichbar,
Welches im dichten Gehölz das Gebell aufscheuchte der Hunde.
Sicher, so dachte sie gleich, sey nimmer verborgen dem Vater,
Wie sie geholfen: sie werde das Maaß vollenden des Jammers.
Ihr mitwissendes Mägdegefolg macht bange der Fürstin:
Furchtbar toset' es ihr um die Ohren, die Augen erglühten.

Sie entschließt sich zur Flucht:

Küßt' ihr Lager sodann, und die Pfosten der doppelten Pforte
Innen und außen, betastend die Wand, und entraufend dem Haupte
Eine der wallenden Locken, der noch jungfräulichen Unschuld

Denkmal, legt sie auf's Bett für die Mutter, und jammerte weinend:
„Theuerste Mutter, dir laß' ich zurück, statt meiner, die Locke.
Lebe du wohl, ob auch ich von dir in die Ferne gegangen.
Lebe, Chalkiope, wohl, und ihr All' in dem Hause: o hätte,
Fremdling, das Meer dich vertilgt, eh du nach Kolchis gelangtest!“
Sprach's und vergoß aus den Wimpern hervor reichquellende Thränen.
Wie die erbeutete Magd, der begüterten Heimath entführet,
Die erst jüngst das Geschick aus dem Lande der Väter vertrieben,
Die niemals noch erfuhr schwer drückender Arbeit Bedrängniß,
Nicht an Elend gewöhnt, und fürchtend die Mühen der Knechtschaft
Unter die drohende Hand der Gebieterin schüchtern sich schmieget;
Also enteilte dem Hause die anmuthstrahlende Jungfrau.
Schnell aufthaten sich ihr die verschlossenen Riegel der Pforten,
Weichend von selber zurück vor dem plötzlichen Zauber des Spruches.
Nackendes Fußes durchlief sie jezt die geengeten Pfade;
Mit dem Gewand umhüllte die Linke die reizenden Wangen,
Bis zur Stirn, und den Brauen des Augs, doch hielt mit der Rechten
Sie von den Füßen den Saum langwallenden Kleides im Gehen.
Und rasch war sie gelangt auf seltenbetretenem Fußsteig
Außer den Thürmen und Mauern der Stadt mit gebreiteten Straßen.
Keine der Wachen erkennt sie, geheim und ängstlich enteilt sie:
Hin zum Tempel, von da zu wandeln gedenkt sie, der Wege
Nicht unkundig, denn oft schon hatte sie Gräber umwandelt
Suchend, wie zaubernde Frau'n, sich schwer zu erringende Wurzeln,
Aus dem Geländ': doch pochte das Herz vor bebender Furcht ihr.
Und die Titanische Göttin des Monds, die eben emporstieg
Von der Begrenzung des Pols, sah jene mit inniger Freude
Rasch und bang umwandeln, und sprach im Herzen die Worte:
„Nun denn so darf ich allein nicht mehr um die Grotte des Latmon
Schweifen, allein nicht mehr für den schönen Endymion glühen:
Oft ja genug schon schwebt' ich herab, von Liebe beseelet,
Durch dein Zaubergetön arglistig verlockt, wenn du wolltest
Ruhig in dunkeler Nacht — so liebst du es — Gifte bereiten.
Nun ist dasselbe Geschick dein Loos zur Strafe geworden,
Daß du um Jason dich härmest, verhängt' ein feindlicher Dämon
Deiner gequälten Brust. Wohlan denn, laß dir gefallen,
Ob auch verständig und klug, schwer stöhnendes Leid zu ertragen.“
Also sprach sie: doch jene geschwind entrugen die Füße.
Emsig hinan stieg sie zu des Stromes erwünschtem Gestade
Als sie ein Feuer erblickte, so dorther leuchtete: daß jezt
Froh des gelungenen Kampfes die Nacht durch brannten die Helden.
Und durch's Dunkel der Nacht laut rief sie mit gellender Stimme
Jetzo den jüngsten der Söhne des Phrixos herüber von Jenseits,
Phrontis: er ahnete nebst den Geschwistern, und Aesons Erzeugtem
Selber, es möchte die Stimme der Jungfrau seyn; es erstaunte
Schweigend die Schaar, da sie hörte, so sey's auch wirklich in Wahrheit.
Dreimal erschallt' ihr Ruf? dreimal antwortete Phrontis,
Von den Gefährten ermuntert, darauf. Indessen bewegten
Rüstig die Helden das Schiff vorwärts mit dem Schlage der Ruder.
Und noch konnten sie nicht jenseits ans Gestade das Halttau
Werfen, da sprang schon Jason ans Land vom hohen Verdecke.

Und so schöner Schilderungen findet man mehrere in diesem Gedichte, das überdies sehr reich an Darstellungen alter Mythen ist. Bekanntlich hat es den Zug der Argonauten nach dem goldenen Vließ zum Gegenstande, und die Abenteuer der weiten Reise geben dem Dichter Anlaß, wie dem Homer bei der Irrfahrt des Odysseus, eine Menge Mythisches einzuflechten. Apollonius bestrebte sich überhaupt, den Homer möglichst treu zu copiren.

Bei diesem Anlaß können wir nicht umhin, im Namen gewiß sehr vieler Abonnenten den Wunsch auszusprechen, daß die vom Herrn Uebersetzer und von den Herren Schwab und Tafel herausgegebenen, in der Metzler'schen Verlagshandlung erscheinenden Uebersetzungen der Klassiker (zu denen auch die vorliegende gehört) etwas schneller gefördert werden möchten.

11) Der Tod des Phaeton. Epische Dichtung von Ed. Groschvetter. Altenburg, Pierer. S. 40.

Ein antiker Stoff in Alexandrinern, die an die Schule Hoffmannswaldaus erinnern, also mit einem gewissen altmodischen Gepräge. Doch ist es sehr die Frage, ob wir nicht auch zu einem poetischen Roccocco gelangen und die Alexandriner wieder werden Mode werden. Der Dichter malt übrigens in diesen klappernden Versen recht lebendig:

Doch als der Blitze Gluth im krachenden Geleite
Des Donners niederflammt mit gelblich grellem Schein,
Erstarrt, von Schreck gelähmt, der Rosse Muth beim Streite.
Der Doppelflammen schnell, gleich ausgebannem Stein,
Dann bäumen sie sich wild, und springen scheu zur Seite,
Und mit gestrecktem Huf flieht jedes bald allein.
Gebrochen liegt umher das Joch in vielen Stücken,
Zerrissen läßt ihr Drang die Zügel weit im Rücken.

Vom starken Donnerkeil zerschmettert liegt der Wagen
Auf weitem Raum umher in tausend Trümmern da,
Der zierlich gleiche Kreis der Speichen ist zerschlagen,
Indeß zertrümmert man dort Achs' und Räder sah,
Umhergestreut in ordnungslosen Haufen lagen,
Zaum und Gebiß getrennt am Wege fern und nah,
Zerbrochen liegt ein Theil des Wagens hier am Pfade,
Und dort der Deichsel Schaft zerstückt auf halbem Rade.

Wie oft ein heller Stern in glänzendem Gewande
Bei heitrer Sommernacht aus hohem Himmel flog,
So stürzte Phaeton, erfaßt von Blitz und Brande,
Entseelt dahin, indeß das Haupt sich abwärts bog,
Die Gluth verzehrt im Flug des Haares leichte Bande,
Das sonst sich blondgelockt ihm um die Schläfe zog,
Und als nach langem Fall die Luft er rasch durchflogen,
Umfängt den heißen Leib der Po mit kühlen Wogen.

Atlas.

Schulatlas der neueren Erdkunde für Gymnasien und Bürgerschulen. Nach den Forderungen einer wissenschaftlichen Methode des geographischen Unterrichtes bearbeitet und zusammengestellt von Dr. Karl Vogel, Director der verein. Bürgerschulen in Leipzig rc. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1837.

Unter den mancherlei Schulatlanten, welche neuerlich erschienen sind, verdient vorliegender besonderer Empfehlung. Erstens ist die getroffene Auswahl der Länder, welche in einem vollständigen Schulunterricht zu behandeln sind, sehr zweckmäßig. Außer den fünf Erdtheilen, von denen jedoch Amerika passend in zwei besonderen Charten dargestellt worden, ist nur eine Charte des Bundesstaates, dem die Schule angehört, dann eine von Deutschland nebst Polen, ferner Frankreich nebst Belgien, Britannien und Holland, die Ostseeländer und Scandinavien, endlich die Pyrenäenhalbinsel, die Alpenhalbinsel und die Balkanhalbinsel gegeben worden. Man sieht aus dieser Uebersicht, wie hier das Nothwendige nur und wie es zweckmäßig gruppirt vorgeführt wird. — Zweitens aber ist die Ausführung der Charten selbst, deren sieben in der ersten Lieferung uns vorliegen, sehr gelungen zu nennen. Nicht allein, daß die Charten sauber, rein und markant gezeichnet wie illuminirt sind, so leiden sie auch nicht an der nur verwirrenden, das Wichtige durch Unwichtigeres verhüllenden Ueberladung. Neu und glücklich ist der Gedanke, den Herr Director Vogel gehabt, jeder Charte eine arabeskenartige Einfassung geben zu lassen, in welcher diejenigen Produkte des Pflanzen- und Thierreichs, welche den Erdtheilen vorzugsweise eigenthümlich sind, welche, so zu sagen, zu ihrer Physiognomik gehören, bildlich dargestellt worden sind. Auch die fünf Menschenracen haben in geschickt angebrachten Portraits hier ihre Repräsentanten gefunden. Wie aus der Charte von Sachsen, an deren Stelle für jeden anderen Bundesstaat, in welchem der Atlas etwa eingeführt werden wollte, die entsprechende treten soll, und aus dem vorgedruckten Prospect zu ersehen ist; so wird bei den einzelnen Ländern besonders die Geschichte und Cultur derselben in jenen Randzeichnungen berücksichtiget werden. Bei Sachsen ist dies vortrefflich gelungen. Links im oberen Eckfelde sehen wir Lukas Kranach an seiner Staffelei, während das rechte Eckfeld von Luther eingenommen wird, wie es scheint, mit der Bibelübersetzung beschäftigt. Im untern Eckfelde rechts sehen wir eine erzgebirgische Spitzenklöpplerin, wogegen auf dem linken Eckfelde ein Bergmann dem Schacht entsteigt. Die untern und oberen, wie die rechten und linken Seitencolumnen sind mit Portraiten und Namen der denkwürdigsten Sachsenfürsten geziert, denen sich die Namen der berühmtesten Künstler und Wissenschaftsforscher Sachsens anschließen. Auch fehlt es nicht an Jahreszahlen, welche die wichtigsten Momente der sächsischen Geschichte bezeichnen. Wenn Alles so ausgeführt wird, so wird dieser Atlas von der Jugend mit großem Nutzen gebraucht werden, weniger jedoch in der Schule selbst, als zu häuslichen Repetitionen oder Präparationen. Ueberhaupt möchten wir es hier als eine falsche Methode bezeichnen, wenn man den Schülern während des Unterrichts Charten oder gar geographische Lehrbücher zum Nachschlagen in die Hände gibt. In die Schule gehört nur die Wandcharte, an welche Aller Blicke gefesselt seyn müssen.

W. B. M.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 66.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 29. Juni 1838.

Epische Dichtkunst.

12) Ahasver. Episches Gedicht von Julius Mosen. Dresden und Leipzig, Gerh. Fleischer, 1838.

Herr Mosen gab schon im Jahr 1831 ein episches Gedicht, den „Ritter Wahn“ heraus, das wir seiner Zeit angezeigt und dessen seltene poetische Schönheiten wir hervorgehoben haben. In der That zeichnet sich Julius Mosen durch eine Tiefe und Zartheit poetischer Anschauungen, und durch so anmuthsvolle Formen aus, daß er unter den Tausenden, die gegenwärtig den deutschen Parnaß stürmen, zu den wenigen Ausgewählten gerechnet werden muß, die wirklich seine Höhen erreichen und denen auch der Tempel des Nachruhms noch die Pforten öffnen wird, während so viele mit Versen beschriebene Blätter wie raschelndes Herdstlaub vorüberfahren, Niemand weiß wohin.

Im vorliegenden Gedicht hat Mosen die bekannte Sage vom ewigen Juden bearbeitet, einen Stoff, der in jüngster Zeit viele Dichter angezogen hat. Vor noch nicht langer Zeit gedachten wir des Ahasver von Edgar Quinet, dem französischen Romantiker, der Goethe's Faust nachzuahmen getrachtet; ferner der prosaischen Bearbeitung in (Auerbachers) Volksbüchlein (München, 1827), die in ihrer Einfachheit eine der gelungensten ist und bleiben wird; ungerechnet anderer minder bedeutenden Bearbeitungen und vieler kleinen romanzenartigen Gedichte. Daß die Sage eine tiefe welthistorische Bedeutung und einen eigenthümlichen poetischen Reiz habe, ist anerkannt. Daß sie in gewisser Beziehung ein Pendant zu Faust ist, oder dessen Ergänzung, wurde, wenn wir nicht irren, auch schon angedeutet. Faust sucht das Leben mit aller seiner Lust festzuhalten, zu verlängern; Ahasver, der ewige Jude, sucht sich vom Leben und seiner Qual loszureißen, und Beide vergebens. Die Sage vom Faust ist inzwischen schon in den Grundzügen weit ausgebildeter, als die vom Ahasver, die Dichter sind an gewisse vorgezeichnete Scenen gebunden, und die Sage hat nicht bloß einen Anfang, sondern auch ein Ende. Die alte Mythe vom ewigen Juden ist dagegen ungestaltet, gestattet dem Dichter eine unendliche Willkür des Ausschmückens und Fortsetzens und hat keinen Schluß. Wenn dies nun allerdings dem poetischen Erfindungsgeist einen weiten Spielraum läßt, so kann es doch auch zu Abschweifungen verführen, und hat schon dazu verführt, welche den Geist der einfachen Sage verfälschen.

Sehen wir nun vorerst zu, wie Mosen seinen Stoff behandelt hat. In einem epischen Gedicht von nur wenigen Gesängen, schon der Form nach ungleich einfacher, als Edgar Quinet. Dies gereicht ihm zum Lobe. Der ewige Jude tritt, — so liegt es in der Idee der ganzen Sage — als Hauptfigur hervor und bleibt beständig auf der Scene. Schon aus dieser Nothwendigkeit folgt, daß der Dichter ihn (wie Mosen gethan hat) in wenigen, möglichst einfachen, aber erhabenen und unvergeßlichen Gruppen binmale, und ihn nicht, wie Quinet gethan, in einem Gewimmel von Personen und Situationen sich verlieren lasse. Ferner folgt daraus, wie es bei Mosen der Fall ist, daß der ewige Jude in allen diesen Gruppen sich gleich bleiben, seinen tiefen tragischen Ernst beibehalten müsse, und daß es nicht erlaubt sey, ihn plötzlich wieder zum Jüngling und verliebten Schäfer zu machen, wie Edgar Quinet gethan hat. Das Gedicht Mosens hat einen immer sich gleichbleibenden, wir möchten sagen schwarzen Hintergrund, und im Vordergrunde steht beständig dieselbe heroische Gestalt, nur in wenigen plastischen Gruppen abwechselnd, und dieser Einheit und Tiefe der tragischen Idee ist alles andere untergeordnet.

Ahasver hat zwei Zwillingskinder, einen Knaben und ein Mädchen. Ein vornehmer Römer begehrt sie, aber der verzweifelnde Vater ermordet sie und zeigt dem Räuber ihre Leichen. Seitdem läßt ihn der Schmerz nicht mehr ruhen und er identificirt ihn mit dem sogenannten

Weltschmerz, d. h. mit dem allgemeinen Weh aller Erdenkinder:

> Und wie die Sonne tief zu Nebelsee'n
> Versank in sich jezt wieder Ahasver
> In endlos, unermeßlich tiefe Wehen;
>
> Doch wie von unterirdischen Gewalten
> Zuweilen wird die Erde bis zum Kern,
> Ihr zuckend rothes Herz entzweigespalten,
>
> So plötzlich sah er in sich selber drinnen
> Des Uebels Ursach, o ein ewig Leid!
> Und weiter sprach er nun in tiefem Sinnen:
>
> Die arme Erde! Kurze, sel'ge Stunden
> Hielt sie in ihrem Arme einen Gott,
> Verstoßen ist sie nun und Gott verschwunden.
>
> Die Erde, vom treulosen Gott betrogen,
> Mit Liebe und mit Thränen hat sie treu
> Ihr armes Kindlein redlich groß gezogen; —
>
> Ihr Kind, der Mensch, den freundlich sie ernähret,
> Was drängt er sich dem stolzen Gotte nach?
> Dem Bastard ist der Weg zu ihm verwehret.
>
> So von mir werfen will ich sein Gedächtniß,
> Ausreißen aus der Brust den Drang zu ihm,
> Das väterliche, ärmliche Vermächtniß!
>
> Aus Erde ist der Mensch und auf der Erde
> Und von der Erde lebt er, daß er einst
> Wie seine Mutter wieder Erde werde.

Allein wieder zu Erde zu werden, ist ihm nicht vergönnt. Er sieht den Heiland zum Tode führen, er höhnt ihn, der sich für Gottes Sohn ausgibt und sich selbst nicht helfen kann, und stößt den Ermatteten von seiner Schwelle. Da trifft ihn der Fluch, daß er ewig ruhelos fortleben soll.

> An einer Säule im Aegypterlande
> Vorüberziehen die Jahrtausende
> Und spielen um ein Nichts im Wüstensande;
>
> Vorüber, aber ohne sie zu streifen, —
> Mit einem Zeichen ist der Stein gefeit, —
> Vorüber, um in Nichts zurückzuschweifen; —
>
> So Ahasver in seines Herzens Leere.
> So öd', unwandelbar stand er allein,
> Ein starrer Fels in dem bewegten Meere.

Anfangs versucht er, das Leben zu ertragen. Er bekommt wieder zwei Zwillingskinder, den verlornen ganz ähnlich. Aber Titus kommt mit den römischen Legionen vor Jerusalem, die Pest und jedes Elend wüthet in der unglücklichen Stadt:

> Oft wird ein Schiff zum Wrak vom Sturm zerschlagen
> Und ohne Mast und Steuer weit umher
> Fast schankelnd von dem Ocean getragen.
>
> Die Schiffer drin verdürstend und verhungernd
> Sehn vor sich nur das Meer und hinter sich
> Das Heer der Haye schwimmen, gräßlich lungernd;
>
> Da überschleicht ein Wahnsinn ihre Seelen,
> Sie wechseln Blicke, o entsetzlich wüst!
> Und Keiner kann die Mordlust mehr verhelen.
>
> Und wie sie heimlich ihre Messer wetzen,
> Erschrickt der Himmel, bäumt sich auf das Meer,
> Und die Natur im innersten Entsetzen.
>
> So furchtbar stille ward es auf den Straßen
> Jerusalems, und Hunger, Noth und Tod
> Begannen grausam ein furchtbares Rasen;
>
> Und zwischen Erd' und Himmel lag gesponnen
> Ein schwärzlichgelber, wüster Nebeldunst,
> In sich hineingeknäuelt und geronnen.
>
> Dahinter pestkrank stand in trübem Wolken
> Die todesbleiche Sonne, um sie her
> Wie kranke Kinder fieberheiße Wolken.
>
> Auf allen Treppen und aus allen Zimmern
> Stieg Tag und Nacht von plötzlich Sterbenden
> Zum eh'rnen Himmel Wehgeschrei und Wimmern.
>
> Und vor den Thüren sah man noch mit matten,
> Langsamen Schritten wieder Andere
> Vorüberwanken gleich leblosen Schatten;
>
> Und wer zu Boden fiel, erstand nicht wieder,
> Zu todesmüd das Haupt, es waren müd,
> Zu todesmüd, zu todesschwer die Glieder.

Hier erwarten wir ein Bild, wie das von Ugolinos Tode in Dantes Hölle; allein die Kinder werden vom Hungertode gerettet und sterben erst in den Flammen der zerstörten Stadt. Zum dritten Mal, in der Verbannung, nimmt Ahasver ein Weib und erhält abermals ein zartes Zwillingspaar. Da kommt Julianus Apostata auf den Thron, bekämpft den verhaßten Nazarenergott und stellt alle alten Götter wieder her. Auch die Juden erhalten Erlaubniß, nach Jerusalem zurückzukehren und ihren Tempel wieder aufzubauen.

Es sitzen wohl in schwarzverhangnem Saale
Verwaiste Kinder nach der Mutter Tod
Nach dem Begräbniß bei dem Leichenmahle.

Sie sitzen still bei trüben Kerzenlichtern,
Es rollen Thränen in den goldnen Wein,
Sie sehn sich an mit bleichen Angesichtern.

Da hören sie der Mutter leise Tritte,
Die Thür geht auf, erwacht vom Todesschlaf
Und lebend steht sie da in ihrer Mitte.

Sie spricht: ihr Kinder, dürft nicht so erschrecken!
Da stürzen freudeschreiend alle hin,
Mit Küssen ihre warme Hand zu decken.

So saßen auch in schmucklos düstern Mauern
Die Völker dieser Erde bei dem Kreuz,
Um ihr einsames Leben zu betrauern.

Als Julian zum Hades stieg hinnieder
Und weckte auf die Mutter Cybele
Und ihre Söhne, alle Götter wieder.

Da jauchzte die Natur in inn'rem Herzen
Und brannte an und schwang durch Flur und Hain
Wie Feuerbrände alle Blüthenkerzen.

Es schien, als wollt' sie nur noch einmal blühen,
In schmerzlich süßer Wollust sich nun selbst
In einem Lenz verzehren und versprühen,

Als wollt' den Menschen sie noch einmal küssen,
Das viel geliebte Kind, eh' es von ihr
Auf ewig blutend würde weggerissen,

Noch einmal nur in brünstigem Entzücken,
Lautweinend halb in Lust und halb in Schmerz
An ihre Brust zum lezten Abschied drücken!

Da schürzten sich die flüchtigen Najaden
Mit langen Schleiern heimlich im Gebirg,
Zum Tanze all' die scheuen Oreaden.

Da steht am Himmel still, zurückgewendet
Mit ihrem Mond die keusche Cynthia
Und harret, bis der Reigen sich geendet.

So wird das Heidenthum hergestellt. Ahasver zieht frohlockend mit seinen Kindern nach Jerusalem, da verlangt das Volk zwei reine Sühnopfer für den so lange erzürnten Jehovah, und Ahasver, in seiner fanatischen Wuth gegen Christus, bringt seine eigenen Kinder zum Opfer, muß aber sehen, wie die Wolken sich öffnen und Christus selbst die Kinder in seinen Himmel führt. Von nun an kehrt nie wieder ein Trost in Ahasvers Brust zurück. Er lebt nur noch unter den düstersten Vorstellungen. Er sieht den Tod an sich vorüberziehen mit der langen Reihe der Verstorbenen:

Und wieder aus der Erde großem Grabe
Führt andre Seelen an die Luft empor
Der schöne, bleiche Tod mit seinem Stabe —

Am Aeltesten, an Ahasver vorüber,
Am Einzigen, der nicht vollenden kann,
Am Sklaven der Unsterblichkeit vorüber.

Mitleidig, doch von ihm hinweggewendet
Führt er die Seelenschaar an ihm vorbei,
Führt er den großen Zug, der nie geendet.

Der Dämon des Judenthums erscheint ihm und ruft ihn zum lezten Kampf gegen das Christenthum, indem er ihn in die Wüsten Arabiens führt, wo Mohammed so eben aufgetreten ist:

Arabien, jungfräulich unversehret,
Noch keinem Herrn der Welt hat es gedient; —
Mit Stacheln ist die Aloe bewehret.

Wer darf sich um so spröde Braut bemühen?
Allah ist groß, Mohammed sein Prophet!
Vor Inbrunst muß Arabien erglühen —

Wie eine Rose, die im Thau geschwollen
Die Haft zersprengt, mit engem Purpurkelch
Zur Morgensonne süß emporgequollen,

Die Erde selbst, die erst vom Schlaf bezwungen,
Fährt jezt empor und wird zugleich von ihm,
Gluthheiß vom schönen Bräutigam umschlungen.

Ahasver folgt den begeisterten Schaaren und hilft Jerusalem erobern. Er sieht die heilige Stadt in der Nacht:

Und Ahasver verfolgt mit seinen Augen
Den Gang des Mondes unverrückten Blicks,
Als könnt aus seinem Licht er Tröstung saugen,

Bis er nun sprach: von einer Zeit zur andern,
Hab' ich geklagt, daß ich nicht sterben kann;
Dich aber seh' ich immer freundlich wandern.

O Weggenosse, nimmer müd zu lieben
Das wilde Meer, das dir entgegenschwillt!
Auch mir bist du derselbe stets geblieben.

In dieser Nacht bringen Engel vom Himmel die beiden Kinder Ahasvers und legen sie am Grabe Christi

nieder. Der mohammedanische Feldherr hat befohlen, alle zu tödten, die am Grabe weilen würden. Nun findet man die Kinder, Ahasver erkennt sie, will sie retten, vermag es nicht, wird aber durch keine Waffe verwundet und muß auch diese Scene überleben. Da schwört er ewigen Krieg gegen Christus und will nicht rasten, bis er die Menschheit von ihm befreit hat. Und Christus selbst erscheint ihm in seiner Glorie und bestätigt ihn darin:

Auch ich bin nicht deßhalb herabgekommen,
Den Frieden euch zu bringen, doch ein Schwert!
Du hast zuerst die Fehde angenommen,

In ihr zerbrochen alle ird'schen Schranken,
Mir gegenüber hast du dich gestellt,
Wie ein Gedanke wider den Gedanken.

So ringe weiter! weiter! Zwischen beiden
Wird einst, wo sich vollendet hat der Kreis,
Das allerlezte Weltgericht entscheiden.

So endet das Gedicht. Daß dieser Schluß, der offenbar eine unaufgelöste Dissonanz bleibt, dem tragischen Grundgedanken der Sage am besten entspricht, möchte man behaupten, wenn man an die vielen sentimentalen Romantiker denkt, die nach dem Vorgang des Goethe'schen Faust (im zweiten Theile) ihre gewaltig ringenden Titanen zulezt ganz zahm werden und sich belehren lassen. Wir haben uns von jeher und stark gegen diese Kotzebue'sche menschenhaß- und reuerliche Versöhnungslust ausgesprochen, die alles Schreckliche und Erhabene durch abgeschmackte Begnadigungen am Schluß lächerlich und verächtlich macht. Der Teufel soll ganz Teufel seyn, nicht dumm und zahm und ein Betbruder werden. So soll auch der ewige Jude, mit seinem Fluch belastet, in seinem die Jahrhunderte überdauernden Schmerz oder Trotz verharren. Es heißt allen poetischen Eindruck vernichten, wenn man mit dem Schrecklichen nur eine Weile kokettirt, um es am Ende in die gemeine Behaglichkeit eines Lustspielschlusses zu verwandeln, wo sich Alles verzeiht und umarmt. In dieser Beziehung hat also Mosen gewiß das Richtige getroffen und dem tiefen Ernst seiner Dichtung nichts vergeben.

Allein er scheint uns die Lichtseite seines Gedichts über der Nachtseite ein wenig hintangesezt zu haben. Sein Christus kommt uns etwas zu vornehm kalt, gleichsam als die aristokratische Partei vor, die ziemlich mitleidlos auf die umsonst sich abringende Demokratie herabsieht. Es würde wohl der Titanengröße Ahasvers keinen Eintrag gethan haben, wenn jenes himmlische Licht, das er bekämpft, uns liebenswürdiger in milderer Heiligkeit gezeigt worden wäre. Ahasver selbst konnte dieses Licht hassen, dessen für Andere segenvoller Strahl für ihn ein zerschmetternder Blitz wurde; allein der Dichter hätte um so mehr den Gegensatz festhalten können, ohne daß darum der Himmel zur bloßen Partei geworden wäre. Der Dichter konnte den Sohn Gottes, sofern er ihn überhaupt als solchen im Gedicht aufführte, wohl nicht bis zu dem Bekenntniß herabsteigen lassen, daß die Schlichtung ihres Streits einem künftigen Weltgericht vorbehalten bleiben, auf welchem er, der Messias, den die Bibel ausdrücklich als den Richter bezeichnet, nur als Partei erscheinen werde. So wenigstens müssen wir die angeführten Schlußverse verstehen. Wir hätten lieber gesehen, Ahasver selbst hätte sich mit dieser Perspective getröstet, nicht aber Christus hätte sie ihm eröffnet. Durch Alles, was die Erhabenheit Christi beeinträchtigt, gewinnt die des Juden nichts, im Gegentheil würde der gefesselte Prometheus um so größere Theilnahme erregen, je erhabener der Gott aufgefaßt wäre, der ihn straft.

Doch kann hier nicht einmal das Beispiel des Prometheus gebraucht werden. Diesen nämlich müssen wir uns immer als einen Heroen denken, der in lezter Instanz Recht hat und nur unter dem Uebermuth eines grausamen Gottes leidet. Davon aber kann bei Ahasver nicht die Rede seyn. Ahasver kann nicht als Repräsentant des unterdrückten Rechts aufgefaßt werden. Er ist durchaus im Unrecht und der Heroismus allein, mit dem er die entsetzlichen Folgen seiner Schuld trägt, gibt ihm seine poetische Bedeutung und rechtfertigt die Theilnahme, mit der uns der Dichter sein Bild ausmalt. Daß der sogenannte Weltschmerz, von dem jezt so häufig die Rede ist, aufs innigste mit der Weltschuld zusammenhängt, liegt wenigstens in der Sage vom ewigen Juden so klar angedeutet, daß sie in dieser Beziehung keine andere Auslegung zuläßt. Wenn andere Dichter, namentlich Byron, den Weltschmerz nicht als das quälende Bewußtseyn einer Verschuldung, vielmehr als das Gefühl unterdrückten Rechts aufgefaßt haben, so befanden sie sich dabei auf dem modernen philosophischen und politischen Gebiet und nicht auf dem der altchristlichen Sage. Und doch hätten auch sie wohlgethan, wenn sie die in Bezug auf die irdischen Dinge (Staat und Kirche) so natürlichen Oppositionsideen nicht auf die ewigen Dinge übergetragen und eine Opposition gegen Gott erhoben hätten, die immer eine übelverstandene ist.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 67.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 2. Juli 1838.

Medicinische Schriften.

1) Ueber die Folgen des Mißbrauchs der geistigen Getränke u. s. w. Von Dr. Lehmann d. J., prakt. Arzt in Muri. Bern, 1837. 8.

Jedes Glas zu viel ist verflucht, denn sein Inhalt ist ein Teufel! ruft Shakespeare's Cassio aus, nachdem er in der Trunkenheit seinen Freund ermordet. Wie zahlreiche Beispiele dieser Wahrheit drängen sich fast täglich dem Menschenfreunde auf! Allerdings hat unter den höheren Ständen der übermäßige Genuß geistiger Getränke in neueren Zeiten bedeutend abgenommen; und die öffentliche Meinung brandmarkt den habituellen Säufer, während noch im vorigen Jahrhundert selbst an Höfen das unmäßige Trinken an der Tagesordnung war und der Virtuos in dieser freien Kunst auf lauten Beifall rechnen konnte. Haben sich nun auch demnach auf der einen Seite unsere Sitten gebessert, so haben doch andererseits die geistigen Getränke ein großes Feld erobert, indem sie den niedern Volksklassen zugänglicher geworden sind, und der Schaden, der hierdurch angerichtet wird, ist um so größer, als es sich hier hauptsächlich um den Genuß des Branntweins handelt, der in seinen Wirkungen unvergleichlich nachtheiliger sich erweist. Es wäre lächerlich, wollte man den Genuß geistiger Flüssigkeiten ganz verbannen, da der mäßige Gebrauch derselben für Viele eher zuträglich als schädlich ist. Nur der Mißbrauch ist schädlich, und die schlimmen Folgen steigern sich bei den höheren Graden desselben in reißender Progression; vorzüglich gilt dies in Rücksicht auf den Branntweingenuß, der sehr schnell eine Ueberreizung herbeiführt, und sowohl die physische als auch die moralische und intellectuelle Gesundheit schnell zerrüttet. Die Production der gebrannten Wasser hat in neuern Zeiten auf eine beunruhigende Weise zugenommen; besonders durch die Einführung des Kartoffelbranntweins ist dem gemeinen Manne ein so wohlfeiles Getränke geboten worden, daß an manchen Orten die übrigen spirituösen Getränke fast ganz dadurch verdrängt worden sind, daß sein Verbrauch ganz außerordentlich geworden ist und den Grund zum Ruin vieler Familien, selbst ganzer Dörfer gelegt hat. Aus den verschiedensten Gegenden erschallen einstimmige Klagen über dieses schnell hereinbrechende Unglück. Am wenigsten sind noch diejenigen Gegenden betroffen, welche in hinreichender Menge Wein und Obstwein oder ein gutes Bier produciren; doch auch hier droht Gefahr! Welch bemerkenswerthen Einfluß der übermäßige Genuß der geistigen Getränke auf die Moralität der Bevölkerung ausübt, darauf wurde schon in einer frühern Anzeige bei Gelegenheit der verdienstlichen Untersuchungen des Dr. Lippich in Laibach über den Einfluß der Trunksucht auf die öffentliche Gesundheit aufmerksam gemacht. Von größerer Bedeutung ist es, daß dieses Laster einen großen Theil der Bevölkerung mancher Landstriche arbeitsunfähig macht, körperlich und geistig niederdrückt, erwiesenermaßen zu vielen Verbrechen Veranlassung gibt und auf die Erziehung der nachrückenden Geschlechter den nachtheiligsten Einfluß ausübt, so daß dadurch auch noch für eine späte Zukunft ein reichlicher Samen zu Volkselend in fruchtbaren Boden niedergelegt wird.

Aus der vorliegenden Schrift ersehen wir, daß auch in vielen Theilen der Schweiz die ehrbaren alten Sitten tief untergraben sind, daß auch dort dem Götzen des Branntweins unzählige Altäre erbaut sind. In dem Stadtbezirk und der Landgemeinde Bern kam im Jahr 1832 auf 155 Seelen eine Wirthschaft, im Amte Biel auf 157, im Amte Peuntrut auf 251; die Aemter Oberhasle und Schwarzenburg zeichnen sich noch rühmlich aus; dort kam auf 1073, hier auf 1865 Bew. eine Wirthschaft. Den Canton Bern im Ganzen genommen, verhielt sich die Zahl der Einwohner zu der der Wirthschaften wie 401 zu 1. Seitdem soll aber die Menge der Wirthschaften noch um mehrere Hundert sich gesteigert haben. Die gemeinnützige Gesellschaft in Thun faßte diesen Gegenstand zuerst ins Auge und empfahl ihn der Aufmerksamkeit der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft des Cantons,

die sich bewogen fühlte, ihn zum Gegenstand einer Preisaufgabe zu machen. Der gegenwärtigen Schrift wurde „wegen ihres größern wissenschaftlichen Gehalts" der Preis zuerkannt, eine zweite, die eingereicht worden war, und die mehr für das Volk berechnet war, erhielt das Accessit. Zugleich wurde beschlossen, die Arbeit des Dr. Lehmann durch den Druck bekannt zu machen. Dieselbe bietet nun zwar keine der Eigenschaften dar, die man bei Preisschriften zu finden gewohnt und berechtigt ist; besonders werden Aerzte nicht nur nichts Neues darin finden, sondern Manches, was Erwähnung verdient hätte, vermissen; allein der Verf. scheint mehr auf Nichtärzte als Leser gerechnet zu haben, und für solche mag die Schrift immerhin von einigem Werthe seyn. Sie können daraus die Ueberzeugung schöpfen, daß es sich um ein Uebel handelt, dessen Ausbreitung mit kräftiger Hand entgegengearbeitet werden muß. Die vom Verf. zur Abhülfe vorgeschlagenen Mittel verdienen die reiflichste Erwägung. Die hauptsächlichsten sind folgende: Erschwerung der Production, der Einfuhr und des Verkaufs des Branntweins durch Erhöhung der darauf sich beziehenden Auflagen, mit gleichzeitiger Erleichterung der Production und Consumtion des Weines und des Bieres, strenge Aufsicht über Arme und Bettler, allgemeines Verbot des Branntweingenusses bei jungen, körperlich noch nicht ausgebildeten Personen, und Bildung von Mäßigkeitsvereinen.

2) Geschichte der Mäßigkeitsgesellschaft in den V. Staaten Nordamerikas, von R. Baird. Berlin, 1837. 8.

Gegenwärtige, dem Kronprinzen von Preußen dedicirte und meines Wissens von mehreren preußischen Provinzial-Regierungen empfohlene Schrift enthält eine Zusammenstellung des Wichtigsten aus den vielen bis jetzt erschienenen Rechenschaftsberichten der amerikanischen Mäßigkeitsgesellschaften. Der Verf. scheint der Emissär einer solchen zu seyn und in dieser Eigenschaft den Kampf gegen die uralteste Untugend der deutschen Nation beginnen zu sollen. Als Avantgarde schickt er der deutschen Gründlichkeit zu gefallen, diese historische Abhandlung voraus, die zwar sehr langweiliger und einförmiger Natur ist, aus der aber doch einige gedrängte Notizen unsern Lesern vielleicht nicht unerwünscht seyn werden.

Die Leistungen der amerikanischen Mäßigkeitsgesellschaften grenzen nach den Thatsachen (?), welche ihre Berichte an die Hand geben, wirklich ans Unglaubliche. Erst 10 Jahre sind es, seit sie sich zu bilden anfingen, und schon haben sie eine durchgreifende wohlthätige Revolution in den Sitten und Gewohnheiten des amerikanischen Volkes zu Stande gebracht. In Nordamerika haben bereits zwei Mill. Menschen auf jeden Genuß geistiger Getränke verzichtet, es existiren über 8000 Mäßigkeitsgesellschaften, die über 1½ Mill. Mitglieder zählen; 4000 Brennereien sind eingegangen, über 8000 Kaufleute haben den Handel mit geistigen Getränken aufgegeben, und über 1200 Schiffe (man sieht, die Berichte bedienen sich durchaus runder Zahlen) sind i. J. 1836 aus den verschiedenen Häfen der V. Staaten ausgelaufen, die nicht die geringste Quantität von diesen Getränken an Bord hatten; endlich haben mehr als 12000 ehemalige Säufer jedem Genuß berauschender Getränke für immer entsagt. „Vor dem Beginn der Mäßigkeitsreform war die Gewohnheit des Genusses geistiger Getränke allgemein verbreitet, und es gab kein Haus, wo man nicht stets eine größere oder geringere Quantität derselben vorfand. Man hielt es für eine Verletzung der Gastfreundschaft, wenn man nicht jedem Fremden, der das Haus betrat, irgend eines dieser Getränke anbot, und zwar herrschte dieser Gebrauch nicht nur unter den bemittelteren Klassen, sondern auch unter den ärmsten Leuten. So oft Jemand seinen Nachbar besuchte, sey es nun in Geschäftssachen oder aus Freundschaft oder auch nur zufällig, so wurde er stets mit einem Glase Branntwein oder einem ähnlichen Getränke bewirthet. Eine Ausnahme fand nur äußerst selten statt. Die Schnapsflasche gehörte zu den nothwendigsten Bestandtheilen eines Mahles nicht nur in Hotels und andern Restaurationen, sondern fast in jedem Privathause. Die reich besetzten Tafeln der Dampfboote und anderer Schiffe waren mit zierlich geschliffenen Krystallflaschen geschmückt, welche mit diesem verführerischen Gifte gefüllt waren, und wohl nur wenige Passagiere ließen dasselbe ungenossen. Während die Reicheren bei den feinen Liqueuren, beim Rum, Gin u. s. w. sich gütlich thaten, trank die Masse des Volks ihren Whisky. — Wie ganz anders aber hat sich die Sache jezt gestaltet! Im ganzen Gebiete der Union hat der Genuß geistiger Getränke bei dem bei weitem größten Theil der gebildeten und wohlhabenden Stände ganz aufgehört und großentheils auch bei den ärmeren Klassen. In den meisten Häusern findet man dergleichen Getränke gar nicht mehr, und nur ausnahmsweise sieht man sie noch hier und da auf den Tafeln der reichsten Familien. Auf den Dampfbooten, welche, über 500 an der Zahl, die verschiedenen Meerbusen und die ungeheure Anzahl von Flüssen und Seen dieses weit ausgedehnten Landes befahren, sieht man diese Getränke nur noch dann und wann bei manchem Reisenden, auf den sich sogleich, mißbilligend, Aller Augen richten, wenn er nur davon kostet. Dasselbe gilt auch von den Gasthöfen und Restaurationen, und diese Veränderung würde noch bei weitem bemerkbarer seyn, wenn der große Zufluß von Fremden, die sich natürlich meistens in solchen öffentlichen Häusern aufhalten, nicht daran hinderlich wäre." In dem westlichen Theil von Pennsylvanien, wo sich das Volk in den Jahren 1791 und 94 wegen einer neuen Auflage auf die Brennkolben und die Fabrikation des Whisky gegen

die Regierung aufgelehnt hatte, hat die Reform so mächtig eingewirkt, daß in einer einzigen Grafschaft in dem kurzen Zeitraum von 18 Monaten die Zahl der Brennerrien von 168 auf 62 reducirt wurde.

Nicht auf Nordamerika allein hat sich die Thätigkeit der Mäßigkeitsgesellschaften beschränkt, sondern sie suchen ihre Grundsätze durch Emissäre und durch Flugschriften bis in die entlegensten Länder zu verbreiten. Was Europa betrifft, so haben sie vorzüglich in Großbritannien und in Schweden und Norwegen Eingang gefunden. Selbst auf den Gesellschafts- und den Sandwichsinseln bestehen solche Gesellschaften.

So ausführlich nun der Verf. die Geschichte der Mäßigkeitsvereine behandelt, so wenig können wir dessenungeachtet das von ihm gelieferte Bild derselben für naturgetreu erkennen; alle glänzenden Seiten sind mit solcher Vorliebe behandelt worden, daß darüber die Schattenpartien ganz vergessen wurden. Nach den Mittheilungen des Verf. sollte man meinen, die Wirkungen jener Gesellschaften haben sich wie durch eine geistige Kontagion unwiderstehlich ausgebreitet, und ihre Bemühungen seyen mit einem unfehlbaren Erfolg gesegnet gewesen; so sollte man meinen, das amerikanische Schiffsvolk sey das mäßigste auf der ganzen Erde geworden. Wir wissen aber von andern Seiten, wie trügerisch die mitgetheilten Thatsachen sind; allerdings stechen jezt viele nordamerikanische Schiffe in die See, ohne einen Tropfen Whisky an Bord zu haben; legen sie aber irgendwo Anker, so ist das erste und wichtigste Geschäft der Matrosen, auf dem Lande eine Branntweinschenke aufzusuchen und darin für die lange Entbehrung sich schadlos zu halten, so daß diese nordamerikanischen Bachanalien die der Seeleute aller andern Nationen weit hinter sich lassen.

Der große Einfluß, den die Mäßigkeitsgesellschaften übrigens unstreitig bisher ausgeübt haben, erklärt sich vorzüglich daraus, daß der Mißbrauch der gebrannten Wasser in Nordamerika die furchtbarste Höhe erreicht hatte. Noch i. J. 1831 bestanden in den vier Städten Boston, New-York, Philadelphia und Baltimore mit zusammen 500,000 Einwohnern 6000 Branntweinschenken; auf je 20 männliche Einwohner, die mehr als 21 Jahr alt sind, kam eine. Ein solcher Zustand mußte nothwendig alle Freunde des Vaterlands aneifern, dem eingerissenen Unfug nach Kräften entgegenzuarbeiten, und zugleich dem Erfolg dieser Reaktion günstig vorarbeiten, der sodann durch die glückliche Wahl der in Bewegung gesezten Mittel gesichert wurde. Merkwürdig ist, daß die Vereine anfangs, als sie nur Mäßigkeit im Genuß der gebrannten Wasser verlangten, nichts zu Stande bringen konnten, seit sie aber anfingen, vollkommene Enthaltsamkeit zur Pflicht zu machen, Außerordentliches geleistet haben. Es hängt dies wohl mit der Erscheinung zusammen, die man häufig beobachten kann, daß Leute, welche regelmäßig Branntwein oder ein ähnliches berauschendes Getränke trinken, ganz in der Regel immer zu höhern Quantitäten übergehen, und aus dem regelmäßigen Genuß derselben sich mit Bestimmtheit der spätere übermäßige vorhersagen läßt, was bei den diluirteren geistigen Getränken, dem Wein und Bier, durchaus nicht der Fall ist. Deßhalb werden auch die Mäßigkeitsgesellschaften in Wein- und Bierländern nicht denselben Erfolg sich zu versprechen haben, wie in solchen Gegenden, wo vorzugsweise Branntwein genossen wird, dies um so mehr, als schon ein mäßiger habitueller Genuß des lezteren Getränkes nicht ganz unschuldig ist, wie sich dies von den erstern Stoffen mit Recht behaupten läßt. Uns kann es nur lächerlich erscheinen, wenn wir folgendes Gutachten von 45 Aerzten in Cincinnati lesen: „Die spirituösen Getränke sind im gesunden Zustande des Organismus nicht nur unnütz, sondern absolut schädlich; sie erzeugen viele neue und verstärken die Intensität der meisten bereits vorhandenenen Krankheiten; sie sind ein eben so gefährliches Gift als der Arsenik; sie tödten zwar langsamer, aber eben so sicher, als dieser.“ Vor solchen Giften, bei deren täglichem Genuß man die Aussicht haben kann, an Altersschwäche zu sterben, wird Niemand bange seyn. Aehnliche Extravaganzen finden sich in Menge in dem vorliegenden Buche, dessen guter Zweck vielen Mängeln desselben zur Entschuldigung dienen muß. Daß es übrigens bei uns vielen Nutzen stiften werde, bezweifle ich, da es zu wenig die deutschen Zustände im Auge hat. Schließlich will ich noch auf eine sonderbare Inconseqnenz der Mäßigkeitsvereine aufmerksam machen; sie stellen den Grundsatz auf, der Mensch solle den Genuß aller nicht nahrhaften Substanzen unterlassen. Sind denn nun aber der Thee und der Kaffee nahrhaftere Getränke als Bier und Wein? Und doch wollen sie diese warmen Getränke, die man bekanntlich auch schon mit dem vagen Ausdrucke Gift bezeichnet hat, durchaus an die Stelle der spirituösen Getränke setzen. Dem nordamerikanischen Militär theilt man jezt statt der frühern Branntweinrationen Kaffee und Zucker aus. Auch sonst hat der Kaffee und Thee ziemlich die Stelle der alkoholischen Getränke eingenommen, und hiegegen haben die Mäßigkeitsvereine nichts einzuwenden. Liegt hierin nicht gewissermaßen das Zugeständniß, daß das Bedürfniß nach gewissen Reizmitteln in der menschlichen Natur tief begründet ist? Demnach können wir mit diesen Temperanzpredigern uns nicht vereinigen, die ihren Bannfluch gegen alle Spirituosa schleudern, ohne deßhalb das Verdienstliche ihrer Bestrebungen in solchen Gegenden, wo die Branntweinpest um sich gegriffen hat, zu verkennen.

Epische Dichtkunst.

12) Ahasver. Episches Gedicht von Julius Mosen. Dresden und Leipzig, Gerh. Fleischer, 1838.

(Schluß.)

Das vorliegende Gedicht ist so vortrefflich, daß wir seiner Analyse alle die Aufmerksamkeit widmen müssen, die es verdient, und wenn wir besonders sein Verhältniß zur christlichen Grundansicht beachten, so erscheint dies um so mehr gerechtfertigt, als in neuerer Zeit so viele und ausgezeichnete Gedichte erschienen sind, die das Trauerspiel der Weltgeschichte und das Wehe, die Klage und den Zorn des gegen ein dunkles Schicksal kämpfenden Menschengeschlechts zum Gegenstande haben. Mosen stellt die Erde als eine schöne und liebende Mutter dar, die ihre Kinder durch die unerbittliche Gottheit geopfert sieht, eine Niobe.

Ach, und die Menschen, diese allerärmsten
Drückt selbst die schöne Mutter an ihr Herz
Und schützt sie dort am treusten und am wärmsten!

Doch ob sie in Aegypten grabesschaurig
Manch tausend Jahr mit ihren Kindern träumt,
Ach, übermaßen weinend, endlos traurig;

Gott sucht sie auf, er haßt und muß sie lieben,
Er sucht sie auf, und da vergeht ein Volk;
Nur stolze Gräber sind davon geblieben.

Und ob sie auch mit dem Hellenenvolke
Zu ihm emporgeblüht so lieb und süß,
Gott braust einher mit seiner Wetterwolke;

Gott sucht sie auf, da will er sie erreichen,
Und da vernichtet sie das eigne Werk
Und weinend nimmt sie Abschied von den Leichen.

Und selber möchte sie sich jetzt zerstören, —
Vergebens! — gegen die Nothwendigkeit
Kann sich nicht Gott, darf sie sich nicht empören.

Und wie die schönsten Kinder nun erschlagen
Im Krieg mit ihm, der glühend sie verfolgt,
O, da beginnt sie ein endloses Klagen!

Und als von ihren Kindern, allen lieben,
Die wenig liebsten dumpf und still vor ihr
Im Götterzwiste übrig noch geblieben,

Da will sie alle allzumal vereinen
Im kleinen thatenburst'gen Römervolk,
Die Völker alle nur zum einzig Einen.

Und wiederum den stolzen Gott zu rühren,
Will sie auf einmal alle Kinder ihm
In ihnen sich zu seinem Herzen führen.

Da will zuerst sich Gott herunterbeugen,
Mit einer Jungfrau einen Mittler jetzt,
Den einzig vielgeliebten Sohn zu zeugen;

Und Jesus ward geboren. Alle Sterne
Erschallten vor Entzückung, doch vor Schreck
Entwichen die Dämonen in die Ferne.

So wandelt nun der Gottessohn hienieden,
Von süßer Ueberredung träuft sein Mund
Und predigt von dem Schwert und von dem Frieden.

Er sagt gar viel von rechter Herzensdemuth,
Und daß der Geist erlösen soll das Fleisch
Da lauscht ihm die Natur in banger Wehmuth.

Und wieder: daß mit Gott sie eins nur werde
Und werden müsse; denn in Feuergluth
Woll' er sie doch vernichten sammt der Erde!

Sammt ihren Kindern, die sie so verwöhne
Und jedem schenke eigenes Gefühl
Und Freude auch, die seinen Vater höhne!

Und wie so leicht des Fleisches Tod zu tragen,
Leicht aufzuopfern jedes eigne Selbst,
Läßt er geduldig an ein Kreuz sich schlagen.

Und schluchzend, zweifelnd an sich selbst verhüllet
Sie ihr Gesicht, von unermeßnem Leid
Die ganze mütterliche Brust erfüllet.

So schön diese Klage ist, so fehlt doch darin das Motiv des tragischen Erdenschicksals — die Schuld. Die Völker werden hier alle nur als Opfer dargestellt. Diese einseitige Ansicht ließe sich von einem antiken und selbst modernen heidnischen Standpunkt aus rechtfertigen, aber nicht vom Standpunkt der Sage aus, von der es sich hier handelt, nicht vom christlichen und eben so wenig vom jüdischen Standpunkt aus, dem jenes Mitleid, das schon Schiller in den Göttern Griechenlands ausgedrückt hat, durchaus fremd ist. Das alte und neue Testament sehen im Völkerschicksal immer nur die Schuld, und aus der Idee derselben ist auch die Sage vom ewigen Juden hervorgegangen.

Von dem Gefühl dieser Schuld läßt sich das sterbliche Geschlecht auf keine Weise, auch auf keine poetische, emancipiren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menze.

№ 68.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 6. Juli 1838.

Neue Reisen.

15) **Wanderungen in Italien von J. Fenimore Cooper. Nach dem Englischen von Steger. Zwei Theile. Braunschweig, Westermann, 1838.**

Unter den europäischen Reisen des amerikanischen Romantikers scheint diese uns die am besten geschilderte zu seyn, denn über England und Frankreich hat Cooper wenigstens nichts Neues gesagt, und zu dem, was er im Durchflug über unser deutsches Vaterland geschrieben, kann man nur die Achseln zucken. Vom Scharfblick eines Amerikaners hätten wir in der That mehr erwartet. In seinem Werk über Italien bringt er freilich auch nichts Neues vor, was nicht schon hundert Mal vor ihm beobachtet und beschrieben worden wäre; doch kam er hier, vom Zauber der Natur und Kunst unwillkürlich ergriffen, zuweilen in eine poetische Wärme, die seine Darstellung angenehm belebt und die trockene Einförmigkeit seines Romanstyls unterbricht. Auch wurden ihm hin und wieder Gelegenheiten geboten, das zu sehen, was nicht jeder Reisende sieht, oder wenigstens, wie er es gesehen hat, nicht beschreibt.

Gleich im Eingang, wo von Oberitalien die Rede ist, macht er kritische Bemerkungen gegen die üblichen Darstellungen der berühmten Schlacht an der Brücke von Lodi. Er behauptet, es sey für Napoleon gar nicht möglich gewesen, den Uebergang zu forciren, wenn die Oesterreicher gewollt hätten, denn die Stellung sey zu fest; Napoleon könne es daher nur mit einer Handvoll, bereits zum Rückzug commandirter Oesterreicher zu thun gehabt haben, als er überging. Sonst finden wir nichts Merkwürdiges in dem, was Cooper über das obere Italien sagt. In Florenz, wo er sich lange aufhielt, ließ er sich dem Großherzog vorstellen und erschien einige Mal bei Hofe, wo man ihn, wie er versichert, sehr auszeichnete. Cooper erzählt das alles mit einer seltsamen Mischung von Eitelkeit und republikanischer Gleichgültigkeit. Er machte von hier aus eine Tour an der schönen Küste hin nach Marseille und zur See zurück. Auf dem kurzen Wege zur See zeigt er sich als Seemann und tadelt die unvollkommene Nautik der Italiener.

Cooper erzählt die Spitzbübereien seiner italienischen Bedienten in Florenz, die wir zur Genugthuung des Herrn Nicolai in Berlin hieher setzen wollen: „Wir begannen unsern Haushalt mit einem Koch, einer Küchenmagd, zwei Dienern und dem Schweizermädchen, das wir mit uns gebracht hatten. Einer der Diener wurde binnen 14 Tagen wegen Trunkenheit entlassen, und sein Platz nicht wieder ausgefüllt; der andere war ein flinker Bursche, aber ein großer Spitzbube. Dann beklagte sich A — über die Rechnungen des Kochs, die sich, bei näherer Untersuchung, doppelt so stark erwiesen, als in Paris, obgleich Florenz, seiner Wohlfeilheit wegen, im Rufe steht. Die Küchenmagd, die aus Lucca war, bot ihre Dienste an, der Koch erhielt seine Entlassung, und da diese Magd an dessen Stelle befördert ward, wurde ihr Platz anderweitig besezt. Ihr Name war Bettina. — Um diese Zeit zeigte sich ein armer Neapolitaner, auf den A — kurz vor ihrer Entbindung aufmerksam geworden war, um für die kleinen Unterstützungen, die er empfangen, seinen Dank abzustatten. „Sie empfingen doch das Geld, das ich Ihnen sandte?“ fragte A —. „Si Signora.“ — „Wie viel?“ — „Jedesmal drei Paoli, Signora.“ — Nun mußten aber diese drei Paoli jedesmal zehn Paoli, oder ein Frescone, seyn, und Bettina war die Botin gewesen. Als sie verhört wurde, gestand die neugebackene Köchin den Betrug ein, und nannte als Grund, weßhalb sie das Geld unterschlagen, sie habe geglaubt, es sey für den Neapolitaner zuviel. Trotz ihres Betruges lag so viel Naives in ihren Geständnissen, daß sie nicht verabschiedet wurde. Bald darauf wurde A — veranlaßt, den Milchmann zu wechseln. Einen oder zwei Tage nach dieser Veränderung fand sich, daß die Milch zum Kaffee geronnen war. Bettina wurde beschieden, und schrieb dies der schlechten Milch des neuen Lieferanten zu. Als sie fort

war, bemerkte Luigi, der Diener, daß er zufällig einige kalte Milch zum Thee zurückgesezt habe, und daß wir, wenn wir sie an das Kamin sezten, sehen könnten, ob die Milch wirklich schlecht sey. Der Versuch wurde gemacht, und die Milch erwies sich als gut. Bettina wurde wieder verhört, und als ich ihr mit der Polizei drohte, bekannte sie, daß sie auf die Bitte des ersten Verkäufers Weinessig in die Milch gegossen habe. Natürlich wurde sie jezt entlassen. Da Luigi sich bis jezt gut benommen, und durch seine Anstelligkeit einen gewissen Ruf erworben hatte, so wurde sein Rath gehört, und einer seiner Freunde der Küche vorgesezt. Die Erklärung des Ganzen ist folgende: Der erste Koch, obgleich ohne Zweifel ein Spizbube, fiel durch eine Verbrüderung zwischen Bettina und Luigi, dann verlor Bettina durch Luigi ihre Stelle, und dieser erntete den ganzen Vortheil seiner Intrigue, indem er, wie ich nachher erfuhr, außer seinem Lohne noch etwa zweihundert Francesconi verdiente. Als er seinen Abschied erhielt, hatte er die Frechheit, meinen kleinen Sohn mit einem Vorlegemesser zu verfolgen, indem er drohte, er wolle ihm die Kehle abschneiden. Sein Lohn wurde ihm monatlich, und zulezt auf sein eigenes Verlangen, halbmonatlich bezahlt, und als er fortging, schuldete ich ihm noch einen Dollar. Diesen verweigerte er, indem er zehn verlangte, und als die Sache vor Gericht kam, forderte er seinen ganzen Lohn für die gesammten neun Monate, indem er vorgab, er habe nichts erhalten!" — Und doch fügt Cooper hinzu: „Nach einer neunmonatlichen Erfahrung bin ich geneigt, von den Italienern gut zu denken, die mir als ein gutes und sehr kluges Volk erscheinen, obgleich die erste Eigenschaft manche Ausnahme findet. Man kann als allgemeine Regel annehmen, daß Reisende, wenn nicht außerordentliche Umstände sie begünstigen, den schlechtesten Theil der Bevölkerung jedes Landes sehen, denn die besseren Klassen wollen aufgesucht seyn, während die vom entgegengesezten Charakter genöthigt sind, dort Bekanntschaften und Connexionen zu erstreben, wo sie weniger bekannt sind, und ihre Betrügereien folglich besser ausführen." So denkt jeder Billige.

Von Florenz aus begab sich Cooper zur See nach Neapel und landete unterwegs auf der Insel Elba. Der Golf von Neapel brachte sein kaltes amerikanisches Blut in europäische Wallung. „Welcher Tropf, ruft er aus, dachte wohl zuerst daran, einen Vergleich zwischen dieser Bai und der von New-York anzustellen? Es ist kaum möglich, daß zwei Dinge, die aus demselben Elemente bestehen, im Totaleindruck unähnlicher sind, und auch in keinem einzelnen wesentlichen Punkte sind ihre Vorzüge dieselben. Der Hafen von New-York ist nichts weiter als hübsch," den von Neapel aber nennt er „herrlich und göttlich." Bei diesem Anlaß gesteht er, daß Europa überhaupt in Beziehung auf Natur einen großen Vorzug vor seinem Vaterlande habe. „Leider ist man in Amerika oft so weit gegangen, die Wahrheit zu entstellen, und hat durch Uebertreibungen nur sich selbst lächerlich gemacht. Ich kann mit Bestimmtheit versichern, daß ich in ganz Unteritalien, die pontinischen Sümpfe und die Campagne abgerechnet, keine zwanzig Meilen kenne, in denen nicht eine schönere Landschaft sich befindet, als in ganz Nord-Amerika, so weit ich es kenne. Unsere Seen halten mit den schönern Seen Oberitaliens keine Vergleichung aus, unsere Berge sind mit den hiesigen verglichen, uninteressant, und unsere Baien können neben denen Italiens nicht genannt werden. Wenn es Patriotismus ist, Gänse Schwäne zu nennen, so bin ich kein Patriot, und war es nie."

Gleichwohl scheint der Enthusiasmus für das reizende Wasserthal von Neapel Herrn Cooper zuweilen verblendet zu haben. Er will von Neapel aus hinter Castellamare Bergspitzen gesehen haben, die wohl doppelt so hoch gewesen seyen, als der benachbarte Vesuv. Referent hat die Berge hinter Castellamare nicht nur gesehen, sondern bestiegen und kann versichern, daß sie nicht so hoch sind.

Von Neapel kehrte Cooper nach Rom zurück, wo ihn die Kunst nicht weniger entzückte, wie in Neapel die Natur. Den größern Eindruck machte auf ihn die Peterskirche und er theile nicht das Gefühl Fernows und Anderer, welche diese Größe kleinlich fanden. Wir stimmen mit Fernows Urtheil überein gegen Cooper, und halten es für eine ziemlich nach Barbarei schmeckende Naivetät, wenn Cooper schreibt: „Ein Arbeiter, der eine Statue des heil. Bruno reinigte, die etwa in der Höhe eines gewöhnlichen Kirchthurmes angebracht war und in den gewöhnlichen Verhältnissen ausgeführt zu seyn schien, stand auf der Schulter der Figur, und konnte seine Hand nur mit Mühe auf den Kopf der Bildsäule legen. Einige marmorne Cherubs erhoben sich in Hautrelief an einem Pfeiler in meiner Nähe, und sahen wie Kinder aus; als ich jedoch meine Hand auf die Hand einer der Figuren legte, fand ich, daß ich gegen die Statue zwergartig gebaut war. Aus diesen Thatumständen mögen Sie auf die gigantischen Proportionen des Ganzen schließen." Diese offenbar geschmacklose Täuschung, die uns das Große als klein (riesenhafte Figuren als Kinder und kleine Genien) darstellen will, findet nun Cooper höchst bewundernswürdig und denkt dabei nicht, welch einen ungleich erhabenern Eindruck die Peterskirche machen würde, wenn ihre ungeheuren Räume ungefähr wie eine gothische Kirche in einer scheinbar unendlichen Steigerung construirt wären, anstatt daß sie jezt in künstlichen Verkürzungen und Verkleinerungen construirt sind. Denn die riesenhaften Statuen und Mosaikbilder machen die Höhe des Gebäudes scheinbar kürzer und verwandeln die hohen Pfeiler in bloße Rahmen eines Bildes. Bei der Peterskirche ist alles

darauf angelegt, eine wirkliche Größe dem Auge als kleiner darzustellen, so daß das Auge erst nach und nach durch Messung des Einzelnen die wirkliche Größe inne wird. Dies ist aber eine architektonische Verkehrtheit, denn die Kirchenbaukunst, die etwas Großes und Erhabenes schaffen will, muß vielmehr darauf ausgehen, den Eindruck der wirklichen Größe noch durch künstliche Mittel zu steigern und selbst Kleines scheinbar groß zu machen. Die Peterskirche mit ihrer gemalten Rotunde ist uns immer wie eine colossale Porzellantasse vorgekommen, und nicht wie eine Kirche, und Herr Cooper scheint die naive Aeußerung seines Söhnchens „ist denn das eine Kirche?" nicht einmal verstanden zu haben.

Cooper wohnte dem römischen Carneval bei, weiß es aber nicht so lebendig und figurenreich zu schildern als Goethe. Doch kommt ein artiges Zwischenspiel dabei vor: „Als ich vor einer Loge vorüberkam, fiel mir die außerordentliche Schönheit eines Mädchens von etwa siebenzehn Jahren auf. Ihr Costüm war außerordentlich hübsch, und ihr Gesicht das echte beau idéal vollendeter und klassischer Schönheit. Das Mädchen überraschte mich so sehr, daß ich mehrere Freunde herbeirief, damit auch sie das ausgezeichnete Wesen bewundern könnten. Das Staunen war allgemein, und die Schöne nahm unsere Huldigung mit einer schüchternen Selbstzufriedenheit auf, welche ihre Reize nur noch mehr erhöhte. Später brach die Gesellschaft, zu der sie gehörte, auf, und erschien im Saale. Wir folgten unserer Kleinen, um ihre Schönheit mehr in der Nähe zu bewundern, oder vielleicht einen oder den andern Fehler an ihr zu entdecken. Als ich mich ihr im Gewühl genähert hatte, sprach sie, und nun entdeckte ich an der krächzenden Stimme — wie sie wohl Knaben, die in das Jünglingsalter treten, eigen zu seyn pflegt — daß das angebliche Mädchen „ein großer ungeschlachter Bursche" war. Wir alle hatten uns durch klassische Formen, schöne Augen, geschickte Malerei und weiblichen Anzug täuschen lassen."

Den Rückweg nahm Cooper über Terni, Spoleto, Loretto, Ferrara, Verona, Innsbruck, lauter schon durch andere Reisende oft beschriebene Gegenden.

16) Erinnerungen an Griechenland von K. Schönwälder, Oberlehrer am k. Gymnasium zu Brieg. Brieg, Schwartz, 1838.

Nicht ein politischer oder militärischer, sondern ein rein humanistischer Philhellene, ein preußischer Gymnasiallehrer unternahm diese Reise aus Sehnsucht nach dem schönen Griechenlande. Doch war es nicht seine Absicht, Alterthümer zu erforschen oder, wie Winkelmann, sich in den Geist der antiken Kunst zu versenken. Er wollte nur hellenische Luft athmen, nur sehn, nur die angenehmen Eindrücke einer flüchtigen Reise in sich aufnehmen. Daher ist seine Reisebeschreibung auch kein gelehrtes, noch viel weniger ein pedantisches Werk, sondern im Gegentheil es sind gemüthliche Briefe an einen Freund, in immer heiterer Laune geschrieben und im Ausmalen der kleinen Reisegenrebilder zuweilen nur zu redselig. Die Schiffsgesellschaft, die Quarantaine, die Spaziergänge in Patras, das griechische Straßenleben, der Contrast der modernen Cultur und alten Barbarei in Athen, die kleinen Ausflüge durch die Landschaften von Hellas, der Umgang mit den Einheimischen und Fremden sind sehr lebendig und zugleich umständlich geschildert. Ueberall bewährt sich der Verf. als einen enthusiastischen Preußen und deßhalb glaubt er auch in Griechenland sich für die russische Partei entscheiden zu müssen; auch beginnt er gelegentlich eine (übrigens gallenlose) Polemik gegen den Fürsten Pückler und dessen aristokratische Ansprüche an den Staat. Die starke Loyalität auf der einen und die starke Freimüthigkeit des Verfassers auf der andern Seite bringt manchen naiven Zug in diese Reisebeschreibung.

Das Urtheil, das der Verf. über die Griechen fällt, läuft darauf hinaus, daß sie kein jugendlich frisches wildes Naturvolk seyen, sondern ein verwildertes, in sehr raffinirte Laster ausgeartetes altes Culturvolk, bei dem der Verstand viel stärker ausgebildet sey, als das sittliche Gefühl. Gleichwohl hofft er von ihrer Anstelligkeit und von ihrem sichern Blick in Bezug auf das, was ihnen reellen Vortheil bringt, daß sie sich dem mächtigen Einfluß europäischer Ordnung und Civilisation je mehr und mehr fügen werden. Dies scheint uns ein sehr richtiges Urtheil.

Epische Dichtkunst.

13) Il Messia di Klopstock, tradotto dal sacerdote Giuseppe Pensa. Milano, Pirotta, 1838.

Ein italienischer Priester übersetzt Klopstocks Messias. Das ist interessant genug und ein Beweis, wie der deutsche Genius allmählig die Vorurtheile und studirte Gleichgültigkeit der Nachbarn überwältigt. Die Theilnahme, die in jüngster Zeit Engländer und Italiener der deutschen Literatur widmen, ist eine ehrliche, aus einem rechten und tiefen Gefühl hervorgegangene und mithin dauerhafte. Was dagegen die Franzosen in dieser Beziehung zu thun geschienen haben, war nur Schein; ohne nur Deutsch zu verstehen, haben sich die Franzosen angemaßt, über unsere Literatur zu urtheilen, haben mit der ihnen allein eignen Dreistigkeit sogar protegiren zu dürfen geglaubt, und zum Glück alles nur auf 8 Tage, in der nächsten Woche war schon wieder etwas anders an der Reihe.

Hier eine Probe der italienischen Uebersetzung, den Anfang der Messiade:

Alma immortal, conta il Messia, che, Dio
In uman vel, qui patitor, qui esangue
Spoglia, e di morte Vincitor risorto,
L'uom reo redense, e il rialzò caduto
Al divin primo amor. Così si feo
Dell' Eterno il voler. Invan Satanno,
Invan di Giuda il popol empia insorse
Contro il Figlio divin. La sua grand' opra
Ei cominciò, compì, Dio Placatore.
Ma de' metrici accenti oserà l' arte,
Alto Mistero, cui comprende il solo
Dio di pietà, tentar su caduch' ali
Pur vêr te il val, che te col canto esalti?
Creator Spirto, che in mio cor qui adoro,
Qual arte santa a me l' adduci incontro,
D' estro ripiena e d' immortal vigore,
Nuova in beltà. Del foco tuo tu l' arma,
Tu che di Dio vedi gli arcani, e in templo
Sacri a te l'uom, cui plasmò polve il corpo.
Mio cor sia duro. Canterò tremante
Il Placator; ma il cammin arduo allora
Percorrerò con perdonato inciampo.

Se l' onor conoscete onde, o mortali,
Dio Creator colmò la vostra schiatte,
Quand' Ostia a Dio di Placazion per voi,
Uom Dio, si offrì, voi, più che gli altri, o pochi
Dell' amabil Messia, nobili, cari,
Eletti amici, alme, a cui grande inspira
Fiducia il dì che estremo nasce, udite
Me, suo cantor. Da voi frattanto al Figlio
Dell' Eterno si canti inno coll' opre.

14) Die Enkel Winkelrieds. Epische Dichtung von Salomon Tobler. Zürich, Höhr, 1837.

Ein in achtzeiligen Stanzen abgefaßtes Gedicht, das den Heldenkampf der Unterwaldner gegen die Franzosen (im Jahr 1798) zum Gegenstande hat. Bekanntlich kamen die Franzosen damals, die alte Schweiz auszuplündern und ihren militärisch-politischen Zwecken dienstbar zu machen, gebrauchten aber den Vorwand, als wollten sie die Schweizer befreien. Alles Protestiren, die Schweiz sey schon frei genug, half nichts. Die wenigen Tapfern, die sich der Schmach nicht fügen wollten, erlagen im verzweiflungsvollen Kampfe gegen die Uebermacht. Das Gedicht nun, das diese Kämpfe besingt, ist voll patriotischen Zornes:

Und dieses Volk will Heil und Freiheit bringen?
Die Gottes spotten, lieben Menschen nie.
Laßt, Redliche, vom Trug euch nicht umschlingen!
Flieh, theures Vaterland, erbebend flieh
Wie gift'ge Schlangen, die der Väter Glauben
Und frommer Sitte, stillen Ruhm dir rauben!
Nimm an der Sünder Schande keinen Theil!
Die Tugend ist der Nationen Heil.

Vom Sinn der Franken zeugen laut die Thaten;
Den fauten Stamm verräth die faule Frucht.
Schon ist der Schwur verlezt, der Bund verrathen,
Den jüngst noch schmeichelnd sie bei uns gesucht.
Was ist dem biedern Manne je verhaßter,
Als feiger Trug und krummer Falschheit Laster?
Ward uns denn von den Vätern nicht vererbt:
Das Wort sey wahr! Die Treue ungefärbt!

Und diese Franken weilten hier im Lande!
Ach, dann entflieht der Vorzeit fromme Zucht.
Wo retten unsre Töchter sich vor Schande?
Wo birgt die Unschuld sich in sichrer Bucht?
Ha, was wir über Gold und Kronen schäzen,
Wird ihrer Lüste gift'ger Hauch verlezen.
Sieh, Jüngling, deine Braut in fremdem Arm!
Sieh, Vater, der entehrten Tochter Harm!

O, lieber wollt' ich sterbend niederfallen,
Als diesen Gräuel der Verwüstung seh'n.
Auf, frommes Volk, laß deine Fahnen wallen!
Laß donnergleich den Waffensturm ergeh'n!
Beschütze Freiheit, Vaterland, Altäre,
Des Namens Ruhm, der Frau'n und Töchter Ehre!
Wehr' ab vom heimschen Grunde, felsenfest,
Der welschen Sitte mörderische Pest.

Badeschrift.

Karlsbad, seine Gesundbrunnen und Mineralbäder in geschichtlicher, topographischer, naturhistorischer und medicinischer Hinsicht, dargestellt von L. Fleckles, prakt. Arzt in Karlsbad. Stuttgart, Scheible, 1838. 8. S. 377.

Wir machen die vielen Leidenden und Reiselustigen, die das schöne Karlsbad besuchen, auf dieses so eben erschienene sehr vollständige Werk aufmerksam, worin sie alles, was gedachtes Bad auf irgend eine Weise interessant macht, beisammen finden. Den Anfang macht eine Geschichte des Karlsbads, dann folgen Vorschriften für die Reisenden, ferner eine Beschreibung des Karlsbads, seiner Comforts, Vergnügungen, Umgebungen; dann eine besondere Geschichte und naturhistorische Darstellung und Analyse der Quellen, eine Geschichte der Karlsbader Kuren und Diätetik der Kranken und endlich noch eine Anweisung für die Heimreise. Auch ein großes Verzeichniß von Schriften über Karlsbad ist beigefügt, und umfaßt mehrere hundert Werke, die theils ausschließlich, theils nur gelegentlich von Karlsbad handeln.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 69.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 9. Juli 1838.

Altdeutsche Sprache und Literatur.

1) Uebersicht der niederländischen Volksliteratur älterer Zeit. Von F. J. Mone. Tübingen, Fues, 1838.

Der Herausgeber, seit geraumer Zeit als einer der ausgezeichnetsten Forscher auf dem Gebiet der altdeutschen Literatur berühmt, lebte vor der belgischen Revolution in den Niederlanden und wollte die ungedruckten, noch zahlreichen Ueberreste der altniederländischen Literatur in einer großen Sammlung herausgeben, allein er wurde durch gedachte Revolution, die alle Verhältnisse änderte, daran verhindert, und wäre vielleicht auch ohne diesen Umstand an der Eifersucht einiger holländischen Gelehrten gescheitert, die keinem „Ausländer“ die Ehre überlassen wollen, ihre alte Literatur herauszugeben, und die doch selbst bisher so wenig dafür gethan haben.

Inzwischen hatte Herr Mone doch so viel gesammelt, daß er sein Vorhaben wenigstens in einem kleinen Maßstabe ausführen konnte.

In der sehr interessanten Einleitung spricht er über das Verhältniß der altniederländischen Literatur zur deutschen überhaupt. Zuerst weist er geographisch die Grenzen der deutschen Sprache in den Niederlanden nach. Belgien, dessen höhere Stände seit der Revolution verfranzost sind, und das sich bloß aus diesem Grunde für die französische Sprache gegen Holland geschlagen hat, ist troß dieses Umstandes bis auf seinen kleineren wallonischen Bestandtheil wesentlich ein deutsches Land, die Volkssprache deutsch. Wenn es nicht unter der frühern spanischen Herrschaft so unverantwortlich vernachläßigt worden wäre, wenn es an der neuern deutschen Cultur hätte Theil nehmen können, so würde dieser deutsche Grundcharakter des Volks sich auch auf der Oberfläche der höhern Gesellschaft zeigen; aber leider blieben die Niederlande gegen Deutschland, besonders gegen das protestantische, abgesperrt, und alle neuere Cultur kam ihnen nur von Spanien und Frankreich her, wodurch die höhern Stände in der Sprache und Form entdeutscht wurden. Diese Erscheinungen auf der Oberfläche des städtischen und literarischen Lebens haben aber nichts an dem echt deutschen Gepräge der großen Volksmassen geändert. Das Französische ist den Belgiern nur angeklebt, um früher oder später, wie ein moderner schlechter Kalküberwurf von der schönern gothischen Struktur ihres Grundcharakters wieder abzufallen.

Manchem Leser dürften die Grenzbestimmungen der deutschen Sprache in den Niederlanden von Interesse seyn: „Die Grenzen der Niederdeutschen gegen das Wallonische hat Raour in neuester Zeit untersucht. Er möchte beweisen, daß die Grenzen der beiden Sprachen noch jezt dieselben seyen wie im Mittelalter, daß also das Deutsche nicht weiter gegen Süden verbreitet war und das Französische unter dem gemeinen Volke nicht um sich gegriffen habe. Das Niederdeutsche habe daher nichts verloren, außer daß die gebildeten Klassen jezt mehr französisch sprächen. Raour erklärt sich gegen Des Roches und Lesbroussart, welche dem Niederländischen im Mittelalter eine größere südliche Ausdehnung zuschreiben, als es jetzo hat und glaubt, das Deutsche habe sich in Belgien erhalten, weil dort Franken sich niederließen und später Sachsen dahin verpflanzt wurden. Die Grenzlinie der deutschen Städte, welche Raour zieht, geht über Gravelingen, Winnorbergen, Cassel, Belle (Bailleul), Mecssene (Messines), Meenen (Menin), Cortryk (Courtray), Audenaerde, Rense (Renaix), Geraerdsbergen (Grammont), Edingen (Engdien), Hal, Brüssel, Löwen, Thienen (Tirlemont), S. Truyden (S. Trond), Tongern, Mästricht, Achen, Eupen, S. Vith, Renland, Vianden, Diekirch, Arlon, Luxemburg. Die wallonische Stadtgrenze geht durch Galais, Ardres, St. Omer, Armentières, Lille, Tournay, Lessines, Ath, Braine-le-Comte, Nivelles, Genappe, Wavre, Jodoigne, Hannut, Liège, Verviers, Limbourg, Malmedy, Houffalize, Bastoigne, Etalle, Virton, Longwy. Die eigentlichen Sprachgrenzen, welche innerhalb dieses Bezirkes laufen, hat Raour nicht

angegeben, obgleich sie zu den bedeutendsten Resultaten führen. Die Altfranzosen bezeichneten allgemein die Leye (la Lys) als die Grenze des deutschen Flanderns und seiner Sprache, dennoch gibt es zwischen Meenen und Waesten französische Dörfer auf der Nordseite der Leye, während das französische Dorf Deulemont (Mündung der Deule) auf der Südseite einen deutschen Namen trägt. Oft ist ein Wald die Sprachgrenze, wie zwischen Blanden und Hamme bei Löwen, oft die Wasserscheide der Bäche, wie zwischen Opwelp und Hamme, oft ein Bach, wie bei Heegaeeden, so wie auch die Aa bei S. Omer die Sprachgrenze macht, weßhalb noch das Flämische in der Vorstadt von S. Omer, die auf dem rechten Ufer der Aa legt, als Volkssprache kümmerlich fortlebt. Viele Dörfer mit deutschen Namen liegen bereits innerhalb der französischen Sprachgrenze wie Terhulpe, Waterloo, Steenterke südwärts von Löwen und Brüssel, manche derselben sind unkenntlich geworden, wie Tweebeke, jetzt Tubise bei Hal, welche nebst den vorigen beweisen, daß die deutsche Sprachgrenze sich ehemals wirklich weiter südlich erstreckt hat, also die Behauptung von Raour nicht ganz richtig ist."

Leider haben sich die niederländischen Literatoren von den andern deutschen abgesperrt. Der berühmte Bilderdyk ging in der Einseitigkeit so weit, in seiner Sprachlehre öffentlich drucken zu lassen: „Luther und seine Nachfolger hätten das dumme Hochdeutsch an die Stelle des eigentlichen Deutschen, nämlich des Plattdeutschen, gesetzt." Anstatt sich wie die Schweizer in der wissenschaftlichen Literatur an uns anzuschließen, und ihren besondern Dialekt nur für die Poesie und lokale Beziehungen beizubehalten, kümmern sie sich kaum um die unermeßlichen Leistungen des deutschen Genius, schließen sich hoffärtig von uns aus und prätendiren eine eigne Nationalliteratur, wofür ihre Grenzen offenbar zu eng sind, was sich in der Folge immer auffallender zeigen wird.

Außer Van Wyn haben die Niederländer, noch immer zu sehr im klassischen Geschmack Ludwigs XIV. befangen, ihrer eignen alten Literatur bisher nur sehr geringe Aufmerksamkeit bewiesen. Jakob Grimm, Hoffmann von Fallersleben, Warnkönig und Mone haben dafür verhältnißmäßig weit mehr geleistet.

Im vorliegenden Werke theilt Mone Proben der altniederländischen Poesie mit. Die Dichtarten sind gewöhnliche und außerordentliche Rhetorik. Zu jener gehören:

1) Baladen, strophische Gedichte von 7, 8 und 9 Versen, keine Erzählung, sondern meist didaktischen Inhalts. Die älteren Baladen hatten 8 Verse mit nur 2 (entweder ganz männlichen oder ganz weiblichen) Reimen, manchmal auch 3 Reime, was zu Casteleyns Zeit gewöhnlich war. Die Reime waren verschränkt, daher hieß die Balade gecrunst oft overslegen dicht, und in der Regel hatten nur überschlagene Baladen einen Steert, andere nicht.

2) Refereinen, sie können aus 10 bis 20 und mehr Versen bestehen, haben allzeit 4 Strophen, wovon die letzte dem Prince gehört, und ihren Namen von der Wiederholung des Schlußreimes am Ende jeder Strophe. Wenn die Stockregels dabei gar nicht verändert werden, so ist es gut, eine kleine Aenderung, jedoch unbeschadet des Sinnes, ist erlaubt.

3) Tafel-spelen, dramatische Stücke, die auf Tischen (tafelen) aufgeführt wurden, und Spelen van sinne, auch Spaende spelen van sinne genannt, ebenfalls Schauspiele, die den Kammern der Rederyker angehörten.

4) Charte, uutroup (jezt uitgalming) sind verwandte Dichtarten. Die Charte ist eine gereimte Epistel, womit zu einem Meistersingen, Spel van sinne, Preisertheilung rc. eingeladen wird. Oft ist sie auch eine poetische Bekanntmachung, ein Ausschreiben. Der Uutroup (Ausruf) ist ein carmen exhortatorium und convocatorium, in Strophen geschrieben, worin allzeit 2 halbe Verse einen ganzen machen, wonach die Zahl der Verse bestimmt werden muß. Bleibt der Steert als halber Vers übrig, so wird er nicht gezählt.

5) Rondeel, ein kleines Gedicht, worin ein Vers, meist der erste, dreimal wiederholt wird. Kommt ein Vers sechsmal vor, so ist das Rondeel doppelt.

6) Bankdicht, Trinklied; Bankrondeal, Trinkrondeel. Es gibt auch Bankrefereinen.

7) Incarnatie ist ein Chronostichon, benannt nach der Jahrzahlformel Anno incarnationis dominicae.

8) Memoiren, Gedichte zum Andenken der Verstorbenen.

9) Kinderlacture, Kindergedichte, meist scherzhaft.

Alle diese Dichtarten können ihrem Inhalt nach dreierlei seyn:

a) in-t amoreus, erotischen Inhalts, b) in-t vroede, didaktischen und c) in-t zotte, satirischen (närrischen) Inhalts.

Die außerordentlichen Dichtarten bestehen:

1) in Dobbelsteerten, wenn zwei Reime den Vers schließen, z. B. eeuwelic moet gi in-t haitwig bevan sneven.

2) Ketendichten, sind kurze Gedichte, worin das Ende der Verse mit dem Anfang der folgenden reimt, z. B.:

> Wy lesen dat Socrates wijs boven schreven
> verheven in zijn leven en vul practijken
> t-kijken der sterren etc.

3) Vremde sneden, fremdes Strophenmaß, besteht hauptsächlich im häufigen Mittelreim.

4) Scaekberd, Schachbrett, sind 64 Verse in Quadrat so gereimt, daß sie in jeder Richtung eine achtzeilige Strophe bilden.

5) Simpletten sind Gedichte mit nur einem Reim.

6) Dobbletten, die nur zwei Reime haben.

7) Riequeracque ist ein Saeckdicht, welches den Flamändern nicht gefällt. Ein Quodlibet, worin kein Gedanken mit dem andern zusammenhängt, außer durch den Reim.

8) Baguenauwen oder Baguenauden sind auch gereprobeerd.

9) Limen oder Dessianchen sind Herausforderungen zum Sängerwettstreit.

10) Aldicht, worin jedes Wort auf das andere reimt, z. B.
voord zijt niet moe,
hord, zwijt, siot toe.

11) And vremd rondeel, 2 Reime in 12 Versen.

12) Parabolen, Parabeln.

13) Cocorullen, kleine satirische Epigramme. Simpel buesel-dicht heet men cocorullen.

14) Moralen, Moralisatien.

15) Regeldichten sind unbeschränkte Reimpaare.

16) Comparatien.

17) Endelversen sind Ottave rime.

18) Spraken of mespelen sind didaktische Sprüche.

19) Interrogatien, epitaphien, proverbien ende geraedsels (Räthsel).

Dem Gegenstande nach zerfallen diese altniederländischen Gedichte in A) epische. 1. Heldensagen, a. eigenthümliche: Karl und Elegast, Wisselau der Bär; b. französische: Roland, Ogier von Dänemark, Malagijs, die Haimonskinder, Gunrijn von Montglavie, Fergunt, Floris und Blanceflore, Wilhelm von Orange, und viele andere; c. deutsche: Nibelungen; d. normännische: Gudrun, Salman und Moralf; e. britannische: Lancelot, Malewein, Jwein, Parcifal, Tristram &c.; f. klassische: der trojanische Krieg von Jakob von Maerlant, Alexander von demselben, die sieben weisen Meister &c.; g. christliche: Segelin von Jerusalem, Saladin, der Vogelritter, Palmerin von Olive &c. 2. Reimchroniken: Rombybel von Jakob von Maerlant, Leben mehrerer Heiligen: Spiegel historicel von Jakob von Maerlant, die Reimchronik von Heeln (Schlacht bei Worringen), die von Malis Stocke, Ludwig von Velthem, die über Johann von Brabant, die Brabantsche Jeesten von Jan de Clare, die von Flandern, von Brabant, von Gröningen, von Antwerpen; endlich eine Beschreibung des ersten Kreuzzugs, der Eulenspiegel und Dr. Faust. Schade nur, daß von allen diesen großen Gedichten kaum mehr als der kurze Inhalt und ein paar Zeilen zur Probe mitgetheilt werden konnten. 3. Erzählungen, geistliche, weltliche, tragische, lustige, Sagen und Geschichten aller Art.

B. Lyrische Werke, zuerst geistliche, Legenden, Gesangbücher, Glossen, Gebete, dann weltliche Minnelieder, Mai-, Tanz-, Trink- Wächter-Lieder, Schwänke, Romanzen, historische Klagelieder, Spottlieder, Geusenlieder aus dem Befreiungskriege: endlich Lehrgedichte, religiöse, moralische, sociale, Sprüche, Sprichwörter, Fabeln, gereimtes Recht, Kalenderweisheit, Naturwissenschaftliches, Räthsel.

C. Dramatische Werke: Dialoge, geistliche Schauspiele, weltliche, verhältnißmäßig wenig zahlreich.

Leider gewährt uns diese so reiche Uebersicht, sofern sie sich auf Titel und Inhaltsanzeige und sehr sparsame Auszüge beschränken mußte, nur erst eine Orientirung, und vollständige Abdrücke wenigstens der wichtigsten jener alten Sprachdenkmale sind zu wünschen.

Ein Anhang handelt von der altfriesischen Sprache. Ein reichhaltiges Register erleichtert den Gebrauch dieses schätzbaren, eine bedeutende Lücke der Literargeschichte ausfüllenden Werkes.

2) Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, herausgegeben von Mone. Jahrgang 1838. Erstes und zweites Quartalheft. Karlsruhe, Groos, 1838.

Es ist erfreulich, wahrzunehmen, daß dieser Anzeiger Theilnahme genug findet und bereits den siebenten Jahrgang begonnen hat. Die Liebe zu altdeutschen Studien ist leider seit mehr als einem Jahrzehent erkaltet und gar Manches, dessen Herausgabe wünschenswerth wäre, bleibt im Pergament begraben, weil es keinen Absatz verspricht. Nun ist es wenigstens gut, daß ein Journal als vermittelndes Organ der deutschen Alterthumskenntniß fortbesteht, durch welches die Freunde und die Nachkommen auf Vieles, was ihnen sonst entgehen würde, aufmerksam gemacht werden. Vielleicht kommt wieder eine Zeit, in der man Lust und Kraft haben wird, die besten noch ungedruckten Dichtungen und Chroniken unserer Väter zu veröffentlichen und die noch verborgenen geistigen Schätze der Nation durch zweckmäßige Anordnung und Bekanntmachung erst auszubeuten. Die patriotische Periode von 1809 — 1819 hat viel geliefert, allein es ist merkwürdig, wie viel mehr noch ungedruckt geblieben ist.

Der diesjährige Anzeiger enthält: Beiträge zur Geschichte des Domstifts Straßburg (Haushaltung desselben im 12ten und 13ten Jahrhundert &c.), Briefwechsel, die Angelegenheiten der Niederlande zu Anfang des 16ten Jahrhunderts betreffend, einen Brief Tillys an den französischen Gesandten Baugy, worin dem König von Frankreich vorgeworfen wird, wie er doch die Reformirten in Deutschland unterstützen könne, da sie dem Staat und der Kirche (dem Bunde des Papstthum mit der absoluten Monarchie) in Frankreich eben so gefährlich werden könnten, als sie es bereits in Deutschland seyen; Nachricht über ein altes Rechtsbuch; eine Räthselsammlung; deutsche Volkssagen, z. B.:

Das Kruzifix bei Röttingen.

Ein Röttinger Bursch, welcher sich später in Tauberrettersheim verheirathete und niederließ, betheuerte an einem Kruzifixe bei Röttingen lügenhaft: so wenig dem Herrgott da die Hand abfällt, so wenig heirathe ich nach Tauberrettersheim! Kaum hatte er dies gesagt, so fiel eine Hand des Jesusbildes auf die Erde herab. Man

befestigte solche wieder an ben Arm des Standbildes, aber o, daß man sieht, daß sie einmal davon getrennt gewesen ist.

Doktor Luther in Wertheim.

Auf der Reise zum Wormser Reichstag kam Doktor Luther nach Weetheim, wo er im Adler einkehrte und die Bratwüeste, die er daselbst aß, noch schuldig ist. Als er von der Eichelsteige aus die Stadt ansichtig wuede, speach er:

Vom Feuer hat Wertheim nichts zu befahn;
Im Wasser aber wirds untergahn.

Die ähnlichen Frauen.

Ein Graf von Wertheim that nach dem Tode seiner Frau, die er sehr lieb hatte, das Gelübde, nicht wieder zu heirathen, außer wenn er eine fände, welche dee Verstorbenen ganz ähnlich sähe. Lange suchte ee nach einer solchen umher, endlich fand er sie und veemählte sich mit ihr. Auf seinem Gradstein in der Wertheimer Stadtkirche ist er mit seinen beiden Frauen, die ganz gleiche Gesichtszüge haben, ausgehauen; das Bild der eesten, welche noch katholisch war, teägt einen Rosenkranz.

Volkslieder auf Karl V., auf die Eeeignisse von 1619 und viele andere nicht-historische, didaktische und Liebeslieder, zum Theil sehr gute. Hier nur eins:

Geld regirrt die Welt.

1. Frölich und frey,
nicht frech darbei!
doch schweig und leid,
alle boßheit meid,
wes trew und frumb,
doch sich dich umb.
die Welt ist geschwind,
an Ehren blind,
viel tausend list
üben jezund Adams Kind.

2. In guet und geldt
triumphirt die weldt,
wer das nicht hat,
find nirgendt stat;
sich wo du wellest,
nicht geldt, nicht gesell;
lueg, trueg, pomp, pracht
hat alle macht.
fromichheit und Ehr
wird jezund klein geacht.

3. Hoffnung ich trag,
es kumpt der tag
und bringt die zeit
das biderleut,
fromichheit und Ehr
werden gelden mehr
dann jezund (jezt und?) vor viel hundert Jaren.
in alle wege thue deine Ehre bewaren.

Dann noch Bruchstücke aus dem Lekenspiegel des Jan de Clerc (altdeutsch) und lateinische Lieder des 12ten Jahrhunderts im Ton des stabat mater und dies irae, jedoch etwas scholastisch, z. B.

Excitatur charitas
in Jericho,
in unico etc.

Latebat in scriptura
miranda genitura
dei et hominis etc.

Spruch auf Georg von Feundsberg, deutsche Mundarten (von der Saar, vom Schwarzwald, vom Main); ein angelsächsisches Glossae, ein altes Vocabular; Alterthümer in der Gegend von Bamberg; alte Kunstwerke, Trinkgeschiree des 16ten Jahrhunderts; Aechitektonisches.

Das zweite Heft von 1838 enthält ein im Aechiv zu Karlsruhe aufgefundenes Beuchstück der beeühmten Chronik von Windeck, das dem defekten Abdruck in Menkens script. rer. Germ. zur Eegänzung dient. Briefe des Kaisers Max I. an seinen Vetter Siegmund von Tirol. Zusätze zu den deutschen Regesten von 1275 bis 1309. Eine lateinische Geschichte der Verfolgung der Tempelherrn in Frankreich; Rheinhandel wäheend des 30jährigen Kriegs oder Resultate aus dem Tagebuch des damaligen Commandanten von Coblenz, das sich noch in der füestl. Sigmaeingenschen Bibliothek befindet, und woraus zu ersehen ist, welcheelei Waare und wie viel den Rhein hinauf und hinabgingen, desgleichen welche Passagiere. In dem Hunger- und Pestjahr $16^{36}/_{37}$ gingen 75,000 Malter Geteeide den Rhein hinauf. Der Commandant, der bayrische Obeest von Neuneck, ließ sich die Pässe und Erlaubnißscheine theuer bezahlen. Häufig zogen die Kaufleute, der größeren Sicherheit wegen, in Caravanen und doch wurden sie östers geplündeet. — Feeuer Briefe aus dem Anfang des 11ten Jahehunderts. Urkunden zur Geschichte der Grafen von Spanheim; Statuten für Bacharach. Volkssagen. Ein Bruchstück aus dem alten Gedicht Wigalois. Wüezburger Handscheiften. Alte Volkslieder. Maerlants Wapen Martijn (niederländisch). Räthsel. Altdeutsche Predigten. Geistliche Gedichte aus der Stuttgarter Bibliothek. Lateinische Lieder des 12ten Jahrhunderts. Notizen zur Kunstgeschichte. Spueen des alten Heidenthums im Aberglauben späterer Zeiten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 70.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 11. Juli 1838.

Medicinische Schriften.

3) Die Waffnung gegen die Branntweinpest, eine Sache der Zeit und der Noth. Von Pastor Dr. Liebetrut. Berlin, Thome, 1838.

Auch dieses Werk kämpft, gleich den früher genannten, gegen die Ueberhandnahme des Branntweins. Es beruft sich auf das Werk von Schimmelpfennig „die preußischen indirecten Steuern" und weist, dieser Autorität folgend, eine Branntweinproduction in Preußen von wirklich staunenswerthem Umfang nach. Von den 14,400 im Jahr 1834 in Betrieb gewesenen Brennereien (6600 standen gänzlich still, weil die kleinern bei den ungeheuern technischen Fortschritten und entsprechenden Ersparungen hinsichtlich der Versteuerung mit den größeren nicht concurriren konnten; aus demselben Grunde hat überhaupt in den vorhergehenden Jahren die Zahl der Brennereien schon beträchtlich abgenommen) wurden verarbeitet:

1,835,600 Schffl. Weizen-, Roggen- und Gerstenmalz;
2,095,100 — ungemalztes Getreide;
4,800 — Obst, Weintrester u. dgl.

3,935,500 Schffl. Getreide und Obst — gegen frühere Jahre geringer, wozu noch kommen:
15,071,000 Schffl. Kartoffeln.

Für den hieraus bereiteten Branntwein wurden von den Brennern zusammen 5,406,000 Thaler gesetzliche Steuern entrichtet, wovon ihnen jedoch für Versendungen ins Ausland 343,000 Thaler zurückgezahlt wurden. Es würden demnach 5,063,000 Thaler für die inländische Consumtion zu berechnen bleiben, womit nach dem oben angegebenen Principe die Summe von 101,260,000 Quart Branntwein zu 50% Tralles versteuert sind.

Um indeß nun das im gedachten Jahr 1834 wirklich producirte Quantum im Verhältniß zu dem angegebenen gesetzlich versteuerten Quanto zu ermitteln, ist hier Folgendes über die angewandte Methode und das Princip der Versteuerung zu bemerken. — Die Versteuerung geschieht nämlich in der Art, daß der Kubikinhalt des angewandten Maischraumes berechnet wird. Hiebei wird nun aber als gesetzlicher Maßstab für das durchschnittlich aus einem bestimmten Kubikinhalt von Maische zu erzeugende Quantum Branntwein noch immer derjenige angenommen, welcher vor fast zwei Decennien als dem damaligen Standpunkte der Industrie möglichst entsprechend anerkannt wurde. Inzwischen hat sich indeß die Technik und Industrie dieses Gewerbes so bedeutend gehoben, daß auch die am weitesten zurückgebliebenen Brennereien mindestens ein Viertel über das gesetzlich zu versteuernde Quantum wirklich produciren, die gehobenen Brennereien dagegen den angenommenen Maßstab wohl um mehr als die Hälfte überschreiten. Daß auf das Quart Branntwein wirklich nicht mehr als ein Silbergroschen, also erst auf 30 Quart ein Thaler Steuern durchschnittlich angenommen werden kann, während der gesetzliche Maßstab nur 20 Quart auf einen Thaler voraussetzt, geht wohl schon daraus augenscheinlich hervor, daß im tonnenweisen Verkaufe der Branntwein mit wenig über 2 Sgr. das Quart verkauft wird, was dem Producenten nach Abzug von 1½ Sgr. Steuer etwas über 1½ Sgr. übrig lassen würde. Hiermit würden demselben aber nicht einmal die Kosten des verwandten Materials gedeckt seyn, * weßhalb sich mit Nothwendigkeit ergibt, daß die Producenten einen bedeutend geringern Abzug durch die gesetzliche

* Zufolge den angestellten Beobachtungen (vgl. Schimmelpfennig a. a. O.) gibt ein Scheffel Kartoffeln sieben Quart Ertrag, ein Scheffel Weizen so viel, als 2⅝ Scheffel Kartoffeln, also gegen 19 Quart. Dies ergäbe auf die im Jahr 1834 verarbeiteten 15 Millionen Scheffel Kartoffeln allein schon 105 Millionen Quart, wozu nun auf beinahe 4 Millionen Scheffel Getreide, den Scheffel durchschnittlich nur zu 16 Quart angenommen, noch 64 Millionen Quart hinzukämen. Diese ungeheure, keinem Zweifel unterliegende, Summe von 169 Millionen Quart Branntwein zu 50% Tralles geht also über die oben angenommene noch hinaus.

Versteuerung erleiden, als der bisher beibehaltene Maßstab voraussetzt.

Nach den vorhergegebenen Andeutungen (der Leser übersehe die Note nicht), und nach dem Urtheil der competentesten Sachkenner kann demnach auf Grund des gesetzlich versteuerten Quantums in jenem Jahre ohne alle Uebertreibung die Summe von 160 Millionen Quart angenommen werden. Nehmen wir indeß, mit Abzug des geringen, in das Ausland gegangenen, Quantums, für die inländische Consumtion nur die runde Summe von 150 Millionen Quart zu 50% Tralles, so gibt dies nach Uebertragung in die Form des gewöhnlich getrunkenen Branntweins von 50% die schaudererregende Summe von 250 Millionen Quart! — Hierzu würde nun noch zu rechnen seyn: a) Ein irgend welches Quantum, welches bei der Unzuverlässigkeit aller menschlichen Dinge denn doch durch boshaften Trug einzelner Producenten verhehlt, durch Fahrlässigkeit und Unredlichkeit einzelner Beamten unversteuert gelassen wurde. b) Die Einfuhr an ausländischen Spirituosen. Dieselbe belief sich im Jahr 1831 auf 47,000 Zentner Rum, Spiritus 2c. oder auf circa 2,598,000 Quart, die über Stettin, Danzig, Magdeburg und Köln bezogen wurden. (Es kamen indeß nur 20,650 Zentner, oder 1,156,500 Quart zur Consumtion; das übrige Quantum blieb noch unter Steuerverschluß gelagert. Trat aber an dessen Statt nicht der Rest der Einfuhr von 1833?)

Nehmen wir indeß völlig den zehnten Theil des nachgewiesenen Quantums nebst den oben sub a. und b. angedeuteten Summen als zu technischen Zwecken verwendet an, so bleibt immer noch die keinem gegründeten Zweifel unterliegende Summe von 225 Millionen Quart übrig, die lediglich als Getränk in jenem Jahre genossen wurden.

Man darf nicht wohl fürchten, fehl zu gehen, wenn man die Summe von 5 Sgr. als durchschnittlichen Verkaufspreis annimmt, um welchen das Quart Branntwein den Käufern von den Schenkwirthen ausgegeben wird. Dies beträgt auf die Summe von 225 Millionen Quart einen Aufwand von sieben und dreißig und einer halben Million Thaleen.

Nachdem der Verf. diese übersichtlichen Notizen mitgetheilt hat, erörtert er die schädlichen Folgen der Branntweinpest und beruft sich auch hier auf die Zeugnisse achtbarer und sachkundiger Männer. Unleugbar macht das zu viele Branntweintrinken die Menschen stumpf, brutal, schwächt Geist und Körper, verschlimmert den Charakter, macht zu Müßiggang und Lastern aufgelegt. Kräftige und edle Volksstämme werden dadurch entnervt, die Volksmoral zerrüttet. So wie man die Wilden in Amerika systematisch durch den Branntwein verdirbt und langsam tödtet, so würde wahrscheinlich auch das deutsche Volk zur Römerzeit, wenn die Römer schon den Branntwein gekannt und uns damit bekannt gemacht hätten, um alle seine gesunde Kraft und Heldenherrlichkeit betrogen worden seyn und wir würden, anstatt der Weltgeschichte Jahrhunderte des Ruhms und der großartigsten Fortschritte zu geben, in sarmatischen Schmutz versunken seyn. Wenn aber den Römern dieses Mittel, ein großes und starkes Volk herabzuwürdigen, zu unserm Glück mangelte, so sollten wir nicht selbst dieses Mittel hervorsuchen, um uns selbst zu verderben. Daß der Volkscharakter im Norden durch die Ueberhandnahme des Branntweins gelitten habe, darüber stimmt man so ziemlich überein, und die Frage, wie dem Uebel abzuhelfen sey, ist wirklich an der Zeit.

Ob durch Uebertreibungen, durch gar zu schwarze Gemälde, die das erst drohende Verderben schon als vorhanden bezeichnen und ob durch Mäßigkeitsgesellschaften, die allen Branntwein unbedingt verbieten, geholfen werden kann, möchten wir bezweifeln.

Herr Liedetrut schlägt vor: 1) man erschwere das Brennen durch Verdoppelung der Steuer, 2) die Sanitätspolizei warne das Volk und überwache den Branntweinschank, 3) die Criminaljustiz strafe die Berauschten und erkenne den Rausch nicht mehr als Milderungsgrund. Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, das Unpassende dieser Vorschläge nachzuweisen. Zweckmäßiger erscheint uns der folgende: 4) man befördere die Bierbrauerei. Dies ist wohl die Hauptsache. Wenn Norddeutschland wieder so gutes Bier brauen wird, wie in frühern Jahrhunderten, wird die Branntweinpest von selbst verschwinden; schlechtes Dünnbier kann freilich dieses Wunder nicht wirken; im Gegentheil erweckt der schlechte Biertrank das Bedürfniß nach Branntwein, ungefähr wie die seichte Literatur unsrer Rationalisten das Bedürfniß nach atheistischen Schriften hervorgerufen hat. 5) Soldaten und öffentliche Arbeiter sollen von Staatswegen zur Mäßigkeit im Branntweintrinken verpflichtet werden. 6) Mäßigkeitsvereine sollen die öffentliche Meinung in diesem Sinne stimmen. Dies sind gewiß angemessene Vorschläge.

4) Ueber den Unterschied des Geistigen im Wein und im Branntwein. Darstellung eines auf einem wissenschaftlichen Irrthum beruhenden, zunächst die Mäßigkeitsangelegenheiten betreffenden Hindernisses menschlicher Glückseligkeit. Von Prof. Dr. Kranichfeld. Berlin, Thome, 1838.

Mit Recht bemerkt der Verf., daß die Mäßigkeits-Vereine das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn sie den Alcohol als schlechthin giftig darstellen. „Dieser wissenschaftliche Irrthum hat der Mäßigkeitsangelegenheit großen Schaden gethan, ihren segensreichen Einfluß sehr gehemmt und bereits in verschiedenen Ländern Entschließungen zur

Folge gehabt, die dadurch von einer andern Seite gefährlich zu werden drohen, daß den Menschen unschädliche Belebungs- und Nahrungsmittel: Wein, Bier, Meth u. s. w., die Milch der Alten, als giftig dargestellt werden, ohne welche sie bei ihrer relativen Gesundheit eben so wenig bestehen können, als ohne Milch und Fleisch. In seinem Urzustande bedurfte freilich der Mensch aller dieser Dinge zur Erhaltung seines herrlichen Lebens nicht. Für das Leben und die Gesundheit in seinem dermaligen Zustande kann er derselben nicht zu allen Zeiten entbehren. Sie sind durch die Lebens- und Gesundheitsgesetze nicht nur nicht verboten, sondern sogar auf das Bestimmteste empfohlen. Ihr Genuß ist geweiht." Der Verf. beweist nun, daß der Alcohol sich in den verschiedenen geistigen Getränken sehr verschieden verhalte: „Es mag seyn, daß das auf die eine oder die andere Art von den verschiedenen gegohrenen Flüssigkeiten getrennte Geistige, seinen allgemeinsten Eigenschaften nach, sich gleich bleibt. Wollte man indeß dieses, Alcohol genannte, Geistige genauer, vielleicht auf jetzt noch unbekannte Art und Weise, untersuchen, so würde man wahrscheinlich auch chemisch das nachweisen, was die medicinische Beobachtung lehrt." — Medicinisch trennt der Verf. das gesunde Weinige vom giftigen Alcohol.

Wirkung des Weinigen auf den Menschen.

Von Gesunden wird das selbst in größerer Menge genossene Weinige leicht und bestimmt verdaut, und es erweiset sich dann in keinem Falle als schwächend, sondern als nahrhaft, kräftigend, belebend, Gesundheit bewahrend, wie jedes andere Ernährungs- und Belebungsmittel, welches leicht und gänzlich verdaut wird. Schwächliche Personen bemerken diese wohlthätige Wirkung nur, wenn sie das Weinige in einer ihren verdauenden Kräften entsprechenden Menge genießen. Nehmen beide, der Stärkere und der Schwächere, mehr auf, als sie verdauen können, so ist die spätere Wirkung des genossenen Weinigen eine sehr nachtheilige: das davon unverdaut gebliebene stört die Harmonie der Lebensthätigkeit auf vielfache Weise und hat eine große Abspannung zur unausbleiblichen Folge. Der gemeinsame Name, Weinrausch, begreift alle diese Erscheinungen in sich; dieser Zustand zeichnet sich dadurch aus, daß der Mensch während desselben fast nie boshaft und unwahr, sondern vielmehr, anfangs wenigstens, ausgelassen freudig, lustig und offen ist. „In vino veritas" sagt darum das alte Sprichwort. Das Weinige schadet hier ebenso, wie jedes andere im Uebermaß genossene Nahrungs- und Belebungsmittel; doch überwindet das Leben das übermäßig genossene Weinige nach und nach, wenn es nicht durch erneuerten Genuß vermehrt wird. In Bezug auf das Weinige selbst findet, je nachdem es in einem alten oder jungen Weine, im Obstweine, im Biere, im Methe u. s. w. enthalten ist, manche Verschiedenheit statt, welche darauf hinweiset, daß es — das Weinige — selbst ebenso verschieden ist, wie die Flüssigkeit, die es enthält.

Wirkung des Alcohols auf den Menschen.

Ganz anders verhält sich in allen diesen Beziehungen der Alcohol. Eine geringe Quantität desselben wird zwar von sehr starken Personen anfänglich ebenfalls verdaut, wie denn die verdauende Kraft des gesunden Menschen so mächtig ist, daß sie selbst Gift überwinden kann; aber er erregt dabei eine so stürmische Thätigkeit, nicht nur des Knotennervensystems, sondern auch aller übrigen Systeme der Leiblichkeit, daß eine eben so große Abspannung des gesammten Lebens die nothwendige Folge davon ist. Das ist schon ein krankhafter Zustand, dem ähnlich, der dem übermäßigen Genusse des Weinigen folgt. Der Müde sehnt sich nach Ruhe; der Hungrige nach Nahrung; der Durstige nach Wasser; der Erschlaffte nach Erregendem. Das Bewußtseyn der mächtig belebenden Wirkung des alcoholgifthaltigen Getränkes reizt zum Genusse desselben. Aber diese Art von Abspannung ist ein krankhafter Zustand, besonders der Instinctnerven, in welchem man nicht mehr geeignet ist, das heilsam Erregende zu finden, noch viel weniger aber das rechte Maß zu halten. Es wird in diesem Zustande immer eine die Verdauungskraft des Lebens weit übersteigende Menge des alcohol-gifthaltigen Getränkes genossen. Das auf diese Weise ins Innere der Leiblichkeit gelangte, immer als Lebensfeindliches auftretende giftige Fremde offenbart sich durch eine Menge eigenthümlicher Erscheinungen, welche als Branntweinrausch bekannt genug sind. Der Branntwein- oder Alcoholrausch unterscheidet sich vom Weinrausche besonders dadurch, daß jener den Menschen bös, viehisch, grausam, lügenhaft macht. Der Alcohol unterdrückt in dem von ihm Berauschten jede edle Regung, was vom Weinrausche nicht gesagt werden kann; wenn gleich dieser, eben so wie jener, ein krankhafter Zustand ist. Sehr verschieden ist auch die Wirkung des Weinigen und des Alcohols auf Kranke und auf von Krankheit Genesene. Vortrefflich bekommt ihnen der Wein, indeß alcohol-gifthaltige Getränke immer schaden. Die Instinctnerven sind, wie oben bemerkt worden ist, das Organ, mit welchem der Mensch die gegebenen Lebens- und Gesundheitsgesetze vernimmt. Auf dieses nun wirken Alcohol und alcoholhaltige Getränke specifisch als wahres Gift: sie erschlaffen es erst; dann verstimmen sie es auf mannichfache Weise; machen es siech und krank und lähmen es endlich ganz. Ist aber das Instinctnervensystem erschlafft, siech, krank, gelähmt, so ist es auch um die Gesundheit des Menschen, um das ganze Glück seines Lebens geschehen. Der die verleiblichte Norm des Lebens und der Gesundheit aus freier Selbstbestimmung auf diese Weise vernichtende Mensch sinkt tief unter das mit gesunden Instinctnerven versehene Thier herab. So groß ist das Elend, in welches der Mensch verfällt, wenn er

das herrlichste System seiner Leiblichkeit durch alcoholgifthaltige Getränke, Brantwein, Rum u. s. w. vergiftet! Alle diese Dinge sind eben eine Nachäffung des Weines, wie die Lüge Wahrheit seyn soll. Wie sich aber die Lüge zur Wahrheit verhält, genau so verhält sich der Alcohol zum Weinigen.

Epische Dichtkunst.

15) Ossians kleine Gedichte, übersezt von K. G. Neumann. Berlin, in Commission bei Herbig, 1838.

Der Uebersetzer vertheidigt Makpherson gegen seine neuesten Verunglimpfer. So heißt es z. B. in Maltens Weltkunde, 1836, S. 103: „Makpherson, der unverschämteste Verfälscher, hat einen wilden Barden in einen Nachahmer Miltons, Shakespeares, Youngs und der Bibel verwandelt, und länger als ein halbes Jahrhundert die Bewunderung der Kritik einer der vollkommensten Abgeschmacktheiten, welche je der unterrichteten Welt dargeboten worden, zugesichert. Welch ein Gegenstand innerer Ironie mußte es für Makpherson seyn, wenn selbst geistreiche Männer sich vor dem falschen Ossian niederwarfen und ihn anbeten? Er wußte, daß dieser Styl und alle diese der weitschweifigsten Redekunst, der lächerlichsten biblischen Nachahmung, einem entfernten Nachhall Homers und der Skalden entlehnten Ideen ausschließlich ihm gehörten." Dagegen erklärt sich Herr Neumann: „Verfälscher wird Makpherson genannt. Wirklich hat er seine eigne Dichtung dem Ossian zugeschrieben. Ist das Verfälschung? So nennt man ja wohl nur, wenn man etwas werthloses für werthvoll, etwas unechtes für echt ausgibt. Er, Malten selbst, sagt aber, der echte Ossian sey unter aller Kritik abgeschmackt und roh. Makphersons Arbeit aber habe verständige Männer entzücken können. Da hätte er also werthvolles für werthloses, echte Poesie für unechte gegeben — mich dünkt, das sey das Gegentheil von Verfälschung. Was hat Makpherson wirklich gethan? Er hat den Stoff zu eigenen Dichtungen aus alten irischen, zum Theil auch aus altschottischen Liedern entlehnt und viel Veränderungen mit diesem Stoff sich erlaubt, besonders indem er alles, was irisch war, nach Hoch-Schottland versezte. Daß aber dieser Stoff entlehnt war, hat er so wenig geläugnet, daß er vielmehr alles, was er selbst gethan ihn zu verändern und zu veredeln, für das Werk der alten Barden ausgegeben, sich aber als bloßer Uebersetzer erklärt hat. Er begnügte sich mit dem Verdienst, diesen vor ihm unbekannten poetischen Stoff der Welt vor Augen gelegt zu haben, wollte selbst nicht für einen Dichter gelten, sondern nur für den kritischen Bearbeiter und Uebersetzer eines Dichters, und verschwieg, daß er seinen Stoff gänzlich umgeschaffen und veredelt hatte. Was vermochte ihn zu dieser Selbstverleugnung? Seine Menschenkenntniß. Er wußte, daß die Engländer bei ihrem Haß, ihrer Verachtung alles dessen, was aus Irland kommt, eher einem kaledonischen als einem irischen Barden Aufmerksamkeit schenken würden; deßhalb versezte er seinen Fingal nach Morven. Er wußte ferner, daß sein Verdienst in Veredlung seines Stoffes weit weniger würde erkannt werden, wenn er sich dessen rühmte, als wenn er die Welt glauben machte, er habe ihn gar nicht zu veredeln nöthig gehabt, sondern gebe ihn, wie er ihn gefunden."

Das Richtige ist wohl, daß der Makpherson'sche Ossian ein literarischer Betrug von großer Genialität, aber immer ein Betrug ist. Maltens Weltkunde geht zu weit, wenn sie Makpherson Geschmack abspricht, aber Neumann geht auch zu weit, wenn er die Mystification in Schutz nimmt. Einem alten Sänger Neues unterlegen, ist nicht erlaubt. Das allein ist an Makphersons so schönem Werke zu tadeln, daß er in Bezug auf die Autorschaft nicht offen sich äußerte. Die Gedichte bleiben übrigens, abgesehen von diesem Betruge, wie sie sind, und sie sind schön, sie werden nie verfehlen, das Herz zu rühren und die Einbildungskraft wunderbar zu fesseln. Napoleon, den wenig bewegte, war doch begeistert für Ossian, und eine poetische Stümperei hätte ihn schwerlich dazu gebracht.

Die vorliegende metrische Uebersetzung ist möglichst einfach und dem Grundton des Originals angemessen. Doch gehören wir zu denen, welche die Uebersetzungen in schlichter Prosa (z. B. die bekannte Goethe'sche im Werther und die Tübinger Uebersetzung von 1782) allen metrischen Uebersetzungen von jeher vorgezogen haben. Wie sehr sich aber Herrn Neumanns Uebersetzung jener edeln und bescheidenen Einfachheit des Originals nähert, davon hier nur eine Probe:

> Allein am seegepeitschten Felsen klagt
> Daura, die Tochter, laut; oft schallt ihr Ruf —
> Was kann ihr Vater thun? Ich stand am Ufer
> Die ganze Nacht; ich sah sie bei des Mondes Schimmer.
> Ich hörte ihren Ruf. Der Wind braust laut,
> Der dichte Regen rauscht am Berge. Eh' der Morgen
> Erschien, war ihre Stimme schwach — sie starb
> Dahin, wie Abendwind im Gras am Felsen.
> Sie endet' in Verzweiflung, ließ allein
> Den Vater — meine Kraft im Kampf ist hin,
> Gefallen sie, mein Stolz. — Wenn Stürme toben,
> Wenn hoch die Welle vor dem Nordwest schwillt,
> Dann sitz' ich an der hallenden Küste
> Und schaue dort den fürchterlichen Felsen.
> Oft, wenn der Mond sinkt, seh' ich meine Kinder;
> Die lust'gen, weißen Schatten geh'n zusammen —
> Erbarmt sich keins von euch, mit mir zu reden?
> Ach, sie seh'n ihren Vater nicht! —
> Ja, Karmor, traurig bin ich, groß der Trauer Grund.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 71.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 13. Juli 1838.

Medicinische Schriften.

5) Hygiastik oder die Kunst, ein gesundes und lebensfrohes Alter zu erreichen. Nach James Johnson, von Dr. Calmann. Leipzig, Weber, 1838.

Der geistreiche J. Johnson hat sich als Arzt und Psychologe vorzüglich mit den Leiden der Civilisation beschäftigt, und er verfolgt dieselben durch alle Altersstufen, indem er das Leben in siebenjährige Perioden eintheilt. Das zu frühe Entwickeln des Verstandes auf Kosten des Körpers und das zu starke Nähren der Eitelkeit und des Ehrgeizes auf Kosten der Ruhe und Gesundheit sind die Hauptthemata seiner menschenfreundlichen Lehren. Wie er die Kinder gehütet wissen will vor zu früher Geistesanstrengung, so die Jünglinge vor zu starker, und die Mädchen vor der früh erregten Eitelkeit und Modethorheit, namentlich in Bezug auf das starke Einschnüren. Sein Hauptaugenmerk aber richtet er auf das mittlere und spätere Alter, in welchem, wie er sagt, die früher gesäeten Krankheiten erst herauswachsen, und die Leiden der Civilisation culminiren. Es ist merkwürdig und verdient alle Beachtung, daß er die Hauptleiden des gegenwärtigen Geschlechts aus geistigen Uebeln herleitet und keineswegs aus körperlichen Verweichlichungen, Unmäßigkeiten, Ausschweifungen. Er sagt mit Recht, unsere Urgroßväter waren weit unmäßiger und ausschweifender, als wir es sind; sie stürmten auf ihren Leib weit mehr los, wie wir, aber ihr Geist war noch nicht so angegriffen, als jetzt der unsre.

Er gibt sich große Mühe, die Krankheit des Zeitalters, die sich vielgestaltig dem Beobachter zu entziehen und ihn zu täuschen strebt, festzuhalten: „Das große Uebel, die Wurzel unzähliger Unheils, die proteusartige Krankheit, die Dyspepsie (Schwerverdaulichkeit), das hydraköpfige Ungeheuer mit seiner unzähligen Brut und seinen Schrecknissen ist das Erzeugniß der Civilisation, und es verdankt sein Daseyn und seine Verbreitung mehr der intellektuellen Verfeinerung als der körperlichen Unmäßigkeit, mit andern Worten, seine Ursachen, so vielfach sie auch seyn mögen, lassen sich weit häufiger auf Angst, Sorge und Geistesverstimmungen zurückführen, als auf die unstatthaften Genüsse des Gaumens oder der Sinne. Diese „neue Pest“ war unseren Vorfahren unbekannt oder so selten bei ihnen, daß sie nicht beschrieben ward. Diese Behauptung braucht uns nicht aufzufallen. Alle Krankheiten sind die Geschöpfe oder vielmehr die Schöpfungen der Umstände. Viele Krankheiten des Alterthums sind aus dem Verzeichniß der Nosologie verschwunden und andere haben ihre Stelle eingenommen. Es mag hinreichend seyn, auf die Lustseuche und die Cholera hinzuweisen, von denen keine authentischen Formen in den Verzeichnissen griechischer oder römischer Arzneikunst gefunden werden. Um noch näher zu kommen: Krankheiten des Herzens, eine von den Proteusformen der jetzt in Rede stehenden Beschwerde, wurden so wenig vor der französischen Revolution beachtet, daß kaum ein medicinischer Schriftsteller davon Notiz nahm. Die fürchterlichen Scenen jener ereignißvollen Zeit riefen eine solche Menge von Beispielen dieser verderblichen Krankheit hervor, daß von Corvisart bald ein Band über den Gegenstand geschrieben ward, und die geistige Aufregung, welche seit der Zeit fortwährend andauerte, hat die Neigung zu Herzbeschwerden unterhalten, welche jetzt zu den hervorstechendsten und furchtbarsten menschlichen Leiden gehören! — Die Schwerverdaulichkeit ist demnach eine verhältnißmäßig neue Krankheit, weil ihre Quellen jetzt über alle frühern Beispiele vervielfacht sind. Der beobachtende Arzt hat bessere Gelegenheit, den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung in diesem Falle aufzufinden, als irgend ein anderer Forscher des Zustandes der menschlichen Natur und der Gesellschaft. Seine Beobachtungen sind daher zu einiger Aufmerksamkeit berechtigt. Wir athmen in einer Atmosphäre (um etwas bildlich zu reden), welche durch den Druck überfüllter Bevölkerung so dicht ist, daß das Leben eine Art instinktmäßiges Ringen nach der Existenz ist! Indem wir Andere drücken oder von ihnen

gedrückt werden, ist der Spielraum für dies individuelle Streben auf einen sehr kleinen Raum reducirt, wenn wir ihn mit dem vergleichen, dessen sich unsere Vorfahren erfreuten. Je geringer der Raum aber, welcher uns zur Bewegung gelassen wird, um so größer ist die zur Bewegung erforderliche Gewalt. Wenn wir zu diesem Zustande der Gesellschaft, welcher als ein Zustand des raschen Uebergangs von der Dünnheit zur Dichtigkeit betrachtet werden kann, die Thatsache hinzufügen, daß es ein verhältnißmäßiges Zunehmen des Nacheifers, des Ehrgeizes, des Mitbewerbens und selbst des Kampfes gibt, welches durch jeglichen Rang und jegliche Klasse verbreitet ist, so werden wir im Stande seyn, uns eine Idee von dem Nachtheil für die Gesundheit zu bilden, welcher aus diesem Reibungskampf entspringen muß! Wiewohl die fortschreitende Vermehrung der Bevölkerung natürlich und unvermeidlich zu dem oben erwähnten Ausgang führen würde, so ist doch in diese Fülle ein Element von der wunderbarsten und thätigsten Art geflossen, welches verhältnißmäßig in allen vorhergehenden Zeiten schlummerte, jezt aber mit unwiderstehlichem Ungestüm das ganze Ansehen der Dinge umwälzt! Dieses ist die Wissenschaft — das Erzeugniß des Geistes — so sehr über die physische Kraft erhaben, als der Geist edler ist denn die Körpermaschine, die er bewohnt. Welche Beziehung auch zwischen einer starken Bevölkerung und der Zunahme der Wissenschaft bestehen mag, so ist im Betreff der Ursache und Wirkung ein Umstand offenbar, daß ein sehr geringes Verhältniß in der Art ihres Fortschritts sey, findet man auf diese Weise, daß die Zahl der Einwohner in einer Stadt oder auf dem Lande in einer gegebenen Zeit sich verdoppelt, so kann mit Sicherheit vorausgesagt werden, daß der Betrag der Wissenschaft sich allermindestens in demselben Raume vervierfachen werde. — Die Veränderungen, welche die Zeit auf der ganzen Oberfläche des Landes gemacht hat in unseren Sitten, Gewohnheiten, Speisen, Kleidung, Wohnungen, Beruf, vor Allem aber in den unverhältnißmäßigen Anstrengungen des Geistes (ob freudige oder schmerzhafte), verglichen mit denen des Körpers, so haben diese Veränderungen und viele andere, welche aufgezählt werden könnten, einige Krankheiten gänzlich verbannt, andere aufs Neue eingeführt und alle so modificirt, daß nicht die Hälfte jezt von Sydenham erkannt würden, wenn er aus seinem Grabe aufstünde. — Diese Krankheiten des Körpers deuten klar die moralischen oder geistigen Ursachen an, aus denen so viele derselben entspringen. So zeigt das Gehirn oder das Organ des Gehirns, indem es durch Nacheifer, Mitbewerbung, Ehrgeiz, Angst, Unruhe und tausend andere Ursachen in einem Zustande von übermäßiger Thätigkeit oder übermäßiger Aufregung erhalten wird, natürlich die Wirkungen eines solchen Zustandes in seinen eigenen Funktionen oder in den Funktionen anderer Organe, mit denen sie durch das strengste Band der Sympathie verbunden sind. Reizbarkeit des Gemüths z. B. gehört zu den ersten Gliedern in der Kette krankhafter Erscheinungen, und sie ist kein geringer Tropfen Elend in dem Lebensbecher. Die Nerven, welche als Verlängerungen des Gehirns betrachtet werden können, kommen zunächst ins Spiel und bewirken ein Heer der sogenannten Nervenbeschwerden, die unseren Vorfahren fast unbekannt waren. So macht die lange Reihe von schmerzhaften Empfindungen, von dem Fothergilschen Gesichtsschmerz herab bis zu dem undeutlichsten Gefühl des Rheumatismus, eine ganze Klasse von neueren Krankheiten aus, die unter dem Namen von Neuralgie bekannt ist und durch das Gehirn und Nervensystem sich entwickelt und aus den angeführten Ursachen entspringt. Es ist nicht wenig seltsam, daß jene Organe, auf welche krankhafte Eindrücke — moralische oder physische — zuerst gemacht werden, nicht immer die ersten sind, welche die Wirkungen dieser Eindrücke zeigen. Ohne Zweifel leiden sie zur Zeit, aber die durch diese Ursachen erzeugten Erscheinungen werden selten von der Person selbst, noch von ihren Freunden bemerkt. An jenen Organen oder Theilen des Körpers, welche am innigsten mit dem Organ des Geistes (dem Gehirn) verbunden sind, werden die Folgen moralischer Eindrücke im Allgemeinen zuerst bemerkt, besonders an den Verdauungsorganen. So erfährt ein Mensch einen plötzlichen Unglücksfall oder einen Stoß für seinen Ehrgeiz. Es kann scheinen, als trüge sein Geist die Erschütterung mit beträchtlicher Standhaftigkeit; aber bald wird seine Zunge weiß, der Appetit vergeht ihm, und seine Farbe wird bleich. Dieses ist ein Vorspiel zu einem Heer von Krankheiten, welche von den Organen der Verdauung ausstralen, ihren giftigen Einfluß über jegliches Organ und jede Funktion in dem Körper ausbreiten. Und hier zeigt sich eine sehr eigenthümliche Erscheinung. Das Gehirn, die Citadelle der Seele, welche den ersten Angriffen des moralischen Feindes widerstand, und welche gleichsam mit den andern und untern Organen des Körpers ein Unterstützungsbündniß einging, wird im Gegentheil von ihnen mehr angegriffen als unterstützt! Von jezt an findet nichts als Wirkung und Gegenwirkung der unfreundlichsten Art zwischen Organen und Funktionen statt, welche bisher in der strengsten Harmonie gemeinschaftlich gewirkt hatten! Der menschliche Mikrokosmus gleicht zu dieser Zeit einer unglücklichen Festung, welche auf allen Seiten außerhalb von dem Feinde belagert und durch die Uneinigkeit feindlicher Parteien innerhalb seiner Mauern zerrissen wird.“

Der häufige Wahnsinn, die zunehmenden Selbstmorde sind nur einzelne Symptome auf den äußersten Höhenpunkten eines Uebels, dessen weite Verbreitung in den Massen mehr Beachtung verdient, als jene einzelnen Extreme.

James Johnson schöpft diesem modernen Uebel den neuen Namen Patho-Proteus. „Die Natur der

Krankheiten läßt sich oftmals durch die Ursachen, welche sie bewirken, ermitteln. Diese Ursachen können in dem gegenwärtigen Fall alle, oder fast alle, unter vier Rubriken oder Stellvertreter gesezt werden: Gemüthsunruhe — Vertiefung im Denken — sitzende Lebensart — und Völlerei. Die vorlezte schließt natürlich Mangel an Bewegung ein. Wiewohl nun einige von diesen, wie Vertiefung im Denken, die Geisteskräfte stärken mag, so streben sie alle ohne Ausnahme dahin, den Körper zu schwächen. Schwäche aber ist die Mutter der Reizbarkeit — und krankhafte oder übermäßige Reizbarkeit, Erregbarkeit oder Empfindlichkeit ist der unterscheidende Charakterzug der weit verbreiteten in Rede stehenden Krankheit. So werden moralische Wechsel, Mühen oder Verdrießlichkeiten, welche bei einer gesunden und starken Beschaffenheit des Geistes und Körpers nur einen geringen Eindruck machen, unter dem Einfluß der Patho-Proteus-Constitution das Gemüth so erschüttern und die Seele erregen, daß jede Funktion der menschlichen Maschine gestört wird. Dieses entspringt aus der übermäßigen Sensibilität des Gehirns und Nervensystems im Allgemeinen. Und wiewohl die großen Organe der Verdauung, Ernährung des Kreislaufs u. s. w. weislich entfernt sind von dem direkten und unmittelbaren Einfluß geistiger Störung aus moralischen Ursachen, so sind sie doch unglücklicherweise bestimmt, an den Beschwerden ihrer intellektuellen Gefährten Theil zu nehmen, und sie leiden äußerst heftig bei dem Kampfe! Sie werden auf diese Weise durch moralische Uebel für den Eindruck der physischen höchst empfänglich gemacht. Die Verdauungsorgane sind fast die einzigen innern Organe, welche täglich und stündlich der direkten Berührung und Einwirkung äußerer Dinge ausgesezt sind. Die Einführung atmosphärischer Luft in die Lungen ist die Hauptausnahme, wenn es eine ist. Wenn wir nun versuchen, die mannichfaltigen Gegenstände aufzuzählen, welche man aus der thierischen und pflanzlichen Welt entnimmt, den Appetit des Menschen zu reizen, besonders in dem hochcivilisirten Leben, so werden wir bei dem fruchtlosen Versuch verlegen und wirre. Ein einziger Blick auf die Gesimse einer Schweizerkonditorei in den vornehmen Städten nöthigt Jeden zu bekennen, daß die Macht des menschlichen Magens wunderbar sey! Die eingemachten und eingesalzenen Sachen, die Geleen und Consecturen, die skandinavischen Zungen und westphälischen Schinken, vorzüglich aber die Würste Bolognas und Deutschlands würden allein schon den Haifisch, den Geier und den Schakal vergiften; oder wenn sie diese natürlichen Vielfresser nicht direkt tödteten, so würden sie ganz sicher die Luft, den Ocean und die wilden Wälder mit eben solchen Dyspeptikern — vielleicht Hypochondristen — bevölkern, wie wir deren so häufig wahrnehmen. Uebertreiben wir aber gleichsam die Erziehung der Verdauungsorgane, d. h. verzärteln wir dieselben durch unnatürliche Reizung, oder nehmen diese besagten Organe einen langen und starken Antheil an der Erregung des Geistes und seines Organs, des Gehirns, — was ist da die Folge? Der Magen wird gleichsam intellektualisirt, d. h. denaturalisirt, so daß seine Sensibilität von dem organischen oder unbewußten zu dem thierischen oder bewußten Zustand des Gefühls sich erhebt! Dann wird der Proceß der Verdauung nicht nur unsern Sinnen bemerkbar, sondern außerordentlich schmerzlich. Wenn der Magen auf diese Weise sich einen neuen Sinn erworben hat, einen Sinn, welcher eigentlich einem höhern Organ zukommt, dem Organe des Geistes, so ist dem Eigenthümer dieses Magens eine Strafe aufgelegt, zu deren Erledigung Monate oder Jahre erforderlich sind. Er hat sein Organ überbildet, welches sein Amt in seiner früheren Unwissenheit weit besser verrichtet haben würde. Dies gleicht dem Koche, welcher Transcendentalchemie studirt — und die Suppe verdirbt, — oder den Schneidern zu Laputa, welche ihre Röcke nach philosophischen Principien zuschnitten und sie so machten, daß sie ihren Kunden niemals paßten. Der Magen hat die Frucht des Baumes der Erkenntniß gekostet, welche ihm das Gehirn reichte, und beide Parteien werden aus dem Garten Eden gewiesen, um für ihre Vergehungen während der übrigen Zeit ihres Lebens zu leiden!"

Muß man auch im Allgemeinen behaupten, daß James Johnson die erhaltende Kraft des menschlichen Geschlechts, jenes Unzerstörliche, von dem Mephistopheles sagt, daß ihm gar nicht beizukommen sey, wohl zu gering anschlägt, und daß Arbeit und Bewegung unter allen Umständen bei Ackerbauern, Hirten, Schiffern, Handarbeitern rc. also bei der Mehrzahl der Menschen den Leib, und das Gleichgewicht zwischen ihm und Seele und Geist bewahren werden, so enthält doch sein Werk gewiß schlagende Wahrheiten in Bezug auf die sogenannten gebildeten Klassen, und mancher Leser dürfte daraus eine sehr heilsame Belehrung schöpfen.

Epische Dichtkunst.

16) Das Kreuz in der Mark. Von Karl Seidel. Berlin, Plahn, 1838.

Ein epischer Cyclus, in welchem der Verf. die großen Kämpfe der Deutschen mit den Slaven beschreibt, deren Resultat die Eroberung und Germanisirung der Mark Brandenburg, der Lausitz, Pommerns und Mecklenburgs war. Wir können die Ansicht des Dichters, daß diese Kämpfe ein dankbarer poetischer Stoff seyen, nicht ganz theilen. Es handelt sich von einem furchtbaren Vertilgungskriege zwischen zwei Nationen. Man kann diesen Krieg aus dem slavischen Standpunkte betrachten, wie ihn wahrscheinlich Mickiewicz betrachten würde, wenn er ihm sein dichterisches Talent widmete, und alsdann würde der

Schmerz der unterdrückten Nation vielleicht für die Poesie ersetzen, was ihr nothwendig abgeht, wenn man die gewiß unschönen und greulichen Barbareien und Verräthereien jenes langen Kampfes erwägt. Betrachtet man aber den Kampf aus einem deutschen Standpunkte — und welcher deutsche Dichter könnte einen andern wählen? — so kann man sich schwerlich poetisch befriedigt fühlen. Allerdings schmeichelt der Sieg und das Uebergewicht über ein fremdes Volk dem Nationalstolze, aber der Nationalstolz (so sehr er unserer Poesie noch mangelt und wir daher in Bezug auf ihn nicht eben wählerisch seyn möchten) ist doch nicht überall poetisch, zumal nicht bei der Betrachtung eines Kampfes, in welchem wir unsern deutschen Vorfahren allerdings eine unmenschliche Grausamkeit vorzuwerfen haben. Der Verf. hat dies wohl gefühlt, daher hat er sich weder ganz auf den slavischen, noch ganz auf den germanischen Standpunkt gestellt, sondern er hat sich vorzugsweise an das Land, an den Grund und Boden gehalten, auf dem jene blutigen Ereignisse vorgefallen sind, und er theilt sie mit als lokale Erinnerungen, als alte Sagen, durch welche die oft gar uninteressanten Gegenden erst interessant werden.

Die Sammlung besteht aus lauter Romanzen in abwechselndem Versmaß. Am besten scheinen uns die, welche den Ton der bekannten serbischen Volkslieder halten, z. B.

Wenden-Art.

Horch! rauscht da, bei mitternächt'ger Weile,
Nicht des Hauses nie verwahrte Thür? —
Wahrlich ja! dort in dem Vorrathsraume
Klirrt nunmehr das irdene Geräth;
Auf, zu schauen, was sich dort begibt! —

Wie, Bobraslao, leerst du meine Krüge
Bei des Kienbrands glimmend mattem Schein?
Soll ich etwa gar, nach Christen-Weise,
Meine Thür durch Schloß und Riegel wahren,
Daß kein Nachbar heimlich mich beschleiche? —

Melcher Oder, die seltsame Begebniß
Kann dich wundern, doch vernimm den Grund. —
Abends spät ein bang verirrter Fremdling
Trat erschöpft in meine kleine Hütte;
Sturm des Herbsttags hatt' ihn kalt durchschauert,
Regen ihm das härne Kleid geweicht;
Sey willkommen, sprach ich, ferner Gast,
Habe Dank, daß du dies Dach beehrest;
Gleich soll dir ein frisches Feuer lodern rc.
Aber Brischka fehlt mir, beste Stärkung,
Auch hab' ich nicht festen Honigkern;
Sieh mein Krüglein, so viel nahm ich nur
Von des Birkstamms frisch gegor'nen Säften,
Als der fremde Mann zur Labung braucht,
So viel nur des Honigs wollt' ich nehmen. —

Mein Bobraslao, du hast wohl gethan!
Ist des Nachbars Gastfreund doch der meine;
Gnäd'ger nur als mir sind dir die Götter,
Da sie heut in dein Haus ihn geführt.
Nimm für ihn noch hier von dieser Butter,
Auch vom frischen Dörr-Fleisch nimm ein Stück,
Nebst der Schale voll vom besten Methe rc.

Mit Recht sind die Geschichten, Sagen und Legenden, in welchen Deutschheit und Christenthum den Sieg erfochten, auch im deutschen Ton und Versmaß gehalten, z. B.

Die goldene Hand.

Zu Caloe dort drüben, am Sala-Fluß,
Da wüthen so grausig die Flammen,
Das Kloster des heil'gen Laurentius
Stürzt bald in Asche zusammen:
Und jubelnd umsteh'n den nächtigen Brand
Die Heiden vom Obotriten-Land,
Sammt allen den wendischen Völkern.

Doch sehet dort goldig die leuchtende Hand,
Aus Wolken raget sie nieder,
Jetzt greift sie geöffnet hinein in den Brand;
Geschlossen nun zeigt sie sich wieder:
Die Wunderhand ist sie nur täuschender Schein?
„Sie führet zum Himmel des Heil'gen Gebein!“ —
So ruft ein gemarterter Priester.

Entsetzen hält plötzlich die Mordlust gebannt,
Bang' schreckt das Mirakel die Wenden.
Es winkt ja so drohend die höhere Hand,
Nicht Tempel noch Priester zu schänden!
Selbst Mistevoi zittert, der grimme Hort,
Es treibt ihn wie Wahnsinn umdüstert fort,
Und mit ihm entfliehen die Heiden. —

Dagegen scheinen uns einige Chöre und lyrische Dithyramben den epischen Grundcharakter, den die Sammlung haben soll, zu verlieren, z. B.

Das Auge der Seele.

O mein geliebter
Theuerster Gatte:
Furchtbar gepeinigt,
Angstvoll durchschmerzt das
Innerste Leben,
Hat mich der grause,
Der schreckliche Traum! —
Du warst gestorben,
Ich aber weilte,
Schauerlich einsam,
Schluchzend am Hügel:
Hatte nicht Thränen
Klagender Wittwen,
Wie sie der Brauch der
Trauer nur heischet,
Weinte des Herzens
Innersten Schmerz!
Darum wie selig
Halt' ich Dich, theurer
Gatte! nun wieder
Zärtlich umfangen — —

Götter! Wo bin ich?
Trauter! Wo weilst Du? rc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 72.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 16. Juli 1838.

Medicinische Schriften.

6) Enthüllung des räthselhaften Wesens der Unterleibskrankheiten von Dr. M. Strahl. Zweite Auflage. Berlin, Heymann, 1837.

Dieses Werk stimmt mit dem des James Johnson genau überein. Auch hier wird das proteusartige Uebel der Neuzeit mit scharfem Blick in seinen täuschenden Verhüllungen verfolgt. Allein Herr Strahl hält sich an den Körper und erklärt, was Johnson aus dem Geist ableitet, lediglich aus Verdauungsfehlern, Blähungen, Verstopfungen. Die Symptome sind die nämlichen, nur eine andere Ursache wird vorausgesezt. „Die Wahrheit ist, sagt Strahl, daß ein Unterleibskranker die Beschwerden, über die er ernste Klage führt, reell empfindet. Seine Leiden sind nichts weniger als Phantasiegebilde, ja sie sind in den meisten Fällen nicht einmal übertrieben, und auch mit der Vielgestaltigkeit derselben hat es genau seine Richtigkeit. Personen aus den höchsten Ständen, welche die Sprache völlig beherrschen, und die feinsten Vorgänge ihres Seelenlebens anschaulich darzustellen wissen, sind oft nicht im Stande, die Zufälle zu beschreiben, von welchen sie fast unablässig gequält werden. Was Wunder daher, wenn Personen, welchen die Gabe der Rede und der feinen Dialektik fehlt, nicht im Stande sind, genau den krankhaften Zustand ihres Körpers zu bezeichnen, für welchen sogar dem kranken Arzte Worte fehlen. Was Wunder daher auch, daß Schilderungen, welche nach ihrer ganzen Natur nur in nebelhafte Umrisse, und mit unklarer Bezeichnung der Farben entworfen werden können, für übertrieben, oder gar für Fiktionen einer müßigen Phantasie gehalten werden. So ist denn der Unterleibskranke der Bedauernswertheste von allen. Seinen Angehörigen erscheint er wie ein eigensinniger, verzogener, allen Launen preisgegebener Haustyrann. Sein Arzt behandelt ihn kühl, unwillig, ohne Vertrauen auf seine Aussagen und selbst ohne Hoffnung auf Erfolg. Der Kranke selbst, dem man unablässig vorstellt, daß er viel zu ängstlich für seine Gesundheit besorgt sey, daß er sich viel zu sehr beobachte und weniger Werth auf einzelne leichte Beschwerden legen müsse, wird ungewiß und mißtrauisch gegen sich selbst, befangen in seiner Aeußerung und verschlossen gegen seine Umgebung, bei der er eben so wenig Trost als Glauben findet. So führt er ein freudenloses Daseyn, dem Alles verbittert wird, selbst der Genuß von Speise und Trank. — Wie verschieden aber auch die Zufälle seyn mögen, welche ein Unterleibskranker erfährt, so wird er ein Spiegelbild seiner Leiden in einer der vier Hauptformen finden, welche in den Schriften der Aerzte und im Munde des Volks eine so wichtige Rolle spielen. Hämorrhoiden, Hypochondrie, Hysterie oder Gicht heißen die vier Krankheitsriesen, welche das arme Menschengeschlecht, gerade zur Zeit der höchsten Kraftentwicklung desselben, also im blühenden Lebensalter, verfolgen. Jede der genannten Krankheitsspecies enthält ein so reiches Uebermaß von Zufällen, daß man mit denselben eine ganze Krankheitsklasse ausstatten könnte, und dennoch hat die wissenschaftliche Erkenntniß das Grundwesen der genannten Krankheiten nicht zu scheiden vermocht."

Er sucht nun zu beweisen, daß alle diese Krankheiten ihre Ursache in übler Verdauung, Verstopfung und krankhafter Gasentwicklung haben, und daß z. B. Hämorrhoiden und Gichtknoten, die man als das Wesentliche behandle, nur begleitende Erscheinungen seyen, die nicht dadurch gehoben werden, daß man unmittelbar auf sie wirkt, sondern nur dadurch, daß man ihre erste Ursache hebt oder ihr vorbeugt, nämlich der Verstopfung. Aus der gleichen Ursache werden Hypochondrie, hysterische Zufälle ꝛc. und all das geistige Wehe abgeleitet, das Johnson vielmehr als ursprüngliche Geisteskrankheit behandelt wissen will.

Wie nun aus bloßer Verstopfung alle die genannten Uebel entstehen, erklärt Herr Strahl also: „Nehmen wir an, daß täglich nur 4 Loth Auswurfsstoffe im Darmkanal

verharren, eine Annahme, die so gering ist, daß sie kaum die Hälfte von dem beträgt, was wirklich zurückbleibt, so würde in jeder Woche 1 Pfd., und während der Dauer eines Jahres die Menge von 52 Pfd. Excrementalstoffe im Darmkanal zurückgehalten. Blieben diese Auswurfsstoffe unverändert im Darmkanal liegen, so könnte es nicht fehlen, dieser müßte bald zerreißen. Allein die vorsorgliche Natur hat die Veranstaltung getroffen, daß dieser unter allen Umständen tödtliche Vorgang nur äußerst selten eintreten könne. Die Excremente bestehen nämlich aus den nicht assimilirbaren Bestandtheilen der Speisen und den durch den Lebensproceß abgenuzten oder zerstörten Stoffen des Organismus selbst. Diese Stoffe sind organisch todt, sie stehen daher nicht mehr unter dem Einflusse des lebenden Körpers, und verhalten sich innerhalb des Organismus ganz so, als sie sich verhalten haben würden, wenn sie zur rechten Zeit ausgeworfen worden wären. Sie gehen also in Verwesung über, d. h. sie lösen sich, so weit dies geschehen kann, in diejenigen Luftstoffe auf, aus welchen die Materie jedes organischen Körpers besteht. Man begreift leicht, daß der menschliche Darmkanal zu etwas Anderm bestimmt ist, als zu einer Cloake zu dienen. Während die Excremente sich zersetzen, entwickeln sich nach einem sehr nothwendigen Naturgesetz verschiedene übelriechende, dem menschlichen Körper fremdartige und feindliche Gasarten, welche, indem sie ihrer großen Leichtigkeit wegen in die Höhe steigen, eine Menge krankhafter Zufälle hervorrufen. Daher leiden viele Personen, die mit Leibesverstopfung behaftet sind, im hohen Grade an sogenannten Blähungsbeschwerden. — Nimmt man an, daß die Luft nicht bloß im Darmkanal verharrt, sondern in die Säftemasse übergeht, also mit circulirt, so ist leicht einzusehen, daß schwere Zufälle entstehen müssen, wenn entweder die Luftmenge krankhafterweise vermehrt wird, oder Gasarten entstehen, welche von der gewöhnlichen Art abweichend, als feindliche Reize wirken. Dann gewinnen die Blähungsbeschwerden eine hohe Bedeutung. Man lernt begreifen, daß Schwindel, ängstliches Herzklopfen, Schwere des Kopfes, heftige, höchst reizbare Gemüthsstimmung, Aufgetriebenheit und Schwere des ganzen Körpers, so wie viele andere Zufälle in Folge einer krankhaften Luftentwicklung eintreten können. — Allein nicht bloß durch die Luftstoffe, welche sich aus den Excrementen entwickeln, wird eine träge Darmfunktion zur Ursache großer Beschwerden und wirklicher Krankheitszustände des Unterleibes, für welche man dann, wenn sie erst ausgebildet sind, die abenteuerlichsten Namen erfindet und ganz entgegengesezte Beweggründe aufsucht. Nicht die ganze Menge der zurückbleibenden Stoffe kann nämlich in Luftstoffe zersezt werden. In den Speisen und Getränken, so wie in dem abgenuzten organischen Material sind allemal mineralische Bestandtheile vorhanden, die in Luftform nicht zersezt werden können; diese müssen in den Falten des Darmkanals liegen bleiben, und offenbar als ein feindlicher, dem Körper fremdartiger Reiz wirken. Steigert sich, wie dies nothwendigerweise in der habituellen Leibesverstopfung geschehen muß, ihre Menge, so wird der Raum des Darmkanals äußerst beengt, die Stockung in den Blutgefäßen wird deßhalb begünstigt, weil die freie Circulation mechanisch gehemmt wird, und die unangenehmen Nervengefühle, die wir schon durch die feindlichen Gasarten haben entstehen sehen, müssen sich begreiflicherweise in dem Grade steigern, als durch die Stockung in den Blutgefäßen die Lebensthätigkeit derselben mechanisch und dynamisch gestört wird."

Als Mittel dagegen empfiehlt der Verf. einfache und regelmäßige Kost, die nicht reizt, und ein Abführungsmittel, das er besizt, aber nicht bekannt zu machen für gut findet. Es würde wohl seinen Ruhm und also auch seine Kundschaft vermehren, wenn er es ohne Rücksicht auf die etwa concurrirenden Nachahmer offen vor aller Welt mittheilte, und wir könnten es um so mehr verlangen, als er durch das, was er über die Arzneikunde überhaupt sagt, ein allgemeines Mißtrauen gegen die ärztlichen Mystifikationen erweckt, ein Mißtrauen, das sich leicht gegen ihn selbst kehren könnte, bei solchen Lesern wenigstens, die nicht in seiner Nähe leben und sich durch den Augenschein von dem Gelingen seiner Curen nicht überzeugen können.

Die Aufrichtigkeit des Verfassers als eines Mannes vom Fach ist in dieser Beziehung selten und bewundernswerth: „Wenn, sagt er, der Studirende der Medicin in den Hörsaal tritt, und dort einen gefeierten Mann mit sehr ernsthafter Miene eine Disciplin der göttlichen Heilwissenschaft vortragen hört, so versteht er bei weitem nicht Alles. Vieles schwebt ihm unklar und verworren vor, und von vielen wichtigen Beziehungen werden ihm nur leise Andeutungen gegeben. Aber er tröstet sich mit den ihm gewordenen Verheißungen: daß er die ihm mangelnden Aufschlüsse, nach gehörig erlangter Vorbereitung in einer andern Disciplin erhalten solle. Diese verweist wieder auf eine andere, und endlich erlangt der Studirende die Doktorwürde, ohne die wichtigsten Geheimnisse, um welche es sich handelt, erlangt zu haben. Man hat ihm eine Menge von Wissen aufgebürdet, aber dem Ganzen fehlt der einende durchdringende Geist. Was man ihm gab, ist bloßes Stückwerk, ein gebrechliches Fahrzeug, mit dem er anfangs nicht wagt, den gefährlichsten und sturmbewegten Ocean der Krankheiten zu beschiffen. Aber er sieht, wie seine Kameraden gar muthig und gewandt das Schifflein bugsiren; er sieht, wie immer mehr Passagiere sich melden, wenn ihnen nur verhehlt wird, daß dem muthigen Steuermann Compaß und Senkblei fehlt, und daß die Fahrt durch manche unbekannte und gefahrvolle Straße geht. Ei! denkt er, wenn das Geheimniß einer

glücklichen Fahrt darin besteht, daß man getrost auf einzelne Vermuthungen hin lossteuert, so sey es frisch gewagt. — Unter den Krankheiten, welche täglich vorkommen, stehen einige hinsichtlich ihrer Gefährlichkeit, andere wegen ihrer Tödtlichkeit oben an. Zu der ersten Klasse gehören die Nervenfieber, das Scharlachfieber, der Keuchhusten, in die letztere die Schwindsucht u. s. w. Es steht zu erwarten, daß die wissenschaftliche Erkenntniß in Krankheiten so bedeutender Art möglichst hoch ausgebildet sey, und für die Behandlung einen sichern Maßstab gegeben habe. Denn welche Familie, die ärmste nicht ausgeschlossen, würde nicht zu einem Arzte eilen, wenn ein Glied derselben von dem fürchterlichen Nervenfieber befallen ist? Nun wie ists? Zu verkennen ist die Krankheit nicht, sie ist so lange die Welt steht, täglich da gewesen; der allerjüngste und unerfahrenste Arzt kennt ihre Symptome. Da ist doch wohl kein Zweifel weiter, welche Mittel zu wählen sind? O mit nichten! mit zitternder Hand schreibe ich das Bekenntniß nieder, noch wissen wir nicht, was eigentlich ein Nervenfieber sey, und wie es mit Erfolg behandelt werden müsse. Das Scharlachfieber ist eine bekannte gefährliche Kinderkrankheit, und des eigenthümlichen Ausschlages wegen eine Krankheit besonderer Art. Da wir aber das Scharlachcontagium auf keine Weise kennen, da wir nicht einmal eine Vermuthung haben, ob es flüchtiger (miasmatischer) oder fester (contagiöser) Natur sey, so können wir eine vom Scharlach entstandene Gehirnentzündung durchaus nur nach den Grundsätzen behandeln, die bei Entzündungen edler Organe gültig sind. Und in der That behandeln wir eine Gehirnentzündung, welche nach einem Scharlachfieber entstanden, mit denselben Mitteln, wie eine Gehirnentzündung, welche ein Schlag auf den Kopf hervorgerufen hat. Mit welchem Erfolge dies geschieht, lehren die Sterbelisten in bösartigen Epidemien. — Der Keuchhusten ist bekanntlich auch eine gefährliche und bedeutende Krankheit. Man wird unwillkürlich zum innigsten Mitgefühl hingerissen, wenn man sieht, wie ein Kind der Erdrosselung nahe ist, während der Keuchhusten seine Anfälle macht. Allein wie unmächtig ist die ärztliche Kunst. Mit ziemlicher Bestimmtheit kann man annehmen, daß der sogenannte herumschweifende Nerve der Sitz der Krankheit sey. Dennoch gibt es kein Mittel, das irgend Hülfe oder auch nur Erleichterung verschaffte. Die Krankheit dauert bei dem Fortgebrauch der besten Mittel 8 bis 12 Wochen, und verschwindet ohne Arznei in derselben Frist. Was der Arzt bei der Behandlung der Schwindsucht vermag, ist zu bekannt, als daß ich mich lange bei dieser Calamität verweilen dürfte. Noch sind die Ansichten der Aerzte sehr getheilt; es ist zweifelhaft, ob in der Schwindsucht Entzündung vorhanden sey oder nicht, und nur das ist gewiß, daß der Arzt auf keine Weise helfen kann.“ Daher endlich das Resultat: „Der Medicin thut eine durchdringende Reform auf das Entschiedenste Noth. So kann es nicht bleiben, und das Bedürfniß zu einer Umgestaltung spricht sich in hellen Köpfen so unumwunden und so entschieden aus, daß ihm allein die verschiedenen, oft geradezu gegenseitig sich aufhebenden Systeme, ihr Daseyn verdanken. Aber eben, weil gleich ein ganzes System zu Tage gefördert wird, und weil man zu demselben immer wieder die alten verwitterten Bausteine benutzt, ist die Herrschaft desselben so kurz. Auch die Homöopathie, dieses Modegespenst der neuern Zeit, ist aus einem so tief gefühlten Bedürfnisse hervorgegangen. Die Anhänger dieser Lehre, die man füglich eine Leere nennen könnte, sind zu ihr nur von der Unzulänglichkeit der legitimen Medicin getrieben worden; das Umsichgreifen der Homöopathie gibt eben ihrer innern Haltungslosigkeit wegen das sprechendste Zeugniß, wie sehnsüchtig eine Reform der altherkömmlichen Arzneiwissenschaft von Laien und Aerzten gewünscht wird.“

Wenn das vorliegende Buch in einem Ton und Geist geschrieben ist, der manchen Arzt verletzen muß, so wird es dagegen allen Laien und besonders den Patienten sehr gefallen, denn ihrer nimmt sich der Verf. aufs wärmste an. Wie edel vertheidigt er sie nicht gegen die Roheit der Aerzte und Verwandten, die einen Unterleibskranken gar nicht begreifen, seine Klage für Uebertreibung halten rc. Gar schön sagt er: „Es gehört mit in die heillosen Irrthümer der Medicin, daß man den kranken Menschen hinsichtlich seiner sittlichen Verpflichtung wie einen gesunden ansieht, und gerade in der Hypochondrie ist es Mode geworden, die auffallende Verstimmung, welche in den Unterleibsnerven sich äußert, als ein willkürliches Sichgehenlassen zu betrachten, und die unbesonnene Anforderung zu stellen, man solle sich zusammen nehmen und gegen feindliche Eindrücke von außen mit Selbstständigkeit und Kraft reagiren. Das Unverständige einer solchen Zumuthung stellt sich entschieden heraus, wenn man in Erwägung zieht, daß man von keinem Menschen, der etwa das Bein gebrochen hat, verlangt, er solle sich nur zusammen nehmen und eine kleine Promenade machen, was bei ernstem Willen wohl gehen werde. Wenn man einem Unterleibskranken zumuthet, er solle nicht so heftig, weniger gereizt, dagegen heiter und gemüthlich erscheinen, so verlangt man von ihm nicht weniger, als von einem Beinbrüchigen, dem man aufgibt, durch das Zimmer zu gehen.“

Altdeutsche Sprache und Literatur.

3) Altsächsische und angelsächsische Sprachproben, herausgegeben und mit einem erklärenden Verzeichniß der angelsächsischen Wörter begleitet von H. Leo. Halle, Anton, 1838.

Eine Menge Bruchstücke in der schönen altsächsischen Sprache, die leider im spätern Englisch durch zu viele lateinische Beimischungen verdorben ist. Die Bruchstücke sind: aus dem altsächsischen Gedicht der Heljand (der Heiland), eine Messiade des 9ten Jahrhunderts; ein Gespräch als Sprachübung; Alfrics Vorrede zur Genesis; aus König Alfreds Uebersetzung der Kirchengeschichte von Beda; desselben Beschreibung von Deutschland (nur kurz); ein Homilie, aus der angelsächsischen Geschichte des Apollonius von Tyrus; König Inas Gesetze; angelsächsische Psalmenparaphrasen; aus dem Gedicht Judith; aus dem Gedicht Beowulf; ferner ein kleines Gedicht „des Sängers Reisen" aus dem 7ten oder 8ten Jahrhundert, das einzige, das der Herausgeber zugleich ins Neudeutsche übersezt hat. Es ist ein interessanter Beitrag zur altdeutschen Geographie, da es alle die Länder und Völker aufzählt, bei denen der Dichter gewesen ist, obgleich die poetische Freiheit und spätere Zusätze dabei unverkennbar sind.

Ich zog weit hin.
Deßhalb vermag ich zu singen und zu sagen Geschichte
Zu erzählen vor der Menge in der Meth-Halle,
Wie mir die Edlen mit Reichthum förderlich waren.
Ich war mit den Hunen und mit Hrädgothen,
Mit Sweon und mit Gealen und mit Süddenen;
Mit Winlen ich war und mit Wärnen und mit Wikingen;
Mit Gefthen ich war und mit Wineden und mit Gefflegen;
Mit Angeln ich war und mit Swäfen und mit Aenenen;
Mit Searen ich war und Sycgen und mit Schwertweren;
Mit Hronen ich war und Deanen und mit Heatho-Reamen;
Mit Thuringen ich war und mit Throwenden,
Und mit Burgenden; da erhielt ich einen Ring;
Da gab mit Guthhere erfreuendes Geschenk,
Zum Lohne des Sanges; das war kein fauler König.
Mit den Franken ich war und mit Frisen und mit Frumtingen;
Mit Rugen ich war und mit Glommen und mit Rumwalen;
So auch war ich in Eatule mit Aelfwyn.
Der hatte, so viel ich erfahren unter den Menschen
Die leichteste Hand, Lobwürdiges zu wirken;
Das unkargste Herz der Ringvertheilung,
Der glänzenden Ringe, der Sohn Eadwyns.
Mit den Seringen war ich und mit Seringen
Mit Griechen war ich und mit Finnen und mit dem Kaiser;
Er der Gewalt hatte der Wonneburgen,
Der Walchen und Walchinnen und des Walchenreiches.

Dann folgen einige ohne Zweifel spätere Zusätze, die von des Dichters Anwesenheit in Assyrien, Judäa, Indien rc. handeln. Die wichtigste Person des Gedichts ist der berühmte Gothenkönig Hermanarich. Der Dichter zählt sein Gefolge, die von ihm abhängigen Fürsten auf und sagt, daß auch er ihm gedient habe:

Und ich war mit Eormanric in aller Weise;
Da mir der Gothen König mit Gute nützlich war,
Der mir den Ring gab der Fürst der Burgmänner,
An welchem war sechshundert schmeiden Goldes
An gezähltem Gelde;
Den gab ich Eadgils zu eigen
Meinem Schutzherrn, als ich heim kam
Dem Lieben, zum Lohne dessen, daß er mir Land gab
Meines Vaters Gut.

Auch des Kampfs mit den Hunnen geschieht Erwähnung, obgleich Etzel (Attila) viel später lebte, als Hermanarich.

Da lag der Streit nie
Sondern rasche Heere mit hartem Schwert
Um den Wistelwald wehren sollten
Den alten Herrscherstuhl Etzels Lenten.

Hinten folgt ein Wörterbuch zur Verständniß aller dieser Lesestücke. Wir müssen bei diesem Anlaß wiederholt den Wunsch aussprechen, es möchten nicht bloß Nachweisungen von bedeutenden altdeutschen Sprachdenkmalen, auch nicht bloß Auszüge und Bruchstücke derselben gegeben werden, sondern Abdrücke des Ganzen und bei Werken von allgemeinerem Interesse auch Uebersetzungen.

4) Küneg Ortnides mervart unde tot. Herausgegeben von L. Ettmüller. Zürich, Höhr, 1838.

Schon Mone hat dieses schöne altdeutsche Gedicht herausgegeben, aber Ettmüller achtete eine neue Ausgabe für nöthig, nachdem er in der k. k. Hofbibliothek in Wien eine bisher nicht benüzte Handschrift mit zum Theil ganz neuem Texte fand. Der Abdruck ist nicht durch zu viele Commentare vertheuert. So, meinen wir, in treuen einfachen wohlfeilen Abdrücken, sollte man die besten noch ungedruckten Werke in einem weitern Kreise verbreiten. Man kürze die Commentare ab und gebe die Sache selbst.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 73.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 18. Juli 1838.

Lyrische Dichtkunst.

1) Uhlands Gedichte. Elfte Auflage. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1837.

2) Gedichte von Gustav Schwab. Neue Auswahl. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Daselbst, 1838.

3) Gedichte von Nicolaus Lenau. Dritte Auflage. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Daselbst, 1837.

Diese neuen Auflagen beweisen, daß Deutschland seinen regen Sinn für lyrische Dichtkunst nicht verloren hat, obgleich den Sängern ihr himmlischer Beruf allerdings zu dieser Zeit durch feindselige Concurrenzen etwas verleidet wird. Uhlands Lieder sind vielfach componirt, in den lebendigen Gesang übergegangen und in einem so weiten Umfang verbreitet worden, daß dieser Umstand allein dartbut, wie sehr sie dem Gemüth des Volks zusagen. Die vorliegende Auflage ist nicht verändert. Die neue Ausgabe der Gedichte von Schwab enthält nicht alle, die in der ältern (in zwei Bänden erschienenen) zu finden waren, aber eine desto sorgfältigere Auswahl der vorzüglichsten und einige neuere, die bisher nur im Morgenblatt und im Musen-Almanach mitgetheilt waren. Es macht der Bescheidenheit der Dichter allemal große Ehre, wenn sie später beschneiden, was sie für einen Ueberwuchs halten und in ihren poetischen Gärten abblatten. Gleichwohl erfordert auch dieses Geschäft große Vorsicht, damit das Publikum, dessen Eigenthum einmal alle Werke des Dichters, auch die minder vollkommenen, geworden sind, nichts vermisse, das ihm vielleicht troz der abweichenden Meinung des Autors lieb geworden ist. Auch Lenau's Gedichte geben zu dieser Bemerkung Veranlassung, denn die dritte Auflage enthält mehrere Gedichte nicht mehr, die sich in der ersten befanden.

4) August Graf von Platens gesammelte Werke. Ausgabe in Einem Bande. Mit dem Portrait des Verfassers. Erste Lieferung. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1838.

Diese sehr schön gedruckte Gesammt-Ausgabe Platens hat äußerlich ganz die Form der Ausgabe von Schiller in Einem Bande. In ihr ist alles gesammelt, was uns von Platen erhalten ist und somit vermögen wir jezt die ganze poetische Landschaft zu überblicken, der sein Stern geleuchtet hat.

Die erste Lieferung enthält ausschließlich seine lyrischen Dichtungen. Die Jugendlieder, meist sehnsüchtigen und wehmüthigen Inhalts, geben den Grundton an, der durch sein ganzes Leben fortklingt. Er zeigt uns eine schöne und zarte, aber ewig unbefriedigte, meist traurig gestimmte und gleichsam schwarz überflorte Seele, und reiht sich insofern der zahlreichen Klasse deutscher und englischer Dichter an, die in ihrer Melancholie den Einfluß des Nordens und der heiligen Nacht nicht verkennen lassen. Da diese Erscheinung so häufig und so alt ist, da sie geographisch und ethnographisch feststeht, kann man unmöglich mit dem einzelnen Dichter rechten, und lieblos und grausam ist es, wenn jenen reizbaren, für den Schmerz gebornen Seelen von denen, die stärkere und gröbere Nerven haben, Krankhaftigkeit und Schwäche vorgeworfen wird. Es sind nicht kranke, es sind andere Naturen. Krankhaft wird die Erscheinung erst, wenn die Schmerzsüchtigen sich aller gesunden Lust feindlich gegenüberstellen, sich mit ihrem Leid nicht in die stille Mondnacht flüchten, sondern damit prahlen, sich damit

aufdringen, und wenn sie sich für interessant ausgeben, ohne es zu seyn, wenn sie unsre Theilnahme ansprechen, ohne uns durch die Schönheit ihrer Klage wirklich zu rühren. Manches Thier klagt in der Nacht und mag seine volle Ursache dazu haben, doch nur der Nachtigall lauschen wir gern.

Daß Platen dieses Vorrecht sich erworben, darf als bekannt angenommen werden. Sein Schmerz ist echt und kleidet sich in die schönste Form, eine edle Perle, abgewonnen dem bitteren Meere. Wie sehr er Meister der Sprache ist, in wie wohllautende Musik er seine Klagen setzt, darüber ist nur eine Stimme.

Die Trauer, die durch sein Wesen geht, bezeichnet er selbst:

Vergebt, daß alle meine Lieder klagen,
Und manche Thräne diesen Blick umflort,
Auch ich, o glaubt mir! habe viel ertragen,
Das Schwert der Schmerzen hat auch mich durchbort.

Ihr könnt mich nur nach leichten Worten messen,
In diesen Busen konntet ihr nicht seh'n:
Ach, jeder Scherz ist nur ein Selbstvergessen,
Und jedes Lächeln kommt mich hoch zu stehn.

Er kann sich in die Menschen nicht finden:

Sich von den Menschen fern zu halten,
Verarg' ich keinem Menschenkind.
Sie möchten uns die Seele spalten,
So lieblos wie die Meisten sind.

In wechselnder Zerstreuung fristen
Sie sich an tausendfachem Tand,
Und steinigen den als Egoisten,
Der tief're Lust und Qual empfand.

Doch rechte Keiner mit den Sternen,
Wie viel auch stets ihm mißbehagt;
Denn Jeder muß entsagen lernen,
Bis er dem Leben selbst entsagt.

Ein immer wiederkehrender Lieblingsgedanke ist ihm der Tod:

Noch im wollustvollen Mai des Lebens,
Wo die Seele sonst Entschlüsse sprüht,
Fühl' ich in der Wärme meines Strebens,
Wie mein Lebenselement verglüht.

Nicht ein Windstoß, ein belebend warmer,
Meine Haare kräuselnd, weht mich an.
Leer und träge schifft ein Thatenarmer
Uebern stillen Vater Ocean.

Was ich soll? Wer löf't mir je die Frage?
Was ich kann? Wer gönnt mir den Versuch?
Was ich muß? Vermag ich's ohne Klage?
So viel Arbeit um ein Leichentuch?

* * *

Wiederkehrend nach dem Vaterlande,
Hofft' ich deine Lilienhand zu drücken,
Traut're Bande
Würden uns, so hofft ich, dann beglücken,
Wiederkehrend nach dem Vaterlande.

Wehe mir, du bist vorangegangen
Nach viel beff'rem Vaterland, o Theure!
Welch Verlangen,
Daß auch ich bald meinen Nachen steure
Nach viel beff'rem Vaterland, o Theure!

Die Jugendlieder sind fast alle von dieser Art, nur selten durch einen Scherz oder durch ein Gefühl des Glücks aufgeheitert. Aber sie sind schön, von einem eignen Zauber der Wehmuth überkleidet und selbst da, wo das Gefühl sich gar zu unbestimmt äußert, ein Schmerz ohne Ursache, ein Sehnen ohne Gegenstand ist, bezeichnet das unklare Lied doch wahr und echt das Dichtergemüth.

Den Liedern folgen Balladen, nur dreizehn an der Zahl, unter denen Zobir wohl die schönste ist.

Raublustig und schreckenverbreitend und arm
Geleitet Abdalla den Araberschwarm
Gen Afrika zu,
Vor Tripoli stehn die beherzten im Nu.

Doch ehe sie stürmen um Mauer und Thor,
Erscheint mit dem Heere, der hohe Gregor,
Statthalter im Glanz
Erfochtener Siege, geschickt von Byzanz.

Und während er drängt die fanatische Schaar,
Ritt ihm an der Seite mit goldenem Haar,
Den Speer in der Hand,
Die liebliche Tochter im Panzergewand.

Sie hatte gewählt sich ein männliches Theil,
Sie schwenkte die Lanze, sie schoß mit dem Pfeil,
Im Schlachtengetön
Wie Pallas und doch wie Cythere so schön.

Der Vater erhub sich, und blickend umher
Befeuerte mächtig die Seinigen er:
Nicht länger gespielt,
Ihr Männer, und stets nach Abdalla gezielt!

Und wer mir das Haupt des Erschlagenen beut,
Dem geb' ich die schöne Maria noch heut,
Ein köstlicher Sold,
Mit ihr unermeßliche Schätze von Gold!

Da warfen die Christen verdoppelten Schaft,
Den Gläubigen Mecca's erlahmte die Kraft,
Abdalla begab
Ins Zelt sich und mied ein bereitetes Grab.

Doch stritt in dem Heere, von Eifer entfacht,
Zobir, ein gewaltiger Blitz in der Schlacht;
Fort jagt er im Zorn,
Ihm triefte der klirrende, blutige Sporn.

Er eilt zum Gebieter und spricht: Du versäumst
Abdalla, die Schlacht, wie ein Knabe? Du träumst
Im weichen Gezelt?
Und sollst dem Kalifen erobern die Welt?

Was, uns zu entnerven, ersonnen der Christ,
Ihn mög' es verderben mit ähnlicher List!
Das Gleiche sogleich
Versprich es und stelle dich eben so reich!

Den Deinen verkündige folgendes Wort:
Wer immer dem feindlichen Führer sofort
Den Schädel zerhaut,
Der nehme die schöne Maria zur Braut!

Dies kündet Abdalla mit frischerem Sinn,
Die Seinen ermuthiget hoher Gewinn;
Zobir dringt vor,
Sein kreisender Säbel erlegt den Gregor.

Schon birgt in die Stadt sich die christliche Schmach,
Schon folgen die Sieger und stürzen sich nach,
Schon weht von den vier
Castellen herab des Propheten Panier.

Lang trozte Maria dem feindlichen Troß,
Bis endlich ein Haufe sie völlig umschloß:
Von Vielen vereint
Wird vor den Zobir sie geführt, und sie weint.

Und Einer beginnt im versammelten Kreis:
Wir bringen den süßen, den lieblichen Preis,
Den höchsten, um den
Mit uns du gekämpft und gesiegt, Saracen!

Doch jener versezt in verächtlichem Scherz:
Wer wagt zu verführen ein männliches Herz?
Wer legt mir ein Netz?
Ich kämpfte für Gott und das hohe Gesetz!

Nicht buhl' ich um christliche Frauen mit euch:
Dich aber entlass' ich, o Mädchen, entfleuch!
Was willst du von mir?
Beweine den Vater und hasse Zobir!

In den Gelegenheitsgedichten und Episteln an Freunde spricht sich der Dichter von einer sehr liebenswürdigen Seite theils als Patriot, theils als ein inniger Verehrer alles Schönen und Großen in der Kunst, theils als zart vertrauender Freund aus. Doch auch hier kehrt oft die Klage wieder. Die tiefste Wärme des Gefühls im wahrhaft klassischen Ausdruck finden wir in folgendem Fragment:

Horch, wie die Nachtluft spielt in den zierlichen Blättern des Ahorns,
Schwermuth breitet sich aus über die Schatten des Monds;
Friedlich feiert, bewacht vom Hunde, die ländliche Wohnung,
Welche der früheste Schein tagender Röthe belebt.
Auch in der lärmenden Stadt entvölkern die Gassen gemach sich,
Seltener rasselt ein Tritt über den hallenden Stein.
Wach in der Kammer noch sizt am Rocken das dürftige Mädchen,
Und mit dem Drange der Noth ringt die Begierde des Schlafs.
Dort auch wandelt noch wach, an der einsturzdrohenden Burgwand
Eines Betrübten Gestalt über Gemäuer und Schutt,
Und an des moosigen Thors Schwibbogen, wo Ginster und Perlgras
Wuchern, der Tanne gesellt, lehnt er das lockige Haupt.
Einsam löst sein Busen sich auf in melodische Klagen,
Und es verhüllt der Gesang süßer Geheimnisse Schmerz.
Also wölbt sich dichtes Gebüsch von jeglichem Ufer
Ueber den schwellenden Strom, der in der Wildniß erbraust.
Thöricht wähnst du, o Mensch, als flechte der Weltenregierer
In das Gewebe der Zeit deinen phantastischen Wunsch!
Wenn sich Boreas naht dem nördlichen Schlund des Gebirges,
Schont er die Blüthen am Baum? schont er die Blumen im Gras?
Könnten die Lieben wir doch im traulichen Kreise versammeln,
Alle der trefflichen dann freuen uns alle die Zeit!

Aber es drängen sich zwischen uns Land, Fluß Wald und Gebirg ein,
Sehnsucht flimmert im Aug' nach dem verlöschenden Bild,
Auch den Busen beherrscht verheerende, zehrende Sehnsucht;
Ohne des trauten Gesprächs lieblichen Wechselgenuß
Schwinden die Tage dahin, und schwinden die rollenden Jahre,
Unwillkürlich und schnell stehn wir am Ende der Bahn.

Jubelt immer, so lange der blühendwangigen Jugend
Blondem Gelocke verwebt, schimmert in Purpur der Kranz.
Selten, nur selten vollendet ein Glücklicher, was er beginnt hier,
Manchem Werke mißgönnt Lachesis frohen Beschluß;
Oft entführt sie die Braut, die geschmückte, dem Reigen der Hochzeit,
Und von der Hälfte des Lieds reißt sie den Dichter hinweg.
Glaubt ihr mit magischen Künsten die zarten Gespinnste zu dehnen?
Selbst der Gewalt'ge betäubt nie das verhängte Geschick:
Milo fällte den Stier mit der Hand, doch erlag er den Wölfen,
Ajas, von keinem besiegt, fiel in das eigene Schwert.
Welch ein Gesetz ist das, hin durch Jahrtausende schreitend?
Tod, wie entflieh' ich dir selbst? Tod, wie vermeid ich dein Bild?
Drück' ich die Rechte des zärtlichen Freunds, so hör' ich dich flüstern:
Diese vertrauliche Hand nagen die Würmer dereinst.

Gebt uns die edlen Gebräuche zurück, die geheiligten, alten,
Gebt uns die Flamme zurück, rasch zu vernichten den Leib!
Leuchtend winde sie sich um die ruhig erkalteten Glieder,
Und mit köstlichem Staub mische die Liebe den Wein.

An diese Dichtungen reihen sich die Gaselen an, die, wenn wir nicht irren, das Meiste zu Platens Ruf als Dichter beigetragen haben, und durch deren orientalische Form er in nahe Beziehung zu Rückert tritt. Da sie wohl den meisten Lesern schon bekannt seyn werden, zeichnen wir hier nur einige der zartesten aus:

Wenn ich deine Hand liebkose, zittert sie,
Und berührst du die Mimose, zittert sie.
Zwar die Flamme, Sommervogel, tödtet dich,
Doch gerührt von deinem Loose, zittert sie.
Eine Ros' im Garten nenn' ich dieses Lied,
Aber geb' ich dir die Rose, zittert sie.

* * *

Der Löwin dient des Löwen Mähne nicht;
Buntfarbig sonnt sich die Phaläne nicht:
Der Schwan befurcht mit stolzem Hals den See,
Doch hoch im Aether hausen Schwäne nicht;
Die Rieselquelle murmelt angenehm,
Doch Schiffe trägt sie nicht und Kähne nicht;
An Dauer weicht die Rose dem Rubin,
Ihn aber schmückt des Thaues Thräne nicht;
Was suchst du mehr, als was du bist, zu seyn,
Ein andres ja zu werden, wähne nicht!

* * *

Wie die Lilie sey dein Busen offen, ohne Groll;
Aber wie die keusche Rose sey er tief und voll!
Laß den Schmerz in deiner Seele wogen auf und ab,
Da so oft dem Quell des Leidens dein Gesang entquoll!
Wäre Daphne nicht entronnen ihres Buhlen Arm,
Welchen Kranz um seine Lyra schlänge dann Apoll?
Fürchte nicht zu sterben, Guter, denn das Leben trägt:
Gib der Erde gern den letzten, schauderhaften Zoll!
Laß das welke Blatt vom Baume stürzen in den Teich,
Weil es noch im Todestaumel sich berauschen soll!

(Der Schluß folgt.)

Medicinische Schriften.

7) Das Kleid des Soldaten. Vom ärztlichen Standpunkt betrachtet. Von Dr. Metzig, königl. preußischem Bataillons-Arzte. Lissa und Leipzig, Günther, 1837.

Der mit seinem Gegenstand vertraute Verfasser leitet mancherlei Krankheiten und Leiden, die beim gegenwärtigen Militär vorkommen, von der immer noch nicht ganz zweckmäßigen Kleidung her. Insbesondere tadelt er den Frack als Uniform, weil er den Unterleib nicht genug vor Erkältung schützt, und empfiehlt dagegen den kurzen Oberrock. Auch am Tschako findet er vieles auszusetzen und gewiß mit Recht. Der Tschako sitzt nicht gehörig fest, fällt bei heftigen Bewegungen leicht herunter, schützt das Hinterhaupt weder vor Frost, noch Sonnenstich, noch vor Wunden, drückt häufig durch Schwere, preßt die Blutadern und erzeugt eine Ueberreizung, die mit den Einwirkungen der Witterung, des Staubes rc. verbunden, die so häufigen Augenkrankheiten der Soldaten herbeiführt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 74.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 20. Juli 1838.

Medicinische Schriften.

8) Ueber die Ursachen der großen Sterblichkeit der Kinder des ersten Lebensjahres und über die diesem Uebel entgegenzustellenden Maßregeln. Eine von der k. ökonomischen Gesellschaft gekrönte Preisschrift. Von J. R. Lichtenstädt, Dr. und Prof. ꝛc. St. Petersburg, 1837. gr. 8.

Schon in einer frühern Anzeige (Literaturblatt 1837, Nr. 27) habe ich zweier Schriften über denselben Gegenstand erwähnt und diejenige, welche von Prof. Rau in Bern geliefert worden ist, hervorgehoben. In der vorliegenden könnte man noch ausgezeichnetere Leistungen erwarten, da sie den ersten Preis erhielt, während Rau sich mit dem zweiten begnügen mußte, bei einer Vergleichung beider Arbeiten wird man übrigens die schon früher angezeigte keineswegs im Nachtheil finden. Die Gesichtspunkte, von welcher beide Verf. ausgingen, weichen sehr wesentlich von einander ab, indem Lichtenstädt sich dem im Programme der Preisfrage ausgesprochenen Wunsche, daß die vorzuschlagenden Maßregeln der Lebensweise der Landbewohner angemessen seyn und deren Anwendung unter die Aufsicht der Gutsbesitzer und Dorfältesten solle gestellt werden können, wenigstens insofern accommodirte, als er sich nicht mit solchen Maßregeln befaßte, deren Ausführung ganz allein denjenigen anheim gestellt werden muß, welche unmittelbar mit der Pflege der kleinen Kinder beschäftigt sind, während Rau den Gegenstand nach allen Seiten zu erschöpfen sich bemühte und daher viel mehr in das Detail der ursächlichen Momente, welche die große Sterblichkeit junger Kinder bedingen, und der gegen die einzelnen derselben zu ergreifenden Mittel einging. Hierdurch haben wir eine der besten populär-medicinischen Schriften erhalten; die Lichtenstädt'sche dagegen schlägt mehr in das Fach der medicinischen Polizei ein und ist in dieser Beziehung nicht minder werthvoll. Sehr anziehend ist der erste Abschnitt, worin der Verf. im Gegensatze zu den im Programm der ökonomischen Gesellschaft ausgesprochenen Ansichten zeigt, wie der frühzeitige Untergang einer großen Zahl organischer Geschöpfe durchaus nicht unnatürlich, sondern offenbar von der Natur selbst festgesezt sey, die lange nicht so haushälterisch zu Werke geht, als Manche, von einem beschränkten teleologischen Standpunkt ausgehend, annehmen, wie schon die oberflächlichste Betrachtung der organischen Welt darthut. Nicht minder fesseln die im zweiten Abschnitt mitgetheilten statistischen Notizen über die Sterblichkeit junger Kinder und besonders über die außerordentlich ungünstigen Verhältnisse, die man in dieser Rücksicht in Rußland beobachtet, die Aufmerksamkeit des Lesers. Sie überraschen doppelt, wenn man bedenkt, in welch rascher Progression dessenungeachtet die Bevölkerung in diesem ungeheuren Reiche zunimmt. Die Uebersicht über die Ursachen jener Mortalitätsverhältnisse im dritten Abschnitt hebt die wichtigeren Punkte hervor und gewährt eine richtige Einsicht in die Gefahren, welchen das erste Lebensalter bloßgestellt ist. Die Eintheilung jener Ursachen in natürliche und künstliche, wie sie der Verf. versucht hat, ist unmöglich consequent durchzuführen. Als Mittel, welche geeignet wären, die Mortalität der kleinen Kinder zu beschränken, bezeichnet er: 1) Steigerung der Wohlhabenheit, 2) allgemeine Volksbildung, 3) Sittlichkeit und echte Religiosität, 4) Vermehrung des ärztlichen Personals, 5) zweckmäßige Armenpflege, 6) Beaufsichtigung verlassener Kinder und 7) endlich die Verbreitung guter populär-medicinischer Schriften.

Auf die Preisfrage der ökonomischen Gesellschaft zu Moskau sind nicht weniger als 84 Beantwortungen eingelaufen, von denen außer denjenigen, die ich besprochen habe, noch mehrere im Druck erschienen sind. Unter diesen ist mir aber keine zu Gesicht gekommen, die noch einer besondern Erwähnung verdiente; vielmehr hätten sie

füglich im Schreibpulte ihrer Verfasser begraben bleiben dürfen.

9) Ueber die Unsicherheit der Erkenntniß des erloschenen Lebens. Nebst Vorschlägen zur Abhülfe eines dringenden Bedürfnisses für Staat und Familie. Von Dr. M. B. Lessing. Berlin, 1836. gr. 8.

Ein bereits vielseitig besprochenes Thema hat in dem Verf. einen neuen Bearbeiter gefunden; etwas Neues läßt sich kaum mehr darüber vorbringen, doch ist es auch ein Verdienst, alte Wahrheiten in neuer Form wiederzugeben, bis sie endlich allgemeine Anerkennung und Berücksichtigung finden. Die Stimme philanthropischer Aerzte, welche seit 50 Jahren und drüber die Nothwendigkeit der Errichtung von Leichenhäusern predigten, ist fast ungehört verhallt, und obgleich schon im Jahr 1792 in Weimar auf Hufelands Anregung das erste Leichenhaus errichtet wurde, so können sich bis jezt doch noch wenige Städte rühmen, diesem Beispiele gefolgt zu seyn. Entschiedene Gegner haben diese Anstalten meines Wissens nicht gefunden; das einzige Hinderniß, das ihrem Aufkommen entgegenstand, war eine unverzeihliche Apathie, zu deren Besiegung wir Schriften wie die vorliegende bedürfen, die mit warmem Eifer für die Anforderungen der Humanität streiten. Die Leichenschau, wie sie in den meisten Staaten eingeführt ist, ist im Allgemeinen ein höchst unvollkommenes Surrogat für Leichenhäuser, das kaum mit den Kosten, die sie veranlaßt, im Verhältniß steht, was Jeder, der sie in der Wirklichkeit kennt, zugestehen wird. Wem sollte es aber gleichgültig seyn, ob er vor dem traurigsten Schicksale, das einem Menschen begegnen kann, gesichert ist oder nicht? Wenn auch unter Millionen nur Einer lebendig in den Schooß der Erde versenkt würde, so ist es doch eine heilige Pflicht, dafür zu sorgen, daß nie und nimmer dieser Fall wieder sich ereignen könne. Dies zu bewirken, gibt es nur ein Mittel, nämlich die gestorbenen erst dann zu bestatten, wenn sich deutliche Spuren der Verwesung eingestellt haben. So lange zu warten, gestatten in vielen Fällen die Verhältnisse nicht, wenn die Leichen in den Wohnhäusern aufbewahrt werden. Darum bedarf man für sie eigener Aufbewahrungsorte, wo sie unter gute Aufsicht gestellt werden und bei vermuthetem Scheintode sogleich die passenden Belebungsmittel in Anwendung gebracht werden. Der Hauptanstand bei Nichtärzten liegt ohne Zweifel darin, daß man sich nicht denken kann, daß die Unterscheidung des wirklichen Todes von dem scheinbaren so schwierig seyn soll. Dagegen sind alle Aerzte darüber einverstanden, daß sämmtliche Zeichen des eingetretenen Todes trügerisch sind, mit Ausnahme derjenigen, welche die stattfindende Verwesung beweisen. Erst vor wenigen Jahren ereignete sich in Paris ein Fall, der erkennen läßt, wie grobe Irrthümer in dieser Rücksicht vorkommen können. Zu dem berühmten Portal wurde ein neugebornes Kind gebracht, das man für todt hielt, um secirt zu werden; er kam auf den Gedanken ihm Luft einzublasen, und siehe da! nach Verlauf von einigen Minuten kehrte die natürliche Wärme zurück, der Kreislauf begann, das Herz fing an zu schlagen, und das Kind wurde lebend zu seinen Eltern zurückgebracht. Der Verf. hat diesen Punkt vorzugsweise ins Auge gefaßt, und im Eingange seiner Schrift auf eine Weise auseinandergesezt, wie es für Nichtärzte angemessen ist. Er führt sodann eine lange Reihe von Fällen auf, wo Personen, die man für todt angesehen und zum Theil schon beerdigt hatte, wieder zum Leben erwachten, berührt darauf in gedrängter Kürze die Ursachen des Scheintodes, zeigt die Mangelhaftigkeit der Leichenschau und kommt endlich zu seinem Hauptgegenstande, zu den Leichenhäusern; er widerlegt die Einwürfe, die etwa dagegen könnten erhoben werden, macht auf die Haupterfordernisse dieser Anstalten aufmerksam, bespricht die Kosten, die ihre Einrichtung und Erhaltung erheischt, die Art, wie die nöthigen Mittel aufgebracht werden können u. s. w.

So lobenswerth ich im Ganzen die Tendenz und die Ausführung der Schrift finde, so sehr ich wünsche, daß sie allerwärts Leser finden möge, die den Inhalt derselben beherzigen und die darin enthaltenen Vorschläge in das Leben einzuführen suchen, so kann ich doch nicht umhin, bemerklich zu machen, daß sie an wesentlichen Mängeln leidet, die der Verf. billig hätte vermeiden sollen. So lassen z. B. die von dem Verf. angeführten Fälle von todtgeglaubten Personen, die wieder auflebten, gar viele Ausstellungen zu, indem sie großentheils aus trüben Quellen geschöpft, theilweise entschieden unrichtig sind. Einige Geschichten sind so höchst unwahrscheinlich, daß der strengste Beweis ihrer Authenticität nothwendig hätte von ihm beigebracht werden sollen. Ohne dies werden zwar leichtgläubige Leser durch diese schauerlichen Erzählungen in eine Stimmung versezt werden, welche die Beachtung des weiteren Inhalts der Schrift günstig vorbereiten wird; Andere aber, welche zum Skepticismus hinneigen, werden darin für ihre Zweifel reichliche Nahrung bekommen; und gerade dies ist eine Klippe, welche der Verf. hätte vermeiden sollen. Auf den vernünftigern Theil der Leser hätte eine kleine Anzahl gehörig beglaubigter Thatsachen einen tiefern Eindruck gemacht, als die lange Reihe von schrecklichen Geschichten, die uns auf keine andere Weise affiziren, als ein thränenreiches Familienstück, über dessen Jammer uns die nächste Minute beruhigt.

Auffallend ist es, daß der Verfasser, um die Zweckmäßigkeit der Leichenhäuser zu erweisen, nur immer die Verhütung des Lebendigbegrabens im Auge behält und andere Vortheile derselben unbeachtet läßt, die viel reeller sind. Wie wichtig ist es z. B. nicht bei ansteckenden Seuchen, wenn die Möglichkeit gegeben ist, die Leichen bald aus der Mitte der Ueberlebenden zu entfernen und diese dadurch vor der Infektion zu sichern? Wie nützlich überhaupt für arme und weniger wohlhabende Familien, die beschränkte Wohnungen haben, wenn sie die Leichen ihrer Verstorbenen bald daraus entfernen können? Als ein Haupthinderniß, das der Einführung der Leichenhäuser entgegenstehe, betrachtet der Verf. die damit verknüpften Kosten; er gibt sich deßhalb Mühe, diese Kosten so gering als möglich zu berechnen, und ließ sich hiedurch zu Angaben verleiten, deren Befolgung bedeutende Mängel nach sich ziehen müßte. So gibt er für die Größe der Leichenhäuser einen ganz falschen Maßstab an, indem er die mittlere Sterblichkeit dabei zu Grund legt, während man doch bei diesen Anstalten nothwendig auch auf eine ungewöhnlich große Zahl von Sterbefällen gefaßt seyn muß, weil sie doch gerade dann, wenn ihre Benützung am wichtigsten wäre, nicht zureichen würden.

10) Lehrbuch der Gynäkologie, oder systematische Darstellung der Lehren von Erkenntniß und Behandlung eigenthümlicher gesunder und krankhafter Zustände der Frauen. Von C. G. Carus, Leibarzt Sr. Maj. des Königs von Sachsen 2c. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Zwei Theile, mit Kupfern. Leipzig, E. Fleischer. Wien, Gerold, 1837. 1838.

Dieses Werk eines berühmten Arztes enthält alles beisammen, was in vielen andern Werken zerstreut, bald von der Wißbegierde, bald von der Sorge der Frauen und Mütter aufgesucht zu werden pflegt. Bei dem bekannten Unfug, der mit Winkelschriften über die Geschlechtsverhältnisse und Frauenkrankheiten getrieben wird, sind so gründliche, umfassende und klare Lehrbücher wie das vorliegende doppelt zu schätzen.

Zuerst betrachtet der Verfasser die Eigenthümlichkeiten im Bau und Leben des Weibes (allgemeine Physiologie), dann die Eigenthümlichkeiten in ihren Krankheiten (Pathologie), dann die ärztliche Behandlungsweise derselben (Diätetik und Therapie). Vom gesunden Normalzustande geht er über zu allen Hauptarten der Abnormitäten, Mängel und krankhaften Zustände der einzelnen Organe und Funktionen, soweit sie mit dem Geschlechtsleben zusammenhängen. Der zweite Theil beschäftigt sich ausschließlich mit der Schwangerschaft und Geburt.

11) Analekten für Frauenkrankheiten. Oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen des In- und Auslandes über dieselben. Von einem Verein praktischer Aerzte. Erster Band. Leipzig, Brockhaus, 1837.

Originalaufsätze und Uebersetzungen; Abhandlungen über einzelne Krankheiten; Empfehlung neuer Heilmethoden und Heilmittel. Ein weitaussehendes Feld. An Stoff wird es nicht fehlen, um eine Reihe von Jahrgängen eines bloß diesem speciellen Gegenstande gewidmeten Journals zu füllen.

Lyrische Dichtkunst.

4) August Graf von Platens gesammelte Werke. Ausgabe in Einem Bande. Mit dem Portrait des Verfassers. Erste Lieferung. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1838.

(Schluß.)

So schön übrigens diese Gedichte sind, so sind sie es doch nur durch die eigenen Gedanken und Gefühle des Dichters, und nicht durch die Reminiszenzen an Hafis, die er nur zu stark aufgetragen hat. Warum den Hafis so ängstlich copiren, ihn so oft nennen, sich so ganz in seine Form hineinstudiren? Diese Neigung deutscher Dichter, gleichsam in die Haut eines Andern fahren zu wollen, ist wirklich seltsam, da jeder doch nur etwas durch seine eigne Originalität ist und der geschickteste und glücklichste Nachahmer doch immer nur ein — Nachahmer ist. Dieselbe Neigung zog Platen auch hin zu Goethe, an den er eine außerordentliche Menge Gedichte addressirt hat und dem er sich ganz zu eigen gibt, dessen Namen er auf Alles schreibt, um es dadurch für sich zu heiligen (S. 57) 2c. Diese Richtung tritt besonders in den Sonetten hervor, die fast alle Widmungen der Liebe und Verehrung sind. Die Oden sind ebenfalls an verehrte Personen und Freunde gerichtet, beziehen sich aber auch auf Zeitereignisse (König Ludwig von Bayern, die Wiege des Königs von Rom, Karl X., Europas Wünsche) und auf große Naturscenen, besonders Bilder aus Italien, wo der Verfasser so lange weilte. In diesen Oden hat Platen die Schwierigkeiten der seltensten und kunstreichsten griechischen Versmaße mit Virtuosität bezwungen. Sie sind meistens aus seiner spätern Zeit und

wenigstens zum Theil im Morgenblatt oder in Taschenbüchern abgedruckt. Die Eclogen und Idyllen sind ebenfalls italienische Landschaftsgemälde, die Fischer auf Capri, Bilder Neapels ꝛc. Hier hat sich Platen offenbar die klassischen Schilderungen des Horaz zum Muster genommen, und wer möchte leugnen, daß er mit hoher Meisterschaft gemalt. Im engen Rahmen eines Gedichts welche Fülle von Leben, und alles treu nach der Natur an den schönen neapolitanischen Ufern:

Fünf Kastelle beschirmen und bändigen keck die Stadt:
Dort Sanct Elmo, wie droht's von dem grünenden Berg herab!
Jenes andere, rings von Gewässer umplätschert, einst
War's der Garten Lukulls, des entthronten Augustulus
Schönes Inselasyl, in die Welle hinausgestreckt. —
Wo du gehst, es ergießen in Strömen die Menschen sich:
Willst zum Strande du folgen vielleicht und die Fischer sehn,
Wie mit nerviger Kraft an das Ufer sie ziehn das Netz,
Singend, fröhliches Muths, in beglückender Dürftigkeit?
Und schon lauert der bettelnde Mönch an dem Ufersand,
Heischt sein Theil von dem Fang, und die Milderen reichens ihm.
Ihre Weiber indeß, in beständiger Plauderlust,
Sitzen unter den Thüren, die Spindel zur Hand umher.
Sieh, da zeigt sich ein heiteres Paar, und es zieht im Nu
Castagnetten hervor und beginnt die bacchantische
Tarantella, den üppigen Tanz, und es bildet sich
Um die beiden ein Kreis von Beschauenden flugs umher;
Mädchen kommen sogleich und erregen das Tamburin,
Dem einfacheren Ohr der Zufriedenen ist's Musik:
Zierlich wendet die Schöne sich nun, und der blühende
Jüngling auch. Wie er springt! wie er leicht und behend sich dreht,
Stampfend, Feuer im Blick! Und er wirft ihr die Rose zu.
Anmuth aber verläßt den Begeisternden nie, sie zähmt
Sein wollüstiges Auge mit reizender Allgewalt:
Wohl dem Volke, dem glücklichen, dem die Natur verliehn
Angeborenes Maß, dem entfesselten Norden fremd! —
Durchs Gewühle mit Müh', ein Ermattender, drängst du dich,
And're Gassen hindurch; der Verkäufer und Käufer Lärm
Ringsum. Horch, wie sie preisen die Waare mit lautem Ruf!
Käuflich Alles, die Sache, der Mensch, und die Seele selbst.
Aus Carossen und sonstigem Pferdegespann, wie scheel'n
Wagenlenker um dich, und der dürftige Knabe, der
Auf die Kutsche sogleich, dir ein Diener zu seyn, sich stellt.
Sieh, hier zügelt das Cabriolett ein beleibter Mönch,
Und sein Eselchen geißelt ein anderer wohlgemuth.
Kuppler lispeln indeß, und es winselt ein Bettler dir
Manches Ave, verschämt das Gesicht mit dem Tuch bedeckt.
Dort steht müßiges Volk um den hölzernen Pulcinell,
Der vom Marionettengebälke possirlich glotzt;
Hier Wahrsager mit ihrer gespenstellen Schlangenbrut. —
Alles tummelt im Freien sich hier; der geschäftige
Garkoch siedet, er fürchtet den seltenen Regen nicht;
Ihn umgibt ein Matrosengeschwader, die heiße Kost
Schlingend gieriges Muths. An die Ecke der Straße dort
Setzt ihr Tischchen mit Kupfermonelen die Wechslerin,
Hier den Stuhl der gewandte Barbier, und er schabt, nachdem
Erst entgegen dem sonnigen Strahl er ein Tuch gespannt.
Dort im Schatten die Tische des fertigen Schreibervolks,
Stets bereit zu Bericht und Suplikeu und Liebesbrief:
Ob ein Knabe diktire der fernen Ersehnten sein
Seufzen, oder ein leidendes Weib den verwiesenen
Gatten tröste, verbannt nach entlegener Insel, ihn,
Der sein freies Gemüth in dem untersten Kerker quält
Hoffnungslos, und den Lohn, der erhabenen Tugend Lohn
Erntet. — Aber entferne die schattende Wolke, Schmerz! —
Auch zum Molo bewegt sich die Menge, wo hingestreckt
Sonnt die nackenden Glieder der bräunliche Lazzaron.
Capri siehst du von fern in dem ruhigen Wellenspiel.

Die folgenden Festgesänge sind ebenfalls wieder Bilder aus Italien oder Episteln an Freunde. Den Schluß machen Epigramme, in denen der Dichter zu viel Empfindlichkeit gegen die träge und übelwollende Kritik verräth. Dichter sind von jeher verkannt worden und rohe Gesinnung der prosaischen Welt oder feine Bosheit der Nebenbuhler hat sie zu allen Zeiten gekränkt. Darein müssen sie sich finden. In unserm Jahrhundert aber und in Deutschland darf ein Dichter um so weniger empfindlich werden, als er durch die lästernde Kritik in der That nichts verliert, denn seitdem die literarische Speculation, die jüdische Berechnung der persönlichen und Coterie-Vortheile sich das Urtheilen angemaßt hat, ist das Publikum der ungerechtesten Schmähungen so gewöhnt worden, daß es auch das Giftigste nur noch mit Gleichgültigkeit liest und an nichts mehr glaubt. So ist bekanntlich Graf Platen von Heine auf eine höchst niederträchtige Weise verleumdet worden; allein Platen hätte sich dies nicht zu Gemüthe führen sollen. Die Meinung der Welt hat ihn gerechtfertigt. Niemand hat dem Verleumder geglaubt. Platen blieb und bleibt als Mensch geschätzt, als Dichter gefeiert und alle Schmach fällt auf den zurück, der die Lüge ausgebreitet. Möchten doch jene sanfteren Seelen, die in dieser schmutzigen Literaturperiode des jüdisch-französischen Einflusses ihre Reinlichkeit vor Besudlungen kaum zu sichern wissen, mit Ruhe an das Urtheil der Nachwelt denken.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 75.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 23. Juli 1838.

Lyrische Dichtkunst.

5) Gedichte von Ferdinand Freiligrath. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1838.

Herr Freiligrath hat sich bereits durch die Gedichte, die er einzeln in Almanachen erscheinen ließ, einen Namen erworben. Hier haben wir seine Gedichte zum ersten Male gesammelt. Das Charakteristische derselben ist fließender Wohllaut, feuriger, meist rascher Schwung der Verse und eine höchst lebendige Phantasie, die uns jedes Gedicht zu einem Bilde macht, als ob es der Maler mit markigem Pinsel und scharfen Umrissen vor uns gemalt hätte. In der unermeßlichen Bilderfülle der Welt aber hat sich der Dichter vorzugsweise Bilder des Meeres und der fernen und fremden Länder ausgewählt. Seine Seele, gleich einem gefangenen Zugvogel, sehnt sich zur Ferne, und jenes romantische Wehe, welches der entgegengesetzte Pol des Heimwehs ist, beherrscht ihn ganz. Alles, was ihn in der Heimath und im alltäglichen Leben umgibt, wird ihm unwillkürlich zu einer Mahnung an eine fremde Welt, in die er auf den Flügeln der Phantasie hinübereilet. Schon im ersten Gedicht „Moosthee" versezt ihn, während er zur Heilung seiner kranken Brust isländisches Moos braucht, seine Einbildungskraft nach Island, er sieht die Vulkane durch die Nacht leuchten und die alten Sagen gehn in ihm auf. Dann schließt er:

> Ha! wenn dieser Insel Pflanzen
> Mir den Lebensbecher reichen,
> Mög' ich dann in meinem ganzen
> Leben dieser Insel gleichen!
>
> Feuer lodre, Feuer zucke
> Durch mich hin mit wildem Kochen,
> Selbst der Schnee, in dessen Schmucke
> Einst mein Haupt prangt, sey durchbrochen
> Von der Flamme, die von innen
> Mich verzehrt; — wie roth und heiß
> Hekla Steine von den Zinnen
> Wirft nach der Faarder Eis:
>
> So aus meinem Haupt, ihr Kerzen
> Wilder Lieder, sprühn und wallen
> Sollt ihr, und in fernen Herzen
> Siedend, zischend niederfallen!

Wie ihn jener Thee an Island erinnert, so mahnen ihn auch die Schwalben an die fernen Länder, aus denen sie kommen.

> Aus den zarten Schnäbeln leise
> Tönt Gezwitscher in die Wellen:
> Viele Grüße von der Reise
> Haben wir dir zu bestellen.
>
> Lange waren wir in fremden
> Sandbedeckten heißen Ländern,
> Wo in weiten Kaftanhemden
> Träge Turbanträger schlendern.
>
> Purpurfarbne Wunderpflanzen
> Dienten uns zu Meilenweisern;
> Gelbe Mauren sahn wir tanzen
> Nackt vor ihren Leinwandhäusern.
>
> Lechzend auf dem warmen Sattel
> Saß der Araber, der leichte,
> Während Ziegenmilch und Dattel
> Ihm aufs Pferd die Gattin reichte.

Sogar im Eilwagen wird er durch die Pferde, die den Wagen ziehen, an die türkischen Roßschweife gemahnt.

> Mir spannt man kein Gezelt; an meine Wange schmiegt
> Sich kein Tscherkessenkind; kein Lanzenreiter wiegt

Für mich den Fuß im goldnen Reife;
Kein Halbmond ward mein Lohn nach einer Perserschlacht —
Doch vor mir, staubumwölkt, auf Fliegenmord bedacht,
Wehn lang und dicht vier Rappenschweife.

Noch lebhafter wird er an die Ferne durch die Fremdlinge selbst gemahnt, die sich in unsre Gegenden verirren. So durch eine „Griechin auf der Messe" und durch einen „schlittschuhlaufenden Neger."

Aus diesem bunten Schwarme,
Im rauhen Pelzgewand,
Ragst du, verschränkt die Arme,
Gleichwie ein Nekromant,

Der mit geweihtem Ringe
Der Geister Trotz besiegt,
Und auf des Greifen Schwinge
Durch die Sahara fliegt.

Ein bettelnder Neger lockt des Dichters Phantasie ebenfalls in das heiße Afrika (Seite 40). — Natürlicherweise zieht es ihn mächtig zum Meeresufer hin, zur See, zu den Schiffen. Jedes Schiff im Hafen bringt ihm Bilder der Heimath, aus der es stammt, vor die Seele. So sieht er in einem schönen poetischen Traume (im Mai 1832) aus dem Schiff „Amphitrite," das gerade aus der südlichen Hemisphäre gekommen war, den Mai aussteigen und dem kalten nördlichen Welttheil die Blumen und den ganzen Abglanz der schönern Zone bringen.

Das ist der junge Mai,
Der südliche Geselle;
Den trug das Prachtgebäu
Durch die tiefblaue Welle.

Das Schiff Florida of Boston führt ihn in die Wälder und an die Seen Nordamerikas; eine ganze Reihe Schiffe im Hafen stellt ihm die ganze Maskerade der Völker vor und wetteifernd läßt er sie von ihrer Herkunft erzählen. Das Schiff Odysseus bietet seiner Einbildungskraft griechische Bilder dar und mahnt ihn an einen Freund, der dort (als Philhellene) begraben liegt.

Auch am öden Strande weilt der Dichter gern, auf den Dünen, denen er mehrere sogenannte Sandlieder widmet. Ein anderes Lied dieser Art erzählt von einem kühnen Wassergeusen, dem einst beim Entern eines spanischen Schiffs die Hand abgehackt wurde, die auf dem Meere fortschwamm ans Ufer, von seiner Geliebten gefunden und am Ringe erkannt wurde. Wieder ein Lied handelt von der im Meere versunkenen Stadt:

So liegst du in deinem Sarg von Krystall,
Du geschmückte Leiche, versunkenes Julin!
Der spielenden Fluth durchsicht'ger Schwall
Zeigt deiner Palläste Glühn!

Die Thürme ragen düster empor,
Und geben schweigend ihr Trauern kund;
Die Mauer durchbricht das gewölbte Thor,
Es schimmern die Kirchenfenster bunt.

Doch in der schauerlich stillen Pracht
Keines Menschen Tritt, keine Lust, kein Spiel;
Auf Straßen und Märkten ungeschlacht
Treibt sich der Fische Gewühl.

Sie glotzen mit glasigen Augen dumm
In die Fenster und in die Thüren hinein;
Sie sehn die Bewohner schläfrig und stumm
In ihren Häusern von Stein.

Dann führt uns der Dichter auf die hohe See und erzählt uns eine Meerfabel, den Kampf des Kraken, dessen Warzen Hügel sind, mit der eben so großen Meerschlange, und beschreibt den Reichthum der ins Meer versenkten Schätze und die in ihm begrabenen Todten S. 20, 145, 165. Ferner malt er uns einen Schiffbruch S. 149, und die Beraubung eines Schiffs durch Seeräuber:

Angethan mit welscher Seide
Und mit Tüchern vom Hoangho,
Tanzt Juana, deine Freude,
Mit dem Bootsmann den Fandango.

Auf der leichten Füße Spitzen
Schwebt sie um die braunen Masten;
Ihres Gürtels Spangen blitzen,
Die mit Perlen eingefaßten.

Auf den Raa'n, auf den Laffeten
Sitzt die Mannschaft, wie gebannt;
Castagnetten und Trompeten,
Statt der Lunten in der Hand. —

Bei dem buhlerischen Tanze
Denken sie nicht an Abdallah.
Furchtbar schimmert Mahom's Lanze —
Dreht das Schiff! — Allah il Allah! etc.

Auf einem andern Schiffe finden wir deutsche Auswanderer:

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank;
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimath Born gefüllt;
Wenn am Missouri Alles schwiege,
Sie malten euch der Heimath Bild;

Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt;
Des Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt.

Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden braunen Gästen,
Voll frischen Trunkes, eure Hand.

Es trinkt daraus der Tscherokese,
Ermattet, von der Jagd bestaubt ꝛc.

Sehr schön ist das Lied auf einen alten Mann, der auswandern wollte und auf der Ueberfahrt starb:

Der, ein Greis, sich schweren Herzens,
Losriß vom ererbten Grund;
Der da sagte: „Laßt uns ziehen!
Laßt uns schließen einen Bund!“

Der da sprach: „Brecht auf nach Abend!
Abendwärts glüht Morgenroth!
Dorten laßt uns Hütten bauen,
Wo die Freiheit hält das Loth!
Dort laßt unsern Schweiß uns säen,
Wo kein todtes Korn er liegt!
Dort laßt uns die Scholle wenden,
Wo die Garben holt, wer pflügt!

Lasset unsern Herd uns tragen
In die Wälder tief hinein!
Lasset mich in den Savannen
Euren Patriarchen seyn!
Laßt uns leben, wie die Hirten
In dem alten Testament!
Unsres Weges Feuersäule
Sey das Licht, das ewig brennt!

Auf darum, und folgt aus Gosen,
Der Vorangegangnen Spur;“ —
Ach, er schauete, gleich Mose'n,
Kanaan von ferne nur.
Auf dem Meer ist er gestorben,
Er und seine Wünsche ruh'n;
Der Erfüllung und der Täuschung
Ist er gleich enthoben nun!

Der Dichter selbst träumt sich in die Lage eines Ausgewanderten und unter die Indianer, mit denen er das freie Naturleben zu theilen wünscht, S. 234.

Am meisten aber ist des Dichters Phantasie im Morgenlande heimisch, in Griechenland, S. 117, in den muhamedanischen Haremen, S. 90 und 180, unter den freien und kriegerischen Arabern, S. 37, 132, 135. Sehnsüchtig ruft er aus:

Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren,
Wär' ich auf Yemen's glüh'ndem Sand,
Wär' ich am Sinai geboren,
Dann führt' ein Schwert wohl diese Hand;

Dann zög' ich wohl mit flücht'gen Pferden
Durch Jethro's flammendes Gebiet;
Dann hielt' ich wohl mit meinen Heerden
Rast bei dem Busche, der geglüht;

Dann Abends wohl vor meinem Stamme,
In eines Zeltes luft'gem Haus,
Strömt' ich der Dichtung innre Flamme
In lodernden Gesängen aus;

Dann wohl an meinen Lippen hinge
Ein ganzes Volk, ein ganzes Land;
Gleichwie mit Salomonis Ringe
Herrscht' ich, ein Zauberer, im Sand.

O Land der Zelte, der Geschosse!
O Volk der Wüste, kühn und schlicht!
Beduin, du selbst auf dem Rosse
Bist ein phantastisches Gedicht! —

Ich irr' auf mitternächt'ger Küste;
Der Norden, ach! ist kalt und klug.
Ich wollt', ich säng' im Sand der Wüste,
Gelehnt an eines Hengstes Bug.

Eins der schönsten Gedichte ist „der Scheik am Sinai,“ der in seinen hohen Jahren noch von der Eroberung Algiers hört und sich dabei Bonapartes erinnert:

Der Scheik saß vor dem Zelt, und also sprach der Mohre:
Auf Algiers Thürmen weht, o Greis! die Tricolore,
Auf seinen Zinnen rauscht die Seide von Lyon;
Durch seine Gassen dröhnt früh Morgens die Reveille,
Das Roß geht nach dem Takt des Liedes von Marseille —
Die Franken kamen von Toulon!

„Sie sind es!“ ruft der Scheik — „ich focht an ihrer Seite!
O Pyramidenschlacht! o, Tag des Ruhms, der Beute!
Roth, wie dein Turban, war im Nile jede Furth. —
Allein ihr Sultan? sprich!“ er faßt des Mohren Rechte;
„Sein Wuchs, sein Gang, sein Aug'? sah'st du ihn im Gefechte?
Sein Kleid?“ — Der Mohr greift in den Gurt.

„„Ihr Sultan blieb daheim in seinen Burggemächern;
Ein Feldherr trozt für ihn den Kugeln und den Köchern;
Ein Aga sprengt für ihn des Atlas Eisenthür.
Doch ihres Sultans Haupt sieh'st du auf diesem blanken
Goldstück von zwanzig Francs. Ein Reiter von den Franken
Gab es beim Pferdehandel mir!““

Der Emir nimmt das Gold, und blickt auf das Gepräge,
Ob dies der Sultan sey, dem er die wüsten Wege
Vor langen Jahren wies; allein er seufzt und spricht:
„Das ist sein Auge nicht, das ist nicht seine Stirne!
Den Mann hier kenn' ich nicht: sein Haupt gleicht einer Birne!
Der, den ich meine, ist es nicht."

Auch nach Aegypten versezt uns der Dichter. Hier läßt er durch das Gebrüll eines Löwen eine Königsmumie aufwecken und reden, S. 57. In den Ruinen von Ammonium läßt er sich gastlich von arabischen Mädchen begrüßen, S. 195. Dann malt er Bilder der Wüste, den Löwen, der sich auf die Giraffe wirft und auf ihr reitet, bis sie todt niederfällt, S. 199, und den nächtlichen Zug der Todten, die im Wüstensande begraben wurden, und die noch als Geister nach Mekka pilgern:

Die Geisterkaravane!
Ja, sie kommt! vor den Kameelen schweben die gespenst'schen Treiber;
Ueppig in den hohen Sätteln lehnen schleierlose Weiber;
Neben ihnen wandeln Mädchen, Krüge tragend, wie Rebekka
Einst am Brunnen; Reiter folgen — sausend sprengen sie nach Mekka.

Mehr noch! — nimmt der Zug kein Ende? — immer mehr! wer kann sie zählen?
Weh', auch die zerstreuten Knochen werden wieder zu Kameelen,
Und der braune Sand, der wirbelnd sich erhebt in dunkeln Massen,
Wandelt sich zu braunen Männern, die der Thiere Zügel fassen.

Denn dies ist die Nacht, wo Alle, die das Sandmeer schon verschlungen,
Deren sturmverwehte Asche heut' vielleicht an unsern Zungen
Klebte, deren mürbe Schädel unsrer Rosse Huf zertreten,
Sich erheben und sich schaaren, in der heil'gen Stadt zu beten.

(Der Schluß folgt.)

Medicinische Schriften.

12) Heilungen durch animalischen Magnetismus. Herausgegeben von Dr. Bork. Würzburg, Stahel, 1838.

Herr Bork erzählt, im Jahr 1827 habe ein plötzlich omnambul gewordenes Mädchen ihn rufen lassen und verlangt, er solle sie magnetisiren, was er noch nie vorher gethan hatte. Seitdem aber habe er sehr viele magnetisirt und dadurch die mannichfaltigsten Krankheiten so glücklich geheilt, daß er es der Menschheit schuldig sey, aufs Neue diese so oft schon verschmähte Heilmethode zu empfehlen. Die von ihm geheilten Krankheiten sind Gicht, Darmentzündung, Rose, Blattern, Keuchhusten, Blutflüsse, Hämorrhoiden, Cholera, Scropheln, Nervenleiden, Gelbsucht, Brüche, Wunden, Augenkrankheiten rc., und er belegt die Curen durch Zeugnisse der Geheilten und der Behörden. Gewiß ein nicht uninteressanter Beitrag zur Geschichte des Magnetismus, dem wir herzlich wünschen, daß er aus dem unwirthbaren Gebiet der Gespensterwelt wieder mehr auf das der praktischen Heilkunde möge zurückgeführt werden, wo ihm gewiß vorbehalten ist, der Menschheit noch große Dienste zu leisten.

13) Cercarias Reise durch den Mikrokosmus oder humoristischer Ausflug in das Gebiet der Anatomie, Physiologie und Medicin. Herausgegeben von Menapius. Crefeld, Schüller, 1836.

Die humoristische Reise eines Eingeweidthierchens durch den menschlichen Körper, und zwar aus dem Mastdarm ins Herz, voll satirischer Ausfälle gegen physiologische Theorien aller Art, also nur für Männer geschrieben, die in diesen Gebieten schon zu Hause sind. Die Idee spricht an, ist aber für Laien nicht genug ausgebeutet. Aus einer humoristischen Reise ins menschliche Herz würde Jean Paul freilich etwas anderes gemacht und, am Ziel angelangt, nicht bloß von den Blutkügelchen und den Theorien, die sich damit befassen, gesprochen haben. Aber wie gesagt, hier gibt es nur anatomisch-physiologisch-medicinischen Witz.

14) Dr. Leuckfelds Darstellung höchst wichtiger Krankheitsfälle. Für Aerzte und Anatomen. Nach dem Engl. des Baillie. Leipzig, Schreck, 1838.

Ein Anatom theilt hier eine Menge ausgezeichneter Beispiele von abnormen Körperbildungen und seltenen Krankheitsfällen mit, sämmtlich aus seiner eigenen Erfahrung geschöpft, alle kurz und klar dargestellt. Es fehlt unserer Literatur nicht an Krankheitsgeschichten; allein in so gedrängter Uebersicht wird doch nicht häufig geschrieben, und ein großes Repertorium oder Lexikon solcher Abnormitäten dürfte eine wünschenswerthe Bereicherung der medicinischen Literatur seyn.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 76.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 27. Juli 1838.

Lyrische Dichtkunst.

5) Gedichte von Ferdinand Freiligrath. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1838.

(Schluß.)

Auch Bilder aus dem Negerleben werden uns vorgeführt, meist wild und blutig oder traurig, wie es der Gegenstand mit sich bringt, S. 49, 127, 139, 142. So auch das Bild eines kühnen Maratten, auf dessen Grab ein Löwe ausruht, S. 193.

Außer diesen Gedichten, die sich alle auf das Meer und die überseeischen Fernen beziehen, finden sich in der Sammlung nur wenige von abweichendem Inhalt, z. B. „die Blumenrache." Ein Mädchen hat Blumen gepflückt und mit sich in ihr Schlafgemach genommen; in der Nacht steigen die Geister der Blumen aus den Kelchen, beklagen sich, daß sie so frühe welken müssen, schwören aber, sich zu rächen und tödten das Mädchen durch ihre Düfte.

> Aus dem Purpurschooß der Rose
> Hebt sich eine schlanke Frau;
> Ihr Locken flattern lose,
> Perlen blitzen drin, wie Thau.
>
> Aus dem Helm des Eisenhutes
> Mit dem dunkelgrünen Laube
> Tritt ein Ritter kecken Muthes;
> Schwert erglänzt und Pickelhaube.
>
> Auf der Haube nickt die Feder
> Von dem silbergrauen Reiher.
> Aus der Lilie schwankt ein Mädchen;
> Dünn, wie Spinnweb', ist ihr Schleier.
>
> Aus dem Kelch des Türkenbundes
> Kommt ein Neger stolz gezogen;
> Licht auf seinem grünen Turban
> Glüht des Halbmonds goldner Bogen.
>
> Prangend aus der Kaiserkrone
> Schreitet kühn ein Sceptertrager;
> Aus der blauen Iris folgen
> Schwertbewaffnet seine Jäger.
>
> Aus den Blättern der Narzisse
> Schwebt ein Knab' mit düstern Blicken,
> Tritt ans Bett, um heiße Küsse
> Auf des Mädchens Mund zu drücken 2c.

Das „Banditenbegräbniß" erinnert an die schönen italienischen Genrebilder von Horace Vernet, S. 73. Auch ein irisches Gemälde finden wir hier, den durch einen rachgierigen Priester veranlaßten Mord eines Weißfußes; des einzigen Sohnes einer Wittwe, was dem Verfasser Anlaß gibt, das Elend des wackern Volkes auszumalen, S. 111. In dem Gedicht „Fieber" ist die Gluth und Raserei des Kranken meisterhaft geschildert:

> „Nur Wasser! — o, das kühlt! — die Fratze
> Fälle nachgerade mir zur Last!
> Das Maul des Kerls, und seine Glatze
> Sind mir bis in den Tod verhaßt!
> Jezt an den Puls, jezt eine Prise —
> Fort mit der Hand, armsel'ger Tropf!
> Ja murre, Fasler! Krise, Krise! —
> Du Narr, das Glas dir an den Kopf!
>
> Endlich! der Zaubrer ist bezwungen!
> Mein dreister Wurf hat ihn gebannt.
> Dem Wächtervolk bin ich entsprungen! —
> O, welch ein Schweben! welch ein Land!
> Der Wald von Duft durchzogen! golden —
> Die Sonne badet sich — der Strom!
> Das Feld voll tausendfarb'gen Dolden!
> Der Himmel ein sapphirner Dom!
>
> Wie kühl ist's unter diesen Bäumen!
> Ach, ich bin matt! wie naß mein Haar! —
> Zu trinken! — Ha, Pokale schäumen,
> Und Mädchen reichen sie mir dar!

Ach, laßt mich schlummern! — sie bekränzen
Die Stirne mir; der Schönsten Arm
Umfängt mich; — ist das Schwerterglänzen? —
Zurück, ohnmächt'ger Söldnerschwarm!

Wer will in meiner Lust mich stören?
Ich grins' ihn an, ich sprech' ihm Hohn!
Und diese Klinge soll ihn lehren,
Wen er geweckt mit seinem Drohn.
Erschallt, Trompeten! fliegt, Standarten!
Helmschweife, flattert! Mörser, kracht;
Auf ihren Schädeln wezt die Scharten
Der Schwerter aus! vorwärts! zur Schlacht!

O seht, wie rieselt aus den Wunden
Das Blut! wie sprizt es himmelan!
Die Streiter alle sind verschwunden,
Ein Blutmeer überschwemmt den Plan.
Wild braus't es! helft, daß ich entrinne!
Vor meinem Aug' schwimmt's purpurroth.
Die Fluth ergreift mich; — mitten inne
Auf einer Insel steht der Tod.

Zu seinen Füßen speit die Welle
Mich aus; — laß ab, laß ab! — das Thor
Des Himmels dort, hier das der Hölle!
Aus jedem zuckt ein Arm hervor.
Er wirft mich mit verruchtem Lachen
Den Armen zu — sie packen mich!
Des Himmels Engel und die Drachen
Der Hölle streiten sich um mich.

O Gott, o Gott! — wie sie mich recken!
Ihr glaubt wohl, daß ihr Eisen dehnt! —
Hierhin und dorthin! — Flammen lecken,
Und unter mir gespenstisch gähnt
Das ew'ge Nichts! — wohin entrinn' ich?
Sie lassen los, sie stürzen jach
Mich in den Abgrund — ha, wo bin ich?
Bei euch? seyd ihr es? o, bleibt wach.

O, geht nicht fort! da kommt er wieder!
Seht ihr ihn nicht? es ist der Tod!
Er beugt sich grinsend zu mir nieder;
O, steht mir bei in dieser Noth! —
Zurück! — was legst du mir die Kohle
Aufs Haupt? — ein Loch zu brennen? sprich:
Daß meine Seel' der Teufel hole,
Wenn sie hinausfährt? — wahre dich!"

Wahnsinnig sprang er auf vom Lager,
Pochend die Brust, die Faust geballt,
Die Augen rollend, schlaff und hager
Die halbbekleidete Gestalt.
Wirr um die bleichen Schläfen hingen
Die Haare; brennend, bräunlich roth
Das Antlitz. „Tod, nun laß uns ringen!" —
Er sank zusammen — er war todt!

Diese Nachweisungen dürften hinreichen, um dem Leser wenigstens wie durchs Gitter eine Einsicht in den heißen duft- und farbenreichen Garten und prächtigen Sommerpalast zu gewähren, den sich die Poesie am Rhein gebaut hat, um die Grenze zu bezeichnen, wo die lezte goldne Rebe dem Nordsturm trozt.

6) Die Harfe der Skalden. Andersen. Winther. Bjerregaard. Von Julius Thomson. Berlin, Heymann, 1838.

Lieder dreier dänischer Dichter in deutscher Uebersetzung. Andersen ist eines Schuhmachers Sohn, geboren 1805. Seine Gedichte sind größtentheils der Uebersetzung nicht werth. Das beste ist folgendes:

Auf der Lüneburger Heide.

Der Reisende.

Keine Berge und kein Meer
Sezte hier der Himmel her.
Fichten nur und Sand bedecken
Weit der todten Heide Strecken.
Fessellos die Blicke schweifen
Zu des Horizontes Reifen.

Der Heidebewohner.

Berg und See gab Gott mir her,
Und der Himmel ist mein Meer.
Nenn' mir einen See, der größer,
Um mein Land fließt sein Gewässer,
Und wie aus des Meeres Reichen,
Sterne auf gleich Lilien steigen.

Kannst du keine Berge schaun?
Sieh nur dort der Wolken Grau'n.
Wie sie sich so stolz erheben,
In dem Felsenbau ist Leben,
Segeln auf des Meeres Fläche.
Sag', was dem Gebirg gebreche!

Die übrigen sind größtentheils armselige, zum Theil verworrene Phantasien, und schwache Nachahmungen der französischen und jüdisch-deutschen Poesie, die nichts höheres kennt als Napoleon, und von seinem Schimmel und Hütchen, von seinen Grenadiermützen und gespenstischen Trommeln Traumgesichte bekommt. Auch dieser Andersen adoptirt das: Lui, lui et toujours lui. Es

ist wohl der Gipfel der Geschmacklosigkeit, diese Vergötterung Napoleons einem — alten Weibe in den Mund zu legen:

Die blinde Mutter.

Auf dem Leipziger Schlachtfelde.

„Trommeln wirbeln! nah sie sind
Und die Heerfahn' rauschend wehet:"
„Mutter, nein, es ist der Wind,
Welcher durch die Tannen gehet."
„Horch der Rosse Huf erschallt,
Die Bagagewagen rollen" —
„Wege führen durch den Wald
Reisewagen draus erschollen.

„Nahe sind sie; stille Kind!
Sieh! das Heer es steht im Plane.
„Durch den Wald nicht rauscht der Wind,
Vater schwenket stolz die Fahne.
Nein: nicht ist es Reiseroß,
Und der Nachtwind säuselt leiser.
Vor dem Heere, hoch zu Roß
Reitet ja der große Kaiser!

Mächtig liegt vorm Aug' die Statt,
Ihn nur seh' ich sich gestalten.
Kind ich fühle mich so matt,
Willst die alten Hände falten?
Vater winkt im Waffenscheine,
In dem Winde rauscht die Fahn'.
Setz' mich an des Waldes Raine,
Fühle leis des Todes Nah'n."

Winther ist kein so leichtwiegender Nachäffer. Er hat viel mehr nordische Eigenthümlichkeit. Seine Romanzen sind zwar nicht alle von gleichem Werthe, doch einige sind sehr ansprechend. Vielleicht etwas zu gesucht ist die von „des Schildknappen Eid." Ein geächteter Großer wird heimlich von seinen Knappen begraben und sie geben sich einen Eid, nie das Grab zu verrathen, damit es nicht entweiht werde. Bei diesem nächtlichen Begräbniß ist aber sein Banner verloren gegangen. Ein junges Bauernmädchen hat es gefunden und als Prachtstück aufbewahrt. Dasselbe Mädchen freit der Schildknappe und findet in der Hochzeitnacht ihr Bett mit der prächtigen Fahne bedeckt. Seinem Eide treu tödtet er die Braut und entflieht mit dem Banner, um das Geheimniß zu bewahren. Vortrefflich ist die Romanze: Barthold Schwarz. Die Sage von diesem Pulvererfinder ist hier besser behandelt, als wir sie noch irgend gefunden haben. Der Mönch wird wegen seiner Kenntnisse der Natur und überraschend glücklichen Kuren für einen Zauberer gehalten und in einen Kerker geworfen, um zu verhungern.

Der Labetrunk nahm täglich ab.
Von Tage und zu Tage
Ein kleiner Stückchen Brod man gab,
Doch wuchs der Geißel Plage.

Da rief er Dem in seiner Nacht,
Vor dem der Herr mag schützen!
Er kam in seiner Schreckenstracht
Durch des Gemäuers Ritzen.

„Ich kann dich nicht entzieh'n der Haft,
Nicht öffnen so dein Bauer.
Denn eines Zeichens Zauberkraft
Bannt mich von jeder Mauer.

Mit Kohl' Salpeter Schwefel kroch
Ich her; und bin erschienen
Gleich Nattern dir durch's Rattenloch,
Dies wird als Schlüssel dienen."

Von Marmor ein Urne stand
Vor ihm, als Der entwichen.
Die Fessel fiel von Fuß und Hand,
Wie Laub im Herbst erblichen.

Da mischt der Mönch geheimnißvoll
Der Gluth furchtbare Kerne.
Und grausig jeder Schlag erscholl
Hohl in der Wölbung Ferne.

Drauf Kalk und Steine grub er los,
Wohl an der Mauer Quadern.
Die Kost er in die Grube goß,
Sie damit zu kalfatern.

Sucht, einen Zunder in der Hand,
Fernher die Kost zu reichen.
Es blitzt; aufstöhnend gähnt die Wand,
Dann folget Todesschweigen.

Und durch die weite Spalte schau'n
Herein der Sterne Heerden.
Er sah' sie nicht; es fiel voll Grau'n
Und Scham sein Blick zur Erden.

Voll Schauder taucht er aus dem Spalt,
Zur warmen Nacht zu kommen.
Doch in dem Herzen blieb es kalt,
Drin war die Sonn' verglommen.

Frei war er wohl; doch Fried und Ruh'
Sind ewig nun verschwunden.
Er kehrt sich nie dem Himmel zu,
Ihm war die Zung' gebunden.

Wo blieb er? Keiner sagt es an.
Die Kunst und ihre Flammen,
Sie schrieben es mit Blut ja an,
Recht klar woher sie stammen.

Die „Holzschnitte," ländliche Genrebilder, von einem Schmiede und einem Müller handelnd, lassen niederländische Manier erwarten, sind aber viel zu sentimental gehalten.

Der dritte der hier übersezten Dichter, ein Norweger, hat ebenfalls Romanzen geschrieben, darunter die längste „Sigurd Jorsalafar und die Mohren auf Formentera," Geschichte eines jungen Normannen, der eine edle Dame auf jener Insel rettet, ungefähr im Geschmack Thiodolf des Isländers von Fouqué. Das beste unter diesen wenigen Gedichten ist „Oginsky," eine Romanze vom Selbstmord dieses edlen Polen, der, als seine Geliebte mit einem Andern vermählt wurde, die berühmte, nach ihm genannte Polonaise spielte und dann sich erschoß.

Altdeutsche Sprache und Literatur.

5) Drei Bücher der deutschen Prosa von Ulphilas bis auf die Gegenwart (360 — 1837). Herausgegeben von Dr. Heinrich Künzel. Frankfurt am Main, Sauerländer, 1837.

Schon Pischon hatte in seinem Handbuch der deutschen Prosa * sich vorgesezt, die geschichtliche Entwicklung derselben durch Beispiele zu zeigen. Das Werk war auf drei Theile berechnet, und sollte Beispiele der geschichtlichen, abhandelnden und rednerischen Prosa enthalten. Es ist aber nur der erste Theil erschienen, welcher die geschichtliche Prosa enthält. Neuerdings hat Wilh. Wackernagel in seinem vortrefflichen altdeutschen Lesebuch ** mehr Rücksicht auf prosaische Lesestücke genommen, als in anderen sprachgeschichtlichen Lesebüchern der Fall ist; doch verlieren sich hier die Prosabeispiele unter den überreichen Mittheilungen aus der poetischen Literatur. Vorliegendes Werk des Herrn Dr. Künzel, dessen drei erste Lieferungen wir vor Augen haben, nimmt den Zweck Pischon's wieder auf, sucht ihn jedoch nach einem andern Plane zu erreichen, indem er keine Sonderung der Prosagattungen zu Grunde legt, sondern alle Lesestücke streng chronologisch ordnet. Scheint mit dieser Anordnung dem rein sprachgeschichtlichen Zweck mehr gedient zu seyn, so geht der Vortheil zum Theil verloren, die Entwicklung der einzelnen Stylgattungen zur Anschauung zu bringen; und will man einmal möglichst lückenlos den Fortschritt der Sprache zeigen, so dürfen die dichterischen Darstellungen auch nicht ausgeschlossen bleiben. So steht die Anordnung des Künzelschen Buchs mit dem Zweck, der schon auf einer Sonderung der Darstellungsformen beruht, im Widerspruch. — Uebrigens ist eine ziemlich reiche Auswahl dargeboten, die auch zweckmäßig und glücklich genannt zu werden verdient, wo der Mangel an geeignetem Stoff, wie beim Althochdeutschen, nicht hinderlich war. Möge der Verf. es nicht verschmähen, den altdeutschen Theil mit einem sorgfältigen Wörterbuch auszustatten. Es gilt ihm ja doch wohl mit seinem Buche auch, zum Studium der altdeutschen Literatur aufzumuntern, demselben ein größeres Publikum zu gewinnen, als es noch immer durch die Schuld derer hat, die entweder aus Bequemlichkeit, oder aus übel angewandter Vornehmigkeit, nur Text liefern, den dann der noch uneingeweihte Leser verstehen, oder dessen Verständniß er sich dann erst durch Herbeischaffung anderer, immer sehr kostspieliger Hülfsmittel möglich machen muß. Das Gothische und Althochdeutsche versteht sich aber nicht von selbst. Darin hat Ziemann den rechten praktischen Takt gehabt, der seine Lesebücher selbst mit einer übersichtlichen, altdeutschen Grammatik versehen hat. Grimms Grammatik ist bekanntlich so unendlich theuer, daß sie sich höchstens ein Mann vom Fach, Niemand aber anschaffen kann, der bloß Liebhaber ist. Bei dieser Gelegenheit empfehlen wir denn auch Ziemanns mittelhochdeutsches Wörterbuch, von welchem wenigstens der erste Theil bei Basse in Quedlinburg und Leipzig 1837 erschienen ist. Ein althochdeutsches und gothisches Wörterbuch ist eben so nothwendig; und wenn es freilich immer noch schwer halten muß, ein solches zu liefern, welches den strengeren Forderungen der Wissenschaft entspricht, so ist doch eines zum Schul- und Handgebrauch bereits möglich.

* Berlin, Realschulbuchhandlung, 1818.
** Basel, Schweighäuser, 1835.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 77.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 30. Juli 1838.

Lyrische Dichtkunst.

7) Gedichte von Chr. J. Matzerath. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, **1838.**

Zuerst Balladen und Romanzen in bekannten Versmaßen, antikifirende in Schillers Manier (Klage der Ceres rc.), z. B. der sterbende Aias:

Fahre wohl du Licht der Sonnen,
Fahre wohl mein Heimathland.
Pallas hat ihr Spiel gewonnen,
Aias muß ins Schattenland.
Weiberzorn war mein Verderben,
Kronos Schwäche mein Gericht,
Einmal mußte Aias sterben,
Aber Aias — bebte nicht.

Ebenso eine Apotheose des Herkules:

Kämpfend wallte der Alcide
Ueber alle Klippen weg,
Ruhe ward ihm nie und Friede,
Freude blühte nicht am Weg.
Ist er denn auch viel gefallen,
Wie es kommt im Lebenslauf;
Wunderherrlich doch vor allen
Richtet sich der Starke auf.

Bis zum fernsten Erdenpole
Stets in frischer Wanderschaft,
Strebet seine kühne Sohle
Um den Kranz der Heldenkraft.
Nicht die Woge, nicht die Alpe
Hemmen seinen Siegeslauf,
Und er baut die hohe Kalpe,
Seines Wandels Grenze, auf.

Daß er statt Heroenthaten
Fäden schön zu schürzen weiß,
Daß er seinen Ruhm verrathen
Mußte um der Liebe Preis,
Daß er selbst ein Denkmal bleibe
Noch der späten Enkelwelt,
Wie geschickt zum Zeitvertreibe
Eros selbst die Besten fällt.

Bei diesen Versen scheint der Dichter sein Vorbild etwas aus den Augen verloren zu haben, denn sie zeichnen sich nicht durch den Wohlklang aus, der diesem Versmaß, von Schiller gehandhabt, eigen ist. Nicht minder hat sich der Verfasser in Goethe's Manier versucht und besonders in dem Versmaß der Braut von Corinth. Herr Matzerath läßt Goethe's Braut von Corinth eine „Tochter von Tarent“ folgen. Es handelt sich darin aber nicht von Geisterspuck, sondern bloß von einem Jüngling, der im Arm der Geliebten von ihrem strengen Vater überrascht wird, gegen diesen das Schwert zieht, jedoch nicht wagt, ihn zu tödten und nun selbst von ihm getödtet wird:

Aber plötzlich Arm und Klinge stocken,
Hat ein Gott Besinnung dir geraubt?
Zitterst du, ein Thor, vor Silberlocken,
Zittert auch der Greis vor deinem Haupt?
Hoch, wie Wetterstrahl,
Sinket Rogers Stahl
Nieder auf des Jünglings wehrlos Haupt.

Und es sinkt die schönste der Gestalten,
Hoch wie eine Tempelsäule bricht.
Hätte Scheu den Jüngling nicht gehalten,
Grauer Fürst, du lebtest wahrlich nicht.
Und der Jüngling ruht
Kalt in seinem Blut,
Aber Friede in dem Angesicht.

Ein zweites Gedicht „Zuleika“ ist in demselben Versmaß geschrieben und handelt sehr ausführlich von einer Sklavin im Harem, deren früherer Gatte von ihrem jetzigen Gebieter zum Feuertod verdammt wird und die sich dadurch rächt, daß sie den Palast in Brand steckt. Dann folgen Bilder aus der babylonischen Gefangenschaft, Klage des vertriebenen Volks und seines Propheten, im Nibelungenversmaß:

Die Sonne sinkt, da sizet in rother Abendgluth,
Das sanfte Seherauge genäßt von Thränenfluth,
Wie an dem Grab der Mutter der Knabe weinend steht,
So sizt auf Sions Trümmern der klagende Prophet.

O Tag der ew'gen Thränen, der Heimath lezter Tag!
Wo ist so hart ein Auge, das hier nicht weinen mag?
O grauenvolle Wandlung, du Bild vom Weltgericht,
Wer nennt sich Sohn des Weibes und bebt' und klagte nicht? rc.

Hierauf eine ganze Reihe Nachahmungen altnordischer Balladen, wie wir sie aus Grimms schwedischen Volksliedern kennen: König Svens Hochzeit, Lieder von Uller, Harald, Ella, Björn rc. Auch ein sterbender König kommt hier vor, der Goethe's König in Thule ziemlich verwandt scheint:

Er sang's, der greise Heldenkönig,
Im Blicke lezte Lebensgluth;
Er trank den Wein, es blieb ein wenig
Zurück noch von dem heil'gen Blut.
Das weihet er
Dem alten Meer,
Dann sprang er in die klare Fluth.

Sodann sagenartige Romanzen vom versteinerten Zecher, vom tanzenden Todtenreigen, die alte Geschichte von dem heimkehrenden Jüngling, der die Geliebte todt findet:

„Ich kann dir nicht geben ein Krümchen Brod,
Doch helf' ich dem Kinde aus aller Noth.“

Der Jäger zielet, der Bolzen flog,
Des Kindes Seele von dannen zog.

Durch Nacht und Nebel und Wetter und Wind
Der bleiche Jäger, so grimmgesinnt,

Der Jäger im Walde, im Königssaal,
Der Jäger im Tempel, im tiefen Thal,

Der Jäger um Abend und Morgenroth,
Der bleiche Jäger, das ist der Tod.

Die Sage von „Kaiser Rothbarts Grab“ ist hier mit der vom Grabe Karls des Großen verwechselt; denn im Untersberge bei Salzburg haust nicht der Barbarossa, sondern Karl; des Barbarossas Aufenthalt ist im Kyffhäuserberg in Thüringen. Unter allen diesen Romanzen ist folgende die einfachste, die am wenigsten Nachahmung verräth, und die schönste:

Nonne und Krieger.

Aus dem Schlachtgewoge tragen
Einen Mann sie hin.
Oeffne diesem Todtenwagen,
Oeffne, Pförtnerin,
Laß den alten Krieger ruh'n
In des Klosters Frieden;
Eh' die Abendsonne glänzt,
Ist er wohl geschieden.

An des Kranken Lager schwebet
Bleich ein Frauenbild,
In den hohen Zügen lebet
Himmelsruhe mild.
Mit der weißen kalten Hand
Hat sie ihn verbunden,
Träufelt bebend Balsam ihm
In die rothen Wunden.

Und der Krieger schauet trübe:
„Weh, wer that mir das?
Eher wohl, als solche Liebe,
Ziemte mir dein Haß.
Wie des Ew'gen hoher Fluch
Schaut aus diesem Bilde,
Schaut mich an mit Rächerblick,
Heil'ge, deine Milde.“

„Kannst vergessen du, vergeben,
Die du mich geliebt,
Daß ich bis ins tiefste Leben
Schnöde dich betrübt?“
Wie ich dir schon längst verzieh,
Wird dir Gott vergeben,
Ziehe dessen unbesorgt
Hin ins ew'ge Leben.

Und der Jungfrau kalte Hände
Da der Krieger nahm,
O, ein Engel gab die Spende,
Die ich jezt vernahm.
Mit der Abendsonne Glanz
Ist er dann geschieden,
Ruhet bei den Vätern nun
Tief in Gottes Frieden.

Frommen Liebesblickes schauet
Da die Priesterin.
Eine Thränenperle thauet
Auf den Todten hin.
„Mit der Abendsonne Glanz
Bist du heimgegangen,
Reiner in des Morgens Licht
Werd' ich dich empfangen."

Die zweite Abtheilung besteht aus vermischten Gedichten, die größtentheils von Liebe und Frühling handeln: gekränkte Liebe, Lied des Einsamen, Ungenüge, Frühling, Maigefühl, durch Haß zur Liebe, Nachts, zur Reise, Gedächtniß der Liebe 2c. Hier ein kurzes Lied vom Herbst, eins der besten:

Seht, wie golden blickt der Tag
Von den blauen Höhen,
Daß man sich nicht müde mag
An den Strahlen sehen.
Wolkenlos die klare Luft,
Stille auf den Triften;
Nur der Heerden Ferngeläut
Zittert in den Lüften.

Wie sie dort so lüstern blinkt,
Bacchus edle Gabe,
Alles reifet, schwillt und winkt
Uns zur schönen Labe.
Abgeerntet ist das Feld,
Ausgeräumt der Garten;
Ja, der Schnitter läßt nicht lang
Auf die Sichel warten.

Zwar die Nachtigall verstummt
In dem nahen Haine;
Doch die rege Biene summt
Immer noch, die Kleine.
Klaget nimmer, daß so früh
Schönes muß verderben,
Denn es zeugt die gute Frucht
Eben erst im Sterben.

In dem Gedicht: Frisch hinein! ist wieder die Erinnerung an Schillers Taucher allzu stark:

Es stand auf hohem Vorgebirg
Ein königlicher Zecher,
Er hielt in seiner welken Hand
Den schönsten Silberbecher.
Er warf ihn in die Meeresfluth
Hinab von seinem Throne:
Wer mir den Becher wieder holt,
Ist Erbe meiner Krone.

Die Höflinge, sie möchten gern,
Doch fürchten sie die Wogen.
Da kam des Wegs von ungefähr
Ein junges Blut gezogen.
Ei, denkt er, Kronen findet man
Bei Gott nicht alle Morgen,
Auch wird dem Königssohne man
Auf seine Erbschaft borgen.

Er stürzt hinab, er taucht herauf,
Er kann den Becher zeigen,
Da ward des Königs Krone ihm
Und alles Land zu eigen.
So stürze in die Lebensfluth
Mit männlichem Beginnen;
Wo Alles auf dem Spiele steht,
Ist Alles zu gewinnen.

In den Dithyramben besingt der Dichter abermals die Natur, die Sterne, Wolken, Regenbogen, Sonnenauf- und Untergang. Unter diesen Gedichten ist folgendes das schönste:

Wolke.

Kühne Seglerin, sage, wohin? zu welchem
Goldenen Eiland der Ruh durch pfadlose Wüsten
Steuert der stürmende Flug? in die Luft hinaus
Hangen dir weit die Gewänder, die wallenden!

Immer ändernd, bald silberwollig, bald goldgewirkt,
Bald wie mit Purpur die Rose gefärbt, zuletzt nun
Schattenverdüstert und schwer, gleich als ob du
Weintest am Grabe von Hoffnungen!

„Ewig such' ich den Tag, den goldigen Bräutigam,
Ewig flieht er die Braut, aber müde bald
Geb' ich der Erde wieder, was Erde gab,
Gibt auch das Leben nur Glück, der Tod gibt Ruhe."

Bild des Lebens, Fernseglerin Wolke am Himmel,
Freudlos jagst du im ewigen Raum und freudlos
Jagen auch wir; was hilft's, daß das Auge
Hoch an Sternen geheftet, den Göttern

Klaget die Klage des Seyns! nie löst' Prometheus,
Wie er die Arme auch hob gen Himmel, die fesselwunden,
Nimmer der Götter Zorn, ihm Niemand die Fessel;
Göttern sind wir zu groß, uns selbst zu klein.

Harre ein Weniges, Mensch! bald wölbt sich das gleiche Grab
So über Lust, wie Pein! und Wolke wie Mensch gibt der Erde
Schooß das empfangene Theil, und unsern Staub auch
Wirft zu viel anderm der Tod hin in die Urne der Welt.

In der Dithyrambe „Sonnenuntergang“ spricht der Dichter mit der Sonne und möchte gern mit ihr durch den Aether fliegen. Sie antwortet ihm:

Süß ists, bei den Göttern zu seyn, und schattig
Wohnt es sich unter dem Baum herrlicher Ewigkeit:
Doch nur den Göttern ziemt ein Göttergelage,
Handle wie sie; du bist ihr Bruder.“

Aber die Sonne, den großen Feuerball, können wir uns nicht wohl schattig wohnend unter einem Baume denken. — Dann folgen Elegien und Idyllen. In den Elegien herrscht die Erinnerung an Goethe's römische Elegien vor:

Parze des Lebens, bist du. Du webest die goldigen Fäden,
Aber die dunkelen auch mir in die Tage hinein.
Ach, muthwillig sind Mädchen, und sezten ins Köpfchen sie etwas
Sich, das treibet, beim Zeus, selber Lucina nicht aus.
Gleich wird Alles Entschuldigung da, es ringelt die Schlange
Halb so behende sich nicht, wie das geflügelte Wort.
Und so schaden sie sich, denn wann um die Hore der Liebe
Du den Geliebten betrogst, hast du dich selber beraubt.
Lucia, denkest du noch der entzückenden Nacht, die der Knabe
Langeersehnet bei dir endlich, die Eine, geruht?
Göttlich erschien mir die Nacht. So sank sie vom Himmel herunter,
Als aus jonischer Fluth Anadyomene stieg,
Göttern und Menschen ein Wunder, wohin nur die Herrin von Paphos
Wandte den prüfenden Schritt, sproßten Naturen empor.
Göttlich erschien mir die Nacht. Von fernher wiegte mit süßem
Liede Aedons Mund hohe Gestirne in Schlaf.
Alle sie schlummerten sonst, Melodien des ewigen Raumes,
Selber der Himmel erschien unsrer Umarmungen Freund.

Die Reminiszenz geht hier so weit, daß sich der Dichter auch buchstäblich in die Situation Fausts bei Gretchen hineinschreibt:

Heinrich, bist du auch fromm und ehrest und liebst du die Götter?
Frug den Geliebten dereinst Gretchen, den sinnenden Faust.
Und so regen auch dir im Herzen sich ängstliche Zweifel,
Ob die geheiligte Pflicht übe der theuere Freund.
Freilich, ich gleiche nicht Faust, doch du bist lieblich wie Gretchen,
Und so verdienest du wohl, daß ich geständig dir sey.
Ob ich glaube an Gott? Ich glaube ꝛc.

Auch einige Landschaftsbilder finden sich unter diesen Elegien, darunter folgendes aus Griechenland:

Also saß ich und hing im Oelhain Tritogeneias,
Ueber den Grüften gebeugt, leise mein klagendes Spiel
Auf an dem Pinienast, wo grajische Helden den Wehrschmuck
Herrlicher Perser dereinst hängten, Trophäen des Siegs.
Horch, da griff melancholisch der West in die Saiten, und fernher
Trug Nachhall des Gesangs klagend das Echo zurück.
Aber es sanken die Berge in Nacht; im Arme des Traumgotts
Arglos ruhte die Welt, gleich wie ein träumendes Kind
Ueber den Knieen des Vaters gelehnt; Melodien des Sturmes
Summte der Ocean leis, wie es der Alte nun pflegt
Seit Jahrhunderten schon; da blühten im Thaue des Himmels
Stille die Sterne empor, Rosen der südlichen Nacht.
Ewige Pilger des Raums, so leuchtet ihr wieder dem Spätling
Nieder in Glorie und Glanz lieblicher Feierlichkeit,
Wie ihr das Haupt Platons im schattigen Gang Akademos,
Wann er die Räthsel der Welt lösete, weihtet mit Licht.
Ja, noch leuchtet ihr hehr; indessen verstummte die süße
Lippe für ewig; der Tod drückte sein Siegel darauf.

In einer niederländischen Idylle scheint der Verfasser mit Johann Heinrich Voß wetteifern zu wollen:

Mittag war es und schwül, im sengenden Strahle der Sonne
Lagen die Felder, der Wald; die röthlichen Ziegel des Daches
Leuchteten brennend und heiß, als unter dem räumlichen Thorweg,
Auf dem Haupte den Korb, zur Hand die Krüge, Helene
Trat, die gewandteste Magd, des Mittags nährende Labung
Bräunlichen Schnittern zu tragen bestimmt; sie wanderte eifrig,
Wohl erwägend im Herzen, das Kind, wie begierig die Männer
Weg vom Tagewerk sich nach Nahrung sehnten und Kühlung.

Fernher standen die Schnitter und warteten; jubelnder Willkomm
Grüßte das eilende Mädchen, und alle umstanden geschäftig
Jezt das sorgende Kind, das wählenden Blickes am Abhang
Suchte ein Plätzchen, wo rein die Erde und frei von Ameisen.
Dorthin spreitete sie das reinliche Tuch und entleerte
Dann den Segen des Korbes, den festen röthlichen Schinken,
Butter und Brod und Gemüse, und was die treffliche Hausfrau
Hatte an nährender Kost noch sonst bestimmet den Männern ꝛc.

Die dramatischen Scenen am Schluß sind wieder Nachahmungen Goethe'scher Formen, Fragmente aus einem Gedicht Prometheus und einer Fortsetzung des Faust „Faust im Sturm.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 78.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 1. August 1838.

Lyrische Dichtkunst.

8) Gedichte von Alexander Graf von Württemberg. Stuttgart, Brodhag, 1837. 8. S. 221.

Vermischte Dichtungen, Wald- und Jagdlieder, See-Landschaften aus Ungarn, Romanzen, Erinnerungen und Widmungen an Freunde, überall wie man zu sagen pflegt „Erlebtes,“ Eindrücke der Wirklichkeit zart abgespiegelt im Gedicht, nichts Gemachtes.

Vor allem oft führt uns der Dichter in den Wald. Schon als Kind habe es ihn unwiderstehlich, wie er sagt, in den Wald gezogen:

An einem schwülen Sommertag
Aus meines Mentors Stube
Entsprang ich bei dem Glockenschlag
Ein muntrer, loser Bube.

Es winkte mir der Buchenwald,
Umsäumt von grünen Matten,
Im raschen Laufe hatt' ich bald
Erreicht die kühlen Schatten.

Mehr aber als unsere sanften Heideblumpoeten nahm ihn das edle Waidwerk in Anspruch. Er durchirrte den dunkeln Wald nicht, um an einer Quelle, ein Blümchen pflückend, zu seufzen, sondern er stellte dem Wild nach, daher seine Jagdlieder, die ganz aus dem Leben gegriffen sind:

Das Gewitter.

Des Himmels Jägerruf erscholl
In fernen Donnerschlägen,
Aus schwarzen Wetterwolken quoll
In schweren Tropfen Regen.

Ich stand in tiefer, dunkler Schlucht,
Auf einen Bock zu blatten;
Es hüllt' der Eiche Blätterwucht
Mich ein in düstre Schatten. —

Vom Wetter aufgeschreckt, in Hast
Kam scheu das Reh gesprungen;
Mein Blei hat schnell das Ziel erfaßt,
War ihm ins Herz gedrungen. —

Zumal das laute Wetter schlug,
Vom Sturme hergetragen,
Der große Jäger auf dem Zug
Hat wohl ein Wild erschlagen. —

Dahin gehören die Gedichte Seite 12 und 19. In dem Gedicht „der lezte Hirsch“ (S. 210) sieht der edle Jäger durch das allmählige Vordringen der Boden-Kultur, der Bevölkerung und der, den aristokratischen Waldfreuden abholden Gesetzgebung bereits im Geist den lezten Hirsch gefällt und er beweint ihn wie Chateaubriand den lezten Abenceragen und Cooper den lezten Mohikan.

Ich folgte einst in dunkeln Schlägen
Nur mir bekannten Jägerwegen;
Der Morgen frisch, das Blätterrauschen
Schien mit dem Waldgeist auszutauschen
Gar sonderbare leise Worte;
War nicht geheuer an dem Orte.

Und als ich über eine Klinge
Vorsichtig mich hinüberschwinge,
Naht aus des Waldes dunkler Mitte
Ein schlanker Hirsch mit flücht'gem Tritte.
Nicht scheu, wie sonst wohl Hirsche pflegen,
Mit edlem Troze mir entgegen.

Das war kein schüchternes Verhoffen,
Er blickte nach mir, unbetroffen,

Stolz hob er seine Prachtgewichter.
Die klaren treuen Angenlichter
Auf mir mit stillem Vorwurf ruhten,
Das fühlte meine Jägergluthen.

Des Hirsches innerste Gedanken
Gar schwer auf meine Seele sanken.
Er sprach: „Ich irr' ohne Genossen
„Im leeren Wald; werd' ich erschossen,
„So schlägt dein Rohr die Todeswunde
„Dem lezten Hirsch weit in der Runde.

„Oft hört' ich eure Büchsen knallen,
„Sah alle meine Lieben fallen;
„Nun irre ich allein in Trauern
„In diesen öden Waldesschauern,
„Hab' noch den bittern Schmerz im Sterben:
„Für meine Wälder keine Erben.

„Mir sprach der Wind, daß über'm Meere
„Ein Land voll edlem Hochwild wäre,
„Das, von den Menschen abgeschieden,
„Genießt den süßen Waldesfrieden;
„Dort fühle ich mich hingezogen,
„Fort, fort durch dunkle Meereswogen."

Da tönte ferneher das Jagen,
Die Hunde hatten angeschlagen,
Der Hirsch sprang auf in wilden Fluchten
Davon durch Steingerüll und Schluchten.
Mich grüßten, als ich ihn sah wenden,
Zum leztenmale zwanzig Enden. —

Die Besorgniß des Dichters ist eine rein poetische, denn es wird wahrscheinlich noch lange dauern, bis der Jäger dem Ackerbauer völlig weichen muß. Inzwischen ist nicht bloß vom Standpunkt des Landmanns aus, der je länger je heftiger gegen den Wildschaden protestiren wird, sondern auch vom Standpunkt der Poesie aus die Frage aufzuwerfen: was doch die Jagd in einem übervölkerten und auf jeden Fußbreit Bodenkultur eifersüchtigen Lande noch soll? Wollt ihr die wahre poetische Jagdlust noch genießen, wie könnt ihr sie finden auf diesen verkümmerten Revieren, in kleinen umzäunten Gehegen zwischen wohlangebauten Dörfern und einem Wildstand, den ihr füttern müßt, wie zahmes Vieh? nur da könnt ihr sie finden, wo noch des Urwalds Wipfel rauschen in den endlosen Waldbreiten Litthauens oder Amerikas.

Der Dichter ist so sehr Freund des Waldes, daß er selbst einzelne Baumarten besingt und zwar auf eine sehr geistvolle Weise, z. B.

Ephen.

Die ewige Natur mit starken Armen
Breitet den Ephen aus auf alten Mauern,
Als hätte mit den Burgen sie Erbarmen,
Die vor der Macht der Zeit zusammenschauern.

Tannen.

Der Pirschgang führte mich ins Thal
Zu immergrünen Tannen.
Mir war's, als wollten sie zumal
Mich von der Stelle bannen.

Hoch ragten sie in Waldesluft
Wie wunderschlanke Dirnen;
Es quoll des Harzes frischer Duft
Aus schwarz umlockten Stirnen.

Es mahnte mich der süße Hauch
Aus fröhliche Weihnachten
Und an des Pfeffertages Brauch,
An wilde Knabenschlachten.

Die schönen Zeiten sind entfloh'n
Und kehren nimmer wieder,
Als in der Leier weichem Ton
Der Wehmuth sanfte Lieder.

In meine Seele trat geschwind
Mein liebstes Bild: Ich dachte,
Wie mir daheim ob meinem Kind
Die holde Gattin wachte.

Nun faßt' ich ohne Unterlaß
Ein Tännchen in die Augen,
Das soll fürwahr als Weihnachtsspaß
Für meinen Buben taugen!

Eben so naturwahr, gemüthlich und lieblich ist eine Erinnerung an die Iburg bei Stetten:

Frische, himmelblaue Glocken
Prangen dort im Sand,
Den Geschwistern, blond von Locken,
Ein willkommner Tand.

Auf den bunten Lieblingskränzen
Ruht der Mutterblick,
Ihre treuen Augen glänzen
Freude uns zurück.

Lebet wohl ihr Kinderjahre!
Wie seyd ihr so weit!
Dunkel sind die blonden Haare,
Finster ward die Zeit.

Die Erinnerungen an Ungarn enthalten einige schöne Landschaftsgemälde:

Balaton, * dein düstres Schweigen
Kündet Sturm.
Eh' die Sonne sich wird neigen,
Tönt vom Thurm
Bang das Zeichen
Dumpfer Glocken,
Daß erschrocken
Schnell entweichen
An das Ufer flücht'ge Schiffer.

In dem Wald ein bang Geflüster
Leis beginnt;
Wetterwolken jagen düster
Vor dem Wind;
Trauerschleier
Ernst verdecken
Wasserstrecken;
Hoch der Reiher
Schwingt sich flatternd durch die Lüfte.

Bebend woget auf und nieder
Schwankes Rohr,
Und statt leiser Morgenlieder
Rauscht im Chor
Wildes Klagen;
Lothusblätter,
Vor dem Wetter
Windgetragen,
Auf der schwarzen Fläche irren.

Dazu gehören mehrere Schiffer- und Fischerlieder. — Die Romanzen spielen im muhamedanischen Orient, Sultan Alp Arslan (Seite 1), Scenen aus dem Feldzug der Franzosen in Algier (Seite 163) und Räuberscenen, Raub, Zweikampf der Räuber, Tod des Räubers ꝛc. im Geist der serbischen Volkslieder (S. 15, 79, 135, 138), der Tod der lezten Nonne eines Klosters, die sich selbst die Sterbeglocke läutet (S. 147), der Tod eines Kürassiers, der erschossen wird und muthvoll stirbt (S. 74) und ein Cyclus von Liedern auf den Tod des Sandwirths Andreas Hofer, worin ein schönes patriotisches Gefühl glüht.

Zu Mantua am Hochgericht,
Wen mag der Hügel bergen?
Kennt ihr den großen Sünder nicht,
Den dort begruben Schergen? —

Andreas Hofer modert dort —
Den sie erschossen haben,
Weil er der Freiheit sprach das Wort;
Der ruht am Stein der Raben. —

Verdammte Franken! Daß sein Blut
Euch einst verderben möge,
Und eines deutschen Volkes Wuth
In Schmach und Staub euch zöge!

* * *

Zu Mantua am Hochgericht,
Wer klimmt dort von den Zinnen
Des Walles? Ist's ein Truggesicht?
Verwegenes Beginnen!

Tiroler-Jäger sind's, fürwahr!
Die steigen ohne Zagen
Herab, als gält' es nicht Gefahr,
Wie von der Luft getragen. —

Bald hat erreicht der Fuß den Grund —
Sie sind zur Grabesstelle. —
Den Hügel küßt der Krieger Mund,
Ihr Auge wird zur Quelle. —

* * *

Zu Mantua am Hochgericht
Suchen im Schutt und Steine,
Die Jäger auf aus Kindespflicht,
Des Märtyrers Gebeine. —

Nicht soll im fremden, welschen Land
Des Helden Asche modern;
Es soll dem tapfern Wirth zum Sand
Hell die Erinn'rung lodern. —

So gruben sie in finstrer Nacht
Mit blankem Bajonette,
Gar bald der Leichnam ward gebracht
Aus seinem kühlen Bette. —

* * *

Aus Mantua das Bataillon
Zieht ab im Heimathsdrange;
Doch hallt der Hörner lauter Ton
Nur ernst — im Trauerklange.

In kurzem, abgemeßnem Tritt
Zogen sie auf der Straßen,
Der Zug gar düster förder schritt,
Man hört nicht singen, spaßen. —

Jedweder eifert, um ein Stück
Von dem Geripp' zu tragen.
Noch keinem Helden gab das Glück
Solch einen Leichenwagen. —

* Plattensee.

Ein Bollwerk gegen welsches Land,
Starrt ihnen bald entgegen,
Der Aelpler steile Riesenwand,
Mit kühn gewundnen Stegen.

Wie hat der Jäger tapfres Herz
Laut in der Brust geschlagen,
Als sie den Helden alpenwärts
Zu Berge nun getragen!

Die alten Gletscher flammten Gluth
Aus ihren greisen Mienen;
Den Sandwirth grüßten, roth wie Blut,
Mit Donner die Lawinen. —

Wie schön und wahr ist dieses Lied empfunden und doppelt zu schätzen in einer Zeit, in der wieder die vaterlandsverrätherische Dummheit, in französische Livrée gekleidet, den Ruhm der Schlachten um ein Salongeschwätz in Paris Preis gibt, auf das von den Vätern vergoßne Blut nur gleichsam spöttisch und mitleidig herabsieht, die Jahre 1813—1815 benaserümpft und unter andern auch den Tirolern beständig vorzupredigen bemüht ist, daß, wodurch sie unvergängliche Ehre sich errungen, sey eine Thorheit gewesen, sie hätten 1809 gar nicht aufstehn sollen ꝛc.

Unter den Gedichten, die der Verfasser an Freunde und Bekannte gerichtet, befindet sich auch eine Erinnerung an einen treuen Diener, der ein Neger war und auf dessen Grab im Schwarzwaldbade Teinach er eine Tanne pflanzen ließ. Er sieht im Geist voraus, daß diese Tanne einst als Schiffsmast werde gebraucht werden.

Wenn das Schiff die Fluth durchreißt,
Wird auf feinen-fernen Wegen,
Treuer Neger, wohl dein Geist
Ihm ertheilen seinen Segen,
Wird vor Sturm und Felsenriffen
Es bewahren und es führen
Auf die Spur von Sklavenschiffen,
Dort der rauhen Knechtschaft Thüren
Jubelnd auseinander sprengen,
Freiheit deinen Enkeln bringen,
Die in den verdumpften engen
Kerkern sich zusammenzwingen.
Dann wirst du die Segel schwellen
Und im Fluge die Befreiten
Durch des Meeres muntre Wellen
Nach der fernen Heimath leiten.

Zuletzt wollen wir noch einer kühnen Phantasie gedenken, in welcher der Dichter das Weltende kommen sieht (S. 8):

Den schwarzen Mantel breitet aus
Die Geisterfreundin Mitternacht;
Der Weidmann Tod mit Mord und Graus
Stürmt nieder auf die Menschenjagd.
Verzweiflung seine Lieblingsschwester,
Begleitet ihn auf seinem Zug;
Sie stöbern auf die Geisternester,
Sie jagen fort im wilden Flug. —

Erstarrt hält an im Lauf die Erde —
Ein Leichenantlitz blickt der Mond
Durch die entseelte Sternenheerde;
Vom Tode bleibt nichts unverschont:
Zerbrochen ist der Himmelswagen;
Orion fällt in sein Geschoß;
Das Zwillingspaar hat sich erschlagen,
Und der Centaure stürzt vom Roß.

Die Hyder schlingt sich um den Drachen
Und saugt aus ihm das gift'ge Blut;
Es packt der Leu mit grimmem Rachen
Den Bären an in wilder Wuth.
Ein grauser Thierkampf hat begonnen,
Die Milchbahn färbt sich blutig roth;
Zusammenbricht das Reich der Sonnen:
Denn seine Beute faßt der Tod.

Altdeutsche Sprache und Literatur.

6) Althochdeutsche, dem Anfang des 11ten Jahrhunderts angehörige Uebersetzung und Erläuterung der von Boethius verfaßten 5 Bücher de consolatione philosophiae. Zum ersten Mal herausgegeben von Graff. Berlin, Nicolai, 1837.

7) Althochdeutsches Lesebuch, enthaltend dasselbe Buch. Zum Schul- und Universitätsgebrauch herausgegeben von Demselben. Daselbst.

Ein merkwürdiges Sprachdenkmal, dessen Herausgabe Dank verdient. Aber warum gleich zwei Abdrücke? Man spare doch die ohnehin nicht zu reichlichen Kräfte, die für Gegenstände dieser Art verwendet zu werden pflegen. Auch können wir uns nicht überzeugen, daß dieses philosophische Werk Reiz genug für die studierende Jugend haben sollte, um sich damit als mit einem Lesebuch aus Interesse für die Sprache zu beschäftigen. Ein Gedicht würde in dieser Beziehung wohl mehr Reiz haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 79.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 3. August 1838.

Altdeutsche Sprache und Literatur.

8) **Spicilegium Vaticanum.** Beiträge zur näheren Kenntniß der Vaticanischen Bibliothek für deutsche Poesie des Mittelalters. Von Carl Greith, Pfarrer in Mörschwyl bei St. Gallen. Frauenfeld, Beyel, 1838.

Dieses Buch enthält mehr, als der Titel erwarten läßt, nicht bloß bibliographische Nachrichten, sondern mehrere sehr werthvolle Mittheilungen, sprachwissenschaftliche und literarische Erörterungen. Unter der Ueberschrift: Beschreibung Vaticanischer Handschriften, wird uns Nachricht gegeben über die Handschriften-Cataloge der Vaticana und a n d r e r römischer Bibliotheken; und dieser Nachricht schließt sich an ein Verzeichniß und Beschreibung altdeutscher, lateinischer und französischer Handschriften der Vaticana und a n d r e r römischen Bibliotheken, die sich auf die deutsche Literatur beziehen. Bei dieser Gelegenheit werden aber mehrere höchst interessante althochdeutsche Glossen und ein nicht unbedeutendes Fragment eines althochdeutschen Glossariums mitgetheilt. — Außerdem verdient besonders hervorgehoben zu werden die nähere Erwähnung des Codex. membr. B. christ. Nr. 1331. Saec. XIII., der aber nicht allein das im Catalog angegebene Gedicht des Striker: Karl der Große oder die Ronçevaller Schlacht, enthält, sondern auch das in seiner Art vortreffliche Gedicht Hartmanns von der Aue: G r e g o r a u f d e m S t e i n e. Die Handschrift der Ronçevalschlacht wird beschrieben, Anfang, Inhalt und Ende mitgetheilt und dadurch der Werth derselben festgestellt, den sie neben und vor der Straßburger und Gothaer behauptet. Zwischen der Rolandschlacht und Gregor auf dem Steine sind noch einige Minnelieder eingefügt. Drei davon sind mitgetheilt. — Darauf wird die Handschrift Gregors auf dem Steine aufs genaueste beschrieben. Ferner erhalten wir genauere Kunde von Strikers moralischen Gedichten, vom Bischof Bonus, dem deutschen Cato, nebst Mittheilungen daraus ꝛc. Hierüber, wie über alle ferneren bibliographischen Mittheilungen mögen gelehrte Zeitschriften Näheres berichten; wir verweilen bei dem Gedicht Gregor auf dem Steine, welches zuletzt, und zwar hier das erste Mal vollständig abgedruckt erscheint. Dem Gedicht selbst geht eine werthvolle Abhandlung voran, über den in der Poesie des Mittelalters verklärt erscheinenden Geist jener Zeit, der in der wunderbaren Vereinigung von Christenthum und Heldenthum, oder wichtiger wohl in der lebendigen Bewegung zwischen diesen beiden Polen besteht, während Frauen- und Freundes-Liebe die mittlere Proportionale zwischen jenen beiden äußeren Gliedern bilden. Dieser Lebensbewegung des damaligen Geistes entsprechen dann zunächst die eigentlichen H e l d e n l i e d e r, die sich vorzugsweise in den Sagenkreisen von Etzel, Odoaker, Dietrich und von Karl dem Großen vornämlich bewegen, auch die fremden, aber verwandten Sagen von Artus und der Tafelrunde in sich abspiegeln. In die Mitte stellen sich die Minnelieder, zuerst von den Strahlen der südlicheren Sonne, in Spanien und Südfrankreich entzündet, dann aber auch im Gemüth der Deutschen erwachend, als ihr thatendurstiges Leben sie jener Sonne oft genug entgegengeführt, ihr eigenes Blut immer rascher und wärmer fließen gemacht hat. Als höhere Blüthe irdischer Liebeslieder erscheinen die religiösen Minnelieder und wie diese sich über die gewöhnlichen erheben, so die christliche Epopöe über die Heldenepopöen. Man hat aber zu unterscheiden die historisch-christliche und mythisch-christliche Poesie; zu jener gehören Otfried's Christ, H e l i a n d, R a p p e r t's Lied vom heiligen G a l l, das Lied vom heiligen A n n o und Anderen. Den Mittelpunkt der mythisch-christlichen Poesie bilden die Sagen vom heiligen Graal. Denn der G r a a l stellt die Idee einer mythischen Kirche dar, und dieser entspricht wieder ein mythisches Priesterthum, ein mythisches Mönchthum und ein mythisches Heldenthum. Nachdem der Verfasser dieses entwickelt und danach die vornehmsten epischen Gedichte des Mittelalters gruppirt

hat, geht er zu dem Gedicht: Gregor auf dem Steine über. Gregor ist ein mythischer, christlicher Held, in welchem sich eine höchst tragische Richtung des innern Lebens darstellt, darinnen er im Widerstreite gegen unverschuldete Greuel und im Kampfe gegen unverdientes Unglück durch demuthvolle Unterwerfung unter das Walten der göttlichen Vorsehung am Ende als Sieger hervortritt. Den Mittelpunkt bildet auch die antiken Tragödien zu Grunde liegende Vorstellung einer Blutschande, die als geheimer, vorher noch unerkannter Fehl im blinden Fortschreiten ein Geschlecht von Schuldigen und Unschuldigen ins Verderben reißt, wobei jeder Schritt, den verborgenen Greuel zu verdecken, denselben nur furchtbarer noch vergrößernd endlich ans Tageslicht bringt, während am Schlusse der Verwicklungen der schuldlos Gefallene durch freiwillige Selbsthinopferung das moralische Gesetz versöhnt. Diese Lösung ist übrigens eine christliche. Der freie sich für das Göttliche entscheidende Wille gebiert Tugend und Verdienst und dieses sollte Belohnung finden, während Strafe die Sündenschuld treffen sollte, welche Folge war des sich gegen das göttliche Gesetz empörenden eigenen Willens. Aber im Leben folgt gar oft die Strafe nicht der Sünde, der Lohn nicht der Tugend; gleichwohl hat die Vernunft, die sich auch als moralisches Gefühl und als poetische Gerechtigkeit bethätiget, immer eine versöhnende Lösung so harten Widerspruches versucht, und die Geschichte zeigt uns drei verschiedene Arten, die Lösung zu vollbringen, die griechische, die hebräische und die christliche. — Am vollkommensten entwickelt ist die griechische Lösung in der Oedipusmythe. Das Verhängniß, das blinde, Götter und Menschen zwingende Schicksal führt gegen alle menschliche Vorsicht den Oedipus von Greuel zu Greuel. Später erst erkennt er, daß er Vatermord und Blutschande begangen, ohne es zu wissen, er erkennt es erst an der Pest, welche rächend sein Volk trifft. Zur Sühne blendet er sich, verläßt den Thron, zieht irrend von Land zu Land und wird endlich nach treuem Ausharren in freiwilliger Buße zu den Göttern entrückt. — Die hebräische Lösung stellt sich uns dar im Hiob. Kein namenloses Schicksal regiert, sondern Jehova lenkt mit Allmacht und Weisheit die Geschicke der Menschen, der Widerspruch zwischen Tugend und Unglück wird aber durch die Idee einer sittlichen Prüfung gelöst, welche erst die wahre Bekräftigung im Guten und durch diese erst dauerndes Glück zur Folge hat. — Die christliche Lösung aber tritt uns nun eben im Gregor entgegen. Während im Oedipus das blinde Schicksal Schuld auf Schuld herbeiführt, während im Hiob Satan Unglück und Leiden bis zum Verzweifeln häuft, verdirbt hier der ewige Verführer reine, edle Triebe des Menschenherzens, die ursprünglich reine, sorgende, behütende Liebe eines Bruders zu seiner Schwester in verbotene Lust. Dieser verführt die Schwester, entsagt reuig dem Thron und stirbt in Zerknirschung auf einer Pilgerfahrt zum heiligen Grabe. Die Schwester übergibt, aus Furcht vor der Schande in den Augen der Welt, die Frucht verbotener Lust, ein Knäblein, das sie in eine Barke setzt, den Wogen des Meeres. Nun aber sucht sie, zu Boden geworfen von Schmerz über den Tod des Bruders, gepeinigt von den Gewissensbissen über das Aussetzen des Kindes, durch kirchliche Büßungen, durch Wohlthätigkeit, durch weiseste und gerechteste Regierung des Landes, durch aufrichtige Herzensreue Gott zu versöhnen. — Inzwischen wird an ferner Küste das Knäblein gefunden, und als ein ihm mitgegebenes Täfelchen entziffert worden, in ein Kloster aufgenommen und zum Geistlichen erzogen. Erwachsen entdeckt er das Geheimniß seiner fürstlichen Geburt, aber freilich nur halb; und dies reizt ihn an, Heimath und Eltern aufzusuchen. Er erreicht der Mutter Land und Hand. Zu spät entdeckt sich dies; aber die Entdeckung weckt in ihm religiöse Erhebung des Gemüths und den festen Entschluß, den unbewußt begangenen Frevel abzubüßen. Die Buße besteht nach dem Sinne damaliger Zeit darin, daß er sich auf einen einsamen, unwirthbaren Felsen im Meer zurückzieht und sich an denselben, ein christlicher Prometheus, freiwillig anschließen läßt. So führt er siebzehn Jahre sein Bußleben auf dem Steine, bis das römische Volk, das von ihm vernommen, den von Gott in ihm erweckten Entschluß faßt und ihn auf den päpstlichen Thron beruft. Hier nun, durch die 17jährige Buße schon entsündigt, führt er das Werk der Heiligung fort, indem er mit Weisheit, Liebe und Strenge der Christenheit vorsteht. Die Mutter kommt als Büßerin nach Rom, um von dem Papste, dessen Heiligkeit sie herbeiziehet, Vergebung ihrer Sünden zu erflehen. Sie wird ihr zu Theil, zugleich aber auch die Kunde, wer der sie segnende Papst ist. Alles Irdische ist nun ab und todt. Beide leben noch bis zum Tode in heiligem Wandel und erwerben durch werkthätige Frömmigkeit und fortgesetzte Buße Gnade für den schon lang verstorbenen Urheber aller bewußt und unbewußt begangenen Sünde. — Wenn diese Vorstellungsart auch keineswegs mehr die der Gegenwart ist, so tritt in ihr die religiöse Weltansicht des Mittelalters doch ganz entschieden hervor und entfaltet sich im Gedicht selbst natürlich weit reicher und mannichfaltiger, als hier angedeutet werden konnte. Und dies geschieht dabei auf eine so einfache, zarte, und hierin gerade auf eine so reinkünstlerische Weise, daß wir nur wünschen können, daß der edlere Geist der Gegenwart sich endlich auch einmal eine so vollkommene, in sich befriedigte Gestalt geben möchte. Wir beschränken uns auf diese Andeutungen, die wir aus der Einleitung des Verfassers entlehnt haben, überzeugt, daß

sie in jedem unbefangenen Freunde der poetischen Literatur des Mittelalters, ja aller Zeiten, die Lust erwecken werden, sich mit dem Gedicht selbst vertraut zu machen, das sich vor anderen Gedichten Hartmanns durch jugendliche Frische der Phantasie vortheilhaft hervorthut, wenn es diesen gleich an äußerlichformeller Vollendung in Sprache und Vers nachstehen dürfte. *

W. V. Mönnich.

Lyrische Dichtkunst.

9) Wilde Rosen, an Hertha. Von M. G. Saphir. Erstes Bändchen. (Drittes der Damen-Bibliothek.) Wien, Mausberger. Leipzig, Magazin für Industrie und Literatur, 1838. 8. S. 172.

Gedichte von größtentheils ernstem und sentimentalem Inhalt, denen es nicht zu Statten kommt, daß ihr Verfasser ein weltbekannter Witzling ist. Man traut denen, die den Scherz ex professo treiben, selten jene Wahrheit und Tiefe des liebenden Gemüthes zu, die man vom Dichter des Minneliedes voraussezt. Gleichwohl enthält die vorliegende Sammlung sehr viel Zartes und wenn nicht der Name des Autors auf dem Titel stünde und hin und wieder auch im Inhalt der spielende Witz, zuweilen sogar der fatale Wortwitz zum Vorschein käme, würde man nicht anstehen, diese Lieder als sehr gefühlvoll und schön einem ausgezeichneten Dichter zuzuschreiben. Sie sind an eine gewisse pseudonyme Hertha gerichtet und durch eine wahrhaft galante Phantasie und viel feine Zärtlichkeit ausgezeichnet, wenn ihm auch Scharfsinn und Witz mehr als das sogenannte Herz beim Dichten geholfen haben mögen. Wir wollen einige der artigsten Gedanken mitten herauswählen:

Wenn eine Perle wär' das Wort,
Und Perlenschnur das Lied,
Dann reih'te ich Perlen immerfort,
Und würde nimmer müd',
Und schlänge so das ganze Jahr
Die Schnüre in ihr gold'nes Haar.

* * *

Ein Adonis möcht' ich seyn,
Daß mit innigem Vergnügen
Sich ihr blaues Auge fülle,
Wenn es weilt auf meinen Zügen!

Krösus möcht' ich gerne seyn,
Daß mit meiner Lieb' ich mehre
Die Demanten aller Erde,
Und die Perlen aller Meere!

Cäsar möcht' ich gerne seyn,
Und die Welt für sie erkriegen;
Feindesblut mit meinem mischen,
Und damit sie selbst ersiegen!

Und Petrarka möcht' ich seyn,
Um durch meinen Sang der Saiten
Ihren Namen anzuknüpfen
An's Gedächtniß aller Zeiten!

Sanzio möcht' ich gerne seyn,
Um in heiliger Verklärung
Hoch ihr Bildniß aufzustellen,
Einem Weltall zur Verehrung!

Nichts besitz' ich, nichts bin ich,
Nichts, sie freundlich anzuregen;
Liebe ist mein ganzer Werth,
Lieben ist mein ganz Vermögen!

Doch dies Lieben kann ich nie
Als Geschenk ihr jemals zeigen,
Denn dies Lieben kam von ihr,
War ja immer ihr zu eigen!

* * *

Die Rose lag im Schlummer,
Im grünen Gemach,
Es klopfen Schmetterlinge,
Doch wird sie nicht wach.

* Nachdem dieses niedergeschrieben war, fand ich eine Notiz von Heinrich Leo in Nr. 352 der Blätter für literarische Unterhaltung, 1837, nach welcher das ganze Gedicht nicht nur, wie der Herausgeber schon vermuthet, aus einem mittelalterlich lateinischen Gedicht geschöpft, sondern eine freie, zum Theil nur paraphrasirende Uebersetzung eines solchen Gedichtes ist, von welchem Leo ein Bruchstück, das er vor länger als 10 Jahren auf der Berliner Bibliothek gefunden hat, mittheilt. Der weiteren Bemerkung, daß der Herausgeber den Grundgedanken zu ausschließlich als aus dem Alterthum entlehnt darstelle, kann ich nur zum Theil beitreten, da er ja sogar umständlich nachweiset, wie in der Unsitte der dem Geist vorangehenden Zeit und in den kirchlichen Maßregeln dagegen der Stoff desselben sich aufgedrängt habe. Berücksichtigung verdient es aber auch gewiß, daß einerseits die Vorstellung der Geschwisterehe den alten Germanen nicht fremd war und eben so die der Aussetzung eines Kindes, das dann späterhin durch Heldenthaten sich höchsten Ruhm erwirbt.

W. V. M.

Es lockte der laue Abend,
Sie bleibet im Haus;
Es locken gold'ne Sterne,
Sie tritt nicht heraus.

Es rollt der Donner oben,
Sie springt nicht empor;
Es zuckt der Bliz hernieder,
Sie hebt nicht den Flor.

Da tönt herab vom Zweige
Ein schmerzliches Lied,
Das aus der wunden Seele
Der Nachtigall zieht.

Da schließt das Knospenfenster
Die Rose still auf,
Und schauet zu dem Sänger
Erröthend hinauf.

* * *

Eine Aloe am Ufer
Hat die Knospen ausgestreckt,
Wie ein großer Kronenleuchter,
Der die Lichter aufgesteckt.

Große weiße Blumen bringen
Aus dem grünen Knospensprung,
Leuchten wie die Zauberflammen
Magisch durch die Dämmerung.

Wenn uns diese seltne Pflanze
Duft und Licht auf einmal bot,
Endet sich ihr schönes Leben,
Ihre Blüthe ist ihr Tod!

Ihres Lebens schönste Stunde
Nahet mit dem Tod heran,
Und sie zündet ihre Blüthen
Nur an ihrem Grabe an.

So auch treibt mein Herz nur sterbend
Lieder voll von Licht und Duft,
Die dann als geweihte Kerzen
Glühen an der Liebe Gruft!

Zuweilen sind die Bilder, deren sich der Dichter bedient, allzu gesucht und nicht immer schön, z. B.

Mein Herz ist eine Glocke,
Gegossen aus gediegen Blut,
Die in der finstern Wölbung
Des schwarzbehängten Busens ruht.

Als ich die Lieb' geboren
In meinem Busen, süß und bang,
Da tönte diese Glocke,
Im hellen, feierlichen Klang.

Als ich die Liebe traute,
Vertraute dem geliebten Bild,
Da tönte diese Glocke
So lieblich, feierlich und mild.

Als ich die Lieb' begraben,
Gestattete zur Schmerzensruh',
Da tönte diese Glocke
Den dumpfen Sterbeklang dazu.

Diese Glocke läutet bei der Geburt der Liebe, bei der Trauung (Vertrauen, Geständniß) und beim Grabe der Liebe; ein Bild, das uns mehr witzig als natürlich scheint. Ein andermal (S. 90) vergleicht sich der Verfasser einem Grönländer, weil er in dem eiskalten Herzen seiner Geliebten wohne. Die sentimentale Liebschaft des Mondes, der auf seinem Schifflein durch die Nacht rudert, mit dem Planeten Venus, ist gleichfalls gesucht, und so finden wir denn sehr unnütze Tändeleien und Spitzfindigkeiten mit dem schönen Ausdruck wahrer Zärtlichkeit seltsam in dieser Sammlung vermischt. Am Schluß ist angehängt: Goldfischleins Roman oder die Zeit der wilden Rosen, ein Mährchen, welches die phantastische Liebe zwischen einem Goldfischlein und einem Zeisig enthält und ebenfalls nur eine Spielerei ist.

10) Gedichte von Adalbert Feidner. Magdeburg, Wagner und Richter, 1837. 8. S. 125.

Eine kleine Sammlung lyrischer Klänge von ziemlich gewöhnlicher Art, z. B.

Scheinst so schön am blauen Himmel,
Schöner goldner Abendstern 2c.

Dabei einige Romanzen, die auch nichts Neues enthalten, z. B. von der Alhambra zu Grenada 2c., aber ein recht gutes Epigramm:

Der Esel trug sein Kreuz sonst meistens auf dem Rücken,
Doch kann man's jetzt auch oft auf seiner Brust erblicken.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 80.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 6. August 1838.

Lyrische Dichtkunst.

11) Gesänge des Grafen Giacomo Leopardi, nach der in Florenz 1831 erschienenen Ausgabe, übersezt von K. L. Kannegießer. Leipzig, Brockhaus, 1837. 8. S. 127.

Nur wenige Gedichte, die aber zu den schönsten der neuern Zeit gehören. Es ist darin etwas vom Geiste Dantes, einsterhabener Schmerz, wie ihn außer italienischen Dichtern in unsern Tagen nur polnische gefühlt und mit unvergänglichen Zügen ins Gedächtniß der Zeit eingeschrieben haben. In der That ist der Schmerz eines Volks hoch erhaben über den gewöhnlichen poetischen Jammer der Individuen, und wie sehr auch unsere junge Literatur ihren verdorbenen Magen und ihre durch allzufrühe Lüderlichkeit herbeigeführte Erschlaffung zum sogenannten Weltschmerz zu steigern bemüht ist, so wird sie damit doch der Welt nur zum Ekel und wahre Theilnahme hat man nur für den Schmerz solcher Dichter, in denen sich das tragische Schicksal eines edeln Volkes spiegelt. Mickiewicz, Silvio Pellico, Leopardi haben etwas Ehewürdiges und Heiliges, die sogenannten Zerrißnen in und außerhalb Paris aber sind Affen, die tragische Gesichter schneiden, Karrikaturen des Heiligen. Leider ist es so weit gekommen, daß sogar der Schmerz, den man sonst, wo er nicht von selbst kam, gerne mied, ein Gegenstand der Speculation geworden ist. Um so mehr aber ist es Pflicht der Kritik, zwischen dem echten Schmerz und seinen fabrikmäßigen Surrogaten in der modernen Literatur scharf zu unterscheiden.

Leopardis erste Ode ist an sein Vaterland gerichtet und dem berühmten Sonett Filicajas: O Italia, Italia, tu cui feo la sorte etc. nahe verwandt.

All' Italia.

O patria mia, vedo le mura e gli archi
E le colonne e i simulacri e l' ermo
Torri de gli avi nostri,
Ma la glorie non vedo,
Non vedo il lauro e 'l ferro ond' eran carchi
I nostri padri antichi. Or fatta inerme,
Nuda la fronte e nudo il petto mostri.
Oimè quante ferite,
Che lividor, che sangue: oh qual ti veggio,
Formosissima donna. Io chiedo al cielo
E al mondo: dite dite;
Chi la ridusse a tale? E questo e peggio
Che di catene he carche ambo le braccia;
Si che sparte le chiome e senza velo
Siede in terra negletta e sconsolata,
Nascondendo la faccie
Tra le ginocchie, e piange.
Piangi, chè ben hai donde, Italia mia,
Le genti a vincer nata
E ne la fausta sorte e ne la rie.

Die Uebersezung ist ungezwungen schön:

Mein Vaterland, ich sehe die Mauern, sehe
Die Säulen, Bogen, Thürme, die zuvor
Der Ahnen Eigenthum,
Nur seh' ich nicht den Ruhm,
Den Lorbeer seh ich nicht, den Stahl, der ehe
Die Väter schmückte! Ha, die Stirn verlor,
Die Brust verlor, die nackte, ihre Zier.
Die Striemen dort, weh dir!
Die Beulen und das Blut! Wie bist du häßlich,
Du schönste Frau! Zur Welt ruf' ich hinaus,
Zum Himmel auf, sagt an:
Wer hat ihr das gethan? Und gräßlich, gräßlich,
Wie schwere Ketten ihr die Arm' umziehn!
Am Boden sizt sie in Gram und Graus,
Die Locken wild zerstreut und schleierlos;
Und zwischen ihren Knien

Verbirgt die Arm' ihr Angesicht und weint.
Ja, wein' Italien, dir blüht sonst kein Glück,
Geboren du zum Loos
Der Weltherrschaft im Glück und Mißgeschick rc.

So fährt die schöne Ode fort. Nicht minder großartig ist die Dichtung an Dantes Grabe:

Verschieden, so an Geist als Red' und Mienen
Ging durch Toscanas Flur und fragte nach
Der Fremdling ehdem brünstig,
Wo der die Ruhe fand, durch deß Terzinen
Der Sänger Iliums nicht mehr einsam ist,
Und hörte (ha der Schmach!)
Daß nicht nur sein Gebein und Aschenhauf
Noch ferne liegt im Elend
Auf fremder Flur nach seines Lebens Frist.
Du hobst empor, Florenz, auch dem kein Zeichen,
Zu dessen Kraft die ganze Welt blickt auf,
Um ihn dein Lob erzählend.

Dann lobt der Dichter die, welche dem großen Dante endlich ein Denkmal errichten, preist aber Dante selig, daß er von dieser Zeit nichts mehr sehn darf. Es ist die Zeit Napoleons, der Italien ausraubte und unter dem Vorwand, den Italienern die Freiheit zu bringen, sie zu seinen Sklaven machte:

Heil dir, daß wohlberathen
Du nicht lebendig brauchtest solch ein Graun,
Italiens Frau'n nicht brauchtest
Im Arme von ausländischen Soldaten,
Nicht Städt' und Felder, öd' vom tollen Wahn
Des Fremdlings und von Feindes Schwert, zu schaun,
Nicht auch geschleppt die Pracht
Der Meisterwerk' Italiens in grimme
Knechtschaft jenseit der Alpen, nicht die Bahn,
Die traurige, gesperrt vom Wagendrange,
Auch nicht die rauhe übermüth'ge Macht,
Auch nicht den Hohn zu hören, noch die Stimme
Der frechen Freiheit bei dem grausen Klange
Der Ketten und beim Schwung vom Peitschenhieb.
Wer litt nicht welchen Gräul? O über jenen
Schimpf, dem nichts übrig blieb
An Tempel und Altar von Gräuelsceuen.

Warum sind wir so trüber Tage Zeugen?
Warum, o du Geschick voll Kümmerniß,
Gabst du nicht eher Tod uns
Als Leben? da die Heimath sich beugen muß
Vor argen Fremdlingen als niedre Magd,
Es nagt der Feile Biß
An ihrer Kraft vor unserm Angesicht,
Und irgend zu erweichen
Den ungeheuren Schmerz, der sie benagt,
Durch Trost und Hülfe ward uns nicht vergönnet.
Ach, unser Blut und Leben ward dir nicht
Zu Theil, o Theur'; erbleichen
Darf ich nicht für dein Unglück. Drum entbrennet
Mein Herz vor Zorn und schwillt vor Mitgefühl.
Wohl stritten und erlagen Deine Bürger
Zahlreich, doch keiner fiel
Fürs Vaterland, nein nur für dessen Würger.

Am erhabensten wird die Klage, indem sie der in Rußland gefallenen Italiener gedenkt:

Des Nordens Wüstenei vernahm die Klagen,
Der Sturm der Wälder auch vernahm ihr Weh.
So kamen sie zum Ziele;
Die Leichen, unbeachtet offen lagen
Zerfleischt, zerstückt sie von dem wilden Thier
Auf grausem Meer von Schnee.
Nun wird der Edlen, Hehren Name gleich
Und eines sein auf immer
Mit Feigen und mit Schlechten. Theure, ihr,
Wenn euer Leid gleich nie sein Ende findet,
Beruhigt euch, und Trost verleih' es euch,
Daß Trost ihr nun und nimmer
In jetzgen und künftgen Zeiten findet.
Ruht aus an eures ewgen Jammers Brust.

Auch in den übrigen Gedichten klingt ein patriotischer Ton durch. So heißt es in der Ode an Angelo Majo, den berühmten Bibliothekar:

Beherzter Italer, Du wirst nicht müde
Aus ihrem Grab zu wecken
Die Ahnen, heißt sie unser ganz erschlaffe
Jahrhundert aufzurufen, das bedecken
So großen Ekels Nebel?

In dem Gedicht „an den Frühling“ beklagt er, wie todt jezt die Natur sey, und wie lebendig sie einst war, da Italien noch frei und mächtig die Welt beherrschte. Sehr ähnlich den Göttern Griechenlands von Schiller. In andern Gedichten, wo auch nicht mehr vom Vaterland die Rede ist, bleibt doch das schmerzliche Gefühl des Dichters sich immer gleich, z. B. in dem schönen Lied „Sapphos lezter Gesang,“ in „der ersten Liebe.“ Eins dieser Lieder ist so einfach und doch von so tiefer Empfindung eingegeben, daß es gewiß jeden Leser rühren muß:

An den Mond.

Holdsel'ger Mond, wohl bin ich eingedenk,
Daß ich, grad' ist's ein Jahr, zu diesem Hügel

Von Schmerz gequält herkam, dich zu betrachten.
Du schwebtest damals über jenem Wald,
Just so wie jezo, alles überstrahlend;
Doch nebelhaft und zitternd von der Thräne,
Die mir empor zur Wimper drang, erschien
Dein Antliz meinen Blicken; denn mein Leben
War kummervoll, und ist es, sonder Wechsel,
O mein geliebter Mond! Und doch erfreut
Mich die Erinn'rung und die Zeitberechnung
Von meinen Schmerzen. O wie süß ist doch
Das Angedenken der Vergangenheit,
Sey sie auch trüb', und rinn' auch noch die Thräne.

Auch einige mit zarter Hand ausgeführte Genrebilder finden sich noch zulezt unter Leopardis Dichtungen, z. B.

O Silvia, denkst du wohl
Noch jener Tage deines Erdenlebens,
Als Lieblichkeit entquoll
Aus deinen lächelnden und flücht'gen Augen,
Und wohlgemuth und sinnig du die Bahn
Der Jugend stiegst hinan.
Dein stilles Zimmer klang,
Und rings die ganze Nachbarschaft von Deinem
Nie endenden Gesang,
Wenn weiblichen Geschäften du beflissen,
Dasaßest, an der holden
Zukunft begnügt, die in der Brust du hegtest,
Der düftereiche Mai war's, und du pflegtest
Den Tag so zu verleben.
Ich legte dann beiseit
Die edlen Künste wie die sauren Bücher,
Drauf ich die erste Zeit,
Sowie den bessern Theil von mir verwandt,
Und auf dem Erker meines Vaterhauses
Bot ich mein Ohr dem Tone deiner Stimme,
Und der gelenken Hand,
Die durch die mühevollen Fäden schwebte.
Den Himmel schaut' ich an,
Die Gärten, hellen Straßen,
Den Berg hier, und das Meer, das ferne, dort.
Nie sagt ein Menschenwort,
Was damals sich in meiner Brust bewegte.

Und ein ländliches Bild:

Die Dörferin kommt von dem Feld nach Haus
Beim Sonnenuntergang
Mit ihrem Bündel Gras, in ihrer Hand
Von Rosen und Violen einen Strauß,
Um, wie gewöhnliglich,
Morgen am Sonntag sich
Das Haar damit zu schmücken und die Brust.
Die Alte sizt zu spinnen
Dort auf der Treppe mit den Nachbarinnen
Der Gegend zu, wo lischt das Tageslicht.

Diese Beispiele werden jeden Leser in den Stand setzen, den Geist des italienischen Dichters kennen zu lernen, dessen edle Einfachheit den Prunk der ausgearteten Romantik beschämt, und der durch die Reinheit und Tiefe seines Nationalgefühls bei seinem Volk unsterblich fortleben wird.

Altdeutsche Sprache und Literatur.

9) **Zeugnisse über das deutsche Mittelalter aus den deutschen Chroniken, Urkunden und Rechtsdenkmälern, herausgegeben von G. W. K. Lochner. Erster Theil. Nürnberg, Bauer und Raspe, 1837.**

Herr Lochner, welchem wir schon die Herausgabe einer Nürnberger Chronik, eine Monographie über Johann Sobiesky, eine sehr zweckmäßig geordnete, chronologische Uebersicht der deutschen Geschichte ꝛc. verdanken, füllt mit gegenwärtigem Werke eine bedeutende Lücke sowohl in der reingeschichtlichen, als in der sprachgeschichtlichen Literatur aus. Mit Recht behauptet derselbe, daß eine gründliche Kenntniß der deutschen Geschichte ohne Kenntniß ihrer eigenthümlichen Geschichtsquellen so wenig denkbar sey, als z. B. die der griechischen Geschichte ohne Kenntniß der griechischen Geschichtsquellen. Wie nun Friedrich von Raumer, um zu dem Studium der Quellen unserer Geschichte einen einladenden Weg zu bahnen, vor 24 Jahren schon eine Sammlung der wichtigsten Stellen der lateinischen Geschichtschreiber des Mittelalters herausgab, so gibt uns Herr Lochner hier eine Auswahl deutscher Geschichtsdenkmale aus der zweiten Hälfte des Mittelalters. Aber nicht nur die hieher gehörigen, deutschen Chroniken sind zu diesem Zweck benuzt worden, sondern auch die wichtigsten Rechtsbücher und Urkunden. Denn des Verf. Plan ging vornämlich dahin, „von den Verhältnissen des kunstvollen Baues, der sich das heilige Reich deutscher Nationen nannte, die wichtigsten Umrisse zu geben, also die Verhältnisse des Kaisers und Königs, der Fürsten, der Städte, durch bezeichnende Chronikberichte, Urkunden, Rechtsverfügungen nachzuweisen, auch andere Erscheinungen, Sitten, Trachten u. s. w. zu berücksichtigen.“ Der Verf. bedauert dabei, daß ihm die gebotene Rücksicht auf nicht zu große Ausdehnung des Buches nicht verstattet habe, so viel mitzutheilen, als er selbst und wohl mancher Leser gewünscht hätte. Für diesen Mangel hat er durch historische Einleitungen, die jedem neuen mitgetheilten Stück vorangesezt sind, zu entschädigen gesucht. Diese Einleitungen sind recht instructiv, indem sie das

Verhältniß bezeichnen, in welchem jedes Stück und jede Schrift, der es entnommen, zur deutschen Geschichte stehn, überhaupt jede wünschbare literarische und historische Erläuterung geben. Die diplomatische Genauigkeit, mit welcher die Stücke, bezüglich der Orthographie, Interpunction 2c., mitgetheilt wurden, ist im sprachgeschichtlichen Interesse höchst dankenswerth. Das ganze Werk soll sich auf die Zeugnisse bis zu Marimilian des Ersten Tod erstrecken; vorliegender erster Theil enthält Mittheilungen, die bis zum Anfang des 15ten Jahrhunderts reichen, nämlich: Aus dem Sachsenspiegel; Friedrichs II. Landfriede von 1235; aus Hanns Ennenchel; aus Godefrit Hagen's Reimchronik; aus dem Schwabenspiegel; aus Ottokar von Horneck; zur Wahl von 1314 (Urkunde); die Schlacht bei Ampfing aus Script. Rer. Austr. I. 1002 von Pez; Consortium imperii (Ludwigs des Bayern und Friedrichs des Schönen Vertrag über ihre gemeinschaftliche Reichsregierung); der erste Kurverein; aus der Limburger Chronik; Günthers Abdankung; aus Königshovens Chronik; aus der goldnen Bulle; Karls Leichenfeier; Städte und Fürsten (aus Ulman Stromers ungedruckter, abschriftlich im Archiv zu Nürnberg befindlichen Chronik); die Vehme.

In einer Einleitung, welche dem Ganzen vorausgeschickt ist, führt der Verf. eine Ansicht über Entstehung der deutschen Prosa durch, die neu, und wenn man ihr auch nicht in jeder Beziehung beitreten kann, doch in wesentlichen Punkten wahr und zu beachten ist. Nicht aus der sich auflösenden Minne- (und epischen Ritter-) Poesie, sagt er, ist die deutsche Prosa hervorgegangen, sie verdankt ihr Entstehen und ihre Fortbildung dem Gebrauch der Muttersprache fürs öffentliche, fürs Staatsleben, welcher seit dem 13ten Jahrhundert nicht bloß versucht, sondern ununterbrochen fortgesezt und immer häufiger wurde. Von Rudolph von Habsburg an, darf man behaupten, begann die deutsche Prosa, ja die deutsche Sprache eine neue, von den früheren dichterischen Erzeugnissen unabhängige Entwicklung. Sehr schön wird nachgewiesen, wie dieses Ereigniß zusammenfällt mit der dem Wesen des Mittelalters entgegengesezten Tendenz, mit der Auflösung nämlich der germanischen Christenheit, eines wenigstens bis dahin immer angestrebten christlich-germanischen Weltreiches in Völkerstaaten. Durchaus wahr ist hierin, daß der Uebergang von Poesie zur Prosa nicht von der Auflösung poetischer Werke, sondern, wo auch diese damit verbunden wäre, von einem neuen Geiste des Lebens ausgeht. Prosa und Poesie stehen einander gegenüber wie Synthese und Analyse. Mit der im Leben herrschenden Synthese, mit dem Streben nach Einheit und Ganzheit, ist das gleiche Streben in Sprache, Kunst, Wissenschaft verbunden und umgekehrt. So ist gewiß die Reimchronik nicht aus dem Epos hervorgegangen, sondern an dessen Stelle, oder vielmehr an die Stelle deutscher Sagen, eines Herzog Ernst von Heinrich von Veldeck 2c. getreten. Dennoch kann man in den Reimchroniken, was Ausdruck und Wendungen anlangt, einen Nachklang der epischen Poesie gar nicht verkennen, selbst wo sie nicht gerade deutsche Geschichtssagen zum Gegenstande hat. Wenn z. B. Hartmann von Aue anfängt:

Der dise rede berihte
In tûsche hat getihte
Das was von owve hartman.

so könnte hinterdrein nicht viel mehr als eine Reimchronik erwartet werden. Es ist aber der Anfang von dem Gedicht Gregorius, einem epischen Werke von großem poetischen Werth, welches unlängst Karl Greith edirt hat. Mitten in diesem Gedichte, wie im „Iwein,“ im „armen Heinrich“ desselben Dichters, nicht minder im „Rolandslied“ vom Pfaffen Kunrat, in „Flos und Blankflos“ von Konrad Flecke sogar kommen sehr viele Stellen, die einen so einfachen, trocknen und selbst breiten Ausdruck haben, wie die Reimchroniken. Umgekehrt kommen Stellen in diesen vor, die herausgerissen und vereinzelt als Reste eines epischen Gedichtes genommen werden könnten. Es ist dieses um so weniger zu verwundern, als sich ja die epischen Dichtwerke noch lange neben den Reimchroniken erhielten, wie aus manchen späten, freilich immer prosaischer und schlechter werdenden Abschriften hervorgeht. — Den richterlichen Ausspruch, Gesetz, Gewohnheit, Herkommen und Vertrag vermögen wir aber mit dem Verf. nicht als eigentlichen Grund und Boden der deutschen Prosa zu betrachten, wohl aber, was er nur schließlich beifügt, vorzugsweise den täglichen, immer lebhafter werdenden (Gedanken-) Verkehr in allen seinen mannichfaltigen Richtungen. Unstreitig ist dann den Chroniken, die endlich auch den Reim fallen ließen, also geschichtlichen Sprachdarstellungen ein höchst bedeutender Werth hinsichtlich der Sprach- und Prosa-Entwicklung, ein bedeutenderer beizulegen, als man bisher anerkannt hat. Diesen Werth nachgewiesen zu haben, ist ein Verdienst des Verfassers. Zu wenig Gewicht legt er dagegen auf die Prosa, die in den Novellen, Romanen und Volksbüchern geschrieben und gelesen ward; und diese Volksbücher enthalten in der That meistens nur Auflösungen früherer Rittergedichte. Eben so verdienstlich ist es, daß er den geschichtlichen Werth, den die Chroniken und geschichtlichen Erzählungen neben den bloßen Urkunden behaupten, hervorgehoben hat. So unentbehrlich uns freilich das Knochengebäude ist, bemerkt der Verf., das uns die Urkunden darbieten, so sehr bedürfen wir auch des Fleisches und Blutes, das nur in den Chroniken oder Erzählungen zu finden ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 81.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 10. August 1838.

Naturwissenschaften.

1) Jahrbuch für 1838. Herausgegeben von Schumacher, mit Beiträgen von Bessel, Leop. v. Buch, Kämptz, Moser, Oersted, Olbers und Schouw. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1838.

Auch in diesem Jahre zeichnet sich das von Schumacher unternommene Jahrbuch durch sehr gehaltvolle Aufsätze aus. Wir übergehen die astronomischen Ephemeriden und vergleichenden Tabellen der Barometer- und Thermometerstände, welche die erste Hälfte des Buchs einnehmen, weil diese Gegenstände nur für Leser von Fach sind. Allein die folgenden Abhandlungen haben allgemeines Interesse. In der über Fluth und Ebbe finden wir diese berühmte Naturerscheinung auf eine vollständigere Weise erklärt, als es gewöhnlich der Fall ist. Die Erscheinung ist sehr complicirt. Einerseits zieht der Mond das Wasser an und zwar am stärksten, andererseits auch die Sonne, der Entfernung wegen etwas schwächer. Ferner wird die Erscheinung modificirt durch die größere oder geringere Tiefe des Meeres, durch die aus andern Ursachen entstehende westliche Strömung des Meeres, durch die Lage der Küsten, die sich der Fluth entgegenstellen, durch das Zusammentreffen der Sonnen- und Mondsfluthen in den sogenannten Springfluthen ꝛc. Eben so interessant ist die Abhandlung von Oersted über die Wettersäule (Wasserhose), einen noch wenig untersuchten Gegenstand. „Die Wettersäule ist eine stark bewegte Luftmasse, welche über die Oberfläche der Erde hinweggeht und sich indeß um eine Achse dreht, wovon der eine Endpunkt sich auf der Erde, der andere in einer Wolke befindet. Von dieser Wolke geht eine Verlängerung herab, die den oberen Theil der Wettersäule ausmacht; der untere besteht, außer Luft, bald aus Wasser, bald aus festen Theilen, je nachdem die Wettersäule über Land, oder über Wasser geht. Einige haben Wettersäulen über dem Lande und über dem Wasser von einander unterscheiden wollen; dies ist aber unwesentlich, denn man hat Wettersäulen, welche über dem Wasser gebildet waren, über das Land gehen, und umgekehrt solche die sich über dem Lande bildeten, über die Wasserfläche hinschweben sehen. — Der mittlere Theil der Wettersäulen ist oft durchsichtig, doch gilt dieses wohl nur von denjenigen, die sich über dem Wasser befinden. Man hat eine Wettersäule gesehen, deren mittlerer Theil, während sie über das Land ging, undurchsichtig war, dagegen aber durchsichtig wurde, als sie sich über einen Fluß fortbewegte. Auf dem Meere hat man die Durchsichtigkeit dieses Theils so groß gefunden, daß man Wolken, welche von der Sonne beleuchtet waren, durch denselben sehen konnte. Wenn eine, überall undurchsichtige, Wettersäule geschwächt zu werden anfängt, ziehen sich die wolkenartigen Theile, welche in dieselbe hinabgestiegen waren, zurück, und da Tropfen, Schaum, Staub und dergleichen, die einen andern Theil undurchsichtig machten, nun nicht länger so weit hinauf getrieben werden, so wird auch der mittlere Theil durchsichtig. Die Wettersäulen halten sich gemeiniglich desto länger je größer sie sind, doch selten eine halbe Stunde, und kaum findet man eine, die sich eine volle Stunde hielt. Die Wettersäule verbleibt selten, wenn jemals, die ganze Zeit an einem Orte. In ihrer Geschwindigkeit und Richtung herrscht großer Unbestand. Zuweilen geht sie so schnell, daß sie 7 bis 8 Meilen in einer Stunde zurücklegen könnte, mitunter schreitet sie so langsam fort, daß ein Fußgänger ihr leicht folgen kann, bisweilen steht sie eine kurze Zeit ganz still. Oft ist die Bahn derselben auf einer langen Strecke ganz gerade, nicht selten aber wird sie gebrochen. Dann und wann geht sie in einem Zickzack. Die Bahn der Wettersäulen hat indeß doch meistens eine Hauptrichtung. Man hat angegeben, daß die Richtung der Wettersäulen am

öftesten von Südwest nach Nordost gehe, und wirklich scheinen auch die hierüber vorhandenen Aufzeichnungen dies zu bestätigen. Die Wettersäule hält sich nicht beständig an der Erde, sondern hebt und senkt sich abwechselnd, man sieht deßhalb, daß sie auf ihrer Bahn an einigen Stellen Bäume mit der Wurzel ausgerissen, an andern Stellen nur den Gipfel derselben abgerissen, und wiederum an anderen sie gar nicht berühret hat. Dieses wechselnde Steigen und Sinken wird man oft deutlich gewahr, wenn die Wettersäule über eine Ebene oder über das Meer geht. Viele Beobachter haben Windungen wie Schraubengänge in der Wettersäule deutlich gesehen, und nicht selten einige davon rechts, andere links gedreht; die eine Windung gleichfalls dem Mittelpunkte näher als die andere. Friedrich Rabe, welcher eine Wettersäule in Laaland beobachtete, sah Stroh, Blätter und andere leichte Gegenstände in Windungen außerhalb der Wettersäule hinaufsteigen. Die Kraft womit die Wettersäule wirkt, ist oft sehr groß. Sie hat schwere Kanonen von ihrer Stelle versezt, oft auch, wie bereits erwähnt, große Bäume mit der Wurzel ausgerissen. Man hat sie einen großen Baum 600 Fuß mit sich fortnehmen sehen. Sie hebt Dächer ab, ja stürzt die Häuser selbst um. Sie hat Balken, die zur Holzverbindung der Dächer gehörten, 1400 Fuß fortgeführet, ja ganze Häuser von Holz emporgehoben und anderswo hingesezt. Man hat eine Wettersäule feuchte Leinwand auf einer Bleiche zusammenrollen, und mit einem darin, zufälligerweise, eingewickelten Balken, zusammen an Gewicht von mehr als 500 Pfund, über ein 40 Fuß hohes Haus, 150 Fuß weit fortführen sehen. Sachen von geringem Gewichte werden sehr weit fortgebracht; so hat eine Wettersäule einen Nähbeutel 1½ Meilen und einen Brief über 4½ Meilen geführt. Man hat eine Wettersäule einen Fischteich ausleeren und die Fische rings umherstreuen sehen. Auf Christiansöe leerte eine Wettersäule den Hafen so sehr aus, daß ein großer Theil des Bodens entblößt wurde. Doch wirkt sie nicht allzeit so gewaltsam. Sie ist bisweilen über ziemlich kleine Schiffe gegangen ohne ihnen großen Schaden zuzufügen. Zu Lande hat sie Menschen emporgehoben und diese mitunter wiederum unbeschädigt niedergelassen. Ein Mann, der die kühne Wißbegierde hatte, einer Wettersäule zu folgen, wurde durch eine ihrer Windungen in dieselbe verwickelt, kam aber unbeschädigt wiederum heraus. Es ist wahrscheinlich, daß in einigen Fällen, wo man Saamenkörner, Thierchen und dergleichen hat herabfallen sehen, solches von einer Wettersäule herrührte. — Die Wettersäule ist oft von einem starken Getöse begleitet, welches von den Meisten mit dem Geräusch vieler sich auf einem Steinpflaster fortbewegenden, schwerbeladenen Wagen, auch mit dem Wellenschlage des brausenden Meeres gegen eine Küste, von einigen mit dem Geräusche eines großen Wasserfalles, verglichen wird. Außer diesem heftigen Lärmen hat man nicht selten einen sausenden oder pfeifenden Laut gehört. Die Wettersäule hinterläßt oft einen schwefelichten Geruch, und man hat Beispiele, daß auf der ganzen Strecke, über welche sie ging, ein übler Geruch nachblieb. Eine Person, welche in einer Wettersäule eingewickelt gewesen war, hatte jedoch keinen Geruch bemerkt. Die Wettersäulen zeigen sich nicht gleich häufig überall. Sie sind häufiger auf dem Meere als auf dem Lande, an den Küsten als weiter hinaus auf dem Meere, oder tief im Innern des festen Landes; in warmen Gegenden mehr als in kalten. Sie scheinen besonders an Oertern, wo Windstille oft mit Unwetter abwechselt, hervorgebracht zu werden. An einem gegebenen Orte entstehen die Wettersäulen meistens bei stillem Wetter und unbeständigen Winden. In den mehrsten Fällen hat man vor ihrer Entstehung Gewitterwolken am Himmel bemerkt. Am häufigsten bilden sich mehrere Wettersäulen, entweder zugleich oder auch gleich nach einander; und oftmals sieht man eine neue sich bilden, da wo eine andere kurz vorher verschwunden war."

So viel über die Erscheinung selbst. Ueber ihre Ursache sagt Oersted: „Durch die kreiselnde Bewegung der Wettersäule streben alle Theile von der Mittellinie ab, auswärts gegen den Umkreis. Diese, den Mittelpunkt fliehende Wirksamkeit ist, wie bekannt, eine nothwendige Folge der Natur des Kreislaufs. Aber selbst derjenige, welcher nicht die Gesetze der Kreisbewegung kennt, kann sich die Sache anschaulich machen, wenn er auf eine oder die andere Weise ein mit einer Mischung von Wasser und Sand angefülltes, durchsichtiges Gefäß, wie z. B. eine Flasche, sich um eine senkrechte Achse drehen läßt. Man wird dann die gewichtigeren Theile auswärts gehen, die leichteren dagegen der Mittellinie näher bleiben sehen. Diejenigen Theile, welche von der Mittellinie am weitesten geführet werden, heben sich zugleich; dies geschieht aber deßhalb, weil die Wirksamkeit, die sie auswärts treibt, am Umkreise eine Grenze findet, welche die in Bewegung gesetzten Theile aufwärts zu steigen nöthigt, die einzige Richtung, worin sie dem Drucke nachgeben können; daß diese Wirkung auch in einer freien Luftmasse stattfindet, davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man Rauch, z. B. aus einer Tabackspfeife, in der Luft verbreitet und darunter selbst in einem Abstande von 1 oder 2 Fuß, einen schnellen Kreislauf bewirkt, man wird dann die Verbreitung des Luftwirbels am Rauche erkennen. Durch die Wirbelbewegung müssen die Theile also von der Mittellinie hinwegstreben, und rings um diese her entsteht eine große Luftverdünnung. So lange die Wettersäule

noch nicht die Oberfläche der Erde erreicht hat, muß ein aufwärts gehender Strom im Innern derselben herrschen, welcher hier die emportreibende Kraft ausmacht. Stößt sie auf Gebäude, so kann es sich sehr oft ereignen, daß die Zuströmung von unten entweder gänzlich oder größtentheils gehemmt wird. Dadurch entsteht eine große Luftverdünnung um das Gebäude herum, auch oben über demselben, so daß die darin eingeschlossene Luft Fenster und Wände auswärts, und Dächer, Decken, so wie andere Gegenstände, welche Luft unter sich haben, aufwärts treiben muß. Eine so lange Röhre, als diejenige, welche durch die Centrifugalkraft in der Wettersäule gebildet wird, kann durch Zuströmungen von unten nicht hinlänglich ausgefüllt werden. Ein Theil der Wolkenmasse muß daher in den Wirbel hinabsinken. Natürlicherweise sind es die der Mittellinie nächsten Theile, welche mit der größten Kraft nach unten getrieben werden; ja in einem gewissen Abstande werden die Theile durch die Centrifugalkraft am Sinken sogar gänzlich verhindert. Man begreift aus diesem allen leicht die trichterartige Figur des obern Theiles der Wettersäule."

Besondere Beachtung verdient, daß Oersted nunmehr aus diesen Erscheinungen den **Hagel** ableiten will: „Wir haben gesehen, daß die Luft, welche über der Wettersäule steht, in denjenigen Theil derselben, worin die Luft verdünnt wird, hinabsinken muß, und folglich besonders in der Nähe der Achse. Erstreckt sich nun, wie wir vermuthen, der Luftwirbel weit über die untere Wolkenmasse hinauf, in der die bloße Beobachtung seinen Anfang sezt, so muß die herabsinkende Luft, die aus kälteren Regionen kommt, die Dämpfe, welche sie auf ihrem Wege trifft, verdichten und daraus theils große Tropfen, theils Hagelkörner bilden. Man kann sich leicht vorstellen, daß die gefrorenen Theile, unter allen diesen Bewegungen, mit der wärmeren und feuchten Luft häufig außer Berührung, und gleichfalls neuerdings darin wiederum zurück kommen, so daß sie abwechselnd bald so stark abgekühlt werden, daß Wasser, womit sie überzogen sind, zu Eis wird, bald feuchte Luft antreffen, worin sie einen neuen Ueberzug von Wasser erhalten. Dergestalt können große Hagelkörner entstehen, von mannichfaltigen Schichten zusammengesezt, von denen die eine die andere einschließt. Alles dieses stimmt auf das überraschendste mit der Erfahrung. Große Hagelschauer und mächtige Regengüsse begleiten die Wassersäule fast allezeit. Es dürfte daher vielleicht nicht zu dreist seyn, zu vermuthen, daß die großen Hagelwetter, welche so oft lange aber nicht breite Strecken der feuchtbarsten Länder verheeren, durch große Luftwirbel in den höheren Luftgegenden hervorgebracht werden, oder falls ich mich so ausdrücken dürfte, durch Wettersäulen, die über die untern Wolkenschichten fortgehen. So weit ich zu beurtheilen vermag, trifft bei den großen Hagelschauern kein Umstand ein, der nicht hiemit übereinstimmt."

Eine Abhandlung von **Kämpz** über die wichtigsten Erscheinungen in der Atmosphäre bringt in das schwierige Thema von der Witterung ein und handelt vom Einfluß der Sonne, vom Unterschied des Meeres und Festlandes in Bezug auf Erwärmung und Ausdünstung, von den dadurch bedingten Luftströmungen, Winden und Witterungen. In den Bewegungen der Atmosphäre läßt sich alles auf **zwei höchst wichtige meteorologische Gesetze** zurückbeziehen, nämlich:

„1) Haben zwei neben einander liegende Gegenden der Erde eine ungleiche Temperatur, so finden wir in den oberen Regionen der Atmosphäre Winde, welche von der wärmeren Gegend nach der kälteren gehen, in der Nähe des Bodens dagegen wehen die Winde von der kälteren nach der wärmeren Gegend. 2) Wird eine Gegend der Erde ungewöhnlich erwärmt, oder zeichnet sie sich nur durch eine hohe Temperatur vor den benachbarten Gegenden aus, so sinkt das Barometer; ist dagegen ihre Temperatur ungewöhnlich niedrig, so nimmt der Luftdruck zu. Diese beiden Gesetze, welche sich aus den einfachsten Principien der Mechanik ergeben, werden durch die Erfahrung vielfach bestätigt. Bleiben wir zunächst bei dem ersteren von ihnen stehen, so finden wir einen Beweis desselben bei den Land- und Seewinden, d. h. denjenigen Winden, welche an den Küsten, besonders zwischen den Wendekreisen, während des Tages von dem kälteren Meere gegen das wärmere Land, und während der Nacht von dem kälteren Lande gegen das wärmere Meer wehen, so wie bei den oft sehr heftigen Windstößen, welche von einer dichten Gewitterwolke nach allen Seiten ausgehen. Ganz vorzüglich aber beweisen diesen Satz die Passatwinde zwischen den Wendekreisen. Auf den beiden größeren, von Pol zu Pol gehenden Meeren weht während des ganzen Jahres, mit sehr seltenen Ausnahmen in niederen Breiten, ein regelmäßiger Ostwind; dieser Wind ist im Allgemeinen in der nördlichen Halbkugel nordöstlich, in der südlichen südöstlich; die Polargrenzen dieser Passate liegen in etwa 20 bis 30° der Breite; in der Nähe des Aequators ist eine Zone, wo sich keine regelmäßigen Winde zeigen und Windstillen mit heftigen Windstößen wechseln. Hier ist es, wo sich die Luftmassen mit Schnelligkeit vom Boden nach den höheren Regionen erheben und einen lebhaften aufsteigenden Luftstrom bilden. — Die Temperaturdifferenz zwischen den Aequinoctialgegenden und den der höheren Breiten bedingt in den oberen Regionen der Atmosphäre von dem Aequator nach den Polen gehende Luftströmungen, während leztere in

der Nähe des Bodens die entgegengesezte Richtung haben. Wofern also die Erde ein ruhender Körper wäre, müßten auf der Oberfläche der Meere, da wo Gebirge und ähnliche Umstände den Luftströmungen keine Hindernisse in den Weg legen, Nordwinde in unserer und Südwinde in der entgegengesezten Halbkugel wehen: diese Richtung aber wird durch die Rotation der Erde etwas abgeändert. Indem nämlich die Luftmassen sich dem Aequator nähern, nehmen sie nicht sogleich Theil an der schnelleren Drehung der Gegenden, in welche sie gelangen, und indem sie zurückbleiben, setzen sie den auf der Oberfläche befindlichen und von West nach Ost gehenden Körpern auf ihrer Ostseite ein Hinderniß entgegen, wodurch ein Ostwind entsteht. Durch die Zusammensetzung dieser Richtung mit der vom Pole kommenden erhalten wir für die nördliche Halbkugel einen Nordostwind, für die südliche wird lezterer Südostwind. Jedoch nicht bloß auf die unteren Luftströme hat die Drehung der Erde einen Einfluß, sondern es gilt dieses gleichfalls von dem oberen Aequatorialstrome. Indem dieser nämlich nach höheren Breiten gelangt, kommt er in Gegenden, in denen die Drehungsgeschwindigkeit langsamer wird, er eilt daher der Oberfläche der Erde voraus und wir treffen daher in der nördlichen Halbkugel Südwestwinde, in der südlichen Nordwestwinde. Die Thatsachen, welche uns die Seefahrer seit Jahrhunderten mitgetheilt haben, bestätigen diese theoretischen Folgerungen; nicht bloß finden wir die Passatwinde so wie es die Theorie erfordert, sondern wir finden auch, daß der Zwischenraum, durch welchen der Südost- und Nordostpassat geschieden werden, gleichzeitig mit der Sonne nach Norden oder Süden rückt. — Doch nicht bloß die Passate bestätigen die Entstehung der Winde aus Temperaturdifferenzen in verschiedenen Gegenden, sondern auch die Moussons im indischen Meere, so wie die Nordwinde, welche besonders während des Sommers auf dem mittelländischen Meere und an Afrikas Nordküste wehen, liefern den vollständigsten Beweis dieser Ansicht. Die Polargrenzen der Passate liegen in einer Breite von etwa 20 bis 30°, wenige Grade näher am Pole finden wir meistens südwestliche Winde in der nördlichen, und nordwestliche in der südlichen Halbkugel; obgleich sie weit häufiger sind als alle übrigen Winde, so wehen sie nicht mehr so regelmäßig als die Passate."

„Nach den Thatsachen, welche von Dove, Schouw und mir gesammelt sind, zeigen alle Orte in höheren Breiten ein Uebergewicht südwestlicher Winde, und wofern einzelne Punkte von diesem Gesetze abweichen, müssen wir die Ursache davon in den Lokalverhältnissen suchen. Dieser Südwestwind ist weiter nichts als der herabsinkende Wind der oberen Regionen, welcher sich nun an der Oberfläche des Bodens weiter ausbreitet. In diesen höheren Breiten finden wir große Veränderlichkeit der Winde; selten geschieht es, daß diese mehrere Tage hinter einander aus derselben Richtung kommen. Wenn man indessen die Richtung der Winde sorgfältig verfolgt, so findet man nicht selten eine ziemlich regelmäßige Folge, in welcher sie mit einander wechseln. Wenn nämlich an einem Orte der Nordwind weht, so geht dieser nach einiger Zeit nach NO., späterhin nach Ost, und in dieser Ordnung durch alle Punkte der Windrose, bis er wieder nach Norden zurückkehrt. Die Zeit eines solchen Umlaufes beträgt bald mehr bald weniger Tage. Betrachten wir die Windverhältnisse in höheren Breiten genauer, so müßte der Theorie zufolge hier eben so wie am Aequator in unserer Halbkugel ein Nordostwind wehen, da die nördlicher liegenden Gegenden ebenfalls kälter sind; dieses Vorherrschen nordöstlicher Winde wird aber durch den vorher erwähnten herabsinkenden SW. verhindert, welcher zugleich dazu dient, die Luft, welche sich in der Nähe des Bodens nach dem Aequator bewegt hat, durch die Bewegung in den oberen Schichten den nördlich gelegenen Ländern wieder zu ersetzen. So verlangt die von Halley für die Passate entwickelte Theorie in unseren Gegenden zwei diametral entgegengesetzte Winde, welche wir der Kürze wegen mit NO. und SW. bezeichnen wollen. Die Erfahrung bestätigt dieses vollkommen, denn fast an jedem Orte Europas, von welchem wir mehrjährige meteorologische Beobachtungen besitzen, sind Winde aus diesen Gegenden die häufigsten, aber zugleich sehen wir, daß der Südwest häufiger ist als der Nordost, wofern nicht Gebirge oder ähnliche Ursachen eine Störung hervorbringen. Diese beiden Winde nun sind es, welche, in einem ewigen Kampfe begriffen, die Windverhältnisse und damit die Witterung der sogenannten gemäßigten Zone und der höheren Breiten verursachen. Bald hat der eine, bald der andere von ihnen das Uebergewicht, zu andern Zeiten strömen beide direct einander entgegen, und an der Stelle, wo sie sich treffen, stauen sie sich auf und Windstillen wechseln hier mit heftigen Windstößen; am häufigsten aber fließen beide mit mehr oder weniger Heftigkeit neben einander fort und indem wir in der Mitte ihres Bettes beide Winde in großer Reinheit antreffen, entstehen da, wo sie neben einander fortlaufen, Wirbel von großer Ausdehnung, welche Ursache aller übrigen Winde sind."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 82.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 13. August 1838.

Lyrische Dichtkunst.

12) Gedichte von Joseph Freiherrn von Eichendorff. Berlin, Duncker und Humblot, 1837. 8. S. 482.

Der Verfasser hat seine Gedichte Herrn von Chamisso zugeeignet und es ist nicht zu verkennen, daß er sich diesen verehrten Dichter auch häufig zum Muster genommen hat. Bekanntlich ist Chamisso in einer gewissen Uebertragung der Manier Callots auf die lyrische Poesie ausgezeichnet. Schreckliches und Komisches springt hier in einander über in einem wilden und kühnen Humor. Herr von Eichendorff hat den Effekten dieser Manier häufig nachgestrebt, allein zu sehr an seine Vorbilder erinnert, zu wenig die Verpflichtung zur Originalität, zu der nun einmal jeder Dichter von Rechtswegen verdammt ist, eingesehen. Folgendes Gedicht z. B.

> Er reitet Nachts auf einem braunen Roß,
> Er reitet vorüber an manchem Schloß:
> Schlaf' droben, mein Kind, bis der Tag erscheint,
> Die finstre Nacht ist des Menschen Feind!
>
> Er reitet vorüber an einem Teich,
> Da stehet ein schönes Mädchen bleich
> Und singt, ihr Hemdlein flattert im Wind:
> Vorüber, vorüber, mir graut vor dem Kind!
>
> Er reitet vorüber an einem Fluß,
> Da ruft ihm der Wassermann seinen Gruß,
> Taucht wieder unter dann mit Gesaus,
> Und stille wird's über dem kühlen Haus.
>
> Wenn Tag und Nacht in verworrenem Streit,
> Schon Hähne krähen in Dörfern weit,
> Da schauert sein Roß und wühlet hinab,
> Scharret ihm schnaubend sein eigenes Grab.

Ist dieses nicht eine bloße Nachahmung des Erlkönigs von Goethe, der selber nur eine Nachahmung des echten alten Volksliedes von König Olof ist? So sind auch die wahnsinnigen Musikanten, Zigeunerinnen &c. nichts Originelles mehr. Was ihnen der Humor abgewinnen konnte, das hat ihnen Chamisso abgewonnen. Strophen wie folgende gehen sogar schon in die durch Heine aufgekommene höchst gemeine und geschmacklose Karrikirung dieser Manier ins buchstäblich Lumpige über:

> Schöne alte Lieder weiß ich,
> In der Kälte, ohne Schuh'
> Draußen in die Saiten reiß' ich,
> Weiß nicht, wo ich Abend's ruh'.
>
> Manche Schöne macht wohl Augen,
> Meinet, ich gefiel' ihr sehr,
> Wenn ich nur was wollte taugen,
> So ein armer Lump nicht wär'.

Diese ersten phantastischen Lieder begreift der Verfasser alle unter dem Namen **Wanderlieder**, sehr uneigentlich, da man bei den wenigsten ans Wandern denkt. Die folgenden Gedichte tragen die Ueberschrift **Sängerleben**. Sie handeln nur vom Dichter selbst und vom Dichten und viele darunter sind vortrefflich, weil sie gegen die gegenwärtig vorherrschende Krankheit der Poesie gerichtet sind, nämlich gegen die Stubengelehrsamkeit:

> Von der Poesie sucht Kunde
> Mancher im gelehrten Buch,
> Nur des Lebens schöne Runde
> Lehret Dich den Zauberspruch.
>
> * * *
>
> Wohl vor lauter Sinnen, Singen
> Kommen wir nicht recht zum Leben;
> Wieder ohne rechtes Leben

Muß zu Ende geh'n das Singen;
Sing zu Ende dann das Singen:
Mögen wir auch nicht länger leben.

* * *

O weg mit Reim und Leierklang und Singen!
Faß', Leben, wieder mich lebendig an!
Mit Deiner Woge will ich freudig ringen,
Die tief mich stürzt, hebt mich auch himmelan.
Im Sturme spannt der Adler seine Schwingen —
Blas' zu! da spür' ich wieder, daß ich Mann!
Viel lieber will ich raschen Tod erwerben,
Als, so verschmachtend, lebenslang zu sterben.

Das sind sehr natürliche, sehr praktische Empfindungen, von denen wir nur wünschen müssen, daß sie recht viele junge Dichter theilen möchten; denn allerdings des Singens, besonders des Nachsingens wird nachgerade zu viel. Die Dichter, welche den Meistern nachleiern in hergebrachten Tönen und Manieren, werden zum Erschrecken zahlreich und wohl darf man sie wieder an die Natur verweisen. Doch tröstet Herr von Eichendorff auch die, welche sich keine Hoffnung machen dürfen, in der Menge besonderes Aufsehen zu erregen und Kränze der Unsterblichkeit zu erringen:

Was Lorbeerkranz und Lobestand!
Es duftet still die Frühlingsnacht
Und rauscht der Wald vom Felsenrand,
Ob's jemand hört, ob niemand wacht.

Es schläft noch alles Menschenkind,
Da pfeift sein lust'ges Wanderlied
Schon über's Feld der Morgenwind
Und frägt nicht erst, wer mit ihm zieht.

Und ob ihr all' zu Hause saßt,
Der Frühling blüht doch, weil er muß,
Und ob ihr's lest oder bleiben laßt,
In singe doch aus frischer Brust.

Ist in diesen Liedern viel Schönes und Wahres, so nicht minder in den folgenden Zeitgedichten, in denen ein edler Zorn flammt:

Zorn (1810).

Seh' ich im verfall'nen, dunkeln
Haus die alten Waffen hangen,
Zornig aus dem Roste funkeln,
Wenn der Morgen aufgegangen,

Und den lezten Klang verflogen,
Wo im wilden Zug der Wetter,
Auf's gekreuzte Schwere gebogen,
Einst gehaust der Landes Retter,

Und ein neu Geschlecht von Zwergen
Schwindelnd um die Felsen klettern,
Frech, wenn's sonnig auf den Bergen,
Feige krümmend sich in Wettern,

Ihres Heilands Blut und Thränen
Spottend noch einmal verkaufen,
Ohne Klage, Wunsch und Sehnen
In der Zeiten Strom ersaufen;

Denk' ich dann, wie Du gestanden
Treu, da niemand treu geblieben:
Möcht' ich, über unsre Schande
Tiefentbrannt in zorn'gem Lieben,

Wurzeln in der Felsen Marke,
Und empor zu Himmels Lichten
Stumm anstrebend wie die starke
Riesentanne mich aufrichten.

Obgleich schon 1810 geschrieben, kann doch dieses Gedicht auch auf die Jämmerlichkeiten unserer Tage bezogen werden; so wie das folgende:

An die Meisten (1810).

Ist denn alles ganz vergebens?
Freiheit, Ruhm und treue Sitte,
Ritterbild des alten Lebens,
Zog im Lied durch eure Mitte
Hohnverlacht als Don Quixote;
Euch deckt Schlaf mit plumper Pfote,
Und die Ehre ist euch Zote.

Ob sich Kampf erneut', vergliche,
Ob sich roh Gebirgsvolk raufe,
Sucht der Klüg're Weg' und Schliche,
Wie er nur sein Haus erlaufe.
Ruhet, stützet nur und haltet!
Untersinkt, was ihr gestaltet,
Wenn der Mutterboden spaltet.

Wie so lustig, ihr Poeten,
An den blumenreichen Hagen
In dem Abendgold zu flöten,
Quellen, Nymphen nachzujagen!
Wenn erst muth'ge Schüsse fallen,
Von den schönen Wiederhallen
Laßt ihr zart Sonette schallen.

Wohlfeil Ruhm sich zu erringen,
Jeder ängstlich schreibt und treibet;
Keinem möcht' das Herz zerspringen,
Glaubt sich selbst nicht, was er schreibet.

Seyd ihr Männer, seyd ihr Christen?
Glaubt ihr Gott zu überlisten,
So in Selbstsucht feig zu nisten?

Einen Wald doch kenn' ich droben,
Rauschend mit den grünen Kronen,
Stämme brüderlich verwoben,
Wo das alte Recht mag wohnen.
Manche auf sein Rauschen merken,
Und ein neu Geschlecht wird stärken
Dieser Wald zu deutschen Werken.

Viele dieser Zeitgedichte sind Freunden gewidmet, namentlich dem alten Ritter Fouqué. Dann folgen Lieder von Frühling und Liebe, in denen die süße Sentimentalität zuweilen wieder mit dem oben bezeichneten Capriccio verpfeffert wird. Wer z. B. wird wohl unter Liedern des Frühlings und der Liebe folgendes erwarten:

Der Polack.

Und komm' ich, komm ich' ohne Pelz,
Mein' Liebste fragt mich aus:
Wo hast Du lassen Deinen Pelz?
Und macht sich doch nichts draus.

Da drüben ist gut Schnaps und Bier,
Der Wirth bläst Clarinett,
Da stritten wir, drei oder vier,
Wer's schönste Liebchen hätt'.

Ich aber trank aus Deinem Schuh,
Ließ meinem Pelz im Haus
Und eine Handvoll Haar' dazu,
Ich mach' mir gar nichts draus.

Eins dieser Lieder zeichnet sich durch besondern Wohlklang aus:

An eine Tänzerin.

Castagnetten lustig schwingen
Seh' ich Dich, Du zierlich Kind!
Mit der Locken schwarzen Ringen
Spielt der sommerlaue Wind.
Künstlich regst Du schöne Glieder,
Glühendwild
Zärtlichmild
Tauchest in Musik Du nieder,
Und die Woge hebt Dich wieder.

Warum sind so blaß die Wangen,
Dunkelfeucht der Augen Glanz,
Und ein heimliches Verlangen
Schimmert glühend durch den Tanz?
Schalkhaft lockend schaust Du nieder,
Liebesnacht
Süßerwacht,
Wollüstig erklingen Lieder —
Schlag nicht so die Augen nieder!

Sodann folgen Todtenopfer, Andenken an Freunde, ein Kind rc. und geistliche Gedichte, die aber keine Kirchenlieder sind, sondern nur Stimmungen des frommen Gemüthes ausdrücken, z. B.

Du sollst mich doch nicht fangen,
Duftschwüle Zaubernacht!
Es steh'n mit goldnem Prangen
Die Stern' auf stiller Wacht,
Und machen über'm Grunde,
Wo Du verirret bist,
Getreu die alte Runde —
Gelobt sey Jesus Christ!

Wie bald in allen Bäumen
Geht nun die Morgenluft,
Sie schütteln sich in Träumen,
Und durch den rothen Duft
Eine fromme Lerche steiget,
Wenn Alles still noch ist,
Den rechten Weg Dir zeiget —
Gelobt sey Jesus Christ!

Endlich Romanzen, versifizirte Sagen, von denen einige sehr schön sind, z. B. „der Götter Irrfahrt," etwas zu lang, als daß wir sie hier als Probe mittheilen könnten. Doch kommt auch hier manche Reminiscenz an bekannte Dichtungen vor, z. B. „das kalte Liebchen," eine Wiederholung der Goethe'schen Braut von Corinth.

Naturwissenschaften.

1) Jahrbuch für 1838. Herausgegeben von Schumacher, mit Beiträgen von Bessel, Leop. v. Buch, Kämptz, Moser, Oersted, Olbers und Schouw. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1838.

(Schluß.)

„Ohne den Beweis von Dove mitzutheilen, möge es genügen, in der Kürze den Wechsel der Winde anzugeben. Gesezt es habe am Boden der NO. bereits das Uebergewicht und er habe den obern SW. entweder ganz

zurückgedrängt oder nach sehr hohen Schichten der Atmosphäre getrieben, so breitet er sich immer mehr aus, und indem er aus Gegenden kommt, welche weiter in Nordosten liegen, verwandelt er sich allmählig in Ostwind. Jedoch allmählig zeigt sich der SW. in den oberen Regionen, wie man aus dem Zuge der höheren Wolken sehen kann, während die Windfahne NO. oder O. angibt. Durch die Einwirkung beider Winde aufeinander wird die Luftströmung allmählig SO. und S., bis wir uns endlich im reinen SW. befinden, der sich wegen der Drehung der Erde allmählich in W. verwandelt. Doch nun beginnt allmählig wieder der NO., und indem beide am Boden kämpfen, wird durch Zusammensetzung beider eine Zwischenrichtung erzeugt, welche sich nach NW. und N. bewegt, so wie das Uebergewicht des NOwindes größer wird, bis dieser endlich allein in der Atmosphäre weht. So wiederholt sich in unsern Gegenden dieser Kreislauf unaufhörlich, nur nicht immer mit der angegebenen Regelmäßigkeit, denn es kann geschehen, daß der NO. den SW. bereits bis NW. oder N. gedreht hat, es erhält nun aber SW. neue Kraft aus den Aequatorialgegenden und der Wind springt also der Regel zuwider nach W. und SW. zurück."

Nachdem der Verfasser auf diese sehr klare Weise die Bildung der Winde auseinandergesezt hat, geht er auf die Wirkungen derselben über. „Zwischen den Wendekreisen, wo überhaupt alle meteorologischen Erscheinungen mit großer Regelmäßigkeit erfolgen, sind auch die Regenverhältnisse weit einfacher als in unseren Gegenden, wofern nicht etwa Lokalverhältnisse eine Störung hervorbringen. Da wo in der Gegend zwischen beiden Passaten der aufsteigende Luftstrom mit Mächtigkeit wirkt, gelangt eine große Menge von Dämpfen nach den oberen kälteren Regionen der Atmosphäre, sie werden hier mit Schnelligkeit condensirt und fallen in Strömen als Regen herab. Dieser Vorgang ereignet sich besonders dann, wenn um die Culminationszeit der Sonne die leztere mächtig auf den Boden einwirkt. Daher ist hier in der Regel Morgen und Abend heiter, und der Regen fällt am Nachmittage herab. So wie die Sonne sich bei ihrem jährlichen Laufe weiter nach Süden oder Norden bewegt, rückt mit ihr die Gegend fort, in welcher der aufsteigende Luftstrom und mithin der Regen am stärksten ist; entfernt sie sich von einer Gegend, so wird der Regen schwächer und endlich kehrt heiterer Himmel zurück. So regelmäßig erfolgt dieser Wechsel, daß man zwischen den Wendekreisen das Jahr in zwei Hälften, die trockene und die nasse Jahreszeit eintheilt. In unseren Gegenden, wo im Laufe des Jahres der NO. und SW. um das Uebergewicht kämpfen, sind die Verhältnisse complicirter, lassen sich aber auch auf wenige einfache Geseze zurückführen, wofern wir nur stets den Umstand vor Augen behalten, daß der SW. derjenige Wind ist, welcher seiner ursprünglichen Entstehung zufolge in der Höhe weht und dann zum Boden herabsinkt, während der Nordost von unten her sich nach oben verbreiten muß. Verbinden wir damit noch den Umstand, daß der aus wärmeren Gegenden ankommende SWwind uns feuchte Luft vom atlantischen Meere, der kalte NO. dagegen trockene Luft aus dem Innern des Continentes herbeiführt, so wird es sehr begreiflich, daß diese beiden Winde auf die Häufigkeit der Niederschläge einen sehr ungleichen Einfluß haben müssen. Stellen wir an irgend einem Orte in den Ebenen Deutschlands mehrere Jahre hinter einander Beobachtungen an, so ergibt sich daraus, daß SW. und W. diejenigen Winde sind, bei welchen es am häufigsten regnet, während die östlichen Winde weit seltener mit Niederschlägen verbunden sind."

Wir haben uns für verpflichtet erachtet, diese so einfachen und schönen Resultate ganz mitzutheilen, weil der Gegenstand so allgemein interessant ist und weil über das Wetter noch immer so viel ins Blaue hinein phantasirt wird, ohne daß man sich die Mühe gäbe, auf die Grundursachen zurückzugehen.

Schließlich berichtigt der Verfasser einen Irrthum, der sehr häufig begangen wird. „Wir haben gesehen, daß mit der Windrichtung Temperatur und Druck der Luft, andererseits Bewölkung oder Heiterkeit des Himmels zusammenhängen, und es ist daher ein leicht verzeihlicher Irrthum älterer Physiker, wenn sie den Barometerstand aus dem schönen oder trüben Wetter herleiteten. Aber das Barometer steht bei Regenwetter nicht deßhalb niedrig, weil es regnet, sondern deßhalb, weil alsdann südliche Winde wehen, die nicht bloß feucht, sondern auch zugleich warm sind; läge südwestlich von uns nicht das atlantische Meer, sondern eine weit ausgedehnte Sandwüste, so würde das Barometer unter diesen Umständen zwar ebenfalls sinken, aber der Himmel würde heiter seyn."

Herr Schouw theilt Bruchstücke aus seinen Gebirgswanderungen in Norwegen und Italien mit, und vergleicht die Gebirgsnatur des Südens und Nordens. Endlich bringt Olbers eine Abhandlung über die Sternschnuppen im August 1837. In diesem Monat nämlich zeigten sich sehr viele Sternschnuppen, doch nicht so viele, als sich bisher im November haben blicken lassen. Wie aufmerksam man in neuerer Zeit auf diese Erscheinung geworden ist, haben wir schon früher bei andern Gelegenheiten in diesen Blättern dargethan und wir folgen den neuen Entdeckungen auf diesem Gebiete mit lebhaftem Interesse.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 83.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 17. August 1838.

Lyrische Dichtkunst.

13) F. G. Wetzels gesammelte Gedichte und Nachlaß. Herausgegeben von Z. Funck. Leipzig, Brockhaus, 1838.

Wer den wackern Wetzel, den früh verstorbenen, in seinem häuslichen Kreise gesehen hat, wer mit ihm auf die alte Babenburg, seinen Lieblingsspaziergang, gepilgert ist, der wird ihn hier ganz wiederfinden, den Mann von fast kindlichem und doch kräftigem Gemüth, dessen Seele so offen lag, wie es unter dem klugen, berechnenden Geschlecht immer seltner wird. Daß eine so herzgewinnende Persönlichkeit Freunde erwerben mußte, die noch lange nach seinem Tode ihm innig anhängen, war nur natürlich. Doch im Interesse des liebenswürdigen Todten selbst hätten wir gewünscht, der Herausgeber möchte sein Lob desselben nicht bis über die Grenzen der Wahrheit ausgedehnt haben. Wetzel war nicht nur ein guter Mensch, er war auch ein guter Dichter, allein den größten unter den romantischen Dichtern hätte er sich gewiß nicht mögen nennen hören, wie ihn hier der Herausgeber nennt: „In Wetzels Gedichten hat ferner die Romantik in ihrer universellen Bedeutung den Culminationspunkt erstiegen; seine Dichtungen sind in reinster Objectivität und klarster Einfalt der Darstellung und doch voll plastischer Kräftigkeit, die die Romanze und Ballade als jüngere Geschwister des Epos erfordern, gehalten, und die schönste Apotheose auf diese Poesie selbst; ja man darf sagen: Wetzel war der glückliche Dichter, der Novalis' blaue Wunderblume aufgefunden und im Heiligthume seines reinen Dichtergemüths aufbewahrt hielt."

Seine Gedichte sind Naturbilder, zärtliche Lieder, Lieder der Freude, Romanzen und Legenden, Kriegs- und Freiheitslieder, Gedichte an Freunde, Gelegenheitsgedichte und einige humoristische. Ueberall verräth sich des Dichters offner Charakter, daher ein vertraulicher Ton durch alle seine Gesänge durchklingt, ungefähr wie der Ton Bürgers, nur daß er nie so derb wird. Daraus geht aber auch eine gewisse Bequemlichkeit hervor, die den Dichter vom sorgfältigeren Feilen seiner Gedichte abgehalten zu haben scheint. Viele sind dem Geist wie der Form nach gleich vortrefflich, viele sind aber auch leichtern Gewichts. Zu den schönsten zählen wir das Lob der Stadt Bamberg, wo er lebte und starb, das „Echo" oder der Tod der Natigall, die vergebens dem Echo folgte und vor Sehnsucht endlich starb; den

Rosentod.

Daß die schönste der Rosen so früh am Herzen dir welkte,
Wundert dich, liebliches Kind? Hör' und bedenke mein Wort!
Rosenkönigin, wie du dich bücktest, die Blume zu brechen,
Flog ihr duftiger Geist in dich hinüber — sie starb!
Und ich bemerkt' es sogleich, du erröthetest sanft, wie die süße
Seele mit rosiger Gluth dir in das Angesicht stieg.
Wie ihr so wohl seyn wird, in dir, mein Leben, zu leben!
Gönnte das Schicksal auch mir, also zu sterben in dir!

Dieses äußerst liebliche Gedicht ist des größten Sängers würdig. Dagegen kommen auch gewöhnliche, gar oft schon dagewesene Themata in eben so gewöhnlichen Weisen vor, z. B.

Wär' ich ein Vogel, wie flög' ich von Haus,
Flög' über Stadt, über Land wohl hinaus,
Ueber die Berge, die Wolken hoch weg,
In die vier Winde so lustig und keck ꝛc.

Der Stoff zu den Romanzen und Legenden ist größtentheils sehr glücklich gewählt. Schön ist folgende:

Trauerweide.

Als der Herr am Kreuz gestorben,
Finstert sich der Sonne Licht,
Trauern alle Creaturen,
Ja, das Herz der Felsen bricht.

Aber tiefbetrübt vor allen
Steht ein Baum an dunkler Fluth,
Stille Weid' am stillen Bache,
Drunter oft der Herr geruht.

Ach, die arme mußt' es dulden,
Daß mit ihren Zweigen hart,
Bis aufs Blut mit Weidenruthen
Unser Herr gegeißelt ward.

Und sie senkt seitdem die Zweige,
Bleiches Laub, zur Erd' hinab,
Wird zur stillen Trauerweide
An des lieben Heilands Grab.

Dahin gehören die Legenden vom Christusbild in Wittenberg, das je um einen Zoll größer war, als der, der es gerade ansah; vom Muttergottesbild in Tirol, das in einem Teich zu sehen war, aber nie herausgefischt werden konnte, sondern immer nur auf dem Wasserspiegel schwebte; die Sage von der Statue der Gerechtigkeit auf dem Grabe Kaiser Heinrichs II. in Bamberg, die in ihrer Hand eine Wage hält, dessen Zünglein schief steht und nicht eher zur Mitte zurückkehrt, bis das Weltende herannaht 2c. Schön, aber bekannter und öfter in Versen behandelt sind die hier wiederkehrenden Sagen vom h. Antonius in der Wüste, vom großen Christoph, vom Tannhäuser, vom Kaiser Rothbart im Kyffhäuserberge, vom Frauensand (der versunknen Stadt im Meere). Die neue Behandlung einer bekannten griechischen Sage ist so wohl gelungen, daß hier die Copie sogar dem Geschmack mehr zusagt als das Original:

Kirchgang.

Ach Kinder, liebste Kinder mein,
Möcht' gern zur Kirche heut,
Zum lieben Osterfeste —
Die freudenreiche Zeit! —

Ach Mutter, liebste Mutter,
Wie alt und schwach seyd Ihr!
Die Kirch ist weit gelegen
Am Berg, zwei Stunden schier. —

Ach Kinder, liebste Kinder mein,
Verlangt mich doch so sehr! —
Wir tragen Euch zur Kirche
Wohl sonder groß Beschwer!

Sie nahmen die Mutter Beide
Auf ihre Arme gut,
Sie tragen sie zur Kirche
Mit frischem, frohem Muth.

Da betet die Mutter mit Brünsten:
Ach reicher Vater mein,
Wollst meinen armen Kindern
Das schönste Glück verleihn!

Sie fühlt sich bald erhöret,
Die Söhne suchet sie;
Die schliefen bei grünen Bäumen
Wohl von des Weges Müh'.

Die Mutter suchet lange,
Trifft sie am Ende hier.
Ach Kinder, herzliebste Kinder,
Ach, wie so blaß seyd ihr!

Da schaut sie Engel schweben,
Zween Engel himmelwärts;
Todt lagen die Kinder beide,
Der Mutter brach ihr Herz.

Die griechische Mutter wird bekanntlich von ihren Kindern in einem Wagen gezogen, was nicht so poetisch ist, als das bergauf Tragen. Originell ist die moderne Sage vom Irrenhaus in Hannover (die Untrennbaren):

Das Reichsheer lag in selber Stadt;
Ein Kaufherr gar ein schön Töchterlein hat;
Da herbergt' ein Hauptmann schön und klug,
Der ein stilles Neigen zur Jungfrau trug.

Die Jungfrau gab ihm kein Gehör,
Deß wird er traurig mehr und mehr,
Bis er verfällt in stillen Wahn,
Daß man zu den Irren ihn hat gethan.

Die Reichsmacht ward geschlagen schwer,
Zur Stadt kommt König Friedrichs Heer;
Beim Kaufherrn mit dem schön' Töchterlein
Kehrt wieder ein junger Hauptmann ein.

Und wie es dem Ersten ergangen war,
Geschieht's dem Andern auf ein Haar,
Sie bringen ihn in dasselbe Gemach,
Darin sein Unglücksbruder lag.

Und wie sich auf die Thüre thut,
Springt dieser auf in frohem Muth:
„Sie bringen meinen Bruder dort!“
Es war seit Monden sein erstes Wort.

Von Stund' an scheidet sie nichts mehr:
Kaum lieben Brüder sich so sehr,
Als Eine Seele in Beider Leib,
Das thut das wundersüße Weib.

Gegeneinander am Tische sitzen sie
Und schreiben spat und schreiben früh

Lieb'sbriefe dem allerschönsten Kind
In Zeichen, die Niemand kenntlich sind.

Sie leben viel lange Jahre so
In stiller Liebe fromm und froh.
Sie sterben Beide zu Einer Stund',
Ruhn wohl beisammen im kühlen Grund.

Die **Kriegslieder** von 1813 sind alle aus der edelsten Begeisterung hervorgegangen, stürmisch freudig, aber als Poesie wirklich von wenig Werth. Hier fällt das Familiärr in Wetzels Ton zuweilen unangenehm auf, z. B.

So recht, Herr König, wirf ihm keck
Den Fehdehandschuh hin ꝛc.

Auch macht es sich der Dichter bei den Sturmliedern wohl etwas zu leicht, z. B.

Vorwärts! was zaudert ihr?
Vorwärts! was stehen wir?
Vorwärts! ich sterbe vor Ungeduld schier!

Dort, wo dick schwarz der Dampf,
Rasch hinein in den Kampf,
Hurrah! Drommeten und Rossegestampf!

Schlagen die Kugeln auf,
Springen wir oben drauf,
Kommen so schneller gen Himmel hinauf.

Ha, wie es blitzt und kracht!
Lustige Freiheitsschlacht!
Müde Kameraden, nur Platz gemacht!

Uns nur, laßt uns heran!
Kommen wir Preußen (Jäger) dran,
Da ist die Sache bald abgethan.

Am Schluß finden wir manches Scherzhafte, z. B. die sehr kurze und gute Kritik der Vossischen Hexameter:

Dein Hexameter hat zwar sechs reputirliche Füße.
Aber besieht man das Ding näher, so sind sie von Holz!

Endlich ein langes Gedicht auf den **großen Magen**, nämlich auf das Publikum, das alle mögliche Lectüre verdaut und verträgt.

14) XII deutsche Volkslieder mit Melodien, gesammelt und für eine oder zwei Singstimmen mit Begleitung des Pianoforte und der Guitarre gesezt von Fr. Silcher. (Op. 28.) 3tes Heft. Tübingen, Fues.

Es ist in diesen Blättern schon von den Silcher'schen Volksmelodien im Allgemeinen die Rede gewesen und sie haben sich bereits einen so ausgedehnten Kreis von Verehrern zu verschaffen gewußt, daß wir uns begnügen, die Freunde dieses Zweiges der Poesie und Tonkunst auf das Erscheinen dieses neuen Heftes aufmerksam zu machen und den Inhalt desselben kurz anzugeben. 1) „Der schöne Schäfer zog so nah“ von Uhland. Ob der Text dieses Liedes sich eigentlich volksthümlich gemacht hat, weiß Ref. nicht; die Musik ist es jedenfalls. 2) „Zu Straßburg auf der Schanz,“ aus dem Wunderhorn (I. 145) bekannt; die zwei lezten Strophen sind weggeblieben. Wohl das schönste Stück dieses Heftes, der Abschied eines Schweizer Soldaten vom Leben, den das Alphorn verleitet hat, über den Rhein ins Vaterland hinüber zu schwimmen, der aber aufgefangen wird. Worte und Melodie so durchaus adäquat und so sehr eins, daß man dem Ganzen anfühlen muß, es sey zugleich gesungen und gedichtet worden. 3) Breisgauische Melodie zu Hebels Wächterruf „Loset was i euch will sage.“ Weniger bekannt ist 4) das Schweizerlied „Han an em Ort e Blümeli g'seh und 5) „Morgen müssen wir verreisen,“ wogegen 6) „Bin i net a lustiger Schweizerbue,“ an tirolische Sangweise anstreifend, alte liebliche Töne weckt. 7) Heines Lied von der Loreley „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.“ Auch Saul unter den Propheten? Das Lied ist bei aller scheinbaren Simplicität doch viel zu raffinirt, viel zu sehr Produkt der Kunst, um je Volkslied werden zu können. Die Melodie klingt indeß ganz volksthümlich 8) „Nichts kann auf Erden,“ ein Schäferlied. 9) Golo's Lied aus Tiecks Genoveva „Dicht von Felsen ringeschlossen“ mit höchst einfacher aber tief ergreifender Melodie. 10) W. Hauffs allbeliebtes Soldatenlied „Steh ich in finstrer Mitternacht.“ 11) „Du mein einzig Licht,“ was etwas uneigentlich als altdeutsches Minnelied vom Jahre 1640 bezeichnet ist. Den Schluß macht ein echt schwäbisches Soldatenlied „Frischauf Soldatenblut,“ wie in der Ueberschrift gesagt ist „vom Fuße der schwäbischen Alp.“ Es wäre zu wünschen, daß, so weit sich dies thun läßt, auch bei allen übrigen Liedern die Gegend genannt würde, in welcher dieselben vorzugsweise gangbar sind.

Zeitgeschichte.

Kaspar Hauser oder Andeutungen zur Enthüllung mancher Geheimnisse über Hausers Herkunft, die Ursache seiner Gefangenhaltung und Ermordung, Zergliederung des mitgebrachten Briefs, Bezeichnung des Mörders, dann Beleuchtung der Verhältnisse des Lord Stanhope gegen Hauser und dessen nächste Umgebung. Herausgeg. von **W. C. Gr. A. Regensburg, Rußwurm, 1837. 8. S. 130.**

Mit gespannter Erwartung nahmen wir diese Brochüre in die Hand, auf die bereits einige Zeitungsnachrichten

als auf eine sehr interessante aufmerksam gemacht hatten. Allein wir haben sie mit Bedauern wieder unbefriedigt aus der Hand gelegt, denn eigentliche Aufschlüsse werden darin nicht gegeben. Die Schrift beschränkt sich auf eine scharfsinnige Kritik der bisherigen Vermuthungen, und auf eine mit Dank anzuerkennende recht derbe Zurechtweisung des Lord Stanhope, der den guten Deutschen das Mährchen hat aufbürden wollen, der unglückliche Jüngling sey ein Betrüger und „Selbstmörder aus Eitelkeit" gewesen. Was Kaspar Hauser nicht sey, das ist in der Brochüre gut auseinandergesezt, aber was er sey, sagt sie uns so wenig, wie irgend eine frühere. Sie leitet zwar die Spur wieder nach Ungarn, allein sie deutet eben nur an, oder vielmehr, sie wiederholt nur frühere Andeutungen derselben Spur. Neu ist nur der Argwohn, der gegen gewisse Personen, die sich mit Kaspar Hauser besonders beschäftigt haben, erhoben wird, namentlich gegen Lord Stanhope; allein dieser Argwohn scheint widersprechende Fährten zu verfolgen. Wenn es S. 73 geradezu heißt: „Die großen Creditbriefe, die der Lord in Nürnberg vorwies, waren nicht sein Eigenthum, sondern von jenen ihm anvertraut, denen er den Kaspar in die Hände hätte liefern sollen," so wird er dadurch auf das direkteste als ein gedungenes Werkzeug der geheimnißvollen Verbrecher bezeichnet, auf deren Seelen Hausers Schicksal lastet. Allein, was sich immer gegen das Benehmen des Lords einwenden läßt, darf man wohl annehmen, daß ein englischer Lord sich zu einer so niedrigen Rolle hergeben könne? Wenn die Brochüre auf der andern Seite wiederholt betheuert, von einer prinzlichen Geburt, von der Anwartschaft auf einen Thron könne bei Kaspar Hauser gar nicht die Rede seyn, er könne höchstens einer reichen Magnatenfamilie angehören, — so begreift man um so weniger, wie ein englischer Lord seinen Nationalstolz vergessen und Handlanger einer schmutzigen Privatintrigue hätte werden können? Man muß annehmen, **entweder** wußte Lord Stanhope lediglich nichts von dem frühern Schicksal Hausers, **oder**, wenn er in das Geheimniß gezogen, wenn er als Werkzeug gebraucht wurde, so muß es sich in dieser Sache von einem sehr bedeutenden, von einem öffentlichen und welthistorischen, nicht bloß von einem Privatinteresse handeln. Zur Unterstützung des Verdachts, daß der Lord um das Geheimniß gewußt, wird außer dem schon erwähnten fingirten Reichthum desselben noch vorgebracht, daß der Lord sich so auffallend um den Findling bemüht und ihn mit sich fortzunehmen, in seine Gewalt zu bringen getrachtet habe, daß er ihn auf eine noch viel auffallendere Art (obgleich er, der Lord selbst, so wie die Nürnberger und Anspacher, unter denen Hauser gelebt, Protestanten gewesen) habe katholisch erziehen lassen wollen; daß er unter auffallenden Umständen seine Wiederkehr nach Anspach bis nach Hausers Tode verzögert, daß er dann plötzlich unter affektirten Verwünschungen erklärt habe, der Jüngling sey ein Betrüger gewesen, und endlich, daß Hauser selbst noch unmittelbar vor seinem Tode gesagt habe, der Lord sey ein armer Sünder wie die Andern. Aus diesem leztern Umstande schließt nämlich die Brochüre, daß Hauser unmittelbar vor dem Morde durch den Mörder selbst erfahren haben müsse, der Lord sey mit im Geheimniß.

Andere Andeutungen, daß der Mann, der den Unglücklichen so lange gefangen gehalten, ein alter Soldat seyn müsse, und daß Hausers lezter Aeußerung zufolge (nach dem, was ihm der Mörder gesagt) seine Mutter noch lebe und Schuld an seinem Unglück sey — sind zwar interessant, leiten aber auf keine Spur.

In jedem Fall hat diese kleine Schrift das Verdienst, abermals auf die Sache aufmerksam gemacht, das schon Bekannte neu und scharf beleuchtet und die öffentliche Meinung von einer offenbar falschen Spur, die sie zulezt gegangen, zurückgeführt zu haben. Diese falsche Spur war die mit so viel Aufwand verbreitete Behauptung, Hauser sey ein Betrüger. Man wird einst nicht begreifen, wie sich das deutsche Publikum nur einen Augenblick eine solche Albernheit hat können aufbinden lassen; aber es macht uns Deutschen wenigstens keine Ehre, daß ein so unverschämter Versuch bei uns gewagt werden konnte, da er ein gegen Wahrheit und Lüge vollkommen abgestumpftes Publikum voraussezt. Nach allem Elend, das über den armen Kaspar Hauser von Geburt an verhängt war, fehlte in der That nur noch die Verleumdung nach seinem Tode. So gutmüthig aber auch die deutsche Nation ist und leichtgläubig von Haus aus, kann sie doch den Hohn nicht dulden, daß das arme Opfer des grausamsten Verbrechens so öffentlich vor ihrem Angesicht noch nach seinem Tode mißhandelt wird. Kaspar Hauser ist nicht von Nürnberg, nicht vom Lord Stanhope, sondern von dem gesammten deutschen Volke adoptirt. Man fand ihn in der Mitte Deutschlands, ganz Deutschland widmete ihm sein Mitleid, richtete auf ihn Blicke der gespanntesten Neugier, betrachtete ihn als den Findling der Nation; es hätte ihn auch schützen sollen. Allein, nachdem es dies versäumt, liegt ihm ob, das Unglück heilig zu achten, und nichts von alledem zu unterstützen, was das Verbrechen, das hier vorgefallen ist, leugnet und die Theilnahme zu schwächen beabsichtigt, sondern die Nachforschungen umsichtig fortzusetzen und einst Rechenschaft zu fordern von denen, die auf deutschem Boden einen so unerhörten Frevel wagten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 84.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 20. August 1838.

Deutsche Geschichte.

1) Geschichte der k. deutschen Legion von N. Ludlow Beamish, k. großbrit. Major a. D. Zwei Theile, mit colorirten Abbildungen, Schlachtplanen und Tabellen. Hannover, Hahn, 1832, 1837.

Was die deutsche Legion, d. h. die tapfere Schaar von Hannoveranern, die sich dem König Jerome nicht unterwarf, sondern nach England übersezte, in Spanien gegen Napoleon geleistet, das ist fast alles längst vergessen, ja kaum bekannt geworden und im Nimbus des englischen Feldherrn Wellington untergegangen. Daher nimmt die vorliegende Schrift Schillers bescheidene Worte zum Motto:

> Wir, wir haben von seinem Glanz und Schimmer
> Nichts, als die Müh und als die Schmerzen
> Und wofür wir uns halten in unserm Herzen.

Obgleich ein Engländer, hat der Verfasser dieses Buch mit der größten Unparteilichkeit zur Ehre unserer tapfern Landsleute geschrieben und mit seltner Gründlichkeit aus Archiven, offiziellen und Privatberichten zusammengetragen.

Die Geschichte beginnt mit der gewaltsamen Besitznahme Hannovers durch die Franzosen 1803. Die kleine hannöversche Armee unter Wallmoden war zu schwach, das Land zu decken und erhielt, troz aller Vorstellungen, keine Verstärkung, ja das Ministerium Lenthe befahl sogar, alle Feindseligkeiten zu unterlassen. Umsonst warb Major von der Decken am preußischen Hofe um Hülfe, Rußland erklärte, es werde das Einrücken preußischer Truppen in Hannover als eine Kriegeserklärung ansehen. Wallmoden schloß nun mit dem französischen General Mortier zu Suhlingen eine ziemlich anständige Convention ab, ließ sich aber dabei betrügen, so daß Napoleon einen Vorwand erhielt, die Convention nicht anzuerkennen. Wallmoden, dadurch bloßgestellt und durch die Folgen der ersten Convention schon der Mittel beraubt, kräftig zu handeln, mußte sich zu einer zweiten Convention verstehen, die seine kleine Armee in Napoleons Hände liefern sollte. Ehe aber dieser Beschluß den Truppen nur bekannt gemacht war, hatte man von England aus schon Anstalt getroffen, sie einzuschiffen. Es kamen gleichwohl nur wenige nach England hinüber, da der allgemeine Unmuth die Truppen schon zum Theil aufgelöst hatte. Allein desto zahlreicher sammelten sich die Hannoveraner nachher in London, indem sie einzeln und in kleinen Abtheilungen ihr Vaterland verließen und auf englischem Boden neue Regimenter bildeten, obgleich die französischen Behörden dieses Auswandern und Werben für den englischen Dienst mit Todesstrafe bedrohte. Im Jahr 1805 musterte der Herzog von Cumberland 8000 Hannoveraner in England, unter dem Generalmajor von Linsingen und den Obersten von Bock, Alten, Halkett, Ompteda, Barsse, Hinüber, Langwerth, von der Decken. Noch in demselben Jahre wurden sie nach Bremen eingeschifft, um die Oesterreicher und Russen gegen Napoleon durch eine kräftige Diversion zu unterstützen; allein man schickte sie viel zu spät im Winter, die Schlacht von Austerlitz zwang sie zur Umkehr, und sie hatten nichts gewonnen, als Verstärkungen durch ihre Landsleute, die das französische Joch nicht tragen wollten und mit ihnen zogen. Man verlegte das um mehrere Bataillone verstärkte Corps nach Irland, wo es viele Gastfreundschaft genoß; 1807 schickte man es nach der Insel Rügen, um die Unternehmungen Gustav Adolphs IV. zu Gunsten Preußens zu unterstützen; allein auch von hier wurde es bald wieder vertrieben, da Gustav Adolph am 19. August Stralsund aufgeben mußte. Sodann ward es von England gegen Dänemark gebraucht und auf Seeland ausgesezt, um Kopenhagen zu Lande anzugreifen, während es zugleich von einer Flotte bombardirt wurde. Als ein Beweis deutscher Ehrlichkeit wird angeführt, daß hannöversche Soldaten in den Vorstädten während des heftigsten Feuers einem Apotheker gebrannte Wasser nicht nur abgekauft, sondern auch regelmäßig

bezahlt hätten. Endlich brach im Jahr 1808 der spanische Krieg aus und eröffnete der Heldenschaar von Hannover ein würdigeres Feld des Kampfs. Ihr erster Angriff auf die Franzosen bei Benavente war wüthend und zeugte von der langverhaltnen Rachlust. Linsingens Reiter hieben so kräftig ein, daß Aerme flogen und Köpfe bis auf den Nacken gespalten, ein Kopf querdurch von einem Ohr bis zum andern abgeschlagen wurde. Hier nahm ein junger Hannoveraner den General Lefebvre gefangen, ließ sich den reichen Fang aber durch einen Engländer wegstehlen. Beiläufig tritt derselbe Charakterzug auch hier beständig hervor, der uns in allen Darstellungen der Feldzüge deutscher Truppen im Dienste Napoleons begegnet, nämlich die Gutmüthigkeit, mit der sich die Deutschen als Bundesgenossen von der prädominirenden fremden Nation moralisch mißhandeln ließen. Der interessante Bericht des würtembergischen Wundarztes Roos über den Feldzug von 1812 (wo er gefangen wurde und in russische Dienste trat) enthält merkwürdige Belege dazu aus dem Verkehr der Rheinbundtruppen mit den französischen, und das vorliegende Werk zeigt, daß die Deutschen es auch in der Bundesgenossenschaft mit England nicht besser hatten. In Quartieren, in der Verpflegung, in der Belohnung zurückgesezt, sahen sie auch oft ihre Tapferkeit in den Armeeberichten vergessen und ihre Lorbeern auf fremde Häupter gesezt.

Die Hannoveraner fochten zuerst unter John Moore bis zu dessen Tode. Bei der Rückkehr der Armee Moores nach England ging ein Linienschiff mit zwei Bataillonen Hannoveranern unter. Dann sammelten sie sich abermals unter den Fahnen Wellingtons in Spanien und theilten alle Gefahren, wie alle Siege. „Die bewundernswürdige Genauigkeit und Schnelle der deutschen Artillerie unter dem Major Hartmann, trug sehr viel zu dem Siege bei Talavera bei und wurde von Wellington auch einer persönlichen Anerkennung gewürdigt.“ Die deutsche Legion war aber nicht einmal vollständig in Spanien beisammen. Eine Abtheilung derselben wurde 1809 nach der Insel Walchern geschickt, richtete aber (wie alle diese Landungsversuche in der Nordsee während Napoleons Herrschaft) nichts aus. Die Eroberung und Zerstörung Vliessingens war das einzige Resultat (im August). Seuchen brachen im Heer aus, und da Napoleon in Oesterreich siegte, mußte es nach England zurückkehren. Noch eine dritte Abtheilung der deutschen Legion, aus mehreren hannöverschen Regimentern bestehend, wurde nach Sicilien geschickt, machte die Expedition gegen Neapel 1809 mit und hütete dann wieder die Felsen von Sicilien. Ja in Spanien selbst wurden die Hannoveraner vertheilt, so daß sie immer nur im Einzelnen, nie im Ganzen Ruhm erwerben konnten. Wir können daher kaum ihre Züge nach allen Richtungen verfolgen. Am meisten zeichneten sie sich wieder 1812 bei dem Kampf bei Garzia Hernandez aus, wo die hannöverschen Reiter drei französische Quarrés sprengten. Auch fochten sie siegreich mit bei Vittoria. Nach dieser blutigen Schlacht stießen sie auf ein ganz zusammengeschossenes Corps Nassauer, die verstümmelt und unter grausamen Schmerzen sich windend, ihre deutschen Landsleute um den Tod flehten.

Im Jahr 1813 trat Wallmoden wieder an die Spitze eines in Norddeutschland sich bildenden Heeres, zu dem der Rest der Hannoveraner in England und auch einige Abtheilungen der Legion in Spanien stießen. Sie fochten mit bei Vellahn und an der Görde, und dann gegen die Dänen. Unterdeß rückten die Hannoveraner aus Spanien vor Bayonne, wo sie sich außerordentlich tapfer benahmen, aber von Wellington im Armeebericht nicht einmal erwähnt wurden, was eine Beschwerdeschrift des Generals Hinüber veranlaßte. Zugleich wurden die Hannoveraner, die in Sicilien gelegen, zur Eroberung Livornos und Genuas eingeschifft, im Frühjahr 1814. Nun endlich konnten die tapfern Männer in ihr Vaterland zurückkehren. Aber schon 1815 rückten sie wieder ins Feld und standen in Wellingtons Reihen bei Waterloo.

Unter den höhern Offizieren, die außer den schon genannten nach und nach an die Spitze der verschiedenen Brigaden der Legion traten, zeichneten sich die Generalmajore von Löw, Wilhelm von Dörnberg und die Obersten von Arentschild und Hartmann aus. Mit musterhafter Vollständigkeit hat der Verfasser tabellarisch alle Offiziere, die je bei der Legion waren, so wie alle Unteroffiziere und Gemeine, die sich irgendwo ausgezeichnet, angeführt, so daß nur wenige Kriegsgeschichten einzelner Corps einer solchen Genauigkeit sich rühmen können.

Lyrische Dichtkunst.

15) Werdelust des Hallischen Dichterbundes. Halle, Anton, 1838. 8. S. 363.

Lauter junge Dichter, wie es scheint, hinter denen großväterlich und segnend der alte Ritter la Motte Fouqué hereinblickt. Sie haben sich hier zusammengefunden, ohne durchaus zusammen zu stimmen. Einer strömt religiöse Gefühle in Gesängen aus und dichtet Legenden; ein Anderer taumelt noch in den Irrgängen der Hegelei und betet in aller Unschuld den Doctor Strauß an; und ein Dritter spottet über die graue Theorie und preist das grüne Leben, Wein und Liebe. Dieser hat noch eine dunkle Erinnerung, daß es ehemals einen Patriotismus und patriotische Lieder in Deutschland gegeben habe; jener datirt sein Daseyn erst von der Julirevolution her und weiß von nichts als von Franzosen und Polen. Dieser klagt noch bescheiden und zärtlich wie die Nachtigall im

dunkeln Laube, jener pfeift schon in der Heine'schen Spatzenmanier und gibt gereimte Plattheiten für Poesie aus, obgleich Anklänge dieser Art in der vorliegenden Sammlung, was wir ihr zur Ehre nachrühmen, nicht vorherrschend sind. Kurz es spiegelt sich darin so ziemlich das gesunde jugendliche Gemüth, wie es heutzutage auf Universitäten unter dem Einfluß einer kranken Philosophie und in der Sehnsucht nach mehr Poesie des Lebens sich bildet und bilden muß. Dadurch ist diese Sammlung charakteristisch.

Der aufgeräumteste der hier debutirenden Poeten ist ein Herr Körner von Nietleben, der für die lyrische Posse, wenn wir die komischen und humoristischen Dichtungen Bürgers, Chamissos rc. so nennen dürfen, ein nicht geringes Talent beurkundet. Hier einige Proben aus seiner „Welt auf der Reise.“

Ein Tausend acht hundert und dreißig,
Da wollte die Welt entspringen;
Drum nahm man Roß und Reißig,
Sie wieder zurücke zu bringen.

Doch rollte die Welt so hurtig fort,
So schnell die Treiber auch liefen,
Sie stolperten, fielen hier und dort
In unermeßliche Tiefen.

Hier sank ein Luftschiff in den Grund,
Dort flog eine Wolke Perücken,
Der Panzer drückte die Nacken wund,
Die Flügel gingen in Stücken.

Doch immer vorwärts ging der Zug
In wild verworrenen Massen,
Man war der Welt bald nahe genug,
Um sie bei'm Schopfe zu fassen.

„Abscheulich, schändlich ist es doch,
Die Welt ist uns wieder entgangen!
Es fehlten nur sechs Ellen noch,
So hatten wir sie gefangen!“

Und wie ein langer Kometenschweif
Ging's immer nach der Entflohnen:
„Greif zu, halt fest sie, Michel, greif!
Man wird dich fürstlich lohnen!“

„„O weh, Gevatter, ich halte sie nicht,
Sie schwindet mir unter den Händen!““
Sie greifen, sie grapsen, auf's Fangen erpicht,
Nach diesen und jenen Enden.

Doch rollte die Welt wie ein flüchtig Wort,
Ihr nach das Jagdgewimmer,
Sie jagten fruchtlos immerfort,
Ich glaube, sie jagen noch immer.

Derselbe bezeichnet das Verhältniß des „Rationalismus“ zum Christenthum sehr glücklich:

Man hat so viel in Büchern geschrieben
Von eines Kusses Hochgenuß;
Drum fing' ich an mich zu verlieben,
Und nascht' und raubte Kuß auf Kuß;
Doch hab' ich nichts Großes dabei erfahren,
So sehr ich dazu auch aufgemerket,
Als daß vier Lippen zusammen waren,
Was weder gelabt mich, noch gestärkt.
Von welchen Lippen ein weiches Drücken,
Ein leises, trockenheißes Glüh'n,
Solch' Narrenspiel soll mich beglücken?
Mich dauert mein verlornes Bemüh'n!

Von dieser Art sind auch die „Ostergedanken.“ Verschiedene Stände drücken ihre Empfindungen dabei aus. Der Eine denkt nur an die Rast nach den Werktagen der Andere nur an Putz und Tanz, der Prediger nur an seine eigne heute vorzutragende Weisheit, der Balgentreter an seine Pflicht, die ihn abhält, auch ins Freie hinaus zu gehn. Am Ende war es nur ein Kind, das wirklich an den heiligen Christ und an die lieben Engel gedacht hat. Dahin gehört auch das Gedicht: „Tägliche Gebete,“ worin die Widersprüche in dem, was die Menschen täglich von Gott bitten, artig zusammengestellt sind. Der Eine will Regen, der Andere Sonnenschein, der Kranke Gesundheit, der Arzt Krankheiten, der Eine Krieg, der Andere Frieden rc.

Das ist ein Befehlen, das ist ein Schrein
Da möcht' ich um Alles nicht Herrgott seyn.

Die Bettlerlieder desselben Verfassers haben uns weniger zugesagt. Sie sind zu sehr den Chamisso'schen nachgeahmt, und in einem solchen Genre muß man original seyn, oder es lieber gar nicht wählen. — Ein Herr Heinrich Beta philosophirt in seinen Gedichten etwas viel und spricht in Versen Urtheile über gelehrte Streitfragen der Zeit aus, die nicht durchaus reif sind und überhaupt nicht in die Poesie gehören; allein vortrefflich charakterisiet er jenen krankhaften Drang der Jugend, von dem er selbst nicht ganz verschont geblieben ist:

Uns ist nicht wohl, uns wird nicht wohl!
Das Leben ist ein Widerspruch.
Wir alle, ach! von Pol zu Pol,
Wir sind und haben nicht genug.

Wir drängen vorwärts und empor:
Die Knospe soll 'ne Blüthe seyn,
Und drängt die Blüthe sich hervor,
So soll auch schier die Frucht gedeihn.

Genießen wollen wir die Frucht,
Eh' sie die Sonne süßt und reift.
Wir beißen an — o pfui, verflucht!
Das ist, als wenn man Essig säuft.

Im lezten Verse tröstet sich der Verfasser darüber:

Das thut uns aber eben Noth,
Sonst frör' das ganze Leben ein;
Zufriedenheit ist schon der Tod:
Ein Streben muß das Leben seyn.

Aber er irrt sich. Das Streben ist wohl natürlich, aber nicht das Anticipiren. Das Zeitigen der Blüthen ist natürlich, aber nicht das zu frühe Abreißen; das Streben nach Idealen, die das Alter nie erreicht, ist der Jugend natürlich, aber nicht das frühe Kokettiren mit allen Lastern des Alters, wie wir das bei unsrer literarischen Jugend haben erleben müssen.

Unter den übrigen Gedichten haben wir nicht viel finden können, was etwa durch besondere Schönheit oder Genialität ausgezeichnet wäre. Es sind lyrische Klänge von meist sehr bekannter Art, von Liebe und Frühling singend, auch einige Romanzen, z. B. eine patriotische vom Kyffhäuser von Hermann von Gnappert, ein Gegenstand, der schon sehr oft besungen worden ist. Auch zwei Damen haben Beiträge geliefert. Gar schön sind die Worte, womit der alte Fouqué den jungen Dichterbund einsegnet:

An Ossian denkt, Cervantes, Tasso, Dante,
Wolfram von Eschenbach und viel, viel Sänger,
Die hin durch's Leben zogen als Verkannte,
Ja, als Verbannte fast! Dem wüsten Dränger,
Den man Saturnus heißt, geliebt es meist,
Zu pressen eng den Pfad uns immer enger.
Getrost! Es lebt in uns ein sel'ger Geist,
Der uns erfüllt mit inn'rem Freudenlicht,
Und all' den grimm'gen Nebelspuck zerreißt.
Nur warn' ich: von der Außenwelt heischt nicht
Lohn für die Wonne, die ihr tragt im Busen.
Wozu noch Lohn? der Welt gebt Recht und Pflicht.
Ihr seyd gestärkt, ja frisch am Quell der Musen;
Drum stark, frisch, fromm in's Leben greift hinaus.
Dem Müß'gen werden Musen zu Medusen,
Dem Thät'gen helfen sie durch's Sturmgebraus.

16) Gedichte von Heinrich Bone. Düsseldorf, Schreiner, 1838.

Eine seltne Weichheit des Herzens charakterisirt diesen Dichter. Er liebt nur sanfte Empfindungen, sanfte Bilder, sanfte Worte und bleibt in Trauer und Freude immer gleich mild. Seine Gedichte sind meist nur der Ausdruck dieser Stimmung, geknüpft an Frühling, Natur, Erinnerungen, geliebte Menschen &c. Mit vorzüglicher Innigkeit hängt er am Familienleben, wovon folgende Gedichte Zeugniß geben können:

Die Tochter.

Betrübt am Weihnachtsabend stand der Vater
Und sah der vielen Kinder muntre Schaar,
Verlassen schien ihm alles, weil die Mutter,
Die vielgeliebte Mutter nicht mehr war.

Er sah den Kreis der ach! noch allzu Kleinen,
Und Thränen füllten Blick ihm und Gefühl;
Die ält'ste Tochter sah die stummen Thränen,
Und still verließ sie der Geschwister Spiel.

Der Vater folgte ihr mit schwerem Herzen
Und fand sie betend knien im Schlafgemach;
Laut schluchzend flehte sie empor, als wollte
Sie aus dem Grabe flehn die Mutter wach.

„Nimm diesen Ring, so sprach der Vater weinend,
Den ich am Traualtar der Mutter gab;
Du selbst noch klein, sey Mutter doch den Kleinern,
Die Mutter stärke dich, sie sieht herab.“

„„Ich will es, Vater, kann es!““ rief die Tochter
Und preßte freudig sich an seine Brust;
Als wär' zurückgekehrt die Mutter, knieten
Sie beide da in stiller Himmelslust.

Die Familie.

Die Mutter sizt und wieget,
Das erste Töchterlein,
Der Vater steht und bieget
Sich drüber sanft und fein.

Er will das Kind nicht wecken,
Die Wangen sind so schön,
Er will die Mutter necken
Und kann nicht widerstehn.

Er neigt sich zu dem Kinde
Und gibt ihm einen Kuß,
Die Mutter rührt geschwinde
Die Wiege mit dem Fuß.

Sie will den Vater schmählen,
Da wird das Mädchen wach
Und lächelt — ach, erzählen
Kann niemand so was nach.

Bei diesem häuslichen Sinn hätte sich der Dichter nicht in die romantische Wildniß der Sagen, Elfenmährchen und Legenden wagen sollen. Was er von dieser Art am Schluß der Sammlung darbietet, ist etwas kraftlos in Nebel gezeichnet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 85.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 24. August 1838.

Pferdezucht.

1) Ueber die Vollblutsfrage, Ansicht, Kritik und Antikritik mit einem ausführlichen Vorwort, herausgegeben von O. M. Berlin, Enslin, 1838.

So sehr Pferdezucht und Pferde-Auswahl sich dem Bedürfnisse, der Erfüllung der jedesmaligen Zwecke und der Oekonomie anzuschließen haben, so ist dennoch Mode und Liebhaberei in den höheren Klassen der Pferdehalter unverkennbar. Wir erinnern hier nur an die Paradepferde des Oldenburger Gestüts während des dreißigjährigen Kriegs und nach demselben, welchem die ramsnasigen Neapolitaner folgten, und wie diese von den Holsteinern in fürstlichen Ställen abgelöst wurden.

Die lange Friedenszeit hat mit vielem andern Englischem auch die Wettrennen in Deutschland aufgebracht, und gegenwärtige Schrift ist eine Art Aktenfascikel mit Klage, Einrede u. s. f. Es handelt sich um die Frage: Ist das englische Vollblut für die Pferdezucht im Allgemeinen als die Darstellung des Vollkommensten zu betrachten, auf dessen Erreichung man bei der Züchtung hinarbeiten muß, oder ist es nur die Vervollkommnung Einer Eigenschaft des Pferdes, der Schnelligkeit, eine erkünstelte und dem Luxus dienende Varietät?

Der Streit wird mit Wärme und von beiden der Vollblut-Advokaten nicht ohne einige Bitterkeit geführt.

Wo es sich um Geschmackssache und Liebhabereien handelt, thut man am besten, das Urtheil dem unparteiischsten aller Richter, der Zeit, zu überlassen. Dennoch können wir uns nicht enthalten, einige Beiträge zu unparteilscher Beurtheilung der Frage anzufügen.

England ist eigenthümlich, wie im Uebrigen, so auch in der Pferdezucht. Es hat diese in Varietäten auseinandergehen machen, wie die des Fleischerhundes, des Pudels, des Windspiels und des Bologneserś. Das Rennpferd ist ein merkwürdiges Ergebniß langen Studiums, großer Geldopfer und ungestörten Friedens. Wir auf dem Festlande haben stehende Heere, häufige Kriege, gleichere Vertheilung des Eigenthums. - Das Pferd unterliegt denselben Nothwendigkeiten, wie der Mann bei der Conscription, das Haus bei der Einquartirung. Der Staat muß also dahin arbeiten, das Medium der verschiedenen Eigenschaften zu steigern, welche bei den verschiedenen Anwendungen des Pferdes gefordert werden. Daher die Beschäl-Anstalten von Staatswegen auch in constitutionellen Staaten, mit der Befugniß für besondere Zwecke durch Privatgestüte und Privat-Sprunghengste sich anzustemmen.

Daß auf einem andern Wege als dem des Vollbluts Treffliches, und für die Zucht im Allgemeinen Erspießlicheres geleistet werden könne, beweisen unter andern die Privatgestüte Se. Maj. des Königs von Würtemberg. Sie erfüllen für leichten Reitschlag jede Bedingung, Schnelligkeit, nachhaltige Kraft, Ebenmaß der Theile und Gelenkigkeit.

Wenn, wie wir hoffen und wünschen, der Friedenszustand noch lange Europa beglücken wird, so darf man hoffen, daß sowohl die Staatsgestüte die Höhe der wissenschaftlichen hippologischen Bildung erreichen, und sich darauf halten werden, als auch die Privatgestüte jenen gegenüber die besondern Privatzwecke besser befriedigen werden, als seither. Aber wir bekennen, daß wir, nach den traurigen Erfahrungen in Mecklenburg und Ungarn, unersetzlichen Schaden fürchten müssen, wenn das Vollblut den Staatsanstalten aufgedrungen werden sollte. —

Gewiß mit Recht beharrt der Verfasser auf dem Grundsatz, daß Deutschland, wenn es auch wollte, unter ganz andern Verhältnissen, nicht genau dasselbe leisten **kann**, wie England, und daß es, bei seinen ganz andersartigen Bedürfnissen, es auch nicht erzielen **soll**. Schon Boden, Klima, Fütterung bedingen einen Unterschied: „Die schon gemachten Erfahrungen der Engländer können für uns, die wir ganz andern Boden bebauen, nicht entscheidend seyn, eben so wenig wie der große Succeß,

mit dem wir das Merinoschaf cultiviren, jene durch und durch praktische Nation zur Nachahmung bestimmte. Das Klügste ist, nicht blind nachzuahmen, was Andern unter abweichenden Umständen nützte, sondern das zu wählen, was den gegebenen Verhältnissen am besten entspricht.“ Ein weiterer Unterschied ist der vorzugsweise Gebrauch zum Luxus der Wettrennen und Jagdrennen in England, einer Erscheinung, die nur bei englischem Reichthum möglich ist, und in Deutschland immer nur eine kümmerliche Nachahmung erfahren kann. So wie es nicht die Absicht seyn kann, unsere Soldaten zu Balletänzern zu erziehen, so kann auch die Pferdezucht nicht darauf ausgehen, lauter englische Renner erzeugen zu wollen. „Von der politischen Bedeutsamkeit des Soldatenpferdes, die keiner Erörterung bedarf, ganz absehend, wollen wir nur darauf hinweisen, welche Stelle es in unserem Pferdeverkehr überhaupt einnimmt, wie außerordentlich wichtig die lebhafte Nachfrage nach dieser Gattung von Pferden für die großen und besonders für die kleinen Züchter in den eigentlich pferdeziehenden Gegenden ist, in welchem Umfang das Soldatenpferd in seinen mannichfachen Waffengattungen und Abarten, fast alle Sorten Gebrauchspferde in sich begreift und somit in der That unser Landespferd würdig repräsentirt. Der Gebrauchszweck ist ja für die Zucht das allein Wichtige und Entscheidende. Daß das Soldatenpferd auf der Rennbahn nicht zu finden war, bedingt keinen Vorwurf für dasselbe, denn ehedem ist ja hier überhaupt nicht für die Rennbahn gezüchtet worden und beim Soldatenpferd wird bis auf den heutigen Tag auf diese Partbie noch keine Rücksicht genommen. Der brauchbare Hühnerhund ist nicht unter der Windhundmeute zu suchen. Daß auch ganz gewöhnliche Soldatenpferde sehr gut und besser, als man irgend von ihnen verlangen kann, zu laufen vermögen, wurde vor etlichen Jahren durch vier Pferde eines Berliner Garde-Cavallerieregiments bewiesen. Dieselben liefen unter ihren gewöhnlichen Reitern nach vorhergegangenen Exercitien, mit vollem Feldgepäck, Futter und ganzer Armatur, die halbe Meile der Rennbahn, die der Sieger in 6 Minuten 10 Secunden zurücklegte. Brauchten die besten Renner auch circa 2 Minuten weniger, so läßt sich diese geringe Differenz doch hinlänglich durch die weit schwerere pr. pr. 260 Pfd. betragende Belastung und durch die völlige Ungeübtheit der Reiter und Pferde entschuldigen. Es ergibt sich hieraus wenigstens, daß mit gewöhnlichen Soldatenpferden auch viel ausgerichtet werden kann, wenn es gerade darauf ankommen sollte, und zwar ohne alle Störung der übrigen Gebrauchsfähigkeit.“ In dieser Beziehung sind die Erinnerungen an die letzten Kriege gar nicht überflüssig. Es ist bekannt, daß nach viertägigen Strapazen, nach einer verlorenen und nach einer gewonnenen Schlacht die preußische Reiterei bei Waterloo noch tüchtiger war als die weniger angestrengte englische, und allein noch ausdauernde Kraft und Frische hatte, um den Feind zu verfolgen.

Vor allen Dingen muß daher für das wahre Bedürfniß der Heere, des Landbaus, der Fracht rc. durch eine tüchtige Landeszucht gesorgt werden, und erst nachher kann, unabhängig davon, auch dem Luxus des Vollbluts und des Rennens sein Recht werden. Nur muß das aristokratische Vergnügen sich nicht an die Stelle des bürgerlichen Berufs drängen wollen, da es immer nur neben ihm Platz greifen kann und auch hier, wie in allen den Staat betreffenden Dingen, das Nützliche dem Angenehmen, und dem bloß Nützlichen wieder das schlechterdings Nothwendige vorgezogen werden muß.

2) Ueber Pferdezucht, Reitkunst, Wettrennen und Rennpferde. Von Alexander v. Bailly. Stuttgart, Hallberger, 1836.

Der Verfasser dieser Schrift ist ein unbedingter Lobredner des Vollbluts, jedoch ohne daß er alle die Einwürfe, die in der vorigen Schrift gemacht sind, berücksichtigt hätte. Auch berührt er die Frage nur nebenbei, denn er handelt vom Pferde in allen Beziehungen. Zuerst gibt er eine Uebersicht der hippologischen Literatur, dann eine, wenn auch nur fragmentarische Geschichte der Pferdezucht, worin wir Folgendes über das Vollblut finden: „Die eigentliche Vollblutzucht originirt seit Karls II. Regierungsantritt, 1660. Dieser Fürst ließ mehrere Hengste und insbesondere die königlichen Stuten (Royales mares) aus dem Oriente nach England kommen. Die Nachkommen einer, in England vor Einführung der königlichen Stuten vorhanden gewesenen, arabischen Stute, sollen nämlich so großes Aufsehen auf der Rennbahn erregt haben, daß dadurch die Einführung derselben veranlaßt worden ist. Diese Veranlassung erscheint um so gewisser, als auch Cromwells berühmte Sargstute (couffin mare) nicht zu den königlichen Stuten gehört haben kann, und als seit Athelstan 947 orientalische Pferde zu verschiedenen Zeiten in England eingeführt waren. Deßhalb kann man auch nicht von denjenigen Vollblutpferden, welche nicht von den königlichen Stuten abstammen, wie man von Sampson-Blut behauptet hat, eine Mischung mit nördlichem Blute voraussetzen, noch weniger beweisen. Dieses dürfte um so gewisser seyn, da die regelmäßigen Pferderennen bereits von Jakob I. 1603, welche bald nach dem Kampfe der rothen und weißen Rose in England 1485 neben dem Studium griechischer Klassiker entstanden waren, eingeführt wurden, und daher langjährige Erfahrungen zum Grunde gelegt werden konnten. Die englischen Vollblutpferde werden in drei Branchen, die des Herod, des Eclipse und des Matchem

väterlicher Seits getheilt, und stammen in der Regel mütterlicher Seits von den königlichen Stuten (royales mares) ab. Die Stammväter des Herods, des Eclipse und des Matchem gelangten viel später, als die königlichen Stuten nach England, da der Stammvater des Herold, Byerly Turk, erst 1689, der Stammvater des Eclipse, Darley Arabian, erst 1705, und der Stammvater des Matchem, Godolphin Arabian, erst 1725 nach England gebracht und von allen Dreien nicht sogleich gezüchtet wurde. King Herod wurde 1758, Eclipse 1764 und Matchem 1748 geboren. Mit Cromwells White Turk beginnt das älteste Stammregister (Pedigree). Die unzweifelhafte Wahrheit der Oeffentlichkeit stand den ältesten Stammregistern (Pedigree's) durch die allgemeine Theilnahme für Wettrennen zur Seite, wird jedoch noch durch die seit 1727 alljährlich erschienenen Racings Calendars und durch Weatherby General Studbook documentirt."

Hierauf folgt eine Naturgeschichte des Pferdes, und eine besondere Abhandlung über die Vollblutzucht, in der er von der Voraussetzung ausgeht, daß die vollblutige Race unter allen Umständen eine constante sey, nie aus der Art schlage, und zugleich in alle Oertlichkeiten und zu jedem Bedarf am besten tauge, eine Voraussetzung, die in der vorher erwähnten Schrift mit guten Gründen bestritten ist. Sodann spricht der Verfasser von der Ertragsfähigkeit der Pferdezucht und von den Wettrennen, als der besten Gelegenheit, die Ergebnisse der Pferdezucht zu prüfen und zur Schau zu stellen. Ferner von der Behandlung der Pferde, von der Einrichtung der Ställe, vom Futter, Wasser, Putzen, Geschirr, vom Beschlagen, Aderlassen &c., und endlich von der edlen Reitkunst, die schulmäßig abgehandelt wird.

3) Beiträge zur Kenntniß und Beurtheilung der Pferde-Racen in Asien, Afrika und Europa. Gesammelt und systematisch geordnet durch Christoph Josch, k. österr. Lieutenant in der Remontirungsbranche. Wien, Heubner, 1837.

Hohe Achtung des Pferdes schon im Alterthum, mythologische Bedeutung desselben. Dann naturgeschichtlich: das Pferd im wilden Zustande. Feststehende Racenunterschiede, zu unterscheiden von den Spielarten durch Bestandzeugungen &c. I. Asiatische Pferde, zuerst arabische, deren Beschaffenheit, Zucht und Geschichte mit Nachweisungen aus Rosettis Nachrichten in den „Fundgruben des Orients." Hier eine Probe des lebendigen Ausdrucks, dessen sich der Verfasser zu bedienen versteht: „Die edlen Rosse Arabiens und ihre geradlinigen Nachkommen heben in der Bewegung die Füße weniger hoch als andere, und gewinnen dadurch mehr Raum; sie besitzen überhaupt in ihrer Fortbewegung eine wahre Virtuosität. Unscheinbar im Stalle, wenig ansprechend im Stand der Ruhe, beginnt im Gange die Maschine des hochedlen Blutes zu einem neuen Leben mit der vollkommensten Energie zu erwachen; die Augen, deren Ausdruck vorher nur sanft und schalkhaft war, blitzen nun plötzlich wie Feuer; die schwarzen Nüstern öffnen sich so weit, daß eine geballte Hand darin Platz hätte; und den Schwanenhals trägt der Koheylan mit einer unvergleichlichen Anmuth, wodurch bei den übrigen Bedingungen eines excellent gebauten Pferdes bei dem feinen Reiter ein köstliches Gefühl des Gleichgewichtes und der Anlehnung erwecket wird, welcher bei der Annehmlichkeit im Gesäße von einem Vogel getragen zu seyn wähnt. Unter immerwährendem Ohrenspiel tritt der Kohehlan in schöner und herrlicher Haltung voll Leben und Kraftfülle stolz einher, seinen Hals mit dem kleinen geistreichen Kopfe richtet er in sanfter Biegung empor, die schwächste Verästelung der Venen, so auch das freie Spiel der Muskeln, und eine unbeschreibliche Grazie der Physiognomie, wie in einem Menschenantlitz, wird sichtbar; leicht und elastisch im Schwunge erhebt er sich schwebend vom Boden, und scheint vermög der zwanglosen und anmuthigen Gazellensprünge, — Courbetten und Lançaden — wozu der außerordentliche Nachdruck und die Geschicklichkeit seines Hintertheiles vorzugsweise beitragen, dem Geschlechte der Luftbewohner anzugehören, indem er eben so gewandt wie ausdauernd aus der nackten Bahn in die weite Ferne entschwindet. Pfeilschnell fliegt der arabische Reiter auf seinem Renner einher, parirt denselben auf dem Flecke und reitet in anderer Richtung wieder davon."

Auf das arabische Pferd folgt das persische, das etwas größer ist und tartarisches Blut mit arabischem gemischt zu haben scheint; dann eine Menge anderer Abarten des tartarischen Pferdes, das vorzüglich der kurze Hals charakterisirt, und ziemlich dürftige Nachrichten über die indischen, chinesischen und japanischen Pferde.

II. Afrikanische Pferde, zuerst die Berberrosse, vollkommne Araber, nur in der Regel ein wenig kleiner; dann einige Abarten tiefer in Afrika.

III. Europäische Pferde. Hier folgt nun eine sehr reiche Musterkarte von allen möglichen Varietäten, wie sie sich in den einzelnen Ländern Europas finden, wie sie ältere oder neuere Abstammung und Vermischung erzeugt, und das Klima, die Behandlung, der Gebrauch und die Mode erhalten oder gewechselt hat. Wir wollen uns in dieses Labyrinth nicht verirren. Daß der Verfasser über die jetzt so vielbesprochene Vollblutsfrage nicht mehr sagt, ist zu bedauern. Er bemerkt nur, daß die Race bei allen ihren übrigen Vorzügen doch nicht constant sey, daß unter Vollblutspferden ein großer Unterschied herrsche, und daß man in neuester Zeit namentlich

viel überwachsene und hochbeinige Pferde unter ihnen finde (S. 232).

Deutsche Geschichte.

2) Herzog Albrecht der Beherzte, Stammvater des k. Hauses Sachsen. Großentheils aus archiv. Quellen von Dr. F. A. von Langenn, Geheimer Rath ꝛc. Leipzig, Hinrichs, 1838.

Der Stifter der albertinischen Linie des Hauses Sachsen ist nicht bloß durch die Bedeutung, die er als Stammvater für seine Nachkommen hat, sondern auch als ein Fürst ausgezeichnet, der in seine Zeit thätig und kräftig eingriff. Mehr mit den allgemeinen Angelegenheiten Deutschlands, als mit denen seines kleinen sächsischen Erblandes beschäftigt, und unermüdlich im Dienste des Kaisers (Friedrichs III. und Maximilians I.), hieß er nicht mit Unrecht des Reiches rechte Hand. Mehr als einmal opferte er sein Privatvermögen dem Dienste des Reichs und achtete es für besser, daß ein Fürst bettle, als daß des Reiches Ehre Abbruch leide, ein herrliches Wort zu einer Zeit, in der bereits Einheit, Macht und Ehre des Reichs dem Privatvortheil der einzelnen Reichsstände aufgeopfert wurden.

Albrecht war ein Sohn Friedrichs des Sanftmüthigen von Meißen. Ihn und seinen ältern Bruder Ernst raubte der berüchtigte Kunz von Kauffungen aus dem Schloß zu Altenburg, weil er mit ihrem Vater in Fehde lebte und sich eines kostbaren Pfandes bemächtigen wollte. Albrecht, noch ein zarter Knabe, hatte den Muth, sich auf der Flucht im Walde einem Köhler zu entdecken, der mit seiner Keule den wilden Kunz niederschlug und den Prinzen rettete. Davon bekam Albrecht den Namen des Beherzten. Als Jüngling trat er in Verbindung mit dem berühmten Böhmenkönig Georg von Podiebrad, dessen Tochter Sidonie ihm vermählt und die Stammmutter der Könige von Sachsen wurde. Die ersten Sporen verdiente sich Albrecht in der Fehde, die dem Hause Sachsen den Besitz von Plauen erwarb, das Heinrich von Plauen, ein Tyrann seiner Unterthanen, nicht zu behaupten vermochte. Dann zog Albrecht mit dem Reichsheer wider Karl den Kühnen von Burgund zu Felde vor die Stadt Neuß am Niederrhein. Ferner unternahm er eine fromme Pilgerfahrt nach Jerusalem, im Jahr 1476. Von da wiederheimgekehrt entriß er in einer kleinen Fehde dem Bischof von Halberstadt das Schutzrecht der Abtei Quedlinburg, zu Gunsten seiner Schwester Hedwig, der Aebtissin. Darauf theilt er mit seinem Bruder Ernst die sächsischen Länder. Ernst bekam die Kur und Meißen, Albrecht Thüringen, 1485. (Bekanntlich mußten ihre Nachkommen nach dem unglücklichen Ausgang des Schmalkaldischen Krieges tauschen). Zwei Jahr später zog Albrecht als Reichsfeldherr gegen den Ungarkönig Matthias zu Felde und hielt ihn mit geringen Mitteln im Schach; 1489 ging er als Statthalter in die Niederlande, die noch sehr schwierig waren, da sie so eben erst den König Max aus seiner Gefangenschaft entlassen hatten. Hier mußte Albrecht mit Philipp von Cleve, mit Wilhelm von der Mark (dem berüchtigten Eber der Ardennen) und Franz von Brederode kämpfen und die unruhigen Friesen unterwerfen. Als ihm dies gelungen und er im Jahr 1491 dem Kaiser Max seine beiden Kinder Philipp und Margaretha zuführte, erntete er verdientes Lob und die kleine Margaretha und ihre Großmutter gleiches Namens, die Wittwe Karls des Kühnen, kamen scherzend mit einer Scheere herbei und schnitten ein Stück von Albrechts großem Bart hinweg, denn er hatte gelobt, nicht eher den Bart abzulegen, bis er die Niederlande beruhigt haben würde. Zum Lohne für seine vielen Dienste und, um an ihm eine kräftige Stütze in den Niederlanden zu behalten, wurde er zum Statthalter von Friesland gemacht mit der Anwartschaft, diese Würde in seiner Familie fortzuerben. Allein Marens Sohn Philipp suchte dies zu hintertreiben, hielt seine Versprechungen nicht, ließ Albrecht im Stich und dieser konnte kaum seinen Sohn Heinrich aus Franeker, wo ihn die Friesen belagerten, wieder befreien. Albrecht starb zu Emden 1500; Heinrich gab alle Ansprüche auf Friesland auf.

Dies sind die kriegerischen Thaten Albrechts. Außerdem hat der Verfasser auch seine Regierung in Sachsen ausführlich geschildert, wie er mit Einsicht und gutem Willen gewaltet und im Lande gebessert, so viel er konnte. Man bekommt dadurch eine äußerst klare Uebersicht von dem Regierungswesen und der gesammten Verwaltung eines deutschen Staats im 15ten Jahrhundert. Das Ganze beschließt eine Urkundensammlung. Ein gutes Portrait hätte auch wohl noch dem Werke beigegeben werden können, das im Uebrigen eine der besten Biographien deutscher Fürsten ist, einen sehr interessanten Zeitraum der deutschen Geschichte näher beleuchtet und somit jedem Freunde vaterländischer Geschichtsforschung willkommen seyn muß.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 86.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 27. August 1838.

Lyrische Dichtkunst.

17) Gedichte von A. von Maltitz. Zwei Bände. München, Franz, 1838.

In groß Octav zusammen 656 Seiten, voll von Versen, die auch der Form und dem Inhalte nach so mannichfaltig sind, daß die Uebersicht nicht ganz leicht wird. Vor allem muß bemerkt werden, der Verfasser ist nicht der unlängst verstorbene pfefferkörnige Maltitz, sondern der Fortsetzer des Schiller'schen Demetrius, ein ungleich milderer Dichter, bei dem auch der Humor nicht leicht bitter wird und der sich über politische Dinge entweder gar nicht, oder äußerst loyal äußert.

Den Anfang machen eine Reihe von Sonetten, worunter einige Uebersetzungen nach Camoens und nach dem Italienischen. Diese 126 Sonette sind vom allerverschiedensten Inhalt, an Freunde gerichtet, Gelegenheitsgedichte, Scherze, Didaktisches, Ausdruck von Stimmungen und Empfindungen ꝛc. Ueberall ist der Vers rund und fließend, nirgends fehlt es an Gedanken; doch sind sie nicht alle von gleichem Werthe und mit etwas strengerer Auswahl würde die Sammlung vielleicht mehr imponirt haben. Nicht ganz neu, aber sehr sinnig ist folgender Gedanke aufgefaßt:

Zwei Flammen ruh'n in ewig gleichen Schalen,
Um redlich, wie Asträa, sie zu wägen,
Muß sich um Amor's Blick die Binde legen,
Die Liebe sucht der Gegenliebe Strahlen.

Das ist es, was die Götter selbst befahlen,
So will das Auge stets des Lichtes Segen
Zugleich mit seinem Zwillingsbruder hegen;
Ein überreiches Herz erschafft sich Qualen.

D'rum ward die Lieb' getheilt an Papho's Schwelle,
Zu reich, um sich in eine Brust zu zwängen,
Der Glücklichste darf sie nur halb erfassen.

Doch weh' ihm, der begegnete dem Hassen;
In eine Brust muß er die Gluten drängen —
Zwei Himmelsflammen bilden eine Hölle.

Noch ein Sonett zur Probe, wie rund und fertig Bild und Vers gewöhnlich in dieser Sammlung sind:

An dichten Locken war auch ich ein Reicher,
Als sich noch freudig meine Jahre zählten,
Als mir die eingebenten Furchen fehlten,
Jetzt wallen sie schon sparsam, wohl auch bleicher,

Entwirren täglich mehr sich, täglich gleicher,
Die sonst vielfache Schwingungen erwählten,
Die Stirn bald kühn enthüllten, bald verhehlten,
Wie Zephyr es befahl, der Lockenscheucher. —

Mit flacher Hand hat sie die Zeit geglättet,
Dann pflückten Sorgen, nicht geliebte Schönen,
Mir eine nach der andern von dem Scheitel.

Sagt, wenn der Schwur des Priesters mich gerettet,
Wie würde mich des Schädels Blöße krönen
Und heilig wäre, was jetzt schmerzlich eitel!

Unter der Ueberschrift „Namenlose“ theilt Herr von Maltitz ferner 91 kleine epigrammatische Liedchen mit, z. B. das sehr wahre:

Liebe wähnt bei ihren Thalen,
Daß der Blick des Spähers fehlt,
Nur was tief ihr Herz verhehlt
Wähnt von allen sie errathen.

Eins der schönsten ist das folgende:

Bei dem Greise war die Kleine,
Und es herzte sie der Greis,
„Weile, bis die Mutter rufet,
Die bei mir dich sicher weiß.“

Doch die Kleine, weiter ringend,
In der Kindheit Flüchtigkeit,
Sprach, des Wortes noch nicht mächtig,
Sprach, „ich habe keine Zeit.“ —

Sieh' da glitt ein spätes Lächeln
Durch des Alten Angesicht,
Wehmuth lächelt nur, wann Liebe,
Wann ein Segen aus ihr spricht.

„Mir, so künden Grab und Rose,
Bleibt ein Seufzer nur zurück,
Geize nicht so früh mit Stunden,
Du, noch kaum ein Augenblick.“

Doch hätten auch von diesen Dichtungen einige wegbleiben dürfen, die nur das gar zu Gewöhnliche sagen, z. B.

Wann sich von des Mittags Höhen
Schon die Sonne neigt zur Nacht,
Bleibt so mancher Lenz noch stehen,
Sieht uns freundlich an und lacht,
Blickt dann auf entlaubte Bäume,
Neigt sein holdes Angesicht —
Schenken kann er nur noch Träume,
Hoffnungsschwingen gibt er nicht.

* * *

Nimm was Götter nur verstehen,
Nimm der Liebe ganzen Schmerz;
Nimm was Götter nicht verschmähen,
Nimm ein ganz zerriss'nes Herz.

Solcher Sachen, die wohl eine Stimmung des Dichters rechtfertigt, die aber nicht in die poetische Literatur gehören, weil sie schon zu oft und in weit gewählteren Formen gesagt worden sind, findet man in der vorliegenden Sammlung nur zu viele.

Auf diese Namenlosen folgen „Erzählende“ was? „Gedichte“ natürlich; der Verfasser hätte dies aber wohl hinzusetzen dürfen, denn das bloße „Erzählende“ klingt etwas affektirt. Oder noch besser hätte er „Romanzen“ gesezt, denn es handelt sich hier von weiter nichts als von dem, was wir insgemein Romanzen nennen. Mehrere sind aus der russischen Geschichte; die meisten haben ein düsteres, nächtliches, mörderisches und gespenstisches Wesen:

Die Nacht war mit den Stürmen allein,
Der Gram mit Lämpchen und Kämmerlein.

Des einsamen Lagers ruh'loser Gast
Erhob sich ächzend in Fieber und Hast.

Er schreibet die Inschrift dem treuesten Stein,
Der fern ihm bewahrt ein geliebtes Gebein.

Und d'raußen brüllet der Stürme Geheiß;
„Gieb uns die Worte der Liebe preis.

„Wir wehen um Stirn, wir wehen um Herz,
Verwehen die Wonnen und lassen den Schmerz.

„D'rum gib die Worte der Lieb' uns ein,
Nach denen ächzet der sprachlose Stein.“
Kaum hat er die stockenden Zeilen vollbracht,
So schlüpfen die Worte hinaus — in die Nacht.

So mehreres: der Todtenkranz, der nächtliche Gast, die weiße Frau. So findet man auch hier eine poetische Umschreibung der berühmten Gespenstergeschichte, die der jüngere Plinius erzählt. Ferner eine gute Schilderung des Tyrannen Tiberius auf der Insel Capri, die Romanze vom römischen Ritter Curtius, von Arnold von Winkelried (dem schon gar oft besungenen) ꝛc.

Dann folgen „Vermischte Gedichte,“ worin das Bad Gastein und die Umgegend gepriesen wird, Gelegenheitsgedichte an Freunde, Gedanken beim Anblick von Bildern, an Jung Stillings Begräbnißtage, auf den Tod der Königin Katharina von Würtemberg, an Zacharias Werners Grab, auf Schillers Denkmal, Prologe, Stammbuchblätter ꝛc. Dabei eine längere Elegie „Sappho,“ die Liebe und das Leiden dieser Sängerin betreffend. Im Gedicht „der verwundete Schwan“ wird der Schmerz der Dichterbrust symbolisirt. Sehr schön ist das Gedicht auf Schillers Denkmal, und noch schöner als das, was von demselben Dichter in Schillers Album steht:

O meinet nicht, des Lorbeers Last,
Des vollen schwellenden Kranzes,
Drückte sein Haupt hinab! —
Nimmer zur Sonne
Hob er es prahlend,
Wann ihn der Kleinsinn
Frevelnd bekriegte.
Nimmer am Himmel sucht' er
Des eig'nen Ruhmes Gestirn,
Ein Geist der Hoheit,
Und doch der Liebe,
Mild zu den Menschen
Neigt' er den Blick: —
Kühl' ihn, olympischer Zweig,
Aber die Palme noch fehlt;
D'rum mit gesenktem Haupt,
Stillen Wandels auf Erden,
Nahet er ihr.
Bald, ach zu bald, entsinkt ihm der Griffel
Für das vollendete Laub! —

Siedet, ihr Erze,
Gezähmte Lawa,
Strömt in die Adern
Des riesigen Sängers, —
Himmlische Flammen goß
Er uns in's Herz.

Aber verbleibe lieber,
Schmetterndes Erz,
Der Tuba des Krieges,
Und gönne die Züge
Des Sehers, des Sängers,
Dem sinnenden Marmor. —

Im zweiten Theile der Sammlung treten uns zuerst „Glossen" entgegen, dann Gedichte „von jenseits dem Meere," Abschied von Europa, zur See, das lezte Sklavenschiff, Rio Janeiro und seine Umgebungen, Brasiliens Morgen, Kolibris, Purpurblumen auf Trümmern, die Flaggentaufe, die Glanzfliegen. Merkwürdigerweise finden wir mitten unter diesen Bildern der tropischen Natur zwei Gedichte auf den Tod Goethes und Matthissons. Im erstern wird Goethe „Deutschlands heiligster Greis" genannt, ein Prädicat, das gewiß unpassend ist. Dann wieder tropische Bilder und ein Fragment aus einem portugiesischen Heldengedicht „Caramuru oder die Entdeckung von Bahia." Hier nur einige Proben aus jener südlichen Bilderfülle:

Brasiliens Natur.

Groß, doch flüchtig — dich kann der Maler selbst nicht erfassen,
Flüchtige Schönheit, fürwahr, haschet der Dichter allein.

Die Palmen.

Das Blatt der Palme zittert im Frühlingsweh'n,
So beben Saiten unter des Dichters Hand,
So bebt und rauscht des Schwanes Fittich,
Wann er ihn trocknet am Sonnenschimmer.

Noch zart're Stimmen lispeln in der Natur,
Noch leis're Schauder säuseln durch dein Gebiet,
Als eine Nachtigallensehnsucht
Oder das Ahnen der Gegenliebe.

Gleiches Begehren.

Summen am Lager des Schlafs und Brüllen im finstersten Haine,
Blut verlangen sie, das Mücke, wie Tiger begehrt.

Der Mond.

Sonne der Nacht, so hört' ich dich in Europa schon nennen,
Doch in Brasilien nur tritt dir Aurora voran.

Der Schmetterling.

Auf die Rose warum so reglos liegst du gebreitet? —
Weil die Liebe mir jüngst, so mich zu malen gelobt.

Brasiliens Wege.

Straßen hast du noch nicht — nur Pfade des Wildes geleiten
Von dem Ocean uns bis zu dem Ocean fort.

Die Glanzfliegen.

Die ihr ehrt den Schlaf der Rose,
Süß betäubte Lilien ehrt,
Wie der Träume leicht Gekose
Zarte Blüthen nicht versehrt,

Wer hat euch mit vollen Händen
In die Luft gestreut,
Späte Strahlen, die nicht blenden,
Prunk der Dunkelheit?

Ruht der Mond mit starrem Schimmer
Auf dem blühenden Gesträuch,
Sumset euer reger Flimmer
Um den frühlingsschweeren Zweig.

Eitel wollen alle Flammen
Sonne werden oder Stern,
Ehrgeiz schmelzet sie zusammen,
Aber Funken bleibt ihr gern.

Adler mag der Jäger haschen,
Doch nicht euer Licht,
Liebesgötter überraschen
Eure Freiheit nicht.

Strahl ist Leben, Strahl ist Wonne,
Strahl der Engel Spiel,
Doch ein Brand nur ist Sonne,
Und der Morgen kühl.

Die nun folgenden „Heroiden" bilden einen lebhaften Contrast mit den vorigen Dichtungen, denn sie erinnern an die klassischen und altfranzösischen Dichter der Heidenbriefe, die besonders in unsern beiden schlesischen Dichterschulen so häufig nachgeahmt wurden. Von dieser Art ist das erste hier vorliegende Gedicht „Virgil an August." Der poetische Briefwechsel „Bothwells und Maria Stuarts" erinnert dagegen mehr an Abelard und Heloise von Tiedge. Hieran schließen sich „Sinngedichte," die ebenfalls an die ältere Manier erinnern und noch harmlos sind, noch nicht so von vornehmer Eitelkeit diktirt wie die neuen nach Goethe's Vorgang in ungeheurer Menge sich häufenden sogenannten zahmen Xenien. Hier einige zur Probe.

Das Faustrecht.

Wenn ich die plumpe Hand beim Tanz dich reichen sehe,
So mein' ich, daß bei uns das Faustrecht noch bestehe.

Die Uebersetzerinnen.

Mänadenhände, wuthberückt,
Sie haben Orpheus Leib zerstückt,
Doch Huldinnen, die Euren
Zerreißen Scott und Byron.

Friedrich.

Einst rief dem Könige der Brennen
Das Schicksal ernst, doch tröstend zu:
„Es wird kein Sohn nach dir sich nennen,
Doch dein Jahrhundert heißt, wie du."

Auf den dummen Mann einer klugen Frau.

In sanften Schlaf ließ Gott den Adam einst verfallen,
Und nahm die Rippe dann aus seinem Leib,
Auch dich ließ er von Edens Ruh' umwallen —
Nahm dein Gehirn, und bildet' d'raus dein Weib.

Der dürre Stutzer.

(Nach dem Französischen.)

Sein allzu eng Gewand ist so auf ihn gezwickt,
Daß man den Nabel sieht, allein die Waden nicht.

Der ironische Lyriker.

Er dichtet lyrisch und ironisch,
Ironisch=lyrisch hinterd'rein,
Mitunter thierisch und platonisch,
Nun scheint mir albern, was d'ran ironisch;
So muß das Schlechte wohl lyrisch seyn.

Die Geschichtschreiberin.

Sie hat die Bartholomäusnacht
Für Damen genießbar und schmackhaft gemacht.

Zulezt noch eine Rubrik „Humoristische" was? „Gedichte" hätte doch dazugesezt werden sollen. Sie hätten sogar zum Theil wegbleiben dürfen, denn Gedichte wie „die Sehnsucht nach einem künftigen Verleger" machen der Poesie in keinem Falle Ehre. Eins dieser Gedichte ist aber vortrefflich als die beißendste Satire auf die moderne lyrische Schule, die so gern lüderlich thut, und deren affektirte Jugendlichkeit nicht wohl treffender charakterisirt werden kann.

Die Glatze.

Ein kleiner Liederroman.

Erster Theil.

1.

Die Glatze war schon lange
Dem Kammerdiener klar,
Jüngst nahm sie der Besitzer
Am Wiegenfeste wahr.

2.

Da faßten ihn zwei Spiegel
Gar traulich zwischen sich,
Und lispelten: „Narcissus,
Besieh' von hinten dich."

3.

Da schrie die Glatze „Hülfe,
Herbei, herbei, Kultur,
Herbei, ihr heil'gen Mächte,
Pomade und Natur!"

4.

Da gab's so viel des Oehles,
Das auf die Glatze floß,
Als nimmer in die Wunde
Der Samariter goß.

5.

„Gegrüßt, Du Diener Gottes!"
Die Glatze rief: „nein, nein,
Ich bleibe Protestantin,
Mag keine Glorie seyn."

6.

So blieb denn Glatze Glatze,
Und weltlich blieb ihr Sinn,
Sie schwebt' im leichten Tanze
Und im Galopp dahin.

Zweiter Theil.

7.

Noch flog die junge Glatze
Leichtsinnig um das Licht,
Als warnend kam gegangen
Die gute Mutter — Gicht.

8.

Die Glatze sprach zur Liebe:
„Ich fühle zärtlich noch,"
Die Liebe sprach, verneigend:
„Bedecken Sie sich doch.

9.

Da nahm die Glatze Rosen,
Und kränzte sich damit,
D'rob ward der Schädel böse,
Der ungern Dornen litt.

10.

Die Glatze sprach zum Herzen:
„Nur Du verstehest mich,"
„Ja wohl — denn du bist Wüste,
„Und Oede bald bin ich."

Den Schluß des Ganzen macht ein Trauerspiel „Virginia." Es ist sauber in Jamben geschrieben, hat den bekannten Stoff zum Gegenstande, den auch Lessing in der Emilia behandelt und scheint kaum die neueste Arbeit des Verfassers zu seyn.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 87.

Literaturblatt.

Redigirt von
Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 29. August 1838.

Lyrische Dichtkunst.

18) Dichtungen von Friedrich Ernst. Heidelberg, Winter, 1837.

Der größte Theil dieser Gedichte hat die Zeitereignisse zum Gegenstande, hebt poetische Bilder aus denselben hervor oder drückt die Empfindungen des Verfassers bei den merkwürdigsten Vorfällen unserer Tage oder der jüngsten Vergangenheit aus. Dies ist das Charakteristische der vorliegenden Sammlung, die übrigens auch einige Gedichte anderer Art, mehrere Phantasien in Schloß- und Klosterruinen, zärtliche Lieder, Lieder der Vaterfreude und insbesondere viele Gedichte an Dichter enthält.

Was die erstgenannten Poesien anlangt, so entrollen sie uns bekannte Bilder aus den verhängnißvollen Kämpfen der lezten Jahrzehnte, Bilder aus Griechenland „die Gräber von Missolunghi, — beim Tode des Antonio Mianlis,“ Bilder aus Polen „der Dank (Anspielung auf die Rettung Wiens durch Sobiesky), der Flüchtling (ein verbannter Pole in Algier), Kaspar Karlinsky, der Polenzug, ein humoristischer Versuch, worin die Freudenfeste, womit man die durch Deutschland fliehenden tiefbekümmerten und zu solcher Lust nicht aufgelegten Polen empfing, ein wenig verspottet werden.

Es tönen Lob und Klage laut,
Zu Markte trägt man das Gefühl,
Man mißt den Schmerz nach dem Gewühl,
Den Jubel nach geschwenkten Hüten,
Begeist'rung wecken Attitüden.
Laß ab von dieser alten Sache,
Die Bahnen wechseln mit den Zeiten,
Man läßt von Eisen nun bereiten,
Und lernet speculirend schreiten,
Gewöhnt sich an loyale Sprache,
Vergißt die Klippen-Bahn der Krieger,
Klug muß man werden, immer klüger.

Der Dichter scheint hier doch wohl dem, wenn auch nur augenblicklichen Gefühl, das jene Theilnahme hervorrief, nicht genug Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. — Auch der Julirevolution ist ein Gedicht geweiht: Le boulevard du temple; ferner der spanischen Revolution „Riegos Tod“ und Portugal „August von Portugal“ (Leuchtenberg). Desgleichen schweift des Dichters Phantasie nach Amerika hinüber, glaubt dort die freieste Republik und das Land der Ideale zu finden, findet aber nur herzlose Egoisten:

Was fehlet noch den hochbeglückten Staaten,
Wo eines Brutus Tugend wieder lebt?
Wo Bürger herrschen, Bürger kämpfen, rathen,
Die Gleichheit ihren seltnen Scepter hebt;
Wer zögert zu bewundern solche Staaten?
Zu athmen wo die Himmlische noch schwebt?
Schon träumt ihr von verblich'nen Idealen, —
Ich bin erwacht im freien Land der Zahlen!

Ja, freie Welt von Krämern und voll Zahlen!
Beherrschet und belebt dich nicht Gewinn?
Gold beuget dich, Gold wecket deine Qualen
Das jagt dich auf, das fesselt deinen Sinn.
Erbleichen müssen deines Ruhmes Strahlen,
Rollt auch Fortuna's Rad stets gleich dahin.
Apollo trauert und die Musen schlafen!
Der Völker freiestes macht Gold zum Sklaven!

Zu bedauern ist, daß der Dichter sich zu wenig Mühe um Wohlklang der Verse gegeben hat; viele seiner Gedichte, denen sehr gesunde Gedanken zum Grunde liegen, sind in der Form vernachläßigt. Das zweite amerikanische Gedicht malt uns einen „Galgen in Louisiana,“ an den einer gehenkt wird, weil er seine Sklaven emancipirte.

Das dritte „Menschenkauf in Richmond“ enthält eine gar zu ekelerregende Schilderung vom Jammer einer Negermutter und Tochter, die sich auf dem Sklavenmarkt trennen müssen:

Still' — Mutter! stille, stille!
Horch! wie es knallt und pfeift;
Wie sie dein Kind erwecken,
Den Nacken — Peitschen lecken!
Sieh', wie sein Honig läuft!

Schweig' Mutter! schweige! schweige!
Horch! wie der Weiße flucht!
Was frommen Sklaven Thränen?
Was soll dein Flehen — Stöhnen?
Dein Aug' vergebens sucht!

Auch auf frühere Ereignisse wendet der Verfasser den Blick zurück, auf die französische Revolution „Charlotte Corday,“ auf die Kämpfe der Napoleonischen Zeit „Moreaus Denkstein — Neys Tod — das Grab zu Meidling (wo Stapß begraben liegt, der Napoleon 1809 in Schönbrunn ermorden wollte) — Andreas Hofer.“ In dem Gedicht „der Invalide“ rügt der Verfasser mit patriotischem Unwillen die gänzliche Mißachtung, in welche die gefallen, die 1813 mit so hohem Muthe kämpften.

„Was wühlt ihr Diebe in dem Hügel?
Was grabt ihr in des Kriegers Gruft?“
Der finstre Alte plötzlich ruft:
„Was brachet ihr der Gräber Riegel?“
Und schneller folg' ich, aufgescheucht
Aus Träumen, als ich ihn erreicht,
Stürzt er, versuchend, sich zu biegen
In's offne Grab, — Gerippe liegen
Zerstreut ringsum, zu nahen Wagen
Gefüllte Säcke Männer tragen,
Die Peitsche knallt, die Asche stöhnt. —
Ha! Alter! wie das Leben höhnt!
Laß ab, dein Silber-Haar zu raufen,
Um Gold sie deine Knochen kaufen,
Bald mästen sie der Britten Land,
Der Knochen Mehl wägt Krämer-Hand!
Schau' um dich auf der weiten Fläche,
Die eingesaugt des Lebens Bäche
Von Tausenden, — sie ist umwühlt!
Was zitterst du? Weil Schädel, Knochen
Zu Dünger — Mörtel — man zerbrochen?
Weil man nicht für Gerippe fühlt?
Die heil'ge Erde nun zerschlug,
Die Helden-Staub und Samen trug?

Nun, was für Freiheit einst verpfändet
Ein Volk, der Krämer Schaufel schändet?

Hohl starrt des Alten Aug' mich an,
Es findet nicht des Himmels Bahn,
Tief gräbt sich's in die Erde ein,
Die Lippe spielt mit einem Bein,
Und Lächeln zerrt an seiner Wange;
So liegt er stumm, gleich Irrem, lange,
Dann richtet er sich langsam auf,
Verfolgt der Wagen fernen Lauf
Mit einem wehmuthvollen Blicke,
Greift wieder nach der Doppel-Krücke;
Für meine Fragen bleibt er taub; —
Noch einmal wühlt er in dem Staub',
Da rollt das Auge, blitzt und sprüht,
Ein Fluch von seiner Lippe zieht! —

So hinkt der greise Invalide
Vom Feld der großen Völker-Schlacht; —
Versenkt in eures Herzens Schacht
Die Lehre, leicht verhüllt im Liede!

Von ähnlicher Art ist das hübsche Lied „der Toast.“ Ein junger Mann wagt es in seiner Naivetät an einer vornehmen Tafel einen Toast auf — sein deutsches Vaterland auszubringen. Diese ungeheure Unschicklichkeit bringt alles in Bewegung:

Seht wie sie die Köpfe schütteln,
Staunen, fragen, — leise — leise —
Schmähen, zittern, Teller rütteln,
Stieren in dem Rest der Speise;
Wie die Meisten — so verlegen,
Weil — Ein Einz'ger — so verwegen!
Seht sie greifen nach den Mützen,
Fürchtend, daß sie — roth — geworden,
Wie sie schweigen, wie sie sitzen ꝛc.

In gleichem patriotischen Sinn hat der Verfasser auch den Zollverein besungen. Seine Gesinnungen sind edel, ein junges frisches Gefühl durchdringt seine Dichtungen und es ist nichts hinzuzuwünschen, als etwas mehr Feile der Form.

19) Neue Lieder von F. Brunold. Prenzlau, Vincent, 1837.

In den einleitenden Versen sagt der Dichter:

Vielgestaltig lebt die Sage
In der Völker Munde fort;
Das Geschlecht der jetz'gen Tage
Hat Gefallen an dem Wort,

Und es lauscht der seltnen Kunde
Von der Geistr dunkle (r) Macht ꝛc.

So gar selten ist diese Kunde wohl nicht. Herr Brunold trägt einige Balladen oder Romanzen vor, von der Perlenschnur, von der eine Perle verschwindet, sobald ein Angehöriger des Besitzers stirbt, von den Sündern, die während der Messe tanzen und zur Strafe ein ganzes Jahr tanzen müssen (längst bekannt und besungen); vom Ringe, an dessen Besitz die Fortdauer des Hauses geknüpft ist; vom Betrunknen, der eine alte Bettlerin fortstößt, die seine eigne — Mutter ist; von der versunknen Stadt im Meere (wie oft ist die wohl schon besungen?); vom kranken Kindlein zu Zehdenick, das nur durch Schlaf vom Tode gerettet werden konnte, und das die Mutter nicht weckte, obgleich ringsumher die Stadt brannte (offenbar die schönste unter den vorliegenden Romanzen); vom Ringe, den eine Dohle stahl, für die aber ein Unschuldiger hingerichtet wurde (die Geschichte der diebischen Elster, auch schon oft da gewesen) ꝛc. Unter die Romanzen mischt der Dichter kleinere Gelegenheits- und Liebeslieder, die zuweilen sehr trivial sind, z. B.

Rast.

Es ruhet sich so wonnig hier
Im Wirthshaus auf der Bank,
Ein Mägdlein schön, kredenzet mir
Den guten kühlen Trank.

Es macht mich unbeschreiblich froh,
Wenn sie so vor mir steht —
Ich seh' sie an — und trinke so,
So lange wie es geht.

Zweifel.

Ob ich eingeschlafen bin,
Langsam umgesunken,
Oder gar betrunken
Wird mir deutlich nicht im Sinn.

Nur dies eine ist mir klar,
Daß ich viel getrunken —
Und eh' ich gesunken
Unbeschreiblich glücklich war.

Gedanke.

Ich weiß nicht, was ich dachte,
Doch ist mein Auge feucht.
Da dacht ich wohl an nichts Gutes,
An meine Liebste vielleicht.

Dergleichen sollte dem Dichter gar nicht in die Feder kommen. Eben so wenig so weiche Entsagungsgefühle und unmännliche Zimperlichkeiten, wie folgende:

Was ich will.

Ich bitte ja nichts, ich will ja nichts,
Will keine Gunstbezeugung;
Kein Blick, kein Wort, kein Händedruck
Verrathe des Herzens Neigung.

Ich hoffe ja nicht auf Glück und Huld,
Ich will ja nicht Wonne der Liebe,
Ich will nicht Vergeltung, Erwiederung
Verzehrender, flammender Triebe.

Nur ein Mal, wenn sie vorübergeht,
Mit stillem, heiligen Blicke,
Will ich sie sehen — weiter gehn
Zehren an altem Glücke.

20) Gedichte von Theodor Kühne von Randau. Magdeburg, Bühler, 1838. 8. S. 128.

Nur wenige Lieder, meist kurz, aber sehr kostbar abgetheilt und jeder kleinen Abtheilung ein eignes Motto vorgesezt. Inzwischen enthalten sie nichts Ausgezeichnetes. Höchst gewöhnlich heißt es da:

Die Gläser klingen,
Wir wollen singen
Vom Wein ꝛc.

oder:

Da draußen auf dem Berge
Da hab ich mich hingestellt
Und habe hinausgeschauet
Ins stille herbstliche Feld ꝛc.

Doch kommt auch wohl ein ungewöhnliches Bild vor. So heißt es z. B.

Was doch die Thürme drüben
Mir haben angethan?
Mein Aug' hängt, wie ein Tropfen
An einer Blume, daran;

Da bleibt er glänzend hangen,
Und die Sonne darüber geht,
Und der Nachtwind sausend kommet
Und ihn spurlos verweht.

Neue Reisen.

Ausflug nach Swinemünde und der Insel Rügen im Sommer 1835, von Fr. Krug von Nidda. Leipzig, Kollmann, 1837. 8. S. 96.

Diese kleine Reisebeschreibung des bekannten Dichters Krug von Nidda enthält trotz ihrer Kürze und der schon sehr bekannten Route, auf der sie sich bewegt, manches recht Anziehende. Die Reise ging über Halle, Wittenberg, Berlin, nach dem Seebad Swinemünde und Rügen. Ueberall knüpft der Verfasser harmlose, aber richtige und nicht selten neue Bemerkungen an. Das Seebad schildert er sehr anschaulich, so daß man sich lebendig in die Oertlichkeit und unter die Badegäste versezt fühlt. Den ersten Anblick des Meeres und die schönen Berge Rügens malt er mit poetischen Farben. „Wohl eine halbe Stunde noch länger hielt uns die gigantische Seelandschaft fest, die ost- und westwärts hohe Dünen deckten, von wo herab uralte Kiefern, Buchen und Eichen, wie verspätete Greise der Pflanzenwelt, in die zerrütteten Wogen sahn, die heute kein einziges Segel befahren; so hatte der gestrige wüthende Sturm, der Pommerns Küsten vorzüglich traf, die Schiffe in ihren Häfen festgehalten. Während nun meine Gattin einige jener feingerippten weißen Muscheln vom Strande las, die zu Millionen zertreten werden, die schwärzlichen Haufen dürren Seegrases musterte, und sich am Flug der Möven ergözte, die wie trunken um und neben uns ins Wasser tauchten, um ihrer Frühbeute nachzugehen, schrieb ich folgende Strophen in mein Taschenbuch, wie sie der poetische Zeitmoment kunstlos genug mir geboten hatte.

> Was donnerst du so laut, so hehr
> Zu meinen Füßen, graues Meer?
> Sind deine krausen Wellenschäume
> Doch nichts als wesenlose Träume;
>
> Die deinen innern Frieden nicht
> Erschüttern, wo im Purpurlicht —
> Gleich Schiffern im erreichten Hafen —
> Als deine heil'gen Mythen schlafen!
>
> Drum ebne deinen Wellenschooß
> Seegöttin! immer mild und groß,
> Du magst im Sturm die Perle reifen,
> Nach Flotten wie nach Beute greifen;
>
> Oder in leisem Zephirwehn
> Dein wallend Haar vergoldet sehn.
> Hochher aus unermessnen Fernen,
> Von Luzifers und Hespers Sternen. —

Herr Krug von Nidda theilt eine Anekdote mit, die wirklich ein Beitrag zur Sittengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts genannt werden darf. Auf der nördlichsten Spitze der Insel Rügen steht ein Leuchtthurm, zur Warnung der Ostseefahrer. „Nicht uninteressanter als der Ort, den er mit wahrer Liebe bewohnt, ist der dermalige Leuchtthurmwärter Schilling; ein echter Sohn des Norden, blond und kräftig, mit einem Worte, eine wahre Heroengestalt. Mit unermüdeter Thätigkeit steht er seinem Geschäft als Küstenwächter der nördlichsten Spitze von Deutschland vor, und sein Blick ist am Tage so unverwüstlich im Sehen, als er bei Nacht das Auge seinen Riesenlampen wach erhält, zumal in mondlosen Herbst- und Winternächten, wo die Umseglung dieser Felsenzunge gewiß keine leichte Aufgabe ist, und schon manch Fahrzeug ins Verderben gerissen. Von Lezterem war er mehrmals Zeuge, ohne helfen zu können, obschon er ein furchtloser Seemann ist, da theils die Entfernung der Gescheiterten zu groß, theils Sturm und See zu ungestüm waren; doch neuerlich war er kurz nach einander auch so glücklich, zwei dem Versinken nahe Schiffe — wenigstens deren Mannschaft zu retten, allerdings mit nicht geringer Gefahr und unter unglaublichen Anstrengungen. — Das lezte war ein gothländisches Schiff unter Capitain Krockstädt, dessen Nothschüsse ihn in der Morgendämmerung des 19. Oktobers 1834 weckten, worauf er, obschon die Entfernung kaum erreichbar schien, doch unverzüglich sein Rettungsboot rüstete. Und wirklich gelangte er in Begleitung seiner wackern Söhne und einiger Gehülfen, troz Sturm und Brandung glücklich hinan, nahm alle noch Lebende (unter denen auch eine Halbohnmächtige) schleunigst auf, und sezte die Geborgenen in demselben Moment am Ufer aus, als die See die Trümmer des Schiffrumpfs draußen ergriff und im Nu in ihren Wogenschlünden begraben. — Mit gewiß sehr verzeihlichem Stolz zeigt Schilling eine dänische Ehrenmedaille, als Denkmal jener rühmlichen Rettungsfahrt; daß er jedoch nebenbei noch einen schlechten Kupferstich um ein paar Silbergroschen verkauft — bestimmt jene muthige Handlung zu versinnlichen — thut mir um seinethalben leid, da er auf jeden Fall als Mensch zu hoch steht, sich seinen Ruhm so kleinlich zu verkümmern."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 88.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 31. August 1838.

Altdeutsche Sprache und Literatur.

9) Historische Schriften von Dr. G. G. Gervinus. Bd. II. Geschichte der deutschen Dichtung. Auch mit dem Titel: Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen, Th. I. Von den ersten Spuren der deutschen Dichtung bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Leipzig, Engelmann, 1835. *

Dieses Werk hat schnell nicht nur des Verfassers, sondern auch sein eigenes Glück gemacht. Jener wurde gleich auf das Erscheinen des ersten Bandes Titular-Professor in Heidelberg, und sofort Ordinarius in Göttingen; dieses wurde in Deutschland von Männern ganz verschiedener Standpunkte, z. B. von J. Grimm und K. Rosenkranz, freundlich beurtheilt. Was ihm diesen Succeß verschafft haben mag, scheint die Herzhaftigkeit vornehmlich, an die altdeutschen Poesien einen ganz neuen Maßstab anzulegen. Bis jezt wurden diese Dichtungen von ihren Auffindern mit der Liebe und in der stillen Abgeschlossenheit gepflegt, wie man wohl eine in verborgenee Waldschlucht emporgesproßte Blume mit sich nimmt, und in einem besondern Gefäße verwahrt, um sich an ihrer frischen Farbe zu erquicken; man denkt nicht daran, sie mit den Treibhausgewächsen, die aus fernen Zonen herbeigeführt worden, zu vergleichen, freut sich ihrer aber um so mehr, je weniger man in solcher Umgebung sie zu finden hoffen konnte, je mehr man ihr das Unrecht einer langen Vergessenheit vergüten zu müssen glaubte, der auf heimischer Erde, unter heimischer Luft erstandenen. Wohl hatte schon am Anfang des Wiederauflebens der altdeutschen Poesie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dieselbe mit dem altersschwachen Classicismus in französischer Puderperücke zu kämpfen, aber der Krieg wurde kein allgemeiner und das Jammergeschrei der alten Herren wurde durch den Jubelruf der jungen romantischen Schule übertäubt, die sich vor Entzücken über den Glanz der neu enthüllten alten Schönheit nicht zu lassen wußte. Die Enthusiasten gingen vielfach zu weit und gaben sich Blößen, unterdessen aber bildeten sich gründliche Kenner altdeutscher Art und Kunst, welche die unvorsichtigen Bewunderer unter ihre Aegide nahmen, so daß die Pfeile des Classicismus kraftlos versendet wurden, bis sich endlich der lange verhaltene Aerger in unabsehlichem Redefluß aus dem Munde des Herrn Gervinus Luft machte. Er zieht unbarmherzig die sittsamen Veilchen an das grelle Sonnenlicht hervor und stellt sie in den Prunksaal hellenischer Kunst, und wundert sich dann und verhöhnt sie, wenn sie in solcher Atmosphäre verwelken und absterben.

Was das Buch des Herrn Gervinus bedeutend macht, ist weiter auch das, daß es die deutsche Poesie in einem Umfange und zugleich in einer Ausführlichkeit behandelt, wie dies bisher noch nicht geschehen ist. Die Studien der älteren deutschen Poesie sind bisher noch so neu, das Gebiet so groß und zugleich so wenig vermessen, daß wer sich darauf ernstlich einließ, in der Regel bei dieser Periode stehen blieb, und zufrieden war, den aus unzähligen Monographien und aus den handschriftlichen Quellen selbst mühselig gesammelten Stoff der mittelalterlichen Poesie allein zu gewältigen; darüber hinaus kamen solche Forscher zum Theil schon deßhalb nicht weit, weil nun in der Geschichte der deutschen Dichtung eine so unerquickliche Periode anhebt, daß man sich gerne zu den ohnehin noch lange nicht ganz ausgebeuteten Schätzen der alten Zeit zurückwandte. Andere Geschichtschreiber dagegen wandten sich vorzugsweise der neueren Zeit zu und verdeckten ihre Untüchtigkeit, die schwerer zugänglichen alten Denkmäler aufzufassen, hinter einem verächtlichen Vornehmthun gegen dieselben. Gervinus hat es nun unternommen, diese beiden Sphären gleichmäßig zu behandeln, er hat der ältern wie der neuern

* Diese Anzeige wurde durch Zufall verspätet.

deutschen Poesie denselben Fleiß und dieselbe Aufmerksamkeit zugewandt, und das gewiß höchst anerkennenswerthe Streben ausgesprochen, die ganze deutsche Poesie als ein Ganzes von Einem Standpunkte aus aufzufassen und darzustellen.

Hier wäre nun zuerst eine lichtvolle klare Uebersicht und Zusammenstellung der einzelnen Partien, als der Entwicklungsmomente des das Ganze beherrschenden Princips, zu erwarten gewesen. Dagegen finden wir, so weit sich aus dem bereits Erschienenen, abnehmen läßt, keine eigentlich systematische Anordnung. Es klebt vielmehr dem Werke außer anderen Zeichen auch darin noch die Spur der Quellenforschungen nicht gerade auf die vortheilhafteste Weise an, daß der große Stoff, ohne in wenige Hauptperioden abgetheilt zu seyn, vielmehr in eine Menge kleinerer Abschnitte zerlegt ist, welche ungefähr in chronologischer Reihenfolge aber doch oft ziemlich lose nebeneinander stehen, und wie sich bei näherer Prüfung zeigt, besteht gerade in diesem Auseinanderhalten der einzelnen Partien noch ein Hauptverdienst dieses Werkes, wie es nun einmal vorliegt. Herr Gervinus liebt es, wie ein Candidat, der über seine erste Druckschrift pro gradu disputirt, etwaigen Einwürfen gegen sein Werk durch die Zusicherung zuvorzukommen, daß er bei einer zweiten Auflage dasselbe ganz anders ausarbeiten werde; namentlich in Bezug auf die Anlage des Ganzen scheint er diese Nothwendigkeit anzuerkennen und so wollen wir denn bis zum Erscheinen dieser zweiten Auflage uns nicht weiter hierauf einlassen. Gewiß ist der Verfasser alsdann erst völlig Meister über seinen Stoff, und damit auch über die Anordnung und Darstellung. Auch das leztere ist wünschenswerth. Gervinus hat immer eine große Wort- und Redefülle in Bereitschaft. Seine Redelust übermannt ihn häufig, namentlich an Punkten, wo die geschichtliche Grundlage lückenhaft und unzusammenhängend ist; hier findet er denn gleich breiten Boden für sein Raisonnement, er greift über auf frühere und spätere Perioden nicht allein der deutschen Poesie, sondern der Geschichte der Poesie im Allgemeinen, ja auf die Universalhistorie, und wir verdanken solchen Expectorationen, welche freilich wieder nur von Mangel an Beherrschung und besonnener Anordnung des Stoffes zeugen, manche geistreiche Zusammenstellungen. Was aber das Aeußere der Darstellung betrifft, so wird es bei einem Schriftsteller, der beständig so viel von der Form redet, der das Wesen der Poesie fast einzig in die Form sezt, und den Inhalt als einen gleichgültigen darzustellen sich möglichst bemüht, bei einem Schriftsteller, der die Geschichtschreibung zur Kunst zu erheben sucht, nicht auffallen, wenn man auch an ihn die Anforderung einer künstlerisch geglätteten Form macht. Statt dessen finden wir nun aber bei Herrn Gervinus eine höchst vernachläßigte Darstellung. Sie erinnert an den Wortschwall eines jungen Docenten, der sich sein Heft in den allgemeinen Gesichtspunkten ziemlich reinlich ausgearbeitet haben mag, aber auf dem Katheder bald da bald dort ins Feuer geräth, neue Kraftgedanken improvisirt und in der nächsten besten mundgerechten Rede durchspricht, ohne viel Rücksicht auf den Wohlklang der Periode oder gar die Eleganz der Diction zu nehmen. Lassen wir auch dem Werke des Herrn Gervinus im Allgemeinen seine Ansprüche auf den Namen eines Kunstwerks unangetastet, so ist es doch jedenfalls nur ein halb ausgearbeitetes, eine aus dem Groben gehauene Statue, die nun aber erst in Punkte gesezt und in den feineren Dimensionen vollendet werden muß.

Was nun den allgemeinen Gesichtspunkt betrifft, von welchem aus der Verfasser die Geschichte der deutschen Poesie betrachtet, so erinnert er in der Einleitung daran, daß die Poesie, wie alle Kunst, bei den Griechen allein von keiner Religion, von keinem Stande, von keiner Wissenschaft eingeengt gewesen sey, daß sie nur da ihre edelsten Kräfte im vollsten Maße habe entwickeln, nur da Sitten, Glauben und Wissen gestalten, und für alles echte Bestreben in der Kunst späterer Zeiten und Völker gesetzgebend werden können. Nun wurde aber das Christenthum gepredigt, das den Menschen, „wie übrigens schon die griechischen Philosophen gethan hatten,“ eine neue innere Welt des Gemüths erschloß. Nun fiel das ganze Mittelalter in den schneidendsten Contrast mit der römischen Welt, und es erforderte eine so mäßige und weise Nation wie die deutsche, behauptet der Verf., um von der unmäßigsten Vergeudung aller Gefühle, wie von der einseitigsten Pflege des Verstandes, von den unseligsten Verirrungen in Religion, in Kunst, in Wissenschaft und Staat zu der alten Besonnenheit, Gesundheit und ruhigen Thätigkeit zurückzuführen. Wie dies die neuern Nationen gethan, was Italien darin den Deutschen vorgearbeitet, warum diesen es vorbehalten blieb, zum Zwecke zu gelangen, das lasse sich in jeder Weise vortrefflich darthun: von diesem Gesichtspunkte aus versucht der Verfasser die deutsche Dichtung in ihrer Geschichte zu entwickeln. „Es ist ein einziger großer Gang zu der Quelle der wahrhaften Dichtkunst zurück, auf dem alle Nationen von Europa die Deutschen begleiten, oft überholen, am Ende aber eine nach der andern zurückbleiben.“ Der Verfasser erkennt als Aufgabe der neuern Kunst an, den modernen Reichthum an Gefühlen und Gedanken mit der antiken Form zu vereinigen; gar zu oft aber läßt er diesen in gewissem Sinne gewiß richtigen Satz außer Augen, und — davon gar nicht zu reden, daß ein neuer Gedanke nicht nur das Recht, sondern sogar die Zwangspflicht hat, auch in neuer Form zu erscheinen — so ist es doch gar zu häufig nicht allein die antike Form, sondern auch die antike Gesinnung und

Weltanschauung, welche er der neuen christlichen Poesie aufdringen möchte, und die unaufhörlich wiederkehrende Proportion: das deutsche Gedicht A verhält sich zum deutschen Gedicht B, wie das griechische C zum griechischen D — muß gewiß jeden Leser anwidern, sollte er auch dem Princip des Verfassers im Allgemeinen beipflichten.

Indem wir nun zur näheren Betrachtung der Anordnung dieses Geschichtswerks in seinen besondern Partien übergehen, wird sich uns hin und wieder Gelegenheit geben, über einzelne Punkte Ergänzungen oder Berichtigungen beizubringen.

I. Spuren der ältesten Dichtung in Deutschland. Es werden die bekannten Zeugnisse dafür aus Tacitus, Jornandes und Paulus Diaconus besprochen.

II. Wirkungen der Völkerwanderung auf den historischen Volksgesang. Nach einer Einleitung, die nicht gerade diese Beziehungen klar hervortreten läßt, kommt der Verfasser auf das Hildebrandslied, und hier zeigt sich nun deutlicher, was der Verfasser unter diesen Wirkungen versteht. Bisher nämlich waren die deutschen Lieder Darstellung einer in sich abgeschlossenen Begebenheit; aber als durch die Völkerwanderung jenes größere und weitere Interesse an einer umfassenden Sage von einem Weltereigniß, das sich in ein einziges rhapsodisches Gemälde nicht fassen ließ, angeregt war, nun mußte jedes einzelne Ereigniß in Bezug auf jenes Ganze gesezt werden; der Inhalt selbst wurde bekannter, wurde Allgemeingut, er verdrängte das Alte, er selbst erhielt sich gegen jedes Neue. Die Begebenheiten selbst wurden allmählig bekannt; hinfort kam es auf die Begebenheit selbst weniger an, sondern darauf, die Handlungen interessant zu machen, und durch Form und Darstellung zu gewinnen. Von da an datirt Gervinus die eigentliche Poesie. Weiter wird sodann die Nachricht von der Sammlung der Volkslieder durch Karl den Großen berührt, worin der Verf. den ersten Schritt zur Zusammensetzung größerer epischer Gedichte sieht.

III. Geistliche Dichtungen im neunten Jahrhundert. „Die Ausbreitung der deutschen Stämme in Europa war das erste, was die Dichtkunst der Deutschen mächtig anregen und auf die Dauer beschäftigen konnte; mit ihr war die Verbreitung des Christenthums unter den Deutschen genau verbunden, ein Ereigniß, das wichtig genug war, in einer poetischen Zeit die deutsche Dichtkunst zu ermuntern, ihre Sprache und Form den Quellen des neuen Glaubens zu leihen. Wie sich jede deutsche Geschichte um diese Zeiten neben der Völkerwanderung besonders um die Einführung des Christenthums kümmern muß, so sind auch die geistlichen Dichtungen, die in Folge dieser Einführung entstanden, zunächst der Gegenstand der Aufmerksamkeit eines Geschichtschreibers der deutschen Poesie." Der Verfasser geht kurz auf Ulfilas, die von Grimm edirten Hymnen, Willerams hohes Lied und Notkers Psalmen zurück, um bei der versificirten Evangelienharmonie des Mönchs Otfried länger zu verweilen. Hier wird ihm nun die erste, wie es scheint, sehr erwünschte Gelegenheit, über die freilich gar häufig vorkommende Ueberschätzung älterer deutscher Sprachdenkmäler, namentlich von Seiten der Herausgeber derselben, herzufallen. Daß Graff die Lesung von Otfrieds Christ zu einer stehenden Lektion auf der Universität und den obern Klassen der Gymnasien und höheren Bürgerschulen machen möchte, das ist ein frommer Wunsch, den wir als solchen dem trefflichen Mann wohl hingehen lassen dürfen. Aber freilich darf man in unsern Tagen so etwas auch nicht einmal mehr als frommen Wunsch aussprechen. — Der Dichtung Otfrieds wird nun die niedersächsische Evangelienharmonie an die Seite gestellt und in dieser ein Repräsentant für die geistliche Poesie des Nordens, in Otfried für die des Südens gefunden. Der Verfasser kann aber häufig solche scharf und richtig gefaßte Unterscheidungen nicht lange klar auseinander halten. Er ist des Geredes nicht Meister und verschwemmt und überpinselt so lange, bis einem alle feine Schattirung wieder verlischt. Die Vergleichungen und Parallelen, die er herauszieht, sind zum Theil so zweifelhaft, daß der Leser sich mitunter fragen muß, ob diese oder jene für oder gegen die vorgebrachte Ansicht sprechen solle, denn in der That beides wäre oft gleich möglich.

IV. Volksdichtung in den Händen der Geistlichen. Das erst im vorigen Jahre wieder in der einzigen, gleichzeitigen Handschrift aufgefundene Lied auf den Sieg des Königs Ludwig über die Normannen bei Saucourt 881 wird einem Geistlichen zugeschrieben, ist aber doch ein echtes Volkslied. Um dies klar ins Licht zu setzen, zieht Herr Gervinus eine Parallele zwischen dem Ludwigslied und dem angelsächsischen Lied über Athelstans Sieg bei Brunaburg. — Die Periode der sächsischen Kaiser ist dem Verfasser besonders theuer, denn hier finden sich wirklich Spuren, daß die Deutschen nicht so ganz und gar von Gott verlassen waren, sondern sich bereits an das klassische Alterthum hielten. Hier nimmt er dann Gelegenheit, die Aufgabe der Deutschen in der Weltgeschichte auf folgende merkwürdige Weise zu definiren: „Man kann es beklagen, daß das eigentlich Nationelle von Karl und Otto vernachläßigt und durch die Einwirkung dieser Männer die Nation auf Fremdes und Ausländisches im Politischen und Literarischen hingewiesen ward; allein ich gestehe, daß, wenn ich die ganze innere und äußere Geschichte der Deutschen überdenke, wenn ich überall im Größten wie im Kleinsten finde, daß wir stets das Anlehnen an die Menschheit außer uns vor der nationalen Selbstständigkeit und Abschließung suchten,

daß alles rein Nationale bei uns formlos und unentwickelt liegen blieb und gleichsam ausgeschieden ward, während wir bei jedem tiefern Kampfe oder Wetteifer mit dem Fremden an das Höchste rührten, so muß ich mehr den Impuls unserer innersten Natur in jenen Männern bewundern (den Ottonen nämlich und wer zu ihrer Zeit griechisch verstand), und muß sie selbst und ihre Wirksamkeit als solche Höhepunkte in unserer Geschichte bezeichnen." Ist es etwa, möchten wir fragen, auch als ein großer Gewinn für unsere Literatur zu betrachten, daß die Poesie anfing, die lateinische statt der Muttersprache zu ihrer Darstellung zu wählen? denn in diese Zeit eben fällt das lateinische Lied von Waltharius, das erst ganz neuerlich in der Sammlung lateinischer Gedichte des Mittelalters von J. Grimm und A. Schmeller wieder gedruckt worden ist. Allerdings liegt ohne allen Zweifel Eckeharts Waltharius ein deutsches Gedicht zu Grunde, aber es ist verloren gegangen, und wenn wir überhaupt von jener gepriesenen Pflege alter klassischer Literatur zur Zeit der Ottonen eine Frucht absehen, so ist es gewiß keine andere, als die, daß man in lateinischer Sprache zu dichten und zu schreiben, für viel vornehmer, hofmäßiger hielt, und daß auf diese Weise die Entwicklung der deutschen Sprache nicht allein temporär gehemmt, sondern auch sozusagen moralisch zurückgebracht wurde. In diese Zeit verlegt denn auch der Verfasser eine neue Umgestaltung unseres Volksepos, und zwar namentlich seine lateinische Abfassung, von welcher sich z. B. in der „Klage" ein Zeugniß findet. Dies gibt ihm sofort Veranlassung zu einem Excurs über den Gegensatz der griechischen und germanischen Kunst im Allgemeinen und der epischen Kunst beider Völker ins Besondere, welcher Gegensatz scharf hervorgehoben ist und am Ende natürlich zum Vortheil der griechischen Kunst entschieden wird.

V. Uebergang zur ritterlichen Poesie der hohenstauffischen Zeit. 1) Fränkische Periode. Nach einigen einleitenden Bemerkungen über den politischen Zustand unter den fränkischen Kaisern geht der Verfasser über auf

2) Reinhart Fuchs. Er vindicirt den Ursprung dieser Sage, wie J. Grimm, Deutschland; wiewohl sie in der ältesten Gestalt nicht deutsch ist, so muß doch dieses Gedicht auf deutschem Boden entstanden seyn, und näher wohl in den Niederlanden. Interessant ist die Beziehung, welche der Verfasser den Thierdichtungen zu den politischen Verhältnissen gibt, unter welchen sie entstanden seyn mögen. „Ueberall, sagt er, bemerkte ich, steht diese Art Malerei und Dichtkunst in einer Parallele mit republikanischem, oder daß ich wahrer sage, mit bürgerlichem Sinne, mit Achtung der niedern Klassen, mit Freiheitssinn, mit Tyrannenhaß. Sie fand daher überall nur da Eingang, wo diese herrschten." Die ausführliche Untersuchung über Thierfabel und Thierepos weicht zum Theil von Grimm ab, der in seiner höchst schätzenswerten Abhandlung vor seiner Ausgabe von Glichesäres Reinhart dem Verf. namentlich die Fabel zu sehr in den Hintergrund treten zu lassen scheint; dies schreibt Gervinus der Vorliebe Grimms für Volkspoesie zu, da die Fabel wesentlich der Kunstpoesie angehört, d. h. der erste Anfang ist, eigenen Gedanken und allgemeinen Sätzen den Körper der Besonderheit zu geben. Entschieden weist der Verfasser die Ansicht F. J. Mones zurück, nach welcher die Dichtung eine politische Satire ist, und der sogenannte Reinardus in das achte Jahrhundert fällt. Isengrimus, den Grimm edirt hat, ist ohne allen Zweifel das älteste noch vorhandene Denkmal der Dichtung, und der von Mone herausgegebene Reinardus nichts als eine unglückliche Erweiterung des Isengrimus. Beide fallen wohl in das zwölfte Jahrhundert, in die Zeit der fränkischen Kaiser, und auch das von Mone herausgegebene Gedicht sollte Isengrimus, nicht Reinardus betitelt seyn, da in beiden Gedichten noch der Wolf, nicht der Fuchs die Hauptrolle spielt.

3) Kreuzzüge. Die Wirkungen derselben auf die Dichtkunst findet der Verfasser in zwei ganz allgemeinen Punkten, nämlich zuerst in der Erweiterung des Verkehrs. Bei der Eigenthümlichkeit, welche alle neuere Kultur durch ihre große Ausdehnung erhält, war immer jede Collision, in welche Europa gebracht, durch welche ein Zusammentreffen der Nationen vermittelt ward, von dem bedeutendsten Einfluß auf die literarische Bildung. In den Heeren der ersten Kreuzfahrt drängten sich nach Fulcher Franzosen, Flamländer, Friesen, Bretagner, Allobroger, Lothringer, Deutsche, Normannen, Schotten, Engländer, Aquitanier, Italier, Iberier, Dänen, Griechen und Armenier zusammen. Die echte fromme Begeisterung dieser ersten Zeit vereinte die Nationen unter dem Namen der Christen und brachte die Stände einander näher. Das Lateinische konnte nirgends mehr genügen und die Kreuzzüge riefen daher den Gebrauch der Vulgärsprachen hervor. Ferner wurde durch den außerordentlichen Concurus von Menschen nicht allein die äußere Menschenkenntniß befördert, sondern auch die innere Welt des Gemüths, welche das Christenthum eröffnet hatte, stets weiter aufgedeckt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 89.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 3. September 1838.

Altdeutsche Sprache und Literatur.

9) Historische Schriften von Dr. G. G. Gervinus. Bd. II. Geschichte der deutschen Dichtung. Auch mit dem Titel: Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen, Th. I. Von den ersten Spuren der deutschen Dichtung bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Leipzig, Engelmann, 1835.

(Fortsetzung.)

4) Französisches Volksepos. Der Geist der Kreuzfahrten, der sich in Gottfrieds Zuge und unter den ersten Eroberern des heiligen Landes kund gab, liegt nirgends in poetischem Schmucke so unmittelbar und treu ausgesprochen, wie in dem aus französischer Quelle geschöpften Gedichte des Pfaffen Konrad von Karls des Großen Thaten in Spanien, von Ganelons Verrath und von der Roncevalschlacht, welches W. Grimm neulich unter dem Titel Ruolandes Liet zum zweiten Mal herausgegeben hat. Da es dem ganzen Mittelalter eigen war, die jedesmalige Farbe der Zeit seinen ältern Werken zu leihen, da die ähnliche Gesinnung auch eine ähnliche in vergangenen Zeiten aufsucht und vorliebt, auf wen konnte die erste Begeisterung der Wallfahrer eher fallen, als auf den Helden, dessen Ahnen die westliche Welt vor dem Eindrange der Mauren geschützt, der selbst im Nordwesten von Spanien den Kämpfen der Gothen im Nordosten durch seine Eroberungen einen Nachdruck gegeben und durch seine Verbindungen mit dem Papst zuerst den Heiligenschein eines alttestamentlichen Gesalbten und eines Hauptes der Christenheit mit dem Glanz und Ansehen eines römischen Kaisers vereint hatte? Daher finden wir denn nicht nur in Deutschland, sondern auch anderwärts in jener Zeit Gedichte über Karl. Z. B. außer der obenberührten Quelle Konrads noch den Chanson de Roland von Turold, das altfranzösische Gedicht über Karls Zug nach Jerusalem und Constantinopel, das Fr. Michel in Paris herausgegeben und A. Keller in den französischen Sagen (I. 26) deutsch überarbeitet hat u. a. Von der Sagengeschichte Kaiser Karls gibt uns der Verfasser nichts, wie er überhaupt die Sagengeschichte, als den gleichgültigen Stoff der Poesie, die ihm ganz Formsache ist, stets bei Seite läßt. Vielleicht entschädigt uns dafür Uhland gerade in Beziehung auf die Karlssage, indem er ein Heft seiner „Sagenforschungen“ diesem von ihm so gründlich untersuchten Gegenstande widmet. Einen Theil des Materials namentlich in Bezug auf die Begebenheiten in Spanien hat Fr. Michel in seiner Ausgabe des Chanson de Roland und W. Grimm vor dem Ruolandes Liet zusammengestellt. — Schön ist, daß Gervinus auf den engen Zusammenhang der französischen mit der deutschen Poesie im Mittelalter hinweist. Wie Frankreich durch seinen schönen und warmen Antheil an den Kreuzzügen sich zum Vorfechter der Christenheit machte, so wurde auch seine Dichtung der Kern der mittelalterlichen Poesie, eben durch diese Eigenheit, daß so vielfach die höchsten Ideen der Zeit und der Quell ihrer Bestrebungen den freiesten Eingang und den würdigsten Boden darin fanden. Unter den gründlichern Forschern mittelalterlicher Poesie ist auch längst die Nothwendigkeit anerkannt, die Strebungen Deutschlands und des Auslandes auch in jener Zeit schon zusammenzuhalten, da der literarische Verkehr damals verhältnißmäßig kein viel geringerer seyn konnte, als der jezt unter den Völkern Europas bestehende; doch ist dies im Allgemeinen, namentlich in Frankreich selbst, noch wenig begriffen, ja mit Reynouard scheint diese Ueberzeugung dort faktisch wenigstens zu Grabe gegangen zu seyn.

5) Legenden und Novellen. Veränderter Geschmack der Zeit. Der Verfasser spricht hier von der abenteuerlichen Sammlung von Mährchen und Erzählungen, welche unter dem Titel Kaiserchronik bekannt ist, weil sich die Geschichten an eine Reihe von römischen Kaisern anschließen. Mit Recht bezeichnet er dieses

Produkt als Erdichtung im Gegensatze zur sagenhaften Poesie und vindicirt dabei den mittelalterlichen Dichtern das Verdienst der eigenen Produktion, während man sonst häufig geneigt ist, ihnen bloß ein reproduktives Talent zuzuschreiben. Indeß ist es auch damit nicht zu streng zu nehmen, denn Geroinus gibt selbst zu, daß sich in der Kaiserchronik wie in den verwandten Gesta Romanorum Fabeln und Legenden von überall her befinden: Aus Petrus Alphonsi und Kaliba und Dimua. Es sind mönchische Legenden und peofane Novellen, Geschichtchen und Anekdoten aus dem klassischen Alterthum und Apologe und Parabeln aus dem Oeient neben einander gestellt. Persien, Judien, Arabien, Geiechenland, Italien, alle Welt trug zu diesen Sammlungen bei, während gerade das Volksthümliche unserer deutschen Novellistik hier am wenigsten Eingang fand. — Was hier indeß unangenehm auffällt, ist die Stellung, welche diesem Abschnitte gegeben wird. Die Kaiserchronik gehört der Zeit nach vor Konrads Rolandslied und vor Heinrichs des Glichsenäre's Reinhart Fuchs, und hätte sich auch gewiß der Sache nach am besten an die „Volksdichtung in den Händen der Geistlichen" als die Kunstdichtung angeschlossen, welche ja auch von den Geistlichen in dieser Weise ausgebildet worden. Die Gesta Romanorum wenigstens blieben noch bis ins 15te Jahrhundert herab ein Schooßkind namentlich des Predigerordens. — Sehr charakteeistisch für die ganze Behandlung dee Poesie dnech Herrn Geroluus ist die Ansicht, die ee S. 161 über das Volksmährchen preisgibt. „Es mag seyn, sagt er, daß man es für eine einseitige und eigensinnige Grille oder für ungemein prosaisch erklärt, allein ich glaube nicht, daß der Druck von alten oder gar die Erfindung und Herausgabe von neuen Mährchen zu verantworten ist. Der einzige Gebrauch, der davon gemacht werden sollte, düeste nur der seyn, daß man Sitten und Vorstellungen anderer Jahrhunderte darin kennen zu lernen suchte. Allein der Gebrauch, der davon gemacht wird, ist weit ein anderer, man gibt sie Kindern bis in hohes Alter zur Lektüre in die Hände und verdirbt damit jede früheste Anlage und gefährdet alle menschliche Bestimmung. Das Kind soll zum Erwachsenen werden, der Knabe zum Mann" u. s. f. Wehe über unsere Kinder, wenn sie nicht auch sollen Kinder seyn dürfen, wenn sie sich nicht mehr satt und stark trinken dürfen an der kräftigen Milch altvaterländischee Dichtung, wie sie uns eben in den Volksmährchen noch zuströmt!

6) Ausartung der Volkspoesie. Es wird hier besonders das Lied von Rother und sodann der Herzog Ernst von Heinrich von Veldeck erwähnt; am Schlusse noch kurz der Greve Ruodolf und das Lied von Biterolf, dessen älteste, freilich verloeene Bearbeitung in diese Zeit fällt, aber von Herrn Gervinus merkwüedigerweise nach der weit jüngern faden und sichtlich aus der ältern verwässerten Recension abgehandelt und abkapitelt wird. Der ganze Abschnitt gehört nicht zu den klarsten, und die Zusammenstellung der verschiedenen Dichtungen in dieser Abtheilung ist nicht deutlich begründet. Ich will hier nur auf einige Einzelheiten aufmerksam machen. S. 186 wird Rother mit einem Roman verglichen, und in gewissem Sinn ist dies richtig; wenn der Verfasser aber behauptet, daß die Feanzosen mit richtigem Takt ihr eigentliches Volksepos unter einer eigenen Benennung von dem bloßen Roman trennen, so denkt er dabei wohl an die chansons de geste; diese alle aber heißen gleichwohl auch romans, wie der Verfasser denn überhaupt gar nicht bedenkt, daß Roman in jener Zeit etwas total Verschiedenes von dem, was jezt, bezeichnet. Das Wort ist in Nordfrankreich entstanden, und bezeichnete dort im Gegensatze gegen die lateinische gelehete Sprache die Sprache des Volks, die langue romane (vgl. Romans des sept Sages. Einl. S. XXX); ganz so in Spanien das Wort romance. Weil nun aber, in Absicht auf Schriftgebrauch, in diesen romans, in dieser romanischen oder Volkssprache die nationellen Dichtungen vorzugsweise niedergeschrieben wurden, während noch zu allen schriftlichen Ausfertigungen anderer Aet in der Wissenschaft wie im bürgerlichen Verkehr die lateinische Sprache gebraucht wurde, so kam man bald dahin, den Namen der darstellenden Sprache concret auf den fast einzig und ausschließlich in ihr dargestellten Gegenstand zu übertragen, und so fixirten sich die Worte romance und in Frankreich roman für die Bezeichnung der damaligen Volkspoesie im Allgemeinen. Diese war aber in Feankreich damals nichts weniger als das, was wir jezt unter dem Namen Roman begreifen; diese Gattung nahm vielmehr erst dort gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts ihren Anfang. Noch einen andern Punkt in Beziehung auf das Altfeanzösische habe ich zu rügen. S. 189 erwähnt der Veefasser den normännischen Chronisten Benoit, den Roman du Rou und den Brut, und behauptet, man finde bei ihnen wie bei Veldeck eine Mischsprache und Spuren des nördlichen Dialekts in der südlichen Sprache. Was Veldeck betrifft, so hat dies, wie J. Grimm in der Grammatik ausführlich auseinander sezt, seine vollkommene Richtigkeit. Wo ist aber die südliche Sprache mit den nördlichen Spuren bei Benoit de S. Maue und den andern genannten Weeken? Offenbar ist hier eine Verwechselung vorgefallen und der Verfasser hat etwa an das peovençalische Gedicht von Fierabras gedacht, dessen unrichtigen Reimen man häufig anfühlt, daß ein nordfeanzösisches Original dem Ganzen zu Grund liegen müsse, weil die unreinen Reime in die nördliche Sprache übersezt, sich alsbald als reine herausstellen. Dies paßt indeß freilich nicht für den Zusammenhang des Heren

Gervinus. — Das Resultat dieses Abschnitts stellt der Verfasser in den Worten zusammen: „Bisher haben wir dem Verfall der Volkspoesie und historisch-dichterischen Sage zugesehen, und haben gefunden, daß sie theils geradezu verdrängt, oder mit Verpflanzung, Verwischung und Verflachung durch gereiste Dichter entstellt oder mit griechisch morgenländischer Sage ungeschickt zusammengejocht oder nach der Manier der brittischen Dichter mit Erfindungen bereichert ward." Nun wird weiter auf die Einflüsse aus England oder der Bretagne aufmerksam gemacht, von wo man eine Gattung von Romanen von sehr simpler Beschaffenheit einführte und so lieb gewann, daß sie fast jedes andere Interesse überwanden oder verschlangen.

(Der Schluß folgt.)

Lyrische Dichtkunst.

21) Mein Lebenslauf in der Fremde. Von Hermann von Hermannsthal. Freiburg im Breisgau, Wagner, 1837.

Unter diesem Titel gibt der Verfasser eine Sammlung lyrischer Gedichte heraus, von denen ein großer Theil seinem Heimweh, seinen Erinnerungen an geliebte Zurückgelassene gewidmet ist. Der Schmerz der Sehnsucht scheint uns ein wenig übertrieben. Wenn man nicht im eigentlichen Sinn verbannt ist, etwa wie Mickiewicz der Pole, oder in die Sklaverei verkauft nach Fez und Marokko, wenn man nicht allzu weit von Hause weg ist und mit Dampfschiff und Eilwagen in ein paar Tagen bequem wieder dort seyn kann, fällt das Motiv des poetischen Heimwehs weg. Zweckmäßiger wäre es gewesen, und es hätte näher gelegen, die Liebe zum Vaterlande und den Stolz auf dasselbe denen einzuschärfen, die sich in demselben befinden. Ein einziges Lied scheint dies zu bezwecken:

In einer Zeit, wo kaum sich Weib und Mann,
Wo kaum das Kind sich und die Mutter liebt;
In einer Zeit, die zu verscholl'nem Wahn
So Zärtlichkeit als Freundestreue schiebt;
In einer Zeit, die nach Prozenten schätzt,
Und hungernd sucht, was sich mit Händen greift,
Wo auf den Thron sein Ich fast Jeder setzt,
Und Lieb' als selt'ne Alpenblume reift;

In solcher Zeit liebst du das ganze Land,
Das dich gebar und deine Sprache spricht,
Pflegst jedes Blümchen du mit treuer Hand,
Das hier und dort aus heim'schem Boden bricht ꝛc.

Allein ein paar Seiten weiter spottet der Dichter über die Vaterlandsliebe, sofern sie sich nicht bloß auf die lyrischen Blümchen, sondern auf die Politik bezieht.

Drei arme Todte.

Als seines Vaterlandes Freiheit fiel,
Gab Cato seinem Dolch sein Herz zum Ziel.

Als Romeo die Braut gestorben glaubt,
Ist's seine Hand, die ihm das Daseyn raubt.

Es suchte Timon, da geleert sein Schatz,
Für seine Leich' im dicht'sten Wald den Platz. —

Wie arm war Timon, der nicht mehr besaß,
Als seiner Schätze gold'nes Uebermaß!

Wie arm war Romeo, der so verdarb,
Weil all' sein Gut in seinem Weib' ihm starb!

Wie arm war Cato, der nichts sein genannt,
Nichts sein, als ein verblich'nes Vaterland!

Wenn hier Jemand arm zu heißen verdient, ist es wohl Niemand anders, als der Dichter, der ein solches Gedicht machen konnte. Es finden sich leider in dieser Sammlung noch einige Gedichte, in denen eine falsche und schiefe Empfindung vorherrscht, z. B. das Gedicht „Makasany," in welchem die Besoffenheit eines Negerkönigs nicht etwa ironisch, sondern sentimental gepriesen wird:

D'rauf steigt er wieder in sein Schifflein,
Und wankt so selig in sein Haus.
Weil er den Rum so gerne trinket,
Lacht mir den alten Mann nicht aus.

Artig, wenn auch nicht gerade poetisch, ist die Beschreibung eines mit Infusionsthieren angefüllten Wassertropfens, mit dem er einen zweiten vermischt, worauf die Thiere aus beiden Tropfen einen wüthenden Kampf mit einander beginnen. Das Lied von dem Sänger, der in der Königshalle dem Tyrannen ein schauerliches Lied vorsingt und bewirkt, daß er sich ins Meers stürzt, ist eine poetische Gaskonade. Wie viel schöner und wahrer ist Uhlands Gedicht „des Sängers Fluch," in welchem der erzürnte König den jungen Sänger ermordet, und nur den Fluch des Vaters anhören muß, nicht aber von den Tönen, gleichsam wie von einem Winde ins Wasser geweht wird, was einen mehr komischen als tragischen Eindruck macht. Unter den kleinern Naturbildern sind einige schön. Z. B.

Im Winde.

Der Wind durchblättert mir das Buch.
Was hat er denn vom Blättern?
Nicht einen Vers, nicht einen Spruch,
Er kennt ja nicht die Lettern.

Und bin ich denn nicht wie der Wind,
Der Lenz ein Buch voll Blätter?
Was weiß denn ich, was Blüthen sind,
Und Waldeslustgeschmetter!

Dagegen ist die Vergleichung des Dichters mit dem singenden Vogel, oder mit dem in der Nacht unerkannt blühenden Cactus Grandiflorus schon sehr oft von andern Dichtern gebraucht und sollte man auf so abgenutzte Bilder nicht immer wieder zurückkommen. Auch wäre zu wünschen, daß wir von den Dichtern nicht mit so unnützen Geständnissen behelligt würden, wie folgendes:

Dichtertrieb.

Nie treibt's mich Abends mehr zum Dichten,
Als wenn ich recht viel Albernheit
Gehört, geseh'n, wohl auch verrichtet,
In eines Tages langer Zeit.

Wenn du des Nachts genug geschlafen,
So wachst du auf, und rührst dich brav,
Und frisches Leben, rüst'ge Thaten,
Entkeimen aus des Körpers Schlaf.

So schläft mein Geist am hellen Tage
In all des Treibens ettem Lauf;
Er wacht des Nachts in deinen Armen,
Erquickungsreiche Dichtkunst, auf.

Wen, möchten wir fragen, wen interessirt es, dies zu wissen?

22) Wanderbuch. Ein Gedicht in Scenen und Liedern von Hermann Schulz. Leipzig, Brockhaus, 1838.

Reisegedanken, Paß, Abschied, Abreise, Wegweiser ꝛc. alles in kleinen Liedern besungen; die Reise geht sogleich in den Wald, in dem der Dichter vollauf zu singen findet, Waldeinsamkeit, Waldmannssagen, Waldstimmen der Vöglein, des Baches Geschichten ꝛc. Von der sanften Manier des Verfassers kann man sich einen Begriff machen, wenn man folgendes Lied liest:

Der Abend blinkte hell und rein
Wohl in des Forstes Schooß,
Da lag ein todtes Vögelein
Auf braunem Waldesmoos.

Das war so freundlich anzuschaun,
Hat sich nicht lang gequält,
So friedlich hing das Köpfchen, traun,
Als hätt' ihm Ruh gefehlt.

Und seine Aeuglein waren beid'
So sanft ihm zugedrückt,
Daß ich ihm fast mit bitterm Neid
In's stille Antlitz blickt'.

Ach! wenn ich einst zum ew'gen Fried
Entschlaf' im fernen Land,
Schließt dann wohl mir das Augenlied
Auch eine liebe Hand?

Folgen noch: Sonntagmorgen, im Wirthshause, Sängers Abendlied, das Schloß im Thale, verschiedene Jagdbilder, dann Scenen aus einer Weinlese, Mahlzeit, Abschied, Heimkehr; alles gemüthlich, freundlich und etwas redselig.

23) Wanderung und Heimkehr. Eine Dichtung von Gustav Teschendorff. Stettin, Nicolai, 1837.

Gleichfalls eine poetische Reise, aber mit viel mehr Prätension geschrieben und mit sichtbarer und sehr geistloser Nachäffung des Goethe'schen Faust. Der Verfasser entschließt sich zur Reise ganz Goethisch:

Da sitz ich bei Büchern spät und früh
Und forsch genau mit Fleiß und Müh ꝛc.

Dann begegnet ihm „Sentimentales auf der Reise.“ Dann kommt er zum Meister, wo er die Scene zwischen Mephistopheles und dem Schüler matt copirt; dann zu Wein und Gelag:

Wein her, Wein her, liebe Brüder! ꝛc.

zu Liebeleien, Händeln, Fieber und endlich kommt er mit heiler Haut wieder heim. Studenten könnten etwas Nützlicheres thun, als das Studentenleben so anspruchsvoll und doch so ohne alle Originalität und eignen Geist zu beschreiben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 90.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 5. September 1838.

Altdeutsche Sprache und Literatur.

9) Historische Schriften von Dr. G. G. Gervinus. Bd. II. Geschichte der deutschen Dichtung. Auch mit dem Titel: Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen, Th. I. Von den ersten Spuren der deutschen Dichtung bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Leipzig, Engelmann, 1835.

(Schluß.)

7) Einführung britischer Dichtungen. Es ist hier vorzüglich von Lancelot vom See die Rede, und recht treffend werden diese Dichtungen mit den Romanen des Amadis und seiner Söhne und Enkel zusammengestellt. Alles, wozu spätere Zeiten diese Romane gestalteten, liegt in diesen bretagnischen oder britischen Dichtungen des zwölften Jahrhunderts im Keime, und eben jene der Zeit nach lezten kehren zu eben dieser der Zeit nach ersten auch wieder mit größerer Aehnlichkeit zurück; nur ist hier noch Alles im höchsten Grade roh, was dort ausgeklügelt und raffinirt ist, und in der That bezeichnen diese Romane im engern Kreise der britischen Dichtung dieselbe Ausartung, wie die Amadis in der romanischen.

8) Antike Dichtungen in neuer Gestalt. Die Reihe kommt an das schöne Alexanderlied vom Pfaffen Lamprecht, das nun neulich von Maßmann in der Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur, Bd. III., wieder edirt ist, leider aber nicht zugänglicher als früher in den Denkmälern und ohne die versprochene Nachweisung der Quellen. Streng genommen ist es unpassend, das Alexanderlied unter der angeführten Ueberschrift zu besprechen, denn es behandelt keine antike Dichtung bloß in neuer Gestalt, sondern ist wirklich eine neue poetische Behandlung eines antiken historischen, freilich ins Sagenhafte überstreifenden Stoffes. Im Gegensatze zu den britischen Dichtungen zeigt sich bei Lamprecht, wie geläufig ihm alle Zustände des wirklichen Lebens sind, wie gegenwärtig und lebendig er sie zu machen weiß, eine Kunst, die man bei den Anhängern jener Dichtungen vergebens sucht, die wahrhaft vor dem Leben und seinen gewöhnlichen Erscheinungen flüchten, als wären sie besorgt, ihrer sublimen Dichtung mit so materiellem Stoffe zu schaden, während dieser Lamprecht auch selbst das Derbe und Harte hier und da nicht scheut. Gegenüber von der spätern Romantik stellt Gervinus den Pfaffen Lamprecht ungefähr in das Verhältniß von Voß zu der neuesten Romantik. Als wirklicher Umbildner einer antiken Dichtung ist Heinrich von Veldeck, der Dichter der Enit, zu nennen, und Herbort von Fritzlar, der Verfasser des Lieds von Troja. Das Verdienst Veldecks wird schön entwickelt und als ein dreifaches bezeichnet, nämlich als bestehend in der Bildung der Sprache und Verskunst, in der Einführung französischer Sagen und in der neuen Behandlung der Minnegeschichten; dieß war wohl die Veranlassung, weßhalb die Dichter aus der besten Zeit, Gottfried, Walfram u. A. ihn als Herrn und Meister nennen. Von Herborts Trojanerkrieg ist in neuester Zeit nach der einzigen erhaltenen Handschrift eine sehr fleißige Ausgabe von Karl Frommann im 5ten Bande der Quedlinburger Nationalbibliothek erschienen.

VI. Regeneration des deutschen Volksepos. Hier kommt der Verfasser auf das bekannteste und wohl auch nationalste Gedicht des deutschen Mittelalters zu reden, die Nibelungen und ihr Seitenstück, die Gudrun. Das erstere Gedicht betreffend, nimmt er allerdings die allmählige Entstehung oder die Entstehung des Gedichts aus einzelnen, früher selbstständigen Partien an, fügt aber dann, gewiß ganz richtig, hinzu: „Einen lezten Dichter von einigem bedeutenden willkührlichen Einfluß anzunehmen, scheint mir in einer Zeit ganz subjectiver Dichtung so natürlich, so wie nach allen angegebenen Schicksalen unserer Poesie so unerläßlich, daß ich nicht weiter davon reden mag; jede andere Vorstellung

führt auf eine wunderbare Entwicklung des Volksgesangs, die kein Geschichtschreiber brauchen kann." Weniger einverstanden mit dem Verfasser können wir aber in Bezug auf die Zusammenstellung der Nibelungen mit den homerischen Gedichten zum Zwecke einer Abwägung des beiderseitigen künstlerischen und nationalen Werthes seyn. Durch die unbegrenzte Vorliebe für klassische Kunst läßt sich der Verfasser mitunter zu baaren Ungerechtigkeiten gegen unsre Volksdichtung verleiten. Was soll es denn z. B. heißen, wenn S. 268 gesagt ist: „Der Reichthum der Verhältnisse, der Umfang der Sage, die Mannichfaltigkeit der Episoden, alles was einem epischen Gedichte erst Leben gibt, geht den Nibelungen ab!" Hat denn, um nur das Eine zu erwähnen, der gelehrte Verfasser die Wilkinensage nicht gelesen, um zu wissen, daß die Nibelungensage aus einem unermeßlichen und unendlich reichen Cyklus von Sagen herausgegriffen ist, auf den so vieles in dem Liede selbst hinweist, und den es offenbar an manchen Stellen als bekannt voraussezt und mit Recht voraussetzen konnte? Ist das nicht ein so reicher Sagenhintergrund, wie ihn Homer lange nicht hatte? Und wenn manche Gelegenheit zu Episoden von dem lezten Ueberarbeiter vorübergelassen und nur die Stelle der als bekannt vorauszusetzenden Sage angedeutet wird, ist das nicht eben ein großer Vorzug unseres Volksepos, das dadurch zu einer unerschütterlichen compacten Masse wird? — Für die Gudrun hat Herr Gervinus ein ganz besonderes Interesse und er hielt es sogar der hohen Ehre würdig in die klassische Form des Hexameters umgegossen zu werden. Vor längerer Zeit ist uns ein anonymes Prospect nebst Probe einer solchen Arbeit vorgekommen, welche dem Vernehmen nach von Herrn Gervinus herrührt, und das Unpassende eines solchen Unternehmens sehr anschaulich macht. Wir bezweifeln indeß um so mehr, daß das damals allgemein verbreitete Gerücht über den Verfasser gut instruirt war, als in dem dieser Tage erschienenen Bande der kleineren Schriften des Herrn Gervinus davon gar nicht die Rede ist; jedenfalls ist von der Gudrun in Hexametern nichts weiter als der Prospectus erschienen; dafür aber haben wir durch A. Ziemann vor Kurzem eine bequeme Handausgabe des Gedichts erhalten, welche die mehr erwähnte Quedlinburger Sammlung eröffnet.

VII. Blüthe der ritterlichen Lyrik und Epopöe. 1) Minnegesang. Der Abschnitt enthält eben nichts Neues, und der Gegenstand ist auch nicht allseitig betrachtet.

2) Hartmann von der Aue und Wirnt von Gravenberg. Diese Beiden sind als die Repräsentanten der Zeitrichtung genannt. Hartmann ist recht eigentlich der höfische Dichter. Er ist jezt näher bekannt durch die Herausgabe des Gregor durch Greith und später durch Lachmann, welche Dichtung Gervinus noch nicht kannte. Das noch jezt unedirte Gedicht Erek und Enite verspricht nun auch die Quedlinburger Sammlung, die sich schon so viele Verdienste um die Freunde altdeutscher Poesie erworben hat, und die nur vornehmlich darauf bedacht seyn sollte, wo möglich immer nur bloß ungedeckte Texte, namentlich von Poesien zu geben. Hier ist nur von zwei Gedichten Hartmanns die Rede, dem armen Heinrich und Iwein. Ueber das erstere pflichtet der Verfasser nach manchem Anerkannten doch so ziemlich der ekeln Ansicht bei, welche schon Goethe über das liebliche Gedicht geäußert hat. Wirnts reflektirende Tendenz gibt dem Verfasser Veranlassung, hier gleich von dem Winsbecken und anderen didaktischen Dichtungen auch späterer Zeit zu reden, an welchen er eine besondere Freude zu haben scheint. Ganz gegen sein sonstiges System übersieht er hier gerne die unvollkommene Form der Poesie, und hält sich vornehmlich an die ausgesprochene Gesinnung, die ihm als eine echt humane erscheint, die das Leben fördert und die Ehre des Hauses mit sich führt. So sehen wir also, und können dies auch sonst bemerken, wie den Verfasser seine antik-klassische Tendenz zu dem Widerspruch führt, gerade in der didaktischen Poesie, welche, wenn sie je sich noch als Poesie geltend machen will, sich ihr Bürgerrecht durch die größte Vollendung der Form und Rede erwerben muß, den unwesentlicheren Inhalt für das Wichtigste zu erklären, in welchem überdies unseres Bedenkens der Verfasser durch seine klassische Brille Manches ziemlich anders sieht, als es dem unbefangenen Blicke erscheinen möchte.

3) Wolfram von Eschenbach. Von der Biographie dieses Dichters, welche für seine Dichtung gar nicht ohne Interesse ist, schweigt der Verfasser und verweist darüber auf Büsching, den neuerlich A. Schmeller durch seine Abhandlung über Wolframs Leben in den Verhandlungen der Münchner Akademie und Schulze in Magdeburg, genannt San Marte, durch eine Monographie entbehrlich gemacht haben. Auch auf die Geschichte der dem Hauptwerke Wolframs, dem Parcival, zu Grunde liegenden Sage, der Graalsage, läßt Herr Gervinus sich nicht ein. Es würde vergebliche Mühe seyn, meint er, derselben auf den Grund kommen zu wollen, da sie keinen andern habe, als die Phantasie eines wahrscheinlich südfranzösischen oder spanischen Poeten, der etwa eine kostbare Reliquie den ersten Anstoß gab. Eine fleißige Abhandlung darüber hat ebenfalls San Marte gegeben. Kürzer, als vom Parcival, ist von den anderen Gedichten Wolframs, dem Willehalm und Titurel die Rede; über den leztern pflichtet der Verfasser der seit Lachmanns Behandlung nun wohl allgemein recipirten Ansicht bei, daß Wolfram nur der Verfasser des kleinen, so künstlich versificirten Fragments, und daß

dieses erst von einem spätern Dichter in seine ausführlichere Bearbeitung des Stoffs eingewoben sey. Wolfram gegenüber stellt der Verfasser dessen literarischen Gegner

4) Gottfried von Straßburg mit seinem Tristan, dessen Verdienste er sehr hoch, ja, wie man schon von anderer Seite her bemerkt hat, vielleicht um eben so viel zu hoch anschlägt, als Lachmann zu niedrig. Dem Tristan wird passend Konrad Flecks Flore und Blanscheflur an die Seite gestellt, der bekannte Novellenstoff, den in neuerer Zeit Frau von Knorring in achtzeiligen Stanzen und auch Friedrich Rückert behandelt hat. Es sind davon neue Ausgaben versprochen in der Quedlinburger Sammlung und von Lachmann, welcher Uhlands Copie des altfranzösischen Gedichts über denselben Gegenstand benützt.

VIII. Reproduktion früherer Dichtungen. Erste Spuren des bürgerlichen Elements. 1) Didaktische Poesien. Daß der Verfasser den welschen Gast von Thomasin von Zirkelære so ausführlich behandelt, wie hier geschieht, hat nicht bloß den zufälligen Grund, daß seine etwa bei der Lektüre der Handschrift entstandenen Excerpte etwas zu weitläufig gerathen sind, sondern dieser Dichter ist, wie man wohl fühlt, wirklich ein Mann seines Herzens. Herr Gervinus hat nun einmal eine besondere Zuneigung zu der didaktischen Poesie; bei den didaktischen Poeten unserer deutschen Vorzeit wird es ihm auch am leichtesten, irgend eine Beziehung zum klassischen Alterthum aufzufinden. So ruft er bei dem Zirkelære in sichtlich gehobener Stimmung aus: „Auch in diesem Manne sehen wir das freudige Annähern echt deutscher Gesinnung an das Alterthum, das sich damals, wenn nicht im Kunstprincip (wiewohl Gottfried etwas davon verräth) doch im Moralprincip desto entschiedener ausdrückte.“ Die von dem Verfasser so sehr gewünschte Ausgabe des welschen Gasts ist nun von Frommann versprochen. — Weiter ist hier die Rede von Freidank, Salomon und Morolf, den moralischen Dichtungen und Beispielen des Strickers. „In den Ansichten des Thomasin, des Freidank und des Stricker, so faßt Herr Gervinus zusammen, ist ein steter Fort- und Rückgang von dem Derben, Gesunden, Menschlichen der Volksmoral und der ähnlichen des Alterthums, zu der christlichen und frommen, von der handelnden Tugend zur leidenden, vom Vertrauen auf eigene Kräfte zur Hoffnung auf überirdische Mächte.“ Und dies bildet den Uebergang zu den

2) Legenden. Ihren Reihen eröffnen die Lebensgeschichten der h. Jungfrau. Ferner ist die Rede von Barlaam und Josaphat von Rudolf von Ems, vom h. Georg von Raindot von Dorn, welchen der Verfasser dem Barlaam vorzieht. Hugo von Langenstein, den Verfasser der h. Martina, hat Gervinus übermäßig gelobt, was indeß wohl eher Graff zur Last gelegt werden mußte, der aus dieser Dichtung bloß eine Blumenlese von einzelnen gelungenen Wendungen gibt, welche der Dichter in den meisten Fällen doch nur der Ueberlieferung, der Sprache und dem Reime verdankt. (Vgl. Wackernagels deutsches Leseb. I, XII.) Nachdem die erzählenden Gedichte zu Ehren Marias vom Pfaffen Wernher und das spätere von Philipp besprochen sind, wendet sich der Verfasser zu den lyrischen, zu Walthers Leich, Gottfrieds Loblied und dem Centralpunkt der Mariendichtungen, Konrads von Würzburg goldener Schmiede. — Im folgenden Abschnitt kommt er auf

3) Reinhart Fuchs zurück, und geht sofort auf

4) Konrad von Würzburg und Rudolf von Ems über. „Während wir, heißt es S. 461, bisher so vielerlei betrachteten, was der Blüthezeit des Rittergesangs fremder war, was jetzt anfing den Geschmack zu beherrschen und die ritterlichen Romane und lyrischen Lieder, wenn nicht ganz zu stürzen, doch umgestalten zu wollen schien, so müssen wir jetzt noch dasjenige betrachten, was sich unter diesem Eindrange neuer Tendenzen noch möglichst auf dem alten Wege zu halten sucht.“ So wird denn als Repräsentant des Minnegesangs jener Zeit Reinmann von Zweeter ausgehoben und neben Ulrich von Lichtenstein gestellt, um zu zeigen, wie der Minnegesang seine alte Bedeutung verloren habe, wie Sinn und Gefühl daraus schwinden und aller Geschmack mit diesen. Endlich wird noch die Volkschronik des Rudolf von Ems mit der alten Kaiserchronik in Parallele gesetzt.

So viel von dem ersten Bande. Ueber die zwei weiter erschienenen von den vieren, aus welchen das ganze Werk bestehen soll, berichten wir nächstens.

Lyrische Dichtkunst.

24) August Mahlmanns gesammelte Gedichte. Halle und Leipzig, Renger, 1837.

Dieser ältere Dichter steht zwischen Bürger und Schiller einer- und Matthisson und Tiedge andererseits, indem er in seinen Formen bald dem einen, bald dem andern sich nähert. Die Gedichte der letzteren sentimentalen Art sind nicht die vorzüglichsten, z. B. die süßlichen:

> Horch auf! es flüstert der Abendwind,
> Die Nachtigall lockt im Thal.
> Am Himmel oben versammelt sind
> Die Sternlein allzumal.
> Und unten am Bache die Blümchen klein.
> Sie nicken und schlafen beisammen ein!

Oder die posaunenden:

Aus der Sterne Millionen,
Aus den glanzerfüllten Zonen,
Hat er seinen Thron erbaut.
Seiner Welten lichten Heere,
Seiner Sonnen Flammen=Meere
Wandeln, wo sein Auge schaut!

Ungleich glücklicher ist er, wenn er natürlich bleibt und nicht fremden Weisen, sondern nur dem eigenen Gefühle folgt. Dies ist der Fall in dem berühmten, in alle Liederbücher für Studenten und gesellige Kreise übergegangenen Liede:

Mein Lebenslauf ist Lieb und Lust :c.

so wie in mehreren andern durch Compositionen bekannten Liedern. Einige Gedichte religiösen Inhalts sprechen besonders an, z. B.

Rettung.

Wenn die Welt dich hart bedrängt,
Alle Sterne dir verschwinden,
Dich dein liebstes Leben kränkt:
Sprich! wo willst du Rettung finden?

Greife nicht nach Außen hin!
Leicht wirst du durch Schein betrogen!
Traue nicht auf Menschen=Sinn!
Wieder lügt, wer einst gelogen!

Aber steig' hinab in dich!
Kräfte, welche lange schliefen,
Hält dein unergründlich Ich
Tief in seinen innern Tiefen.

Du bist Herr in deiner Welt!
Hast du dich, so hast du Alles!
Lächelst, wenn dein Glück zerfällt,
Ruhig seines wilden Falles.

Bleibst du so dir selbst getreu:
Dann kann dich kein Schicksal ketten;
Gott ist in dir! athme frei!
Trau' auf ihn, er wird dich retten!

Eben so schön und anspruchslos bekennt er seine „Rückkehr" von falschen Philosophemen zum Christenthum:

Wohin mich flüchten vor der Weisheit Hohne?
Vor dem Vernünfteln meiner kleinen Zeit?
Wo rett' ich hin mein sehnendes Verlangen?
Welch Vorbild soll mein Glaube noch umfangen?
Wenn alles Große sinkt, wenn alles Hohe fällt:
Wo find' ich Kraft, die mich noch aufrecht hält?
Du, Göttlichster, gib Muth und Kraft von oben!
Sey Licht und Stern in meiner Nacht!
Zum Gott hat dich die reinste Lieb' erhoben,
Zum Menschen dich der tiefste Schmerz gemacht!
O Herz, das, als dich alles höhnte,
Noch sterbend Lieb' und Segen sprach,
Das mich mit Gott, mit Welt, mit mir versöhnte,
Du göttlich Herz, dir folg' ich nach!

Am Schluß ist Mahlmanns „Herodes vor Bethlehem," die zu ihrer Zeit berühmte Parodie auf Kotzebues „Hussiten vor Naumburg" abgedruckt. Darin sind Kotzebues wirklich bis zum Ekel getriebenen Rührungen recht gut und derb verspottet.

25) Gedichte von Cäsar von Lengerke. Zweite vermehrte Auflage. Königsberg, Bon, 1838.

Wir zeigten die erste Auflage Literaturblat 1835 Nr. 69 an. Diese Gedichte verrathen ein reines und tiefes Gefühl. Unter den Naturbildern ist folgendes kurze sehr schön:

Das Thautröpfchen.

Ich sah ein Tröpfchen Thau
Am Blatte zitternd blinken;
Schon wollt's zur Erde sinken,
Da kam beim ersten Morgenschein
Ein Sonnenstrahl und sog es ein.

Es war der Seele Bild!
Sie sinkt und will ermatten,
Ihr bangt vor Grabesschatten,
Da zieht sie, reißt der Dämm'rung Flor,
Der erste Morgenstrahl empor.

Unter den Denkmalen der Liebe finden wir folgendes:

Herz, das ich nicht ergründe,
Entsagend, engelrein,
Wie flößest Lieb' dem Kinde
Für späte Zeit du ein.

Es wird zur Jungfrau reifen,
Die wird in holder Schaam
Nicht all' die Lieb begreifen
Die ihr entgegenkam.

Wird man sie Mutter sehen,
So zärtlich, wie du liebst,
Dann wird sie erst verstehen
Was du nun selbst ihr gibst.

Die Gedichte, die bloß unbestimmte Sehnsucht, „Träume ohne Deutung" und die unklare Gährung eines Dichtergemüths bezeichnen, sind freilich etwas nebelhaft.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 91.

Literaturblatt.

Redigirt von
Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 7. September 1838.

Naturwissenschaften.

2) Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde. Von D. Fr. Arago. Aus dem Französischen von Carl v. Remy. Zweiter und dritter Theil. Stuttgart, Hoffmann, 1837.

Aus dem französischen Annuaire, dessen Fortsetzung auch in Deutschland mit Begierde erwartet wird. Die Aufsätze Aragos zeichnen sich durch Gründlichkeit sowohl als schöne Klarheit aus, so daß sie als Muster in der Behandlung naturwissenschaftlicher Gegenstände zu rühmen sind.

Ueber den ersten Theil dieser Sammlung haben wir im vorigen Jahrgang unserer Blätter Nr. 64 Bericht erstattet. Die beiden folgenden Theile sind nicht minder reichhaltig. Man findet darin zuerst einen ausführlichen Artikel über Cometen, insbesondere über den von 1832. Dieser ältere Aufsatz Aragos, der nur der Vollständigkeit wegen hier aufgenommen ist, wurde früher schon in Deutschland übersezt. Er ist außerordentlich übersichtlich, verbreitet sich über die bekannten Cometenbahnen, über die Geschichte der bisher erschienenen Cometen, über die wahrscheinliche physische Beschaffenheit der Cometen, insbesondere über deren Schweife, worüber wir unzählige Hypothesen, aber immer noch keine Gewißheit haben. Diese räthselhaften Nebelschweife bringen den Verf. auf die großen trocknen Nebel zu sprechen, die bisweilen über die Erde sich verbreiten, und die er ausdrücklich als nicht vom Cometenschweif herrührend bezeichnet. Der zweite Aufsatz handelt von einigen bisher unbeantworteten Fragen der Meteorologie, Hydrographie und Nautik, z. B. über den Regen bei heiterm Himmel, über das sonderbare elektrische Phänomen, daß ein elektrischer Funken aus einem goldnen Gefäße in ein silbernes geleitet, das leztere selbst auf dem innern Rande golden färbt, was den Verfasser auf die Vermuthung leitet, daß auch im gewöhnlichen Bliz und in andern leuchtenden Meteoren metallische Substanzen enthalten seyn könnten; über die Sternschnuppen, von denen er vermuthet, daß sie einen aus Millionen kleiner Körper bestehenden Gürtel bilden, deren Bahnen mit der Ebne der Ekliptik gegen die Stelle hin zusammentreffen, welche die Erde jährlich zwischen dem 11. und 13. November einnimmt, denn in den Nächten dieser Periode hat man bekanntlich in einer einzigen Stunde 34,640 Sternschnuppen gezählt, die aus einer einzigen Himmelsgegend beim Stern γ leonis in dichten Massen herabgestürzt sind. Zu diesen kleinen Artikeln gehört auch die Betrachtung über die Verschiedenheit der Regenmasse je nach der Höhe des Standpunkts. Auf der Sternwarte zu Paris wird in einer Höhe von 86 Fuß im Durchschnitte 8 p. C. weniger Regen aufgefangen als unten. Dann folgen noch Aufsätze über die Eisschollen der Flüsse, über das relative Alter der europäischen Gebirge, über die Höhe der Cordilleren, über die Volta'sche Säule.

Ein Aufsatz über den Hagel stimmt nicht mit dem überein, was die geistreiche Hypothese des Schumacher'schen Jahrbuchs zur Erklärung des Phänomens beigebracht hat; zum Beweise, wie in diesem Gebiet selbst die ausgezeichnetsten Naturforscher noch schwanken. Arago hält sich an Volta und theilt dessen Theorie über den Hagel mit. Nachdem er historisch der großen Hagelkörner oder Eismassen gedacht hat, die zuweilen zwiebelartig viele Eishüllen in sich schließen, fährt er fort: „Bis zum Erscheinen der Volta'schen Aufsätze waren die Physiker bei der Annahme stehen geblieben, daß die Kerne des Hagels bei ihrem Herabfallen durch die Luft alle ihnen begegnenden Wassertheilen anfrieren machen, und daß die concentrischen Schichten, welche sie auf diese Weise nach und nach gewinnen, dieselbe bis zu dem unglaublichen Umfange zu bringen vermöchten, wovon ich im Vorhergehenden einige Beispiele gegeben habe; allein die Gewitterwolken schweben fast immer sehr tief, und gewiß bedarf der Hagel, welcher sich aus denselben

entbindet, nicht mehr als eine Minute, um zur Erde herabzugelangen: allein es ist eine ganz unzulässige Annahme, daß in so kurzer Zeit, selbst in der feuchtesten Luft, der ursprüngliche Kern, welcher, wenn man will, von der Größe eines Getreidekornes seyn soll, sich mit so vielen Hüllen umgeben könne, daß er die Größe eines Hühnereies erlange. Volta hat es daher für nöthig erachtet, anzunehmen, daß der bereits gebildete Hagel nicht etwa nur fünf, zehn oder fünfzehn Minuten, sondern vielleicht selbst ganze Stunden sich im Raume schwebend erhalten müsse. Hierin besteht gerade der ganz neue und zugleich der sinnreichste Theil seiner Theorie. Er bekennt übrigens selbst, daß ihm der erste Gedanke dazu durch einen Versuch eingegeben worden sey, welcher in den alten Compendien über Physik unter der Benennung elektrischer Hagel oder elektrischer Tanz beschrieben ist und kürzlich in Folgendem besteht. Zwei metallische Scheiben sind horizontal eine über der anderen angebracht. Die obere Scheibe ist mittelst eines Häkchens an dem Conduktor einer Elektrisirmaschine aufgehängt; die untere Scheide communicirt mit dem Boden entweder unmittelbar, oder durch eine leitende Kette. Auf dieser lezteren Scheibe befinden sich in beliebiger Menge Kügelchen aus Hollundermark. So wie man, um den Versuch zu beginnen, eine Drehung an der Maschine macht, sieht man, daß alle Bälle von der unteren Scheibe gegen die obere hinanfliegen und schnell hinabhüpfen, aber bald von Neuem aufsteigen. Diese Bewegung dauert fort, so lange die obere Scheibe einige Elektricität behält. Die Ursache dieses Hin- und Herwanderns ist nicht schwer zu errathen. Sobald der Conduktor der Maschine geladen ist, theilt sich dessen Elektricität auch vermittelst des Häkchens der oberen Scheibe mit. Jeder elektrische Körper zieht bekanntlich die nicht elektrisirten an sich. Die leichten Hollundermark-Kügelchen befinden sich in dem lezteren Falle; sie müssen also vermöge der Anziehung der oberen Scheibe in die Höhe gehoben werden, sobald dieselbe nur hinreichend stark elektrisch ist und sie dieselbe berühren. Sobald die Berührung stattgefunden hat, theilt die Scheibe diesen Bällen einen Theil ihrer Elektricität mit; weil aber zwei auf dieselbe Art elektrisirte Körper sich abstoßen, so können die Bälle an der oberen Scheibe nur einen Augenblick haften bleiben; die abstoßende Kraft dieser Scheibe und ihr eigenes Gewicht werden sie sofort wieder herabführen. An der unteren Scheide angelangt, entladen sie sich der Elektricität, welche sie an der Grenze ihrer aufsteigenden Bewegung gewonnen hatten, sie befinden sich wieder in dem anfänglichen Zustande und müssen daher dieselben Erscheinungen von Neuem darbieten. Wenn die untere Scheibe, anstatt mit dem Grunde zu communiciren, ebenfalls — jedoch im Verhältniß zur oberen Scheibe entgegengesezt — elektrisch wäre, so würde die hin- und hergehende Bewegung der Kügelchen gleichfalls statthaben, sie würde sogar hiedurch noch beschleunigt, erstlich weil bei der aufsteigenden Bewegung die abstoßende Kraft der unteren Scheibe auf die elektrisirten Bälle, welche von ihr aufspringen, mit der anziehenden Kraft der oberen Scheide zusammenwirkt, dann, weil diese Scheibe entgegengesezt elektrische Körper stärker anzieht, als neutrale. Man lege auf eine isolirte Metallscheibe sehr leichte Körper, z. B. Seiden- oder Wollendchen, Federn, geschlagenes Gold, kleine Hollundermark-Kügelchen ꝛc., sodann werde dieser Scheibe eine starke Elektricität mitgetheilt: alsbald werden sich alle diese Körper bis zu einer gewissen Höhe in die Luft erheben und sich daselbst lange Zeit schwebend erhalten, dabei jedoch eine merkliche auf- und absteigende Bewegung äußern. Substituiren wir den Scheiben der drei vorangeführten Versuche jene schwarzen Gewitterwolken, deren ungeheure elektrische Spannung so deutlich durch die Lebhaftigkeit angezeigt ist, welche unaufhörlich von allen Punkten ausfahren; und es wird als eine ganz zulässige Voraussetzung erscheinen, daß die dieser gewaltigen Einwirkung unterliegenden Hagelkörner genau alle diese Erscheinungen zeigen werden, welche uns die Hollundermark-Kügelchen dargeboten haben. Ist nur eine einzige elektrische Wolke zur Stelle, so wird sie die Hagelkörner in einer gewissen Entfernung über sich erhalten; sind deren zwei und zwar die obere im elektrischen, die untere im neutralen Zustande, so werden die Hagelkörner eine auf- und absteigende Bewegung zwischen ihnen beiden zu erleiden haben, welche nur dann unterbrochen wird, wenn ihr immerfort zunehmendes Gewicht ihren Fall herbeiführt. Dieselbe hin- und hergehende Bewegung, nur rascher, wird sich den Hagelkörnern mittheilen, sobald sie zwischen zwei entgegengesezt elektrische Wolken gerathen. Diese leztere Art, die Hagelkörner schwebend zu erhalten, ist nach Volta diejenige, welche die Natur anwendet. Durch das Schwanken zwischen zwei, mit entgegengesezter Elektricität geladenen Wolken sollen die Keime aus Schnee mit der ersten Hülle durchsichtigen Eises überzogen werden, durch diese, lange Zeit fortgesezte Bewegung sollen sich diese Schichten in hinreichender Zahl über einander ansetzen, um die Schlossen auf den ungeheuren Umfang zu bringen, welcher den Landwirth so oft in Verzweiflung gebracht hat."

Der dritte Theil beginnt mit einem interessanten Aufsatz über die Doppelsterne, über welche in der jüngsten Zeit Herschel noch neuere Beobachtungen mitgetheilt hat. Dann folgt ein Aufsatz, welcher den Einfluß des Mondes auf die Erde, wenn nicht durchaus zu bestreiten, doch sehr einzuschränken sucht. Ferner vertheidigt Arago die Verdienste des Franzosen Papin um die Dampfmaschine gegen den Engländer Ainger. Die folgenden Aufsätze handeln von den noch gegenwärtig thätigen Vulkanen,

von der Polarisation und Interferenz des Lichts. „Ich will annehmen, daß ein Strahl des Sonnenlichtes gerade auf irgend einen Schirm, ein reines Blatt weißen Papiers zum Beispiel, auffalle. Der von dem Lichtstrahle getroffene Theil des Papiers wird ganz natürlich hell leuchten; wird man es wohl glauben, wenn ich sage, daß ich diesen erleuchteten Theil nach Belieben finster zu machen vermag, ohne den Lichtstrahl aufzufangen oder das Papier zu verrücken? Worin besteht aber dieser magische Vorgang, welcher mir gestattet, willkürlich Licht in Schatten, Tag in Nacht zu verwandeln? Dieser Vorgang wird noch mehr in Verwunderung setzen als die Thatsache selbst; dieser Vorgang besteht wirklich darin, daß ich auf das Papier, jedoch auf einem etwas anderen Wege, einen zweiten Lichtstrahl hinleite, welcher es, für sich allein genommen, ebenfalls stark erleuchtet hätte. Die beiden Lichtstrahlen sollten, wie es scheint, bei ihrem Zusammentreffen eine lebhaftere Erleuchtung bewirken; dagegen sollte wohl kein Zweifel erhoben werden können; und doch heben sie in gewissen Fällen einander völlig auf, und man ist dahin gelangt, Finsterniß zu erzeugen, indem man Licht zum Lichte gefügt hat. Ein neues Faktum verlangt einen neuen Namen. Die Wirkung, vermöge welcher sich zwei Strahlen durch Vermischung ganz oder theilweise aufheben, wird eine Interferenz genannt."

Den Schluß bilden Aufsätze über die Leuchtthürme, über die Extreme der Temperatur, über die mittlere Temperatur des Nordpoles, Pendeluhren, Chronometer ꝛc.

Lyrische Dichtkunst.

26) Gedichte von J. P. Eckermann. Leipzig, Brockhaus, 1838. 8. S. 290.

Ein bekanntlich in Goethe's Diensten gewesener Geist. Man muß seiner treuen und dankbaren Anhänglichkeit an den seligen Herrn volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Erfüllung einer Pietätspflicht bleibt unter allen Umständen achtbar, obgleich es nicht gerade nothwendig gewesen wäre, sich dieser Pflicht in Versen zu entledigen, in sehr mittelmäßigen Versen, die um so weniger befriedigen, je mehr sie beständig an den größeren Meister erinnern. Es ist doch ein offenbarer Widerspruch, selber dichten zu wollen, wenn man zugleich die unerreichbare Größe eines andern Dichters beständig im Munde führt, und wenn es auch die feinste Schmeichelei seyn mag, sich als kleiner Dichter neben einen großen zu stellen und ihn durch die Vergleichung zu erhöhen, so kann man sich doch nicht verbergen, daß eine solche Schmeichelei nur auf Kosten der Poesie möglich ist und man sollte doch große Dichter nie auf Kosten der Poesie selber loben wollen.

Herr Eckermann, der so lange in Goethe's Schule gegangen, beginnt die Sammlung seiner Gedichte mit einem falschen Reime:

> Holde Liebe scheut das Licht;
> Das Verbot'ne gleicher maßen,
> Wie wohl die zusammen passen?
> Sind sie doch Verwandte nicht!

In den ältern Gedichten Eckermanns, die der Liebe gewidmet sind, klingt noch ein elegischer Ton vor, aber diesen Empfindungen fehlt der einfache, wahre und natürliche Ausdruck, es sind Reminiscenzen aus andern Dichtern, gekünstelte, geschnörkelte Sachen, z. B.

Die schönsten Töne.

> Wer bei sommernächt'gem Laubgesäusel
> An dem Ufer eines Baches liegt,
> Wo zur Welle schwätzendem Gekräusel
> Schilfgeflüster sich melodisch fügt,
> Auch die Nachtigall mit süßem Dehnen
> Tiefe Seufzer diesem zugesellt,
> Da der Allgewalt von solchen Tönen
> Rings versinken muß die ganze Welt!
>
> Aber säßest an so schöner Stelle
> Mit der Heißgeliebten du zuerst,
> Sicher bin ich, daß du Laub und Welle,
> Töne und Gesäusel überhörst.
> Ach, das erste Flüstern junger Liebe,
> Mit der Küsse Säuseln untermengt,
> Wo die Welt, die solchen Tönen bliebe!
> Töne wo, von solchen unverdrängt!

Viele Gedichte sind einfacher, aber dann werden sie meist trivial, z. B. die Jägerlieder:

> Den freien Jäger lob' ich mir
> Vor allen andern Orden,
> Und jubilire für und für,
> Daß einer ich geworden ꝛc.

oder ein Hochzeitslied:

> Als einst die Welt nun war herfür,
> Auch Adam frisch und froh,
> Sprach Gott: nun wie gefällt es dir?
> Herr Adam sprach: so, so! —
> Da denkt der Herr! Du armer Thor,
> Ich weiß schon, was dir fehlt!
> Ein lieblich Evchen geht hervor,
> Und Adam ist vermählt.

Da möchte man an Bürger und Blumauer denken. Von diesen älteren sentimentalen und trivialen Liedern unterscheiden sich die spätern auffallend durch die Aengstlichkeit, mit der sie die Manier Goethe's copiren, und zwar die ältliche Manier Goethe's, jene eigenthümliche Grandezza im Negligée, die seinem Alter, seiner Stellung, seiner Persönlichkeit ganz angemessen und in ihrer Art durchaus natürlich war, die aber eben deßhalb bei seinen jüngern Nachahmern sehr unnatürlich erscheint. Das vornehme Herablächeln auf die Welt steht wohl dem Manne des alten Ruhmes an, aber nicht dem jungen Anfänger. Die Miene der Herablassung, der patriarchalischen Toleranz gegen die ewig wiederkehrenden Thorheiten der Welt steht einem Greise ganz gut an, aber nicht jedem jüngern Manne, der ihn darin nachahmen möchte. Der Ton, den Goethe in seinen zahmen Xenien einhält, ist deßhalb, so bequem er jedem scheint, doch nicht jedem Munde angemessen. Diese Xenien aber ahmt Eckermann mit einer Affectation nach, die bis zur Karrikatur geht, z. B.

Was Gott der Herr vom Menschen will
Das liegt nicht tief vergraben:
Forsche nach deinen Gaben.

•

Henne, das Land gehütet!
Enten, zu Wasser!
Was Ihm nicht Seine Neigung gebietet,
Das lass' Er! —

•

Mit ihm zu streiten —
Ich werde mich hüten!
Könnt' ich ihn anders zubereiten,
Da käm' es wohl zum Frieden.

•

„Es ist nichts in der Haut
Was nicht im Knochen ist."
Du schwatzest eben darum so,
Weil du so bist.

Dahin gehört auch die zwitterhafte Lebensweisheit, die mit der Miene der Ironie doch das, was sie zu tadeln scheint, heimlich lobt:

Soll dir dein Reden überall gerathen,
So sprich mit Kriegern von Gefahr und Thaten,
Mit einem Hirten von der besten Weide,
Mit schönen Frauen was am besten kleide,
Von Kniff' und Ränken pfiffig mit dem Diebe,
Mit jungen Mädchen hold von Treu und Liebe.
Sprich mit dem Kaufmann wie man Schätze mehre,
Mit wind'gem Fähndrich wie man sie verzehre,
Mit der Actrice von der neuen Rolle,
Mit einem Wucherer, daß man zahlen wolle,
Mit einem Sänger, daß sein Lied gefallen,
Und so, was alle wollen, sprich mit allen.

Das beste unter allen diesen meist kleinen Dichtungen, die ganz in Goethischer Manier gedacht und ausgeführt sind, dürfte folgendes ohne Zweifel geistreiche Portrait seyn:

Ein Mädchen, und ohne Jalousie;
Schön, und ganz ohne Coquetterie;
Scharf denkend, ohne viel zu wissen,
Gut redend, gänzlich unbeflissen;
Auf deinem Sinne stark und stät;
Als Freundin wahr und ungeheuchelt;
Das ist, Auguste, dein Portrait.
Nicht ganz getroffen, und auch nicht geschmeichelt.

Eine große Menge Gedichte sind Gelegenheitsgedichte, Huldigungen aller Art, Lob von Schauspielerinnen neben einer Cantate zur kirchlichen Feier der 50jährigen Regierung des Großherzogs Carl August von Weimar, vor allem aber Gedichte an und über Goethe, die vielleicht noch besser ausgefallen wären, wenn sich darin bloß anspruchslose Dankbarkeit ausspräche und eine persönliche Verpflichtung sich nicht die Miene unabhängigster Weltkritik hätte geben wollen.

27) Maiknospen von Constantin Tischendorf. Leipzig, Kollmann, 1838.

Mir träumte, ich wär ein Träumer
Und träumte bei Nacht und Tag ꝛc.

Mit diesen etwas gesuchten Worten fängt der Dichter an. Die Sammlung enthält übrigens nur Gewöhnliches, z. B.

Wies Bächlein so glänzt und so fröhlich rauscht,
Wie mein Liebchen singt und der Liebste lauscht ꝛc.

oder:

Es ist mir die Welt so freudenleer,
So lang ich vom Liebchen geschieden ꝛc.

oder:

So muß ich denn scheiden,
Weit über den See,
Undś thut, ach, das Herz mir
So weh, so weh ꝛc. ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 92.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 10. September 1838.

Lyrische Dichtkunst.

28) Gedichte von K. J. Schuler. Mannheim, Löffler, 1837. 8. S. 282.

Herr Schuler ist derselbe Dichter, der Kleists Frühling mit so viel Talent fortgesezt hat, daß dieser Versuch in einem jezt wenig mehr beliebten Genre dennoch Aufsehn erregt und eine wiederholte Auflage nöthig gemacht hat. Zur Landschaftsmalerei und zum ländlichen Genrebild ist dieser Dichter eigentlich geboren. Hierin bewährt er eine seltne Feinheit und Treue der Hand und drückt aufs lieblichste jene Klarheit und Bescheidenheit der Seele aus, die der ländlichen Poesie niemals fehlen sollte, die einst Hölty so liebenswürdig auszeichnete und die wir in der Schäferpoesie des siebzehnten Jahrhunderts und nicht weniger in den preziösen Elegien Matthissons so sehr vermissen.

Von dieser Dichtungsart, worin er sich frei und mit Meisterschaft bewegt, hat sich Herr Schuler zur Lyrik gewendet und im vorliegenden Bändchen kleine Lieder mitgetheilt, die denselben Natursinn, dieselbe jungfräulich reine und liebliche Empfindung, doch aber nicht dieselbe Freiheit der Behandlung verrathen. Den Anfang machen kleine Naturbilder aus dem Frühling, Sommer, Herbst und Winter; es fehlt darin nicht an zarten Zügen; diese Lieder sind als eine Nachlese zu seinen größern, die Jahreszeiten vortrefflich schildernden Idyllen zu betrachten und wir finden sehr schöne darunter, z. B.

Der Sturm.

Im Thal war tief schon herbstlich stürmisch Gebraus;
Doch klettert' ich auf das Gebirg zu den Stürmen hinaus.

Du warst harmonisch, o Sturm, in der großen Natur,
Da über die Höh'n dein Gespann, das gewaltige, fuhr!

Nicht hielt dich ein Fels, noch ein Haus besänftigend auf,
Frei über dem Kleinlichen nahmst du den herrlichen Lauf.

Du klagtest vor Schmerzen da oben, o Göttlicher, nicht;
Es war dein Klagen ein jauchzend erhaben Gedicht. —

So klagt der erhabene Mensch nicht über die Welt,
Weil stürmisch den Flug er über dem Menschlichen hält. —

Nur rauschten die Bäume; Verderben durchwühlte die Erd',
Doch fühltest du, Sturm, nicht der Erde tiefe Beschwerd';

Als jauchz'test du über des Thals und des Menschlichen Loos
Und schütteltest lenzende Lust du aus wolkigem Schoos.

Ich glaube dir, Sturm, ich erzitt're nicht über dem Thal,
Und würden die Hoffnungen all, wie die Bäume, so kahl.

Froh, wie dein Gejauchz', ist die Lieb', im Tode noch frei;
Ach, bringe die Lieb' aus Gewölk' auf die Höhen herbei!

Ist drunten in einem der Thäler ein liebendes Herz?
Ich möcht' es umarmen, zu stillen den liebenden Schmerz.

Wie lieb' ich dich, Gottes geliebtes unendliches Rund!
Ich küsse den Schöpfer auf einer Geliebten Mund.

Fast zu weich erscheint der lyrische Schmerz in einigen Gedichten, worin das Abbrechen einer Blume als eine schmerzvolle Verwundung und Tödtung betrachtet wird, z. B. S. 28. Sympathie und Mitleid, diese ewig schönen lyrischen Motive, müssen doch wohl eine Grenze haben und verfehlen gerade dann ihre Wirkung, wenn ihre Reizbarkeit übertrieben wird und im Gegenstande sich verfehlt. So hätte auch der Ausdruck der innigen Freude und des Wohlwollens, das sich liebend der ganzen Natur öffnet, S. 21, der Erwähnung der Fliegen besser entbehrt. Diese kleinen Züge verrathen eine Ueberfülle des Gefühls, das um so wahrer ist, je unkritischer es sich mittheilt, und der Dichter ist in dieser

Beziehung der jungen Weinrebe zu vergleichen, die überquillend nicht weiß, ob ihr köstlicher Thau einmal in Staub rinnt. — An die Naturbilder schließen sich Liebeslieder an, so zart und so genügsam, wie es der echtdeutschen Minnepoesie eigen ist und in Jahrhunderten sich immer wiederholte. Ferner: Gedichte auf den Tod der Schwester, des Vaters, des Bruders, voll des innigsten Gefühls. Endlich einige Romanzen, Gedichte an Freunde und Vermischtes. Sehr gut ist eine Legende:

Die beiden Glocken.

In einem Dorf in Deutschland stand auf des Berges Rücken
Ein Thurm den Calvinisten zugleich und Katholiken,
Im Thurme klangen Glocken, den Protestanten eine,
Die and're Katholiken harmonisch im Vereine.
Doch als der Christen Liebe in Haß sich umgewandt,
Beschloß im Rath der Kirche ein finst'rer Protestant:
„Die Harmonie der Glocken, des Friedens letzter Rest,
Werd' auch in Dissonanzen sofort nun aufgelöst!"
Der Protestanten Glocke ward sohin umgestimmt,
Daß, wenn sie beide klängen, das Läuten sey verstimmt.
Man zog die umgegoß'ne empor und läutete,
Daß man den Katholiken ein Spiel bereitete.

Und horch! es tönen beide am ein'gen Kaisersfeste;
Doch klingen sie zusammen so rein zur Sternenveste,
Als sängen aus den Himmeln der Engel reine Zungen
Und hätten nie die Glocken so rein und hell geklungen. —
Deß wurden Katholiken, des Schadens froh, gewahr
Und wähnten, daß der Gießer die Schuld der Stimmung war.
Sie sprachen oft von Liebe, doch ihre That war Haß;
Denn was nicht selig würde, sey werth der Liebe das?
Der Katholiken Glocke ward darum umgestimmt,
Daß, wenn sie beide klängen, das Läuten sey verstimmt.
Man zog die umgegoß'ne empor und läutete,
Daß man den Protestanten ein Spiel bereitete.

Und horch! es tönen beide am ein'gen Kaisersfeste;
Doch klingen sie zusammen so rein zur Sternenveste,
Als hätten nie die Glocken so rein und hell geklungen;
Denn aus dem Thurme, sah man, daß Engel sich geschwungen.

Recht artig ist das kleine Gedicht als Replik auf eine übelwollende Rezension:

Der Mücke Tod.

Die Natur ist uns so nah',
Wenn wir nur aus Mauern gehen;
O wie glänzt und grünt es da,
Wo wir ihre Spuren sehen!

Mancher aber bleibt daheim,
Schauet kaum die grauen Dächer,
Brütet Regeln aus geheim,
Legt sie in gelehrte Fächer.

Was er wohl vom Himmel hält,
Der durch farbige Wolken blauet?
Doch in diese höh'i're Welt
Hat er auch noch nie geschauet.

Flieget durch sein Fenster drum
Eine klare goldne Mücke,
Flattert um sein Aug' herum,
Daß ihr Glänzen ihn entzücke.

Goldne Sonn' und klare Luft
Haben sie so fein gewoben;
Muß er doch den zarten Duft
Der durchsicht'gen Flüglein loben.

Jetzt läßt sie auf seine Hand
Nieder sich, die stockt im Schreiben,
Will, bis sie sein Auge fand,
Auf der Hand ihm sitzen bleiben.

Doch sie hat ihn irr' gemacht;
Siehst du zornig ihn sich färben?
Hand auf Hand! o gute Nacht,
Mücke, mußt zerschlagen sterben!

29) Gedichte von Karl Schellhorn. Zweite vermehrte Auflage, nebst einem Lebensabrisse des Dichters. Herausgegeben von Hildebert Schellhorn. Halle, Kümmel, 1837.

Der Sohn gibt des Vaters Gedichte heraus. Es ist mancher zarte Klang darin, doch eine seltsame Mischung. Wir finden vier oder fünf fromme Marienlieder, die uns in die katholische Kirche versetzen, auch ein Lied auf den h. Michael:

Auf! rüstet euch, Christen, zum gläubigen Streit,
Den köstlichen Sieg zu erfechten,
Der Unglaub' nahet im prangenden Kleid,
Den Becher der Lust in der Rechten;
Und seine Jünger mit täuschenden Zungen
Sind ein in die heiligen Kreise gedrungen.

Hat Michael doch einst die höllische Schaar
Mit feurigem Schwerte bezwungen,
Gesteuert der drohenden Schreckensgefahr:
Das herrliche Werk ist gelungen;
Drum rüstet euch gegen die sündige Rotte,
Die ehren die Hölle mit Trug und mit Spotte.

Andere Lieder dagegen sind gar weltlich und heidnisch, z. B. die Umkehrung der bekannten Mythe von Jupiter und Leda.

Der Knabe und der Schwan.

Hin über die Tiefen der wogenden Fluth
Schwamm ruhig der Knabe mit freudigem Muth;
Auf glänzendem Nacken, auf lieblicher Brust
Verweilten die Strahlen des Mondes mit Lust.

„Dort glänzt ja ein Schleier im Schilfe so schön;
„Ein Mägdlein im Bade, wohl möcht' ich sie seh'n,
„Ei! hast mich getäuschet, du silberner Schwan:
„Komm, zieh'n wir zusammen dem Flusse hinan.“

Und wie sie durchzogen die Wellen so warm,
Da pickte den Knaben der Schwan in den Arm:
Statt Schmerzen durchbebte ihn Wonnefühl,
Er zupfte ihn scherzend dann wieder am Kiel.

Der Vogel umzog ihn im wogenden Kreis,
Schlug sanft mit den Flügeln die Schultern so weiß;
Mit bräunlichen Locken sein Schnabel dann spielt,
Nie hatte der Knabe was süßers gefühlt.

„O! wärst du statt Vogel so glänzend, so weiß,
„Ein Mädchen auf Wellen so liebend, so heiß,
„Umschläng' mich dein Flügel als zärtlicher Arm,
„Wohl schwänden an Küssen mir Sehnsucht und Harm.“

Und kaum hatt' das Wort ihm die Lippe berührt,
Sie zärtliche, glühende Küsse auch spürt,
Und wie er verwundernd erstaunet und schweigt,
Das lieblichste Mädchen die Hand ihm hinreicht.

„Komm, folg' mir zum Brautbett, so silbern, so rein,
„Geschmücket mit flüssigem Edelgestein,
„Wo sternenbethauet der Himmel dir winkt,
„Dort kosend die Welle in Schlummer dich singt.“

Und als sie den Nacken ihm liebend umschlang,
So zärtliche Töne ins Ohr ihm sang:
Da sah er sie an und den bläulichen Grund,
Und küßte ihr, sinkend, den rosigen Mund.

Zwischen diesen zwei Extremen liegen noch eine Menge lyrischer Weisen in der Mitte, in denen der Dichter sich versucht hat, indem er Liebe, Natur, Erinnerungen, Stimmungen rc. besang. Am besten haben uns die kleinen Elegien am Schluß gefallen, in denen die meiste Ruhe und Klarheit vorwaltet, obgleich auch sie sehr heterogene Gegenstände besprechen, z. B.

Deutschlands Adler, so kräftig befiedert, entschwang sich dem Boden,
Trug das Zepter der Macht über die Meere dahin,
Und die Erde, geschmückt mit dem heiligen Kreuze des Herren,
Trug den göttlichen Aar in der gewaltigen Faust.
Aber die Großen und Weisen entrissen den Flügeln die Federn,
Und ein jeglicher flog kühn auf den seinen daher.
Hohe Bewunderung zollten die Völker den herrlichen Geistern;
Aber des Adlers Kraft blieb an den Boden gebannt.
Während die Weisen die Welt auf seinem Gefieder umflogen,
Trauert in Höhlen der Aar, einsam, des Fittigs beraubt.

Und dann wieder liebliche Genrebildchen;

Warum trägst Du, o Lina, das schwarze Kreuzchen am Halse? —
„Zierde, mit Andacht vereint, gönnten ihm willig den Platz.“
Sorgsam hast Du ein bleibendes Kreuz Dir am Busen gezeichnet,
Daß nicht Amor, der Schalk, heimlich sich schleiche hinein.

Der Verfasser hat auch ein Trauerspiel „Günther von Schwarzburg“ geschrieben, aus dem hier Chöre mitgetheilt werden, und das Fragment eines unvollendeten Trauerspiels „der heilige Bonifacius.“

30) Gedichte von Carl Oscar Emmerling. Schleusingen, Glaser, 1837.

An die Hoffnung, Ringen nach Wahrheit, endliche Versöhnung im unendlichen Streben, Wehmuth, Trost, Vertrauen, an die Sterne. Alles kündigt uns ein ziemlich bewegtes und nicht immer glückliches Gemüth an. Auch der Zeitgeschichte hat der Dichter seine Theilnahme gewidmet. Wir finden das Schicksal der Griechen, der Polen besungen. In einem patriotischen Gedicht macht er darauf aufmerksam, daß Luther, Schiller und Scharnhorst an einem Tage, nämlich am 10. November geboren sind.

Deutsche Geschichte.

3) Geschichte der Frei- und Reichsstadt Rottweil, verfaßt von Heinrich Ruckgaber, Professor am Gymnasium zu Rottweil. Drei Bände. Rottweil, gedruckt bei Englerth, 1835—1838. 8.

Eine sehr ausführliche und gründliche Geschichte der kleinen, aber merkwürdigen Reichsstadt Rottweil in

Schwaben. Es wäre zu wünschen, daß wir von allen deutschen Städten so genaue Geschichten besäßen. Namentlich ist die städtische Verfassung und Verwaltung in ihrer Fortbildung durch die Jahrhunderte hindurch mit einem Fleiß verfolgt, der gewiß ein seltner ist. Rottweil war ursprünglich eine königliche Pfalz und emancipirte sich allmählig zur Reichsstadt, wie Ulm und viele andere Städte der gleichen Kategorie. Sie behauptete stets, auch mit geringer Macht, ihre Unabhängigkeit im Kampf mit Adel und Fürsten; sie trat (ausnahmsweise unter allen schwäbischen Städten) zur Schweizer Eidgenossenschaft und blieb lange deren zugewandter Ort, wie Mühlhausen im Sundgau. Sie wahrte endlich auch innerhalb ihrer Mauern die bürgerliche Freiheit. Ihre Kämpfe mit dem benachbarten Adel im 14ten und 15ten Jahrhundert, ihre Verbindung mit Herzog Ulrich von Würtemberg zur Zeit der Reformation, ihre Belagerung im 30jährigen Kriege, die dem Feldmarschall Guebriant das Leben kostete, sind die Hauptereignisse, in welchen sie mit der Weltgeschichte in Berührung kam. Aber die genaue Nachweisung aller ihrer bürgerlichen Einrichtungen würde allein schon das Interesse des Geschichtsfreundes auf sich ziehen müssen. Zuletzt gibt der Verfasser Nachrichten über die bedeutendsten Männer Rottweils, die sich in irgend einem Fach ausgezeichnet haben, und über die römischen Alterthümer in der Nähe. Herr von Alberti fügt eine Abhandlung über die mineralogischen Verhältnisse der Umgegend hinzu. Dagegen ist zu bedauern, daß es der Verfasser verschmäht hat, auch Sittenzüge, Unglücks- und Criminalfälle, Beispiele von Aberglauben, Volkssagen, merkwürdige Naturereignisse, Anekdoten ꝛc. mitzutheilen, die oft am besten geeignet sind, uns in den Geist der Vorzeit zu versetzen.

4) Chronik der Stadt Naumburg und ihres Stiftskreises. Nach den besten Quellen bearbeitet von Wilh. Bernhardi. Zeitz, Schieferdecker, 1838.

Herr Bernhardi hat zunächst den Zusammenhang Naumburgs mit der Weltgeschichte in einer kurzen Chronik des Bisthums nachgewiesen. Dieses Bisthum Naumburg zeichnete sich übrigens das ganze Mittelalter hindurch durch nicht viel besondere Schicksale oder Männer aus. Erst zur Zeit der Reformation ward es historisch wichtig wegen des Streites, den die Rechtsansprüche des sächsischen Kurhauses veranlaßten. — Dann folgt die ausführlichere Stadtchronik. Die frühern Schicksale der Stadt bieten nicht viel Merkwürdiges dar. Wenn der Verfasser S. 167 der „Hussiten vor Naumburg“ als einer Erdichtung gedenkt, so hätte er hinzufügen sollen, daß die Sage gar nicht Naumburg an der Saale, sondern ein ganz anderes Naumburg an der Queis meint. Mit dem dreißigjährigen Kriege nimmt die Geschichte Naumburgs an Interesse zu. Auch diese Stadt nämlich sah die Durchmärsche, die Schlachten in der Nähe, Greuel der Verwüstung aller Art, welche man vielleicht zu frühe vergessen und deren schaudererregendes Bild uns Schiller in seiner Darstellung des Krieges (zu sehr beschönigender Dichter, zu wenig treuer Historiker) mehr verhüllt als gezeigt hat. Wohl mag man sich, wenn man in des Friedens Sicherheit eingewiegt ist, an einen Krieg erinnern, der alles Schlimme des fanatischen Meinungskriegs und des Kriegs der Interessen vereinigte. Treu wird uns hier berichtet, zu welchem Scheusal der Mensch in solcher Zeit entartete. Thaten der Soldateska werden erzählt, die selbst das grause Mahl des Thyestes an Scheußlichkeit übertreffen, z. B. Seite 179. Die Soldaten der Hatzfeldschen (kaiserlichen) Armee zwangen zu Naumburg einen Vater zum Incest mit seiner 11jährigen Tochter, tödteten diese vollends durch schamlose Greuel, nagelten zugleich seinen Sohn an ein Thor, schossen mit Pistolen nach ihm, als nach einer Scheibe, und hingen zuletzt den unglücklichen Vater selbst auf die martervollste Art auf, die sich nicht einmal wiedersagen läßt. Und solche Dinge wurden damals auf deutschem Boden in Menge verübt, alle Chroniken wimmeln davon. Daß Eltern die Kinder und Kinder die Eltern schlachteten und einsalzten, kommt in den Hungerjahren 1636 und 1637 öfter vor ꝛc. — Auch in der neuen Kriegsgeschichte erlebte Naumburg wieder merkwürdige Schicksale, namentlich vor und nach den Schlachten bei Jena 1806, Dresden und Leipzig 1813.

Zuletzt kommt die kleine Chronik der Sitten, Unglücksfälle, Criminalgeschichten ꝛc. Darunter sind viele interessant, und besonders empfehlen wir den Liebhabern einige Geistergeschichten S. 331 ff. Wir wiederholen, daß die Mittheilung solcher Notizen, welche die alten Chroniken mit so vieler Gewissenhaftigkeit berichten, keineswegs überflüssig, sondern mit Dank anzuerkennen ist. Es ist ein durchaus falsches Princip der modernen Geschichtschreibung, solche lebendig malende Züge, die uns die Vergangenheit und die ganze Eigenthümlichkeit ihrer Sitten und Denkweise oft plötzlich nahe rücken, zu verbannen. Man sollte sich an den Vater der Geschichte, an Herodot erinnern, der noch immer nicht übertroffen worden ist, und der solche kleine Züge nirgends verschmäht hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 93.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 14. September 1838.

Deutsche Geschichte.

5) Die gelehrte Donaugesellschaft in Wien unter Kaiser Maximilian I. Wien, von Gheleus Erben, 1837. 8. S. 72.

In diesem kleinen, aber für die Geschichte Oesterreichs bedeutsamen Schrift ist von der gelehrten Donaugesellschaft die Rede, die sich unter Kaiser Maximilian I. bildete, und die noch die Anfänge der Reformation erlebte, in der sie eine wichtige Rolle hätte spielen können, wenn sie vom Staat und Cabinet aus unterstützt worden wäre. An ihr wenigstens lag es nicht, daß die so wünschenswerthe Vermittelung, durch welche eine Reformation der gesammten Kirche, aber keine Trennung derselben in zwei Kirchen bewirkt werden sollte, nicht zu Stande kam. Sehr gut heißt es in der kleinen Schrift: „Das Verderben, welches in das innerste Mark Deutschlands gedrungen war, hatte bereits gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts viele Männer hervorgerufen, die mit Entschiedenheit dagegen auftraten, und in Schriften sowohl, als auf der Kanzel Abstellung der Mißbräuche, Verbesserung in Haupt und Gliedern forderten. So konnte es denn auch nicht fehlen, daß sich bald jene drei Richtungen herausbildeten, die großen politischen oder kirchlichen Erschütterungen immer vorangehen, und wohl, mehr oder minder, zu allen Zeiten bestehen, in denen der Geist der Bewegung lebendig ist. Gab es Vertheidiger des Herkömmlichen, des Bestehenden; so predigten Andere Ausrottung desselben bis in die Wurzeln, d. h. absolute Neuerung; zwischen beiden standen die Männer der Vermittlung. Diese letzten aber sahen und suchten die Rettung im — Volks-Unterrichte, in einem allgemeinen wissenschaftlichen Aufstreben, und dafür kämpften sie rastlos thätig, wohl erkennend, daß die Tendenz des Stillstandes nicht minder, wie die des Umsturzes gefährlich. An ihrer Spitze stand Conrad Celtis, voll lebendigen Geistes, in der Schule der Alten gebildet, und die Gefahren des Tages durchschauend wie wenige seiner Zeitgenossen. Die vielen Reisen, welche er wiederholt durch Deutschland, Ungarn, Polen unternommen, hatten seinen praktischen Blick geschärft, und ihn zur Ueberzeugung geführt, daß eine Reform, die allen Bedürfnissen entsprechen sollte, nur aus Gelehrten-Vereinen hervorgehen könne. Dem zu Folge suchte er überall, wohin er kam, die vereinzelten Strahlen in einen Brennpunkt zu sammeln, und seine Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg. In kurzer Zeit erhoben sich an mehreren Orten Deutschlands gelehrte Gesellschaften, unter deren Mitgliedern stets die durch Rang und literarische Bildung ausgezeichnetsten Bewohner erscheinen. So war Johannes Dalburg Curator der rheinischen, welche auch vorzugsweise die celtische hieß, und jene an der Donau, unstreitig die fruchtbarste, weil besser gepflegt und länger dauernd, nahm nach dem Tode des Bischofs Vitez Kaiser Maximilian I. selbst in unmittelbaren Schutz. Mit wahrem Feuereifer verfolgte Celtis seinen Zweck, der, wie gesagt, in Läuterung des Vergangenen, Feststellung des Künftigen durch wissenschaftliche Forschung und Fortbildung bestand. Dazu forderte er, sich nicht selten als Beispiel hinstellend, alle seine gelehrten Freunde auf, und immer und immer wieder kehrte er darauf zurück: „Benützt die unerforschlichen Schätze der Alten; erforscht die Gesetze der Natur; reinigt die Philosophie und Theologie von dem Unrathe der Scholastik; steigt in den Schacht der Geschichte; prüfet das Leben großer Männer; studirt die Sitten der Völker — so, so entzündet sich euch die wahre Leuchte des Lebens, die ihr schwingen sollt zum Wohle Anderer.“ Mit diesen Worten enden sehr Viele seiner Oden und Elegien, die im Eingange gewöhnlich noch eine gute alte Zeit mit der verderbten Gegenwart in Vergleich stellen; nie aber sucht er den Boden der Rettung, der Genesung von den herrschenden Uebeln auf

anderm Wege. Seine Anhänger und Schüler wirkten in demselben, durch sie noch näher abgegrenzten Geiste, und dieser sprach sich niegends so klar aus, als in Wien, wo auch Luthers Benehmen so lange Anklang gefunden, als er innerhalb jenem Wirkungskreise blieb, der Verbesserung, aber keinen Umsturz bezweckte. Cuspinian, der Freund des unermüdeten Celtis, das würdigste Mitglied der gelehrten Donaugesellschaft, und lange fort der Repräsentant derselben, entzog seine Theilnahme der Sache Luthers mit dem Augenblicke, als sie zu weit gegangen war, und wies die freundschaftlichsten Briefe desselben zurück. Hier dringt sich die Frage: Was hätte das schöne Institut, wenn es mit Maximilians Tode nicht zerfallen, bei dem Eindringen des Protestantismus in Oestreich gewirkt? wohl von selbst auf, und ihre Beantwortung kann keinem Zweifel unterliegen. Unläugbar ist die Thatsache, daß die noch übrigen Mitglieder desselben und zuglrich Alle, welche mit diesen in näherem Umgang standen, der Trennung stets entgegen waren, und durch sie die Idee der Vermittlung — freilich jezt in einem anderen Sinne — selbst auf Ferdinand I. überging."

Kaiser Maximilian, der sehr viel für den Flor der Universität Wien that, begünstigte die Bestrebungen des Conrad Celtis in jeder Weise, lud die gelehrte Donaugesellschaft von Ofen, wohin sie sich zurückgezogen hatte, nach Wien ein, gab ihr Einfluß auf die Universität und den öffentlichen Unterricht, lud ihre Mitglieder zur Tafel und erwies ihnen alle Ehre. Diese Mitglieder waren außer dem Präsidenten Celtis, an dessen Stelle später der berühmte Cuspinian (Spießhammer) trat, noch folgende: der Rechtslehrer Fusemannus (Fuchsmagen), Jurist und Dichter Graccus (Krachenberger), Theolog und Astronom Olomucensis (Käsenbrot), Arzt Milius, Mathematiker Stiborius (Stöberl), Dichter und Historiker Sturlinius (Steurle), Rechtslehrer Baldi, Arzt Scipio (Stelber), zwei Edle von Weitmühl und von Schlechta, Arzt Ulsenius, zwei gelehrte Italiener Peter und Franz Bonomo ꝛc. Was die Leistungen dieser Männer betrifft, so herrschte bei ihnen allen die klassische Bildung vor, sie waren sämmtlich Humanisten, und auf Universitäten und Schulen die Lektüre und das Verständniß der Alten zu verbreiten war ihr Hauptzweck, wie es im Geist der damaligen Zeit lag. Daran schloß sich das Bestreben, die vaterländische Geschichte aufzuklären, geographische Kenntnisse auszubreiten, und durch gründliches Wissen die bodenlose Scholastik zu verdrängen. In demselben eismontanen Sinne scheint auch die Jurisprudenz getrieben worden zu seyn. Nur für Naturwissenschaften wurde damals noch nichts geleistet. Es mangelte an Vorbereitung und vielleicht am Sinn dafür bei den Häuptern der Gesellschaft.

Die gelehrte Donaugesellschaft verlor im greisen Maximilian ihren Beschützer. In den nachherigen Wirren vermochte sie ihre Stellung nicht mehr zu behaupten. Das Lutherthum bildete sich scharfkantig aus, auf der andern Seite das System der Jesuiten. In der Friedenspolitik Ferdinands I. und Maximilians II. verlieren sich die lezten Spuren einer Einwirkung der alten, den Reformatoren befreundeten Humanisten in Oesterreich. Dann bemächtigten sich die Jesuiten aller Anstalten des Unterrichts und machten aus der Gelehrsamkeit ihr Monopol.

Leibnitz, der hochgestellte, vornehme Gelehrte, dem hohe und höchste Personen leicht zugänglich waren, versuchte, vom Prinzen Eugenius unterstüzt, im Zeitalter der Allongeperücken zum ersten Mal wieder, die Idee einer Akademie der Wissenschaften in Wien in Anregung zu bringen. Auszüge aus seiner Correspondenz sind im vorliegenden Schriftchen abgedruckt. Es gelang ihm nicht, im damaligen von Jesuiten beherrschten Wien eine solche Neuerung durchzusetzen. Nun wurden aber die Jesuiten im Verlauf der Zeit in demselben Maaß allen Höfen verdächtig, als sie längst bei den Völkern unpopulär gewesen. Das Jahr 1773 sah die feierliche Aufhebung des Ordens. Begreiflicherweise kam man nun auch in Wien auf die Idee der alten gelehrten Donaugesellschaft zurück und Maria Theresia schien derselben auch nicht abgeneigt. Allein — wird man es glauben? — Der berüchtigte Nachdrucker, Edler von Trattner, war mächtig genug, die Realisirung einer so fruchtbaren Idee zu verhindern. Maria Theresia hatte die Absicht, der zu errichtenden Akademie zunächst die Herausgabe der Kalender als Monopol zu gestatten; da drängte sich Trattner, der bisher dieses Monopol an sich gebracht hatte, zur Kaiserin, winselte ihr vor, er und seine ganze Familie würden an den Bettelstab kommen, und — Oesterreich bekam einstweilen keine Akademie der Wissenschaften. Joseph II. würde wohl eine gegründet haben, wenn er nicht zu sehr von Gegenständen der äußern und innern Politik eingenommen gewesen wäre, die ihm wichtiger schienen.

Endlich ist wieder in jüngster Zeit die allerdings sehr nahe liegende Frage aufgeworfen worden: warum denn Wien, die erste Stadt in Deutschland, die Hauptstadt eines der größten Reiche, noch immer keine Akademie der Wissenschaften habe? Ein Aufsatz in der Allgemeinen Zeitung (in den lezten Tagen des verflossenen August) hat sich darüber ausführlicher verbreitet. In der That: warum haben Berlin und München Akademien und Wien nicht? warum gibt es im Kaiserthum Oesterreich drei

Provinzial-Akademien und keine Central-Akademie des gesammten Kaiserstaats, keine der Provinz Oesterreich, in der die Hauptstadt und somit die meiste Bildung zu finden ist? Jener bekannte Mann fand zwar einen sehr ehrenvollen Trost, als er sagte: es ist mir lieber, die Leute wundern sich, warum ich noch keinen Orden habe, als wenn sie sich wunderten, daß ich einen habe! allein noch besser wäre die Erfüllung des Sprüchworts: Ehre, wem Ehre gebührt! Wien hat sich in den lezten Jahrzehnten durch seine gelehrten Leistungen, namentlich in historischen und Naturwissenschaften dermaßen ausgezeichnet, und besizt so berühmte Männer, daß in Bezug auf das würdige Personal einer Akademie nichts zu wünschen übrig bleibt.

Wenn es einer weisen Politik angemessen ist, in einem aus mehreren Nationen zusammengesezten Heere keine Garden zu dulden, so scheint doch eine Anwendung desselben Grundsatzes auf die Gelehrten nicht nothwendig folgen zu müssen, ja es contrastirt vielleicht nichts so auffallend als der Undank der Prätorianer mit der Dankbarkeit der Gelehrten, wie die Geschichte Augusts, Karls des Großen, Harun Alraschids und noch Ludwigs XIV. beweist.

6) Zur Geschichte der Sammlungen für Wissenschaft und Kunst in Deutschland. Von Dr. Gustav Klemm, k. sächs. Bibliothekar 2c. Zerbst, Kummer, 1837.

Ein mit großem Dank anzuerkennendes Werk, das sich bemüht, einmal alles, was wir noch von alten Schätzen der Literatur und Kunst in Bibliotheken und andern Sammlungen besitzen, zur Uebersicht zu bringen. Die Aufgabe war nicht leicht, da in Deutschland so vieles zerstreut ist, da man nicht alles selbst sehen kann, und da die vorhandenen Vorarbeiten entweder noch nicht vollständig genug sind, oder noch Manches enthalten, was im Sturm der Zeiten schon verloren gegangen ist.

Der Verfasser handelt zuerst von den Bibliotheken und zwar von den ältesten Karls des Großen, der Klosterschulen, Domstifter, Universitäten und Fürsten. Er weist nach, aus was für Werken vorzugsweise die ältesten Bibliotheken bestanden, und welche spärlichen, aber kostbaren Reste uns davon in Handschriften noch übrig sind. Dahin gehören namentlich einige mit der größten Pracht ausgestattete Evangelienbücher. Speciellere Nachrichten gibt der Verfasser von den alten Bibliotheken zu Köln, Corbey, Fulda, St. Gallen. Von zahlreichen andern weiß er nur noch, in welchen Werken man genauere Nachrichten über sie finden kann, in alphabetischer Reihe. Dann schreitet er zu den spätern Zeiten fort und beleuchtet die Universitäts-Bibliotheken, unter denen die Heidelberger sich schon frühe auszeichnete, ferner die ersten Stadt- und Hofbibliotheken, unter denen die Wiener zuerst einen bedeutenden Rang einnahm. Ferner betrachtet der Verfasser die neuern Bibliotheken, die hauptsächlich durch gelehrte Fürsten oder durch Concentration vieler andern Bibliotheken gegründet und vermehrt wurden, so die berühmten Bibliotheken von Wolfenbüttel und Göttingen, später die Centralbibliotheken der großen Hauptstädte, in welche der gelehrte Raub aus den aufgehobenen Klöstern 2c. kam. Endlich wird auch noch ein alphabetisches Verzeichniß großer Privatbibliotheken berühmter Gelehrten und Männer mitgetheilt.

Die zweite Hälfte des Werks handelt von den wissenschaftlichen und Kunstsammlungen anderer Art, zuerst von den Schatzkammern der alten Klöster, von den kostbaren und kunstreichen Kirchengeräthen, Reliquienkästen, Monstranzen 2c., dann von den fürstlichen Kunst- und Raritätenkammern, unter denen sich besonders die von Ambras und Dresden auszeichnen, von den städtischen Sammlungen, besonders in Nürnberg und Augsburg, und von Privatsammlungen; endlich von modernen Museen, Gallerien, Naturalienkabinetten, Münzsammlungen 2c.

Lyrische Dichtkunst.

31) Die Mosellieder, von Wilhelm v. Waldbrühl. Zwickau, Schumann, 1836.

32) Nordsüdliche Jurte, von demselben. Leipzig, Friese, 1837.

Zwei kleine Dichtungen. Die erste legt der Nymphe der Mosel im Nibelungenversmaaß die alten Sagen und Geschichten des Mosellandes in den Mund, gleichsam um Schillers Xenie zu widerlegen, die als Motto gebraucht ist:

Schon so lang umarm' ich (Rhein) die lotharingische Jungfrau (Mosel),
Aber noch hat kein Sohn unsre Verbindung beglückt.

Was lange währt, wird gut. Der einzige Joseph Görres von Coblenz wiegt allein schon manche literarische Superfötation an der klassischen Pleisse auf. Die vorliegenden Mosellieder würden gewonnen haben, wenn sie in einzelne Romanzen abgetheilt wären; die lang fortlaufende Erzählung zerstreut die Einbildungskraft und

sondert nicht scharf genug die einzelnen Bilder aus, zumal da hier alle Jahrhunderte hinter einander an uns vorüberrollen. Sehr lobenswerth ist am Schluß der patriotische Zorn, in den die schöne Nire der immergrünen Mosel geräth:

Ja, meiner Jugend Fluren und meiner Quelle Gau'n,
Sie sind noch abgetrennet von meinen deutschen Au'n;
Was schnöde Zwingherrnwillkühr meinem Volke abgekrallt,
Ist noch nicht zurückgefodert, ist noch in fremder Gewalt.

Und fremde Laute klingen noch dorten in mein Ohr,
Wo eh' in Bardengesängen sich meine Seele verlor;
Eine Sprache, die mir störend in meine Seele kreischt,
An meinem freien Ufer mir fremde Gesetze heischt.

Die nordsüdliche Jurte enthält Reminiscenzen aus den nordischen Reisen des Verfassers. Das Leben in den Jurten wird in humoristischen Romanzen beschrieben, wobei freilich die Grenze der Poesie überschritten wird, denn das Lob „des süßen Thran und der süßen Liebe“ und die „zweite Abbrühung des Fliegenschwamms“ gehn offenbar darüber hinaus.

33) Das Nahethal in Liedern von Gustav Pfarrius. Köln und Aachen, Kohnen, 1838. 8. S. 184.

Ein Kranz von Romanzen, lose verbunden durch den Faden einer poetischen Reisebeschreibung, doch alles in Versen. Der Dichter folgt der Nahe bis zu ihrem Einfluß in den Rhein bei Bingen und erzählt die schönen Sagen, die an ihren Ufern leben, z. B. vom Kurfürst Balduin von Trier, den die schöne Lorette von Starkenburg gefangen nahm und zur Wiederherausgabe einer ihr entrissenen Besitzung zwang; von Heinrich von Schmidtburg, wegen dessen die unglückliche Maria von Brabant von ihrem Gemahl, dem Herzog Ludwig von Bayern, unschuldig zum Tode verurtheilt wurde; vom Affen zu Dhaun, der ein junges Kind des Hauses raubte, aber tagelang nährte und hütete; von Kaiser Heinrich IV.; von den Grafen von Sponheim; von Franz von Sickingen und der Ebernburg, der „Herberge der Gerechtigkeit,“ von wo Ulrich von Hutten seine kühnen Flugschriften ausgehn ließ; von Ritter Boos von Waldeck, der durch das Austrinken eines großen Stiefels voll Wein eine Burg gewann; die öfter schon poetisch bearbeitete Sage von Karls des Großen Gemahlin Hildegard und ihrem Verfolger Taland ꝛc. Gewiß eine freundliche Erinnerung an das schöne Thal und eine nützliche Mitgabe für solche, die es erst kennen lernen wollen.

Auch in Prosa sind erschienen:

Bilder aus dem Nahethale, oder malerische Darstellungen der interessantesten Punkte dieses Thales mit den sich daran knüpfenden Volkssagen. Kreuznach, Kehr, 1838.

Durchaus in lyrischer Begeisterung geschrieben, wie nur eine kleine Probe darthun mag: „Noch stand ich sinnend am lezten Rest des Palatiums von Klopp, das des Pulvers Gewalt widerstanden, und dachte nach der veränderten Zeit, und sah den Nebel wilder wogen und sich aufthürmen, den Titanen gleich, die den Himmel stürmten. Ein scharfer Windhauch aus Norden — der Nebel zerriß; die Sonne stand siegend am Himmel. Und mit dem Nebel schwanden die Bilder der Vergangenheit und im Sonnenstrahl lag die paradiesische Gegend vor mir, die frische lebenswarme Gegenwart? — Wohin das Auge wenden? dorthin — wo aus dem freundlichen Thale die Nahe herabströmt durch der Brücke mächtige Bogen, und sich dann in den grünlichen Wellen des Rheines verliert? Oder dorthin, gen Norden, wo sich die Berge thürmen in wilden grandiösen Massen, und der alte Rhein brauset über das Felsenwehr, und der verwitternde Thurm steht, und die stolzen Reste von Ehrenfels? — Oder dorthin, wo der goldne Sonnenstrahl auf den Wellen des breiten Stromes zittert, wo sich in unaussprechlichem Reize der Rheingau hindehnt? — Unwillkührlich zog es dorthin den Blick, wo der Wonnegau, das deutsche Paradies, im Festschmucke der Frühsonne vor mir lag. O wer könnte es tadeln? — Standest du je hier und blicktest um dich, wie dort der lachende Rheingau dir erscheint, wie das Bild der freundlichen, heitern Jugend; dort die wilden Berge voll Kraft und Troz, wie das thatkräftige Jünglingsalter; dort wieder das milde, fruchtreiche Nahethal wie die Zeit des schaffenden, ruhigbesonnenen Mannes; und endlich die öde Berghöhe, wo Sanct Rochus Kapelle steht, wie das verödete Greisenalter, das wieder hinabschaut auf die seligen Tage der Jugend und den durch die Religion verklärten Blick nach oben wendet, o dann folgt mir dein Sinn und sehnsüchtig wendest du dich, wende ich mich, zur blühenden Jugend zum herrlichen Rheingau! Majestätisch breitet der Strom sich aus. Kaum scheint es, daß seine Wellen sich fortbewegen. Es hält ihn die Liebe zu diesen Ufern fest. Darum brauset er dort unten so wild in die Schlucht hinein und peitschet die Felsen mit weißem Gischt, weil ihn die Tiefe hinabzieht in die wilden Felsen und er meiden muß das Paradies, und es nicht wiedersieht!“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 94.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 17. September 1838.

Lyrische Dichtkunst.

34) Lieder des Sturms, von Alexander Graf von Württemberg. Stuttgart, Metzler, 1838.

Der Dichter hat den kühnen Gedanken, den Sturmwind redend einzuführen, wie er erzählt von seiner wilden Jagd um die Erde, von dem, was er gesehn, was ihm Freude gemacht, was ihn erzürnt und was er in Luft zertrümmert. Dieser neue und eigenthümliche Gedanke ist vom Dichter kräftig und consequent durchgeführt. Unausgesezt braust sein Lied daher, frisch, aufregend, gewaltig.

Gleich das erste Lied charakterisirt uns den Sturmwind als einen echten Sohn des Nordens, in seinem Truße großherzig und gemüthlich. Er trifft auf dem Meer ein Sklavenschiff:

Geballet zum Knäul
Von Negern die Schaar
Zerrauft mit Geheul
Das wolligte Haar.

Für Hunger und Pest
Das dumpfe Verdeck
Willkommenes Nest,
Der Hölle Versteck!

Es hat mich erbarmt
Des Negervolks Schmerz,
Er hat mir erwarmt
Mein frostiges Herz.

Ich fuhr mit Gewalt
In Raen und Mast,
Mein Schrecken hat kalt
Das Schiffsvolk erfaßt.

Ich bohrte zur Stund
Am felsigen Riff
Im Zorne zu Grund
Das ächzende Schiff.

So brach ich mit Macht
Die Ketten entzwei,
Zum Tag ward die Nacht,
Die Sklaven sind frei.

Ferner trifft er auf ein Autodafé in Spanien, bläst in die Flammen, daß sich die Todesqual des Opfers kürzt, und dann so rauh in Don Philipps Ohr, daß dieser angstvoll der unüberwindlichen Armada Schicksal ahnet. Dann befreit der Sturmwind im Eise des Nordpols ein eingefrornes Schiff und seine kühne Mannschaft. Vom hohen Norden zum Aequator stürmend jagt er sich in der Saharawüste mit einem Araberpferde, das noch schneller ist als er selbst:

Der Scheik allein entflieht
Auf seinem flücht'gen Pferde,
Ein herrlich Thier, zu gut
Für diese schlechte Erde.

Der Renner wäre wohl
Für meine Wolkenrosse
Auf seinem Himmelszug
Ein würdiger Genosse.

Durch weite Nüstern jagt
Still, gleich des Vogels Fluge,
Des Athems heißer Dampf
In lang gehaltnem Zuge.

In seinen Adern rinnt
Geschmolzner Stahl in Gluten,
Und tausend Leben ihm
Das wilde Herz durchfluten.

Der Wiederrist so scharf
Wie eines Schwertes Kanten,
Der Hufe reines Horn
So hart wie Diamanten.

Der Muskeln schönes Spiel
Wetteifert mit dem Willen,
Des Reiters wilde Hast
Durch schnellen Lauf zu stillen,

Die seidnen Mähnen ihm
Das leichte Haupt umwallen,
So fand ich nie zuvor
An einem Roß Gefallen!

In rasend schneller Flucht
Jagt ich den edeln Schimmel,
Ich jagte schneller nie
Kometen durch den Himmel.

Es glüht sein Augenstern,
Und wie bei den Kometen
Fern hin in Silberglanz
Des Schweifes Haare wehten,

Ein Tiger rauscht vorbei
Nach flüchtiger Gazelle,
Ich deckte beide zu
Mit heißer Sandeswelle.

Der Scheik auf seinem Roß
Ist mir davon geflogen,
In der Oase Grün
Ist siegend er gezogen.

Gewiß eine der schönsten Lobpreisungen des Pferdes, selten genug in einem Zeitalter der Poesie, welches nichts weniger mehr als ritterlich ist.

Die Dichtung, die auf diese Weise mit lyrischen Fragmenten beginnt, gestaltet sich plötzlich zu einem epischen Cyclus, indem der französische Capercapitain Kornik ihr Held wird. Dieser Liebling des Sturms wird vom Sturm selbst besungen, wie er allein gegen viele Engländer kämpft und unerhörte Thaten des Muthes vollbringt. Zuerst erzählt der Sturm, wie Kornik einmal mit einem Schiff drei englische Schiffe besiegt und in den Hafen von Brest eingelaufen, den sie ihm sperren wollten; gleich der Wölfin, die drei Rüden besiegt, deren Bild uns als ein vortreffliches Jagdstück ausgemalt wird:

Die Wölfin, kurz entschlossen,
In Wuth ob ihren Jungen,
Ist rasch dem nächsten Feinde
In das Genick gesprungen.

Zum Kamm von Borsten sträubt sich
Der schwarzbehaarte Rücken,
Und tausend bunte Blitze
Ihr aus den Augen zucken.

Bald war dem kecken Würger
Das Leben ausgerissen,
Dann stürzt sie auf den Andern
Mit glühend heißen Bissen.

Und nun begann ein Raufen,
Ein Aneinanderbäumen,
Bald sah aus blut'gen Lefzen
Man gift'gen Geifer schäumen.

Ein blutig Angedenken
Von ihrem wilden Grolle
Nahm ich mit fort. Vom Boden
Die roth gefärbte Wolle.

Nach ungeheurem Kampfe
Der Wölfin Zorn-durchglühtem
Verzweiflungsvollem Muthe
Erlegen sind die Rüden.

Ein andermal versieht Kornik das von den Engländern belagerte Havre mit frischer Zufuhr, indem er sich mitten durch die englische Flotte stiehlt. Er zieht nämlich die englische Flagge auf, verfolgt zum Schein ein französisches Schiff und bringt so glücklich mitten in den Hafen. Statt des Dankes aber erntet er nur Neid und wird durch die Kabale endlich vom französischen Seedienst ausgeschlossen. Er wird nun Capitain eines Caperschiffs auf eigne Hand und seine erste Handlung ist, seine Neider und Feinde, die unterdeß in englische Gefangenschaft gerathen sind, großmüthig zu befreien. Endlich entschädigt ihn eine treue Geliebte, aber in der Wonne, in der er Huons und Rezias Blindheit theilt, achtet er nicht der nahen Klippen, auf die sein Schiff zulenkt. Umsonst mahnt ihn sein alter Freund, der Sturm; das Schiff scheitert und Lina findet den Tod. Erstarrt vor Schmerz hält Kornik die schöne Leiche in seinen Armen. Grollend diesem Mißgeschick bricht der Sturm in Wuth aus und erinnert sich dabei der Urzeit der Erde, wo alles viel großartiger war.

Der Urwelt mächt'ge Formen
In flüchtigem Erwachen
Empor aus finstern Tiefen
Die steile Bahn sich brachen.

Da gab's noch Felsenklüfte,
Da starrten aufwärts Berge,
Dagegen unsre Alpen
Dem Spott verfallne Zwerge.

Und riesige Gestalten,
Dem Ungefähr entsprungen,
Dir hielten sich im Kampfe
Ein grauser Knäul umschlungen.

Gigantische Vampyre
Mit wilden Drachen rangen,
Dem Mammuth brachen spielend
Die Knochen Riesenschlangen.

Der Tod nach seinen Opfern
Noch langte unverstohlen,
Das Weltenall durchdröhnte
Der Tritt von seinen Sohlen.

Er trat dem frischen Leben,
Kein Hektikus, entgegen,
Und schwang die mächt'ge Sense
Zu ungeheuren Schlägen.

Hei, Burschen! dazumalen,
Da gab's noch andere Stürme,
Zu groß für eure Fassung,
Ihr schmächtiges Gewürme.

Da galt es, durch den Himmel
Statt Wolken Welten jagen,
Treu bleibt mir die Erinnerung
Von jenen großen Tagen.

Kornik hat sich nach Frankreich zurückgezogrn und wohnt am Ufer drr Garonne. Da wird der Fluß durch einen Eisgang überschwemmt und Kornik erwirbt sich neuen Ruhm durch srinen Eifer, die Vrrunglückten zu retten. Doch abermals erntet Kornik Undank rnd wir verlassen ihn in drm Augenblick, indrm er unmuthig seinen Degrn zerbricht.

Hierauf führt uns der Sturm auf das mittelländische Meer und zeigt uns Napoleon im Schiff, rückkehrend aus Aegypten unter Mumien und geraubten Alterthümern, unter welchen der ewige Jude, der darunter begrabrn lag, sich rrhebt und ein dämonisches Gespräch mit Napoleon hält. — In den angehängten Gedichten spricht nicht mehr der Sturm. Es sind Attar-Gull, die Mohrenrache, derselbe Stoff, den Eugene Suë mit raffinirter Grausamkeit ausgemalt; eine Erinnerung an Ungarn und dir Türkenkriege, endlich „das Versatzhaus," eine geistreiche Satire auf die Anmaßungen des literarischrn Palästina und seiner Anhänger unter den schlechten Christen:

Dort stand ein abgelebter Jude
Am Schreibtisch herrschend oben an. —
Um ihn viel Trödel, alte Kleider
Rings hingen an der braunen Wand,
Probierstein und Dukatenschneider
Hat er als Werkzeug stets zur Hand.
Um seinen Mund ein höhnisch Lächeln
Mit Christenhaß und Lüge spielt;
Das Stoppelfeld des Barts durchfächeln
Oft leise Flüche, und es schielt
Sein eines Aug', wohl zu vergleichen
Mit einem Irrlicht, über's Kinn,
Nach allen Seiten zu erschleichen
Aus hohen Zinsen viel Gewinn.
Sein andres Auge ist erblindet
Und starrt unheimlich in die Nacht,
Wie man oft im Gebirge findet
Den ausgebrannten leeren Schacht.
Bald naht sich lustiges Gesindel
In einem toll gemischten Zug,
Das Laster gern die ekle Windel
Um seine lieben Kinder schlug. —
Ein Weib, dem alle Schaam gestorben,
Zuerst tritt ein mit einem Schatz,
Den sie am Morgen erst erworben
Und bringt ihn jubelnd zum Versatz.
Der alte Jude greift zum Steine,
Dem er alleinig Glauben zollt,
Probiert und bringt den Schluß in's Reine,
Um falsche Liebe falsches Gold. —

Ein Schüler bringt seine mit Silber beschlagene Bibel, ein Bräutigam seinen Brautring, ein Kranker sein Bett zum Versatz, dann kommt der Aergsten einer:

Mit höllischem Gelächter schwingt
Der Gott verläugnende Geselle
Ein Kruzifix und, daß es klingt,
Wirft er's dem Juden vor die Füße:
Hier Hundeseele! gib mir Geld!
Der Jud' hebt auf mit Wohlgefallen,
Diesmal kein zweiter Ahasver,
Den Herrn, der vor ihm hingefallen,
Er war gediegen silberschwer. —
Nun prüft sein Kenneraug' umsichtig
Das Kruzifix, ob es im Stand,
Ob es wie früher noch vollwichtig
Und hängt es grinsend an die Wand.
Wie einst, als er den Leidensbecher
Geleeret, also blickte mild
Hernieder auf den grausen Schächer
Des Herren ernstes Gnadenbild.
Doch, krampfhaft nach den Silberlingen
Der ausgelass'ne Bube greift,
Sie sogleich wieder durchzubringen,

Er weiter fort die Nacht durchstreift;
Sein Jauchzen konnt' ich fernhin hören,
Bis mählig es in Nacht verklang.
Nun konnt' ich erst den Sturm beschwören,
Der brausend mir das Herz durchdrang.
In Allem, was ich jüngst erschaute,
Sah ich ein Bild von unsrer Zeit,
Das mich im Innersten durchgraute,
Durch Wahrheit und durch Wirklichkeit. —
Der Jude herrscht in allen Theilen,
Die Wunden, die Unglauben schlug,
Sind gleich dem Krebs nicht mehr zu heilen,
Ein Jeder denkt sich überklug. —
Am Ende bleibt auch wohl die alte
Getreue Mutter uns und läßt
Das Kreuz dem Juden, daß er halte
Ein ungeheures Jubelfest. —
Ich aber frag' Euch, lieben Leute,
Ob Glück es wohl der Stadt bedeute,
Wo ihre Sinnlichkeit zu legen,
Sie ihren Heiland selbst versetzen.

Schwerlich wird man einen bessern Commentar zu den Schriften von Heine, Strauß ꝛc. finden, als dieses Gedicht.

Altdeutsche Sprache und Literatur.

10) Chronique en vers de Jean van Heelu ou relation de la bataille de Woeringen, publiée par J. F. Willems. Bruxelles, 1836. 4.

Eine niederdeutsche Reimchronik aus dem 13ten Jahrhundert, in so kurzen Versen wie der gleichzeitige Ottokar von Horneck, von mehr geschichtlichem als poetischem Werthe, doch auch sprachlich sehr interessant. Sie handelt von der berühmten Woeringer Schlacht, die im Jahr 1288 unfern von Köln geschlagen wurde zwischen dem Herzog Johann von Brabant (dem berühmten Minnesinger), Graf Adolf von Berg und den Kölner Bürgern einer-, dem Grafen Reinhold von Geldern, dem Grafen von Luxemburg, dem Grafen Adolf von Nassau, Erzbischof Siegfried von Köln und vielen kleineren Herren andrerseits. Der Kampf hatte zwei Veranlassungen. Erstens handelte sich's um das Erbe des Herzogthums Limburg. Der lezte Herzog Walram hatte eine Tochter, Irmgard, hinterlassen, die mit Reinhold von Geldern vermählt war. Dieser also machte Ansprüche auf Limburg. Allein Walrams Vater, Heinrich, der zugleich Limburg und Berg besaß, hatte zwei Söhne gehabt; Walram in Limburg war nur der jüngere, der ältere Adolf hatte Berg erhalten, und dieser hatte wieder einen Sohn Adolf, der nun als der einzige noch übrige männliche Sprößling des Hauses, überdies von der ältern Linie, Limburg nicht fahren lassen wollte. Da er aber zu schwach war, sich gegen Geldern zu behaupten, mit dem sich viele mächtige niederländische Fürsten und Herren verbanden, so trat er seine Ansprüche an den tapfern Johann von Brabant ab und half sie ihm durchfechten. Zweitens handelte sich's um das Kölner Erzbisthum. Adolfs Bruder, Conrad von Berg und Siegfried von Westerburg stritten sich um die erzbischöfliche Würde. Der erstere wurde von den Kölner Bürgern, der andere von Geldern unterstüzt. Beide Fehden wurden nun als eine einzige ausgefochten; die niederländischen Herren theilten sich in zwei Parteien und die Schlacht bei Woeringen gab den Ausschlag. In ihr siegte die Partei Brabant-Berg. Die Häupter der Gegenpartei wurden sämmtlich gefangen, Reinhold, der Erzbischof und auch Adolf von Nassau (der nachher Kaiser wurde), vier Brüder, Grafen von Luxemburg, fanden gemeinschaftlich den Tod.

Der Dichter hat nun diese Schlacht als den Silberblick des niederländischen Ritterthums behandelt und läßt echt homerisch beiden Partien Gerechtigkeit widerfahren, auch beide vor dem Zuschlagen kräftige Reden wechseln. Die tapfern Gefallnen werden gelobt und beklagt. Nur der Erzbischof kommt schlecht weg. Im Ganzen ist dieses weitläuftige Gedicht zwar sehr trocken, doch erhebt sich der erzählende Ton zuweilen zu lyrischem Schwunge, wenn der feurige Muth der Brabanter und ihres Herzogs gepriesen oder der Tod der edlen Luxemburger redlich beklagt wird (z. B. S. 220):

Doer sachmen hoge doden driven
Ende met wepenen warkan wonder
Owi! doen si gingen onder
Die vrome ridderen ende die wigante
Van Luthsenborch die coene gigante.

Die äußere Ausstattung des Werks ist vortrefflich. Der Herausgeber hat das alte Gedicht gut eingeleitet und namentlich durch zahlreiche Beilagen, Auszüge aus andern gleichzeitigen Gedichten und Chroniken erläutert. Die Fassung hätte wohl deutsch seyn können, statt französisch, denn französischen Lesern kann man wohl schwerlich zumuthen, sich für eine altdeutsche Reimchronik zu interessiren, und wenn die Brabanter ihre deutschen Väter rühmen, sollten sie sich nicht schämen, selber deutsch zu schreiben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 95.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 19. September 1838.

Medicinische Schrift.

Die orientalische Brechruhr in München und an andern Orten, von Dr. F. Rampold. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1838. 8. S. 290.

Unter den vielen Choleraschriften, mit denen die Literatur gleichsam überschwemmt worden ist, zeichnet sich die vorliegende im Material dadurch, daß sie hauptsächlich die jüngste Erscheinung der Krankheit ins Auge faßt und dabei die frühern Erfahrungen an andern Orten vergleichend benutzt, und in der Behandlung durch eine streng empirische Vorurtheilslosigkeit und kalte Beobachtung aus, welche die Geduld nicht verliert, wenn auch das gehoffte Resultat ausbleibt. Diese kalte und scharfe Manier des Schauerns und die Resignation, welche die Unzulänglichkeit der medicinischen Wissenschaft offen eingesteht, sind gewiß das einzig Praktische und Würdige, was der Heilkunde in einem so verzweifelten Falle übrig bleibt.

Der Verfasser handelt zuerst von den Symptomen der Krankheit, von ihren Vorboten und von ihrer Erscheinung selbst, wonach sie sich dreifach in diarrhoea cholerica, Cholera orgastica und Cholera paralytica seu asphyctica eintheilen läßt, und von allen sie begleitenden Symptomen, wie sie sich am Körper, an den körperlichen Verrichtungen und an der Seele des Kranken zeigen, endlich vom Ausgang der Krankheit, von den Nachkrankheiten, von der Leiche und allen Erscheinungen, die sie darbietet. Hiebei folgt er dem eignen Augenschein, den Erfahrungen Anderer und den officiellen Berichten und Listen auch auswärtiger Medicinalcollegien. Seine Unterscheidungen sind überall so scharf und durch vergleichende Citate bestätigt, daß uns die Krankheit in plastisch-malerischer Klarheit von ihren ersten Anfängen an bis zu ihrem Ausgang in allen ihren Graden und Varietäten entgegentritt, wie wenn wir die Kranken als Wachsfiguren vor uns sähen.

Ferner skizzirt der Verfasser die Geschichte der Krankheit in München und knüpft daran statistische Notizen über den Verlauf der Krankheit auch in andern Städten und Ländern nach dem Unterschied der Klimate, der Menschenzahl, der Lage und Höhe des Orts, der Jahreszeit und Witterung ꝛc. und über die durch die Cholera herbeigeführte Sterblichkeit nach Geschlecht, Alter, Stand, Wohnung, Behandlung. Daraus geht hervor:

1) daß die Cholera verhältnißmäßig milder erscheint im gemäßigten Clima und heftiger im heißen Süden und kalten Norden;

2) daß das Jünglingsalter am meisten von ihr verschont werde;

3) daß die Heftigkeit der Krankheit mit der zunehmenden Länge ihres Verweilens in einer Stadt abnimmt.

Alle andern Classificationen schwanken dagegen, wie die zuverlässigen statistischen Tabellen ergeben haben. Jahrszeit und Witterung, Stadt oder Land, höherer oder niederer Stand, männliches oder weibliches Geschlecht machen keinen feststehenden Unterschied, und wenn man hier eine Regel entdecken zu können glaubte, ist dort die Ausnahme wieder grell hervorgetreten.

Nachdem der Verfasser auf diese lichtvolle Weise, immer an der Hand der Erfahrung und der officiellen Tabellen, den Gegenstand selbst charakterisirt hat, geht er zu den bisherigen Beurtheilungen desselben über und mustert die Theorien der Cholera durch. „Voraus will ich nun eine Anzahl der aufgestellten Theorien anführen, doch um der Kürze willen nur solche, die sich ohne Umschreibung mit einem oder wenigen Worten bezeichnen lassen. Man wird schon hieraus auf den Reichthum an solchen Theorien, und auf die Basen, auf welche sich die meisten stützen, hinreichend schließen können.

1) Theorien, welche die Cholera als Nervenaffection ansehen. — Die Cholera ist eine:

Nervenvergiftung. Jahn.
Verminderung der Nerventhätigkeit. Good.
Lähmung der Gangliennerven. Viele.

Ganglien-Apoplexie. Mehrere.
Schlagfluß eigener Art. Wolf.
Uebermaß der Nerventhätigkeit. Hildenbrand.
Exaltation des Gangliensystems. Rathke.
Anomale Reizung des Bauch-Nervengeflechts. Rust.
Verstimmung im Gangliensystem, erst erhöhte und qualitativ veränderte, dann geschwächte Thätigkeit. Rohrer.
Specifischer Erethismus des Bauchnervensystems. Elsässer.
Qualitativ veränderter Einfluß des Gangliensystems, ein Ersterben des Organismus von der Peripherie zum Centrum. Krombholz.
Krampf der Gangliennerven. Mehrere.
Krampfhafte Kolik. Mehrere.
Ganglionitis medullaris. Harleß und Nissen.
Typhus des Gangliensystems. Jcël.
Rheumatismus der Nervenscheiden des Gangliensystems. Dietrich.
Zerfallen zwischen vegetativem und Gefäßnervensystem. Levisseur.
Mißverhältniß zwischen peripherischer Nerventhätigkeit und der Ganglion solare, und dadurch Anhäufung von Nervenfluidum in letzterem. Breslauer Aerzte.
Polarisation der Nerventhätigkeit, Anhäufung im Vagus, und dadurch Lähmung in den Gangliennerven. Hermann.
Quantitative und qualitative Alienation der Nerventhätigkeit, primär mit Ausnahme des plexus solaris. Breslauer Aerzte.
Krankheit des Vagus. Ammon.
Primär ergriffenes Spinalsystem. Reinfeld.
Rheuma des Rückenmarks. Siebert.
Tetanusartiges Nervenleiden. Otto.
Epilepsie des Darmcanals. Hufeland und Andere.
Lähmung der Centralorgane. Mehrere.
Ein Wechselfieber. Sachs und Andere.
Verbindung von Wechselfieber mit Katarrh und Rheumatismus in höherer Potenz. Clarus.
Unregelmäßige oder aufgehobene Funktion des Gehirns. Sarbham.
Erschütterung des Gehirns. Kennedy.

2) Theorien, welche die Cholera als Blut- oder Säftekrankheit ansehen:

Paralyse im Blutleben. Mehrere.
Vergiftung des Blutes. Mehrere.
Alienation der Blutmasse. Lichtenstädt.
Venosität. Nissen.
Verkohlung des Blutes, Sauerstoffmangel. Grohmann.
Verminderung der Salze im Blut. Mehrere.
Typhus. Lassis.
Spasmodisch biliöse Affection. Schubert.
Zurückgetretene Thierschlacke. Fischer.
Plasticitas sui generis, qualitativer Bildungsproceß. Berthold.
Ein Erkranken des Blutes, des Herzens und der großen Gefäßstämme. Dr. Thörner.

3) Theorien, die primäre Affektion bestimmter Organe annehmen:

Magen- und Darmentzündung. Viele.
Congestiv entzündlicher Zustand des Unterleibs. Mehrere.
Rheumatische Diarrhöe. Leo.
Höchst acuter Katarrh der Darmschleimhaut. Wawruch (und vielleicht auch Schönlein).
Weißer Blutfluß des Darmkanals. Fallot.
Hämatose mit primärer Affection des Darmkanals. Pfeuffer.
Herzlähmung. Marcus, Magendie.
Gehemmte Thätigkeit der Capillargefäße der Haut und der Lungen, und dadurch antagonistisch auftretende Aufregung des Plexus solaris.
Hautlähmung.
Unterbrochene Hautthätigkeit.
Mangelnde Gallenabsonderung. Annesley.
Krampfhafte Verschließung der Gallengänge. Pupyrew.
Außerdem von Clarus: Der erste aber oft tödtende Impetus einer Krankheit, die, sich weiter entwickelnd, ein Wechselfieber oder Nervenfieber hervorbringt.
Verkohlenstoffung des Organismus und Störung des normalen Elektricitätsverhältnisses. Gründerg.
Vergleichung mit Diabetes (Wehle) und vielen andern Krankheiten.
Vergleichung mit der Wirkung der verschiedensten Gifte. Die Cholera sey ein magnetisches Gift, ein Gift wie Blausäure, Arsenik, Strychnin rc.

Die Theorien der Franzosen haben fast alle Entzündung, Congestion, Irritation oder Sedation (Verminderung der Lebensthätigkeit durch Entziehung der Lebensreize), und Veränderung des Blutes zur Grundlage. Zum Theil erklären sie offen, nur an die Erscheinungen könne man sich halten, das Wesen der Krankheit kenne man nicht.

Myses hat in einer ähnlichen Reihe von Theorien einige sehr ergötzlich herausgehoben, z. B.:

Die Cholera sey ein lebendes Wesen meuchelmörderischer Art, das sich auf die Haut, die Haare rc. niste, und das man daher durch allopathische Gaben von Kampher tödten müsse. Hahnemann. Und:
Die Cholera ist eigentlich keine Cholera, wie ich bald zu zeigen hoffe. Zhuber. rc.

Diesen vielen Erklärungsversuchen ließe sich noch eine ziemliche Zahl ähnlicher hinzufügen. Theorien über die Cholera gibt es also zur Auswahl, und zum großen Theil sind sie sorgfältig ausgeführt und belegt worden. Ihre große Zahl kann aber um so mehr zeigen, wie wenig die Sache klar und leicht ergründlich ist, eine Bemerkung, die leider auch aus dem Folgenden hervorgehen wird.

Doch kann dies nicht zu sehr auffallen; es gibt bekanntlich Krankheiten genug, und zwar längstbekannte, über deren Wesen wir eben so wenig etwas ganz Sicheres wissen, als über das der Cholera. — Viele der aufgestellten Theorien werden einzelnen Aerzten vollständig richtig erscheinen, je nachdem diese zu einer bestimmten Schule gehören, einem bestimmten pathologischen Grundprincip huldigen, wie die Entstehung der vielerlei Theorien gewiß auch zum Theil von dieser allgemeinen Verschiedenheit der pathologischen Schulen herrührt; und es tritt hier der Gegensatz zwischen der deutschen und der französischen, und zwischen der Nerven- und der Humoralpathologie sehr vielfach und auffallend hervor. Da noch Streit zwischen diesen Schulen selbst herrscht, keine als entschieden feststehende gelten kann, ist es natürlich mit den daraus hervorgehenden Theorien über eine so schwierige und complicirte Krankheit gleichfalls eine etwas unsichere Sache. Viele der angeführten Theorien weichen übrigens auch nur dadurch von einander ab, daß sie verschiedene Haupterscheinungen der Cholera als das Primäre auffassen, und von da ausgehend doch auf ungefähr das gleiche System zurückkommen."

Ohne diese Theorien mit einer neuen vermehren zu wollen, sucht der Verfasser nur nachzuweisen, was in ihnen das Gemeinschaftliche ist, was als Erfahrung allen zu Grunde gelegt werden mußte und wovon sie nur eine verschiedene Anwendung machten. Insofern glaubt er die Cholera primär als eine Nervenkrankheit bezeichnen zu müssen, die aber secundär auch das Blut in hohem Grade angreife. Die nähere Ausführung kann nicht so kurz gefaßt werden, daß wir im Stande wären, sie hier wiederzugeben.

Sonderbarerweise äußert sich die complicirte Natur der Cholera auch in ihrer Verbreitung. Contagiös oder nicht contagiös, war lange die große Frage. Am Ende hat es sich herausgestellt, daß sie sowohl contagiös ist als auch nicht. In vielen Fällen ist die Ansteckung durch Verschleppung unwidersprechlich, z. B. in Wels. In andern Fällen ist troß beständiger Berührung mit einer kranken Stadt doch der benachbarte Ort nicht angesteckt worden. Es ist daher das zweckmäßigste, mit dem Verfasser eine autochthonische oder sich selbst erzeugende Natur der Cholera anzunehmen.

Zuletzt spricht der Verfasser von der Prophylaxis, die sich namentlich in München als sehr heilsam bewährt hat, und von den verschiedenen bisher angewandten Heilmethoden. „Die Zahl der schon vorgeschlagenen und angewandten Mittel ist bekanntlich eine sehr große. Ich will eine Anzahl solcher, die nicht etwa als Zusätze zu Verbindungen, sondern als Hauptmittel gerühmt wurden, aufführen, damit man wisse, daß sie schon versucht (aber zum größten Theil auch wieder verschollen) sind. — Opium. — Morphium. — Blausäure. — Belladonna. — Bilsenkraut. — Nux Vomica. — Strychnin. — Lycopodium. — Pulv. Doweri. — Wismuth. — Flor. Zinci. — Zincum hydrocyanicum. — Salpetersaures Silber. — Ferrum carbonicum. — Vitriolum album. — Kaltes Wasser. — Eis. — Molken. — Glaubersalz. — Kochsalz. — Chlorkalk. — Chlornatrum. — Potio Riverii. — Kali carbon. neutrum. — Natrum carbonicum mit Ipecacuanha. — Brausepulver. — Magnesia carb. — Calomel. — Fel Tauri. — Brechweinstein in großen Dosen. — Vinum stibiatum. — Ungt. mercuriale. — Schwefelsäure. — Salpetersäure. — Phosphorsäure. — Salzsäure. — Aderlässe. — Blutegel ohne Aderlässe. — Schröpfen. — Erweichende Fomentationen. — Oeleinreibungen. — Kalte Waschungen. — Kalte Sturzbäder. — Heiße Bäder. — Dampfbäder. — Bäder mit Chlor. — Bäder mit Königswasser. — Salzbäder. — Bäder mit Birken- und Erlenblättern. — Alle Arten der gewöhnlichen Hautreize. — Aromatische Pflaster. — Einreiben mit Tinct. Capsici. — Schnellkaustiks. — Moxen. — Cauterisiren der Wirbelsäule. — Ueberhaupt Brennen, Glühen und Aetzen auf mancherlei Weise, auch mit dem Biegeleisen rc. — Ol. Ricini. — Rheum. — Laxiere aus Jalappe und Tamarinden. — Aloë in starken Dosen. — Ol. Crotonis. — Brechmittel aus Ipecacuanha. — Aus Cuprum sulfuricum. — Senfbrechmittel. — Spiritus Mindereri in großen Dosen. — Chlor. — Holzsäure. — Ammonium causticum. — Ammon. succinicum. — Eau de Luce. — Elixir. pector. Regis Daniae. — Sal volatile siccum. — Sal Cornu Cervi. — Schwarzer Kaffee. — Valeriana. — Serpentaria. — Champagner. — Punsch. — Portwein. — Senfwein. — Aether. — Phosphoräther. — Phosphor. — Ol. Terebinthinae. — Ol. Cajeputi. — Ol. Chamomillae. — Ol. Menthae piper. — Pfeffer. — Camphor. — Moschus. — Castoreum. — Asa foetida. — Knoblauch. — Ol. Dippelii. — Diosma cranata. — Guaco. — Vetiveri oder Ivaranckusa-Wurzel. — Flor. Arnicae. — Ipecacuanha in kleinen Dosen. — Rad. Artemisiae vulg. — Rad. Veratri. — Sem. Rumicis acuti. — Helminthocordon. — Columbo. — Cascarilla. — China nova. — Chinin. — Ratanhia. — Catechu. — Alaun. — Salzsaures Eisen. — Kohle. — Sauerstoff. — Mangansäure. — Stickstofforydul. — Wasserstoffsuperoryd. — Platinmohr. — Die innere Heißwasser-Cur. — Warme Wasser-Injectionen in die Vene. — Salzinjectionen ins Blut. — Injectionen von kohlensaurem Natron. — Transfusion. — Galvanismus. — Klystiere von Kochsalz. — Humboldt'sche galvanische Klystiere. — Galvanische Apparate von Zink und Silberfeile in den Magen. — Electricität. — Electropunktur. — Akupunktur. — Kneten. — Thierischer Magnetismus. — Also weit über 100 Hauptmittel und daher ebenso viele darauf gegründete besondere Methoden.

Viele mögen mir noch entgangen seyn, da ich erst spät anfing, mir solche Mittel zu notiren; und nur von zweien davon, Wasserstoffsuperoxyd und Platinmohr, weiß ich nicht, ob sie wirklich angewandt worden sind, von galvanischen Klystieren und Magenapparaten weiß ich auch bloß, daß sie vorgeschlagen sind. Viele aber von diesen Mitteln wurden unter den verschiedensten Formen und Dosen, und von den verschiedensten Ansichten ausgehend, gebraucht. Außerdem eine Menge Magistralformeln und Geheimmittel und die homöopathischen Specifica, die jedoch, wie Kampher, Veratrum, Phosphor, größtentheils aus der Reihe der allopathischen, nicht specifischen Mittel genommen sind, was sich übrigens nicht auch von den Kupferblättchen, die man auf der Brust trägt, sagen läßt. Eine neue und ausgezeichnete Methode ist endlich die sogenannte prophylaktische, von der das Nähere oben. Im Allgemeinen theilen sich die verschiedenen Behandlungsweisen der Cholera in 3 Hauptmethoden. 1) Die herunterstimmende, durch Blutentziehen, Kälte, Calomel ꝛc.; 2) die alterirende oder umstimmende; 3) die reizende; Methoden, welche sich vielfach wieder spalten, vielfach aber auch durch Verbindung untereinander zu besonderen zusammengesezten Anlaß gegeben haben. Eine vierte Hauptmethode, die specifische, fällt so ziemlich weg, da die sogenannten Specifica sich nicht als solche bewährt haben, und daher ihre Mittel unter denen der übrigen Methoden, besonders der alterirenden, ihre Stelle finden."

Der Verfasser zeigt, wie unsicher bisher noch alle diese Heilmethoden gewesen sind, so daß nur weniges, z. B. Calomel mit Opium und Aderlässe um ihrer verhältnißmäßig minder ungünstigen Resultate willen hervorgehoben werden. Ein souveraines Mittel ist aber bekanntlich noch nirgends aufgefunden.

Lyrische Dichtkunst.

35) Gedichte von Alfred Breitenfeld. Leipzig, Schumann, 1838.

Der Dichter scheint besondere Freude an den Alliterationen und hüpfenden Versen zu haben, z. B.

Liebe lispeln laue Lüfte;
Liebe lacht des Lenzes Flur;
Liebe weben Maiendüfte;
Liebe läßt des Winters Spur ꝛc.

Jede Welle
Aus der Quelle,
Wenn sie kosend scheidet, spricht:
Welle nicht, Vergißmeinnicht!

Sturm
Bebt der Thurm!
Brüder, beschirmet die schirmenden Wälle ꝛc.

Leier trauert,
Leier schauert
Durch den Nachtigallenhain;
Vöglein singet,
Liedlein klinget,
Klinget, ach, so süß und rein ꝛc.

Dich nicht kennen,
Dich nicht nennen,
Laura, Laura, zürne nicht ꝛc.

Doch genug, es wimmelt von solchen Verschen und wir würden nicht fertig, ihre Gattungen alle zu bezeichnen. Neben den Liedern, die von Liebe, Frühling und Wein handeln, finden sich auch einige politische, Erinnerungen an Napoleon, poetische Klagen ꝛc.

36) Ernste und heitere Stunden, gefeiert in den neuesten Gedichten von F. W. Krampitz. Danzig, Anhuth, 1837.

Eine Menge Idyllen und Gelegenheitsgedichte in Hexametern und zwar in dem bekannten ausmalenden häuslichen Genre des J. H. Voß, das wirklich täuschend nachgeahmt ist, wie folgende Stelle aus dem „Tauffest" darthun mag:

Jetzo neigten die Pathen sich demuthsvoll vor dem Pfarrer,
Alle brachten zugleich den Eltern des Säuglings den Glückwunsch,
Legten auch manches Geschenk von Werth ihm zur Seit' an die Wiege,
Reih'ten sich dann um den Tisch; das Getränk der levantischen Bohnen
Reichte der Wöchnerin Schwester umher, und wir tranken behaglich.
Jene, die freundlich Ergötzliches bot in geschäftiger Anmuth,
Trug auch Waffeln daher, die selbst sie gebacken zum Tauffest ꝛc.

Minder glücklich ist der Dichter in den andern antikisirenden Dichtungen, bei denen ihm mehr Goethe, Herder und Schlegel vorgeschwebt haben mögen, z. B. in den Dichtungen auf Amor (ebenfalls in Hexametern) und in den Distichen, denen zu sehr die epigrammatische Spitze fehlt. Unter den wenigen Gedichten, die nicht in Hexametern, sondern in Jamben geschrieben sind, bemerken wir auch ein „Wiegenlied" für des Dichters künftige Gattin, und dieser rührende Gedanke wird in jedem billigen Leser den Wunsch erwecken, daß der Dichter sein geträumtes Glück bald erleben möge.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 96.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 21. September 1838.

Streitschrift.

Die Hegelingen. Aktenstücke und Belege zu der s. g. Denunciation der ewigen Wahrheit, zusammengestellt von Dr. Heinrich Leo. Halle, Anton, 1838. S. 44.

Auch Herr Professor Leo in Halle hat sich also müssen einen Denuncianten schelten lassen und zwar von derselben Partei, die uns vor einigen Jahren aus derselben Ursache mit demselben Ehrentitel bedachte? Ein Denunciant ist, wer das, was ihm heimlich anvertraut worden, treulos verräth, oder unschuldige Reden und Handlungen verdächtigt, nicht aber, wer die in vielen Druckschriften ruhmredig ausgesprochenen Grundsätze einer Partei offen bekämpft. Dies springt in die Augen, und die unsinnige Beschuldigung des Denunciirens erklärt sich nur aus einer Schwäche der Partei, über die wir uns wie billig lustig machen wollen. Sind das Reformatoren?! Sie wollen die Welt zu unterst und oberst kehren, und wenn man ihnen glaubt und ihnen die Ehre anthut, sie als solche titanenhafte Wesen zu behandeln, so stellen sie sich auf einmal ganz befremdet, entschuldigen sich, sie seyen die loyalsten Leute von der Welt und klagen über gehässige Denunciationen. Man traut seinen Augen nicht, wenn man die Dreistigkeit sieht, mit welcher sie, gleich dem Popanz im gestiefelten Kater, im ersten Augenblick den grimmigen Löwen und im nächsten wieder das furchtsame Mäuschen und den treu ergebenen Pudel vorstellen. Sie verkündigen den Umsturz des Christenthums, das ungeheuerste folgenreichste Ereigniß der Weltgeschichte, das nicht eintreten könnte, ohne eine allgemeine Umwälzung. Alle bisherigen Revolutionen der Erde müßten Kindereien seyn gegen d i e s e, wenn sie je einträte. Die Schüler Hegels wissen dies und prahlen nicht wenig mit ihrer welthistorischen Sendung. Ganz aufgeblasen von dem Bewußtseyn ihrer Größe (und mit Recht, denn wer das Christenthum zu stürzen vermag, wäre unbestritten der größte welthistorische Heros) haben die jüngern in der Partei Musterung gehalten und edler Zorn hat sie ergriffen, da sie inne wurden, daß der ältern einige noch aus Menschenfurcht oder Selbsttäuschung den nackten Sonnenglanz der Hegel'schen Idee hinter christlichen Nebeln, hinter der Maske des zwar verhegelten Christenstenthums, doch immer noch des Christenthums, verbargen. Sogleich sind sie aufgefahren und haben diese falschen Brüder mit Hohn überhäuft und ausgeschlossen aus der Gemeinde. Zum unerbittlichen Terrorismus fanatisirt, haben sie jeden in Verruf erklärt, der es als Hegelianer noch wagen würde, sich im mindesten mit dem Christenthum gemein zu machen. Als Schiboleth der Schule haben sie festgesezt, dem Christ zu widersagen. Nun kommt Leo und bemerkt einfach, das seyen unchristliche Lehren, die wenigstens nicht auf christlichen Lehrstühlen gepredigt werden sollten, und wie man die Hand umdreht, sieht man dieselben Terroristen des Hegelthums, die eben noch mit der tiefsten Verachtung vom Christenthum sprachen, plötzlich in schwarzen Fracks bei der hohen Polizei antichambriren und mit aller möglichen Hingebung betheuern, daß sie den christlichen Staaten nicht im mindesten gefährlich zu seyn beabsichtigten. So wollen sie allen Ruhm einer kolossalen Weltreform ernten und sich dabei nicht der kleinsten Gefahr aussetzen. Sie wollen das Christenthum mit Stumpf und Stiel ausrotten und nicht einmal eine Anstellung als Professor dabei aufs Spiel setzen.

Es wäre nicht der Mühe werth, gegen solche servile Radikalreformer zu Felde zu ziehn, und verächtlich hätte Zeus sich weggewendet von diesen Giganten in parfumirten Handschuhen. Doch etwas anderes ist die Geringschätzung, die man den philosophischen Renommisten angedeihen läßt, und wieder etwas anderes die Rücksicht, die man auf ihre öffentlichen Vorträge und Schriften zu nehmen

hat, denn diese bleiben und verbreiten ihre Wirkungen. Gift bleibt Gift, ob man ernsthaft damit vergiften will oder nur damit spielt, in beiden Fällen gleich gefährlich.

Darum hat Leo wohlgethan, auf den verderblichen Einfluß, den die Schule Hegels auf Universitäten und in Büchern übt, neuerdings aufmerksam zu machen, nachdem es schon so oft ohne sichtbaren Erfolg von vielen andern geschehen. Es ist in der That merkwürdig, wie lange unter der Maske des Christenthums und selbst, nachdem diese Maske abgeworfen ist, das grasseste Antichristenthum, auf christlichen Lehranstalten nicht nur geduldet wird, sondern sogar vorherrscht, und wie alles verschworen scheint, das öffentliche Geheimniß des neuen Heidenthums zu ignoriren.

Leo sagt: Diese Partei leugnet jeden Gott, der zugleich eine Person ist. Sie versteht unter Gott eine nicht mit eigenem Selbstbewußtseyn begabte Macht, welche (um mich eines religiösen Ausdruckes des urdeutschen Heidenthums zu bedienen) alle Persönlichkeiten *durchwädt*, ohne anders als in den Persönlichkeiten der Menschen zum Selbstbewußtseyn zu kommen. Das heißt vom Standpunkte aller bisher aufgetretenen christlichen Kirchen, auch von dem der evangelischen, *diese Partei lehrt den Atheismus ganz offen.* — Diese Partei leugnet, daß die Menschwerdung Gottes in Christo ihrer Natur nach verschieden sey von einer durch diese Schule gelehrten täglich statthabenden Menschwerdung Gottes oder Realität der Idee in jedem solchen Menschen, der bis zu dem, was sie Geist nennt, vordringt. Nur dem Grade nach statuirt sie in Christo eine vollkommenere Menschwerdung Gottes; aber keine vollkommene, da Christus weder als Dichter, noch als Philosoph, noch als Feldherr sich ausgezeichnet, und also nur die religiöse Idee vollständig, doch auch diese nicht historisch wirklich dargestellt habe, indem die Vollständigkeit der Darstellung, welche man Christo historisch zuschreibe, vielmehr nach dessen Tode erst in der nachdenkenden Gemeinde erwachsen, und also nach der historischen Seite, ebenso wie die übernatürliche Zeugung, die Auferstehung und Himmelfahrt Christi eine Mythe sey. Das heißt vom Standpunkte aller bisher aufgetretenen christlichen Kirchen, auch von dem der evangelischen, *diese Partei lehrt ganz offen, daß das Evangelium eine Mythologie sey.* — Diese Partei leugnet, daß es eine persönliche Fortdauer des Menschen nach dem Tode, eine Auferstehung des Fleisches, und eine persönlich wahrnehmbare Strafe des Bösen und Belohnung des Guten in Folge der Wiederkunft des Herrn zum Gericht gebe; *diese Partei lehrt ganz offen eine Religion des alleinigen Diesseits.* — Diese Partei aber, ungeachtet sie alle drei Grund- und Glaubensartikel aller in Deutschland dermalen vorhandenen christlichen Kirchen leugnet und mit Füßen tritt, gibt, vermittelst einer Verhüllung ihrer gottlosen und frevelhaften Lehren in eine abstoßende und nicht gemein verständliche Phraseologie, sich noch das Ansehen, als wenn sie eine christliche Partei sey, und verschafft sich so die Möglichkeit, *der Gestattung christlicher Eide und der äußeren Theilnahme an christlichen Sacramenten.*"

Daß diese Sätze wirklich Lehrsätze der Hegel'schen Schule seyen, beurkundet Leo durch wörtliche Citate, zunächst aus *Michelet's „Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland,"* sodann aus andern Schriften und aus den neuen *Haller Jahrbüchern*, die bekanntlich ein Organ jener Schule sind. Michelet erklärt sich aufs stärkste gegen Göschel, Baur rc., die das Hegelthum und Christenthum glaubten verkuppeln zu können, und die daher früher schon von den echten Christen und jezt endlich auch von den echten Hegelianern desavouirt und verlassen werden. Michelet gibt sich große Mühe, zu beweisen, daß die kluge, wohlberechnete, diplomatisirende Unbestimmtheit Hegels in Bezug auf das Verhältniß seiner Lehre zum Christenthum eigentlich keine Unbestimmtheit sey, daß man ihn nur richtig zu interpretiren brauche, um seine Meinung ganz klar zu fassen, und daß diese Meinung eine entschieden antichristliche sey. Diese Interpretation einiger wichtigen und absichtlich dunkeln Stellen Hegels hält er Göschel und Baur entgegen, weist jede Gemeinschaft des Hegelthums mit dem Christenthum als der Philosophie unwürdig ein für allemal ab und entscheidet sich demnach sehr energisch für den Dr. Strauß, der diesem leidigen Christenthum den Rest gegeben habe. Strauß, sagt er, habe im Sinne Hegels gehandelt, nicht aber die Vermittler, die das Christenthum nur ins Hegelthum oder umgekehrt hätten übersetzen wollen.

Insbesondere führt Leo diejenigen Stellen der Hegelianer an, in welchen außer der Göttlichkeit Christi auch die Persönlichkeit Gottes und die Unsterblichkeit der Seele unumwunden geleugnet wird. Die Hegelsche Schule erkennt die Menschwerdung Gottes nur in der Gesammtheit aller lebenden Menschen. Christus ist nur eine allegorische Personification dieser gesammten Menschheit und gehört allein der Mythe an. Gott selbst ist nichts anders als die Menschheit, denn er kann sich nur in den Menschen seiner selbst bewußt werden, und vollkommen nur in den Hegelianern. Er lag in Dämmerung, in Träumen, dunkeln Vorstellungen befangen, jahrtausendelang

schlaftrunken, bis er in Hegels Hirn das erste Mal zu sich selbst kam. Ist aber Gott auf diese Weise schon hier in Hegel und seinen mit ihm gleichdenkenden Schülern offenbart, so fällt alles spätere Eingehn zu Gott, der Himmel und das ganze Jenseits von selbst weg. Doch alles das ist zu bekannt, als daß es nöthig wäre, es zu wiederholen. Herr Leo hätte seine Beweisstellen aus Schriften der Hegelianer noch ansehnlich vermehren können, wenn er gewollt hätte. Wenn er besonders auf die unsittlichen Consequenzen zu sprechen gekommen wäre, zu denen bereits die neue Vergötterung der Menschheit geführt hat, so würde er die Verderblichkeit dieser Lehre noch anschaulicher haben machen können. Doch ist hier kaum mehr etwas Neues zu sagen.

Ohne uns daher zu wiederholen und nur um den gegenwärtigen Standpunkt dieses literarischen Processes zu bezeichnen, fügen wir noch einige Erörterungen bei.

Es ist als ein Fortschritt zu betrachten, daß endlich zwischen den falschen und echten Hegelianern das Schisma ausgebrochen ist. Unter den falschen nämlich verstehen wir die, welche sich eingebildet haben, man könne zugleich Christ und Hegelianer seyn. Wir sind insofern ganz einverstanden mit Herrn Michelet. Wie er jezt erst vom Hegel'schen Standpunkt aus das Christenthum unbedingt verwirft, so haben wir von Anfang an vom christlichen Standpunkt aus die Hegelei ganz und gar verworfen. Es ist uns nicht verborgen geblieben, daß aus dem Studium der Hegel'schen Philosophie ein Gewinn für Ausbildung der Denkkräfte zu ziehen sey; allein dies hat uns niemals blind gemacht für den Grundirrthum seiner Lehre. Es ist uns eben so wenig verborgen geblieben, daß gar wackere Männer sich dieser Irrlehre ergaben, und daß sie das Böse, das in ihr lag, zudeckend von außen her Gutes in sie hineinzulegen trachteten, z. B. Göschel das ganze Christenthum. Allein auf die Gefahr hin, es mit sehr vielen, selbst wackern Leuten für ein paar Jahrzehnte zu verderben (was wirklich eingetroffen ist) gaben wir der Wahrheit die Ehre, und verwarfen von Anfang an den ganzen Hegel und jede Denkweise, die den trügerischen Bund mit ihm geschlossen, weil zwischen Licht und Nacht nie eine dauerhafte Vermittlung statt finden kann, und die zweifelhafte Dämmerung sich doch zulezt zu Licht oder Nacht entscheiden muß. Wir haben uns nicht getäuscht. Die Vermittler fangen jezt an, ihre Täuschung zu erkennen. Kaum hat es je eine seltsamere Mißgeburt gegeben, als diesen Gottmenschen Göschels, der als Janus vorn das Gesicht Hegels und hinten das des Heilands trug. Es gehört wirklich eine fabelhafte Geschmacklosigkeit dazu, den hölzernen Kathedermann nach Art der siamesischen Zwillinge mit dem Christusbilde zusammenwachsen zu lassen.* Schon die ästhetische Unmöglichkeit einer solchen Fratze hätte von dem Versuche Göschels abschrecken sollen. Wie viel mehr nicht die völlige Unvereinbarkeit der Grundlehren. Bei Christus ist Liebe die Basis, bei Hegel Hoffahrt; bei Christus kindliche Ehrfurcht vor dem himmlischen Vater, bei Hegel der alte „teufelausheckende“ Dünkel, Gott gleich zu seyn. Bei Christus die reinste unzweideutigste Moral, Heiligkeit der Unschuld, kindliche Scheu vor dem ersten Bösen, die ungeheuerste Kluft zwischen dem Adel der Seele und der Gemeinheit, Furcht vor dem Bösen als vor etwas wahrhaft entsetzlichem, überhaupt ein tiefer Ernst der christlichen Lehre in allem, was sich auf die Lenkung des menschlichen Willens zum Guten oder Bösen bezieht, und über dieses Leben hinaus die Verheißung der Hölle und des Himmels; — bei Hegel dagegen eine zweideutige Moral, Geringschätzung der Unschuld und der reinsten Gefühle, als kindischer dämmernder Zustände, alleinige Achtung und Vergötterung des Wissens, auffallende Gleichgültigkeit gegen das Böse, frivole und oberflächliche Bezeichnung seiner Macht, ein gänzliches Wegleugnen des Jenseits und der ewigen Vergeltung, überhaupt eine unglaublich leichte Behandlung der moralischen Dinge, woraus am Ende Hegels Schüler, wie bekannt, die Indifferenz des Guten und Bösen und den Satz abstrahirt haben, daß, weil der Mensch selbst Gott sey, er auch gar nicht sündigen könne. Diese ungeheuern Widersprüche nun zwischen dem Christenthum und Hegelthum rechtfertigen vollkommen die Ansicht des Herrn Michelet, daß der Versuch, beide zu versöhnen, stets ein vergeblicher bleiben werde, daß mithin alle Anhänger des Christenthums von der reinen Hegel'schen Schule feierlich ausgestoßen werden müßten, und daß Herr Göschel wohl thäte, „jeden Zusammenhang mit dieser Schule abzubrechen und sich ohne Vorbehalt dem Glauben in die Arme zu werfen.“

Der natürliche Entwicklungsgang der Lehre mußte endlich zu dieser innern Spaltung ihrer Anhänger führen, und es ist gut, daß wir so weit sind. Eine verderbliche Lehre ist dann am verderblichsten, wenn sie sich das Ansehen segensreicher Wirksamkeit gibt, und wenn sie (wie gewöhnlich im Anfang geschieht) gutmüthige Enthusiasten findet, die sie mißverstehen, und dem bösen Geist, der sie hinterdrein auslacht, mit ihrer Unschuld, mit ihrer Tugend, mit ihrem gläubigen Eifer dienen. Sobald diese Mißverständnisse aufgeklärt sind, beginnt das zweite

* Durch das merkwürdige Sophisma, Christus sey die dunkle Vorstellung und erst Hegel der klare Begriff, Christus mithin nur die welthistorische Vorbedeutung Hegels gewesen.

minder gefährliche Stadium, und wir freuen uns, bei demselben angelangt zu seyn.

Als wir, schon vor Jahren, der Hegelei entgegen traten (deren nothwendig bösen Einfluß wir nie verkannten, weil das Grundprincip das alte eritis sicut deus war), glaubte man uns sehr bequem mit der Bemerkung abweisen zu können, die gedachte Philosophie genieße hohes und allerhöchstes Vertrauen, viele sehr ausgezeichnete Professoren der Theologie (nicht etwa bloß der Philosophie), die achtungswürdigsten Männer haben diese Lehre angenommen und dem Christenthum vermittelt, nicht bloß einzelne Theile der Hegel'schen Lehre, sondern die ganze Lehre sey als das Allerheiligste der christlichen Lehre erkannt worden, und überdies sey die Hegel'sche Philosophie zugleich als das probateste Mittel erfunden worden, die studirende Jugend für das Bestehende zu begeistern und von aller unzeitigen Neuerungssucht zu heilen. Das alles hielt man uns damals entgegen. Das war die Antwort, welche die Opposition erhielt, die vom praktischen Standpunkt ausging. Andere Oppositionen, die sich aus dem Schooß der unverfälscht christlichen Theologie erhoben, wurden als beschränkte Frömmelei, und die, welche von den philosophischen Schulen Schellings, der noch ältern Kantisch-Friesischen und einigen jüngern ausgingen, als bloßer Neid bezeichnet.

So sicher konnte damals der freche Dämon, der im Innersten der Hegelei sitzt, auf alle Angriffe herabsehen, weil er sich eine Menge guter Geister dienstbar gemacht hatte. Wenn er sich nicht als echt christliche Philosophie hätte geltend machen, wenn er sich nicht mit der Autorität einer als fromm bekannten Staatsregierung und mit den Namen vieler Ehrenmänner, die ihm anhingen, hätte brüsten können, so wäre sein Ansehen, seine Macht nicht auf das Bestehende gegründet gewesen. Mit einem Wort, wenn die Hegel'sche Schule nicht jene rechte Seite gehabt hätte, die jetzt so sehr geschmäht wird, so würde die linke zwar immer als eine antichristliche Partei großes Aufsehen erregt, doch aber nie in einem christlichen Staate die Hegemonie des akademischen Unterrichts errungen haben. Es ist klar, daß, wenn die linke Seite jetzt in ihrem Uebermuth die rechte ausschließt, sie sich zugleich aller der Mittel beraubt, durch welche sie so mächtig geworden ist. Und eben so klar ist, daß die rechte Seite, nachdem die Enttäuschung einmal so weit gediehen ist, ihre Rolle eo ipso ausgespielt hat.

Das reine Hegelthum, was nun übrig bleibt, frei von den Illusionen der modernen Gnostiker, die es dem Christenthum glaubten aufpfropfen zu können, hat eine doppelte Bedeutung, theils für die Wissenschaft, theils für das Leben. Die erstere ist verhältnißmäßig unwichtig. Die Stelle, die das Hegel'sche System im großen System aller philosophischen Systeme einnimmt, ist demselben längst in der Geschichte der Philosophie angewiesen. Daß einmal ein solches System aufgestellt werden mußte, und daß es an dieser bestimmten Stelle in der Reihenfolge der sich aus einander entwickelnden Systeme erschien, war nach dem, was vorhergegangen, natürlich; eben so natürlich ist es, daß diesem System schon wieder andere gefolgt sind und noch mehrere folgen werden. Es ging, wie jedes andere System, theils aus der natürlichen Weiterentwicklung des früher schon Gedachten, theils aus dem Contrast gegen dasselbe hervor. Es diente zur Ergänzung des Ganzen mit seinem Verdienst formeller Verschärfung des Denkens sowohl als mit seinen Mißgriffen in Bezug auf den Gegenstand des Denkens. So füllte es die Stelle aus, die es ausfüllen sollte; eine Welle des Gedankenstroms warf es auf und führt es auch wieder mit sich fort. Der Strom wird deßwegen nicht still stehen. So weit ist man doch endlich im Denken gekommen, daß man die Philosophie im Gesammtinhalt aller Philosophien, in dem ganzen unermeßlichen Proceß des Denkens, der so alt als die Geschichte ist, in dem noch unvollendeten System der Systeme sucht, und nicht im ersten besten einzelnen System, dessen Urheber freilich immer glaubt, es sey das einzig richtige. Nach einer so umfassenden Erfahrung, nachdem uns die Geschichte der Philosophie eine so unermeßliche Aussicht über die Geister gewährt, kann man es doch nur noch als eine Albernheit ansehen, wenn zum hundertsten und tausendsten Male ein neuer Philosoph **sein** System für das **allein** richtige und erschöpfende gehalten wissen will. Allerdings muß man auf der andern Seite zugeben, daß der Stolz, allein Recht zu haben, der vorzüglichste Sporn des Denkens ist, und daß man sich nicht mehr anstrengen würde, wenn man fürchten müßte, statt der Wahrheit am Ziele immer wieder nur Täuschung oder nur eine theilweise Wahrheit zu finden. Allein beides, der gute Glauben der Philosophen und die geschichtliche Erfahrung können neben einander bestehen, müssen neben einander bestehen, bestehen wirklich neben einander.

Dieses Verhältniß des Hegel'schen Systems zur Wissenschaft kann übrigens nur die Männer von Fach interessiren. Viel wichtiger ist die Bedeutung, die es für das Leben zu gewinnen sucht. In der Wissenschaft verschwindet ein Irrthum unter vielen andern. Im Leben aber kann er der fruchtbare Keim höchst verderblicher Wirkungen werden.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 97.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 24. September 1838.

Streitschrift.

Die Hegelingen. Aktenstücke und Belege zu der s. g. Denunciation der ewigen Wahrheit, zusammengestellt von Dr. Heinrich Leo. Halle, Anton, 1838. S. 44.

(Schluß.)

Deßwegen sind uns auch nur die Schüler und Anhänger Hegels wichtig, welche die Theorien desselben auf das praktische Gebiet hinübergespielt haben, also vor allen Dr. Strauß, der den christlichen Bevölkerungen die Bibel aus der Hand zu reißen sucht, und die sittenlose junge Schule, die den schon ältern Beispielen der französischen Revolution folgend und in einiger Verbindung mit den St. Simonistischen Ideen eine sociale Reform verlangt hat. Diese zwei Versuche sind praktisch und ungleich folgenreicher als Alles, was die jungen Professoren auf den Kathedern oder in unverständlichen Büchern faseln, obgleich allerdings auch die Einwirkung auf die Jugend von den Kathedern herab durch die zunehmend große Zahl docirender Hegelianer sich zum Erschrecken weit ausgedehnt hat.

Die Hegelianer erklären selbst, sie wollen auf die Menge wirken, und, den engen Kreis der Schulweisheit verlassend, eine große Partei im Volke bilden. Ein Herr Bayrhoffer sagt dies in einer von Herrn Leo gleichfalls citirten Stelle seiner „Idee und Geschichte der Philosophie" ausdrücklich mit den Worten: „Das Geisterreich (d. h. die Gemeinde der Idee oder das in Hegel vergötterte Volk, le Peuple-Dieu) ist zwar schon zahlreich, aber noch nicht hinlänglich hinabgesenkt in die concreten Sphären des Lebens." In diese der Hegelei bisher unzugänglichen Sphären hat nun Dr. Strauß die erste breitgähnende Breche gelegt.

Das Volk im Ganzen, das sich natürlich um den Zank der Philosophen nicht kümmert, kümmert sich doch um die Bibel. Darum war das Unternehmen des Dr. Strauß gewiß die kühnste und glücklichste Diversion, die zu Gunsten des Hegelianismus gemacht werden konnte. Strauß hat hundertmal mehr Einfluß geübt, als Hegel selbst, und wird ihn noch ferner üben. Hegel ist von wenigen verstanden, vom Volk nicht einmal gelesen worden, aber Strauß wird von Jedermann verstanden und mit Begierde selbst von Personen aus den niedern Klassen gelesen.

Das versteht Jeder, daß, wenn die Evangelien Mythen sind, wenn es gar keinen Messias gab, wenn seine Lehren uns zu nichts verpflichten, wir in gewisser Beziehung von einer Fessel frei werden. Je mehr die Gottesminne in den Herzen erstorben ist, desto mehr hat sie die Gottesfurcht ersetzen müssen und der rohere Mensch im christlichen Europa und in Deutschland, der noch aus Furcht vor den göttlichen Geboten und noch erfüllt von den Eindrücken einer streng christlichen Erziehung das Böse mied, fühlte gleichwohl den Zwang dabei. Die Allgegenwart Gottes, die Perspective des Weltgerichts drückten mit einer heimlichen Gewalt auf seine Seele und ließen dem federnden Triebe, der in böser Lust aufschnellen wollte, die heimlich ersehnte, doch vom Gewissen streng bewachte Freiheit nicht. Jetzt aber lehrt Strauß diese Furcht vor Gott, diesen Glauben an die Verheißungen und Drohungen Christi als einen lächerlichen Wahn verbannen. Wie Schuppen fällt es den Leuten von den Augen, wie Fesseln von den Händen und Füßen. Sie sind nun — frei. Es gibt wohl immer noch einen weltlichen Richter für sie, aber keinen

ewigen. Es gibt noch ein lästiges System von Strafen für verschiedene Verbrechen, doch die alte christliche Moral zwängt sie nicht mehr ein. Das versteht Jeder, und das thut Vielen, sehr Vielen unaussprechlich wohl. Verhehlen wir uns nicht, daß nichts verführerischer für die rohe Menge ist, als dieses Lossprechen von allen Verpflichtungen, die uns Christus auferlegt hat. Die Lust, unverantwortlich handeln zu können, schmeichelt jedem menschlichen Herzen. Sie aber ist der Anfang aller Sünde da, wo sie nicht über schon begangene Sünden tröstet. Sie verlockt selbst die Unschuld zur Sünde.

Wer so viel nimmt, wie Strauß und die Hegelianer der strikten Observanz den Menschen genommen haben, indem sie ihnen die Bibel entrissen, sollte diesen Verlust mindestens mit etwas ersetzen, das die rohen Herzen auf eine ähnliche oder vielleicht noch bessere Weise zur Liebe und Tugend erzöge, als das abgeschaffte Christenthum. Welche strenge Stoa werden sie uns bieten oder welchen neuen Platonismus, der die schweren Pflichten vielleicht unter der Form von Schönheitsgesetzen leichter macht?

Bisher haben wir nur eine praktische Anwendung der Hegel'schen Theorie als Ersatz für das Christenthum kennen gelernt, das neue Heidenthum, die neue „Religion der Sinnlichkeit," die Heine und einige andere Philosophen von gleichem Kaliber in Vorschlag brachten. Das sonderbarste aber ist, daß diese armen Philosophen wirklich, ohne es im Denken weit gebracht zu haben, aus bloßem Instinkt ganz auf das Richtige verfallen sind. Der Hegelianismus hat diese Kinder der Liebe, die so unerwartet wedelnd an ihm hinaufgesprungen sind, als seine echte Brut anerkennen müssen. In seiner praktischen Anwendung kann die Lehre Hegels, welche die Menschen, wie sie da sind, vergöttert und aller Verantwortung überhebt, zu keinem bessern Resultate führen. Es ist die Emancipation alles Niedrigen in der menschlichen Natur, das durch diese sublime und vornehme Lehre des Berliner Philosophen im praktischen Leben befördert wird, und anders nichts. Der Kitzel, Gott gleich zu seyn, entfesselte von jeher nur das Thier im Menschen.

Gewiß sind viele Redliche, die sich der Hegel'schen Lehre hingegeben, vor diesem Resultat erschrocken. Gewiß haben viele die Vergötterung der Menschheit nur in dem Sinne gedacht, in dem sie zugleich eine sittliche Verklärung seyn sollte. Daraus allein sind auch ihre Schwärmereien von dem diesseitigen Himmelreich zu erklären, zu dem „die Perfectibilität des Christenthums" durch den Hegelianismus führen sollte. Sie verstehen unter dem Ideal der künftigen Menschheit, das auf diesem Wege erreicht werden soll, wirklich eine Gemeinde der Heiligen und nähern sie sich auch dem industriellen Utopien St. Simons, so wollen sie sich doch auf keine Weise zu dem krassen Materialismus derer erniedrigen, die in ihrem neuen Heidenthum statt des ewigen Geistes den sterblichen Körper allein anbeten. Da nun aber leider die Philosophen so wenig Notiz von der Geschichte nehmen, haben sie alle die Erfahrungen übersehen, die man bereits in Bezug auf ähnliche Schwärmereien lange vor ihnen gemacht hat. Die Selbstvergötterung hat nie zu etwas anderem geführt, als zur Emancipation des Fleisches.

Schon bei den Begharden im vierzehnten Jahrhundert führte die Irrlehre von der Vergötterung des Menschen zu zügelloser Lüderlichkeit. Es gab unter ihnen einen Hegel, der die Menschen für Götter hielt, einen Strauß, der die Bibel für eine bloße Poesie hielt, und einen Heine, der die Ehe aufgehoben wissen und eine allgemeine Buhlerei in der Religion des Fleisches einführen wollte. Bischof Johann von Straßburg verdammte im Jahr 1317 ihre Lehren, unter denen folgende ganz Hegel'sche Sätze vorkommen: Gott und Mensch sind eins, alle göttliche Vollkommenheiten sind nur im Menschen; der Gottmensch Christus ist daher jeder Mensch und das Evangelium ist ein bloßes Gedicht. (Credunt, se esse Deum per naturam sine distinctione. Item quod sint in eis omnes perfectiones divinae. Dicunt, quod quilibet homo perfectus sit Christus. Contra Evangelia dicunt, se credere, multa ibi esse poetica, quae non vera. Siehe den Hirtenbrief in Mosheim de Beghardis S. 255 ff.) Ganz dieselben Grundsätze hatten auch die Begharden, von denen Corneeus in seiner Chronik Bericht erstattet: der Mensch ist Gott; was Gott thut, thut der Mensch; ohne den Menschen kann Gott nichts thun (homo operatur, quod Deus operatur et Deus sine tali homine nihil facere potest). Aus diesem Grunde erklärten sie sich für unverantwortlich, für erhaben über jede Sünde. (Bischof Johann von Straßburg sagt deßhalb: dicunt, quod sunt impeccabiles, unde quemcunque actum peccati faciunt sine peccato). Nach Corneeus lehrten sie, wie es einige Schüler Hegels wiederholt haben, die Indifferenz des Guten und Bösen, Gott sey weder böse noch gut und offenbare sich im sogenannten Bösen eben so, wie im sogenannten Guten, alles, was er thue, sey vollkommen; da nun aber Gott nichts anderes als der Mensch selber sey, so sey auch alles vollkommen, was

der Mensch thue, und wenn er Trieb zu einer sogenannten Sünde fühle, so sey das eben göttlicher Trieb und die wahre Buße, diesem Triebe nachzugeben und sich nicht gegen Gottes (nämlich den eignen) Willen zu sträuben. (Deus neque bonus est neque malus, et tam male dictum est, Deum esse bonum, sicut dicere, album esse nigrum. In omni malo manifestatur et relucet aequaliter gloria Dei. Et quia Deus vult, me peccasse, ideo nollem ego, quod peccata non commisissem et haec vera est poenitentia. Corneri cron. bei Eccard. II. 1035 ff.) In der Aufhebung des Gegensatzes zwischen Böse und Gut, in der „Ueberwindung dieser als absolut gesetzten Feindschaft zwischen dem Guten und Bösen" erkannte noch unlängst Carové in seiner Schrift über kirchliches Christenthum, die „höchste Aufgabe der Menschheit" und nannte den, der die „Vergänglichkeit dieses Gegensatzes zuerst ausgesprochen," nämlich Hegel, den größten Propheten unserer Zeit. Die jungen Deutschen haben bekanntlich dieses Thema noch weiter ausgeführt und sogar in ihrer neuen Religion des Fleisches alles das, was früher für das Gute gehalten wurde, Unschuld, Scham, Keuschheit ꝛc. für das zu Verwerfende erklärt. Man sieht, es gibt nichts Neues unter der Sonne.

Die Geschichte der Wiedertäufer bietet ganz ähnliche Erscheinungen dar. Daß auch diese Gemeinde des freien Geistes 1535 zu Münster in alle Bestialitäten des emancipirten Fleisches verfiel, ist zu bekannt, als daß wir es hier zu erzählen brauchten.

Auch die französische Revolution brachte ähnlichen Wahnsinn zum Vorschein. Bekanntlich wurde 1793 nicht bloß die christliche Religion, sondern auch der Glauben an Gott verboten und Gott förmlich in Frankreich abgeschafft, doch schon nach einigen Wochen durch Dekret, zwar nicht mehr als christlicher, doch als Gott schlechthin eben so förmlich wieder eingesezt. Statt des abgesezten Gottes der Christen machte man einstweilen theils die Nation, theils die Vernunft, theils die Natur zur Gottheit. Man sezte halbnackte Schauspielerinnen als sogenannte Vernunftgöttinnen auf die Altäre. Man löschte die Lichter aus, zündete eine Schüssel voll Branntwein an und feierte um die blaue Flamme, als um das être suprême die Orgien der Naturreligion. Alle diese Tollheiten erklären sich aus der Philosophie, die vorher gepredigt worden war. Das Christenthum war längst durch die Schule Voltaire's verspottet. Daß es keinen Gott gebe, außer der Natur, und daß in der Natur kein Herr sey, außer dem Menschen, daß mithin der Mensch Gott sey, war längst von den Materialisten gelehrt worden. Am kräftigsten und consequentesten verarbeitete diese Lehren der berühmte Cloots, der im Convent sagte: „Ich kämpfte mein Leben lang gegen den Herrn der Erde und des Himmels. Es gibt nur einen Gott, nämlich die Natur und nur einen Herrn, nämlich das Menschengeschlecht, das göttliche Volk (Peuple-Dieu), durch die Vernunft zu einer allgemeinen Republik vereinigt. Die Religion ist das einzige Hinderniß dieses Utopiens, aber die Zeit ist gekommen, sie zu zerstören." Dieses göttliche Volk ist ganz dasselbe, was die Hegelianer jezt „die Gemeinde der Idee" nennen, und Michelet spottet fast wörtlich über Göschel, wie Cloots damals über die Christen spottete: Quiconque a la debilité de croire en Dieu, ne sauroit avoir la sagacité de connaitre le genre humain, le souverain unique. Moniteur 1793. Nr. 120.

Was die Speculation in einem verbrannten Hirn zuerst ausgedacht, was gutmüthige Optimisten als Sache der Menschheit adoptirt und mit Begeisterung gefördert, das ist zulezt immer eine furchtbare Waffe der entfesselten Bestialität geworden. Die Verwegenheit des Geschöpfes, sich Gott gleich zu achten, hat sich noch jederzeit durch die Reaction des Ungöttlichsten im Menschen gerächt. Daß die Selbstvergötterung der Hegelianer keine andere Folgen haben konnte, ließ sich schon aus den Gesetzen historischer Consequenz vorausbestimmen. Daß sie in der neuen „Religion der Sinnlichkeit" bereits eingetreten sind, ist bekannt. Daß der Schwindel bisher noch im Papier stecken geblieben ist, daß er sich noch nicht den Massen des Volks mitgetheilt hat, ist ein Glück. Wenn aber die Schule immer zahlreichere Proselyten macht, wenn das Werk von Strauß immer populärer wird, so dürfte des Volks, das wir jener Berliner Schneider „ein Stückchen Gott" seyn wollte, bald nur zu viel werden.

Wenn auch die rechte Seite der Hegel'schen Schule sich durch die linke nicht aus dem von Hegels Namen umschriebenen philosophischen Terrain treiben ließe, wenn statt der von Michelet vorgeschlagenen Allianz der Linken mit dem Centrum vielleicht aus Furcht vor den Extremen, zu denen die äußerste Linke immer mehr führen wird, umgekehrt eine Allianz der Rechten mit dem Centrum zu Stande käme, so wird doch, wie in allen ähnlichen Meinungskämpfen, die Linke als die allein entschiedene und offensive das Uebergewicht in der Hegelei behaupten, und die vermittelnde Partei wird früher oder später einen kläglichen Ausgang nehmen. Die Zeit der Scheidung und Zersetzung ist unwiderruflich

eingetreten. Ein neues Flicken, Amalgamiren und Zusammenkleistern des Christenthums und Hegelthums würde sich noch weniger rechtfertigen lassen, als das erste Mal und wäre nur eine Consequenz der Schwäche und der Täuschung, nicht der Kraft und der Wahrheit. Der Riß ist geschehen. Es gilt jezt Christ seyn oder Heide.

Doch — — — — parturiunt montes! Auch dieser Kampf wird vielleicht wieder ausgehen wie das Hornberger Schießen, welches bekanntlich darum aufhörte, weil man mitten im Eifer auf einmal merkte, daß man kein Pulver mehr hatte. Die bisherige Erfahrung hat gezeigt, daß zwar entsetzlich viel Frechheit in unserer Literatur ist, daß sie aber aus einer Lascivität der Seele stammt, der es an aller männlichen Charakterstärke gebricht, um in großartiger Leidenschaft zu entflammen und das Märtyrerthum nicht zu scheuen. Die ungeheuersten Revolutionen sind angekündigt worden, mit solchem Lärmen, in so vielstimmigem Chorus, daß der Irrthum der Redlichen, die das alles für Ernst nahmen, wohl verzeihlich war. Allein sobald die erkünstelte Hitze bis zu dem Thermometergrade gestiegen war, an welchem sie der Staatsgewalt fühlbar wurde, reichte immer eine kleine polizeiliche und diplomatische Rüge hin, das ganze entsetzliche Toben der modernen Titanen zu beschwichtigen, die man sofort ängstlich bemüht sah, ihre Anhänglichkeit an das Bestehende zu betheuern, die sich in die „höhern Zirkel" drängten und die mit der Gunst eines Vornehmen noch in dem nämlichen Jahre prahlten, bei dessen Beginn sie furchtbarer als Muhamed in die Weltgeschichte einzugreifen drohten. Zu solcher Erbärmlichkeit ist es mit unserer Literatur gediehen und die ehrliche Kritik, wo es noch eine gibt, erschöpft sich vergeblich im Kampf mit diesen Hrymthursen, die zu ungeheurer Höhe sich aufzuthürmen scheinen und im nächsten Augenblick in Koth zerfließen. Wir prophezeihen der linken Seite des Hegelianismus denselben Ruhm, den ihre Vorläufer, die jungen Deutschen geerntet. Wir vermuthen, sie werden ihre Gotteslästerung bald so weit getrieben haben, daß die preußische Regierung mit einem Wink dem Unfug steuern wird und dann werden sie — zum Kreuze kriechen, und der wackere Leo wird sich beschämt fragen, warum er um dieser schwachen Menschen willen sich ereifert?

Und doch sey ihm Dank gesagt für diesen edeln Eifer, denn er hatte es nur mit den bleibenden Wirkungen ihrer schlechten Lehren zu thun, über die sie selber nicht mehr Herr sind, mögen sie sie bemänteln oder ganz abschwören. Die Literatur ist nun einmal mit giftigen Schriften voll gotteslästerlicher Lehren überschwemmt und diese bleiben und werden im schlimmsten Sinne gelesen, wenn auch ihre Verfasser sich bemühen, der hohen Staatsweisheit zu beweisen, daß sie in einem mildern Sinne interpretirt werden müssen. Diese verderblichen Schriften bleiben, wenn auch ihre Verfasser hinterdrein mit affektirter Genialität erklären, sie dächten nicht mehr daran, es seyen nur Auswüchse ihrer Jugendkraft gewesen. Eine ganze Generation wird auf den Universitäten verdorben, mit Atheismus und Verachtung aller christlichen Tugenden angefüllt. Für den oft sauer erworbenen Sparpfennig, mit dem christliche Eltern ihre Söhne vertrauensvoll auf die Universitäten schicken, werden diese Söhne in der Verachtung und Verhöhnung alles dessen unterrichtet, was den Eltern heilig war, und was ewig heilig bleiben sollte, im offenbaren Haß gegen Christus und alles Christliche und in einer höchst zweideutigen Moral. Wurde so von einem Dutzend Kathedern herab, wurde in zahllosen wissenschaftlichen und belletristischen Modeschriften dasselbe gelehrt, wurde so vieler Same ausgestreut, wie sollte er nicht am Ende aufgehen? Luther sagte bei einer ganz ähnlichen Gelegenheit: Dieses Gift (das den eignen Geist an die Stelle des göttlichen sitzen will) hat die Art, daß es, ehe man sichs versieht, einen ganzen Haufen durchdrungen hat.

Die geschichtlichen Erfahrungen haben dargethan, daß solche Lehren nie verbreitet worden sind, ohne zulezt in die rohen Menschenklassen hinabzusteigen und dort zu Exzessen zu führen, an welchen die bisher verblendete Welt erst die wahre Natur jener Lehren erkannte. Dann wurde der Greuel mit Greuel gedämpft und die Menschen, welche Götter im Fleisch seyn wollten, mußten durch eine schreckliche Katastrophe erst wieder lernen, einfache Menschen zu seyn. Es wäre unseres erleuchteten Jahrhunderts wohl würdig, eine neue Erfahrung dieser Art zu vermeiden und den Wahnsinn noch innerhalb der gelehrten Grenzen zu besiegen, bevor er in die immer leichtgläubigen und unzurechnungsfähigen Massen übergeht. Sollten unsere Universitäten, sollte unsere Literatur so viele vernünftige und einflußreiche Männer besitzen und nicht im Stande seyn, den Einfluß einer offenbar unvernünftigen Irrlehre einzuschränken, einer Irrlehre, die schon mehr als einmal im Verlauf der Jahrhunderte aufgetaucht ist und immer zu dem gleichen beklagenswerthen Resultate geführt hat?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 98.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 26. September 1838.

Länder- und Völkerkunde.

1) Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen der allgemein vergleichenden Geographie. Von Karl Ritter. 7ter Theil. 3tes Buch: Westasien. Auch unter dem Titel: Die Erdkunde von Asien. 5ter Band. Berlin, Reimer, 1837.

Dem, was wir in unsern Blättern 1835 Nr. 44 und 1837 Nr. 42 über Ritters unsterbliches Verdienst gesagt, fügen wir nur eine kurze Anzeige des seitdem wieder erschienenen neuen Bandes seiner Erdkunde an. Möchte es ihm vergönnt seyn, diese herkulische Arbeit ganz zu vollenden, eines der großartigsten Denkmale deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit.

Der siebente Theil erörtert einen Theil der Erde, der in unsrer Zeit in hohem Grade die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, nämlich die Länder Asiens, die zwischen dem englischen und russischen Einfluß in der Mitte liegen, das große Flußgebiet des Indus, das Reich Runjit Singhs, und was nordwärts davon liegt, Kabul, Turkestan, das tartarische Centralasien. Der Lauf des Indus vom schönen Thal von Kaschmir bis zum Meere und alle geographischen und ethnographischen, naturkundlichen, geschichtlichen und politischen Verhältnisse seines Gebietes sind hier auf das vollständigste, wie man es nirgend anders so beisammen findet, dargestellt. Alte und neue Berichte sind auf das sorgfältigste dabei verglichen. Wer sich für die Zukunft Asiens, für die großen Hoffnungen, welche die Schifffahrt und der Handel auf dem Indus erwecken, und für die politischen Conflicte interessirt, die voraussichtlich eintreten werden, wenn die Macht Rußlands von Norden und die Englands von Süden her in dem bisherigen Maaße zunehmen, der versehle ja nicht, sich aus Ritters Werke über das Terrain zu belehren.

Das Gebirge Hindu Khu, die Hochterrasse von Kabul, Turkestan, das alte Kaschgdar und was weiter gegen China liegt in Asiens Herzen, fällt zum Theil unter den gleichen Gesichtspunkt, sofern hier die russische und englische Politik dieselben Berührungspunkte finden, theils mischt sich hier auch die chinesische Politik ein. Außerdem aber sind diese Gegenden durch die Alterthümer und als Wiegen der Völker merkwürdig. Uns Deutsche muß insbesondere interessiren, was über das alte Volk der Yueitchi oder Yueti (Geten) und Szu oder Sai (Saken), gesagt ist, da die germanische Abstammung derselben ziemlich wahrscheinlich ist. „Das doch schon etwas gelichtete Halbdunkel, in dem sich diese Verhältnisse gegenwärtig darstellen, ist nun, wie wir summarisch aus Obigem nur kurz angeben, der Art, daß wir den ältesten Zustand der assiatischen Skythen (Massageten der älteren Zeit), welche den Persern und Indern schon als Sakas bekannt waren, mit der Macedonier Zeit und dem hellenischen Bactriana, nach der Südseite hin als vorübergegangen betrachten müssen, während derselbe Zustand vielleicht, gegen die Nord- und Westseite, worüber uns jedoch fast alle Daten fehlen, in derselben Art immer noch fortdauern konnte. Die veränderte Gestalt ihrer ethnographischen Verhältnisse tritt uns in der Zeit der Einwanderung der Usun, dem ersten uns bekannt werdenden und am wahrscheinlichsten als Zweig zum indo-germanischen Stamme gehörigen Volke, in dem nördlichen Raume entgegen; in den südlichern aber, in den theils bewahrten, theils durch Ansiedelung und erste Anflüge der Kultur, veränderten Zuständen ihrer Herrschaften, zwischen Jaxartes und Oxus, welche durch die Einwanderung der Yueti (die uns mehr als Verwandte der dort früher schon vorhandenen Massageten, als der Tübeter entgegentreten) uns erst historisch sichtbar werden. Für diese nähere oder sey es fernere Verwandtschaft mit Massageten, scheint, außer den übrigen Verhältnissen, auch ihr Name der Großen Yueti, der mit den Massageten ganz identisch zu seyn scheint, und welcher nun bis auf

die Zeiten Timurs, ja bis auf die Gegenwart am Indus fortdauert, nicht wenig zu sprechen. Uebrigens tritt die Geschichte der Yueti, in allen Erscheinungen gegen Persien und Indien, nur wie eine Fortsetzung der Geschichte der Massageten auf, die selbst noch bis Ptolemäus in den dortigen Ländern der Yueti-Herrschaft am Ascatancas-Gebirge fortdauern. Wie das Verhältniß der germanischen Völker zur Römerzeit, bei Tacitus, zu den Germanen nach der Römerzeit und der Völkerwanderung, als identisch und doch verschieden, eben so, um es kurz zu bezeichnen, scheint uns dasjenige der Massageten und der spätern Yueti, als Getisch-Sakische und dem südlichen Fortschritte nach der indo-skythischen Völker zu seyn, für welche die hellenisch-bactrische Periode die Scheidung bildete. Diese Yueti (Getae), theils ihre Vorgänger (Sai und Tahia, Saken und Daae) besiegend, theils ihre gefeierten Herrschaften duldend, theils ihre Völkerschaften südwärts über den Oxus verdrängend, wie die Tahia, führen den Sturz des hellenischen, bactrischen Reiches herbei, dem eine nachrückende Eroberung über den indischen Kaukasus nach Indien folgt, wo die indo-skythischen (sakische und getische) Reiche, vielfach verzweigt, selbst bis zur Mündung des Indus und ostwärts zum mittlern Ganges vordringen, aber auf die Westseite des Indus zurückgeworfen (Aera Sakabda), sich dort, in vielen Dynastien, kleinern und größern Reichen, die fast alle sich durch Annahme des Buddhismus von Brahmanen im Osten und Persern im Westen auszeichnen, bis zur Araberperiode, oder bis zur Einführung der Lehre Mohammeds erhalten, vor der die Lehre des friedlichen Buddha, nordostwärts durch das Gebirgsland und durch die Sitze der ältern Heimath ausweicht, und so durch den Osten sich verbreitet. Die Specialgeschichten dieser Begebenheiten sind es, deren Entwirrung man durch die aufgefundenen numismatischen Schätze mit einiger Zuversicht entgegen sehen darf."

Hieran schließt sich auch die Vermuthung über die s. g. Nachkommen Alexanders des Großen in Mittelasien. „Daß hier hellenisch-macedonische Colonien, und nicht unbedeutende, von Alexandria ad Caucasum (Bamiyan) bis Alexandria ad Tanaim, wo Cyropolis oder Cyreschata einst die größte aller dortigen Städte, wohl nahe dem heutigen Khodjend gegründet, und nebst Maracanda (Samarkand), noch 7 andere Städte von Alexander am Sihun erobert wurden, ist aus den Historien bekannt. Nach der Verdrängung der Nachfolger Alexanders, als Präfecten und Commandanten jener hellenisch-bactrischen Herrschaften, durch Saken und Getengeschlechter, kann man wohl kaum es für unwahrscheinlich halten, daß diese ihr Asyl nicht in den offenen Ebenen Transoxianas und Sogdianas, sondern vielmehr in den gesicherteren Alpengauen der obern Oxusthäler gesucht haben werden, wo sie wohl frühzeitig genug, selbst bis Iskardo nach Baltistan, an die Grenze Kaschmirs, vorrücken konnten, so daß die erste Civilisation dieses Alpenthales, das durch seinen Goldreichthum seit alter Zeit die Aufmerksamkeit auf sich zog, durch hellenisch-bactrische und später seleucidisch-bactrische Flüchtlinge und Verdrängte, keineswegs so abenteuerlich seyn möchte, als dies beim ersten Anblick erscheint. Diese Gegenden blieben außerhalb der alles zerstörenden Mongholen-Ueberfälle, fast ungestört oder doch viel weniger gestört als ihre Umgebungen liegen; in ihnen lebte also die ältere Zeit länger fort, als in den westlichern Nachbarstaaten. Erst mit den fortgesetzten Einfällen und Ueberfällen tiefer eindringender Mohammedaner, gingen also wohl die Erinnerungen und dorthin geflüchteten Documente hellenisch-seleucidischer Herkunft unter, von denen sich zu M. Polos Zeit noch vielleicht nähere Beweise hätten einsammeln lassen, von denen, nach Abul Fazils Angabe, noch bei den Sewat's und Bijore's Häuptlingen die genealogischen Stammbäume sich vorfinden sollten. Mag dem seyn wie ihm wolle, noch bis heute, wo noch immer keine Turk und Usbeken Population in diesen Thalgebieten ansässig geworden, und die Volksmasse noch eine einheimische geblieben, wollten mehrere der Eingebornen Badakhschans, welche Al. Burnes darüber persönlich sprechen hörte, entschieden von jenem berühmten Geschlechte der Nachfolger Alexanders herstammen, und ihre persische Sprache ist, sagt derselbe, wenigstens Beweis für ihre dortige Ansiedlung und Herrschaft vor der jüngern Ueberfluthung durch turkredende Völkerstämme und arabischer mit der mohammedanischen Invasion dort eingedrungener, die das flachere Transoxiana in ein mittelaltriges Mawar al nahar und in eine moderne Bucharei umwandeln mußte."

Die Yueti selbst aber, einst Sieger über die Nachfolger Alexanders in Bactrien, unterlagen zuletzt dem gewaltigen Timur: „Wir lernten einzelne dieser Völkergruppen als Stifter mächtiger Königreiche in Sogdiana kennen, von wo zumal die Yueti den Buddha-Cultus, den sie selbst erst aus Pe Hian thou, oder dem Norden Hindostans zugeführt erhalten hatten, nach Kaschgar verbreiteten. Wir sahen zahlreiche königliche Dynastien der Indo-Skythen, unter deren Namen bei Griechen und Römern man wohl gar manche gegenwärtig nicht mehr zu entwirrende Volks- und Geschlechtsvermischungen der Geten und Saken, und vielleicht auch einiger nördlichern Usiun zu verstehen hat, ihre Throne viele Jahrhunderte lang durch alle Länder zwischen Persien und dem Indusstrome vom Tschui, Talas, durch ganz Sogdiana, Bactrien, bis zum Indus-Delta verbreiten, wo ihr Name, ihre Religion, ihre Cultur, die aus dem Westen und dem Norden hereinstürmende Araber- und Mongholenfluth fast nur in ihren Münzresten überlebt hat, während die einheimischen Kämpfe der gegen

sie in Tokharestan auftretenden tokharischen, d. i. dort ansässig gewordenen westtürkischen Stämme, die sich ganz dem Islam in die Arme warfen, den sie auch mit Feuer und Schwert verbreiteten, sie wohl gänzlich aufrieben und vernichteten, woraus Timurs Vertilgungskriege gegen die Geten im Norden bis zum Saisansee und Oluk Yulduz, wie die im Süden des Himalaya-Gebirgs, gegen die Getenvölker im Indus-Pendjab, sich hinreichend erklären, falls wir, wie es uns wahrscheinlich ist, diese für die lezten erkennbaren Reste jener nicht mohammedanisch gewordenen sehr zerstreuten getischen Völkerstämme Central-Asiens ansehen dürfen."

Höchst interessant und gewiß den meisten Lesern neu ist, was Ritter über den Einfluß der Chinesen auf Mittelasien sagt. Dabei weist er nach, daß sie schon mit den alten Römern in Verbindung gestanden haben. In einem alten chinesischen Werke steht folgendes: „Die Könige von Ta Tsin (d. i. der Römer, später der Folin, d. i. Byzantiner), eines großen Reiches voll Städte und Königreiche mit sehr großer Capitale, prächtigen Palästen, kostbaren Kleidern, weißbedeckten Wagen u. s. w., hatten den Wunsch geäußert, mit Chinesen in Verbindung zu treten; aber die Asi (Parther, auch wohl mit ihnen an der Ostgrenze vermischte Stämme), welche ihre Stoffe denen von Ta Tsin verhandelten, hatten stets die Routen geheim gehalten, und die directe Communication zwischen beiden Reichen gehindert. Diese Verbindung ward wirklich einmal angeknüpft, als einer der Herrscher von Ta Tsin unter dem chinesischen Kaiser Houanti, in dessen neuntem Jahre Yanhi, d. i. im Jahr 166 n. Chr. Geb., Gesandte nach China schickte, nämlich An-thun. Also Kaiser Marc. Antonius (reg. 161—180 nach Chr. G.); das Jahr 166 ist das merkwürdige, in welchem er Ctesiphon am Tigris eingeäschert und den Partherkrieg glücklich beendigt hatte, worauf eine Embassade gegen den Osten, zur Eröffnung eines directen Handels mit dem chinesischen Reiche auch hierzu die günstigste Periode seiner Regierung war. Doch kamen diese Gesandten, nach der Erzählung des chinesischen Autors, nicht auf dem Landwege (dem Pelu, der Nordroute, sondern auf dem Wasserwege über Jinan (d. i. Tonking) nach China; es war in dem, was sie mitbrachten, jedoch keine Kostbarkeit von Bedeutung. Später, im 3ten Jahrhundert (zur Zeit der San Koue, d. i. der drei Königreiche, reg. 221—277 n. Chr. G.) wird anderwärts in den chinesischen Annalen gesagt: die Einwohner von Ta Tsin hatten seit langen Zeiten den Wunsch, Embassaden in das Reich der Mitte zu schicken; aber die Asi (Parther) hatten sich dem entgegengestellt, aus Furcht den Gewinn des Zwischenhandels zu verlieren. Die von Ta Tsin verfertigten Stoffe, die besser gefärbt sind und von schönern Farben als Alles, was im Osten des Meeres (des Caspischen) gemacht ward. Dagegen fanden sie es sehr vortheilhaft, die Seide aus dem Königreiche der Mitte (d. i. China) zu kaufen, um daraus die Zeuge nach ihrer Art zu weben. Dieses war der Grund ihres Verkehrs, der sie mit den Asi (Parthern) und den übrigen benachbarten Völkern verband. Hiermit erhalten wir also durch gleichzeitige Chinesen den Aufschluß über den ältesten berühmten Handel der Seren, mit der rohen Seide, gegen gefärbte Stoffe (wohl Purpur), zwischen dem äußersten Osten und Westen der Erde, durch die Vermitlung der Asi, Asianen oder Parther, zwischen dem Chinesen- und Römereiche. — Nach dem Untergange der Parther fingen nun die Perser, d. i. die Sassaniden, an, auf gleiche Weise jede directe Römerverbindung mit China zu unterbrechen; der Umweg durch Indien war zu lang und beschwerlich, um zusammenhängenden Verkehr zu bewirken. Doch ward der Handel nicht ganz unterbrochen. Im Jahr 284 erschienen wiederum zwei römische Gesandte in China (also nach Aurel. Probus Tode, z. B. von Diocletian, nicht wie Klaproth in Tabl. hist. p. 191 irrig sagt, unter dem 100 Jahr spätern Kaiser Theodosius), und der Verkehr ward, wie wir aus Cosmas Indicopl. ersahen, bis in das 4te Jahrh. fortgesezt. Das genauere Studium chinesischer Annalen würde hierüber noch wichtige Aufschlüsse zu geben im Stande seyn, und wir müssen es auch hier bedauern, daß Ab. Remusats kritische und inhaltreiche Forschungen über diesen Handelsverkehr aus den chinesischen Originalquellen nicht veröffentlicht worden sind."

2) **Die Stupas (Topes) oder die architektonischen Denkmale an der Indo-Bactrischen Königsstraße und die Colosse von Baminan. Eine Abhandlung zur Alterthumskunde des Orients von Carl Ritter. Mit einer Karte und 8 lithogr. Tafeln. Berlin, Nicolai, 1838. S. 272.**

Das Hochland von Afghanistan, der Hindu-Kush ist der alte durch Alexanders Zug nach Indien weltberühmte Parapamisus. Hier herrschten, nach dem Untergange des durch Alexander begründeten bactrisch-griechischen Reiches, theils Sassaniden, feueranbetende Perser, theils Yueti (Getae) wahrscheinlich germanischen Stammes, die s. g. Indo-Skythen oder Indo-Germanen, welche der Buddha-Religion huldigten. Beide unterlagen den Arabern, so wie diese später dem Mongolen Tschingischan. Diese wiederholten Zerstörungen ließen von den alten Herrlichkeiten nur Ruinen zurück, unter denen die beiden großen Colosse zu Bamiyan und die s. g. Topes die merkwürdigsten sind.

Die gedachten Colosse von Bamiyan (in welchem Namen der Para-pamisus widerklingt) stehn in hohen Nischen

einer Bergwand unfern von Kabul, in der noch 12000 andere Höhlen, alle ehemals bewohnt und ausgemalt, (die alte Troglodítenstadt Ghalgala) liegen. Schon Curtius, Alexanders Geschichtschreiber, erwähnt hier der Höhle des Premetheus, in der dieser Titane angeschmiedet gewesen seyn soll (wahescheinlich eine orientalische Voestellung auf griechisch gedentet). Hier legte Alexander seine Colonie Alexandria an. Später in der persischen Zeit hieß Bamiyan die Bueg Zohals (des im Heldenbuch des Firdusi eine so geoße Rolle spielenden grausamen Königs). Damit stimmt auch der Name des geößten Colosses überein, den die Perser noch jezt Key-Umursh nennen, d. i. Kayomorts, der Urmensch nach dem Zend Avesta. Sonst aber werden diese Idole But genannt, und sind wirklich von Buddhisten eerichtet, wie die noch erkennbare Kopfbildung ꝛc. beweist. Sie sind sehr verstümmelt, Aueengzeb ließ sie mit Kanonen beschießen, und noch jezt feuert jeder Muselmann im Vorbeireiten seine Flinte darauf ab.

Die Stopas oder Topes sind eine Art Thürme, die ebenfalls unfern von Kabul, aber auch an andern Orten, wo alter Buddha-Kultus herrschte, gefunden werden, z. B. in Peshawer, bei Jelalabad und auf der Insel Ceylon. Die schönste Tope, die von Manikyala, wurde bei Kabul vom General Ventnea im Jahr 1830 sorgfältig geöffnet. Sie hatte 80 Fuß Höhe, 310 Fuß im Umfang und wae abgeeundet wie ein Bienenkoeb. Inwendig war nichts als ein von oben heeab bis zum Boden reichender cylindrischer Gang mit verschiedenen Etagen. In diesen fand man Münzen aus der lezten Zeit der römischen Republik, aus der bactrisch-griechischen, aus der getischen und aus der persischen Zeit, Metallcylindee mit minutiösen Kostbaekeiten und zum Theil unentzifferten Inschriften. Heer Ritter weist mit großer Gelehrsamkeit und sehr scharfsinnig nach, daß die sämmtlichen Topen nichts andees seyen als Behälter für Reliquien des Gottes Buddha. Die Reliquien scheinen zum Theil auf dieselbe Weise pulverisirt und mit Staub von Edelsteinen, Perlen ꝛc. in einen Teig gebacken, duech die Zeit aber wieder zerfallen zu seyn, wie man bei den Buddhisten auch die Asche vornehmer Verstorbener mit dergleichen kostbarem Mehle zusammenknetet und Figuren daraus bildet. Die Topes selbst sind der Prototyp des buddhistischen Baustyls und stellen eigentlich eine Wasserblase vor, „weil der aus viee Elementen zusammengesezte Mensch wie eine Wasseeblase veegeht.“ — Den reichsten Gewinn, der aus diesen Funden zu ziehen ist, bieten die Münzen dar. Aus den getischen allein läßt sich die Reihenfolge der Dynastien, die mit den Sassaniden paeallel laufen, ermitteln und den Beweis führen, daß diese Geten viel von der griechischen Kultur des bacteischen Reiches, in dessen Besitz sie sich sezten, angenommen haben. Findet man noch chinesische Quellen auf, so dürfte über dieses interessante, uns Deutschen verwandte Volk noch mancher nähere Aufschluß zu hoffen seyn.

Als eine naturgeschichtliche Merkwürdigkeit muß erwähnt weeden, daß Masson, der ebenfalls unfern von Kabul eine Tope öffnete, nach achtzehntägiger Aebeit in dem 144 Fuß im Umfang haltenden Thuem nichts entdeckte, als einen leeren Raum mit dem Gewebe einer Spinne, die sich in dieser Einsamkeit seit wann? im besten Wohlseyn befand.

Dichtkunst.

Album. Unter Mitwirkung vaterländischer Schriftsteller zum Besten der Verunglückten in Pesth und Ofen herausgegeben von Friedrich Witthauer. Zweite Auflage. Mit einem radirten Umrisse und einer Musikbeilage. Wien, Strauß sel. Wittwe, 1838.

Das Titelblatt stellt den Donaugott dar, der die Schutzgöttin der Stadt Pesth entführt. Peofessor von Schedius beschreibt die Ueberschwemmung ausführlich, Lenau besingt sie. Dann folgen veemischte Beiträge in Prosa und Versen, ein Gedicht von Seidl, kleine Beiteäge in Prosa von Hammer, von Caeoline Pichler, ein beamatisches Fragment von Grillpaezer, Bruchstücke aus dem Wanderbuch eines verabschiedeten Lanzenknechts vom Fürsten Friedrich Schwaezenberg; der Spottname, eine tragikomische Erzählung des greisen und immer noch heitern Castelli, ein kleines Gedicht von Pyrker, eine Zillerthaler Sage vom Ritter von Leitner, ein Gedicht vom Grafen Auersperg, mehrere von Egon Ebert, eins von Zedlitz, eins von Deinhaedstein ꝛc. und so noch Vieles von bekannten Wiener Namen, z. B. von Hermannsthal, Bauernfeld, Tschabuschnigg, Dräxler-Manfred, Frankl, Jeitteles, Kaltenbrunner ꝛc. Vieles Schöne und Geistreiche, auch manches Mittelmäßige, wie es bei solchen Sammlungen nicht anders seyn kann. Der fromme Zweck verbietet jede strenge Keitik.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 99.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 28. September 1838.

Freimaurer-Schrift.

Geschichte, Grundidee und Verfassung der Freimaurerei, zeitgemäß dargestellt von einem Freimaurer. Zürich, Orell, 1838.

Herr Eduard Bobrik, welcher sich am Ende der Vorrede als Verfasser des vorliegenden Büchleins nennt, hat sich wahrlich keine leichte Aufgabe gestellt. Was eine bedeutende Zahl gelehrter Freimaurer seit vielen Jahren durch Sammlung und Vergleichung der Materialien erstrebt, stellt er als fertig hin. Wenn nicht nur in den verschiedenen Systemen der Logen, sondern auch in diesen selbst über die Grundidee eine Meinungsverschiedenheit herrscht, mit welcher die nicht-maurerische Welt über die Gebühr behelligt wurde, so rundet sie sich hier sehr sinnreich deducirt aus, und die Verfassung endlich ist nach Herrn Bobriks eigenem Geständniß eher das ideale Bild eines sittlich religiösen Staats, als der treue Spiegel der Wirklichkeit.

Das hübsch ausgestattete Büchlein ist dem Meister vom Stuhle und den Mitgliedern der Zürcher Loge zugeeignet. Es erhielt dadurch, weil es dem allgemeinen Buchhandel anheimgegeben ist, einen halb amtlichen Anstrich, und scheint dazu bestimmt, Nicht-Maurern eine gute Meinung vom Alter, Zweck und Wirken des Maurerbundes beizubringen.

Der Verfasser dieser Beurtheilung ist ein alter, mit allen Systemen vertrauter und zugleich eifriger Maurer, und glaubt sich in dieser Beziehung berechtigt, ja verpflichtet, sich in seinem und vieler gleichdenkenden Brüdern Namen gegenüber dem nicht-maurerischen Publikum förmlich gegen die Weise zu verwahren, in welcher Herr Bobrik die drei Hauptmomente seiner Schrift ausführt.

Die Geschichte der Freimaurerei kann aus offen daliegenden Gründen nur alsdann zweckmäßig bearbeitet werden, wenn man vom Erwiesenen ausgeht, das Unerwiesene durch Quellenforschung zu begründen oder abzuweisen sucht und das Unerweisbare aus dem Spiel läßt. Während Herr Bobrik mit großem Fleiße das Ungleichartigste zusammen stellt, den Beweis für den inneren Zusammenhang aber überall schuldig bleibt, sagt er uns nichts von dem eigenmächtigen Ursprung der ältesten, von dem zweifelhaften der zweitältesten Großloge zu Berlin, vom langen Schisma der französischen Maurerei, welche er in Delaure's Geschichte von Paris vollständig finden kann, nennt Leucht (Johnson) einen Genossen Hunds und den armen Feßler einen Jesuiten.

Die Grundidee ist ein Versuch, etwas an sich sehr Einfaches und Verständliches in der Weise der Mode-Philosophie unserer Tage zu verhegeln oder zu verderben.

Die Verfassung holt eben so weit aus, und es wäre darauf zu wetten, daß der, welcher die Aufnahme nachsucht, um nichts klarer durch sorgfältiges Studium dieses Abschnitts werden werde.

Da nun aber diese Gegenstände einmal vor das große Publikum gebracht werden sollen, so scheint gerathen, ernst, klar und aufrichtig sie in so weit zu besprechen, als die unverletzlichen Pflichten dieses gestatten.

Die Geschichte des Maurerbundes ist kurz, denn die älteste Großloge ist nicht älter als 121 Jahre. Freilich geht der Ursprung der Grußmaurer ins graue Alterthum zurück. Sie werden im Englischen Freemasons genannt. Zu ihnen gesellten sich erst die Accepted masons, das, was wir jezt Freimaurer nennen. Diese haben wahrlich in jener kurzen Zeit genug gewirkt, und man thut ihnen eine schlechte Ehre an, wenn man sie älter machen will. Die Hierarchie verfolgt sie seit mehr als hundert Jahren mit unversöhnlichem Hasse; dieses mag den denkenden Nicht-Maurer die Grundidee errathen lassen. Die Verfassung geht auf freien, aus Ueberzeugung stammenden Gehorsam, auf Zu- und Unterordnung, auf das Urbild eines Staats, einer Kirche, einer Körperschaft. Nur wo die Staatsgewalt die Logen nicht

verbietet, können diese bestehen, und ihr Geheimniß besteht allein in der Weise, wie regelmäßig aufgenommene Maurer sich von Nicht-Maurern unterscheiden.

Der Beurtheiler weiß sehr wohl, daß ganz Anderes in vielen Büchern geschrieben steht. Manche derselben sind aus Ueberzeugung, aber mit mehr Glauben als historischem Blick, manche aber auch deßhalb geschrieben, um das neugierige Publikum irre zu führen. Er zählt das Schriftchen des Herrn Vobeik zu jenen, gesteht aber offen, er wünsche, es wäre nicht gedruckt worden. Die Maurerei besteht allein durch ihre Form, dieses hat Krause zu seinem Unglück erst lernen müssen, und so wird es auch ohne Schriften dieser Art bleiben, so lange Männer von allgemeinerem Sinne und wohlwollendem Gemüthe die kleine Minderzahl ausmachen. Herders Worte in der Adrastea wiegen die Unzahl von Bänden auf, welche diesen Gegenstand behandelten, und mißhandelten.

B. H. H.

Lyrische Dichtkunst.

37) Friedrich Försters Romanzen, Erzählungen, Legenden. Berlin, Heymann, 1838.

In diesen Dichtungen fällt besonders das Melodische angenehm auf, ein Vorzug, der bei den Lyrikern immer seltner zu werden scheint. Was muß man nicht, selbst von namhaften Dichtern, und mit allerlei schönen Gedanken und Bildern, unsere Sprache radbrechen hören. Das Musikalische wird von den wenigsten berücksichtigt. Man frage nur die Componisten. Es ist also sehr zu loben, daß Herr Förster der guten alten Weise der Väter treu bleibt, die bei einem lyrischen Gedicht immer zuerst daran dachten, daß es gesungen werden müsse. Um dieser großen Tugend willen müssen wir ihm auch wohl verzeihen, daß er sich hin und wieder der Tändelei mit den „hüpfenden Anapästlein“ allzu sehr hingegeben hat und zuweilen sehr sentimentale und tragische Gegenstände in diesem lustigen Versmaß vorträgt, wie wenn man einen Trauergesang mit Tanzmusik begleitete.

Die Romanzen bringen uns alte Volksmährchen in Erinnerung und die Weise, in der Bürger sie behandelte, z. B.

Schneewittchen.

„Willkommen, du duftender, grüner Wald,
„Wo's Echo hallt,
„Wo die Vöglein singen und auf wiegendem Zweig,
„Wo die Hirschlein springen auf felsigem Steig,
„Euch hab' ich, ihr frohen, mich zugesellt,
„Will singen und springen, durch Wald und durch Feld.“

So sang Schneewittchen im grünen Wald,
Wo's Echo hallt;
Viel bunte Blumen blühn auf der Au,
Die Rosen so rosig, das Veilchen so blau,
Schneewittchen schneeweiß nur liebt allein,
Mein Schmuck soll einzig die Lilie seyn ꝛc.

Da kommen auch Goethe'sche Töne vor, zweierlei in einem einzigen Verse:

Da droben steht auf des Berges Höh
Der Sennerin Haus im duftenden Klee;
Es steht so einsam bei Sturm und Wind,
Dort wohnet die Mutter mit ihrem Kind.

Da hat der Dichter an Goethe's „da droben auf jenem Berge“ und zugleich an den Erlkönig gedacht „es ist der Vater mit seinem Kind.“ Solche Plagiate sind aber nach guten Regeln der Poetik zu vermeiden. Unter den lokalen Sagen ist folgende eine der einfachsten und besten:

Lurley.

In dunkler Felsenbucht am Rhein,
Da pflegt schön Lurley zu hausen,
Es blüht keine Rebe, es grünet kein Wein,
Keine Blume, kein Halm auf dem öden Gestein,
Kein Schiffer legt dort den Nachen an,
Kein Waidmann suchet die steile Bahn,
Sie ziehen und fliehen vorüber.

Und kommt nun der Mond bei nächtlicher Zeit
Herauf an dem Himmel gezogen,
Da zeigt sich im Wasser ein schimmerndes Kleid,
Mit blendenden Armen die schönste Maid;
Sie jammert, sie ruft mit bangem Ton:
O rettet! o helft! ich versinke schon,
O rettet, sonst bin ich verloren.

Der Wandrer erblickt die holde Gestalt,
Es dringt ihm der Ruf an die Seele,
Da wirft er sich kühn in des Stromes Gewalt,
In die Fluth, die am Felsen widerhallt.
Schön-Lurley ergreift ihn, sie hält ihn umfaßt:
„Nun bleibst du hier unten mein trautester Gast
„Und kehrst zu der Heimath nicht wieder.“

Auch kommen einige fabelartige Romanzen vor, Naturbilder, wobei der Verfasser sich im Spiel mit den Reimen besonders gefallen hat, z. B.

Bei hellem Sonnenschein
Spielten im Waldbächlein
Unter plätschernden Wellen
Lustige, kleine Forellen.
Da kam bergab
Ein Fischerknab,
Mit Angel und Netzen rc.

Ein kleines Blau-Veilchen
Stand eben erst ein Weilchen
Unten im Thal am Bach,
Da dacht es einmal nach
Und sprach:
Daß ich hier unten blüh,
Lohnt sich kaum der Müh rc.

Die meiste Musik ist wohl in folgendem „begeheten Text zu Huths Romanze: das Hindumädchen,“ der als Muster allen Opernterten zu empfehlen wäre.

Von der Loire grünendem Ufer
Zog einst ein Ritter in das heil'ge Land,
Ach! die Geliebte mußt er verlassen:
Wellen, so rust er, am fernen Meeresstrand,
Wenn ihr sie seht, o so grüßt sie bescheiden,
Sagt ihr, ich duld' und ich trag es still,
Nennt ihr mein Lieben, o nennt ihr mein Leiden,
Wie mir das Herz, das Herz mir brechen will.

Wird sie getreu mir die Liebe bewahren?
Weh! ohne Abschied mußt ich von ihr fort.
Segelt ihr Lüfte mit eilenden Schwingen,
Bringt ihr des Freundes vertrauliches Wort:
Wenn ihr sie seht, o so grüßt sie bescheiden,
Sagt ihr, ich duld' und ich trag es still,
Nennt ihr mein Lieben, o nennt ihr mein Leiden,
Wie mir das Herz, das Herz mir brechen will.

Und die Drommeten sie rufen zum Kampfe,
Ach! und der Tapfre sinkt im blut'gen Reih'n.
„Engel des Himmels, o bringt ihr die Kunde:
„Lebend und sterbend gehör' ich dir allein.
„Wenn ihr sie seht, o so grüßt sie bescheiden,
„Sagt ihr, ich duld' und ich trag es still,
„Nennt ihr mein Lieben, o nennt ihr mein Leiden,
„Wie mir das Herz, das Herz nun brechen will.“

Den vaterländischen Romanzen läßt der Dichter orientalische folgen, die uns nach Indien, Persien rc. versetzen. So besingt er den falschen Propheten Mokanna, die Peri, das Rosenfest zu Kaschmir rc., alles in ähnlichen Weisen mit vorherrschenden Anapästen. Auch einige komische Erzählungen kommen vor, z. B.

Des Sonntags Abends in der Schenke,
Da könnt' ihr eure Freude sehn,
Da pflegt es über Tisch und Bänke
Recht heisa lustig herzugehn,
Die Liesel und Gretel im schönsten Glanz
Mit Töffel und Michel gehen zum Tanz,
Der Jäger vom Hof und dem Schulzen sein Knecht,
Das Bärbel und Annerl die sind uns schon recht;
Und wenn sie nun alle beisammen dort sind,
Da saust es und fliegt es wie wirbelnder Wind,
A Bissel steyrisch, á Bissel bayrisch, Juchheisa, hopp, hopp,
A Bissel polnisch, á Bissel schottisch mit Walzer und Galopp.

Die zweite Hälfte des Bandes ist mit einem Cyklus von Gedichten ausgefüllt „die Runden des großen Kurfürsten in der Neujahrsnacht zu Berlin.“ Der Kurfürst macht die Runde bei allen k. preußischen Notabilitäten jüngst vergangner und gegenwärtiger Zeit. Da in dieser Dichtung viel mehr Loyalität als Poesie waltet, wäre sie besser in schlichter Prosa geschrieben.

38) Kriegslieder von demselben. Daselbst, 1838.

Der Verfasser hat die großen Feldzüge gegen Napoleon mitgemacht, er singt also nicht erst hinterdrein; es weht ein frischer Hauch der Gegenwart in seinen Liedern; doch kommen sie den verwandten Dichtungen Körners, Arndts, Schenkendorfs, Follens rc. nicht gleich. Ihr Zorn ist nicht schrecklich, ihr Schmerz nicht tief genug; nur die lustigen Marsch- und Lagerlieder, in denen der Dichter sein musikalisches Talent geltend machen kann, sind in ihrer Art wohlgelungen und originell, z. B. das Jägerlied:

Auf und an!
Spannt den Hahn,
Lustig ist der Jägersmann,
Büchsenknall
Hörnerschall
Ueber Berg und Thal.
Ja, wir ziehen in das Feld'
Kampf allein befreit die Welt,
Darum frei,
Jägerei
Stets gepriesen sey rc.

Der Krieg, selbst der heiligste, kann und darf Heiterkeit und selbst derben Scherz nicht ausschließen; doch liebt Herr Förster Berlinismen anzubringen, an denen gewiß kein Mensch in Deutschland Freude hat, als ein Berliner Eckensteher, z. B.

„Herr Unteroffizier, ich melde mir!“
O weh!
Ei Hans, da bist du ja wieder hier!
Juchhe!

Du kommst gerade zu rechter Zeit,
Es gibt ein Donnerwetter heut;
Juchhe! juchheisa! juchhe!

Ueberhaupt unterscheiden sich diese Kriegslieder von denen unserer großen Tyrtäen damaliger Zeit dadurch, daß sie nicht Preußen Deutschland, sondern Deutschland Preußen unterordnen. Dasselbe gilt von folgenden verwandten Sammlungen:

39) Erz und Marmor. Von H. Neumann. Wesel, Becker, 1837.

40) Marschall Vorwärts und die Freiheitskriege in Liedern von F. Heinzelmann. Magdeburg, Creutz, 1838.

Länder- und Völkerkunde.

3) Allgemeine Länder- und Völkerkunde. Ein Bildungsbuch für alle Stände von Prof. Dr. H. Berghaus. Zweiter Band, mit einem Stahlstich und acht Tabellen. Stuttgart, Hoffmann, 1837.

Schien uns der erste Theil dieses großen, auf sechs starke Bände berechneten Werkes, etwas zu reich mit Tabellen angefüllt, welche nur Ziffern und Barometermessungen enthalten, also wohl „alle Stände" nicht interessiren dürften, so enthält dagegen der vorliegende zweite Band durchaus nur Dinge, die jedem verständlich, jedem interessant sind, in einer sehr gefälligen Fassung vorgetragen. Er umfaßt die zweite Abtheilung der Hydrographie, die von den Gewässern des Festlandes, von den Seen, Flüssen, Quellen, und die Geologie, die von den Umrissen der Continente, von den Gebirgen, Hochebenen, Flächen, Wüsten, und von den noch stattfindenden Veränderungen durch Vulkane, Erdbeben ꝛc. handelt. Weit entfernt vom trocknen Ton des theoretischen Handbuchs kleidet der Verfasser seine Lehren vielmehr in eine fast ununterbrochene Beschreibung oder Erzählung ein, die uns die ausgezeichnetsten Gegenden der Erde und ihre merkwürdigsten Phänomene unmittelbar veranschaulicht, meist mit den eignen Worten der Reisenden, aus deren Berichten er sie schöpft. Ueberall ist das Neueste beigebracht, ohne darum das beste Alte zu verschmähen. So wird die Theorie auf die angenehmste Art in praktischen Beispielen gelehrt, und wo sie nackt hervortritt, nimmt ihr der Verfasser nicht selten ihre Trockenheit durch die Herbeiziehung und Kritik von geistreichen, auch wohl sonderbaren Hypothesen, zwischen denen er das Urtheil wie zwischen Klippen und Fata Morgana hindurchsteuert.

Auf das Einzelne in einem so unermeßlichen Gebiet können wir uns wohl nicht einlassen. Auch bedarf es nicht erst der Erwähnung, daß ein Mann wie Berghaus seines Faches vollkommen Meister ist. Nur eine Bemerkung sey uns erlaubt hier anzuknüpfen, wie sie sich uns bei der Lektüre aufgedrängt hat.

Die schon von Lamark ersonnene, von Steffens nur weiter ausgeführte Eintheilung der Continente in drei Welttheile (statt der bisherigen fünf) verdient gewiß allgemeinen Beifall, da sie die Physiognomik der Erdoberfläche viel schärfer bezeichnet. Jeder dieser drei Welttheile besteht aus einer nördlichen und südlichen Hälfte, die nur lose durch eine Meerenge oder Inselreihe verbunden sind: 1) Nord- und Südamerika, 2) Europa und Afrika, 3) Asien und Neuholland. Die nördlichen Hälften zeichnen sich durch excentrische Halbinseln aus, die sie ins Meer strecken, die südlichen dagegen durch eine abgerundete Gestalt, durch einen weiten Meerbusen auf der westlichen Seite und durch eine Insel an der südöstlichen (das Feuerland, Madagaskar und Van-Diemensland). Man kann diese interessante Vergleichung noch weiter ins Einzelne verfolgen. So entsprechen sich an den nördlichen Hälften der drei Welttheile drei südliche Ausläufe: 1. Mexiko, Spanien, Arabien; 2. Florida, Italien, die vorderindische Halbinsel (und zwar hat jede derselben eine Insel neben sich Cuba, Sicilien, Ceylon); 3. Labrador (aus der südöstlichen Richtung hoch nach Osten erhoben), Griechenland, die hinterindische Halbinsel (und zwar hat auch von diesen wieder jede eine Insel neben sich: Neufoundland, Candia, Sumatra). Die Vergleichung von Californien, den britischen Inseln und Novaja Semlja auf der nordwestlichen Seite der drei Welttheile dürfte vielleicht schon zu gewagt seyn, so wie die Vergleichung der drei nordöstlichen Buchten: Hudsonsbay, weißes Meer, Golf von Kamtschatka.

Eine übersichtliche Inhalts-Anzeige hätte diesem starken Bande nicht fehlen sollen.

Berichtigung.

Nr. 96, Seite 382, Spalte 1, Zeile 11 v. o. lies: traffeste.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 100.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 1. Oktober 1838.

Visionen.

1) Die Seherin von Prevorst. Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere. Mitgetheilt von Justinus Kerner. Dritte Auflage, mit 8 Steindrucktafeln. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1838.

Die dritte Auflage beweist, welche große Theilnahme dieses Buch troß allen Anfeindungen gefunden hat. Und diese Theilnahme war wohl natürlich. Die Wage der Vernunft schwankt nie, ohne daß, wenn auf der einen Seite zu wenig geglaubt wird, auf der andern wieder zu viel geglaubt wird. Die neuen Visionäre sind das Gegengewicht der neuen Atheisten. Die, welche die Geisterwelt in unsere natürliche Welt hineinragen lassen, thun nur umgekehrt dasselbe, was unsere Hegelianer thun, die ihrerseits das Diesseits so weit ins Jenseits hineinragen lassen, daß gar kein Jenseits übrig bleibt. Die, welche gesehen haben wollen, wie eine Seele Jahrhunderte lang keine Ruhe finden kann wegen neun Kreuzern, oder wie eine andere im Jenseits unablässig Holz hackt, um die Schulden abzuverdienen, die sie im Diesseits gemacht hat, treiben die Gewissenhaftigkeit ins Lächerliche, während eine bekannte moderne Schule das Gewissen gänzlich wegläugnet und den Unterschied zwischen Gut und Böse, Recht und Unrecht vollkommen aufhebt. So dient eine Uebertreibung zur nothwendigen Ergänzung der andern.

Wir haben uns früher schon mehr als einmal über das berühmte Werk von Justinus Kerner ausgesprochen, das große Interesse, das es verdient, und die Bereicherung für die Seelenkunde, die es gewährt, anerkannt, dem darin vorkommenden Geisterspuk aber unsern Glauben versagt und wir denken heute noch eben so.

2) Bericht eines Visionärs über den Zustand der Seele nach dem Tode. Aus dem Nachlasse Johann Friedrich Oberlins, gew. Pfarrer im Steinthale, mitgetheilt von Dr. G. H. von Schubert. Leipzig, Brockhaus, 1837.

Oberlin war Pfarrer im Steinthale bei Straßburg, am Ende des vorigen Jahrhunderts, ein sehr rechtschaffener Geistlicher, der von der ganzen Umgegend verehrt und geliebt wurde und der die Gabe der Visionen hatte. Diese und andere Visionen werden hier mitgetheilt. Mehrere sind sehr schön und ansprechend. So nahm ein Pfarrer Weber einst einen fremden Knaben zu sich, der bei ihm bettelte. Troß aller Sorgfalt starb das Kind. Nicht lange darauf ging der Pfarrer über das Eis, das eben unter ihm brechen wollte, als ihm jenes Kind als Lichtgestalt erschien, ihm die Hand reichte und ihn dadurch rettete. Oberlin selbst sah einmal einen verstorbenen Bauer eifrig Holz hacken, um die Schulden, die er im Leben gemacht, abzuverdienen. Ein andermal kam eine Seele zu ihm, die schon 200 Jahre lang herumirrte und seine Fürbitte anflehte. Und so noch Vieles, was ganz mit den Visionen der Seherin von Prevorst übereinstimmt. Den häufigsten Umgang hatte Oberlin mit seiner verstorbenen Frau, die ihm sehr oft erschien. Er hat eine Geographie des Geisterreichs entworfen, so vertraut war er mit dem Aufenthalt der Verstorbenen. Das Jenseits ist in sieben Mansionen eingetheilt, die erste ist das neue Jerusalem, die Wohnung Gottes, die erst am Ende der Dinge offenbar werden soll. Die zweite ist die Burg Zion, der selige Aufenthalt der Heiligen. Die dritte das Paradies, wo die Unschuldigen wohnen. Die vierte das Meer, die Bleibstätte der noch ringenden, noch nicht ganz vollkommenen Seelen. Die fünfte der Tod, wo die bleiben, die nur an irdischen Dingen hingen. Die sechste die Hölle. Die siebente der Feuersee, die letzte Hölle, die dem neuen Jerusalem entspricht und

am Ende der Zeiten übrig bleiben wird, um alles absolut Schlechte aufzunehmen.

Am Schluß fügt Schubert ein kleines Fragment bei: „die Sprache des Wachens," worin er die höhere Begeisterung von der niedern, bloß nervösen Vision unterscheidet.

3) Die vier letzten Dinge: Tod, Gericht, Hölle, Himmelreich. Vom Pater Martin von Cochem, aus dem ehrwürdigen Orden der Capuziner. Herausgegeben von Bruckbräu. 23ste Auflage. Augsburg, v. Jenisch und Stage, 1838.

Wir wissen zwar nicht, ob die Einbildungen des Pater Cochem den modernen Geistersehern etwas gelten, da sie nicht unmittelbare Visionen, sondern nur willkürlich durch die Phantasie ausgeschmückte Bilder sind, denen übrigens die uralten Vorstellungen der Kirche zu Grunde liegen. Indeß wollen wir sie, da der Gegenstand so verwandt ist, hier mit anführen.

Pater Cochem hat den Leuten, wie man zu sagen pflegt, die Hölle heiß machen wollen. Seine Absicht war, durch gräßliches Ausmalen der Strafe vor der Sünde selbst abzuschrecken. Daß er es ehrlich gemeint habe, geht aus jeder Zeile seines naiven Werkes hervor. Deßhalb ist es kaum zu verantworten, daß ein Mann wie Bruckbräu, der seine Feder mit Uebersetzungen der unsittlichsten Pariser Hofgeschichten und mit Nachahmungen derselben befleckt hat, die Herausgabe eines so frommen Buches übernommen hat.

Der gute Pater besitzt eine seltne Gabe der treuen und fleißigen Ausmalung und gleicht darin den niederländischen Malern und dem Hamburger Dichter Brockes. Wenn er dadurch den guten Geschmack beleidigt, so erreicht er doch sicher seinen Zweck, das Publikum, für das er besonders geschrieben hat, zu erschüttern, zu entsetzen. Er beginnt mit der Todesstunde. Wie grausam malt er den Todeskampf aus. Dann zeigt uns der Pater das unermeßliche Heer der Todten, ihre Blöße, ihr leichenhaftes Aussehen, ihre Scham und Furcht. Sie werden zum Gericht gerufen ins Thal Josaphat. Die ärgsten Sünder sträuben sich, suchen zu entfliehen, doch von Teufeln verfolgt werden sie bei den Haaren durch die Luft geführt. Nun ihre Verbrecherangst vor Gericht; dann ihr Absturz in die Hölle, ein tagelanges Fallen, endlich unten die Feuersgluth, die sie ganz durchdringt, wie glühendes Eisen. Der Pater malt ihre Schmerzen mit großer Kunst und Ausführlichkeit aus. Darauf öffnet er uns einen andern Höllenraum, worin eben so furchtbare Kälte herrscht. Ferner malt er uns die höllischen Gewürme, Kröten, Schlangen &c. aus. Um unsern Lesern doch eine Probe von der Manier zu geben, in welcher der Pater malt, heben wir hier ein einziges Bild statt vieler aus, bitten aber zuvor jeden, den es ekeln sollte (denn Cochem pflegt in der Regel alle Sinne zugleich zu beleidigen), die Stelle lieber zu überschlagen: „Ein Weib erschien, als wenn sie kröche aus einem finstern See und Koth, daher sie grausam und erschrecklich anzusehen war. Ihr Herz war geschunden, die Lippen abgeschnitten, das Kinn zitterte, die Zähne klapperten, die Nase war zerfressen, die Augen waren ausgerissen, und hingen an zwei Adern bis auf die Wangen herab. Am Kopfe mangelte die Hirnschale, das Hirn wallete wie siedendes Blei und floß herab wie Pech; die Brust war bloß und aufgerissen, und voller langer und kleiner Würmer, deren jeder sich über den andern hin- und herwälzte und das elende Weib zernagten. In ihrem Magen lag eine lange und große Schlange, welche sich um die Därme herumzog, und das Eingeweide zerfraß. Die Schenkel und Schienbeine steckten voller Dörner und Stachel, und ihre Füße waren wie abscheuliche Krötenfüße."

Es ist nicht zu läugnen, daß einige Vorstellungen Cochems wahrhaft dantesk sind, während das Ganze allerdings nur ein anatomisches Zergliedern des Körpers im Zustande namentlich des Verbrennens und Erfrierens ist, ein aufs widrigste ausgedehntes Beschreiben des Schmerzes. Uebrigens hat auch Cochem, wie noch alle andern Dichter des Jenseits, die Hölle verhältnißmäßig poetischer geschildert als den Himmel. Vom Fegefeuer ist bei ihm nicht die Rede.

4) Fingerzeige Gottes in göttlichen Offenbarungen für einer Somnambule himmlisches und irdisches Heil. Von L. v. S. Weimar, 1838.

Dieser Dialog zwischen einem Fräulein und ihrem Kammermädchen, aus der im Schlafwachen Gott selber spricht, ist einer der seltsamsten Romane zwischen der liebenden Seele und Gott, die irgend vorgekommen sind. Man glaubt manchmal in diesen Gesprächen die „Briefe eines Kindes" wiederzulesen, obgleich wir weit entfernt sind, in dem überaus demüthigen Ton der Verfasserin jene Affectation zu finden, die uns Bettinens Briefe unerträglich macht. Es scheint hier habe ein Schmerz gewaltet, der tief in Körper und Seele griff und nun in sanften Nachwehen, in wunderbaren weichen Empfindungen und mädchenhaften Vorstellungen abstirbt, deren Veröffentlichung aber freilich so seltsam ist, als trüge man ein Krankenbett auf den offnen Markt.

Lyrische Dichtkunst.

41) Lieder in obderenns'scher Volksmundart. Von Franz Stelzhamer. Wien, Rohrmann, 1837. 8. S. 183.

Die längeren und sentimentaleren unter diesen Liedern erinnern mehr an Hebels alemannische Gedichte, die kürzeren und lustigen mehr an die von Ziska und Schottky herausgegebenen österreichischen Volkslieder. Mit billiger Bescheidenheit hat der Verfasser seine Produktionen nur Lieder in der Volksmundart und nicht unmittelbar Volkslieder genannt. Es sind nämlich keine echten Volksklänge; der Dichter ist nur ein als Landmann verkleideter Städter, und verräth sich als solcher überall. Es thut aber nicht wohl, in der vertraulichen, naiven, dem Herzen schmeichelnden Sprache das Unnatürliche, Affectirte und Gekünstelte hören zu müssen. In den echten Volksliedern, so derb sie oft sind, wird doch nie ein Raffinement vorkommen, wie das folgende:

Tanz'l.

Wer sollt mas vor übl had'n
  Wann i dös thue,
Bin a junger a g'sunder
  A kernfrischer Bue!

Man Dirndl, dem sing i
  Und pfeif i ains für,
Und thue wedln und wolsln,
  Bis s' mar afmocht dö Thür.

Bin a gschmeidiga Bue,
  Kann mi winden und boig'n,
I kann brav seyn, nix nuz seyn,
  Kann bethen und loig'n.

Das ist kein echter Volkshumor. In den sentimentalen Liedern finden wir ebenfalls Empfindungen und Phrasen, die nur den gebildeten Ständen zukommen und dem eigentlichen Volke fremd sind, ein Fehler, den auch Hebel nicht ganz vermieden hat. Zuweilen wird die Sentimentalität, statt naiv zu seyn, nur kindisch, z. B. in mehreren Trauerliedern:

Na, Bäurin, as is halb
  Anweh! as is woh,
Wie s' gschwaxt ham dö Wachar
  As is halb a so!

As is halb nöt aners,
  As ist halb a so —
Mitn guetn Kaisa Franzen
  Is's aus und is go!

Mit bluetatn Augn
  Hab 's da Pfarra vomeldt,
Daß da Kaisa da Guete
  Volassen hab d'Welt.

Sein graoßmächtis Mei
  San Zepta sein' Kran
Laßt a da und gebt furt
  Der gottsäili Mann!

Da, wo es den Dichter nicht juckt, bäurische Freuden und bäurischen Schmerz ausdrücken zu wollen, wo er sich in einer gemäßigteren Zone der Empfindung hält und irgend ein einfaches Bild aus der Natur sinnreich auffaßt, fällt auch jene Affectation ganz weg und mehrere Lieder in dieser Art sind vortrefflich, z. B.

Dö Blueml.

Dö Bluemet, i sag enks,
  San dnetta wie d'Leut,
Und sö bußeln sö d'Wangerl
  A z'estas voll Freud.

Weil s'awa kain Armerl,
  Kain Handerl nöt ham;
So boigt lehn da Zugwind
  Dö Köpferl oft zsam.

Drum Schazerl, so gib ma —
  Los', herst nöt an Wind?
Jezt bußeln sö d'Bluemel —
  A Bußerl gschwind schwind!

42) Vergißmeinnicht. Poetische Freundesgabe von A. Halder. St. Gallen, Huber und Comp., 1838. 8. S. 101.

In sehr bekannter Manier und poetischer Phraseologie, z. B.

Tugend! Himmelstochter! ewig Reine!
Leite mich mit deinem Engelscheine ꝛc.

Wenn bei dem Glanz der goldnen Abendsterne
So himmlisch rein der Aether blinkt ꝛc.

Ach, so seyd auf ewig ihr verschwunden,
Keine Thränen bringen euch zurück,
Sind entflohn ihr trauten Wonnestunden ꝛc.

Dabei noch einige wenige epigrammatische Gedichte und Gedichte in St. Galler Mundart, die viel zu

sentimental gehalten und zu wenig volksthümlich naiv und natürlich sind.

43) Harfenklänge von Ch. Ch. Hohlfeldt. Zweite vermehrte Auflage. Dresden und Leipzig, Arnold, 1836.

Ein älterer Dichter, der sich besonders Matthisson und Tiedge zum Vorbild genommen zu haben scheint. So fängt z. B. hier die Elegie auf die Ruinen von Tharant an:

> Schweigend senkt der Dämm'rung Nebelhülle
> Sich herab rc.

ganz so wie Matthissons bekannte Elegie auf die Ruinen von Heidelberg:

> Schweigend in der Abenddämm'rung Schleier
> Ruht die Flur rc.

Die Gedichte sind theils religiöse und didaktische mit rationalistischer Färbung, daher auch eins dem verstorbenen Tzschirner geweiht ist. Einige sind Landschaftsbilder Oybin, Tharant rc., einige wenige Romanzen, mehrere Gelegenheitsgedichte. Ueberall edle und reine Gefühle, ein guter Vers, doch meist zu rationalistisch wortreich, zu wenig das Gemüth und die Phantasie anregend.

Geschichte.

Die Entdeckung Amerikas im 10ten Jahrhundert. Von C. Chr. Rafn. Aus der dänischen Handschrift von G. Mohnike. Stralsund, Löffler, 1838. 8. S. 36.

Eine kleine, aber gar interessante Schrift. Daß Amerika bereits von Island aus lange vor Columbus entdeckt war, ist hinlänglich bekannt; die Nachrichten darüber sind aber noch nie so umfassend zusammengestellt worden, wie in der vorliegenden Brochüre. Was Snorri in seiner großen norwegischen Geschichte (aus dem 13ten Jahrhundert) davon sagt, ist hier aus andern Berichten noch vielfach ergänzt.

Von Norwegen aus wurde Island, von Island aus Grönland entdeckt. Bekanntlich gehört Grönland, wo die Norweger sich niederließen und ein eigenes Bisthum gründeten, schon zu Amerika; allein sie kamen auch noch viel weiter südwestlich an die Küste der heutigen vereinigten Staaten. Zuerst wurde Bjarne, als er von Island nach Grönland fuhr, im Jahr 986 durch Stürme nach Westen verschlagen und kam an eine öde unbekannte Küste, die ihrer Beschreibung und Entfernung nach ohne Zweifel die neufoundländische war. Diese Entdeckung regte die Neugier auf. Leif Erikson fuhr im Jahr 994 ausdrücklich auf weitere Erforschung jener unbekannten Küsten aus und entdeckte Heluland (Neufoundland), ferner Markland, voll Wälder, das heutige Neu-Schottland. Endlich kamen sie noch weiter südlich in ein sehr freundliches Land, und ein Deutscher, der bei ihnen war, Namens Tyrker, brachte von einem Spaziergang Weintrauben heim. Davon nannten sie diese Gegend Winland. Sie luden ihr Schiff voll Bauholz und Weintrauben und kehrten heim. Im Jahr 1003 sezte sein Bruder Thorwald Erikson die Entdeckung fort. Er kam nach dem Cap Kialarnes (Cap Code), wurde aber von den Skrälingern (Eskimaux, die damals noch viel südlicher wohnten, als heute) mit einem Pfeil verwundet und starb. Man errichtete auf seinem Grabe ein Kreuz und nannte den Ort Krossanes (Gurnet Point). Der dritte Bruder Thorstein Erikson fuhr von Island aus, seine Leiche abzuholen, starb aber selbst. Darauf segelte Thorfinn mit 140 Mann, Vieh aller Art rc. aus, um in Winland eine Colonie anzulegen, 1006. Sie wurden aber von einer großen Menge Skrälinger überfallen und in die Flucht geschlagen, wobei Freydis, ein junges Weib, das mitgegangen war, seltene Tapferkeit bewies, allein den Rückzug deckte und mit dem bloßen Schwert auf ihre Brust schlagend, den Wilden einen panischen Schreck einjagte. Aus der Colonie aber wurde nichts. — Durch bloßen Zufall wurde später Gudleif Gudlaugson auf einer Reise von Irland nach Island durch Stürme weit nach Westen verschlagen und kam an eine Küste, die von wilden Menschen wimmelte, fand aber mitten unter ihnen einen Weißen und Landsmann, den Björn Asbrandson, einst Genosse der berühmten Seeräubergilde der Jomswickinger, dann wegen unerlaubter Liebe zu der schönen Thurid von Island vertrieben und vom Sturm hiehergeschleudert, wo er alt und grau geworden war. Er sandte der ebenfalls veralteten Geliebten einen Ring, woran sie erkannte, daß er wirklich der alte Björn müsse gewesen seyn. Er selbst kehrte mit Gudleif nicht heim. Alles dies geschah zu Anfang des 11ten Jahrhunderts. Ferner soll der grönländische Bischof Erik 1121 nach Winland eine Bekehrungsreise unternommen haben, von der wir nichts näheres erfahren. Im Jahr 1266 wagten einige Priester von Grönland aus eine Entdeckungsreise in die Polargegenden. Dann kam noch einmal ein Schiffer nach Neufoundland, 1285, und ein anderer 1347 nach Neu-Schottland. Von da an aber schweigen die Nachrichten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 101.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 5. Oktober 1838.

Volksmoral.

1) Der Dorfmagnat. Ein schweizerisches Gemälde aus der neusten Zeit von Dr. v. Werd. St. Gallen, Wartmann und Scheitlin, 1836.

2) Der Bauernspiegel, oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf. Von ihm selbst beschrieben. Burgdorf, Langlois, 1837.

Die Schweizer besitzen das Talent und die Neigung, ihr Volksleben darzustellen und zwar in unmittelbarster Wirklichkeit, in nackter Prosa, die gleichwohl sehr anziehend ist. Ein Meisterstück in dieser Art ist das Leben des Zürcher Landvogts Landolt von Heß, so wie Salys Revolutionstage von Ulrich Hegner. Auch die vorliegenden beiden Schriften gehören dieser Gattung an, nur daß sie mit weit mehr Absichtlichkeit geschrieben sind und weniger darstellen als belehren und gewisse Richtungen im schweizerischen Volksleben bekämpfen wollen.

Im Dorfmagnaten wird an eine recht anmuthig vorgetragene ländliche Familiengeschichte die Polemik gegen den Einfluß des Geldes und der Reichen auf dem Lande angeknüpft, zugleich aber wird zu verstehen gegeben, daß diese Art von Aristokratie troß Freiheitsbäumen und Verfassungen, Landsgemeinden, Volksrednern und Journalen unausrottbar sey. Das Volk wird nicht anders dargestellt, als wie es Shakespeare in Cäsar gezeichnet hat. Aufgeregt von einem Weltverbesserer, wendet es sich gegen den Dorfmagnaten, und wieder herumgeholt von diesem, zieht es gegen den voreiligen Reformator zu Felde. Der Dorfmagnat bleibt übrigens immer im Hintergrunde und der Verfasser äußert sich darüber sehr wahr: „Meine Gegenstände könnten gemein genannt werden — aber was ist gemein oder ungemein? Der Maßstab ist noch nicht gesichtet und sanctionirt, nach welchem wir darüber urtheilen können; auch sollten wir gerade in der sogenannten Gemeinheit, dieser mikroskopischen Welt der Gesellschaft, nähere Untersuchungen anstellen, um auf die Entstehungsweise und Natur der sogenannten Erhabenheit richtiger schließen zu können, die wir dumm genug so oft als gleich aus Jupiters Schädel großgeboren und ausgewachsen anstaunen und blind vergöttern. Daß ich den Bannner selbst, den Dorfmagnaten nicht deutlicher in den Vordergrund gezeichnet und wie einen Statisten fast unbemerkt von der Bühne habe treten lassen, ist leicht zu rechtfertigen; ein Dorfmagnat ist eben so ein sonderbares Ding, das in seiner Gemeinde am wenigsten handelt und doch am meisten macht; ein Dorfmagnat gleicht aufs Haar seinem Gelde, das ihm Einfluß verschafft; er ist eigentlich das personifizirte Geld! — so wie Bedürfniß und Genuß in tausend Formen schildern und eben das ganze wechselnde Farbenspiel des Lebens ausmachen, aber dennoch immer gleich gefangenen Vögeln an dem langen Bindfaden flattern, dessen anderes Ende in der Truhe des Geldes steckt, welches unfarbig, kalt und stille daliegt; eben so überwächst und verbirgt allseitig mit seinen vielfältigen Lebensäußerungen ein Dorf seinen Magnaten, der unscheinbar, unbemerkt in dem Gewühle dasteht, aber dessen ungeachtet der Mittelpunkt ist, von welchem alle Bedingungen des Communal-Lebens wie Radien ausgehen."

Geht durch diesen Dorfmagnaten ein launiger Zug hindurch, so im Gegentheil durch den „Bauernspiegel" ein tragischer. Der unbekannte Verfasser enthüllt uns die Nachtseiten der ländlichen Armuth, Unwissenheit und Roheit. Sein düsteres Gemälde ist mit außerordentlichem Fleiß ausgeführt und man sieht, daß es ihm ernst um die Sache zu thun war. Die Sprache fällt häufig in den Schweizer Dialekt zurück und auf eine natürliche Weise, denn das ganze Werk wird einem Bauernknecht in den Mund gelegt. So bringt es uns das Volksleben näher und wird zugleich den Lesern aus dem Volk, wenn es solche in dem Maaße finden sollte, als es auf sie berechnet ist, zugänglicher. — Es ist die Lebensgeschichte eines sehr armen Bauernknaben, dessen Vater früh starb,

der sich zu den niedrigsten Diensten bei fremden Leuten hergeben mußte, der als Knecht eine unschuldige und romantische Liebe zu einem Mädchen faßte, sie aber aus Armuth nicht heirathen konnte, und sie unter den traurigsten Umständen, die wirklich jedem Leser tiefes Mitleid einflößen, verlor, der dann aus Verzweiflung sich anwerben ließ und das Leben der Söldner in französischem Dienst mitmachte bis zur Julirevolution, in der er mitfocht (als Schweizer auf des Königs Seite) und in deren Folge er nach der Schweiz heimkehrte. Hier suchte und fand er endlich ein Unterkommen als Privatschulmeister und Bauernrathgeber auf einem Dorfe, mit der Aussicht, Gemeindeschreiber zu werden.

An den einfachen Gang dieser Geschichte knüpft der Verfasser Betrachtungen über das Volksleben an, fast in allen Beziehungen. Auch hier spielt Geldgier die erste Rolle. Das Unglück des armen Knaben wird ursprünglich aus der Ungerechtigkeit eines Großvaters hergeleitet, der den Vater zu Gunsten eines andern Sohnes enterbte, nach einer in der Schweiz nicht selten vorkommenden Gewohnheit, das Vermögen untrennbar nur auf ein Kind zu vererben, damit das Geld beisammen bleibe. Sehr anschaulich wird gezeigt, wie dieses Geld den Frieden der Familie zerstöre, die Glieder in tödtlicher Feindschaft trenne, jeden höhern und edlern Sinn, selbst die heiligsten Triebe der Natur ersticke. Dieselbe Geldgier kehrt im Verlaufe der Geschichte immer wieder. Besonders glücklich scheint in dieser Beziehung eine reiche Bauernfamilie S. 129 ff. geschildert. Wer das Landleben nicht aus eigener Erfahrung kennt, erschrickt über diese Gemälde nach der Natur. In der That ist die Gemeinheit der Gesinnung, die kleinliche Pfiffigkeit und rohe Herzlosigkeit, die der vorherrschende Sinn für das Geld unter das Volk gebracht hat, höchst beklagenswerth. Sie findet sich bei den reichen Bauern, die zusammenhalten, was sie haben, wie bei den armen, die aus Noth gezwungen sind, den höchsten Werth auf ein Stück Geld zu legen. Wie dieser Geldteufel demoralisirend in alle Sphären des Landlebens eingreift, scheint uns früher noch nie so anschaulich gemacht worden zu seyn, als in vorliegendem Buche.

Der zweite Gegenstand, der hier vorzüglich berührt wird, ist die außereheliche Liebe, die auf dem Lande zwar nicht (wenigstens nicht überall) zu solcher Lüderlichkeit ausartet, wie in den Städten, aber eben da, wo noch mehr Moralität bewahrt wird, um so mehr Privatunglück herbeiführt. Der Jammer derer, die gern heirathen möchten und nicht können, der noch größere Jammer der arglosen Mädchen, die von muthwilligen Buben verführt und verlassen werden, wird hier nach der Natur geschildert und in sehr anschaulichen Beispielen gezeigt, wie es deßfalls auf dem Lande aussieht.

Als ein drittes Hauptübel im ländlichen Volksleben werden die Schreiber und Winkeladvokaten bezeichnet. „Ich denke, es gibt so viele brave Schreiber aller Art, Amtsschreiber, Gerichtsschreiber, Amtsnotarien und meinethalben auch Agenten, die könnten das übel nehmen, und sie und andere Leute könnten meinen, ich rede hier von allen Schreibern überhaupt. Aber dann denke ich wieder, sie sehen aus dem ganzen Buche doch, daß du ein vernünftiger Mann bist, und nur ein unvernünftiger Mann nimmt einen ganzen Stand von Menschen in einen Klapf. Ich dachte, sie werden auch vernünftig seyn und sehen, daß ich hier ausdrücklich nur von siebenundzwanzig Schreibern rede, nun ist ihre Zahl im Lande Legion. Alle andern, außer jene siebenundzwanzig, haben also nichts auf sich zu beziehen, insoferne sie es nicht eben so und an jenem Abend gemacht hätten, wie die siebenundzwanzig, und das sage ich nicht nur nicht, sondern will es auch nicht hoffen. Ferner denke ich, es sey meine Pflicht und Schuldigkeit, zu warnen vor diesen Leuten, zu warnen vor den Leuten, die keine Religion, keine Sittlichkeit, keine Art von Ehrgefühl haben, die sich alle Streiche, alle Schliche, alle Kniffe erlauben, sobald sie unter dem Schein des Rechtes können versteckt werden; die gegen ärmere oder einfältigere Leute nicht einmal um den Schein des Rechtes sich bekümmern, sondern durch grobe Anmaßung und anmaßende Grobheit einschüchtern, die mit schlauer Pfiffigkeit jeden Vortheil aufspüren, mit der unverschämtesten Frechheit, ihn verfolgen, von eigentlicher Wissenschaftlichkeit in ihrem Fache keine Ahnung haben. Vor diesen Leuten warne ich nicht bloß deßwegen, damit sich die in den Wirthshäusern sitzenden oder prozeßlustigen Bauern oder Herren hüten können vor ihnen, oder ihnen begegnen nach Verdienen, sondern deßwegen warne ich vor ihnen, weil sie sich alle zu Erziehern von hunderten von jungen Leuten aufwerfen. Sie zahlen nicht gerne Jemand, daß er ihnen ihre viele weitläufige Arbeit mache, sie nehmen daher Lehrbuben so viel sie können, und Lehrgeld so viel sie können, nehmen diese gerade im gefährlichsten Alter, wenn der Mensch seine bestimmte Richtung nimmt. Nun richtet so einer, wie jene siebenundzwanzig waren, die jungen Leute gerade so ab, wie er sie am besten brauchen kann; je weniger Religion, Sittlichkeit, Ehrgefühl sie haben, desto comoder sind sie ihm, desto bessern Vortheil zieht er aus ihnen, desto pfiffiger und frecher kann er sie machen. Und du Bauer bist doch, bald hätte ich gesagt ein dummer, aber ich will nur sagen ein wunderlicher Kobi, du hältst im Ganzen so viel auf Religion, willst nicht, daß man in der Schule etwas von Geschichte, Naturlehre, was doch so schön wäre, mache, und frägst, wenn du von einer Schule hörst, immer zuerst: ist das o no e rechti Schul, lert me da o no d'Fragi? Aber wenn du deinen Bub

zu einem Schreiber thun, ihn dort Jahre lang lassen willst, so frägst du gar nichts als: isch's e g'schichte? Und wenns der Schwarze selber wäre, sobald du hörst, es sey e g'schichte, so gibst du ihm deinen Bub, und denkst gar nicht daran, daß du ihn mit Leib und Seele übergibst. Zugleich wollte ich Anfangs auch den Staat warnen, weil man junge Leute gerne in obrigkeitliche Schreibstuben thut, in denen dort die mannichfaltigsten Geschäfte vorkommen, daß er ja bei der Anstellung von Männern, denen er solche Schreibstuben anvertrauen will, ganz besonders auf ihre Religiosität, Sittlichkeit, Rechtlichkeit sehen möchte, als Erzieher junger Staatsbürger. Aber ich habe von denen, die aus der Stadt kamen, so Manches gehört, daß ich meine gutgemeinte Warnung einstecken will, weil sie doch vergeblich wäre, und die Leute in der Stadt nicht gerne guten Rath vom Lande nehmen."

Im Gegensatz zu diesen verdorbenen Städtern, die das Land ausbeuten und verpesten, nennt der Verfasser als den vierten Feind des Friedens und des Gedeihens auf dem Lande die Sektirerei. „Tausende hatten kein Geld, vornehm zu thun, und Tausende hatten das wenige Geld, welches sie besaßen, mit Vornehmthun verthan und waren wieder gemein geworden. Ach, wie that ihnen das weh! Nun kamen die und lehrten wohlfeil, wie man wohlfeil vornehm seyn, wie man wohlfeil zu dem Vorrecht kommen könne, sich von andern abzusondern und hochmüthig auf die große Menge, auf Große und Reiche herabzusehen. Haltet euch zu uns, sprachen sie, so seyd ihr mehr als alle andern, dürft nicht mehr Gemeinschaft haben mit ihnen, nicht mehr an gleichem Tische das heilige Abendmahl genießen, sonst entwürdiget ihr euch, macht euch gemein vor Gott. Ihr seyd die Auserwählten Gottes; steht nicht geschrieben: Viele sind berufen, Wenige sind auserwählt; seyd ihr nicht die Wenigen, müßt ihr also sonnenklar nicht auch die Auserwählten seyn? Ach wie das manchem Weiblein und Männlein so wohl that, die alle Hoffnung aufgegeben hatten, einmal vornehm zu seyn und andere verachten zu können. Neidisch auf alle Menschen waren sie bis dahin gewesen, nun konnten sie hochmüthig auf alle werden, und es kostete sie nichts!"

Uebrigens verwahrt sich der Verfasser vor jeder Consequenzmacherei. Wenn er die erwähnten Uebel bezeichnet und recht grell, so will er damit doch nicht behaupten, daß sie in dem Umfang allgemein vorherrschen, daß neben ihnen nicht das Bessere sich behaupten könne. Er sagt nur, diese Schattenseite sey unverkennbar vorhanden und es sey Pflicht jedes Redlichen, zur Besserung mitzuwirken.

3) **Der Reichthum des Armen und die Armuth des Reichen. Ein Buch zur Unterhaltung für den Bürger und Landmann. Frei nach Sophie P... von Ferd. Frhrn. von Biedenfeld. Weimar, Voigt, 1837.**

4) **Verirrungen, Schwächen und Krankheiten unseres Jahrhunderts. Ein Zeitspiegel nach dem Leben. Von demselben, daselbst, 1838.**

Das erste dieser populären Werke ist vortrefflich. Mit einfacher Beredsamkeit wird bewiesen, daß der Reichthum nicht glücklich macht, daß im Gegentheil alles Glück in der Beschränkung besteht. Der Reiche ist viel mehr Krankheiten ausgesezt als der Arme, viel mehr geistigen Leiden und Leidenschaften hingegeben, durch den Zwang der Convenienz viel unfreier. Was er hat, verleidet ihm leicht, und mit Neid sieht er zu, wie eine Kleinigkeit, die er verachtet, das Glück des Armen macht. Uebersatt und mürrisch, langweilt er sich, während der Arme mit gespannter Kraft, Frohsinn in allen Mienen, der Sonntagsfreude nachgeht. Der Arme hat immer Appetit, das ist das Geheimniß seines Glücks. Jeder Genuß ist ihm neu, auch der kleinste begeistert ihn. Er bleibt ewig nur der Liebhaber, und wird wie der Ehemann und Herr, aber seine Illusion macht ihn ungleich seliger, als ihn der Besitz machen würde. Einen Vorzug aber hat er bestimmt vor dem Reichen voraus. Er wird nur um seiner Person willen geliebt. Er hat Freunde, keine Schmarozzer, denn was hätte er ihnen zu bieten? Er hat eine Geliebte, keine erkaufte Kokette, keine verhaßte conditio sine qua non eines erheiratheten Vermögens 2c.

Das alles wird nun hier gar schön auseinandergesezt; aber es wird nicht viel nützen. Der Reiche, der oft gern, herzlich gern mit dem gesunden und glücklichen Armen tauschen möchte, wenn er plötzlich alles vergessen und sich ganz in die Unwissenheit des Armen versetzen könnte, kann eben nicht vergessen. Der Arme aber braucht solche literarische Ermahnungen nicht und sie dringen auch nicht einmal zu ihm. Ist er zufrieden, so bedarf er keines weitern Rathes. Ist er es nicht, strebt er nach mehr, so wird er dem Rathgeber, der ihn zur Zufriedenheit ermahnt, nicht trauen. Ist die Illusion einmal zerstört, so helfen keine Theorien mehr, sondern nur Erfahrungen.

Die zweite Schrift enthält schauderhafte Familien- und Criminalgeschichten aus dem Französischen, die lieber nicht hätten übersezt werden sollen, da es uns höchst überflüssig scheint, ehrbare deutsche Leser in den Abgrund von Immoralität blicken zu lassen, der jezt in Frankreich literarisch aufgewühlt wird.

Lyrische Dichtkunst.

44) Frühlingsblumen. Lieder von Rudolf Hirsch. Leipzig, Engelmann. Wien, Wallishausser, 1837.

Alles Lieder, wie der Titel sagt, vom Frühlinge:

Wacht auf, ihr Knospen! hoffnungsgrün!
Die Amme Sonne ist schon nah'.
Sie wartet; pflegt Euch immerhin,
Wacht auf! die Sonne ist schon da ꝛc.

Die Frühlings=Stickerin: Natur
Legt fleißig wieder an die Hand ꝛc.

Mutter wird die schöne Erde
Von viel Tausend Kindlein bald ꝛc.

Auch die Liebe fehlt in diesem Frühling nicht:

Sah' in einem Blumenhaine
Jüngst lieb Klärchen ganz alleine ꝛc.

Gleite mein Schifflein
Ueber den See;
Dort künden Blümlein
Mir Ihre Näh' ꝛc.

In dieser zwar nicht neuen, aber immerhin lieben und guten Manier singt der Dichter fort. Einige seiner Bilder enthalten auch tiefere Gedanken, z. B.

Wie ein veilchenblauer Kelch
Wölbet sich des Himmels Decke,
Und das Auge weilet gern
In so weiter blauer Strecke.

Endlos scheint' die Farb' der Treu'
An dem Himmel selbst zu seyn.
Dort ist wohl ihr Heimathland.
Hier ists nur ein Fleckchen klein!

Viel zu gesucht dagegen ist folgendes Bild:

Aus deines Herzens jungen Rosenblicken
Hätt' gern ich meiner Liebe Haus gebaut,
Gern wie ein Schiffer seinem treuen Compaß
Auf meiner Lebensreise dir getraut.

Ach! des Magnetes Nadel wies auf Liebe,
Ich hab' auf Sie mein ganzes Glück gestellt.
O führe mich nun rasch, mein Liebesschifflein
Auch in der Liebe mir noch neue Welt!

45) Tugend=Klänge. Dichterische Versuche von Joh. Jos. Müller. St. Gallen, in Commission bei Huber, 1838.

Fromme, patriotische Gefühle, landschaftliche Gemälde (besonders Rigibilder), Widmungen der Freundschaft, auch einige Versuche in Schweizermundart; ohne sich durch Neuheit oder höhern poetischen Werth auszuzeichnen, doch rein und edel empfunden.

46) Gedichte von F. Brisert, A. Bruck und X. Leichter. Oppeln, in Commission bei Baron, 1837.

Wenn schon die Gymnasiasten ihre ersten Reimversuche drucken lassen — dann ist es wenigstens billig, daß man sie beiseite legt.

Wörterbuch.

Gedrängtes Fremdwörterbuch in deutscher Schrift= und Umgangssprache zum Verstehen und Vermeiden jener mehr oder weniger entbehrlichen Einmischungen, herausgegeben von Dr. Petri. Achte, besonders für Aerzte und Arzneibereiter bereicherte Ausgabe. Dresden und Leipzig, Arnold, 1838.

Der patriotische Zweck auf dem Titel ist löblich, denn allerdings können sehr viele Fremdwörter entbehrt werden, wenn auch die technischen unentbehrlich sind und in dieser Beziehung jeder Purismus lächerlich wäre, weil er, wie die Erfahrung gezeigt hat, das Verständniß erschwert, statt erleichtert. Das Werk des Herrn Petri ist nicht so ausgeführt, wie das größere Fremdwörterbuch von Heyse, welches wohl bisher das beste gewesen ist, doch drängt es in engen Raum unzählige Artikel, jeden nur kurz erläutert, zusammen und ist somit zum raschen Nachschlagen genügend. Wie es scheint, ist es dem Heyse'schen Wörterbuche häufig bis auf den Buchstaben gefolgt, eine Uebereinstimmung, die dem Nachahmer nicht immer vortheilhaft war. Heyse bedient sich oft willkürlicher und sonderbarer Uebertragungen ins Deutsche, wo er den volksthümlichen Ausdruck hätte wählen sollen, z. B. cretins übersezt er mit Weißlinge, Kreidlinge und Petri ganz eben so, während die volksthümlichen Ausdrücke in den Alpen bekanntlich ganz andere sind, die angeführt, und sofern sie ebenfalls nicht ganz verständlich sind, kurz hätten erklärt werden sollen. Sehr zweckmäßig ist am Schluß eine Erklärung der fremden Namen, die in Deutschland einheimisch, oft von denen, die sie tragen, selber nicht verstanden werden, z. B. Cecilie = die Blinde, Margaretha = die Perle ꝛc. Endlich ist auch ein Verzeichniß von Schriftabkürzungen und deren Erklärung eine passende Zugabe.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 102.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 8. Oktober 1838.

Optimistische Schrift.

Andeutungen über die Grenzen der Civilisation. Von M. von Prittwitz, Ingenieur-Major und Festungsbaudirector in Posen. Mannheim, Hoff, 1838. 8. S. 327.

Der menschenfreundliche Verfasser ist ein Optimist. Er sieht voraus, die Menschen werden in der Zukunft alle wohlhabend, glücklich, sittlich und gebildet werden. Als Mittel dazu sieht er die Eisenbahnen, eine mögliche Verbesserung der Luftschiffahrt und die Verbreitung nationalökonomischer Grundsätze an, die ungezwungen, wie er glaubt, ungefähr zu dem Resultate führen müssen, was St. Simon durch System und Zwang erreichen will.

Zuvörderst sucht er den Satz festzustellen, daß der Reichthum der Natur und der durch Industrie aller Art hervorgebrachten nothwendigen, nützlichen und angenehmen Lebensbedürfnisse schlechthin unerschöpflich sey, und daß die Menschen, sie mögen sich noch so sehr vermehren, stets genug, ja übrig genug haben werden. Auf eine solche Garantie kommt in der That viel an, wenn man erwägt, welcher Mangel fast überall in den untern Klassen herrscht, und wie viel Sorge der Pauperismus bereits den Weltverbesserern gemacht hat. Der Herr Verfasser ist in dieser Beziehung seiner Sache so gewiß, daß er ein dem Princip der Mäßigkeitsgesellschaften gerade Entgegengesetztes geltend macht und die niedern Klassen zu den Genüssen der höhern förmlich erzogen wissen will. Seine Grundgedanken sind folgende:

daß bei zunehmenden Communicationsmitteln Hungersnoth immer weniger eintreten könne, und Uebervölkerung weder jetzt noch überhaupt je in künftigen Zeiten zu besorgen sey; —

daß ebenso unter allen Umständen und für alle denkbaren Zeiten dem Menschengeschlecht sein Bedarf an Brennmaterial und Erwärmungsmitteln, so wie nicht minder an Triebkräften für seine industriellen Arbeiten gesichert sey; —

daß selbst nicht einmal zu befürchten stehe, die Zahl der Thiere könne dereinst auf der Erde sich vermindern, um dem Menschen Platz zu machen, oder jeder Mensch werde jeden Winkel der Erde nur des unmittelbaren Gewinnes wegen bebauen und kein Fleck davon dem Vergnügen geweiht bleiben; —

daß gegentheils der an den höhern Lebensgenuß gewöhnte Mensch seine eigenen Kräfte sowohl, als die Schätze der Natur immer mehr zur Befriedigung höherer und edlerer Genüsse, als bloß zur Stillung des niedern Bedürfnisses, verwenden werde; —

daß ferner die gesammelten und stehenden Capitalien einer fortschreitenden und unbegrenzten Vermehrung fähig sind, und dadurch auch der großen Masse der Menschen die Möglichkeit gegeben ist, durch Fleiß, Sparsamkeit und Sammelgeist unter allen Himmelsstrichen und auf jedem Boden sich Wohlstand und Reichthum zu erwerben; —

daß die hieraus nothwendig progressiv zunehmende Verminderung des Zinsfußes zwar den Zustand des ohne Anstrengung bloß von seinen Zinsen lebenden Rentiers verschlechtern, dagegen aber die Benutzung der gesammelten Capitalien einer viel größern Zahl von Unternehmern und Arbeitern in zunehmendem Maaße gegen eine viel geringere Entschädigung möglich machen, und dadurch die Produktion unendlich befördern werde; und daß mithin immer mehr Fleiß und Arbeit allein den Menschen zu Wohlstand und äußerm Glück wird erheben können; —

daß mit wachsender Menschenmenge und Produktion auch der Preis der Lebensmittel, in Vergleich aller übrigen Produkte des Kunstfleißes, welche der Mensch in immer vermehrter Menge und mit immer geringerm Kosten- und Kraftaufwand zu schaffen in den Stand gesetzt seyn wird, zunehmen und dadurch vorzugsweise der niedern arbeitenden Klasse werde Gelegenheit gegeben

werden, sich eine viel größere Zahl anderer Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des Lebens, über das rohe thierische Bedürfniß der Nahrung hinaus, zu verschaffen; —

daß es somit bei zunehmender Civilisation immer mehr von dem eignen Willen, von der Bildungsstufe und von den Gewohnheiten der arbeitenden Klassen abhängen werde, ob sie für ihre Leistungen und Anstrengungen besser belohnt seyn, sich einen größern Antheil am Gewerbsgewinn verschaffen, und ihre Kinder einer bessern Existenz entgegengehen sehen wollen, als jetzt, — und daß mithin die niedere arbeitende Klasse immer nur dann elend sey, wenn sie es seyn will, oder vielmehr, wenn sie es zu seyn gewohnt ist, und sich nicht scheut, ihren Nachkommen eine gleich elende Existenz zu hinterlassen; —

daß demnach die fortschreitende Civilisation immer mehr von selbst, als natürliche Folge des gesellschaftlichen Verbandes, und ohne alle gewaltsamen und künstlichen Mittel die St. Simonistische Lehre: daß jeder nur nach Verdienst belohnt werden und genießen solle, zur Verwirklichung bringt; —

daß wir demgemäß unser Haupt mit der Beruhigung niederlegen können, es stehe in der eigenen Gewalt unserer Kinder und Kindeskinder, sich nach Maaßgabe ihres Talentes und Fleißes allgemein eines glücklichen Daseyns und einer Fülle des Lebensgenusses zu erfreuen, wie er unter uns, ihren Voreltern, nur den vom Glück Begünstigten zu Theil wird; —

daß alle jene Klagen über zunehmende Arbeitslosigkeit, so wie über zu große Wohlfeilheit der Produkte nur die Faulheit, Nachlässigkeit, Unredlichkeit und schlechte Wirthschaft, oder wenigstens die Rohheit und Unwissenheit der Klagenden bekunden, und daß demnach immer mehr, so parador es erscheinen möge, Armuth und Elend mit Lasterhaftigkeit, Unwürdigkeit und Unfähigkeit als gleichbedeutend erscheinen und als selbst verschuldete Uebel werden erkannt werden; —

daß aber gleichzeitig zugegeben werden muß, wie nur erst, wenn die dringenden Bedürfnisse des Körpers Befriedigung gefunden haben, der menschliche Geist sich zu seiner höhern Bestimmung erheben kann, und der größte Theil der Verbrechen, die in der Gesellschaft begangen werden, aus Noth, Armuth und Elend entspringen, Verbrechen und Mangel also immer Hand in Hand gehen, mithin eine Nation desto glücklicher und ruhiger sey, aus je mehr bemittelten und in Wohlstand lebenden Bürgern sie besteht; —

daß es also vor allen Dingen darauf ankomme, die große Masse für die Annehmlichkeiten des Wohlstandes empfänglich zu machen, und sie an eine bessere Existenz zu gewöhnen und für dieselbe zu erziehen! —

Von diesen Voraussetzungen geht der Verfasser aus und man muß gestehen, daß etwas sehr Aufmunterndes darin liegt. Wo hernehmen? fragen die Andern. Langt nur zu, der Tisch ist gedeckt, sagt unser Verfasser. Er hat also gewiß das beste Theil erwählt. Man kann nicht ohne innerliches Behagen die beredte Schilderung der Weltverbesserung lesen, die er als eine nothwendige Folge der allgemeinen Einführung der Eisenbahnen ansieht. Jede Waare muß wohlfeiler werden und doch muß jeder Arbeiter in jedem Fach wieder Gelegenheit haben, mehr zu verdienen, woraus natürlicherweise ein allgemeiner Wohlstand hervorgehen muß. „Die Leichtigkeit der Verbindungen und die ungemeine Erweiterung des Markts wird aber auch wieder für eine Menge Produkte eine weitere Theilung der Arbeit möglich machen, wie sie bisher gar nicht oder nur in großen Hauptstädten stattfand, und daraus wieder die Möglichkeit eines fabrikmäßigen Betriebes für eine Menge Produkte hervorgehen, die bisher durch die Menschenhand selbst, und darum viel theurer gefertigt wurden. Wenn jetzt schon die Räder, Federn, Spindeln und Ketten einer Taschenuhr, von besondern Unternehmern, mit besondern Maschinen gefertigt werden, ja wenn, wie oben erwähnt wurde, in Westphalen bereits eine Fabrik von Kaffeemühlen entstehen konnte, was haben wir in dieser Hinsicht nicht zu erwarten, wenn der Markt für alle die verschiedenen Produkte sich auf das Hundertfache erweitert? und welche Herabsetzung der Preise wird dann erst möglich seyn, wenn jetzt schon, wie oben erwähnt, eine vollständige Taschenuhr im Jura für 20 Sgr. zu haben ist? Jede Sorte Nägel in einem Hause, jeder einzelne Theil eines der verschiedenen Arten Stubenschlösser, jede Leiste und jede Verzierung, die bei einem gewöhnlichen Hausbau vorkommt, jeder Theil jedes der verschiedenartigen Hausgeräthe werden dann ihre besondern, durch elementare Kräfte betriebene Fabriken haben und in Folge dessen zu unglaublich billigen Preisen, die uns jetzt ganz unmöglich und widersinnig erscheinen möchten, zu beschaffen seyn. Als eine weitere Folge der allgemeinen Einführung der Eisenbahnen, wird ferner eine viel größere Stabilität und Gleichförmigkeit in allen Preisen daraus hervorgehen, weil mittelst derselben in viel kürzerer Zeit die Ursachen beseitigt werden können, die jetzt eine Verschiedenheit der Preise an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten herbeiführen. Man sollte es z. B. kaum glauben, daß jetzt noch die Preise des Getreides so verschieden sind, daß im December 1836 der Scheffel Hafer in Ratibor kaum mehr als ein Drittheil so viel, nämlich 8 Sgr. 5 Pf. galt als in Berlin (22 Sgr.); trotz dem, daß beide Orte durch Wasserstraßen verbunden sind. Hungersnoth in ganzen Landstrichen wird alsdann nicht mehr möglich seyn, weil eine geringe Preiserhöhung

der Lebensmittel gleich eine Zufuhr aus einem hundertmal größern Bezirke als jezt, veranlassen wird, wenn die Verbindungen, wie oben angenommen wurde, und ferner beispielweise angenommen werden soll, durch die allgemeine Einführung der Eisenbahnen durchschnittlich zehnmal rascher und wohlfeiler als jezt werden. Die Eisenbahnen sind überdem unabhängig von Wasserstand, Frost und Wind und werden daher selbst die öftern geringen Preisveränderungen beseitigen, die so häufig aus diesen vorübergehenden Ursachen entspringen. Wenn aber diese Festigkeit in den Preisen allen Handelsgeschäften eine viel größere Solidität geben, allen sogenannten Speculationen und wucherischen Geschäften mehr oder weniger ein Ende machen, den Gewerbgewinn viel allgemeiner auf ein mittleres Maaß reduciren, und große und schnelle Gewinnste einzelner Individuen verhindern, auch die Wohlfeilheit aller Baarsendungen, den Unterschied der Wechselcurse an verschiedenen Orten zulezt ganz auf Null reduciren muß, eben so wir jezt in Gegenden von lebhaftem Verkehr seine Schwankungen in sehr geringe Grenzen eingeschlossen sind: so wird diese Stabilität in allen Preisen der Verkehrsoperationen vorzugsweise der niedern, arbeitenden Klasse zu gute kommen, die jezt bei ihrer Sorglosigkeit für die Zukunft, und bei ihrer Gewohnheit, von der Hand in den Mund zu leben, von jeder Preiserhöhung, in den Lebensmitteln namentlich, so höchst nachtheilig betroffen wird, weil das Tagelohn und der tägliche Verdienst, wenn er auch im Allgemeinen vorzugsweise von dem Preise der ersten Lebensbedürfnisse abhängig ist, aus bekannten Gründen nicht so schnell jenen plötzlichen Preisveränderungen folgen kann. Die Leichtigkeit der Verbindungen wird aber außerdem noch den Arbeitern der niedern Klasse vielmehr Gelegenheit geben, da Arbeit zu suchen und zu finden, wo Arbeit gesucht ist und das Tagelohn höher steht. In Gegenden, wo jezt der Arbeiter faul und verdrossen ist, wird die Concurrenz der fleißigern Arbeiter aus entfernten Gegenden ihn entweder ganz verdrängen, oder ihn nöthigen, selbst fleißiger zu werden. Dem entgegengesezt, wird auf der andern Seite der fleißige, aber bisher zu einer spärlichen Lebensweise genöthigte Arbeiter, dadurch, daß ihm Gelegenheit gegeben ist, seine Kräfte in Gegenden geltend zu machen, wo die Arbeit besser bezahlt wird, sich einen bessern Tagelohn zu verschaffen, und dadurch den Sinn für bessern Lebensgenuß zu erwerben im Stande seyn, was, wie wir früher gesehen haben, für das Wohlseyn der großen Masse von so wesentlichem Einfluß ist. Nicht minder werden die Arbeiter aus den nördlichen kältern Gegenden Gelegenheit finden, während der Wintermonate, wo es ihnen an Arbeit fehlt, und sie sich nicht hinlängliches Brennmaterial verschaffen können, in wärmere Landstriche zu ziehen, und erst in der bessern Jahreszeit in ihre Heimath zurückzukehren, wenn sich wiederum mehr Gelegenheit zur Beschäftigung für sie daselbst findet, und Holz und Licht größtentheils entbehrlich sind.

Die vorstehenden Andeutungen über den künftigen Einfluß der Eisenbahnen bezogen sich im Allgemeinen auf die Gewerbe und den Verkehr. Nicht minder groß und durchgreifend wird er auf den Ackerbau seyn. — Die Ursachen, die bisher eine ganz andere Kultur des Bodens in der Nähe der Hauptstädte bedingten, und namentlich hier einen ausgedehnten Gartenbau und ausgedehnte Milchwirthschaft erzeugten, werden, wie schon oben angedeutet wurde, und wie schon jezt die Erfahrung auf mehreren Eisenbahnen zeigt, durch diese ganz aufgehoben, oder wenigstens die Grenze, bis wohin diese Art von Bewirthschaftung des Bodens noch einträglich ist, viel weiter hinausgeschoben werden. Die nothwendige Folge davon muß seyn, daß die Grundstücke zunächst den Hauptstädten in Vergleich der entferntern verhältnißmäßig an ihrem Werthe verlieren (wie jezt schon in Paris die Grundstücke im Innern der Stadt durch die Einführung der Omnibus an ihrem Werthe verloren haben sollen, und daß viele ganz entlegene Grundstücke, die bisher fast gar keinen Werth haben, ungemein im Werthe steigen.

Außer diesem allgemeinen Einfluß der Eisenbahnen auf die Verhältnisse des Ackerbaues werden sie noch manche specielle Einwirkung auf dieselben zeigen. Die Versendung des Viehs auf den Eisenbahnen wird allgemein an die Stelle des Treibens derselben treten und schon jezt werden die Eisenbahnen in England überall, wo sich Gelegenheit findet, dazu benuzt. Die schon früher berührte Möglichkeit, noch für Jahrtausende aus dem Schooße der Erde ungeheure Massen von Steinkohlen zu ziehen und sie mit unbedeutenden Kosten auf weite Strecken zu versenden, wird immer mehr die Lichtung und Urbarmachung unserer Wälder zur Folge haben. Naturschönheiten und eine günstige und angenehme Lage endlich werden mit der zunehmenden Leichtigkeit des Reisens immer mehr Bewunderer und Verehrer finden, und die nothwendige Folge davon wird seyn, daß Landgüter und Grundstücke in schönen Gegenden mit der Zeit immer mehr gesucht werden und immer höher im Preise steigen müssen, in ähnlicher Art wie jezt schon in der Nähe großer Städte angenehme Landsitze zu ungeheuren Preisen, die mit ihrem Geldertrage in gar keinem Verhältnisse stehen, erkauft zu werden pflegen“ 2c.

(Der Schluß folgt.)

Geschichte.

1) Das Fürstenthum Serbien, seine Bewohner, deren Sitten und Gebräuche. Erste Abtheilung: Historisches und Geographisches. Von Prof. Dr. Possart, Darmstadt, Leske, 1837.

Der Verfasser hat nicht Unrecht, wenn er bemerkt, wir kennen Amerika besser als Europa. Namentlich die südöstlichen Länder Europas sind uns erst in neuerer Zeit genauer bekannt worden und doch gibt es noch gar manchen uns sehr nahe liegenden Fleck Erde zwischen Friaul und den Donaumündungen, der uns weit fremder ist, als irgend ein Fleck in den vereinigten Staaten. Wie reich ist die Literatur über diese Staaten, wie arm über die europäischen Ostländer.

Im untern Donaugebiet ist seit Kurzem besonders Serbien in die helle Beleuchtung historischer und geographischer Forschung getreten. Die politische Wichtigkeit dieses Landes bei der zunehmenden Auflösung des osmanischen Reichs und die interessante Volksthümlichkeit seiner Bewohner verleihen ihm einen Reiz, den die Nachbarländer nicht in gleichem Grade haben. Was Ranke und v. Pirch über Serbien geschrieben, hat daher allgemeinen Anklang gefunden, so wie die Uebertragung der serbischen Volkslieder von Talvy und W. Gerhard. Auch das vorliegende Werkchen verdient den Dank des Publikums. Es enthält eine ganz praktische Uebersicht alles Wissenswürdigen, das Serbien darbietet; zuerst eine gedrängte Geschichte des Volks, dann eine Beschreibung des Landes, seiner Regierung, seiner Sitten, Sprache und Literatur, endlich seiner Alterthümer. In allen diesen Beziehungen hat der Verfasser in einem verhältnißmäßig engen Raum die größte Menge von Notizen, gut geordnet zusammengedrängt.

2) Handbuch der Geschichte Siebenbürgens. Von Carl Neugeboren, Senator. Hermannstadt, Thierry, 1836.

3) Beiträge zur dacischen Geschichte, von F. X. Hene, Bischof in Dulcinea und Groß-Probst zu Karlsburg. Nebst lytographirter (lithographirter) Abbildung einiger merkwürdiger Monumente. Hermannstadt, v. Hochmeister, 1836.

Diese beiden unmittelbar in Siebenbürgen herausgekommenen Werke behandeln die ältere und neuere Geschichte Siebenbürgens. Beide gehen von der Behauptung aus, die alten Daker und Geten seyen Slaven gewesen, und nicht, wie man bisher immer annahm, Germanen. Schlagende Gründe bringen sie nicht herbei, noch widerlegen sie die hundert Gründe, die für die deutsche Abkunft der Geten sprechen. Ovid, der bei ihnen in Verbannung lebte, unterscheidet sehr deutlich zweierlei Sprachen, die getische und sarmatische, d. h. die deutsche und slavische:

Nam didici getice sarmaticeque loqui.

Herr Hene beschreibt vorzugsweise die noch aus der römischen Zeit erhaltenen Alterthümer des Landes, Inschriften, Münzen, plastische Darstellungen, Bauüberreste. Es sind mehrere Mithrasbilder dabei, die Lytographien aber (wie auf dem Titelblatt anstatt Lithographien steht) herzlich schlecht. Auch Rechtschreibung muß man von einem gelehrten Werke dieser Art, wobei so viel auf richtige Bezeichnung der Namen ankommt, verlangen. Aber hier finden wir Tyber statt Tiberius, Vitelius statt Vitellius ꝛc. Es wäre vielleicht besser gewesen, der Herausgeber hätte einfach ein Verzeichniß der erhaltenen Alterthümer mit treuer Beschreibung und Abbildung gegeben. Inzwischen wird sein Werk denen, die sich für Alterthümer oder für jenes Land besonders interessiren, immerhin von Nutzen seyn, hauptsächlich in Bezug auf die topographische Orientirung, bei der die Einheimischen immer die erste Stimme haben.

Herr Neugeboren behandelt das Alterthum nur kurz, um desto ausführlicher die mittlere und neuere Geschichte Siebenbürgens zu erzählen. Bekanntlich wanderten im zwölften Jahrhundert, von den Königen Ungarns aufgefordert, eine Menge Sachsen in Siebenbürgen ein, deren Nachkommen sich bis auf den heutigen Tag bei ihren alten Privilegien und bei ihrer Volksthümlichkeit, Sprache, Tracht und Sitten erhalten haben. Die Ausdauer dieser Colonie mitten unter Slaven, Magyaren und Türken ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte. Trotz der blutigen Greuel, die in den frühern Jahrhunderten beständig in Ungarn, der Wallachei ꝛc. wechselten, trotz der türkischen Einfälle, die unzählige Mal Ungarn überschwemmten, behaupteten diese tapfern und bescheidnen Wächter der christlichen Grenzen ihre Stellung, und eine Unabhängigkeit, die man bei keinem andern Volksstamme jener Ostländer findet. Die siebenbürgischen Sachsen duldeten keinen Adel unter sich, um ewig ihre Gleichheit zu behaupten. Sie nahmen im sechzehnten Jahrhundert ohne weiteres die Reformation an und behaupteten ihre Glaubensfreiheit, während Ungarn sie wieder verlor. Kaum bemerkt von der übrigen Welt, bewährten sie unter den schwierigsten Verhältnissen eine Dauerbarkeit, die dem deutschen Charakter überall eigen ist, wo er im reinen Gegensatz gegen andere Nationalitäten sich unverfälscht bewahrt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 103.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 10. Oktober 1838.

Optimistische Schrift.

Andeutungen über die Grenzen der Civilisation. Von M. von Prittwitz, Ingenieur-Major und Festungsbaudirector in Posen. Mannheim, Hoff, 1838. 8. S. 327.

(Schluß.)

Im zunehmenden allgemeinen Wohlstand sieht der Verfasser nun auch eine sichere Garantatie der zunehmenden Bildung und Gesittung; ja er hofft, die Leidenschaften und Vorurtheile, die bisher dem Glück der Menschheit am meisten hinderlich gewesen sind, werden ganz von selbst aufhören, z. B. der Haß der Nationen, wenn sie auf den Eisenbahnen alle durcheinander gemischt werden. Er glaubt sogar, diese Vermischung werde den Unterschied der Sprachen, der bisher so sehr das wechselseitige Verständniß gehemmt, beseitigen, und die sich in jeder andern Beziehung ausgleichende Menschheit werde auch eine allgemeine Sprache einführen. Er vermuthet, dies werde die englische seyn. „Eine große Erleichterung, bemerkt er, für den zunehmenden Verkehr der Völker unter einander würde endlich noch die Einführung einer allgemeinen Sprache gewähren: während jetzt gerade dieser zunehmende Völkerverkehr die Erlernung einer immer größern Zahl neuerer Sprachen für unsere Jugend nothwendig und wünschenswerth macht. Der Erfindung der Eisenbahnen würde die Krone aufgesetzt, wenn man sich gleichzeitig mittelst einer Sprache auf jedem Punkte des Erdbodens verständigen könnte, und es wäre dazu nicht einmal nöthig, daß eine Sprache alle übrigen verdrängte, sondern nur, daß bei zunehmender Bildung jeder neben seiner Muttersprache noch die allgemeine Sprache sich zu eigen machte, was keineswegs schwierig ist, da es so viele Gegenden gibt, wo zwei ganz verschiedene Sprachen ganz fertig auch von den meisten Personen der niedern Klasse gesprochen werden. Die lateinische Sprache ist die allgemeine Sprache für die Gelehrten, aber als solche bereits in neuerer Zeit schon sehr in Abnahme gekommen und für den allgemeinen Gebrauch der neuern Zeit schwerlich geeignet. Auf eine Einführung einer solchen allgemeinen Sprache durch Verabredung der Regierungen ist wohl nicht zu hoffen, die Möglichkeit derselben vielmehr nur allenfalls als Folge des Verkehrs denkbar, wenn es einem Volke gelänge, durch seine Handelsverbindungen seine Sprache in alle Länder zu verbreiten, und so ohne Zwang das Bedürfniß ihres Erlernens hervorzurufen. Unverkennbar nimmt in dieser Hinsicht die englische Sprache jetzt den ersten Rang ein, trotz dem vermeintlichen Vorrecht der französischen, indem sie nicht bloß allgemein in den britischen Inseln, in Nordamerika und Ostindien gesprochen wird, sondern auch außerdem schon so ziemlich an allen Küsten verbreitet ist. Ob es aber den Engländern gelingen werde, diesen Vorzug auch für das Innere der größern Ländermassen zu behaupten, wenn deren Verkehr erst durch die allgemeine Einführung der Eisenbahnen belebt, und ihre Civilisation den Standpunkt erreicht haben wird, den in dieser Beziehung jetzt Großbritannien einnimmt, muß dahin gestellt bleiben, erscheint aber nicht unwahrscheinlich, wenn man bedenkt, welchen Einfluß Großbritannien und die nordamerikanischen Freistaaten, vereint durch die alle übrigen Länder überflügelnden Fortschritte ihrer Civilisation, auf diese Länder mit der Zeit nothwendig äußern müssen!“ —

Alle Welt aber, meint der Verfasser, werde und müsse wenn nicht reich, doch wenigstens wohlhabend werden. „Wir haben aber im Vorstehenden auch in dieser Beziehung bereits uns zu überzeugen Gelegenheit gehabt, daß das Quantum der möglichen Production keineswegs

von dem Quantum, der darauf verwandten menschlichen Arbeit abhängig ist, sondern daß vielmehr, namentlich durch die Wirkungen des Fabrikwesens, durch Benutzung aus Heranziehung anderer Kräfte und durch bessere Methoden, die Production in einem viel größern Verhältniß, als die dabei thätige Menschenkraft und Menschenzahl, gesteigert werden kann, und daß auf diese Weise die Möglichkeit gegeben ist, dem Menschen für seine Arbeit (von welcher Art dieselbe auch sey, wenn sie nur in irgend einer Art productiv ist), mit der fortschreitenden Industrie, Civilisation und damit gleichen Schritt haltenden Production, eine immer größere Masse von Gütern (Lebensbedürfnissen, Annehmlichkeiten und Genüssen aller Art) zu verschaffen, und zwar desto mehr, je mehr die Production, und was zuletzt gleichbedeutend ist, je mehr die Civilisation zunimmt."

Wir gestehen, daß wir nicht alle Hoffnungen des Verfassers theilen, nicht an die Realisirung aller seiner Wünsche glauben und auch viele derselben gar nicht realisirt sehen möchten. Insbesondere will uns die allgemeine Menschheit, in deren Uniformität alle Physiognomien und Sprachen und Eigenheiten der Nationen, alle Mannichfaltigkeit der Denkart und Sitte und das ganze Erbe der Geschichte zerfließen soll, nicht einleuchten und dieser Zustand allgemeiner Gleichheit will uns unerträglich langweilig und naturwidrig bedünken. Sodann aber hat sich der Verfasser die Lösung gerade des schwierigsten Problems etwas leicht gemacht. Jene gleiche Vertheilung der Güter oder des Arbeitslohnes wird sich keineswegs so von selbst ergeben, wie der Herr Verfasser vermuthet. Er gibt zu, daß die kleine Industrie in dem Maaße aufhören muß, in welchem die Communication erleichtert wird, und daß mithin, je allgemeiner die Eisenbahnen eingeführt werden, auch die kleinen Handwerker und Krämer verschwinden müssen. Blieben nun bloß große Fabrikbesitzer mit ihren Arbeitern übrig, so entsteht die Frage, wie soll die unermeßliche Anhäufung des Reichthums bei den einen und die Hungerleiderei der Mindestnehmenden bei den andern verhütet werden? Der Herr Verfasser deutet an, es liege in der Macht der Arbeiter, sich eines angemessenen Lohnes zu versichern. Dies muß unbedenklich zugegeben werden, denn sie bilden in jedem Falle die Mehrzahl. Allein dann entsteht wieder der Zweifel, ob dieser Demos nicht demokratische Launen bekommen könnte. Wir sind dessen überzeugt, denn die Arbeiter befinden sich in einer unnatürlichen Stellung. Sie werden durch die künstliche Civilisation bloß auf täglichen Lohn angewiesen, während der Mensch von Natur ursprünglich auf ein bleibendes Eigenthum angewiesen ist. Sie erhalten nur von fremden Capitalen einen kleinen Zinsantheil, während der Mensch nothwendig immer nach eignem Capital trachtet. Dieser Zug der Natur läßt sich nicht unterdrücken und das Fabrikvolk wird so lange auswandern oder revolutioniren, bis es ein ackerbauendes geworden ist. Die Proletarier haben nie nach etwas anderm getrachtet, als nach der lex agraria, nach der Vertheilung der Nationalgüter oder nach den Urwäldern am Missisippi, in denen die Art Rittergüter erwirbt. Die Fabrikarbeit wird stets nur eine gehässige Nothwendigkeit für die Armen bleiben, die sich nicht besser zu helfen wissen. Diese Heloten werden sich immer in einer zahlreichen Bevölkerung reproduciren, und es wird an ihnen niemals Mangel entstehen, allein sie werden nie mit ihrem Zustande zufrieden seyn und die nationalökonomische Philosophie, die ihnen den Glauben beibringen will, der Fabrikarbeiter sey der Mensch par excellence, wird ihnen niemals einleuchten und sieht auch wirklich einer Satire ähnlicher als einer Schmeichelei.

Der Verfasser denkt auch an die Möglichkeit, der Luftschiffahrt eine feste Direction zu geben, was noch überraschendere Folgen für den Verkehr haben würde. Wie genau er alles erwägt, davon möge folgende Bemerkung den Beweis geben: „Vielleicht kommt eine Zeit, wo man das Brieffelleisen auf schwebenden Eisenbahnen mittelst einer angehängten Rakete oder ähnlichem Pulversatz von Station zu Station befördert und dadurch eine noch viel größere Geschwindigkeit als mit Dampfwagen erreicht."

So ist denn dieses Werk gar angenehm zu lesen und enthält sehr viele schätzbare Bemerkungen und gute Lehren, wenn auch Einiges extravagant und unausführbar erscheint.

Naturwissenschaften.

1) Die Fundamental-Physik, oder: Andeutungen eines einzig möglichen physikalischen Systems. Altona, in Commission bei Aue, 1838. 8. S. 408.

Einzig möglich? Kann man das sagen, nachdem es schon so entsetzlich viele physikalische Systeme gegeben hat? Doch der Verfasser wollte wohl statt möglich „richtig" sagen und glaubt oder hofft, daß sein System endlich das lang ersehnte einzig richtige seyn werde.

Er geht davon aus, daß es einseitig sey, die Newtonsche Gravitation als die einzige erste Ursache aller Bewegung in der Welt anzunehmen, diese gehe vielmehr aus

einem Kampf zweier entgegengesetzter Grundkräfte hervor. Bekanntlich ist dieser Dualismus schon etwas sehr Altes. Der ungenannte Verfasser gibt aber den beiden Urkräften neue Namen, die Centripetalkraft nennt er Zukraft, die Centrifugalkraft Vonkraft. Die erste will aus dem unendlichen Raum in einem Punkt verschwinden, die andere will aus dem Punkt heraus in den unendlichen Raum sich ergießen. Die erste kann aber ihren Zweck nicht erreichen, weil ihr die zweite beständig in den Weg tritt und so geschieht es denn, daß die zur Mitte strebende Materie durch die aus der Mitte ausgehende Abstoßungskraft in unzählige Atome zerspalten wird. „Die Vonkraft aber, welche sich in die Materie eindrängt und dieselbe in unendlich kleine Theile (Atome) zerreißt, trennt und isolirt, sucht den materiellen Atomraum zu fliehen und sich in dem leeren, unmateriellen Raum zwischen den Atomen aufzustellen, aus welcher Ursache ja eben die Zerreißung der Materie und Isolirung in unendlich kleine Atome entspringt, weil diese Atomenbildung nicht entstehen könnte, wenn es der Vonkraft gleichviel wäre, ob sie in einem materiellen oder leeren Raume sich befände, oder wenn sie nicht durchaus einen leeren Raum für sich in Anspruch nähme. Sowie also die Zukraft nur in dem materiellen Atomenraum Wohnung nimmt, so sucht die Vonkraft sich nur in dem leeren Raume zwischen und um die Atome aufzustellen, und bildet somit Hüllen, Sphären, um die gravitirenden Atome, welche wir Atomsphären nennen wollen. Diese Atomsphären sind nun in der tellurischen Physik ganz dasselbe für die irdischen Körper, was in der Himmelsphysik die Photosphären für die freien Himmelskörper sind.“ Die Festigkeit oder Cohärenz der Materie ist dadurch bedingt, daß viele Atome mit ihrer Gravitation an einander liegen, und daß „die Atomgravitation im direkten Conflikt mit einander stehe.“ Die Bewegungen, Licht, Schall ꝛc. sind dagegen die Fortwirkung der Vonkraft. „Das kosmische Licht der Himmelskörper besteht in einer Vibration ihrer Photosphären als ein ungetrenntes Ganze in Masse und in den kleinsten Theilchen; das tellurische Licht dagegen besteht in einer Pulsation der einzelnen und directe an einander liegenden Atomvonkräfte oder Atomsphären. Daraus entspringt die Verschiedenheit, daß das tellurische Licht eine Reihe hinter und an einander liegender Atomvonkräfte durcheilt und dadurch zu isolirten Impulsen mit Zeitlängen oder zu auf einander folgenden Impulslängen wird, welches für die Vibration einer Photosphäre nicht stattfindet, indem in derselben wahrscheinlich alle Theile nach allen Richtungen gegen einander schlagen und wieder abprallen. — Die Mittheilung der Vibration der Sonnenphotosphäre an die Erdphotosphäre oder die Erleuchtung durch die Sonne geschieht deßhalb für die ganze im Conflict stehende Halbkugel der Erdphotosphäre, so daß die Tageshelle nicht sowohl durch die Lichtbrechung in der Atmosphäre, als durch die ertheilte Mitvibration der Erdphotosphäre sich bedingt. Da das Mondlicht nicht von der Mondphotosphäre, sondern nur von der Mondkugel als reflectirtes Sonnenlicht ausgeht, so findet dadurch keine Mitvibration der Erdphotosphäre statt, so daß die Erleuchtung durch den Mond weit schwächer werden muß, als die durch die Sonne“ ꝛc.

Wen diese Andeutungen nicht reizen, das Buch zu lesen, den fürchten wir auch durch weitere Details nicht dafür zu gewinnen, überlassen also dem geneigten Leser, sich deßfalls selbst zu rathen.

2) Hinterlassene Werke von Fr. Hoffmann. Erster Band. Physikalische Geographie. Berlin, Nicolai. 1838.

Der unlängst verstorbene Fr. Hoffmann war ein ausgezeichneter Geognost, der besonders die Gebirgsarten Norddeutschlands und auf einer längern wissenschaftlichen Reise die von Italien und Sicilien untersucht und beschrieben hat. Das vorliegende Werk umfaßt das ganze Gebiet der physikalischen Geographie, über die er Vorlesungen hielt. Sein Hauptvorzug besteht in großer Klarheit der Gruppirungen, da er nach der Humboldt'schen Art und Weise, die Natur in ihrer Physiognomik aufzufassen, nie bloß ein trocknes Verzeichniß der Naturerscheinungen und Naturprodukte nach ihren innern Eigenschaften gibt, sondern sie in ihrem lebendigen Vorkommen, in der ihnen natürlichen Umgebung, als die charakteristischen Erzeugnisse eines besondern Himmelsstrichs und Landes auffaßt. So wird die Pflanzenwelt z. B. nicht nach ihren gewöhnlichen Klassen, sondern nach den tiefern oder höhern, wärmern oder kältern Regionen abgetheilt, durch welche jene Klassificirungen bedeutend modificirt werden.

Das Werk handelt von der Gestalt der Erde, von der Gradmessung, von der wahrscheinlichen Dichtigkeit der Erde, von der Vertheilung der Wasser und der Continente, von den Gebirgen, Thälern, Gletschern; von der Vegetation in ihrer geographischen Verbreitung, von den Flüssen und Quellen. Ueberall theilt der Verfasser, in der klarsten historischen und empirischen Weise die bedeutendsten abweichenden oder übereinstimmenden Ansichten der Naturforscher mit, und die wichtigsten Erfahrungen der Reisenden, sofern er z. B. von jedem der großen Gebirge besonders handelt und unmittelbar an diesen Beispielen die allgemeine Naturgesetze nachweist. Diese Behandlungsart, die den Leser oder Zuhörer

zugleich systematisch unterrichtet und zugleich wie durch eine Reisebeschreibung angenehm beschäftigt, dem Verstande durch die Phantasie zu Hülfe kommt, ist gewiß eine sehr glückliche. Vorwaltend ist in diesem Werk die Gebirgskunde, weil der Verfasser vorzugsweise Geognost war. In dieses sein Lieblingsstudium weiß er auf eine Weise einzuführen, die gewiß jeden Leser fesselt, wie auch in der dem Werke selbst vorangeschickten Biographie des Verfassers sein blendender Vortrag im Auditorio besonders gerühmt wird.

3) Astronomische Uebersichten oder Skizzen der Topographie des Himmels und planetarische Metempsychose. Von Hofrath Dr. Nürnberger. Kempten, Dannheimer, 1837.

Wer kennt nicht die populären Aufsätze über Astronomie, die Herr Nürnberger schon seit einer Reihe von Jahren im Morgenblatt und in der Abendzeitung mitgetheilt hat, und die sich durch den klaren, faßlichen und die Einbildungskraft fesselnden Vortrag auszeichnen? Gewiß muß ihm das Verdienst zuerkannt werden, einer strengen mathematischen Wissenschaft die Seite abgewonnen zu haben, von welcher sie dem größern Publikum allein verständlich und interessant seyn kann, obgleich er mit dem Gebrauch des scherzhaften Tones vielleicht etwas mehr haushalten könnte.

Hier stellt er nun, was er periodisch in der Abendzeitung mitgetheilt, zu einem Ganzen zusammen, Aufsätze über den Ring des Saturn, die Jupitersmonde, den Jupiter, den Mond, die Venus, den Uranus, Merkur, Mars, den Encke'sche Kometen, die Sonne ꝛc. kurz über alle Himmelskörper unseres Sonnensystems, in zwangloser Aufeinanderfolge; für den Laien gewiß eine anziehende und belehrende Lektüre.

4) Graphische Darstellung des scheinbaren Laufes der Planeten auf das Jahr 1838 von Karl Gräff. Rudolstadt, Hofbuchdruckerei. 4.

Eine Karte, die den durch verschiedene Farben bezeichneten Lauf der verschiedenen Planeten durch den Thierkreis, wie er sich uns am Himmel zeigt, anschaulich darstellt, so daß man sehen kann, wie sie von Anfang des Jahres an laufen, zwischen welchen Sternen sie durchgehen und an welchem Ort sie sich an jedem Datum befinden; nebst erläuterndem Texte.

Deutsche Geschichte.

Sitten, Gebräuche, Trachten, Mundart ꝛc. der altenburgischen Bauern. Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage der Kronbiegel'schen Schrift von C. F. Hempel. Mit 10 colorirten Lithographien. Altenburg, Schnuphase, 1839.

Schon das ältere Werk von Kronbiegel war als ein schätzbarer Beitrag zur deutschen Sittengeschichte anerkannt und besonders wegen der Kupfer, welche die so eigenthümliche Altenburger Tracht veranschaulichten, auch in einem größern Kreise beliebt. Sofern nun eine dritte Auflage veranstaltet werden mußte, war es ganz zweckmäßig, dieselbe umzuarbeiten, die Weitläufigkeit, der sich Kronbiegel zuweilen überläßt, abzukürzen und dagegen neue Bemerkungen hinzuzufügen, besonders aber auch auf die Veränderungen aufmerksam zu machen, die sich in der neuesten Zeit selbst in den Trachten ergeben haben. Das alles hat der Herausgeber der vorliegenden Auflage gethan und auch für neue Abbildungen neben den ältern gesorgt.

Die Sitten und Trachten sind sehr ausführlich geschildert und das allein ist schon dankenswerth. Doch wäre zu wünschen gewesen, daß über die Abstammung und Geschichte des so eigenthümlichen Stammes näherer Aufschluß ertheilt worden wäre. Die Ansicht, daß die Altenburger slavischer Abkunft, Reste der alten Sorben seyen, ist nicht gehörig begründet. Der slavische Name einiger Dörfer entscheidet dafür nichts, denn slavische Ortsnamen findet man überall östlich von der Saale. Die Sprache ist völlig deutsch, und auch im Charakter dieses Völkchens finden wir einen Zug von Geradheit, Freimüthigkeit, Ehrbarkeit und einen verhältnißmäßigen Sinn für Reinlichkeit, was mehr deutsche als slavische Tugenden sind, so daß die Hypothese nicht unbesonnen erscheint, nach welcher die Altenburger Reste altdeutscher Einwohner sind, ungefähr wie die Gotscheer in Krain, die sich mitten unter den Slaven als Deutsche erhalten haben. Nur Lokalurkunden können über die Alterthümer des kleinen Völkchens Aufschluß geben, nur aus ihnen kann man ersehen, ob die Vorfahren desselben wirklich Slaven waren. Dies zu ermitteln wäre nun Aufgabe eines Lokalschriftstellers gewesen und es ist zu bedauern, daß Herr Hempel der strittigen Meinungen nur beiläufig in einer Note gedenkt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 104.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 12. Oktober 1838.

Deutsche Geschichte.

Geschichte des Hauses Habsburg von dem Fürsten E. M. Lichnowsky. Dritter Theil. Geschichte der Söhne König Albrechts nach seinem Tode. Mit drei Kupfertafeln. Wien, Schaumburg und Comp., 1838.

Wir sind diesem vortrefflichen und in seiner Art (besonders wegen der großen Vollständigkeit und Treue in der Angabe der Quellen) einzigen Werke mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt. Im vorliegenden Bande schildert der Herr Fürst das Leben Friedrichs des Schönen, der mit Ludwig dem Bayern um die Kaiserkrone stritt, und seiner berühmten Brüder, Leopolds, der die erste Niederlage durch die Schweizer im Morgarten erlitt, und Albrechts des Weisen oder Lahmen, der unter Ludwig dem Bayer und Karl IV. durch seine große Klugheit und Friedenspolitik als bescheidener Herzog die Habsburgischen Interessen besser wahrte, als wenn er nach dem Kaiserthrone gestrebt hätte. Dieser ganze Zeitraum, die erste größere Hälfte des 14ten Jahrhunderts, ist höchst interessant, reich an erhabenen und rührenden Charakterzügen, reich an großen und wunderbaren Schicksalswechseln, reich an politischen Intriguen, merkwürdig durch die beginnende Reaktion der Bauern und Bürger gegen Adel, Fürsten und Geistlichkeit und insofern eine wichtige Entwicklungsperiode der deutschen Geschichte.

Auch in diesem Bande wieder hat der Herr Fürst seine Umsicht und sein gewissenhaftes Streben nach historischer Treue bewährt. Nur einigemal hätten wir gewünscht, daß er auch kleine schöne Züge in sein großes Gemälde aufgenommen hätte, die ihm vielleicht zu unbedeutend erschienen sind, die aber seine Darstellung lebendiger gemacht haben würden, z. B. die nähern Umstände vor, während und nach der Schlacht bei Mühldorf, die Hormayr angibt.

In Bezug auf die Schweizer Angelegenheit hält sich der Herr Fürst streng an den Grundsatz, nichts anzuerkennen und in sein Geschichtswerk aufzunehmen, was nicht durch gleichzeitige Urkunden oder Geschichtschreiber belegt ist. Er hält sich also lediglich an Kopps bekanntes Urkundenbuch und will von Wilhelm Tell, vom Grütli, von Geßler ꝛc., als von Fabeln, die erst viel später ersonnen worden, nichts wissen. Er nimmt an: 1) Die Schweizer hätten auch nicht einen Schein des Rechts gehabt, sich gegen die Habsburger, die theils ihre Erbherren, theils wenigstens ihre Landgrafen oder Erbblutrichter gewesen, zu empören. 2) Sie seyen wahrscheinlich (er kann es nicht beweisen) von den Reichsstädten erst aufgehezt worden. 3) Die Kaiser Heinrich VII und Ludwig der Bayer hätten aus Eifersucht gegen Habsburg ihr kaiserliches Ansehen mißbraucht, um diese rebellischen Unterthanen gegen das Haus Habsburg zu schützen. 4) Habsburg habe ihnen nie etwas zu Leide gethan, die grausamen Landvögte hätten gar nie existirt. 5) Selbst die berühmte Tapferkeit der Alpenhirten sey keineswegs einem edeln Freiheitsenthusiasmus des Landvolks, sondern nur der Rauf- und Beutelust und Kriegsübung ihrer Jugend zuzuschreiben, die damals schon, wie später, Jedem um Sold gedient, der sie brauchte.

Auf diese Art leugnet er, wie schon Kopp gethan, alle gerechten und edeln Motive weg, aus denen die Gründung der Schweizer Eidgenossenschaft bisher gerechtfertigt zu werden pflegte, und reißt eins der schönsten Blätter aus der Geschichte heraus.

Wir erlauben uns zu fragen, ob eine solche Procedur so gar schnell vorgenommen werden dürfe? Zuerst einige Worte über das Formelle, dann über das Materielle.

Wenn noch keine gleichzeitige Bestätigungen der Tell- und Grütlisage aufgefunden sind, so folgt daraus noch

nicht, daß ihrer nicht noch gefunden werden können. In keinem Fall also sollte man sich so sehr übereilen, jene Sagen zu verwerfen, da sie den Glauben so vieler Jahrhunderte für sich haben.

Gesezt, man wollte gegen die Echtheit jenes bekannten Epigramms, das der Ritter von Hünenberg, Tells Zeitgenosse, gedichtet und das sich auf seinen weltberühmten Schuß bezieht, Zweifel erheben und es nicht als ein entscheidendes Zeugniß anerkennen, und gesezt, es fänden sich wirklich auch in der Zukunft keine gleichzeitigen Zeugnisse mehr, so gebietet doch die historiographische Vorsicht, die Zeugnisse der spätern Zeit erst genauer zu prüfen, bevor man sie mit so vieler Uebereilung wegwirft.

Die erste Frage ist, ob denn wirklich die gleichzeitigen Urkunden der spätern Sage widersprechen? Ja, in einigen, aber nur in Nebendingen. Man legt das größte Gewicht darauf, daß urkundlich nachgewiesen ist, das Schloß Küßnacht habe keinem Geßler gehört. Allein was wird damit bewiesen? Der Sage nach ritt Geßler nach „seiner" Burg Küßnacht; aber die Sage nahm es schwerlich genau, sie eignete ihm die Burg zu, die einem Andern gehörte, und in der er vielleicht nur, nach dem Gebrauch der Zeit, das Oeffnungsrecht hatte oder mit deren Besitzer er befreundet war. Darauf möchten wir also gar kein Gewicht legen. In den wichtigern Beziehungen wird die Sage zwar durch die Urkunden nicht bestätigt, aber auch nicht ausdrücklich das Gegentheil gesagt.

Die zweite Frage ist, ob die spätern Zeugnisse unter einander selbst sich widersprechen? Wieder in einigen ganz unbedeutenden Nebendingen, z. B. in den Oertlichkeiten. Nach Russens Chronik erschoß Tell den Landvogt nicht bei Küßnacht, sondern am kleinen Aren. Aber das sind Kleinigkeiten, die nichts entscheiden. In der Hauptsache stimmen alle spätern Zeugnisse überein, und ein wichtiger, ja entscheidender Umstand ist von den allzu voreiligen Verächtern der Sage übersehen worden, nämlich der, daß die Sage entstehen, sich ausbreiten und sogar in österreichische Geschichtswerke als historische Gewißheit übergehen konnte, ohne daß sich der geringste Widerspruch dagegen erhob. Wurde die Sage auch wirklich erst im Anfang des 16ten Jahrhunderts niedergeschrieben (was sehr unwahrscheinlich ist, gesezt auch, die frühern schriftlichen Zeugnisse fänden sich nicht mehr vor), so konnte sie doch unmöglich den allgemeinen Glauben finden, den sie gefunden hat, wenn sie nicht durch die Tradition im Volke bestätigt wurde, wenn alle die Oertlichkeiten, auf welche sie sich bezieht, nicht im Volksglauben bereits geheiligt waren. Will man annehmen, das Volk in den Alpen sey mit dem Lügner oder Poeten, der die ganze Sage erfunden, aus politischen Gründen einverstanden gewesen, so würde eine solche politische Lüge nothwendig eine Kritik von Habsburgischer Seite hervorgerufen haben. Wäre die historische Tradition in Oesterreich eine andere gewesen, als die jezt auf einmal von den Schweizern aus politischen Gründen improvisirte Sage, so würde dieser Widerspruch gewiß aufgefallen seyn; die Habsburgischen Historiker würden mit Staunen und Entrüstung schon zur Zeit des Kaisers Maximilian, besonders bei Gelegenheit des Schwabenkriegs, die auf Kosten Habsburgs ausgebreitete Lüge von der Tyrannei Geßlers &c. aufgefaßt und widerlegt haben. Die Absicht des schweizerischen Poeten und Lügners hätte ja allgemein auffallen müssen, und eine Gegenerklärung von Seiten Oesterreichs unvermeidlich gemacht. Statt dessen sehen wir, daß die Sage, wie in der Schweiz, so auch in Oesterreich allgemein unbestrittenen Glauben fand, zum sichern Beweise, daß sie nicht erst neu erfunden, sondern überliefert war.

Wir sind daher, was das Formelle dieser Streitfrage betrifft, vollkommen überzeugt, die Kritik, die mit so bemerkenswerther Hast den legitimen oder wenigstens moralisch reinen Ursprung der Schweizer Eidgenossenschaft wegleugnete, habe sich übereilt.

In Bezug auf das Materielle der Frage wollen wir gegen den Herrn Fürsten nur noch einiges Wenige bemerken. Er geht vom Standpunkt des Feudalismus aus. Ihm erscheint nicht nur die Auflehnung eines Gerichtsbezirks gegen den mit dem Richteramt Belehnten, sondern sogar auch die Zurücknahme der Belehnung von Seiten des Kaisers, als des höchsten Richters im Reich, eine ungesetzliche Rebellion und Usurpation. Die Sache so anzusehen, war von jeher die Politik des Feudaladels, der nach unten alle uralte Volksfreiheit unterdrückte und eben so von oben her durch keinen Kaiser mehr sich einschränken lassen wollte. Allein von einem unparteiischen Standpunkt aus kann die Sache nicht so angesehen werden.

Die Grafen von Habsburg waren mit der Landvogtei, der richterlichen Gewalt im Thale der Aar bis zu den Alpen hinauf von Kaiser und Reich belehnt. Diese Belehnung erbte sich durch den Gebrauch, de facto, aber keineswegs legitim, de jure fort. Den Reichsgenossen, die vom Landgrafen Recht nehmen mußten, stand es zu, wenn er seine Gewalt überschritt, Beschwerde zu führen, und dem Kaiser stand es zu, ihm das Gericht abzunehmen und einem andern zu übergeben. So geschah es damals. Die Alpenhirten beschwerten sich über die Eigenmächtigkeit der Habsburger, die ihre Gewalt als Landgrafen mißbrauchten. Zwei Kaiser, Heinrich VII. und

Ludwig der Bayer, erkannten die Klage für gerecht und nahmen, was ganz in ihrer kaiserlichen Machtvollkommenheit lag, den Habsburgern das Richteramt wieder ab. Damit soll gar nicht geleugnet werden, daß sowohl bei Heinrich als Ludwig politische und eigennützige Motiven mit zu Grunde lagen, und daß sie, wenn die Habsburger nicht ihre Feinde gewesen wären, sich vielleicht der Schweizer gar nicht, oder nicht so warm angenommen haben würden. Allein die Kaiser handelten nicht gegen die Reichsverfassung, sie machten sich nur ein Recht zu Nutze, das ihnen unzweifelhaft zustand.

Von Seiten des Volkes aber darf der Aufstand nicht auffallen. Zu derselben Zeit emancipirten sich aus derselben Ursache eine Menge Gemeinden von der richterlichen Gewalt, die von Bischöfen, Fürsten und Herren im Namen des Kaisers ausgeübt wurde, nachdem sie ihnen von den Kaisern zu Lehn gegeben, oder gar nur verpfändet war. Unter dem Kaiser unmittelbar oder unter Sendgrafen, wie zur Zeit Karls des Großen, würden die Gemeinden sich wohl befunden haben. Das abscheuliche und nicht zu rechtfertigende System der Belehnungen und Verpfändungen aber brachte das so wichtige und heilige Richteramt in die Hände von unfähigen Menschen und häufig von solchen, die als Feudalherren kein dringenderes Interesse hatten, als die Freiheit der noch übrigen unmittelbaren Reichsgenossen vollends zu vernichten, theils um ihre eigne Macht durch neue Vasallen und Hörige zu verstärken, theils vorzüglich auch, um die des Kaisers zu schwächen. Daher die Consequenz, mit der schon früher der Feudaladel jede Bauernfreiheit und nachher die Reichsstädte zu unterdrücken trachtete. Daher auch von beiden Seiten der natürliche Widerstand.

Die Alpenhirten hatten nur deßhalb ihren Grund und Boden den Gotteshäusern von Zurich und Wettingen übergeben, und sich ihre Gemeindefreiheit vorbehalten, um diesen Grund und Boden den habgierigen Grafen zu entreißen. Ganz auf dieselbe Weise hatten sich die ursprünglich freien Friesen und Dithmarschen den Bischöfen von Utrecht und Bremen bedingungsweise unterworfen, um unter dem Krummstab wenigstens ihre Gemeindefreiheit zu bewahren, die sie an die weltlichen Fürsten zugleich mit dem Grund und Boden verloren haben würden. Diese Klugheit der Bauern war den Feudalherren wie natürlich sehr fatal, daher ihr unablässiges Bemühen, unter dem Titel von kaiserlichen Blutrichtern, Landgrafen, Vögten die Gewalt über die Bauern zu erlangen, die sie auf keine andere Weise erlangen konnten, und namentlich das Streben, sie aus unmittelbaren Reichsgenossen zu Hörigen ihrer Feudalgewalt zu machen. So die Grafen von Oldenburg und Holstein an der Nordsee, so die Grafen von Habsburg in den Alpen.

Daß sich unter diesen Umständen das bedrängte Landvolk auf seine uralte germanische Freiheit berief, die Alpenhirten auf die alte Landsgemeinde ihrer Thäler, die Friesen auf die ihre am uralten Upstalesbome, war natürlich. Das Volk war wirklich ursprünglich frei, es hatte seine selbstgewählten Richter gehabt, und seine Landsgemeinde an heiliger Stätte. Dieser Zustand hatte auch unter Karl dem Großen noch fortgedauert, nur daß der Richter nicht mehr vom Volk gewählt, sondern vom König gesezt wurde (der Graf). Aber auch der Graf war nur Vorsteher der freien Männer, nicht ihr Herr und nur da, wo der Feudalismus eingedrungen war, hatten sich die freien Männer in Vasallen und Leibeigene verwandelt. Dies war aber mit jenen freien Bauern in den Alpen so wenig der Fall als mit denen an der Nordsee. Beide waren noch wohlerhaltene Oasen mitten in der Wüste der Feudalität, und beide hatten ein Recht, sich auf ihre *alte* Freiheit zu berufen und die Zeit als die normale und legitime anzusehen, in denen der usurpatorische und wahrhaft revolutionäre Feudalismus sie noch nicht beunruhigt und ihnen ihr altes Recht noch nicht zu entreißen gesucht hatte.

Es ist merkwürdig, daß eine Menge Reichsstädte sich auf eine ähnliche Weise emancipirten und den Blutbann, die Reichsvogtei gewaltsam an sich rissen, ohne nur die Kaiser zu fragen, und daß auch die Friesen und Dithmarschen ein halbes Dutzendmal die Grafen, die sich zu ihren Erbgerichts- und Feudalherren aufwarfen, ja sogar einen Kaiser (Wilhelm von Holland) todtschlugen, ohne daß dies in früherer oder späterer Zeit besonders aufgefallen wäre, während gerade nur der Aufstand der Schweizer, der bei weitem legitimer und ausdrücklich von zwei gleichzeitigen Kaisern gebilligt war, jezt für eine himmelschreiende Rebellion erklärt werden will.

Aber freilich, die Schweizer verdienen die Verunglimpfung ihres Freiheitskampfes, weil sie selbst später die Grundsätze desselben verleugnet haben. Nur im Namen deutscher Freiheit, uralter gemeinsamer Freiheit der Reichsgenossen, und geschüzt vom alleinigen Kaiser des großen Reichs erhoben sie sich gegen die usurpatorischen Feudalherren; hinterdrein aber machten sie mit diesen leztern gemeine Sache, erklärten sich auch ihrerseits gegen das Reich, und halfen es zerreißen, indem sie den geschwornen Feinden desselben (Frankreich) dabei um Sold dienten. Nachdem die Schweiz also eine antinationale Politik ergriffen und als deutsches Reichsland eben so verrätherisch an Deutschland gehandelt, als irgend ein anderer der kleinen Staaten, in welche sich das Reich

auflöste, hat sie allerdings des Rechtes sich begeben, ihrer Eidgenossenschaft Ursprung aus alten Reichsinstitutionen zu legitimiren.

Alterthumskunde.

Würdigung des delphischen Orakels. Von Karl Dietrich Hüllmann. Bonn, 1837.

Wer die griechische Geschichte kennt, der weiß, welch einen wichtigen Einfluß das delphische Heiligthum, vorzüglich bei den dorischen Staaten, auf fast alle wichtigen Angelegenheiten ausübte. Es ist erfreulich, daß ein Mann, welcher sich durch eine Reihe trefflicher Schriften als einen unbefangenen Historiker erwiesen hat, die Mühe auf sich nahm, alle Angaben über dasselbe zu prüfen, um nicht bloß einen klaren Ueberblick von der Einrichtung dieser wichtigen Anstalt zu geben, sondern auch die echten von den uns erhaltenen Aussprüchen von den vielen erdichteten zu sondern, und auf diese Weise die Freunde der griechischen Geschichte in den Stand zu setzen, die Bedeutung des delphischen Orakels gehörig zu würdigen, und die abgeschmackten Ansichten zu zerstreuen, welche noch immer Viele von demselben haben. Weissagen war im griechischen Alterthume eine freie Kunst. Eigentliche Seherschulen können zur Erlernung derselben nicht bestanden haben; wahrscheinlich sind also die vermeintlichen Geheimnisse von den Meistern, welche im Besitze derselben zu seyn glaubten, durch Privatunterweisung auf einzelne Freunde übergetragen worden. Doch hat es Sehergeschlechter gegeben, in welchen die Kunst erblich war. Das allgemeinste Ansehen genoß der Glaube, daß die höhern Mächte, welche in der heroischen Zeit sichtbar in die Verhaltnisse eingriffen, fortdauernd in wichtigen bürgerlichen Angelegenheiten befragt seyn wollten, und daß hierzu gewisse Vertraute erkoren seyen. Zum wenigsten mußte man bei Kriegsunternehmungen sich erkundigen, wie die Götter die Sache ansähen. Die hierbei gebrauchten Seher wurden häufig nur für einzelne Kriege in Dienst genommen. Nicht selten aber traten Fälle ein, wo diese Männer dem öffentlichen Vertrauen nicht genügten. Bei außerordentlichen Staats- und Kriegsangelegenheiten von großer Wichtigkeit wurde das Herkommen, sich nach Delphi zu wenden, in den Augen aller Verständigen durch die Ueberzeugung unterstützt, daß dort die Sache vielseitiger erwogen und bessere Aufschlüsse ertheilt würden. Wenn bei einer Regierung ein bedenklicher Gegenstand vorlag, so wurden zur Einholung eines Gutachtens Bevollmächtigte nach Delphi abgeordnet, welche gewöhnlich Theoren heißen. Ein Umstand von Bedeutung ist, daß die Fragen nicht ohne Weiteres und nicht mündlich der Pythia oder Orakelsprecherin vorgetragen wurden, sondern auf Täfelchen geschrieben, vorher eingereicht werden mußten. Die Theoren traten dann in der Reihe vor, welche ihnen das Loos bestimmt hatte. Sie wiederholten mündlich ihre Frage, welche vorher wahrscheinlich in dem pythischen Rathe in Erwägung gezogen worden war. Die Pythia stieß in ihrer eingeübten Begeisterung einige abgerissene Worte aus, welche den Fragstellern unverständlich waren, von einem Beamten ergänzt, in Zusammenhang gebracht, und schriftlich, meistens in gebundener Rede, ausgefertigt wurden. Die urschriftlichen Ausfertigungen wurden den Theoren eingehändigt, und daheim in dem Archiv aufbewahrt. Was die Untersuchungen über die Echtheit der uns erhaltenen Sprüche anbelangt, so ist Herr Hüllmann hierbei nach unserer Ansicht skeptisch verfahren. Hätten nur diejenigen, welche er für echt anerkennt, geschichtlichen Werth, so dürfte man die Bedeutung des delphischen Orakels für Griechenland bisher zu hoch angeschlagen haben. Uebrigens wollen wir mit dieser Aeußerung den Werth der vortrefflichen Abhandlung keineswegs schmälern.

d.

Lyrische Dichtkunst.

47) Liederbuch für die Veteranen der großen Napoleonsarmee. Noch nicht im Druck erschienene Gesänge von Niklas Müller. Mit Lithographien. Mainz, Wirth, 1837.

Daß wir Deutschen uns von Napoleon so schmählich haben überwinden, knechten und entehren lassen, war eine große Schande. Item, wir haben sie abgewaschen durch unsterbliche Siege. Wie aber deutsche Poeten dazu kommen, die alte Schande wieder aufzufrischen durch ihre Lobgedichte auf Napoleon, das sezt uns, wir gestehen es, fortwährend in Erstaunen. Herr Niklas Müller scheut sich nicht, sogar die alten Mainzer, Heinrich Frauenlob und Guttenberg, hier an den Triumphwagen Napoleons zu spannen. Es liegt freilich nicht viel daran, ob ein Lied mehr in der Welt geschmacklos ist oder nicht; allein es ist immer ein betrübtes Zeichen, fortwährend in der deutschen Literatur eine solche für Ehre und Schande des eignen Volks fühllose Gesinnung zu finden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 105.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 15. Oktober 1838.

Schriften über Nordamerika.

1) Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit. Mit Karten. Herausgegeben von Dr. Widenmann und Dr. Hauff. Zwölfte Lieferung. Die Amerikaner in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Von Fr. P. Grund. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1837.

Dieses Werk ist zugleich englisch erschienen, die deutsche Ausgabe enthält aber einige auf deutsche Leser besonders berechnete Zusätze. Herr Grund, ein geborner Deutscher, lebte fünfzehn Jahre in Nordamerika, wohin er schon als ein auf der Grenze des Jünglingsalters stehender Knabe gekommen war, also in einer Zeit, in welcher man die lebhaftesten Eindrücke empfängt und noch im Stande ist, sich einer fremden Nationalität ganz hinzugeben. Indem er nun ein vollkommener Amerikaner wurde, eine Eingeborne heirathete, und als Bürger des Landes an dessen Interessen thätig und lebhaft Theil nahm, eignete er sich zugleich eine vollkommene deutsche Bildung an und blieb geistig fortwährend mit seinem deutschen Vaterlande so vertraut, als ob er es nie verlassen hätte. Es leuchtet ein, daß er sich insofern in einer besonders günstigen Stellung befand, das nordamerikanische Leben zu beurtheilen. Er bemerkt, daß ihn zunächst die schiefen und ungerechten Urtheile der englischen Reisenden, und die oberflächlichen Berichte so mancher, auch deutscher Reisender, die über Amerika schon urtheilen, wenn sie kaum den Fuß ans Ufer gesezt, zu einer unparteiischen, treuen, aus genauer Kenntniß des Landes und Volks geschöpften Schilderung der wirklichen Vorzüge und Mängel des transatlantischen Lebens veranlaßt habe. Er will den Illusionen Wahrheit, der oberflächlichen Beobachtung Gründlichkeit entgegensetzen.

Die englischen Berichterstatter sind meistentheils mit den Nordamerikanern unzufrieden oder spotten über sie. Sie sind unzufrieden, weil sie auf die Vorzüge, auf die schnell anwachsende Macht ihrer ehemaligen Colonien eifersüchtig sind, und weil ihnen, als den ältern Brüdern und als einem Volk, das sich überall als das eigentlich weltbeherrschende geehrt und die erste Stelle eingeräumt sehen will, der Nationalstolz der Amerikaner unerträglich fällt. Sie spotten aber über die amerikanischen Sitten, weil sie, wie Herr Grund sagt, die republikanische Einfachheit nicht zu würdigen wissen und weil die aristokratischen Coterien Amerikas, in welche die englischen Reisenden eingeführt werden, sich durch die Affectation englischer Tory-Manieren allerdings lächerlich machen, eine Lächerlichkeit, die übrigens mehr den Amerikanern als den Engländern auffallen und tadelnswürdig erscheinen sollte.

Nicht ohne Grund sind die Nordamerikaner gegen die Engländer weit stolzer, als gegen alle andern Völker, weil es die Engländer auch am meisten gegen sie sind. Die Reizbarkeit in diesem Punkt geht sehr weit. Der Verfasser erzählt folgende merkwürdige Anekdote: „Als Beispiel der Volkswuth über unanständige Aeußerungen englischer Schauspieler, will ich von den vielen mir bekannten Fällen einen anführen. Herr A*** aus L*** sollte in New-York und Boston als Sänger auftreten, und machte zu diesem Ende die Reise nach den vereinigten Staaten in einem amerikanischen Packetboote. Auf der Reise fand er Anlaß mit noch einem Engländer die amerikanischen Matrosen zu tadeln, und sie sogar bei einer Gelegenheit in Gegenwart des zweiten Schiffsgehülfen — Fischverkäufer (Fish-mongers) zu heißen, welche Beleidigung jener sogleich mit einem Faustschlag rächte, der den Sänger der Musen zu Boden streckte. Statt die eigenmächtige Handlung eines Subalternen zu ahnden, erwiderte der Schiffs-Capitain auf die Klage des Herrn A***, daß er unmöglich einen seiner Leute eines Vergehens willen strafen könne, dessen er sich selbst schuldig

gemacht haben würde, und von seinen Reisegefährten erhielt er auch keine befriedigende Antwort; ja die letzteren (geborne Amerikaner) weigerten sich sogar mit ihm gleichzeitig an einem Tisch zu essen. — Aber hier endigten seine Leiden noch nicht. Bei seinem ersten Auftreten in New-York sah er zu seinem Erstaunen die Galerien und Logen nur mit Männern besetzt, und als er anfangen wollte zu singen, verkündete ihm das Geschrei und Gepfeife der Menge, daß er wohl daran thue, sich zurück zu ziehen. Statt der angekündigten Oper verlangte das Volk für diesen Abend nur Nationallieder und Märsche. Das Orchester mußte Hail Columbia, Yanke e doodle, Washingtons Marsch, Jacksons Marsch und wohl auch die Marseillaise spielen; weiter fielen keine Unordnungen vor. Aber mit diesem gemäßigten Ausspruch der öffentlichen Meinung war der englische Musensohn nicht zufrieden; denn nächsten Abend ward er als primo uomo in einer Rossinischen Oper angekündigt. Jetzt befürchteten die Bewohner der anliegenden Straßen die Wuth des durch Verachtung seiner Meinung gereizten Pöbels. Morgens 10 Uhr waren bereits die Fenster in den der Umgebung des Theaters gelegenen Häusern für zehntausend Thaler versichert und der Eigenthümer des Theaters genöthigt, den Gerichtshöfen eine weitere Caution von zehn tausend Thalern für die Aufrechthaltung des Stadtfriedens zu leisten. Abends sechs Uhr (eine Stunde vor dem Anfang der Vorstellung) waren alle Zugänge des Theaters dicht mit Menschen versperrt, das Theater aber selbst beinahe leer. — Man ließ Herrn A*** auftreten, aber sobald er zu singen anfangen wollte, warf man mit faulen Eiern, Aepfeln und Birnen, wohl auch mit Steinen nach ihm. Unter wildem Gebrüll sprengte jetzt das in den Straßen harrende Volk die Thüren des Theaters, strömte ins Parterre, und von da auf die Bühne. Alle Fenster, Spiegel ꝛc. des Schauspielhauses wurden zerschlagen, und der Friede erst dann wieder hergestellt, als der Unternehmer hervorkam, das Volk um Verzeihung bat, und ankündigte, daß Herr A*** nicht wieder auftreten würde. Herr A*** versuchte später anderswo zu singen, namentlich in Boston, Philadelphia, Baltimore ꝛc., aber überall wiederholte sich dieselbe Scene — es kamen keine Damen ins Theater, deren Gegenwart das Volk im Zaum gehalten hätte. Gänzlich in seinen Erwartungen getäuscht, und ohne die Mittel zur Rückreise nach England, sollte seine Frau für ihn Gastrollen geben, was auch sogleich von den Theaterunternehmern angenommen ward. Diesmal kamen die Damen ins Theater, und obwohl sie zitternd auftrat, wurde sie mit rauschendem Beifall empfangen, und nach beendigter Vorstellung ungeachtet ihres mittelmäßigen Spiels sogar hervorgerufen. Sie gab später in allen großen Theatern der Union Benefire-Vorstellungen, und rettete, wo nicht die Ehre, doch wenigstens den Geldbeutel ihres Mannes von gänzlicher Vernichtung. — Ich habe dieses Beispiel besonders gewählt, weil es von der hohen Achtung zeugt, welche die Damen in den Vereinsstaaten genießen; obwohl man mit den Männern, wie aus der Erzählung hervorgeht, kein besonderes Federlesen macht." Dies ist in der That ein Charakterzug, der das Volksgemüth uns in seinem Innersten aufschließt.

Der Verfasser gibt zu, daß den Europäer manches in Amerika sehr befremden, und daß er auch manches Gewohnte entbehren muß. Für das öffentliche Vergnügen geschieht nichts. Der Europäer bedauert zunächst die Abwesenheit öffentlicher Gärten und Spaziergänge in allen größeren Städten. Nichts begünstigt so sehr eine gewisse allgemeine Sympathie aller Stände, ein momentanes Vergessen aller gesellschaftlichen Absonderungen, welches uns mit der Menschheit versöhnt, als öffentliche Belustigungsörter, besucht von allen Klassen der Bevölkerung, und von allen gleich genossen und geliebt. In Europa ist beinahe keine Stadt ohne sie, und in Deutschland kaum ein Dorf, aber in Amerika scheinen sie den häuslichen Sitten des Volks zu widerstreben. New-York besitzt etwas in der Art eines öffentlichen Belustigungsortes in dem Garten des Herrn Niblo und der Batterie. Aber gewöhnlich stehen beide dem Publikum nur gegen einen Eintrittspreis offen, und ihr Flächenraum ist viel zu klein, auch nur den hundertsten Theil der Einwohner zu fassen. Die Batterie kann überdies nur des Abends besucht werden, denn sie besitzt weder Bäume noch Sträuche zum Schutze der Spaziergänger gegen die Sonne, obschon der Platz selbst durch seine Höhe eine reizende Aussicht auf den Hafen gewährt; Boston allein unter allen Städten in den vereinigten Staaten besitzt einen großen öffentlichen Spazierort; aber selbst dieser (das großmüthige Geschenk eines verstorbenen Bürgers) ist wenig besucht. Dazu kommt die unaufhörliche Geschäftigkeit der Amerikaner, die an öffentlichen Orten nie ruht und Niemand ruhen läßt. Von der frühesten Morgenstunde bis in die späteste Nacht hinein sind die Straßen, öffentlichen Aemter, Rechnungsstuben und Kaufhäuser der großen Städte mit Menschen aller Stände und Gewerbe angefüllt, von denen jeder seinem Geschäfte nachgeht, wie ein perpetuum mobile, als ob er gar nicht ans Aufhören der Arbeit oder an die Möglichkeit der Ermüdung dächte. Das Wogen der Menschen auf den Straßen ist so unaufhörlich und regelmäßig, daß ein Müßiggänger sicher ist, entweder gänzlich von dem Pfad für Fußgänger verdrängt, oder so lange hin- und hergeschoben zu werden, bis er mit der Menge Schritt hält. Begegnet er einem Freunde, dann spricht dieser gewiß nur von Geschäften, auf der Börse hört er natürlich nur von Geschäften, und besucht er irgend ein öffentliches Haus,

um sich zu erfrischen, so unterhält man ihn wieder mit Geschäften. Wohin er sich wenden mag, folgt ihm das Geräusch und das Treiben der geschäftigen Menge, und wenn er sich endlich zu Tische sezt, hoffend, sich wenigstens Mittags eine Stunde auszuruhen, dann wird er zu seinem Schmerz inne werden, daß die Amerikaner auch das Essen als ein Geschäft betreiben, und es in weniger Zeit abmachen, als es braucht, sich gemächlich niederzulassen. In ein paar Minuten verhallt das Geklirr der Messer und Gabeln, und er ist wieder sich selbst überlassen, während dem die andern ihren Geschäften nachgehen. Abends, wenn er keine Freunde hat, wird kein Zudringlicher seine Ruhe stören, denn die Männer sind entweder zu Hause bei ihren Weibern, oder bereiten sich vor auf die Geschäfte des künftigen Tages. — Wer nach den vereinigten Staaten geht, um sich dort niederzulassen, muß bereit seyn, Vergnügen an Geschäften und Geschäfte im Vergnügen zu finden, sonst wird er sich getäuscht fühlen, und sich zurückwünschen unter die geselligen Müssiggänger Europas. Sogar reisen muß er in Amerika, als ob es ein Geschäft wäre. Umsonst würde er hoffen, dabei seiner Bequemlichkeit zu pflegen, denn er muß darauf gefaßt seyn, wenigstens 15 bis 20 englische Meilen in einer Stunde zurückzulegen, oder beschließen, ruhig zu Hause zu bleiben. Nirgends darf er anhalten, außer an den Plätzen, die von den Eigenthümern der Straße oder des Dampfbootes dazu bestimmt sind; und sollte er das Unglück haben, einem Freunde die Hand zu reichen, wäre es auch nur eine Minute nachdem das Zeichen zur Abreise gegeben, dann hat er zu erwarten, daß er entweder zurückgelassen, oder gegen seinen Vorsatz fortgerissen wird, und seine Koffer und Effekten in einem andern Staat oder Territorium nachsuchen muß. Da es in Amerika keine Extraposten gibt, so ist er genöthigt, in Gesellschaft der großen Karawanen zu reisen, welche unter Begleitung von tausend schnaubenden und klirrenden Dampfmaschinen von allen großen Städten täglich ab- oder auf sie zufahren, wo jeder Gedanke an Unterhaltung schnell den ernsteren Reflexionen auf Sicherheit des Lebens und Eigenthums Platz macht. Seinen Geschmack und die Befriedigung seiner Wünsche muß er der Majorität opfern, die in Geschäften reist, und deßhalb unendlich mehr auf schnelle Beförderung als auf Gemächlichkeit sieht; er muß essen, trinken, schlafen und wachen, wie es der Majorität beliebt, und hat kein anderes Mittel gegen das lange Verzeichniß seiner Mühseligkeiten, als die Hoffnung auf ihr baldiges Ende. An dem Ziele seiner Leiden angelangt, muß er nur behutsam seiner Freude Raum geben, und schnell stillstehen, wenn ihn seine geschäftigen Führer nicht neuerdings fünfzig oder hundert Meilen weiter fortrollen sollen.

Ferner vermißt der Europäer die Bedienung, an die er gewöhnt war. Darüber haben die englischen Reisenden ganz besonders Klage geführt, am meisten Mistreß Trollope. Ich habe selbst, sagt Herr Grund, einen amerikanischen Bedienten von „dem Herrn mit dem ich wohne" sagen hören „er sey ein lieber Mann, aber verstünde nichts von Politik; denn er könnt darüber mit ihm nie einig werden, und stimme daher immer gegen ihn." Sein Herr wußte dies, behielt ihn aber doch in seinem Dienst. Es ist wahr, daß wenige amerikanische Diener die Behandlung bunsfärbiger Vagabunden ertragen würden; aber sie sind auch nicht dieselben müßigen, unwissenden, nachlässigen Menschen als in Europa. Ein amerikanischer Diener kann lesen, schreiben, und besonders rechnen; er hat ein Interesse an der Politik des Staates, liest die Zeitungen, wohnt den öffentlichen Versammlungen bei, und hört Vorlesungen über Staatsökonomie und Religion. Er ist ein Mitglied der Miliz, zahlt Taxen, und besizt das Recht zu stimmen. Weit entfernt, sich mit seinem Stande als Diener zufrieden zu stellen, schmiedet er unaufhörlich Plane für die Zukunft. Kaum hat er sich ein paar Thaler erspart, so schlägt er auch schon einen Kramladen auf, und nicht selten bringt er es bis zum Kaufmann und Schiffseigenthümer. Mit solchen Aussichten ist ein amerikanischer Diener nicht immer ein bereitwilliger, kriechender Schmeichler; aber daraus folgt nicht, daß er seinen Dienst vernachlässigen, oder sich weigern muß, das zu erfüllen, wozu er sich durch Vertrag verbindlich macht. Ich bin überzeugt, daß amerikanische Dienstboten mehr und schneller arbeiten, als selbst die englischen, und daß sie wegen ihrer größeren Intelligenz den meisten europäischen vorzuziehen sind. Ein angesehener Amerikaner hat selten mehr als Einen Diener, welcher zu gleicher Zeit Pförtner, Bedienter, Kellermeister, und oft sogar Leibkutscher ist. Er puzt die Stiefel und Schuhe, reinigt die Kleider, wäscht die Fensterscheiben, räumt die Wohnung auf, säubert die Schlösser, wartet bei Tische auf, geht auf den Markt, führt die Bücher, und ist mit einem Wort das Factotum des ganzen Haushaltes. Er thut das, wozu in Europa wenigstens sechs Personen nöthig wären, und ist ungeachtet seines hohen Lohnes ein wohlfeilerer Diener als ein Europäer. Er ist immer zu Hause, immer thätig, und selbst an Sonntagen (eigentliche Feiertage gibt es nicht in Amerika) in keinem Bier- oder Weinhause zu treffen. Statt in Amerika keine guten Diener zu finden, ist es bloß schwierig, sie lange zu behalten; denn es sind Wenige unter ihnen, deren Talente für Handel und Gewerbe sie lange bei einer Beschäftigung ließen, welche ihren Wünschen und Neigungen so wenig entspricht. — Ueber weibliche Dienstboten wird wenig geklagt, obschon

auch diese eine andere Behandlung verlangen, als dieselbe Klasse in Europa. Trotz Mrs. Trollope's meisterhaften Skizzen amerikanischer Dienstboten konnte die schöne Verfasserin sie doch nicht der Sittenlosigkeit oder Unehrlichkeit anklagen.

Der Verfasser glaubt, daß alle diese dem Europäer auffallenden Unbequemlichkeiten, in Amerika selbst nicht als solche gefühlt und durch Vorzüge aufgewogen werden, welche die so gern tadelnden Reisenden wohl hätten beachten dürfen. Er gibt zu, Amerika sey, was Hamilton von New-York sagte, médiocre par excellence, aber es gehe eine sehr bequeme Mittelstraße zwischen Torismus und Pöbelherrschaft. Seine Institutionen rauben ihm den Glanz eines Thrones, den Brennpunkt der verfeinerten Gesellschaft Europas, — aber beschützen es zugleich gegen den heillosen Einfluß eines müssigen, stürmischen Pöbels — den Untergang bürgerlicher Tugend und Sittlichkeit. Die Sitten der Amerikaner sind daher eben so weit entfernt von der Eleganz der Höfe, als von der Gemeinheit der geringeren Klassen Europas, und vielleicht gleich frei von den Lastern beider. Es ist wirklich unbegreiflich, wie die englischen Reisebeschreiber über den glücklichen Zustand der niedern amerikanischen Volksklassen ein so tiefes Stillschweigen beobachten konnten, da sie doch so langweilig geschwätzig auf die kleinsten Details der fashionablen Coterien eingegangen sind. Während meines langjährigen Aufenthaltes in den vereinigten Staaten hörte ich Niemand über Verlust und Unglück klagen, und nie wurde ich von einem eingebornen Amerikaner um ein Almosen angesprochen. Kein Land der Welt hat eine so geringe Anzahl von Armen auf Kosten des Staates zu ernähren, und selbst unter dieser geringen Zahl sind mehr als die Hälfte Fremde. Die arbeitenden Klassen in den vereinigten Staaten stehen wirklich weniger zurück hinter den reichen Kaufleuten und Brodgelehrten, als in irgend einem europäischen Lande, und der Titel „Mob" (Pöbel), mit welchem die niedere Klasse in England beehrt wird, ist auf keinen Theil der amerikanischen Bevölkerung anwendbar. Durch größere Ruhe und Bequemlichkeit in seinen häuslichen Verhältnissen begünstigt, findet der arbeitende Amerikaner Geschmack am Lesen; der Kreis seiner Ideen dehnt sich aus, und er wird fähiger, die Vortheile der politischen Einrichtungen seines Landes zu würdigen. Gedanken und Reflexion können durch unaufhörliche, körperliche Arbeit getödtet, und der höchste Aufschwung des Geistes durch das ungestüme Begehren des Körpers in den Staub gezogen werden. Freiheit, ohne die materiellen Interessen der Menschen zu fördern, ist ein Ding, welches die Fassungskraft der Menge von jeher überstieg; und wie Viele gibt es nicht, die, wenn sie sie erreicht hätten, wie die Israeliten sich zurückwünschen würden zu ihren Fleischtöpfen! Ich weiß nicht, ob es Haschen nach Freiheit oder Vermögen ist, was jährlich Tausende nach Amerika führt, aber ich bin überzeugt, es herrscht zwischen beiden ein sehr inniger Zusammenhang und ein beständiges Rückwirken des einen auf das andere. Eine preiswürdige Sitte der Amerikaner und von unendlichem Einfluß auf häusliches Glück läßt ihnen alle Zeit, die sie nicht auf Geschäfte verwenden, zu Hause oder im Kreise ihrer Freunde und Bekannten zubringen. Dieser Sitte muß man die ungewöhnlich große Zahl glücklicher Ehen zuschreiben, welche der Grundstein der hohen Moralität ihres Landes ist. Wirthshäuser werden in Amerika beinahe ausschließlich von Fremden besucht, und in mehreren ist bereits der Gebrauch eingeführt, Wein und andere Getränke nur den Inwohnern des Hauses zu reichen.

Dem allgemeinen Wohlstand entspricht die allgemeine Bildung. Die merkwürdigste Eigenschaft der Amerikaner ist der hohe Grad von Intelligenz, welcher selbst die niedrigsten Klassen durchdringt, die deßhalb mit der Masse der europäischen Bevölkerung einen sonderbaren Gegensatz bilden. Ich meine hier nicht die höheren Zweige der Wissenschaften, welche man von Gelehrten fordert, sondern die große Masse nützlicher Kenntnisse, welche auf den Glückszustand der Menschen einen unmittelbaren Einfluß ausübt. Diese Kenntnisse sind es ganz besonders, durch welche sich die Amerikaner vor andern Völkern vortheilhaft auszeichnen, und für deren Erwerbung sie bessere Vorkehrungen getroffen haben, als vielleicht irgend ein anderes Volk. So soll es seyn. Keine Republik kann bestehen ohne eine allgemeine Bildung und Volkserziehung; aber es ist gewiß nicht zu erwarten, daß das Volk sich selbst besteure, um gewisse Talente zu unterstützen, welche auf das Wohl des Staates keinen unmittelbaren Einfluß haben. Das Studium der höheren Zweige der Wissenschaften und das Treiben der schönen Künste finden ihren Lohn hauptsächlich in sich selbst, und bedürfen kaum des Beistandes der Gesetze. Die Amerikaner sind noch zu sehr mit dem Nöthigsten und Wichtigsten beschäftigt, und deßwegen genöthigt, die höhere Ausbildung der Sorgfalt und Großmuth einzelner Personen zu überlassen. Aber man werfe nur einen Blick auf die Summen, welche jährlich auf die Errichtung und Unterhaltung von Schulen und Universitäten verwendet werden, um sich von der Liberalität zu überzeugen, mit der man für die sittliche Erziehung des Volks sorgt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 106.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 19. Oktober 1838.

Schriften über Nordamerika.

1) Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit. Mit Karten. Herausgegeben von Dr. Widenmann und Dr. Hauff. Zwölfte Lieferung. Die Amerikaner in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Von Fr. P. Grund. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1837.

(Fortsetzung.)

Neben der Allgemeinheit der Volksbildung fällt in Amerika besonders die Frühreife des Verstandes auf. Dies ist dem reisenden Europäer besonders unerquicklich. Wir sind gewöhnt, eine Jugend zu haben, und ihr Mangel erscheint uns beklagenswerth und widrig, ja wir verzeihen den Kindern eher eine anmaßliche Altklugheit, als wirklichen frühreifen Verstand. Die vorwaltende Berechnung erscheint uns schon am Alter prosaisch und herzlos, geschweige bei der Jugend. Allein in Amerika hat es die Natur einmal so gewollt. Es ist dort Einwirkung des Klimas, durch welche die ganze Race modificirt und die Entwicklung der Geisteskräfte beschleunigt wird, keineswegs eine künstliche Treibhauserziehung. Gegen die Natur aber läßt sich nicht streiten, und der Europäer, so fatal ihm auch die Unkindlichkeit der Amerikaner seyn mag, muß sie doch als ein klimatisches Produkt gelten lassen. Herr Grund sagt darüber: „Ein amerikanischer Knabe von zehn bis zwölf Jahren ist eben so sehr ein junger Mann, als ein Europäer von sechzehn, und wenn er dieses Alter erreicht hat, ist er eben so gut zu Geschäften zu gebrauchen, als ein Deutscher von vierundzwanzig, oder ein Franzose von fünfzig. Etwas Aehnliches findet sich auch in England, aber weder Klima noch Erziehung befördern diese Frühzeitigkeit dort so sehr, als in Amerika. Von der frühesten Kindheit ist ein Amerikaner gewöhnt, sich selbst als das Hauptwerkzeug seines künftigen Fortkommens zu betrachten. Was er lernt oder studirt, ist in der Absicht auf künftige Anwendung, und von dem Augenblick, wo er die Schule verläßt, tritt er auch schon thätig ins bürgerliche Leben ein. Von der Zeit an, da er zu denken anfängt, liegt ihm sein Ruf am Herzen, denn er muß seinen Platz in der Gesellschaft bestimmen, und die Sphäre seines Wirkens verengern oder erweitern. Als Schulknabe hat er seine politischen und religiösen Meinungen, welche er mit eben dem Eifer verficht, als ob er ein Senator der Republik oder ein Prediger des Evangeliums wäre. So wie er einmal lesen und schreiben kann, macht er Plane für seine künftige Unabhängigkeit, und ich habe Kinder von zehn bis zwölf Jahren gekannt, welche sich mit demselben Ernst über die Vortheile und Bequemlichkeiten des Ehestandes aussprachen, mit welcher sie eine mathemathische Lection aufgesagt, oder über das Verdienst eines politischen Aufsatzes abgesprochen haben würden. Sie berechneten die Wahrscheinlichkeit des häuslichen Glückes wie ein Kaufmann den Gewinn eines merkantilischen Unternehmens, oder ein Banquier seine Provision von einem Wechsel. — Amerikanische Kinder studiren die Schwachheiten ihrer Eltern und Lehrer, die sie fast immer zu ihrem Vortheil benützen, und sind in einem Alter von einundzwanzig Jahren bessere Beurtheiler der Menschen und ihrer Leidenschaften, als viele europäische Fünfziger. In Mädchen ist diese Frühreife mit Bescheidenheit und Anstand verbunden; aber der auszeichnende Zug der amerikanischen Jugend bleibt immer eine frühe Entwicklung des Verstandes und eine gewisse frühzeitige Intelligenz, die man in Europa selten antrifft.“

Uns dünkt, man hätte nur dann Ursache, dieses Phänomen der menschlichen Natur zu beklagen, wenn jene Unkindlichkeit und Frühreife den Charakter und die Sitten der Menschen verdürbe. Allein Amerika bietet eine ganz entgegengesetzte Erscheinung dar. Nirgends herrscht mehr Sittlichkeit, als gerade in den vereinigten Staaten. Herr Grund erörtert dieses interessante Thema sehr ausführlich. In Europa ist man so oft geneigt, die Begriffe republika-

nischer Freiheit und zügelloser Unsittlichkeit zu verwechseln, daß es der Mühe werth ist, auf die außerordentliche Sittenstrenge der vereinigten Staaten aufmerksam zu machen, die einen so auffallenden Contrast zu den Ausschweifungen der französischen Repudlik bildet. Das Räthsel löst sich aber, wenn man bedenkt, daß die Amerikaner von germanischem Stamme sind, wie die Engländer und Dentschen, und daß dieser Stamm, im Gegensatz gegen die romanischen Stämme, eine vorwiegend sittliche Tendenz hat und stets in dem Maaß auf strengere Sitten hielt, in welchem er mehr politische Freiheit genoß. Herr Grund sagt von den Sitten in Amerika: „Hinsichtlich der Sittlichkeit und Tugend amerikanischer Franen genügt es zu sagen, daß sie den Engländeriunen nicht nachstehen, welche in Europa ziemlich allgemein für die besten Gattinnen und Mütter gelten. Der geringste Verdacht gegen die Tugend einer Dame ist in Amerika wie in England hinreichend, sie von der Gesellschaft auszuschließen; aber in Amerika ist die öffentliche Meinung eben so streng gegen die Männer, und dieß ist ein entschiedener Vorzug der ameeikanischen Gesittung. Daher ist auch kein Land, in welchem Lästerschulen, selbst unter den höheren Ständen so selten wären, als in den vereinigten Staaten, oder wo der Ausdruck „intrigue“ weniger gekannt oder verstanden würde. Ich erinnere mich noch recht lebhaft eines jungen Franzosen, welcher der Gesellschaft in Amerika durchaus kein Interesse abgewinnen konnte, „weil sie auch nicht dem leisesten Gedanken auf eine liaison Raum gäbe.“ „Ah“! rief er aus, „c'est le paradis des maris.“ — Der religiöse Sinn der Amerikaner ist nicht nur die Grundlage ihrer häuslichen und öffentlichen Sittlichkeit, sondern er ist auch so innig mit dem ganzen Gewebe ihrer Gesetzgebung verbunden, daß man ihn nicht ändern oder zerstören könnte, ohne die Grundfesten des Staates und ihrer Verfassung zu erschüttern. Nicht nur sind die Sitten eines Volkes zu jeder Zeit stärker als die positiven Gesetze, sondern die Gesetze selbst werden auch nur sehr mangelhaft erfüllt, bis sie dem Volke zur Gewohnheit geworden sind. Nur in den Sitten einer Nation offenbart sich der Fortbestand ihrer Regierung. In Frankreich, wo das Volk seit Jahrhunderten an eine monarchische Verfassung gewöhnt war, wo jedes historische Denkmal, jeder Palast, jedes Kunstwerk die Monarchie verkündet, bemerken wir fortwährend Anomalien in der Gesellschaft, von der Deputirtenkammer abwärts bis auf die gemeinsten Tummelplätze der Kaffee- und Wirthsstuben, bloß weil das Volk gewöhnt ist, auf eine Art zu fühlen und zu empfinden, und durch das wässerige Raisonnement seiner Journalisten beständig gezwungen wird, anders zu denken und zu handeln. — Es hat noch die Form einer Religion, die bei ihm ihre Bedeutung verloren hat, den Glanz eines Thrones ohne Loyalität und Anhänglichkeit an den Fürsten, die Titel und Ansprüche seiner Edlen mit der damit unvereinbaren Raserei für Gleichheit. Aber mit aller seiner politischen Reizbarkeit und theoretischen Freiheitsliebe unterwirft es sich doch willig dem ersten besten Mann, der es mit starker Hand zu lenken weiß, und bemerkte seine Abweichung von der Theorie erst, wenn es ihm die Zeitungen wiederkanen. Ein Amerikaner würde jede Abweichung von dem Geiste seiner Verfassung sogleich fühlen, weil sie ihn zwingen würde, seine Sitten zu ändern, was er weniger zu thun bereit ist, als auf ein positives Recht Verzicht zu leisten. In England und Amerika ist die Verfassung in den Gemüthern des Volkes weiter ausgebildet als auf dem Papier, und von England kann man sogar sagen, daß es nie eine eigene Verfassungsurkunde gehabt hat. — In Amerika ist die Verfassung ein thätiges Princip, welches die ganze Nation belebt und bewegt, und wovon ihre politische Constitution nur eine Abschrift ist. — Die Achtung, welche die Amerikaner für die öffentliche Sittlichkeit hegen, steht kaum hinter ihrem Religionseifer, und um so mehr, da man die Religion als die Grundlage aller wahren Sittlichkeit betrachtet. Der geringste Fehler in den Sitten oder der Handlungsweise eines Menschen wird seinem Mangel an Religion zugeschrieben, und in dieser Eigenschaft bestraft; aber es ist nicht die Beleidigung selbst, sondern das der Gesellschaft gegebene schlechte Beispiel, welches hier bestraft wird. Wer sich in Amerika gegen die öffentliche Moral versündigt, wird als ein Schmäher der Religion, und als solcher als politischer Aufrührer und Rebell gegen die bestehende Verfassung behandelt. Darum muß das Laster wenigstens sich verstecken, wenn man es gleich nicht völlig ausrotten kann. Mit Argusaugen wacht die öffentliche Meinung über Worte und Handlungen einzelner Personen, und, was auch ihre geheimen Sünden seyn mögen, erpreßt von ihnen wenigstens eine öffentliche Anerkennung der Gesetze der Sittlichkeit. — Ein anderer Beweis der hohen Achtung für Sittlichkeit in den vereinigten Staaten besteht in ihrem Einfluß auf die Wahl der öffentlichen Beamten. In manchen Ländern haben Männer von Talent eine Art Privilegium. Wenn sie Poeten oder Künstler sind, so entschuldigt man gern die Sonderbarkeit ihres Geschmacks oder ihrer Genußsucht, einem Staatsmann verzeiht man willig seine Privatsünden, wenn er nur dem Volke Wohlthaten erweist, einem Soldaten werden die Wunden, die er der weiblichen Tugend oder Unschuld schlägt, aus Rücksicht auf jene verziehen, die er im Dienste des Vaterlandes erhalten hat, und selbst der Geistlichkeit verzeiht man manchen Fehler, in Erwägung der Moral, die sich durch ihre geistlichen Functionen unterstützt und befördert; — aber in Amerika findet keine solche Abrechnung statt. Privat- und Bürgertugend stehen höher als die größten

Eigenschaften des Verstandes, und sind selbst unerläßliche Begleiter des anerkanntesten Genies. Daß dies in manchen Fällen dem Aufschwung des Geistes im Wege ist, und eine anständige Mittelmäßigkeit an die Stelle kühner, aber lasterhafter Talente sezt, will ich gar nicht in Abrede stellen, aber die Nation gewinnt dadurch dennoch unberechenbare Vortheile. Man muß nur erwägen, daß es in Amerika keine Männer gibt, die etwas Anderes im Sinne haben, als das Bestehende aufrecht zu erhalten, zu welchem Zweck ehrliche Einfalt nützlicher ist, als die ehrsüchtigen Absichten hoher Talente. Wenn man von den Gesetzen der Moralität, welche jezt die allgemeinen des Landes sind, zu Gunsten einzelner Individuen einmal Ausnahmen machen wollte, wenn man ausgezeichnete Männer von den allgemeinen Anordnungen der Sittlichkeit lossprechen wollte, dann würde man in Amerika die schlechteste und gefährlichste Aristokratie einführen, welche nicht nur die Basis der Gesellschaft erschüttern, sondern die Verfassung selbst untergraben und zertrümmern müßte. Talente können in einem Staate wie der amerikanische nur nach dem Maße geehrt werden, als sie dem Volke nützlich werden; jeder fernere Obolus kommt nur dem Besitzer zu gut, und die Amerikaner sind ein viel zu kluges Volk, Einzelne auf Kosten der Nation zu bereichern."

Die öffentliche Meinung in den vereinigten Staaten ist in Bezug auf Sittlichkeit so streng, daß das sogenannte Lynchgesetz, d. h. die Volksjustiz des „Betheerens und Befederns" hauptsächlich gegen die gerichtet ist, welche sich an der öffentlichen Sittlichkeit versündigen. Kein Gesetz und Recht schüzt den vor der Volksrache, der den religiösen und moralischen Sinn desselben beleidigt hat.

Mit dieser Sittlichkeit hängt die Ehre der Frauen aufs genaueste zusammen. Ein Gefühl durchdringt alle Klassen Amerikaner, welches, obschon in England etwas Aehnliches existirt, in keinem Lande dieselben Resultate liefert. Dieses besteht in der allgemeinen Achtung für die Frauen und in dem Schutze, den sie genießen, welcher Klasse der Gesellschaft sie auch angehören. Damen werden überall geachtet, oder erzwingen Achtung, besonders in England; aber nirgends sind die Strafen, die das Gesetz, oder die Regeln der Convenienz über Beleidigungen von Frauen verhängen, so streng als in den vereinigten Staaten. Das Begehen eines solchen Verbrechens schließt den Schuldigen nicht nur von aller guten Gesellschaft aus, sondern schadet auch dem Fortgang seiner Geschäfte, seinem Ruf, seinem Ansehen, seinen Aussichten auf Erfolg und jeder Hoffnung seines Lebens. Kein Rang oder Reichthum vermag ihn gegen den Fluch der öffentlichen Meinung zu schützen, keine Reue kann für ein begangenes Verbrechen Buße thun, sobald dieses der Welt einmal bekannt ist. Unter allen Verbrechen gegen die Gesellschaft bestrafen die Amerikaner dieses mit ihrer ganzen Strenge; alle erhalten Vergebung, nur dieses scheint eine Ausnahme zu machen. Auch lassen sie diesen Schutz nicht nur den Damen angedeihen, oder jenen Frauen, deren Erziehung oder Familie sie solcher Rücksichten vorzüglich würdig machen, sondern allen Klassen ohne Unterschied; ja sie scheinen sogar die niederen Klassen mehr zu begünstigen, als die, welche sich über sie gestellt glauben. Würde ein Mann von Ansehen und Reichthum ein junges Mädchen verführen, oder auch nur sein Versprechen sie zu heirathen nicht halten, wäre es auch nur eine Magd, so entginge er dennoch nicht der Rache des Volkes, und der Strafe der Gesellschaft; er würde weder unter den Damen noch unter den Herren Vertheidiger finden, und nichts Besseres thun können, sich der wohlverdienten Strafe zu entziehen, als den beleidigten Theil so schnell als möglich zu versöhnen. Wo ein Gefühl dieser Art allgemein ist, und alle Glieder der Gesellschaft gleich belebt, kann es nicht das Resultat einer höflichen Etiquette seyn, sondern muß auf einem Princip beruhen, welches, tief in den Gemüthern eingewurzelt, zum Nationalgesetzbuch der öffentlichen Sittlichkeit geworden ist. Die daraus entspringenden Vortheile frühzeitiger und heilig gehaltener Ehen sind unberechenbar, und liefern den besten Commentar zu dem schnellen Zuwachs der Bevölkerung und dem häuslichen Glück, welches in Amerika so allgemein ist. Wie verhält sich dieser Zustand wohl zu dem europäischen, und besonders dem englischen? Ein angesehener Herr (ein Gentleman), welcher einer jungen Dame umsonst das Heirathen versprochen, oder sich wohl gar eines größeren Verbrechens schuldig gemacht hat, wird von ihren Freunden zur Rechenschaft gezogen; — er hat die Sache „als ein Mann von Ehre" abzumachen, und wenn er dabei gut wegkommt, ist die Geschichte aus. Das nächste Gesellschaftszimmer empfängt ihn mit vermehrtem éclat, es ist etwas Auszeichnendes in seiner Haltung und in seinem ganzen Betragen, während die gütigsten unter den Damen, ihn als einen „jungen feurigen Mann" bewundern, der jezt um so interessanter erscheint, als er sich durch seine Unvorsichtigkeit in unangenehme Händel verwickelte. Er wird wenigstens auf eine Zeit der Held der Gesellschaft, wo ihm sein erster Erfolg nur den Weg zu künftigen Siegen bahnt. Würde ein junger Mann von Rang und Ansehen ein Mädchen von gemeinem Stande verführen, so sieht man die Sache als etwas an, was ein junger Mann aus guter Familie nicht leicht vermeiden kann; oder man bedauert bloß seinen schlechten Geschmack, der für sein Opfer keine bessere Wahl zu treffen wußte. — Und was wird aus dem Mädchen? Ach! sie war ein Narr, daß sie ihm glaubte! „Wie konnte sie auf so etwas hoffen?" Sie hätte „in ihren Erwartungen bescheidener seyn sollen." — Kurz die Sache ist zu unbedeutend, sich weiter darum zu kümmern. Ein beleidigter Ehemann kommt dabei nicht besser weg; er wird zum Gegenstand des Gelächters, während

sein Nebenbuhler überall Bewunderung erregt, und hat keinen anderen Trost für seinen Schmerz, als den aller Unglücklichen, daß er nicht allein leidet. Der Code Napoléon, und später der Code Civil Français haben sehr weislich diesen Gegenstand auf die Strafe der öffentlichen Meinung verwiesen, unparteiische Richter hätte man für dergleichen Verbrechen in Frankreich doch nicht gefunden! Ich betrachte die häusliche Tugend der Amerikaner als die Hauptquelle ihrer übrigen guten Eigenschaften. Sie befördert die Industrie, spornt den Unternehmungsgeist, und ist der mächtigste Damm gegen jedes Laster. Sie führt das Leben auf seine einfachsten Bestandtheile zurück, und macht Zufriedenheit und Glück weniger von Umständen abhängig, denen der Mensch nicht gebieten kann. Sie erzweckt die bessere Erziehung der Kinder, und geht dem künftigen Geschlecht mit guten Beispielen voran, kurz sie thut mehr für die Aufrechthaltung des Friedens, und der guten Ordnung, als alle bestehenden Gesetze, und ist eine bessere Bürgschaft für den Fortbestand der amerikanischen Regierung, als alle geschriebenen Urkunden, die Constitution selbst nicht ausgeschlossen.

Daher gibt es auch in Amerika wenig Junggesellen, weder unter den reichen Kaufleuten, noch unter den Manufacturisten und Ackerbauern, und noch wenigere, die als solche in diesen Ständen ihr Fortkommen finden. Die unternehmendsten Speculanten und Schiffseigenthümer, die ersten Fabrikanten und die Eigenthümer der größten Ländereien und Pflanzungen sind verheirathete Männer, und, was noch merkwürdiger ist, haben ihr Vermögen nicht vor ihrer Heirath, sondern nach derselben erworben. Dieses Beispiel von Prosperität, und der dadurch wachsende Kredit verheiratheter Männer, sind gleichsam eine Prämie auf den Ehestand und bewirken, daß es einem jungen Manne leichter wird, für Weib und Kind zu sorgen als sich allein fortzubringen.

Wie schon bemerkt, wurzelt die Sittlichkeit der Amerikaner in ihrer Religiosität. Sie haben keine prachtvollen Kirchen, aber sie sind nichtsdestoweniger sehr fromm. Sie haben sich in eine große Menge Sekten getheilt, aber diese alle wetteifern nur in religiösem Ernst. Herr Grund bemerkt: „Sittlichkeit läßt sich allerdings philosophisch von Religion trennen, aber in der Ausübung, besonders wenn man von der Moralität eines ganzen Volkes spricht, ist diese Absonderung schlechterdings unmöglich. Weder die abstrakte Liebe zur Tugend, noch ihre vollkommene Uebereinstimmung mit den Gesetzen der Natur, selbst nicht das zufriedene Glück, zu welchem sie endlich führt, waren je hinreichend, die hohen oder niederen Klassen von Verbrechen gegen einzelne Personen oder die Gesellschaft zurückzuhalten. Die Religion war stets in allen Ländern die breiteste Grundlage der Nationaltugend, und dasselbe gilt von den vereinigten Staaten von Amerika. Daher ist auch die amerikanische Toleranz keine unbedingte. Obschon alle religiösen Sekten dort geduldet werden, so ist es doch absolut nöthig, daß man sich zu einer von ihnen bekenne; denn sonst wird man als Deist oder gar Atheist angesehen, und von der Gesellschaft geächtet. Die Juden genießen in Amerika ganz dieselben Rechte wie die Christen, aber ein Gottesläugner würde allgemeinen Abscheu erregen. Dessen ungeachtet gibt es in den vereinigten Staaten religiöse Sekten, deren Glaube dem Deismus ziemlich nahe kommt; aber so lange sie ihre Beweisgründe aus der Bibel holen, und sich Jünger Jesu nennen, duldet man ihre Doctrinen und ihre Gottesverehrung.“

Aus der Religiosität und Sittlichkeit der Amerikaner ist es auch allein zu erklären, wie so schnell die Mäßigkeitsgesellschaften und die freiwillige Entsagung gewohnter Genüsse überhand nehmen konnten. Bloß Verstandeskalkul ist das nicht; und ein polizeilicher Zwang konnte hier überall nicht stattfinden.

Möchten doch die zahlreichen deutschen Schriftsteller, welche gegenwärtig so eifrig bemüht sind, in unserm Vaterlande die alte Religiosität und Sittlichkeit zu untergraben, ihre Blicke nach England und Amerika wenden, und sich dort unterrichten, daß der germanische Volksstamm überall, je freier und ungebundener er seinen eigensten Neigungen folgen kann, um so frommer und sittlicher ist. Sie können daraus lernen, daß die große Emancipation, von der sie träumen, zu einem ganz andern Resultate führen würde, als sie sich schmeicheln. Alle die tapfern Christusbekämpfer, die Mythologen und Fleischesrehabilitatoren würden wahrscheinlich unter das Lynchgesetz fallen.

Außer der Charakteristik der Sitten gibt Hr. Grund auch noch eine Uebersicht über die politischen Zustände und über die großen Fortschritte, welche die Bevölkerung, der Handel, der Wohlstand und die Bildung in den vereinigten Staaten gemacht haben. Er unterstützt diese Abtheilung seines Werkes mit Tabellen, welche durch Ziffern sprechen. Wir ersehen daraus den Stand des Handels, der Schifffahrt, der Kanäle, Eisenbahnen ꝛc., welche schon so oft die Bewunderung der Reisenden erweckt haben. In Bezug auf einen Vorwurf, der den Amerikanern häufig gemacht wird, äußert er sich: „Um die in Amerika häufig vorkommenden Bankerotte gehörig zu beurtheilen, muß man nicht bloß auf die Größe der Unternehmungen im Verhältniß zum geringen Kapital Rücksicht nehmen, sondern auch auf den Umstand, daß in Amerika bis jetzt keine Faillitenordnung, oder überhaupt kein Gesetz gegen den Bankerott besteht, welches irgend einen Stand von den Güterabtretungswohlthaten ausschlösse, wie dies z. B. mit Beamten, Officieren und manchen Gewerbsleuten in europäischen Ländern der Fall ist.“

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 107.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 22. Oktober 1838.

Schriften über Nordamerika.

1) Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit. Mit Karten. Herausgegeben von Dr. Widenmann und Dr. Hauff. Zwölfte Lieferung. Die Amerikaner in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Von Fr. P. Grund. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1837.

(Schluß.)

„Kaufmännische Speculationen beschränken sich auf keine Klasse der Bevölkerung; der Krämer, der Handelsmann, der Ackerbauer und Pflanzer, der Advokat, der Doktor, ja selbst der Schulmeister nehmen an ihnen Antheil, und wenn wir die Verbindlichkeiten so vieler Betheiligten berücksichtigen, so werden wir die Zahl derer, die von dem „Akt für insolvente Schuldner“ (the act for insolvent debtors) Gebrauch machen, nicht nur klein, sondern gänzlich unzureichend finden, auf die Gesellschaft selbst einen bedeutenden Einfluß zu üben. Wären die Amerikaner sparsamer mit ihrem Kredit, so würde die Zahl ihrer Fallimente allerdings geringer seyn, aber in demselben Verhältniß würde auch der Handel und der damit verbundene Gewinn abnehmen; die Nation würde einer der Hauptquellen ihres gegenwärtigen Wohlstandes beraubt, und Tausende von unternehmenden Kaufleuten von aller Theilnahme an größeren Geschäften ausgeschlossen seyn. Die, welche gegen das Kreditsystem der vereinigten Staaten declamiren, weil es Anlaß zu häufigen Bankerotten gibt, könnten eben sowohl die Schifffahrt anklagen, weil sie die Ursache der vielen Schiffbrüche ist.“

Von hohem Interesse ist, was der Verfasser von dem Einfluß der Deutschen in Amerika sagt: „Die Deutschen und Holländer sind alte Ansiedler in den vereinigten Staaten, und haben in gewisser Beziehung ein legitimes Recht auf den Boden. Die Holländer gründeten wie bekannt, den Staat New-York und einen großen Theil von New-Jersey, ehe die Colonie, von den Engländern erobert, das Eigenthum des Herzogs von York wurde. Auch die Deutschen waren unter den ersten Ansiedlern von Pennsylvanien, und unter den tugendhaftesten und gottesfürchtigsten Quäckern, welche William Penn selbst durch seine Predigten zu seinem Glauben bekehrt hatte. Sie gründeten die ersten Papier-, Leinwand- und Tuchfabriken in Amerika, und waren vom Anfang der Colonie unter denen, welche am meisten zu ihrem Wohlstand und Fortkommen beitrugen. Germantown ward ganz von Deutschen gebaut, noch vor der Gründung von Philadelphia, und Abkömmlinge dieser Ansiedler oder neue Emigranten von Deutschland stehen jezt an der Spitze der zahlreichen Fabriken jener Stadt. Die Deutschen kämpften mit den Anglo-Amerikanern in den frühesten Kriegen gegen die Indianerstämme und unterstüzten sie lebhaft in ihrem Kampfe für die Freiheit und Unabhängigkeit. Die Deutschen in Pennsylvanien errichteten unter sich mehrere Regimenter Milizen, und theilten die Beschwerlichkeiten des Washingtonschen Heeres in dem langen Kriege der Revolution. Deutsche begleiteten den Helden in der schwärzesten Nacht des amerikanischen Freiheitskrieges auf seinem Uebergang über den Delaware, und erkämpften mit ihm den Sieg bei Trenton. Die Frage bei den Deutschen ist nicht mehr, ob man sie dulden soll, oder ob sie Aussicht auf Erfolg haben; sie sind Bürger, deren Arbeit bereits mit Erfolg gekrönt ist. Sie besitzen bereits eine politische Macht; denn da sie vom Anfange her dem Plan getreu blieben, beisammen zu bleiben, so haben sie ungeheure Landstrecken unter ihren unmittelbaren Einfluß gebracht, und es gibt jezt ganze Dörfer und Flecken in den Staaten von Pennsylvanien und Ohio, und selbst in dem von Illinois, wo die Einwohner keine andere Sprache sprechen als deutsch. — Die Art der Deutschen, beisammen zu bleiben, und ganze Dörfer und Städte auf Einmal aufzubauen, macht ihr Exil weniger schmerzhaft, und erlaubt ihnen, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, einen Theil ihres

eigenen Vaterlandes in die wilden Einöden der neuen Welt zu verpflanzen. Sie fühlen kaum, daß sie Fremde sind, so lange jeder von ihnen in seinem nächsten Nachbar den Freund seiner Jugend oder den Gespielen seiner Kindheit findet, — ja sie scheinen kaum ihrer Heimath entrissen zu seyn; denn sie sind nicht getrennt von denen, die sie lieben. Auf diese Art behalten die deutschen Auswanderer in den vereinigten Staaten größtentheils die ihnen angeborne Einfachheit der Sitten, und sind durch Sparsamkeit und Fleiß und durch gegenseitige Unterstützung gar bald im Stande, sich bequem einzurichten und ihnen Ansiedelungen Einheit und Dauer zu verschaffen. Weniger Handels- und Geldspeculationen ergeben, wenden sie ihre Sorgfalt mehr auf die Verbesserung und Vermehrung ihrer Grundstücke, und werden eben dadurch sicherer wohlhabend und unabhängig. Ihre Landgüter sind die schönsten in den vereinigten Staaten, was sie vorzüglich dem Grundsatz verdanken, nie mehr Grundstücke zu besitzen, als sie selbst anbauen können, und diese immer nur für ihren eigenen Gebrauch und nicht aus Speculation anzukaufen. Ihre Wohnhäuser sind klein und eng, aber die ungeheuren Dimensionen ihrer Scheunen verkünden den Reichthum ihres Besitzes und die Vorsicht und Klugheit thätiger Landleute. Das ruhige Temperament der Deutschen erlaubt ihnen nicht, sich mit Politik zu beschäftigen, obschon ihre Zahl groß genug wäre, eine starke Partei zu gründen. In Pennsylvanien haben sie dessen ungeachtet einen mächtigen Einfluß auf die Regierung, und die Gouverneure dieses Staates sind seit der Revolution stets Deutsche gewesen. Darüber ist man gegenseitig so einverstanden, daß selbst bei der letzten Wahl, wo sich zwei Demokraten und ein Whig-Candidat um die Gouverneurswürde bewarben, alle drei deutscher Abkunft waren, und kein Anderer hätte die geringste Aussicht auf Erfolg gehabt. Im Staate Ohio, obschon dieser zuerst von Neu-Engländern colonisirt ward, leben gegenwärtig nicht weniger als fünf und vierzig Tausend stimmbefugte Deutsche. Der Staat von New-York, obschon ursprünglich von Holländern angesiedelt, enthält eine zahlreiche deutsche Bevölkerung in mehreren Grafschaften, besonders in der von Columbia, die Heimath Martin Van Buren's, des jetzigen Vice-Präsidenten und künftigen Präsidenten der Republik. Der Staat von Maryland zählt fünf und zwanzig Tausend stimmfähige Deutsche; die Bevölkerung von Illinois ist beinahe ein Drittheil deutsch, und in das Mississippithal strömen Tausende von neuen Einwanderern. Ich glaube ohne Uebertreibung die Zahl der jährlich von Deutschen oder Abkömmlingen derselben gegebenen Stimmen auf viermalhunderttausend angeben zu können, die in weniger als zwanzig Jahren gewiß auf eine Million anwachsen wird. In der Stadt New-York sogar haben die Deutschen einen großen Einfluß auf die Wahl des Bürgermeisters und anderer städtischer Beamten; denn sie haben dort nicht weniger als dreitausend fünfhundert Stimmen. Unter solchen Umständen wird das sogenannte deutsche Votum (German vote) natürlich ein Gegenstand eifriger Bewerbung für Politiker aller Parteien und Grade; und es fehlt zu diesem Zwecke auch nicht an deutschen Zeitungen, wo es Niederlassungen von Deutschen gibt. In Pennsylvanien allein existiren mehr als dreißig deutsche (meistens wöchentliche) Blätter, und im Staat Ohio werden eben so viele gedruckt und ausgegeben. Eine nicht viel geringere Zahl wird in Maryland publicirt, und die „New-Yorker Staatszeitung" ist ganz das Wort der deutschen Demokraten jener Stadt. Wären diese vielfältigen Blätter durch irgend eine tüchtige Hauptzeitung einer großen Stadt vereinigt und gelenkt, deren Redakteur die Eigenheiten der Deutschen, die besonderen Verhältnisse ihrer Ansiedlungen und ihre Beziehungen zur Central-Regierung verstände, dann könnte man sie zu einem politischen Hebel bilden, welcher fähig wäre, jeder Partei Stärke und Dauer zu geben, für die er sich einmal erklärte. Die Deutschen in den vereinigten Staaten denken nicht viel an Politik, sondern handeln vielmehr nach allgemeinen, höchst freisinnigen Grundsätzen, deren Anwendbarkeit sie nie in Zweifel ziehen, sobald sie ihren Ideen von moralischer Gerechtigkeit entsprechen. Sie lassen sich selten auf Details ein, geben aber fast nie einen Grundsatz auf, und sind deßhalb weniger selbstsüchtigen und eigennützigen Einflüssen ausgesetzt. Ihr praktischer Sinn ist republikanisch, und ich habe schon früher bemerkt, daß sie einen gewissen demokratischen Instinkt besitzen. Aber die Zeit wird kommen, wo sie ihre Macht fühlen, und eine Partei bilden werden, deren Einfluß die feinsten Berechnungen theoretischer Politiker übersteigen dürfte."

Dies würde bald geschehen, wenn es zwischen dem Norden und den südlichen Sklavenstaaten zu einem Bruch käme. Allein Herr Grund ist der Meinung, daß keine einzige von den Prophezeihungen, die ein Auseinanderfallen der Union verkündigt haben, in Erfüllung gehen werde. Die Interessen des Südens und Nordens sind zu eng in einander verflochten. Die Ausfuhr der vereinigten Staaten besteht hauptsächlich aus südlichen Produkten, worunter die Baumwolle die Summe aller übrigen übersteigt. Während des letzten Zolltarifs trugen die südlichen Staaten im Verhältniß zu ihrer Ausdehnung den bei weitem größten Theil der Staatslasten; und doch war die Maßregel selbst von den Staatsmännern des Südens ausgegangen. Da die Rückfracht für diese Produkte gewöhnlich nach den nördlichen Häfen gebracht wird, so ist es eigentlich der Norden, welcher aus den südlichen Staaten die größten Vortheile zieht,

während die Bewohner der lezteren bloß die Aufbewahrer ihrer Reichthümer sind. Die Negersklaven von Amerika arbeiten eben so sehr für den Wohlstand der nördlichen Staaten als für den ihrer eigenen Gebieter: sie schaffen das Kapital, mit welchem der Norden Handel und Manufacturen gründet.

Deßhalb hat sich auch die Hitze in Bezug auf die Sklavenfrage bedeutend abgekühlt. Die Sklaven sind ein nothwendiges Uebel. Weiße können die Arbeit in heißem Klima nicht ertragen, die Produktion hängt von den Negern ab. Die Neger aber kann man nicht emancipiren, ohne daß eine allgemeine Ermordung der Weißen folgen müßte. So dringende Interessen bringen die Humanität zum Schweigen. Allein Herr Grund geht noch weiter und erklärt jene Humanität, welche die Neger wie die Weißen behandelt wissen will, für einen mißverstandenen Edelmuth. Jeder, der die Neger näher kenne, überzeuge sich auf das evidenteste, daß sie eine niedere Race seyen, daß sie nie die Brüder der Weißen, sondern nur deren Sklaven oder Mörder seyn könnten. Er hat dieses Thema noch weiter ausgeführt in einem vortrefflichen Aufsatz in der „Deutschen Vierteljahrsschrift,“ auf den wir als auf den interessantesten, reichhaltigsten und gründlichsten, der je über denselben Gegenstand geschrieben wurde, verweisen. Hier nur einige Sätze voll schlagender Wahrheiten: „Alle Völker haben entweder selbst den Grund zu ihrer Bildung gelegt, oder aus freiem Antriebe die Künste und Wissenschaften anderer Völker nachgeahmt. Die Neger sind schon den Völkern des grauesten Alterthums bekannt gewesen; aber immer in demselben Zustand, in welchem wir sie kennen; obgleich sie mit vielen Nationen in Verkehr standen, und zum Theil selbst nach fremden Ländern kamen. Was sind ihre Sitten und Gebräuche jezt? Ganz dieselben wie vor zweitausend Jahren! — Alle Völker sprechen ihre Lieblingsneigungen in ihren Belustigungen aus, unter welchen der Tanz die vorzüglichste Rolle spielt. Der schottische Tanz drückt den kriegerischen Charakter der Schotten aus; das deutsche Walzen die Offenheit und Gemüthlichkeit der Deutschen; die französische Quadrille die romantische Grazie der Franzosen; der Fandango die rasende Leidenschaft der Spanier, aber der eigentliche afrikanische Negertanz trägt den Stempel der thierischsten Sinnlichkeit. Dasselbe gilt von ihrem Schmuck. Ihre Körper zieren sie mit Eingeweiden; das Innere ihrer Wohnungen mit Unrath. Dieselbe Brutalität zeigen sie in ihrer Gottesverehrung. — Ihre Götzen sind die häßlichsten, und ihre Opfer die grausamsten aller rohen Völker, und es fehlt ihnen die Tugend der meisten Barbaren — die Tapferkeit. Man vergleiche die Neger mit den amerikanischen Indianern! Erstere mit ihren fürchterlichen Göttern und ihrer Feigheit; leztere mit ihrem erhabenen Glauben an den „großen Geist“ und ihrer Todesverachtung; das Rednertalent und die poetische Begeisterung der Indianer, und die Dumpfheit und den Mangel an Einbildungskraft der Neger! Und doch werden Wenige, welche die Indianer näher kennen gelernt haben, das „rothe Menschengeschlecht“ derselben Civilisation fähig halten als die Weißen, und die Erfahrung zweier Jahrhunderte hat diese traurige Meinung gerechtfertigt. Wie soll man jezt an die moralische Perfectibilität der Neger glauben, die in jeder Beziehung hinter den Indianern zurückbleiben. Das bißchen Civilisation, welches die Neger besitzen, ist ihnen aufgedrungen worden, und wird noch immer nur durch die Weißen genährt und gepflegt. Hier treffen wir auf einen andern Unterschied zwischen den Negern und Indianern. Die Neger äffen die Künste der Civilisation der Amerikaner aus Schwäche nach, und weil sie keinen ihnen eigenthümlichen Charakter besitzen. Der Indianer ist zu stolz, dem „weißen Menschen“ etwas nachzumachen; — er liebt zu sehr die Freiheit, das Kind der amerikanischen Urwälder, um sich den Gesetzen der Civilisation zu fügen. Hamilton führt in seinem Werke an, daß er der Prüfung einer Negerschule in New-York beiwohnte, in welcher die Knaben Fragen in der Geographie beantworteten, welche ihn selbst verlegen gemacht hätten. Dies will ich herzlich gerne glauben; aber zur Beantwortung von dergleichen Fragen bedarf es nur des Gedächtnisses, welches keine besondere höhere Geisteskraft voraussezt, und oft bei den niedersten Fähigkeiten auffallend thätig ist. Aber was sind die Fortschritte der Neger in den Wissenschaften und Künsten, ungeachtet es in den vereinigten Staaten freie Neger gibt, welche ein bedeutendes Vermögen besitzen? Welche Fortschritte in Erziehung und Bildung haben die freien unabhängigen Neger von St. Domingo gemacht? Die amerikanischen Indianer besaßen ihre eigenen Sprachen, wovon die meisten höchst biegsam und wohlklingend sind; die Neger besitzen nicht einmal diese Grundlage der Civilisation, als Mittel des Ausdruckes ihrer Individualität; — ein französischer Neger ist ein verstümmelter Franzose, ein englischer eine Karikatur eines Engländers, ein spanischer eine schlechte Nachahmung seines mittelmäßigen Originals; wohin die Neger gingen, sind sie die bloßen Nachäffer anderer Racen geworden, aber der amerikanische Neger ist gewiß der trostloseste Nachfolger seines klugen unternehmenden Gebieters. — Und würden jezt die civilisirten amerikanischen Neger, wenn sie nach ihrem Vaterlande zurückkehrten, wohl fähig seyn, Afrika zu civilisiren, und europäische Künste und Wissenschaften dorthin zu verpflanzen? Ich glaube, daß die Antwort verneinend ausfallen muß, und dies ist der Gesichtspunkt, aus welchem man die natürliche Anlage der Neger

beurtheilen muß. Ihre ganze Civilisation hängt nur an ihnen wie ein geborgtes Kleid, das für den Gebrauch eines andern Menschen bestimmt ist. — Endlich muß noch Folgendes auffallen: Die Neger und Mulatten in den nördlichen Staaten sind jezt schon seit mehr als zwei Generationen frei gelassen; sie haben Schulen und Kirchen, aber noch haben sie kein Wort zu Gunsten der Freiheit gesprochen. Mehrere Neger und Mulatten von St. Domingo sind in den besten Schulen von Paris erzogen worden; aber bis jezt vertheidigten sie noch mit keiner Zeile die Gleichheit der Schwarzen mit den Weißen, oder die Gerechtigkeit und Nothwendigkeit freier Institutionen. Der Kampf für und gegen die Sklaverei wird einzig und allein von den Weißen geführt.

Die Sklavenfrage, meint also Herr Grund, werde die Einheit der vereinigten Staaten nicht stören. Es gibt aber noch einen andern Zug des amerikanischen National-Charakters, welcher den Fortbestand der Union zu verbürgen scheint; kein Volk der Erde liebt so sehr die Größe und Ausdehnung im Raume. Ein Amerikaner würde, sich nach seiner eigenen Art sich auszudrücken, „verkleinert“ („belitiled“) glauben, wenn er bloß Bürger von New-York oder Pennsylvanien geheißen würde. Er bedarf des Raumes, um sich auszubreiten, denn im Geiste besizt er schon jezt das ganze amerikanische Festland.

Diese Tendenz der Nordamerikaner läßt den Verfasser voraussehen, daß sie ihre Herrschaft über ganz Amerika ausbreiten werden. An Meriko haben sie schon stark gerüttelt. Sie werden in Teras nicht stehen bleiben, ganz Meriko wird ihre werden. Aber selbst hier werden die Amerikaner nicht stille stehen. Wenn die Union fortwährt und die Republiken von Südamerika nicht an innerer Kraft und Stärke zunehmen, sondern durch inneren Zwiespalt und die zunehmende Macht der Indianer stets mehr und mehr geschwächt werden, so müssen sie zulezt mittelbar oder unmittelbar die Herrschaft der ersteren anerkennen. Schon ist der amerikanische Einfluß den unmächtigen Patrioten jener Länder verhaßt, aber nach dem Fall von Meriko wäre die Eroberung der südamerikanischen Staaten und die Besitznahme des ganzen Welttheils durch die anglo-amerikanische Race nur ein leichtes Spiel. Einen Schritt zur Unterjochung des ganzen amerikanischen Festlandes haben die Spanier selbst gethan, als sie die Verfassung der vereinigten Staaten annahmen, eine Verfassung, für welche sie gar nicht geeignet sind, und die sie so lange nicht ausüben können, bis sie mit den Nordamerikanern vermischt, die Sitten und Gebräuche der lezteren angenommen haben werden. Auf diese Weise ist Louisiana reformirt und zu einem amerikanischen Staate gemacht worden. Es wird voll ich die Zeit kommen, wo die südamerikanischen Staaten selbst den Schutz der Union anflehen werden, — wo nur ihr Anschluß an ein freies und mächtiges Volk sie gegen die zunehmende Macht der Indianer, und die Raubsucht ihrer eigenen militärischen Parteiführer zu beschützen im Stande seyn wird.

Endlich sieht der Verfasser im Geiste schon die Flotten der Amerikaner nach Japan und China hinübersegeln, um diese alten Kulturvölker zu unterjochen. „Von der westlichen Küste aus können die Amerikaner in den ganzen indischen Archipelagus und in Asien selbst einfallen. Sollten sie je auf Eroberungen ausgehen, so würde der Reichthum Indiens sie mehr anlocken als Europa, und er würde ihnen eben so nahe liegen. Wer weiß, ob diese kräftige kühne Race von „halb Roß und halb Alligatormännern“ nicht den Feldzug der Argonauten wiederholen, den Schauplatz aber von Colchis nach Japan und China verlegen wird? Wir haben eine Handvoll Normänner ganz Italien und einen Theil von Frankreich erobern sehen, warum sollte nicht ein Volk wie die Amerikaner, ausgezeichnet geschickt und kühn zur See, und von der physischen und moralischen Kraft jener westlichen Ansiedler, fähig seyn, jene civilisirten Barbaren zu unterjochen, welche seit Jahrtausenden die fruchtbarsten Provinzen von Asien beherrschen? Jezt ist dieser Gedanke noch zu fern, um die geringsten Besorgnisse zu erregen, und erscheint vielleicht als ein leerer Traum; aber noch besaß kein Volk einen solchen Auswanderungs- und Ausbreitungsinstinkt als die Amerikaner, und es ist nicht leicht einzusehen, wie die See ihren Fortschritten ein Ziel setzen sollte. Wie jede andere handeltreibende Nation werden die vereinigten Staaten mächtige Colonien besitzen und die Geschichte Englands in der neuen Welt wiederholen. Wenn das Festland angesiedelt seyn wird, werden sie sich auf die nächsten Inseln wagen, wohin sie ihr Genie für das Seewesen führen wird, und einmal im Besitz der Inseln, können sie leicht auf das Festland selbst übersetzen. So weit unsere Kenntniß der Geschichte reicht, zogen die Bewohner unseres Erdballs mit wenigen Ausnahmen immer nach Westen. Warum sollte das unternehmendste Volk der Erde, die Anglo-Amerikaner, diesen allgemeinen Zug des Menschengeschlechtes hemmen und sich auf seine Küsten beschränken?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 108.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 24. Oktober 1838.

Schriften über Nordamerika.

2) Michel Chevaliers Briefe über Nordamerika. Ein Handbuch für Auswanderer. Aus dem Französischen. Zwei Bände. Leipzig, Reclam jun., **1837.**

Dieses französische Werk zeichnet sich durch eine merkwürdige Abweichung von der französischen Denkart aus. Gewöhnlich stellt sich der eitle Franzose über alle andern Nationen, spricht über sie ab, ohne sie zu kennen, oder maßt sich an, sie von oben herab zu protegiren, was beinah noch unerträglicher ist. Mit diesem hergebrachten Ton französischer Werke contrastirt die Bescheidenheit Michel Chevaliers auf die allerauffallendste Weise. Er sagt: „Welches ist das erste Volk der Erde? Es gibt keines, das nicht auf die Ersthéit Anspruch machte. Wer hat bei uns in Frankreich nicht mit Béranger gesungen: „Königin der Welt, o Frankreich, du mein Vaterland!“ überzeugt, daß das französische Volk ausersehen war, ewig an der Spitze des Menschengeschlechts zu stehen, alle andere im Frieden und Kriege zu verschatten. Was mich betrifft, so war ich, ehe mein Fuß die Grenze überschritten hatte, in dem tiefen, frommen Glauben, daß wir vorzugsweise nicht nur das großmüthige und ritterliche, das geistreiche und künstlerische Volk, das Volk von liebenswürdigen und glänzenden Eigenschaften, sondern auch das gelehrte, das kunstfleißige, das trefflich verwaltende, das zugleich erfinderische und ausübende Volk, das Mustervolk, das einzige, das vollkommene Volk wären. Trotz der Regen und Nebel von Paris hielt ich doch unsern Himmelsstrich für den sanftesten und freundlichsten der Erde. Trotz der Haiden (Landes) und der Champagne hielt ich doch für gewiß, daß unser Boden der reichste und malerischste des Erdkreises wäre. Auf das Wort der Berichte von unsern Ausstellungen des Kunstfleißes hätte ich geschworen, daß wir unsere Nachbarn, die Engländer, hundert Stunden hinter uns zurückgelassen hätten. Wenn man über die Grenze gegangen ist, so läßt man nach und nach immer mehr von diesen stolzen Anmaßungen fahren; die Vaterlandsliebe läutert sich, klärt sich auf und erkräftigt sich zu gleicher Zeit. Indem man die fremde Erde betritt, bemerkt man, was dem Gedeihen und dem Ruhme des Vaterlands fehlt, und wie es möglich wäre, noch einigen Blumenschmuck in seine Krone zu bringen. Also braucht man England nicht lange beobachtet zu haben, um sich zu überzeugen, daß, wenn es Vieles von uns zu borgen hat, wir nicht weniger von ihm anzunehmen haben. Die Engländer sind nicht nur weiter im Gewerbfleiße und geschicktere Kaufleute als wir; sie besitzen bei weitem mehr als wir jene Eigenschaften, welche machen, daß man nicht nur schöne Entwürfe ersinnt, sondern sie auch ausführt, vollendet. Die Engländer haben jene praktische Scharfsichtigkeit und jene unerschütterliche Beharrlichkeit, kraft deren unsere Riesenschlachten der Revolution und des Kaiserthums, unsere Ueberschwemmung von Begeisterung und Hingebung, unsere beispiellosen Siege, unsere unerhörten Triumphe zu Wiener Verträgen geführt haben, das heißt zu unserer Demüthigung und um Großbritanniens Thron auf dem Gipfel der europäischen Pyramide zu errichten. Die Engländer wissen weniger als wir, über eine Sache zu sagen, haben aber mehr Geschick, sie zu machen. So haben sie das Mittel gefunden, ihre Colonien zu vermehren, während alle Völker die ihrigen verloren. Was ihnen im Abendlande entschlüpfte, das erhaschten sie im Morgenlande zehnfältig wieder. Sie besitzen jenen politischen Sinn, vermöge dessen sie seit drei Jahren Fragen beantwortet haben, die man nicht anregen zu dürfen meinte, ohne die Grundfesten von Granit, auf denen der Boden Großbritanniens ruht, zu erschüttern und es in die Tiefen des Weltmeers zu stürzen. Sie haben ihre Reform vollbracht; sie haben das Monopol der indischen Compagnie unterdrückt; sie haben ihre Bank neugeschaffen; sie haben die Sklaverei abgeschafft.

Während dieser Zeit drehen wir uns um wahrhaft untergeordnete Zollfragen, ohne uns nur einmal zu etwas entschließen zu können ꝛc."

Mit solchen Gesinnungen unternahm der Verfasser, das nordamerikanische Leben zu schildern, und ohne sich von den so durchaus unfranzösischen, ja antifranzösischen Sitten zurückstoßen zu lassen, entwirft er mit voller Unparteilichkeit ein Gemälde des Wohlstands, der innern Tüchtigkeit, Kraftfülle, der Gesittung und des genialen Unternehmungsgeistes der Nordamerikaner, durch welche die uns Europäern besonders auffallenden kleinen Unbehaglichkeiten ihrer Institutionen und Sitten bei weitem aufgewogen werden.

3) Nordamerikanische Bilder und Zustände, nach G. de Beaumont und A. de Toqueville. Deutsch von Otto Spazier. Zwei Bändchen. Weimar, Voigt, 1836.

Das erste Bändchen enthält Beaumonts Schilderung der Sklaverei in Amerika, in Novellenform und äußerst sentimental gehalten. Man findet darin die ganze Schattenseite der Sklaverei hervorgehoben und Alles gesagt, was vom Standpunkt der Humanität aus gesagt werden kann.

Das zweite Bändchen enthält Toqueville's Entwicklung der politischen Institutionen der vereinigten Staaten, ein Werk, was in seinen Resultaten ziemlich mit dem des Herrn Grund übereinstimmt. So sagt Toqueville über die Union, deren Auflösung schon so oft prophezeiht wurde: „Die Union ist in den Sitten, man wünscht sie; ihre Resultate sind sichtbar, ihre wohlthätigen Wirkungen augenscheinlich. Bemerkt man einst, daß die Schwäche der Föderalregierung die Existenz der Union gefährdet, so zweifle ich nicht, daß sich eine reaktionäre Bewegung zu Gunsten ihrer Kraft gestalten werde. So lange man sie nur auf indirekte Weise durch Auslegung der Gesetze angreift, sobald man nicht im Wesentlichen ihren Charakter ändert, so lange kann keine Aenderung in der Meinung, eine innere Krise, ein Krieg, ihr mit einemmale die Energie, deren sie bedarf, wiedergeben." Ueber Amerikas Zukunft sagt der Verfasser: „Nichts materialisirt mehr den Menschen und nimmt allen seinen Werken mehr die Seele als Theilung der Arbeit. Die Amerikaner vertauschen daher gar leicht ihren Stand; sie sind nach einander Advokaten, Landbauer, Kaufleute, Prediger, Aerzte. Ihre Fähigkeit dehnt sich daher weiter aus, der Kreis ihrer Einsicht wird größer. Kein System, kein Vorurtheil, keine Methode hat auf sie Einfluß. Ihr eigen Land befreundet sie mit jedem Neuen; nichts scheint ihnen unmöglich. Die allgemeine Bewegung, welche in den vereinigten Staaten herrscht, dieser häufige Wechsel des Glücks, die unvorhergesehene Versetzung der öffentlichen und Privatreichthümer, Alles vereinigt sich, um in der Seele eine Art von fieberhafter Bewegung zu erhalten, welche sie zu allen Anstrengungen fähig macht und sie gewissermaßen über die gewöhnliche Menschheit erhebt. Einem Amerikaner vergeht das ganze Leben wie eine Spielpartbie, wie eine Revolutionszeit, wie ein Schlachttag. Diese Ursachen drücken dem ganzen National-Charakter einen unwiderstehlichen Impuls auf. Die Nation ist daher unternehmend, waghalsig, brennend in ihren Begebenissen, neuerungssüchtig. Mit diesem Geist ergibt sie sich dem Seehandel. — So lange sie diese Vorzüge behalten, werden die Amerikaner immer mehr, wie die Engländer, die Geschäftsträger aller anderen Völker werden. Schon wird ein Theil des Handels auf dem mittelländischen Meere auf amerikanischen Schiffen betrieben. Der ganze Handel der südamerikanischen Republiken, die eines Tages blühend werden müssen, lacht ihnen in der Zukunft. Schon jezt üben sie auf dieselben einen großen moralischen Einfluß. Sehe ich so den Geist, in welchem die Anglo-Amerikaner den Handel betreiben, die Leichtigkeit, mit der sie ihn führen können und die Erfolge, die sie jezt schon erringen, so glaube ich fest, daß sie einst die erste Seemacht der Erde werden. Sie werden sich der Herrschaft der Meere wie einst die Römer der der Erde bemächtigen."

Sprache.

De l'influence de l'écriture sur le langage. Memoire qui, en 1828, a partagé le prix fondé par M. le comte de Volney; suivi de grammaires barmane et malaie, et d'un aperçu de l'alphabet harmonique pour les langues asiatiques, que l'institut royal de France a couronné en 1827. Par A. A. E. Schleiermacher, conseiller intime de S. A. R. le grand-duc de Hesse. Darmstadt, 1835, J. W. Heyer (G. Jonghaus).

Ein dickes Buch von gegen 800 Seiten, hervorgerufen durch zwei müßige Fragen, wie sie nicht selten Akademien stellen müssen, oder aus eigenem Antrieb stellen, statt durch die Preise, deren Vertheilung ihnen zusteht, im Gebiete der Geschichte und Sprachkunde gründliche Einzelforschungen zu ermuthigen, in den technischen Disciplinen und Fertigkeiten neue Combinationen und

Erfindungen anzuregen oder sonst einen reellen Gewinn für Wissenschaft und Leben zu erzielen.

Die Commission des französischen Instituts, welche den in der Stiftung des Grafen Volney bestimmten Preis über ein Thema aus dem Gebiete der vergleichenden Sprachkunde zu vertheilen hat, stellte 1823 die Aufgabe, den Einfluß der verschiedenen Schriftarten oder das Nichtvorhandenseyn einer solchen auf die Bildung der betreffenden Sprachen zu untersuchen, und zwar sowohl bei Völkern, welche sich der Hieroglyphenschrift oder eines Alphabets bedienen, als auch bei solchen, welche längere Zeit ihre Sprache gar nicht als Schrift niedersetzten. Falls ein solcher Einfluß der Schrift auf die Sprache zugestanden würde, sollte derselbe näher bestimmt werden. Die Commission glaubte voraus versichert zu seyn, daß bei einem völligen Nichtvorhandenseyn einer Schrift die grammatischen Formen zur Bezeichnung der Zeit, des Modus, Genus, Numerus, der Person u. s. f. sich sehr leicht vervielfältigen, daß daraus ein sehr buntes und verwickeltes grammatisches System entstehe, das in kurzer Zeit bedeutenden Umwandlungen unterworfen sey; die ideographische Schrift dagegen stelle der Vervielfältigung der Sprachformen und der Ausbildung eines grammatischen Systems ein größtmögliches Hinderniß entgegen und drücke der Sprache den Charakter einer starren Stabilität auf, während die Anwendung einer alphabetischen oder phonographischen Lautbezeichnung in ihren Wirkungen auf die Gestaltung der Sprache die Mitte halte zwischen den beiden andern denkbaren Fällen, der Hieroglyphenschrift und dem gänzlichen Mangel einer Schrift überhaupt. Durch diese Exposition war somit der eine Theil der Frage bereits gelöst und es konnte sich weiter nur noch von der näheren Beschreibung des bereits eingestandenen Einflusses der Schrift auf die Sprache handeln. Die zu dem ersten Termin eingelaufenen Abhandlungen hatten aber die Aufgabe theils mißverstanden, indem sie bei dem Einflusse der Schrift auf die Bildung der Sprache nur an die Urbildung oder (wie man sich uneigentlich auszudrücken pflegt) an die Erfindung der Sprache dachten, während es sich hier vernünftigerweise doch nur von der Fortbildung und Entwicklung der bereits vorhandenen Sprache durch die jedenfalls später erst hinzugetretene Schrift handeln konnte, oder sie hatten in anderer Beziehung die Frage nicht befriedigend gelöst; daher denn die Akademie sich veranlaßt sah, dieselbe 1826 nochmals aufzugeben. Es wäre gewiß nicht schwer gewesen, die Ansicht der Akademie, daß die Schrift wirklich Einfluß übe auf die Bildung der Sprache, mit zahllosen Beispielen zu belegen, denn Sprache und Schrift stehn offenbar in beständiger Wechselwirkung. Eben so leicht aber war es auch, den entgegengesetzten Weg einzuschlagen, wie Herr Schleiermacher gethan; und daß er diesen Weg mit Geist und Gewandtheit verfolgt hat, beweist das Urtheil der Akademie, welche seiner Abhandlung 1828 den Preis zuerkannte, trotz dem, daß er mit der ursprünglichen Ansicht der Commission sich in Widerspruch sezte, trotz dem, daß — Herr Schleiermacher ein Deutscher ist. Seine Ansicht ist kurz diese: Keine Art von graphischer Lautbezeichnung hat je als solche einen so deutlich hervortretenden Einfluß auf die Sprache irgend eines Volkes ausgeübt, daß wir berechtigt wären, dieser Ursache die besondern Formen oder die Stabilität eines Idioms in einem höhern oder geringern Grad zuzuschreiben, als der ist, den dasselbe vielleicht auch unter andern Umständen erreicht hätte. Der Einfluß der Schrift im weitesten Sinne des Wortes auf die Sprache wird freilich nicht geläugnet, wohl aber die Verschiedenheit des Einflusses, den einzelne Schriftarten auf die allgemeine Bildung oder den besondern Charakter der Sprache üben könnten. Der Verfasser bemüht sich, im Verlaufe seiner Abhandlung zu zeigen, wie unter ähnlichen Bedingungen mehrere Sprachen mit hieroglyphischer oder alphabetischer Schrift die Wirkung dieses Unterschieds nur sehr unbedeutend verspürt haben, wie in Sprachen, welche gar nicht geschrieben wurden, lange Zeit eine Menge alter Formen sich erhalten hat, während in alphabetisch geschriebenen Sprachen fast die lezten Spuren solcher alten Formen erloschen sind. Mit vollem Recht und mit deutscher Offenheit thut er aber zugleich das Geständniß: „Ich verhehle mir nicht, daß, wenn die Facta, welche ich beibringe, auch mir hinreichen mögen, um meine Ansicht zu begründen, doch Andere vielleicht diese Ansicht nicht mit mir theilen, und daß es nicht unmöglich ist, irgend einmal eine andere geltend zu machen; es handelt sich hier nur um eine auf mehr oder minder starken Gründen ruhende Ueberzeugung, und bei jedem wird man unter den Gründen, mit welchen er seine Ansicht unterstüzt, plausible finden.“

Der zweite von Herrn Schleiermacher gewonnene Preis beruht ebenfalls auf einer Stiftung des Grafen Volney. Derselbe hatte schon 1795 ein Buch geschrieben mit dem Titel: Simplification des langues orientales, ou méthode nouvelle et facile d'apprendre les langues arabe, persane et turke, avec des charactères européens. Sodann 1819: L'alfabet européen appliqué aux langues asiatiques, und wenige Monate nach seinem Tode erschien 1820 das Werk: L'hébreu simplifié par la méthode alphabétique de C. F. Volney. Das Symbolum dieses Mannes waren die Worte Augustins in der civitas dei: „Die Verschiedenheit der Sprachen ist eine Trennungsmauer unter den Menschen, und die Wirkung dieser Verschiedenheit ist so groß, daß sie die vollkommene Aehnlichkeit der Organisation, welche sie von Natur haben, völlig zu nichte macht.“ Sein

angelegentlichstes Bestreben ging demzufolge dahin, ein Alphabet zu erfinden, welches die orientalischen Sprachen in europäischen Schriftzeichen darstellte, und er erwartete von dieser Erfindung nichts Geringeres, als die engste Verbindung der beiden Welttheile, indem das neue Alphabet nicht nur dem Europäer die Erlernung der orientalischen Sprachen um ein beträchtliches erleichtern, sondern auch — wer sollte es glauben?! — dem Asiaten Europa näher rücken würde. An diesen, wir dürfen wohl sagen, kindischen Vorstellungen hing der wackere Mann mit solcher Liebe, daß er, da ihm selbst die Erfindung des harmonischen Alphabets nicht glücken wollte, einen Preis auf dieselbe aussezte, welchen die königl. französische Akademie zuzuerkennen übernahm. Und diesen Preis hat Herr Schleiermacher 1827 gewonnen. Was hat aber durch die große Erfindung des harmonischen Alphabets Europa und Asien, was hat die Wissenschaft oder das Leben gewonnen? Ist dem Europäer dadurch etwa die Erlernung der orientalischen Sprachen erleichtert? Nimmermehr! Es müßten denn zuvor die hauptsächlichsten Werke des Morgenlandes, etwa Grammatiken, Lexika, Chrestomathien in diesen Characteren gedruckt werden. Wäre aber auch dies, so wäre bloß für den Anfänger gesorgt; denn wer über die Elemente hinaus wollte, der müßte doch immer wieder die Originalschriftzeichen der betreffenden Sprachen kennen lernen, und hätte also doppelte Mühe, vorausgesezt, daß nicht die Herren Volney u. s. f. etwa auf diplomatischem Wege die Unterdrückung aller orientalischen Lettern in ganz Asien und die Einführung des Volney-Schleiermacherischen an ihre Stelle durchzusetzen wüßten. Hat aber vielleicht der Orientale von dem neuen Alphabet einen Gewinn? Er soll also die europäischen Sprachen leichter lernen, wenn er vorher gelernt hat, seine eigenen Buchstaben in ein auf orientalischen Grundlagen beruhendes Zwitteralphabet zu übersetzen, zu dessen auch nur annähernden Verständniß ihm die Kenntniß der europäischen Alphabete voraus schon erforderlich ist? Ein seltsamer Cirkel! Allerdings hat es seine Unbequemlichkeiten, wenn der Engländer orientalische Orts- und Personennamen anders schreibt als der Franzose, der Franzose anders als der Deutsche, Italiener oder Spanier. Aber es ist nun einmal nicht abzusehen, wie auch nur für diesen einzelnen Punkt der Eigennamen und nur unter den wenigen eben genannten europäischen Nationen eine Vereinigung hergestellt werden soll. Durch das Schleiermacherische Alphabet kommt diese gewiß nicht zu Stande. Denn, zum Zwecke der Bildung eines Alphabets harmonique von denselben Principien ausgehend wie Schleiermacher, würde der Engländer wieder ein ganz anderes Alphabet sich schaffen, der Franzose wieder ein anderes, der Italiener ein drittes u. s. f. Das Schleiermacherische Alphabet beruht mit einem Worte auf rein deutscher Basis, und ein Nichtdeutscher wird sich eben so leicht in eine Anzahl orientalischer Original-Alphabete einstudieren als in das Schleiermacherische harmonische. Die Idee eines solchen Universalalphabets beruht wesentlich auf dem Grundsatz, für jeden einfachen Laut auch ein besonderes einfaches Zeichen zu finden. Wie unzählig müßten nun aber bei einem vollkommenen Alphabete dieser Art die Zeichen seyn, um die verschiedenen Lautschattierungen, die Längen und Kürzen u. dgl. auch nur einer einzigen Sprache auszudrücken, und nun vollends aller Sprachen Asiens sammt dem Slavischen, dem Wallachischen, Koptischen, Aethiopischen und Amherischen, wie Herr Schleiermacher will! Ferner müßte doch wohl natürlich ein solches Alphabet vielfach angewendet, es müßte gedruckt werden. Davor aber bewahre uns der Himmel, daß in unsere ordinären Bücher dieses neue Alphabet mit seinen zahllosen Strichelchen, Häkchen, Punkten und Monstrositäten aller Art eindringe! Wozu sollte es auch helfen? Annähernd kann jede Sprache mit ihren herkömmlichen Zeichen die Laute jeder fremden ausdrücken, und wer zur Unterhaltung oder einem ähnlichen Zwecke liest, für den ist es am Ende auch gleichgültig, ob er Weschnoo oder Wischnu, Meriko oder Mechico, Vezier oder Wessier, Don Kischott oder Don Kichote ausspricht; der Gelehrte aber, dem es in solchen Dingen um Accuratesse zu thun seyn muß, wird sich auch troz des genauesten harmonischen Alphabets nie davon dispensiren können, die Originallautbezeichnungen jeder Sprache und ihre jedesmalige Landesgeltung zu erlernen. Mit einem Worte, in dem harmonischen Alphabet sehen wir nichts als einen neuen babylonischen Thurmbau, dessen aber der Herr spottet und den er am Ende, wie jenen alten mit der Sprachenverwirrung, so den neuen mit einer allgemeinen Schriftverwirrung bestrafen würde.

Das Wichtigste und Lehrreichste dieses Buches ist ohne Zweifel die barmanische und malayische Grammatik, welche herbeigezogen sind, um das harmonische Alphabet praktisch zu erläutern und zu begründen. Indeß ist der Verf., wie er sich selbst ausdrückt, weder Grammatiker noch Orientalist und will auch nicht dafür angesehen seyn. Seine Kenntnisse in diesem Felde verdankt er einzig und allein der Nothwendigkeit, in die sich ein Bibliothekar so häufig versezt sieht, eine Menge von Sprachen zum Behufe der Bücheraufstellung wenigstens oberflächlich kennen zu lernen, zu welchen sonst weder Neigung noch innerer Beruf hinführen würde.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 109.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 26. Oktober 1838.

Naturgeschichte.

1) Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände von Prof. Oken. 41—57ste Lieferung. Stuttgart, Hoffmann, 1838.

Diese Lieferungen enthalten die Fortsetzung des (nicht zuerst erschienenen) ersten Bandes, welcher die Mineralogie enthält, und des siebenten Bandes, der die Zoologie enthält. So schreitet dieses schöne Unternehmen seiner Vollendung zu. Ueber die vorhergegangenen Lieferungen haben wir seiner Zeit Bericht erstattet. Okens Verdienst um die Naturgeschichte bedarf keiner neuen Anpreisung; doch können wir nicht umhin, wiederholt auf das Charakteristische seines Systems aufmerksam zu machen, da es so sehr geeignet ist, den Laien den Eingang in die Naturwissenschaften zu erleichtern und jene Furcht zu verbannen, die man gewöhnlich vor der unüberwindlichen Menge der kennen zu lernenden Einzelheiten hegt. In der That haben die früheren Eintheilungen, namentlich die so gepriesene Linné'sche, die Uebersicht über diese Einzelheiten ungemein erschwert, und auch noch neuere Naturforscher haben ein Verdienst darin gesucht, ihrer Wissenschaft durch ausschließliches Specialisiren und durch die Schöpfung unzähliger neuer technischer Ausdrücke einen Nimbus zu verleihen, der die Laien in ehrfurchtsvoller Entfernung hält und von allem Eingehen in die Wissenschaft abschreckt. So nothwendig jenes Specialisiren ist, so muß ihm doch ein Generalisiren gegenüber stehen, wodurch es möglich wird, die Laien zu orientiren und den Schülern Muth zu machen. Man muß sie auf Höhenpunkte führen, von wo aus sie das Terrain der Naturwissenschaften im Großen übersehen, die Massen scheiden lernen. Dann erst halten sie es für möglich, auch der unzählbaren Specialitäten sich bemeistern zu können, ohne sich zu verirren, ohne schon im Anfang des unabsehligen Weges zu ermatten. Hiefür hat Oken das Meiste geleistet durch seine außerordentlich klare und consequente Gruppirung der ganzen Natur und durch den schlagenden Satz, die synthetische Einheit der Gattungen sey gleich der analytischen Einheit des Individuums, so daß es z. B. so viele Gattungen organischer Wesen geben muß, als im vollkommensten Organismus (dem Menschen) Organe enthalten sind, indem jeder Thiergattung ein vorherrschendes Organ entspricht. Dieser Grundsatz wirft plötzlich Licht in alle Dunkelheiten, die uns die Mannichfaltigkeit der Schöpfung darbietet, und er ist unwidersprechlich wahr, wenn auch allerdings bei der wissenschaftlichen Anwendung desselben auf die Erfahrung Irrthümer begangen werden können. Mit diesem Schlüssel in der Hand erschließt sich der Schüler sogleich die erhabensten und zartesten Geheimnisse der Natur und wird auf eine lebhafte Weise für das Studium derselben interessirt. Der Zusammenhang verwandter Erscheinungen wird ihm ohne Mühe klar, sein Scharfsinn wird geweckt, seinem Gedächtniß wird das Zusammentreffen vieler Dinge unter einem Gesichtspunkt erleichtert. Uebrigens hat im vorliegenden Werke Professor Oken beides mit einander verbunden, die größte Uebersichtlichkeit, Klarheit und innere Consequenz der ganzen Natureintheilung mit der umständlichsten Beschreibung der Einzelheiten.

2) Naturgeschichte der drei Reiche. Zur allgemeinen Belehrung bearbeitet von Bischoff, Blum, Bronn, v. Leonhardt, Leuckart, akad. Lehrern zu Heidelberg, und Prof. Voigt zu Jena. Mit Abbildungen. 21ste—38ste Lieferung. Stuttgart, Schweizerbart, 1836—1838.

Auch diese Sammlung schreitet rüstig vorwärts. Die neuen Lieferungen enthalten die Fortsetzungen von v. Leonhardts Geologie, von Bischoffs Botanik und von Voigts Zoologie. Die erstere ist hiermit vollendet.

In Nr. 67 des vorigen Jahrgangs dieser Blätter haben wir dieses ausgezeichnete Werk bereits näher charakterisirt. Bischoffs Botanik handelt mit der gründlichsten Ausführlichkeit von der innern Natur, von dem organischen Lebensprozeß, von den charakteristischen Eigenschaften, Produkten, Krankheiten ꝛc. der Pflanzen, als von der Hauptsache, aus welcher die Hauptgattungen der Pflanzen sich von selbst erklären, während die zahllosen Unterarten derselben als das minder Wichtige zulezt in Betrachtung kommen. Wenn irgend eine jedem so nahe liegende, jedem so erfreuliche Wissenschaft den Liebhabern erschwert worden ist, so war es die Botanik, sofern man sonst immer mit der Nomenklatur anfangen und die endlosen, den meisten unverständlichen Linné'schen Namen auswendig lernen mußte. Deßhalb sagt Herr Bischoff in der Einleitung sehr richtig: „Dem in ähnlichen Werken befolgten Herkommen entgegen, hat der Verfasser geflissentlich vermieden, die lateinischen Kunstausdrücke in den Text selbst aufzunehmen und es vorgezogen, die ganze Terminologie als Anhang, in Form eines Wörterbuches, beizugeben. Er hofft durch diese Abweichung von dem althergebrachten Gange wenigstens bei den Lesenden keinen Tadel einzuernten, da er aus Erfahrung weiß, wie störend für Viele die Menge der inclavirten lateinischen Kunstwörter und wie abschreckend für die meisten Anfänger überhaupt die Aufzählung der Terminologie in dem Contexte erscheint, da diese, auch bei der gedrängtesten Kürze des Vortrages, nie ganz von ihrer Trockenheit befreit werden kann; während nun mit Hülfe des beigefügten Wörterbuches Jeder sich selbst die Ausdrücke leicht wird erklären können, so weit es sein Wunsch oder sein Bedürfniß zum Verstehen der systematisch-beschreibenden Werke erheischt. Die genannten Werke, welche zur Erlangung einer speciellen Kenntniß der Pflanzen nothwendig sind, werden überhaupt von dem einmal hinlänglich in den verschiedenen Zweigen der allgemeinen Botanik Bewanderten leicht benuzt werden können." Um diese allgemeine Botanik allein war es dem Verfasser zu thun und er hat sie auf eine sehr anziehende Weise abgefaßt, und das Pflanzenleben in allen seinen Beziehungen klar vor Augen gestellt.

Herr Voigt hat in seiner Zoologie einen andern Weg eingeschlagen als Oken. Auch er erkennt an, daß die alten Eintheilungen zu einseitig sind, allein er tadelt an Okens Eintheilung, daß sie vom Leiblichen ausgehe, man müsse vielmehr vom Geistigen ausgehen: „Linné hatte sich absichtlich die Grenze gesezt, nichts weiteres als was die äußere Anschauung bietet, für die Charakteristik zu benutzen. Und dies war um so weiser gehandelt, als zu seiner Zeit die Zootomie noch zu weit zurück war, um sie durchgreifend anwenden zu können. Diese vollständige Anwendung war seinem Nachfolger Cuvier aufbehalten, und die darauf begründete Systemreform erschöpfte nun gewissermaßen, was die durch das Auge wahrnehmbare Gestalt zu liefern vermag. — Da aber der menschliche Forschungstrieb seiner Natur nach nicht stehen bleiben kann, so überschritt er auch bald wieder jene Formeln-Ansicht und wandte sich zur Betrachtung des Lebens, als des eigentlich Wesentlichen zurück. Man versuchte es, dieses in der Erscheinung selbst zum Begriff zu erheben, und so entstand die naturphilosophische Richtung, welche vom Körper aus zum Geiste schreitet, und in der Materie das Bild des Gesetzes erkennt. Auch für die Systematik des Thierreiches wurde diese Weise angewendet, als genetisches Verfahren, welches eine Reihe vom unvollkommensten bis zum höchsten Geschöpf hin demonstrirt. — Diese Betrachtungsart hatte, abgesehen von einigen früheren Mißgriffen, die gute Folge, daß nun die Untersuchung der Lebenserscheinungen wieder mehr Reiz gewann, auch wohl, weil man umgekehrt versuchte, daß manche bisher zu wenig beachtete Rückseite zur erneuerten Prüfung kam. Mit ihr konnte aber nun auch der lezte Schritt nicht ausbleiben, der Weg unmittelbar vom Geiste aus zu der durch ihn gebildeten Form hin. Damit erschien die Natur nun wieder im Sinne der Philosophen und Theologen, als die Erscheinung Gottes in der Welt, das des Schöpfers außer sich in seinen Werken. Hier untersucht man zuerst sich selbst, der Mensch nimmt den Menschen als Naturgegenstand, und sucht in den ihm ähnlichen Geschöpfen und so immer abwärts analoge Thätigkeiten und Kräfte wieder zu finden, die dann auf den tieferen Stufen immer entfalteter, aber auch vom allgemeinen Erdenleben wieder abhängiger bemerkt werden. — Auch unsere Schilderung hat diesen Weg eingeschlagen. Ueberzeugt, daß nur die Seele ihren Körper baue, nicht dieser jene."

Daher beginnt der Verfasser mit einer allgemeinen Darstellung des thierischen Lebens (wie Bischoff mit der Darstellung des Pflanzenlebens) und schreitet, wie von den Sinnen zu den niedern Körperfunktionen, so wieder vom Menschen zu den niedern Thieren fort. Das Resultat ist zulezt dasselbe, nämlich die erfahrungsmäßige Beschreibung und Naturgeschichte der Thiere. So sehr wir aber auch den Grundsatz anerkennen, daß die Seele den Körper baue, so scheint uns doch in Bezug auf die zoologische Methode das Verfahren Okens, der vom Leiblichen ausgeht, gerechtfertigt; denn was ist denn dieses Leibliche anderes, als die Aeußerung der Seele bei Geschöpfen, bei denen sich die Seele eben nur leiblich äußern kann? Möchte nur der Materialismus aus der Philosophie verbannt werden, in der Naturgeschichte wird er keinen Schaden stiften.

3) Naturgeschichte des Pflanzenreichs, oder Abbildung und Beschreibung der wichtigsten in- und ausländischen Pflanzen nach den besten Quellen bearbeitet von Dr. Reichenbach. 1 – 9tes Heft. Preis des Heftes mit schwarzen Abbildungen 6, mit illuminirten 12 Gr. sächs. Leipzig, Franke, 1837.

Auch Herr Reichenbach gesteht, daß die leidige Linné'sche Terminologie ihm immer docendo (wie den Schülern discendo) die größten Schwierigkeiten gemacht, und daß er sich nicht anders zu helfen gewußt habe, als seinen Schülern erst einen klaren Begriff von allen Theilen der Pflanze und von ihrem Lebensprozeß zu geben, bevor er sie die unzähligen Gattungen und Arten nach ihren natürlichen Familien unterscheiden und classificiren lehrte. Das vorliegende Werk soll diesen Unterricht nun noch in einem weitern Kreise befördern. Zuerst analysirt er die Pflanzen, beschreibt ihre Theile und fügt sogleich Abbildungen derselben bei, die Wurzeln besonders, die Blätter besonders, Staubfaden, Pistille etc. besonders, so daß man das verschiedenartigste Vorkommen desselben Pflanzentheils in einem Blick übersieht. Sodann geht er zu der Eintheilung in Gattungen über, gibt eine kurze Uebersicht über das Linné'sche und die vorzüglichsten neuern Systeme und entscheidet sich selbst für ein, dem Oken'schen nahe verwandtes und dasselbe nur modificirendes System. Er nimmt nämlich das Leben der einzelnen Pflanzen zum Eintheilungsgrund der Gattungen und unterscheidet deßfalls 1) das Vorleben im Samen, Classe I. Keimpflanzen = Pilze, II. Knospenpflanzen = Flechten. 2) Das eigenthümliche Leben außer dem Samen, im Stock, III Wurzelpflanzen = grüne Kryptogamen, IV. Stengelpflanzen = Scheidepflanzen, V. Blattpflanzen = Aperalen, in der Blüthe VI. Kelchpflanzen = Monopetalen, VII. Blumenpflanzen = kelchblüthige Polypetalen, in der Frucht VIII. Fruchtpflanzen = stielblüthige Polypetalen.

Nach dieser Eintheilung nun schreitet er von den niedern Pflanzen zu den höhern fort und gibt jedem Heft Abbildungen bei.

4) Allgemeine Naturgeschichte als philosophische und Humanitätswissenschaft für Naturforscher, Philosophen und das höher gebildete Publikum bearbeitet von Max. Perty, Prof. in Bern. Erster Band. Bern, Fischer u. Comp., 1837.

Der Verfasser leitet aus Gott, als dem Urquell aller Dinge, dreierlei Seelen her, sogenannte Stoffseelen, bloße Atome, Kraftpunkte in der Materie, die unorganischen Dinge, sodann organisirende Seelen, d. h. Pflanzen und Thiere, und endlich intelligente Seelen oder Menschen. Alle diese Seelen sind aus Gott hervorgekommen, sind Gott selbst, sofern Gott doppelt existiert, einerseits als Person, als Intelligenz, andrerseits als Weltgeist, heraustretend in eine unermeßliche Vielheit. Die Grundansicht ist nicht neu, neu ist nur der sonderbare Gedanke, die nicht organischen Dinge, Steine zum Beispiel, Stoffseelen zu nennen. Das heißt doch die Stahl'sche Theorie, die Seele baue sich erst den Leib, zu weit getrieben. Ich dächte, man ließe die Steine seelenlos bleiben, wie sie es immer waren. — Uebrigens folgt aus dem entschieden allem Materialismus widersagenden System des Verfassers eine würdige Ansicht von der Menschheit und ihrer Bestimmung, so wie auch das Werk durch seine Uebersichten über alle Zweige der Naturwissenschaft und durch die Hinweisung auf die Literatur derselben sich ein Verdienst erworben hat.

5) Naturgeschichte für das Volk. Ein Buch für Schule und Haus von J. Baumann, Prof. in Luzern. Mit 208 in den Text eingedruckten Abbildungen. Luzern, Meyer, 1837.

6) Volksnaturgeschichte der gemeinschaftlichen Beschreibung der merkwürdigsten, nützlichsten und schädlichsten Thiere, Pflanzen und Mineralien, von H. Rebau. Stuttgart, Weise, 1837.

7) Naturgeschichte für die Jugend beiderlei Geschlechts. Von demselben. Zweite Auflage. Stuttgart, Hoffmann, 1838.

Das erste dieser Werke überblickt die ganze Natur, geht von der Astronomie zur physischen Erdbeschreibung und dann zur Naturgeschichte der drei Reiche, der Mineralien, Pflanzen und Thiere über, indem es überall nur das Wichtigste kurz und klar vorträgt. Die zahlreichen recht guten Holzschnitte gereichen diesem empfehlenswerthen Handbuche besonders zur Zierde.

Rebau schreitet umgekehrt vom Menschen durch Thiere und Pflanzen zu den Mineralien fort. Bei ihm sind die Specialitäten ausführlicher compilirt. Die Abbildungen hätten zahlreicher und besser ausgeführt seyn dürfen. Denn für das Volk und die Jugend darf man so viele Gattungen und Nebenarten nicht wohl anführen, ohne sie durch treue Bilder auch anschaulich zu machen.

8) Naturlehre für die reifere Jugend. Bearbeitet von Prof. Peppe. Zweite Auflage in Einem Bande. Stuttgart, Hoffmann, 1838.

Der fleißige Verfasser hat die Naturlehre und Technologie schon so oft im Einzelnen und Ganzen

bearbeitet, daß ihm die Behandlung dieses Gegenstandes höchst geläufig geworden ist. Er ist durchaus praktisch, läßt die Theorien bei Seite und theilt das Gewisse der Erfahrung mit. Hier handelt er zuerst von den allgemeinen Eigenschaften der Körper (Ausdehnung, Porosität, Undurchdringlichkeit, Cohäsion, Theilbarkeit, Trägheit und Bewegbarkeit, Adhäsion, Attraktion, Compressibilität, Ductilität, Elasticität, Härte, Sprödigkeit, Weichheit), — dann von der Bewegung, vom Schwerpunkt und Hebel; vom Wasser, seinem Druck ꝛc.; von der Luft, dem Barometer, der Luftpumpe, dem Schall, der Wärme, Kälte, dem Thermometer; vom Licht, den Farben, der Optik; vom Feuer, vom brennbaren Gase, von der Elektricität, dem Blitzableiter, vom Galvanismus und der Voltaischen Säule, vom Magnetismus, Compaß, Elektromagnetismus und animalischem Magnetismus. Ueberall folgt der Beschreibung der Naturkraft die der Instrumente, „die man der Natur entrissen, sie selber zu besiegen.“

Deutsche Geschichte.

1) Leben der Kurfürstin Luise, geb. Prinzeß von Nassau-Oranien, Gemahlin Friedrichs Wilhelm des Großen, Kurfürsten zu Brandenburg. Treu geschichtlich dargestellt zunächst für religiöse Freundinnen vaterländischer Vorwelt von Joh. Wegführer. Leipzig, in Commission bei Melzer, 1838.

Außer daß dieses Werk mit allzuviel Salbung und Weitläufigkeit geschrieben ist, verdient es als die gründliche Biographie einer ausgezeichneten Fürstin alles Lob. Luise war die erste treue und innig geliebte Lebensgefährtin des großen Kurfürsten, noch in den Zeiten des Kampfs und der Gefahr. Im oranischen Hause, unter den Reformirten geboren, war sie sehr glaubensstark und zu religiösen Begeisterungen geneigt. Davon nur eine kleine Probe, die zugleich den Styl des Verfassers charakterisiren mag: „Nachdem sie in den Leidenswochen mitgelitten, triumphirte sie mit dem Erstandenen am Ostermorgen. Schon vor Tage pflegte sie mit ihrer Kerze zur Kirche zu eilen, um dem großen Lebensfürsten das große Opfer ihrer freudigsten Verehrung darzubringen. Ein hoher Genuß war es für sie, in die Jubellieder tausend Andächtiger mit einzustimmen; und wenn dabei ihr Lied, „Jesus, meine Zuversicht,“ mit erhabnen Tönen erschallte — o Kinder, wer konnte dann das Himmlische ihres Gefühls ermessen.“ Die Kurfürstin hat mehrere Kirchenlieder gedichtet, unter andern das berühmte „Jesus, meine Zuversicht“ und ein gar naives, worin sie Gott für die vielen Wohlthaten dankt, die er ihr als einer Fürstin gewährt:

Gott der reichthum deiner güte Dem ich alles schuldig halt, Ursacht, daß mir mein gemüthe Gegen dir für freuden wallt, Meinen wohlstand, meine zier Dank ich Vater einig dir, Da hast reichlich leib und leben Ehr und gutthat mir gegeben.

Wo sich hin mein' augen wenden, Was mein hertz bedenken kann, Da erkenn ich aller enden Was du Herr bei mir gethan. Leut und länder ehren mich, Berg und thäler neigen sich, Wild und wald sampt seinen flüssen Liegen mir zu meinen füssen.

Alles muß mein wunsch gewinnen, Alles krönt mich umb und an. Was ein mensch, vergnügter sinnen, In der welt begehren kan. Ja, du hebest mich empor Ueber meiner feinde thor, Ihre zunge muß sich schweigen Und ihr stolz sich für mir neigen.

Solche gnade will ich singen, Meine zunge soll allein, Gott, von deinem lob erklingen, Du sollst stets mein danklied seyn, Deines großen namens ruhm Ist mein bestes eigenthum. Hat mein hertz mir angefüllet, Daß mein mund auch davon quillet.

Du bist meine burg und stärke Wenn ein unfall mich betrübt: O, was große wunderwerke Hast du doch an mir verübt, Und aus lauter güte zwar. Wahrlich meiner gelben haar, Oder würd und unschuld wegen Schweb ich nicht in diesem segen.

Ich bin nichtig, asch und erde, Meiner sünden greuel macht, Daß ich für dir schamroth werde: Nehmst du zornig sie in acht, O, so müß ich nur vergehn. Endlich muß auch ich entstehn Bei, der motten fraß nicht minder Als die andern menschenkinder.

Bekanntlich starb die edle Kurfürstin sehr früh und ihre Kinder bekamen einen harten Stand unter dem Einfluß einer Stiefmutter, der Kurfürstin Dorothea, die der große Kurfürst in zweiter Ehe heirathete und die ihn in seiner Altersschwäche sogar verleiten wollte, zu Gunsten ihrer eignen Kinder Brandenburg in Stücke zu theilen.

2) Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin Dorothea Sibylla von Liegnitz und Brieg, geb. Markgräfin von Brandenburg. Nach Originalquellen bearbeitet von C. A. Schmidt. Brieg, Schwarz, 1838.

Das Leben einer nicht minder ausgezeichneten Dame. Dorothea war 1590 geboren, die Tochter des Kurfürsten Johann von Brandenburg, vermählt mit Johann Christian von Brieg, eine fromme, zugleich gebildete, ja einigermaßen gelehrte und doch höchst weibliche, immer natürliche und liebenswürdige Frau, die daher vom Volk nur „die liebe Dorel“ genannt wurde. Sie starb noch jung 1625.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 110.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 29. Oktober 1838.

Lyrische Dichtkunst.

48) Gedichte von Daniel Hirtz, Drechslermeister zu Straßburg. Mit einem Vorwort von Eduard Reuß. Mit dem Bildniß des Verfassers. Straßburg, in Commission bei Schmidt und Grucker, 1838.

Unlängst erst lasen wir in den Zeitungen, wie es einigen Pariser Stutzern, denen sich einige entartete Straßburger angeschlossen, eingefallen sey, in Straßburg die deutsche Sprache vom Theater verdrängen zu wollen. Wichtiger, aber weniger bekannt sind die neuen Verfügungen der französischen Regierung, die in den Schulen des Elsasses den Gebrauch der deutschen Sprache untersagen. In dieser Beziehung ist es von Interesse, zu vernehmen, wie das edle deutsche Blut und Gemüth sich regt und gegen diese schimpfliche Entnationalisirung sträubt. Mögen die kräftigen Worte, mit denen der Vorredner die Gedichte des Straßburger Drechslers einleitet, nicht verloren gehen. Er sagt: „Auch in unserm Straßburg blühte der Meistergesang. Zum Siege führend im Felde, geachtet im Fürstenrathe, weise ordnend im Regiment, gewichtig unter den Gelehrten, klug entscheidend im Gerichte, galt die Stimme der Straßburger auch bei den edeln Kunstverwandten der Sängerzunft. Waren sie doch von jeher den frömmsten beigezählt in der deutschen Christenheit und sprachen die kräftige Sprache, welche damals fast allein im Reiche als Dichtersprache galt! Alle Künste und Gewerbe blühten in ihrem Schooße; zwanzig Zünfte beriethen das Wohl des Vaterlandes und die bürgerliche Ordnung, und die köstliche Freiheit wohnte in ihrer Mitte. Manche Namen sind auf uns gekommen von Straßburgern die im Gesang sich die Meisterschaft errungen hatten, Friedrich Furners des Tuchscherers, Melchior Christophs des Bäckers, Martin Häschers des Schriftgießers, Paul Fischers des Kürschners, Veit Fischers und Hans Möllers der Schlosser, Hans Bechlers des Gastgebers zum Geist; und wie viele andere Namen mögen nicht untergegangen sey, ohne es mehr verdient zu haben, zu einer Zeit, wo die Noth und das Drängen der Gegenwart das Andenken der alten Geschichten verfinsterte. Die alten Zeiten sind nicht mehr; die Zunftstuben sind zu gemeinen Kneipen und Garküchen geworden; die Herren Räth und Einundzwanzig sind verstummt; die Ammeister halten keine Umfahrt mehr; die gute alte freie Reichsstadt ist nicht mehr da. Zweierlei Volk lebt nun in ihren Mauern; die alte Sprache zu reden ist fast eine Sünde geworden; etliche machen schon wälsche Verse. Aber lange zuvor waren schon die Meistersänger heimgegangen und ihre Lieder verklungen. Sie hatten die schöne Kunst treulich gepflegt, aber sie hatten ihr auch beschwerliche Fesseln angelegt; der deutsche Geist hat sich stark genug gefühlt diese Fesseln zu sprengen und die Poesie ist wieder aus einem zunftmäßigen Handwerk eine echte, freie Kunst geworden. Die Meister blieben von da an in der Werkstatt als fleißige Bürger, und ihre Hand, an Hobel und Hammer gewöhnt, begehrte nicht mehr die leichte Feder zu führen. Eine andere Freiheit ist für sie gekommen: Jeder der arbeiten will ist sein eigener Herr, und die Meisterschaft erlangt sich jezt durch die Geschicklichkeit allein, nicht mehr nach Innungsrecht und nach den Gesetzen eifersüchtiger Zunftgenossen. Da thut strenge Arbeit Noth und Eifer in der Kunst, die für Leben und Unterhalt sorgt: zu Reimerei und singendem Zeitvertreib ist wenig Muth und Muße übrig. Auch sind die alten Minnesänger wiedergekommen, die aus dem Singen und Dichten die große Kunst ihres Lebens gemacht haben, sie nicht vermählend mit bescheidener Handarbeit; die singen uns herrliche Lieder vor, von Natur und Liebe, von Ruhm und Freiheit, und unser Ohr ist verwöhnt und begehrt nicht mehr der schwächern Klänge, die nicht in gleich hohem Fluge sich erheben und

einem minder glänzenden Nachruhm entgegen gehn. Es ist daher etwas Neues, Vielen Fremdes, Manchen gewiß Willkommenes, und der Theilnahme Aller Würdiges, wenn einmal wieder ein Meistersänger auftritt von altem Schrot und Korn, dem der vor fünfhundert Jahren ersungene Ruhm der Straßburger Gilde zu Herzen gegangen ist und dem der heilige Geist der Dichtkunst Zeugniß gibt, daß er getrost vor dem Gemerke oder Meisterstuhl seiner zünftigen Mitbürger um den herkömmlichen Sängerdank der König David's Münze werben darf. Manchen lustigen Reim hat er schon gedrechselt nach der Schreibweis und andern guten Weisen, manches wohl abgemeßne Gesätz glatt abgesungen, wie die Alten sagten, manchen regelrecht geformten Stollen oder Liedervers zum minniglichen Gedichte zusammengefügt und in kunstloser Munterkeit fielen ihm allwöchentlich über der Arbeit Reime und Strophen mancherlei von Meisel und Röhr in die Späne, die er dann am Feierabend fein säuberlich auflas und feilte und glättete, und auch wohl Freunden und Gönnern auf der Herberge vorwies. Schon als zwölfjähriger Junge der Schule entnommen und zum Handwerk gethan, sind seine Lehr- und Wanderjahre auch in der edeln Reimkunst längst vorbei. In die Vaterstadt zurückgekehrt, hat er viele Jahre als Geselle gearbeitet auf der liederreichen Zunftstube in der Helenengasse, wo jeden Mittwoch und Samstag uns ein lustiges Gericht von Reimen und Räthseln geboten wird. Jetzt sagten ihm die Freunde, es wäre Zeit, daß er sich zur Meisterschaft meldete, und so kömmt er heute, von einem Jugendfreunde eingeführt, der vor fünf und zwanzig Jahren neben ihm auf der Schulbank saß, vor dem seligen Magister Lichtenberger (sein Andenken im Segen!), vor den geneigten Leser und bringt das schuldige Meisterstück mit, aus allerlei Stoff und Form gebildet, eine Zierde des Hauses, eine Lust der Augen und Herzen. Alles, was seinem bescheidnen, stillzufriednen Leben Ton und Farbe gab, ist in der vieljährigen Arbeit abgebildet: die Kinderspiele, die treue Liebe des Jünglings, die Wanderschaft, die Sehnsucht nach der Heimath, die Rückkehr, das Handwerk, dem er so sinnig die poetische Seite abzugewinnen wußte, und alle die kleinen häuslichen Begebenheiten, welche Abwechslung ins Leben bringen, das Glück mehren, und die kurzen Thränen durch treuen Erinnerungstrost abtrocknen. Auch wie der Frühling sein Gemüth aufschloß, wo der Sonntag ihn feierlich stimmte; und wie die Mähren aus Krieg und Vorzeit, und die Sagen von unsern alten Burgen ihn bewegten, und wie er des Freundes Hochzeitfest durch einen guten Spruch erheiterte, oder sein frühes Grab mit Blumen bestreute, und wie sein Busen klopfte, wann ihm die treue Hausfrau ein Knäblein oder ein Mägdlein in den Arm legte — das Alles hat er gesungen, das Alles ist hier zu sehen und zu genießen, wer ein Herz hat, für solchen Genuß empfänglich und offen, und nicht nach der Tabulatur oder Zunftregel einer fremden Sippschaft richten will. Auch nicht bloß in der Sprache der jetzigen großen Minnesinger hat er sich versucht, welche gar fein klingt, aber auf der Herberge nicht viel gebräuchlich ist; auch die alte treuherzige Rede der frühesten oberrheinischen Meistersänger ist ihm mundrecht und gefügig gewesen, die Sprache in der der Stättmeister Jakob Sturm von Sturmeck mit Kaiser Karl dem Fünften unterhandelte, und welcher das vielbewunderte Meisterstück unsers Arnold ein unverbrüchliches Bürgerrecht in unsrer Literatur erworben hat. Denn nicht gemein und ungeberdig ist die Sprache des gemeinen Mannes, wenn sie nur edle und zarte Sitte nicht beleidigt, und so ungebildet sie scheint, so wird sie bildsam und wohllautend in dem Munde des tüchtigen Meisters. Und so tritt denn unser Sänger bescheiden und zutrauensvoll vor diejenigen seiner Mitbürger, welchen unser altes deutsches Wesen noch werth geblieben ist und erwartet, daß die Meister der Zunft ein Gericht niedersetzen, zu entscheiden, ob ihm Kranz, Münze und Meisterschaft gebühren, um welche er zu werben kömmt. Vier Meister saßen vordem an geweihter Stätte im Gemerke, wie sie's hießen, wann beim Singfest Lob und Dank zuerkannt wurden. Der erste hatte das Bibelbuch vor sich, um zu sehen, ob die gesungene Geschichte nach den Worten der heiligen Schrift erzählt sey; der zweite achtete auf das Versmaaß und die richtige Ordnung der Gesätze und Stollen; der dritte horchte, ob der Reim klappte, und ob die stumpfen und klingenden Reime ordentlich abwechselten; der vierte endlich folgte mit achtsamem Ohre der Melodie und war ein Richter des Gesangs. Und wenn Alles gut bestellt war und die Probe nach allen Satzungen geleistet, so nahmen sie den Sänger zum Meister auf in der Zunft, und gaben ihm das Recht sich einen solchen zu nennen und Lehrlinge zu bilden. Also mögen auch heute vier Merker seyn und die Prüfung abhalten über die Liederkunst des Drechslermeisters vom Schiffleutstaden, und darauf sollen sie merken bei der Prüfung: Der erste soll merken, ob in den Gesängen christliche Zucht und Sitte gewahrt ist. Nicht alle Stücke in diesem Buche sind geistlich, aber wir wissen, daß alles was ein Dichter singen mag, mit frommem, züchtigem Sinn gesagt seyn soll, und dabei Gottes und seines Wortes nicht vergessen werden darf. Der Meistersänger, ein Erbe biedrer Väter, hat darauf vor allem zu achten. Sein Buch ist für Viele, vor allen aber für seine Standesgenossen geschrieben; diese müssen es lieben, weil es aus ihrer Mitte hervorgegangen ist; sie müssen es ihren Weibern und Töchtern

geben können, zur Unterhaltung und Bildung, damit sie nicht nach der schädlichen Frucht verlangen, die von einer schlechten Zunft ausgeht. Wenn der deutsche fromme Sinn uns überall ersterben will, und von fremder Feinheit und Schlechtigkeit überwunden wird, so ist die Pflicht des Meistersängers, ihn anzufachen und zu erhalten. Der zweite soll merken, ob in den Gesängen Herzlichkeit und Wahrheit ist. Mancher schmiedet Reime so viel er mag, und hat für jede Hochzeit und jeden Todesfall ein paar Dutzende in Bereitschaft; wähnt auch ein Meister zu seyn, weil es Mittel und Wege gibt, alles drucken zu lassen, was Füße hat, und weil, seit die Zünfte gesetzlich aufgehoben sind, auch die Pfuscher diesen Namen tragen dürfen. Darum prüfet, ob's diesem vom Herzen kam, ob er wußte was er schrieb, ob er, nach sechstägiger saurer Arbeit, in der Kirche und im großen Tempel Gottes, den wir die Natur nennen, mit ganzer Seele empfand, daß alles heilige Gefühl im Menschen ein Dichten sey, und darum auch alles wahre Dichten ein heiliges; prüfet, ob er geliebt, geweint, geahnt, genossen hat, also daß er davon singen darf, ohne sich zu schämen, oder ob es nur schale Copie und Zerrbild fremder Gefühle ist, was er euch zu lesen gibt. Der dritte soll merken, ob in den Gesängen nichts gegen Gesetz und Obrigkeit ist. Die Unzufriedenheit mit der bestehenden Ordnung der Dinge ist eine gemeine Krankheit, eine böse Sucht geworden, und die Meisten suchen die Wurzel des Uebels am unrechten Orte. Statt zu bedenken, daß, seit Straßburg keine freie Stadt mehr ist mit ihrem eignen Regiment, nie größere Freiheit war als eben zu dieser Frist, lassen Viele sich irre führen durch ehrgeizige Schreier, die aus eigennützigen Absichten Unfriede säen. Solche Unart, die bei den Einen Handwerk, bei den Andern unbewußte Gewohnheit ist, ist dem wahren Dichter fremd, und dem reichsstädtischen Meistersänger zuwider. Statt sich mit lächerlichen Julíseufzern zu zieren, paart er Freiheitsliebe mit treuer Achtung des Gesetzes, und je mehr er sich als Bürger fühlt, desto besser weiß er, daß noch kein Gesetz aufgekommen ist, das ihn hinderte, seine Pflicht zu thun. Der vierte endlich soll merken, ob in den Gesängen ein deutscher Sinn und Muth wohnt. Wir reden deutsch (das Wort hat Anklang gefunden!) heißt ja nicht bloß, daß wir unsere Muttersprache nicht abschwören wollen, sondern es heißt, daß wir in unserer ganzen Art und Sitte, in unserm Glauben, Wollen und Thun deutsche Kraft und Treue, deutschen Ernst und Gemeingeist, deutsche Uneigennützigkeit und Gemüthlichkeit bewahren und als ein heiliges Gut auf unsere Kinder vererben wollen. Das ist unser Patriotismus! Auf beiden Rheinufern wohnt für uns nur ein Volk; Schlachten und Welthändel können es zersplittern und durch Zollhäuser und Schlagbäume trennen, aber die Herzen scheiden sie nicht. Unser Gegner ist nur wer, unseres Ursprungs vergessend, um des eitlen Flitterstaats Napoleonischer Lorbeern willen, noch jetzt im Liede die eiserne Ruthe küßt; unser Todfeind ist wer eine frevelnde Hand an das Heiligthum unserer Nationalität legt. Unsere Meistersänger müssen die Wurzel der wahren Freiheit in unserer Deutschheit zu finden wissen.“ —

Die Gedichte des Drechslers selbst sind in der That anspruchslose Klänge, wie aus der guten alten Zeit des Meistersangs, da die Drechsler neben andern Dingen auch Verse drechselten, und der Hauch von höherer moderner Bildung, der nur leise über ihnen schwebt, verfälscht ihren Charakter keineswegs. Der Dichter versteigt sich in keine Sphäre, die ihm fremd wäre. Er besingt zuerst in einem großen Gedicht sein eigenes Handwerk und die Mannichfaltigkeit von Schöpfungen, die unter der formenden Hand des Drechslers hervorgehen, gibt ihm Anlaß, Betrachtungen über den ganzen Stufengang des Lebens daran anzuknüpfen:

> Des Drechslers vielgestaltend Treiben,
> Es soll nicht unbesungen bleiben,
> Auch ihm gebühret wohl ein Lied.
> Was Drechslers Hände künstlich formen,
> Nach Phantasie, nach festen Normen,
> Mit uns durch's ganze Leben zieht.
>
> Von enger Wiege bis zum Grabe,
> Begleiter uns des Drechslers Gabe,
> In gar verschiedener Gestalt.

Diese werden nun nach einander gar künstlich ins Gedicht verflochten, so daß wir in einer sinnigen Auffassung des menschlichen Lebens zugleich eine vollkommene Uebersicht über alles erhalten, was in der Drechslerwerkstatt vorkommt. Ferner besingt der Dichter bürgerliche Feste und beliebte Lokalitäten Straßburgs. Darin herrscht noch immer ein altreichsstädtischer Ton, z. B. in dem Gedicht am Fest der h. drei Könige, gefeiert im Gasthof zu den drei Königen:

> Treugesinnte Abendgäste
> Bringen diesen grünen Strauß,
> Zum erlebten Namensfeste
> Den drei Königen in's Haus.
>
> Süß, von Zucker, schön bemalet,
> Prangt daran der Kön'ge Bild,
> Deren Auge freudig strahlet,
> Huldvoll lächelt, gnädig, mild ꝛc.

Daß dies Herrscherhaus bestehet
Fort und fort in Lust und Kraft;
Dankbar seinen Ruhm erhöhet
Straßburgs wackre Bürgerschaft!

Ausgezeichnete Bürger ehrt der Dichter noch im Grabe, so den biedern Sänger Ehrenfried Stöber:

Fest steht der Deutstein! — Dauernd, fest und enge
Sey der Elsaßen brüderliches Band!
Der Muttersprache kühne Hochgesänge
Sie finden Anklang, deutschen Liedes Klänge
Verhallen nimmer an der Ill'sa Strand!
Und unsres Stöber's vaterländ'sche Lieder,
Sie schallen fort und finden treue Hüter!

In Erinnerungen aus der Kinderzeit malt er uns manch heitres Bild aus:

Der breite Thurm, mit spitzbekröntem Dache,
Hebt noch, wie damals, stattlich sich empor,
Den offnen Rachen des gigant'schen Leuen
Sieht man noch fürchterlich hernieder dräuen.

Mag Zittern er und Angst und Grau'n erwecken,
Die Vöglein fürchten seine Zähne nicht,
Sperlinge still im offnen Schlunde hecken,
Im dunkeln Rachen, fern vom Sonnenlicht.
Und Knaben oft zum Ziele sich ihn stecken,
Sie schleudern kundig drein des Steins Gewicht;
Scheu, aufgeschreckt das Sperlingheer entfliehet,
Fruchtlos ihr Zorn in lautem Schrei'n erglühet.

Die Tafel hier, die steinerne, belehret
Daß Geiz und Bosheit nimmer Gutes schafft;
Gott ist barmherzig! seine Güte währet
In Ewigkeit, groß, groß ist seine Kraft!
Bei „Königshofen" Feuerswuth verzehret
Der Ernte Zehnten, so ward Geiz bestraft,
Der Pfaffen Geiz, die Ladung nicht gereichet,
Nicht gütig sich dem Schnittervolk bezeiget. *

* Im Jahr 1418 steckten Bauern von Königshofen den Zehnten in Brand, der den Stiftsherrn von St. Thomas zufallen sollte, aus Rache, weil dieses Jahr die Stiftsherrn es unterließen, den Schnittern die gewöhnliche Spende an Brod und Wein zu geben. Zum Andenken wurde am Weissenthurmthor eine steinerne Tafel eingemauert, mit folgender Inschrift:

Gottes Barmherzigkeit,
Der Pfaffen Gütigkeit,
Und der Bauern Bosheit,
Ergründet niemand in Ewigkeit!
1418.

Natürlich konnte der Dom, das erhabene Denkmal deutscher Baukunst, von unserm Dichter nicht unbesungen bleiben. Er preist ihn mit deutschem Stolze:

O, wie so schön hier oben
Im alternden Gestein,
Von Meisterhand gehoben
In Aether hoch hinein.

Einst unbehauen lagen
Dort in des Kronthal's Kluft,
Die Felsen, die hier ragen
So künstlich in die Luft.

Wie sich die Bogen runden,
Wie schlank die Thürmlein steh'n,
Von Blättern fest umwunden,
Wie bist du, Münster, schön!

Kennt ihr den kühnen Meister,
Der dieses Werk erdacht?
Erwin von Steinbach heißt er,
Er, er hat es vollbracht!

An jenes Berges Fuße
Trat still er in die Welt,
Kam her mit deutschem Gruße,
Baut' Straßburgs Steingezelt.

Nun steht schon manch Jahrhundert
Das hohe Felsenhaus,
Gepriesen und bewundert,
Schaut kühn und stolz hinaus.

Grüßt Badens schöne Gauen,
Des Schwarzwalds dunkeln Kranz,
Und grüßt Alsatiens Auen,
Das weite Rheinthal ganz!

Nicht Grenzen sollten scheiden
Dies biedre Volk, dies Land;
Fürwahr! 's wär zu beneiden
Umschläng's ein festes Band!

Verwächst zu einem Stamme
Dies Volk einst und dies Thal,
Glüht eine Freudenflamme
Auf Erwin's Ehrenmal!

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 111.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 2. November 1838.

Lyrische Dichtkunst.

48) Gedichte von Daniel Hirtz, Drechslermeister zu Straßburg. Mit einem Vorwort von Eduard Reuß. Mit dem Bildniß des Verfassers. Straßburg, in Commission bei Schmidt und Grucker, 1838.

(Schluß.)

Auch die schöne Umgegend Straßburgs veranlaßt den Dichter zu einem reizenden Landschaftsgemälde:

> Dort, hinter Schwarzwalds dunkeln Riesenbäumen
> Taucht sanft empor Aurorens goldner Glanz;
> In weiter Schöpfung jugendlichen Räumen
> Grünt wundersam des Frühlings farb'ger Kranz!
>
> Hoch ragt empor aus Straßburgs trauter Mitte
> Des alten Münsters riesige Gestalt!
> Der freien Ahnen schlichte, biedre Sitte
> Im Glockenton bedeutsam niederhallt!
>
> O Vaterstadt! Entzücken mich durchbebet,
> Wenn auf dir weilt, in edelm Stolz, mein Blick;
> Und höher sich der treue Busen hebet
> Strahlt mir der Väter schöne Zeit zurück!

Auch Sagen der Umg'gend und interessante kleine Ereignisse in Romanzenform. Wie viel Musik der schlichte Meister oft in seine Verse zu legen weiß, mögen die folgenden beweisen:

> Durch des Bergwalds dunkle Gänge
> Schritt ein Wandersmann,
> Plötzlich tönen Jammerklänge
> Dumpf zu ihm heran.
> Horchend hemmt er seine Schritte;
> Nah' die Klage schallt.
> Mägdlein, schwach, mit schwankem Tritte
> Ihm entgegen wallt.
>
> Was weinst du so frühe und jammerst so sehr?
> O sage, du trauernde Kleine:
> Drückt Kummer und Sorge dein Herzchen so schwer?
> Hast du dich verirret im Haine?
> Vertraue mir, Mägdlein, eröffne dein Herz,
> Ich heile, ists möglich, den lastenden Schmerz ꝛc.

Die übrigen Gedichte sind meist aus Gelegenheit von Familienfreuden oder Trauer entstanden, oder an Freunde und Freundinnen gerichtet. In allen verräth sich eine zartfühlende, theilnehmende Seele, ein echt deutsches Gemüth.

Eigenthümlich sind die kleinen epigrammatischen Verse, zu denen der Dichter durch die Lektüre Jean Pauls veranlaßt wurde.

> Wie schön! nicht nur das Kind
> Wiegt leicht man in den Armen,
> Die Todtenwiege auch
> Kann an der Brust erwarmen!

Es lag wohl nahe, daß dieser schöne Gedanke Jean Pauls einem Drechsler gefallen mußte. Andere Verse dieser Art sind:

> Viele Blumen sich erschließen,
> Wenn auf sie die Sonne glüht;
> Eine nur kann sie nicht missen,
> Immerfort zu ihr sie's zieht!
> Herz, sey diese Sonnenblume,
> Nicht bloß offen sey dem Gott!
> Folg' ihm, leb' zu seinem Ruhme,
> Thue, was er dir gebot!
>
> * * *
>
> In des Kirchleins trauten Räumen,
> Flattert lustig er herum;
> Störet nicht sein selig Träumen,
> Duldet ihn im Heiligthum.

Ob er reget hier die Schwingen,
Ob im Tempel der Natur;
Wird er Lob dem Schöpfer bringen,
Predigen der Allmacht Spur!

Zulezt theilt der Dichter noch mehrere Gedichte in Straßburger Mundart mit, meist komischen Inhalts.

Naturwissenschaften.

1) Reden und Vorträge über Gegenstände aus dem Gebiete der Naturforschung. Von Karl Fr. Ph. v. Martius. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1838.

Fest- und Gelegenheitsreden des berühmten Martius, vorzüglich aus Anlaß des Linnäusfestes, daher auch in den meisten dieser Reden von Linné und von der Botanik gehandelt wird. Die interessantesten Abhandlungen sind in dieser Beziehung die über die Metamorphose der Pflanzen, über die Seele und über die Unsterblichkeit der Pflanzen. Der leztere Ausdruck wird Anstoß geben. Herr von Martius faßt die Sache folgendermaßen wahrhaft poetisch auf: „Ich habe die Pflanzen in der größern Hälfte meines Lebens zur Umgebung gehabt. Oft waren sie meine einzigen Freunde und Vertrauten. In dem tiefen Dunkel des brasilianischen Urwaldes, wo das Rauschen und Wallen unerreichbar hoher Wipfel tönet wie ein ahnungsschweres Wort der Gottheit, war ich oft verloren zwischen den uralten Riesen der grünen Wildniß. In den unübersehbaren Grasfluren, welche sich dort um den einsamen Wanderer wie ein Meer ausdehnen, war ich manche Stunde der Nacht allein mit den Gräsern und Kräutern zu meinen Füßen. Wenn der ätherische Mond und die glänzenden Sterne des südlichen Firmamentes in diesem lautlosen Ocean von Pflanzenleben vor mir auf- und untergiengen, waren die Pflanzen die einzigen Zeugen meiner stillen Thätigkeit in jenen ambrosischen Nächten. So wie aber dort der Glanz des Mondes reiner, das Feuer der Gestirne herrlicher ist, als bei uns, so schien es auch, daß die Gewächse um mich her in jenen Stunden der Beschaulichkeit vernehmlicher zu mir redeten. Vergeblich würde ich mich bemühen, Ihnen die Magie jener unvergeßlichen Eindrücke, die Stärke der Gefühle, die Innigkeit der Ueberzeugungen zu schildern, welche sich daraus in mir entwickelten. Und unter so Manchem, was mir damals aus dem stummen Munde des Gewächsreiches vertraut wurde, tritt mir noch jezt in der Erinnerung glänzend und feurig das Wort hervor, welches sie redeten: Siehe, Mensch, dein Loos ist Unsterblichkeit. Anfänglich war es die Zauberei der Nacht, der ahnungsreiche Anblick zahlloser Sterne des südlichen Himmels, was meine Seele in die Fluth einer sanften Schwärmerei hinriß, und sie empfänglich machte, einen früher unvernommenen Naturlaut zu hören, welchen das Gewächsreich, um mich her das einzig Beseelte, von sich zu geben schien. Als aber die Eindrücke öfter kamen, und dennoch jene wunderbare Mischung von Empfindung und Gedanke immer lauter in mir ward, welche, ins Bewußtseyn tretend, stets wiederholte: du bist unsterblich, — da begann ich weiter nachzudenken, und glaubte nun, jener erhebende beruhigende Gedanke sey nicht bloß das Resultat einer magischen Wirkung von Naturkräften, er sey vielmehr eine ins Bewußtseyn hervorgebrochene Ueberzeugung, die sich zuerst gleichsam in der träumerischen Hälfte meiner Psyche entwickelt, und nach und nach im Geiste ausgebildet habe. Die Pflanze ist belebt: ihre Theile bedingen sich wechselweise, wirken zu dem gemeinschaftlichen Zwecke des Daseyns, des Bestehens zusammen. Die Pflanze ist organisch, theilgliedrig, periodisch und rhythmisch in ihren Lebensbewegungen. Doch, sie ist noch mehr, sie ist auch beseelt. Auch die Pflanze hat eine Wirksamkeit, die über die Gegenwart hinausreicht. Sie verfolgt ein fernes Ziel, und zwar nicht bloß leidend, automatisch, wie etwa die Bewegungen des aufgezogenen Uhrwerkes ihrem Ende zugeführt werden, sondern sie strebt demselben selbstthätig mit einer gewissen Freiheit in der Wahl ihrer Mittel, mit einem beharrlichen, gleichsam überlegten Eifer entgegen. Sie sucht sich selbst zu erhalten, sie sezt sich der Außenwelt gegenüber, sie bekämpft und besiegt das außer ihr liegende Materielle, um es sich anzueignen. Sie wächst und vermehrt sich durch diese Aneignung, welche sie nicht blindlings, sondern mit einer gewissen Auswahl und Sorgfalt vornimmt und ausführt. Sie vermittelt endlich in diesem beständigen, sich immer erneuernden Conflicte nicht bloß die materielle Vergrößerung ihres Leibes, sondern sie sorgt für Etwas, das noch nicht existirt, für ein ihr Gleiches, das erst kommen soll, für eine Nachkommenschaft. Sie bereitet dieses lezte Erzeugniß ihrer vielseitigen, lebendigen Thätigkeiten mit großer Selbstständigkeit, Consequenz und Zweckmäßigkeit vor, bildet es unter großer Vollkommenheit der Verrichtungen aus, und knüpft so, mit einer stillen, geheimnißvollen Vorsicht, die Gegenwart an eine ferne Zukunft. — Nur ein gradueller Unterschied tritt demnach hervor zwischen der unbekannten Einheit, welche alle jene Thätigkeiten beherrscht, und beim Menschen seine Seele genannt wird, und der dieser Seele analogen spontanen Kraft, welche das Gewächs in seinem ganzen Leben thätig zeigt. Ja, sofern es für die Pflanze, wie für das Thier, eine gewisse Ausdehnung des Kreises von Möglichkeiten und eine Beschränkung der Nothwendigkeiten

gibt, dürfen wir nicht sagen, die Pflanze genieße einer gewissen Freiheit im leiblichen Leben? und läßt sich diese physische Freiheit denken ohne eine Seele, d. h. ohne bedingende Kräfte, die über der Leiblichkeit stehen, sie beherrschen, ordnen und veredeln?"

Schon glauben wir, hingerissen von dieser liebenswürdigen Sophistik, am Ende werde wirklich die Unsterblichkeit der Pflanze bewiesen werden. Allein Herr von Martius lenkt zur rechten Zeit ein, daß zwar von einer Unsterblichkeit der Individuen bei den Pflanzen keine Rede seyn könne, daß aber jede Gattung (gleichsam als ein Individuum) unsterblich sey.

Der Gegenstand der Schlußrede „Anforderungen der Zeit an den Naturforscher" hätte sich wohl etwas weiter ausführen lassen.

2) Die Wasserwelt oder das Meer und die Schifffahrt im ganzen Umfange. Zur Belehrung der reifern Jugend und zum Unterricht für Jedermann, von T. F. M. Richter, Verfasser der Reisen zu Wasser und zu Lande. Mit Seekarten und Abbildungen. Zwei Bände. Dresden und Leipzig, Arnold, 1837.

Erst unlängst zeigten wir ein ähnliches Werk an (das Meer von Zimmermann). Herr Richter, durch seine Reisebeschreibungen bekannt, handelt im ersten Bande ebenfalls vom Meere, von dessen physischen und chemischen Eigenschaften und Erzeugnissen. Da werden zuerst Tiefe, Ufer, Beschaffenheit und Farbe des Wassers, das Leuchten, Ausdünsten, Gefrieren, die Temperatur, die Wellen, Ebbe und Fluth, die Strömungen, Strudel, Stürme, Wasserhosen rc. im Allgemeinen und dann die einzelnen Meere nach ihrer Besonderheit und endlich die Thiere, Pflanzen und Mineralien des Meeres besprochen, wobei der Verfasser die bisherigen Erfahrungen und Forschungen compilirt. Im zweiten Bande handelt er insbesondere von dem Bau und der Einrichtung der Schiffe, ihm, als einem erfahrenen Seereisenden, ein Lieblingsthema. Sehr zweckmäßig beginnt er diesen Theil mit einer Geschichte des Schiffbaues von seinen rohen Anfängen bei den Wilden an, von seinen Verbesserungen im Alterthum und Mittelalter bis zu seiner heutigen Vollendung.

Erwiederung.

Der Herr Recensent meiner Schrift über Freimaurerei in Nr. 99 des Literaturblattes theilt alle Veröffentlichungen über Freimaurerei in solche, die aus wirklicher Ueberzeugung, und in solche, die zur absichtlichen Irreleitung geschrieben sind. Meine Schrift rechnet er zur ersten Art; seine Beurtheilung muß ich leider zur zweiten Art zählen, denn sie selbst ist weder eine Kritik, noch ist Herr B. H. H. „ein alter, mit allen Systemen vertrauter und eifriger Maurer."

Die, von der sogenannten Beurtheilung auch nicht im entferntesten berührten, Resultate meiner Schrift sind folgende:

„Der Zweck, und somit die Grundidee, der Freimaurerei ist die Beförderung der Humanität, d. h. die harmonische Darstellung von Religion, Kunst, und Staatsleben. Die Harmonie dieser drei Grundformen der Vernunft wird durch eine und dieselbe in ihnen waltende Geisteskraft, durch das reine Christenthum, hervorgebracht. Alle Einheit der Geisteskraft entwickelt sich aus kräftigen, aber Anfangs einseitigen Handlungen im äußeren Leben. Die kräftigsten Erscheinungen des Christenthums im Mittelalter waren die Benediktinerklöster für das religiöse, die Baukorporationen für das künstlerische, die Tempelherren für das politische Leben. Diese Verkörperungen der weltgeschichtlichen Geisteskraft sind allmählig in einander übergegangen. Ihr organisches Produkt ist die Freimaurerei. Falsche und trübende Tendenzen von hierarchischer und dynastischer Art, haben sich im vorigen Jahrhundert hineingeschlichen. Geschichte und Grundidee sind dadurch verworren, die Entwickelung einer gemäßen Verfassung verkümmert worden. Seit Anfang dieses Jahrhunderts reinigt sich die Maurerei von den fremdartigen Zusätzen. Dadurch wird ihre Geschichte und Grundidee bedeutsamer und einfacher zugleich. Die Verfassung wird, statt einer von aussen her aufgedrungenen Form, zu einer Lebensgestalt der innern Lebenskraft. Dies gilt insbesondere von der Deutschen und Schweizer Maurerei. Als weltgeschichtliches Produkt hat sie das Recht und die Pflicht, thätig einzugreifen in die Bildungen der Gegenwart, ihren Kampf zu mildern, das emporkommende Bessere zu fördern."

Wenn Herr B. H. H. trotz der selbstbehaupteten Schwierigkeit einer Geschichte der Freimaurerei, dennoch in sechs Zeilen eine solche geben will, so muß er mir das gleiche Recht für mein Buch zugestehen. Meine Darstellung will eine pragmatische Uebersicht seyn, welche die historisch wirkende Idee des Christenthums in ihren Verkörperungen darstellt. Darin liegt der innere Zusammenhang, den er vermissen will. Darin liegt aber auch der Grund, viel unnützes Material, das den falschen Tendenzen angehört, zur Seite zu lassen. Glaubt z. B. Herr B. H. H., es sey nöthig, über Zweifelhaftigkeit und Eigenmächtigkeit der beiden Berliner Großlogen zu sprechen, so trete er seines Orts frei und muthig auf; zu meiner kurzen pragmatischen Uebersicht gehört

das nicht. Was er das Schisma der französischen Maurerei nennt, sind mir so sinn- und anstandslose Zänkereien, daß ich sie eben so wenig zur Geschichte der Maurerei zählen kann, als Jemand Religion betreffende Zänkereien in den Irrenhäusern zur Kirchengeschichte rechnen wird. Wer übrigens ein Interesse daran hätte, fände sie authentischer in der „Histoire de la fondation du Grand. O. de France. Paris, chez. P. Dufort 1812“ und in „Motifs du Traité d'union avec les Directoires écossais!“

Zweifelt Herr B. H. H. an der Zusammenwirkung Johnson's und Hundt's, so möge er in der „Encyclopädie der Freimaurerei 1824“ den Artikel „Johnsohn“ nachsehen, und sich an der Wiederlegung der dort angeführten Schriften und Stellen versuchen. Was Feßler anbetrifft, so ist derselbe in meiner Schrift durchaus ehrenvoll, sein Jesuitismus nur beiläufig erwähnt. Eben so gut hätte dort (pag. 261) stehen können: „Ein zum Protestantismus übergetretener Kapuziner.“ Daß aber Feßler in zwei Kapuzinerklöstern als Mönch gelebt, und seiner Zeit allgemein für einen Jesuiten galt, kann in vielen Werken, und selbst im gewöhnlichen Conversationslexikon gefunden werden.

Der Recensent spricht auch das Wort „Quellenforschung“ aus. Ob er einen, und welchen, Sinn mit dem Worte „Quelle“ verbindet, weiß ich nicht. Für mich haben die drei ältesten Kunsturkunden Quellenwerth. Für ihn wahrscheinlich nicht, denn das wäre mit seiner Vorliebe für die stricte Observanz unvereinbar.

Die Ausdrücke: „Modephilosophie“ „verhegeln“ „verherbarten“ sind eben nur eines Modekritikers würdig, der statt der Gründe und Beweise dergleichen meint gebrauchen zu können. Uebrigens läßt sich von einer innigen Durchdringung der Religion, Kunst und des Staatslebens nicht anders, als auf philosophische Weise denken und sprechen. Wer es nicht versteht, kann es ungelesen, muß es aber auch unbeurtheilt lassen.

Die Verfassung weicht durchaus nicht so weit von der Wirklichkeit ab, als Herr B. H. H. meint. Er beliebe nur Feßler's allgemeines Maurer- und Logenrecht (F. sämmtl. W. Berlin 1801) damit zu vergleichen. Wem indessen eine Mumienhülle lieber ist, als eine kräftige Lebensgestalt, und wer einen langen Winterschlaf für das Höchste hält, dem bleiben ja die Sarkophage der stricten Observanz ungestört offen stehen. Die bewegte Gegenwart wird nichts von ihm verlangen; aber er verlange dann auch nicht von ihr, daß sie seinetwegen stille stehe.

Der Herr Recensent nennt sich einen alten, mit allen Systemen vertrauten, eifrigen Maurer. Dafür sprechen die drei Buchstaben B. H. H. nicht, dagegen aber sprechen folgende Gründe:

Ein Maurer würde, einem Maurer gegenüber, mit Namensunterschrift, am wohlbekannten Orte, mit Würde und Anstand und Gründen, die Sache besprochen haben, und Nichts so sehr vermeiden, als an Krauses Unglück zu erinnern. Ein alter Maurer würde zu seinem Zwecke angemessene Mittel wählen, also zu einer „förmlichen Verwahrung“ seinen Namen unterzeichnen. Ein mit allen Systemen vertrauter Maurer würde sich wohl gehütet haben, eine ganze Loge zum Kampfe herauszufordern. Ein eifriger Maurer endlich würde sich darüber freuen, daß ein unabhängiger Mann, im freien Lande Gesinnung, Muth und Stellung hat, um seines Orts das für die Maurerei zu sagen, was sich an vielen andern Orten freilich nicht sagen ließe. Statt dessen aber verwahrt Herr B. H. H. sich und seine vielen (?) gleichdenkenden Brüder förmlich gegen eine Gefahr, die sich noch nirgendwo her zeigt, und da ihn noch Niemand um seine Meinung gefragt hat. Mag das Buch enthalten was es will, so ist es doch erst seit vier Wochen im Buchhandel, also unmöglich schon die Veranlassung gewesen, Jemandes Stellung zu gefährden. Oder soll etwa erst die Gefahr herbeigerufen werden? — Ist jene unmotivirte Protestation natürliche Furchtsamkeit, so kann man Herrn B. H. H. nur mitleidig lächelnd rathen, sich aller Theilnahme an dem bevorstehenden Kampfe zu enthalten. Ist aber jene Verwahrung die Maske einer Insinuation, so genügt es für jezt zu versichern, daß ich und die mir gleichdenkenden Brüder an Freiheit und Lebenskampf gewöhnt sind, und sich förmlich gegen die Brüderschaft und Theilnahme eines Mannes verwahren, der solche Charakterschwäche, als Natur oder Maske, in der Weise der gegebenen Beurtheilung zur Schau trägt.

Zürich, den 15. Okt. 1838.

Eduard Bobrik.

* * *

Der Verfasser der Kritik überläßt mit Ruhe der Beurtheilung Aller, welche die Schrift des Hrn. B. und die Kritik in diesen Blättern gelesen haben, und entweder Freimaurer sind, oder durch Jene der Freimaurerei zugeführt werden, auf welcher Seite Recht, Klarheit und guter Glaube seye. Er gibt gerne zu, daß seine Begriffe von geschichtlicher Evidenz, von maurerischer Verschwiegenheit, von geräuschloser Thätigkeit altmodisch seyn mögen. Darum, und weil es sich hier um Schrift und Beurtheilung und nicht um Namen handelt, wird er sich nicht nennen, und von seiner Seite nichts weiter zu Fortspinnung eines Streits beitragen, welcher vermieden worden wäre, wenn Hr. B. seine Schrift als Handschrift für Brüder hätte erscheinen lassen.

B. H. H.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 112.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 5. November 1838.

Alterthumskunde.

1) Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten, von Dr. Eduard Müller. Breslau, Max und Comp. Erster Theil 1834. VI u. 235. Zweiter 1837. VIII und 448 S. gr. 8.

Eine Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten, von Homeros an bis in's dritte Jahrhundert nach Christi Geburt, war schon längst höchst wünschenswerth. Wir können es dem Verfasser, welcher mit dem Alterthum sehr vertraut und in jeder Hinsicht geeignet war, sich der schwierigen Aufgabe zu unterziehen, nur Dank wissen, daß er seinem Werke die eben bezeichnete Ausdehnung gegeben hat. Wer blos die Ansichten der Philosophen von der Kunst kennt, ist noch keineswegs im Besitz einer vollständigen Kenntniß der verschiedenen Ansichten, welche das Alterthum von der Kunst hatte. Natürlich kann aber eine Geschichte der Kunstlehre der Alten nur das enthalten, was diese über die Kunst gelehrt, nicht, was sie überhaupt von ihr gewußt, geahnet und gefühlt haben. Diese Kunstweisheit hat noch tiefere Geheimnisse, Geheimnisse, welche die Kunstwerke der Alten, nicht ihre Theorie, dem tieferen Blicke offenbaren; sie vollständig ergründen zu können, wer sollte sich dessen vermessen? Wer sollte jene verborgene Kunstlehre der Alten, deren Erforschung des Schweißes noch manches Edlen werth ist, schon jetzt an's Licht fördern zu können, dreist zu behaupten wagen, wer sollte den erhabenen Bau dieser schweigenden Kunstlehre jetzt schon emporzuführen unternehmen?

Ferner enthält die Kunstlehre der Alten auch nicht die Gesammtheit alles dessen, was die Alten über die Kunst ausgesprochen haben. Nur die Lehren und Ansichten, die auf allgemeineren ästhetischen Principien ruhen, die im wissenschaftlichen Zusammenhange uns vorgelegt werden, oder doch im Geiste ihres Urhebers oder der Zeit, die sie hervorgerufen hat, einem größeren Zusammenhange nachweisbar angehören, also nicht jedes vereinzelte Wort, jede zufällige Aeußerung konnten hier berücksichtigt werden. Damit blieb denn nun auch alles, was das Technische der Künste betrifft, von diesem Werke ausgeschlossen. Jede Kunst hat ihr äußeres Substrat, mittelst dessen sie erst in die Erscheinung treten kann; dieses Substrat formt die Kunst nach ihren Zwecken um, eine schöne Form lebenskräftiger Ideen daraus bildend; die Gesetze, die sie dabei befolgt, sind nicht blos technische Regeln, sondern wesentlich ästhetischen Inhalts; aber es gibt auch Regeln, die, auf die Beschaffenheit des Substrates an sich gegründet, dies überhaupt erst für die Zwecke der Kunst zurecht zu machen, für die Beseelung, die es durch sie empfangen soll, empfänglich zu machen lehren; diese Regeln enthält die Technik der Kunst, und von ihnen konnte hier nicht die Rede seyn. Ueberhaupt hat der Verfasser in der Auswahl des Stoffes und der ganzen Einrichtung seines Werkes große Umsicht bewiesen.

Der erste Theil führt die Geschichte der Kunstlehre von Homeros bis auf Aristoteles, den Begründer einer selbstständigen Kunsttheorie. Es werden uns hier die Ansichten der frühern Dichter, der Philosophen, vorzüglich des Platon, dann der komischen Dichter, vorzüglich des Aristophanes und der attischen Redner, Isokrates und Lykurgus, vorgeführt. Die größte Berücksichtigung mußte hier Platon erhalten. Von den Dichtern, welche vor Sophokles auftreten, war es wirklich keinem um eine Theorie seiner Kunst zu thun; keiner strebte absichtlich dahin, die Gesetzmäßigkeit seiner Thätigkeit sich und Andern zum Bewußtseyn zu bringen; und in der That scheint Sophokles der erste gewesen zu seyn, der das Bedürfniß fühlte, die Kunst, die er so herrlich übte, auch mit klarem Bewußtseyn zu durchdringen, wofür theils die Nachricht von einer Schrift, die er wider Thespis

und Chörilus über den tragischen Chor schrieb, theils einige geistreiche Bemerkungen des Dichters, die uns alte Schriftsteller aufbewahrt haben, ein unzweideutiges Zeugniß ablegen. Welchen Werth er selbst auf dieses hellere Bewußtseyn legte, beweist der Tadel, den er gegen Aeschylos aussprach, „er thue zwar das Rechte, aber nicht mit Bewußtseyn." Von tiefer Einsicht in das Wesen seiner Kunst zeugt insbesondere die Bemerkung, über Euripides und das Verhältniß der tragischen Personen dieses Dichters zu den von ihm selbst dargestellten, „er stelle die Menschen dar, wie sie seyn sollten; jener, wie sie wirklich wären." Damit wollte sich aber Sophokles gewiß nicht den Ruhm zueignen, daß er nichts als Musterbilder moralischer Vollkommenheit aufstelle (wie wenig sind dies auch alle Charaktere in den Sophokles'schen Tragödien!), wohl aber, daß es im Ganzen Bilder der edleren, erhabneren Menschheit seyen, die er entwerfe, wie sich diese für den Tragödiendichter ziemen, während Euripides die Menschen in all' ihrer Gemeinheit und Schlechtigkeit, das Niedrige und Kleinliche des alltäglichen Treibens uns vor Augen stelle. Nicht minder interessant ist die Aeußerung des Dichters, die uns Plutarchos aufbewahrt hat, über die verschiedenen Style, in denen er in den verschiedenen Perioden seiner künstlerischen Laufbahn gearbeitet. Nachdem er nämlich, so spricht er von sich selbst, den Schwulst des Aeschylus, wie einen Kindertand abgelegt habe, dann auch das Grobe und Gekünstelte seines eigenen Redepompes, tausche er endlich nun zum Dritten den Styl der Darstellung ein, welcher im natürlichen Ausdruck der Regungen und Stimmungen des Gemüthes bestehe, und von allen der beste sey. Dieser lezte Kunststyl nun war es auch ohne Zweifel, welcher ihm am meisten die Herzen der Athener gewann.

Mit Vergnügen würden wir die Ansichten der Philosophen bis auf Platon und jene der römischen Dichter über die Kunstlehre näher ins Auge fassen, wenn uns dies nicht zu weit führte. Wir begnügen uns daher zu bemerken, daß es Platons Verdienst ist, bei aller Befangenheit doch das gemeinsame Wesen der schönen Künste in ein helleres Licht gesezt, überhaupt aber die allgemeinen Grundlinien zu einer Theorie der schönen Künste gezogen zu haben. Nicht minder überrascht uns der Komiker Aristophanes durch den bewundernswürdigen Takt und das sichere Gefühl, welches ihn bei der Sonderung des Echten und Gesunden von dem Unechten und Krankhaften auf dem Gebiete der Poesie leitete, ohne daß wir darüber ins Klare kommen können, in wie weit und auf welche Art er seine Ansichten auf die Basis allgemeiner ästhetischer Principien gegründet hatte. Allein weder ein Dichter, noch ein Philosoph hat vor Aristoteles so tiefe Blicke in das Wesen der Kunst gethan, wie dieser helle Denker.

Mit ihm beginnt Herr Müller den zweiten Theil seines Werkes. Bei Aristoteles stellt sich uns der größte Tiefsinn in Ergründung der verborgenen Wurzeln, aus welchen die Kunst im menschlichen Gemüthe hervorsproßt, mit dem bewunderungswürdigsten Scharfblick in Beurtheilung der concreten Gestaltungen, in welchen die Künste ihr inneres Leben äußerlich geoffenbart und entfaltet haben, in harmonischer Vereinigung dar. Nur ist uns leider von den speciellen Erörterungen des großen Philosophen, welche doch wenigstens über die gesammte Dichtkunst Licht verbreiteten, nur eine Theorie der Tragödie in einiger Vollständigkeit aufbehalten. Doch sind immer auch in Betreff der anderen Gattungen der Kunst noch Winke und Andeutungen genug vorhanden, um uns von dem gesammten Systeme desselben eine allgemeine Uebersicht zu verschaffen. An Aristoteles reihen sich die Ansichten der späteren Philosophen bis gegen Ende des zweiten Jahrhunderts nach Christo, jene der Kritiker und Rhetoren dieses Zeitraumes, an diese jene der bildenden Künstler und Dichter dieses Zeitalters. Im lezten Abschnitt spricht Hr. Müller von Plotin, Philostratus und Longinus als Begründern einer neuen Kunsttheorie, welche den Gedanken über die Form erhebt. Den Schluß des Werkes bilden begründende Anmerkungen, Nachträge und Verbesserungen. Die Kunsttheorie des Alterthums mußte untergehen mit der Kunst, deren Flammen ihr Leben und Wärme mittheilten, sie mußte mit verschüttet werden bei dem schauerlichen Sturze, der im vierten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung den stolzen Bau der antiken Welt zertrümmerte; aber während die Kunst selbst, nicht die bildende allein, sondern eben so die der Rede und Schrift allmählig ihrem Untergange sich näherte, während hier ein langsames Dahinwelken dem gänzlichen Absterben vorausging und es vorbereitete, mußte die Kunstlehre noch kurz vor ihrem Untergange Blüthen treiben, die, wie die Ansichten eines Plotin und Longinus zeigen, eher die schönste Entwicklungszeit als Untergang und Absterben zu weissagen schienen.

Doch läßt sich nicht verkennen, daß, so viel das Alterthum auch in dieser Beziehung leistete, es doch der neuern Zeit noch viel zur Durcharbeitung gelassen hat. Elemente einer Kunstlehre, zerstreute Glieder derselben finden wir im Alterthum in ziemlich reicher Anzahl; aber eine Kunsttheorie aus einem Gusse, ein organisches Ganze von Kunstlehren, dessen Seele die rechte Idee der Kunst, der nach der Norm des Schönen bildenden Kunst wäre, hat uns das Alterthum nicht gegeben. Die verschiedenen Künste, die wir die schönen nennen, waren in den Augen der Alten nur sehr locker zusammenhängende Theile des Ganzen, das sie die nachahmende Kunst nannten; andere Betrachtungen, wie die des

Maßes, der Würde, welche die eine oder die andere Thätigkeit habe, trennten leicht genug hie und da einzelne Theile ab von dem Ganzen, dem sie angehörten. Die Idee des Schönen spielt mehr flüchtig hinein in die Kunstlehre und Kunstbetrachtung, als daß sie mit ihrem Glanze alles Einzelne durchdränge und behellte, wovon der Grund wohl vornehmlich in der weiteren Ausdehnung des Begriffes der Schönheit, vermöge deren er weit mehr noch dem Gebiete der Moral, als dem der Aesthetik angehörte, zu suchen ist; die Idee des Erhabenen behandelte zwar in ihrer Geltung für die Kunst nicht nur Longin, sondern unter andern Formen auch Andere; aber eine gründliche und umfassende psychologische Entwicklung des Begriffes und seines Verhältnisses zum Begriffe des Schönen vermißt man. Noch weniger genügt das, was einige der Alten über das Wesen des Komischen lehren; daher die schwankenden und unklaren Ansichten der meisten über die Komödie, ihren Werth und ihre Bedeutung, wie denn auch gerade hier die Unzulänglichkeit der ganzen Auffassungsweise der Kunst, die wir im Alterthum finden, am klarsten sich zu erkennen gibt. Fragmente also einer Kunstlehre sind es, nichts mehr, was das Alterthum geliefert hat, und von diesen Fragmenten sind dann leider wieder nur Fragmente auf uns gekommen. Kann aber nicht auch die Torso bewunderungswürdig und lehrreich seyn? Herr Müller hat keine Mühe und Anstrengung gescheut, uns über Alles, was sich über die Kunsttheorie des Alterthums sagen läßt, aufzuklären. Wir hoffen und erwarten von seiner Einsicht in das Wesen des klassischen Alterthums und seiner meisterhaften Genauigkeit noch manche schöne Früchte.

2) Homerische Vorschule. Eine Einleitung in das Studium der Ilias und Odyssee. Von Wilhelm Müller. Zweite Auflage, mit Einleitung und Anmerkungen von Detlev Carl Wilh. Baumgarten-Crusius. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1836. LVI und 158 S. 8.

Müllers Schrift über Homeros hatte in jener Zeit, zu welcher sie (1829) erschien, eine doppelte Bedeutung. Sie konnte denjenigen, welche Wolfs Ansicht über die gegenwärtige Gestalt und die Entstehung der homerischen Gesänge oft erwähnt, und als die einzig richtige gepriesen hatten, ohne mit dem Gang und dem Ziel seiner Prolegomena hinlänglich bekannt zu seyn, das rechte Verständniß dieses bedeutungsvollen Buches eröffnen, sie konnte aber auch denjenigen, welchen, wie es ihm selbst ergangen, Wolfs Darlegung noch nicht zu einer eignen, in sich selbst klaren und festen Anschauung geworden war, aus den mündlichen deutschen Vorträgen des Lehrers Sinn und Meinung desselben einleuchtender darstellen. Herr Müller hat nicht nur beides geleistet, und dies als ein Mann, welcher, mit dem Gegenstand vertraut, für Homer begeistert, und von der Natur mit reichen Dichtergaben ausgestattet, fremden Unterricht (Wolfs Vorträge) in sein Eigenthum zu verwandeln, und so in schöner Gestalt wieder zu geben verstand, sondern er hat auch die schwebende Frage aufs Neue in Anregung gebracht, und dadurch neue Untersuchungen hervorgerufen, welche der Wissenschaft sehr ersprießlich geworden sind. Seit dem ersten Erscheinen dieses interessanten Werkes ist aber, wie bekannt, durch die vielfachen Untersuchungen, welche über die älteste Poesie der Griechen und über die Entstehung der Homerischen Gesänge angestellt wurden, Wolfs Ansicht sehr erschüttert worden. Sollte also auch eine zweite Auflage von Müllers Vorschule für die Freunde des Mäoniden gleichen Werth haben, wie ihn die erste für ihre Zeit hatte, so konnte sie in ihrer alten Gestalt nicht unverändert bleiben. Der Weg, welchen der geachtete und allgemein bekannte Herausgeber einschlug, dürfte auch bei vielen Werken über andere Gegenstände des klassischen Alterthums nachdrücklichst zu empfehlen seyn. Er war der Meinung, daß dem gelungenen Werke, das so viele Anerkennung gefunden, weder in der Idee, die überdies nur die Ausführung einer fremden ist, noch in der schönen Form, die dem Verfasser eigenthümlich war, etwas genommen werden dürfe, wohl aber eine historische Einleitung über die Ergebnisse der neuesten Forschungen und Nachweisungen über Altes und Neues in kurzen Anmerkungen nicht wenig dazu beitragen dürften, dem Buche auch für unsere Zeit seine Bedeutung zu sichern. Auf diese Weise wurde Müllers Schrift ihren Freunden und Gegnern unverfälscht erhalten, denen aber, welche mit den durch sie besonders neu belebten Forschungen weniger bekannt sind, der Standpunkt bezeichnet, bis zu welchem bis jetzt die Untersuchung geführt ist. Dabei hat er besonders die jüngeren Leser, welchen die Wolf'sche Hypothese als der Ausgang der neuern Kritik der Homerischen Gedichte klar und deutlich vor Augen stehen muß, und alle diejenigen sorgfältig berücksichtigt, denen Homer ein theueres Eigenthum ist, um das sie sich ernstlich bekümmern, ohne daß sie Zeit und Gelegenheit haben, alle gelehrten Fragen und Kämpfe mit Prüfung und besonderer Aufmerksamkeit zu verfolgen.

Die Einleitung des Herausgebers dürfte nicht bloß den Studirenden, sondern auch allen Freunden des klassischen Alterthums eine willkommene Erscheinung seyn, in so ferne sie uns mit allen vorzüglichen Resultaten, zu welchen die neuern Untersuchungen über die Entstehung und gegenwärtige Gestalt der Homerischen Gedichte führten, in einer sehr einfachen und faßlichen, dabei aber

männlich kräftigen Sprache bekannt macht. Wir ersehen aus dieser herrlichen Beigabe, daß die Schreibkunst weit älter ist und bei den Griechen viel früher in Gebrauch war, als Wolf annahm. Die Anwendung derselben war jedoch im Anfang auf kürzere Aufzeichnungen solcher Dinge, die man leicht vergißt, und die man auch bei andern nicht in Vergessenheit kommen lassen will, besonders auf Namen, Geschlechtsregister, Zahlen, Zahlenverzeichnisse und ähnliche Dinge beschränkt. Sie kam an den asiatischen Küsten, auf den Inseln und in den Ländern des europäischen Griechenlands, die häufigern und weiter verbreiteten Handelsverkehr mit Asien und den benachbarten Ländern hatten, früher in allgemeinern und ausgedehnteren Gebrauch, als in dem Binnenlande. Lykurg, welcher im 9ten Jahrhundert, vielleicht nach des Thukydides Angabe erst am Ende desselben, auftrat, fand Homers Gedichte in Kreta schon in einzelnen Abtheilungen geschrieben; er selbst kannte die Schreibkunst, nicht aber sein Volk, das sie nicht brauchte. Man hat keinen gültigen Grund, an der Persönlichkeit des Homer zu zweifeln, obschon sich nicht verkennen läßt, daß die Ilias und Odyssee nicht einen und denselben Verfasser haben; Homer mußte als Dichter, wenn er gleich frühern Sagen und Sängern folgte, doch sowohl durch die Wahl des Stoffes, als durch die Art und Form der Darstellung alle so übertreffen, daß seine Gedichte der Dichtart selbst, die denselben Sagenkreis umfaßte, seinen durch die allgemeine Bewunderung geheiligten Namen gaben. Es ist wahrscheinlich, daß er später, als man gewöhnlich annimmt, etwa gegen Ende des 10ten oder zu Anfang des 9ten Jahrhunderts lebte. Die Gegenstände, welche die Ilias umfaßt, waren, so wie jene, welche in der Odyssee vorkommen, längst von verschiedenen Sängern behandelt worden, aber keiner hatte noch so viele Gruppen zu einem so schönen und harmonischen Ganzen verbunden, wie Homeros. Daher rührt auch sein Name, „der Verknüpfer,“ welcher ursprünglich nur ein bezeichnendes Prädikat war, aber später an die Stelle des eigentlichen Namens trat, welcher bei der Bedeutung, die jenes Prädikat erhielt, im Laufe der Zeit in Vergessenheit gerieth, und auf diese Weise nicht zu unserer Kenntniß gelangte.

Homers Gesänge wurden nur gesprochen, und durch Rhapsoden fortgepflanzt. Bald nach Homer, mitten im Verkehr und in dem Zusammenfluß die Griechen aller Länder, der Künste, der jungen Wissenschaft, zeichnete man einzelne Gesänge auf, welche an Volksfesten von Kitharöden, später Rhapsoden genannt, öffentlich vorgetragen wurden, und sich theilweise und zufällig in Griechenland verbreiteten. Die Bewunderung derselben und das Verlangen, sie zu besitzen, dienten vorzüglich zu weiterer Verbreitung der Schreibkunst. Lykurg machte einzelne Theile der Ilias zuerst den dorischen Völkern des südlichen Peloponnes bekannt, und ließ sie mündlich vortragen; in Asien und den Ländern, die in größerer Verbindung mit Asien und den Inseln standen, hatte man vollständigere Sammlungen, die jedoch weniger künstlich geordnet und verbunden waren, als es später in der wissenschaftlich gebildeten Zeit geschah. Die Odyssee ist wenigstens ein halbes Jahrhundert jünger, als die Ilias, und wenn auch nach dem Vorbild des älteren Sängers, doch nicht von demselben, und wahrscheinlich von einem Auswanderer des jonischen Stammes gedichtet. Nahe an ihren Ursprung schließen sich die Sänger der Nosten, die Epiker, Arktinos, Stasinos, an diese der Elegiker Kallinos und die ersten äolischen Lyriker an. Rhapsoden trugen die einzelnen Gesänge schon vor Solon und Pisistratos in den Städten des europäischen Griechenlands vor. Nach einem atheinischen Gesetz, das vielleicht auf Solons Zeit zurückzuführen ist, wurden an den Panathenäen, vielleicht auch an anderen Festen, die Rhapsodien im Zusammenhange an einem oder mehreren Tagen öffentlich vorgetragen, und die homerischen Gedichte wurden die Grundlage des Jugendunterrichtes. Pisistratus und Hipparchus hatten nur politischen Antheil an der Anordnung derselben, da die Anerkennung und Benutzung dieser Gesänge, so wie die gesammte Dichtkunst selbst ein Gegenstand der Politik geworden war. Je mehr Homer gelesen und erklärt wurde, desto mehr sank die Kunst der Rhapsoden zum Handwerk herab, und als sich die Theater der dramatischen Dichtung öffneten, die durch die Benützung alter Sagen überhaupt und durch die Verbindung der Volksreligion mit der Philosophie der neueren Zeit einen so mächtigen Einfluß auf die Bildung der Einzelnen, und die gerechte Würdigung des gesammten menschlichen Lebens gewann, wurde Homer aus der Volksschule, in welcher er so lange Lehrer und Meister gewesen war, in die Schule der Gelehrten geschickt, um sich selbst beurtheilen, verbessern und meistern zu lassen, ein Schicksal, dem er sich von Aristoteles an bis auf unsere Zeit geduldig unterworfen hat. Wir schließen diese Anzeige in der vollen Zuversicht, daß die Schrift des zu frühe dahin geschiedenen Müller durch die ausgezeichnete Einleitung und die vielen vortrefflichen Anmerkungen des Herrn Herausgebers bei allen Freunden der klassischen Literatur eine sehr gute Aufnahme finden, und ihnen vielfache Belehrung gewähren werde.

d.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 113.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 7. November 1838.

Prachtwerke.

1) Das malerische und romantische Deutschland, in 10 Sektionen mit 260 Stahlstichen. Erste bis vierte Sektion. Leipzig, Wigand. gr. 8.

Dieses früher schon von uns angekündigte Werk ist nun bis nahe zur Hälfte fortgeschritten. Die vier vollendeten Sektionen enthalten 1. die sächsische Schweiz mit 30 Stahlstichen, der Text von Tromlitz; 2. Schwaben mit 30 Stahlstichen, der Text von Gustav Schwab; 3. Thüringen mit 30 Stahlstichen, Text von Bechstein; 4. der Harz mit 30 Stahlstichen, Text von Blumenhagen. Es sollen ferner noch folgen: 5. Franken, 6. das Riesengebirge, 7. die Donau, 8. der Rhein, 9. Steyermark und Tyrol, 10. Ost- und Nordsee.

Im Ganzen ist sowohl der Plan als die Ausführung dieses Werkes zu rühmen. Es war schicklich und löblich, nachdem einmal die englischen Stahlstiche in Deutschland so beliebt geworden, und nachdem bereits die Rheinlandschaften und die der Schweiz in besondern Prachtwerken in Stahl gestochen waren, ein ähnliches Werk zu unternehmen, das ganz Deutschland umfassen sollte. Alles was uns an die Größe unseres Vaterlandes erinnert, was uns über den kleinen Provinzialismus erhebt, muß gepriesen werden. Nur hätten wir aus demselben Grunde gewünscht, daß die Schweiz und Holland mit in den Plan aufgenommen worden wären, denn sie vollenden erst das große Portrait von Ober- und Nieder-Deutschland und dürfen in dessen Physiognomie niemals fehlen. Zwar hat Zschokke die Schweiz in Stahlstich herausgegeben, allein die Rheinlandschaften sind in noch zahlreichern Stahlstichen von herrlicher Ausführung vorhanden und doch sind sie in das „malerische Deutschland," aufgenommen; die Schweiz hätte also ebenfalls noch aufgenommen werden können, so wie Holland, um denen, die wirklich das ganze Deutschland im Bilde haben wollen, dieses Vergnügen vollständig zu gewähren.

Was nun die Ausführung betrifft, so ist im Ganzen die Wahl der Landschaften und Prospecte zu loben. Hie und da vermißt ein viel im Vaterland Gereister wohl ein liebes Bild; allein man muß billig seyn. Wenn Deutschland in zehn Kreise getheilt wird und aus jedem nur oder kaum 30 Landschaften ausgewählt werden sollen, so kann nicht alles Schöne oder Interessante aufgenommen werden. Im Ganzen sind die schönsten, die wichtigsten Gegenden ausgewählt und bei nur sehr wenigen könnte die Frage entstehen, ob sie nicht hätten mit andern vertauscht werden können? So hätte vielleicht die in sehr undeutschem Geschmack gebaute katholische Kirche in Dresden, hätte das sehr unmalerische Geburtshaus Schillers in Marbach und vielleicht noch eins oder zwei ähnliche Bilder wegbleiben können; allein Referent bescheidet sich. Er gibt gern zu, daß in einer großen Menge Landschaftsbilder schon der Abwechslung wegen und um dem nicht immer bloß der landschaftlichen Schönheit gewidmeten Interesse für gewisse Orte zu genügen, auch solche Bilder vorkommen müssen.

Um den großen Reichthum glücklich gewählter und ausgeführter Bilder einigermaßen zu bezeichnen, nennen wir hier unter den bereits erschienenen 120 Bildern nur einige der schönsten: Dresden, Wehlen, Neurathen, Bielergrund, Pirna, die Bastey, Hohnstein, Kuhstall, Töplitz, Kriebstein, Frauenstein, — das lieblich gelegene Haus des Dr. Justinus Kerner unter der alten Burg Weibertreu in Weinsberg, das Schwalbennest am Neckar, Eßlingen, Beuronen, Urach, Lichtenstein, Lindau, Hohenzollern, Baden, Hohentwiel, Höllenthal, — Paulinzelle, Blankenburg, Memleben, Kyffhäuser, Naumburg, die Sorbenburg bei Saalfeld, Schulpforte, Schwarzburg, Dornburg, Schleusingen, Rudolstadt, die Wartburg-Kapelle, der Dom von Erfurt, — der Regenstein, die Jungfernbrücke, Wernigerode, Roßtrapp, Ilsenstein,

Ballenstedt, Brockenhaus, Sachsenstein, Quedlinburg, die Teufelsmauer, und noch viele andere schöne Burgen und Landschaften des Harzes.

Allen Freunden des Vaterlandes möge dieses Werk, das in solchem Umfang das einzige in seiner Art ist, bestens empfohlen seyn. Mit Zschokkes in Stahl gestochener Schweiz verbunden, gewährt es die reichste Anschauung des deutschen Landes und muß in jedem deutschen Familienkreise willkommen seyn, sich namentlich auch zu Geschenken vorzüglich eignen.

2) Malerischer Atlas und beschreibende Darstellungen aus dem Gebiete der Erdkunde, herausgegeben von Eduard Pöppig. Sechs Lieferungen mit Stahlstichen. Leipzig, Hartleben, 1838. gr. 8.

Leider sind nicht mehr Lieferungen erschienen. Die Ueberschwemmung der Stadt Pesth sezte die Hartleben'sche Verlagshandlung daselbst außer Stand, das schön begonnene Unternehmen fortzusetzen. Herr Pöppig, der berühmte Reisende in Chile und am Amazonenstrome, jezt Professor in Leipzig, war ganz der Mann, einem solchen Unternehmen vorzustehen. Der Atlas enthält in zwangloser Folge Beschreibungen von Städten und Ländern, als Erläuterung zu den sehr ausgezeichneten Stahlstichen, unter denen Abania, die Ruinen von Balbek, Antiochia, das Cap der guten Hoffnung, ein Waldbrand in Brasilien, Damascus, die Fahrt auf dem Marannon, die Kathedrale zu Lima, Beirout, Betedbein (Residenz des Drusenfürsten im Libanon) am schönsten sind.

3) Die Pracht-Bibel oder die ganze h. Schrift des alten und neuen Testaments nach der deutschen Uebersetzung Dr. Martin Luthers mit einer Vorrede vom Prälaten Dr. Hüffel. Mit Stahlstichen. Carlsruhe und Leipzig, Expedition der Carlsruher Bibel. Wien, Gerold. gr. 8.

Ein schönes Unternehmen. Die Stahlstiche enthalten Copien der berühmtesten und trefflichsten Gemälde, z. B. das Abendmahl von Leonardo da Vinci, ein herrlicher Christuskopf von Holbein, Titians Grablegung, Elias von Rembrand, Moses von Poussin, die Nacht von Correggio, die Erweckung des Lazarus von Overbeck 2c., auch schöne Landschaften von Jerusalem, dem Berge Carmel, Bethlehem, das h. Grab 2c. Die übertriebenen Zerstörungsbilder Martins, von denen einige hier aufgenommen sind, hätten wegbleiben dürfen, da sie doch zu viel Affectation enthalten. Der Druck ist nach Verhältniß schön, erreicht aber die Eleganz der englischen Drucke noch nicht. Referent, der unlängst eine ganz sauber auf weißem, nicht durchschlagendem Papier gedruckte Bibel suchte, fand sie weder in Leipzig, noch Basel, und mußte sie aus England kommen lassen.

4) Die Nachfolge Christi. Von Thomas a Kempis. Ein Erbauungsbuch für gebildete Katholiken. Mit Anwendungen und Betrachtungen (aus vielen Kirchenschriftstellern). Prachtausgabe mit 4 Stahlstichen. Zweite Auflage. Leipzig, Weber, 1837.

Das berühmte Werk des Thomas a Kempis, das nächst der Bibel am häufigsten gedruckt worden ist, nämlich mehr als 1800 Mal, das berühmteste, einfachste und schönste Erbauungsbuch der katholischen Christenheit. Die vorliegende Ausgabe ist sehr schön, prächtig gedruckt, mit einem bunten Titelblatt und Stahlstichen. Die Anmerkungen aus andern frommen Schriftstellern dienen als Commentar zu den Lehren des Textes.

Englische Geschichte.

Geschichte von England, von J. M. Lappenberg. Zweiter Theil (zur Geschichte der europäischen Staaten von Heeren und Ukert gehörig). Hamburg, Perthes, 1837.

Der zweite Band des gründlichen Werkes, das unserer deutschen Geschichtsforschung um so mehr Ehre macht, als es durch kein ähnliches, in England selbst erschienenes Werk entbehrlich gemacht ist. Der erste Theil, den wir früher anzeigten, enthielt die ältere Geschichte des Landes bis zum Ausgang der angelsächsischen Könige, eine Arbeit der mühevollsten Gelehrsamkeit. Der vorliegende Theil enthält die Eroberung Englands durch die Normannen im 11ten Jahrhundert und die ersten Zeiten der Normannenkönige. Uebereinstimmend mit Thierry betrachtet er die Einmischung des normännisch-französischen Wesens in das rein Deutsche der Angelsachsen als nicht vortheilhaft für das Volk: „Eine unausbleibliche Folge der Einführung der Priester fremder Zunge war, daß die Eroberer, der künftige Adel des Landes, nur ihre französische Sprache und heimathliche Bildung beibehielten und die Unterjochten die reine Sprache ihrer Vorfahren verdarben und bald nicht länger verstanden. Der Gesammtertrag der geistigen Anstrengungen und Erfahrungen des angelsächsischen Stammes, welcher in

der reichsten Literatur unter den germanischen Brüdern in ausdrucksvoller Prosa oder künstlich verschränkter, rhythmisch-alliterirender Poesie niedergelegt war, die Weisheit grauer Vorzeit im Sprichworte, alle Lehren, alles belebende, warnende, erheiternde Beispiel in der volksthümlichen Tradition gingen verloren. Gewiß würden wir solchen Verlust mit Recht beklagen, wenn er auch lediglich durch ein Höheres und Besseres naturgemäß bewirkt wäre; doch war, was die Normannen aus ihrer Mitte brachten, sicherlich entfernt kein Ersatz, nicht einmal an gelehrter Bildung. Jene normannischen Bischöfe an der Spitze der Schwadronen in einem Angriffs- und Eroberungskriege gewähren uns einen so belehrenden als einen selbst im Heidenthume seltenen Anblick, und geringe Untersuchung schon zeigt uns, daß die Namen gebildeter Männer, welche vor und zu Wilhelms Zeiten mit denen der Normannen verknüpft sind, nicht diesem Volke selbst angehören. Kein Gedicht, kein einheimisches Geschichtswerk, keine Predigt, keinen Aufsatz, keine Gesetzrolle eines Eingebornen hat die Normandie vor der bewaffneten Ansiedelung in England auf die Nachwelt gebracht oder auch nur nachzuweisen. Wir dürfen also wohl annehmen, daß, wenn wir später Englands Volk wieder kraftvoll aufblühen sehen, dieses ohne die Störung der Normannen noch früher und noch kräftiger geschehen wäre, daß die südeuropäische Bildung, welche die Geistlichkeit wanderungslustiger Jahrhunderte verbreitete, ohne den Hof von Rouen in England sich besser dem angelsächsischen Leben angeeignet hätte. Freilich haben sich Stimmen erhoben, welche die Anschliessung des englischen Klerus an seine Brüder im Auslande für den wichtigsten oder einzigen Vortheil der Eroberung erklärt haben, als ob, wenn wir auf die Folgen blicken, die zu enge Uebereinstimmung, welche die römische Kirche bestrebte, nicht eben der Hauptgrund ihrer späteren Trennungen wurde; als ob, wenn wir auf den Ursprung sehen, ein so blutiger Sieg, so rohe Mittel nicht jeden angeblichen geistigen Gewinn verdächtigen müßten." Wenn es dennoch den Engländern gelang, das kräftigste, reichste und angesehenste Volk in Europa zu werden, so verdanken sie dies nur der von Thierry bereits so geistreich aufgefaßten Reaction des alten angelsächsischen oder germanischen Elementes, das dem Feudaladel und der Hierarchie, als den romanischen durch die Normannen eingedrungenen Elementen trotzte. Gewiß aber wäre England noch früher zu seiner großen welthistorischen Stellung gelangt, wenn die Normannen gar nicht über den Kanal hinübergekommen wären. Schon das Dasein einer rein deutschen Geistlichkeit und Liturgie würde dem Norden einen Halt gegenüber Rom gewährt haben, den es sich erst in der Reformation wieder erkämpfen mußte. Wie viele Verhältnisse hätten sich wahrscheinlich schon zur Hohenstauffenzeit und zur Zeit der englisch-französischen Kriege ganz anders gestaltet, wenn England einen deutschen König, ein deutsches Volk und deutsche Priester, statt eines französischen Königs, eines französischen Feudaladels und römischer Priester gehabt hätte!

Biographie.

Peter Schmid. Eine Lebensgeschichte von Wilhelm Perschke. Essen, Bädeker, 1837.

Eine nicht unmerkwürdige Biographie. Peter Schmid, der Sohn eines armen Küsers in Trier, geboren 1769, brachte seine Jugend bei einem Stiefvater mit Spinnen zu, wurde plötzlich durch den Anblick eines alten Bildes wie verzückt, fing zu malen an, portraitirte alle Damen eines Fräuleinstifts und erregte noch größeres Aufsehen, indem er den Einzug des Kurfürsten Clemens Wenzel in Trier mit genialer Hand flüchtig nach der Natur zeichnete. Der Kurfürst nahm Notiz von dem geistreichen Knaben; man that ihn zu einem Maler, wo er lernen sollte; man schickte ihn später nach Mannheim, nach Düsseldorf. Allein statt etwas zu lernen, verlernte er sein angebornes Talent, und als er nach Jahren einst seine vielen Bilder und Zeichnungen musterte, machte er die schmerzliche Entdeckung, daß die ersten, die er als Knabe aus dem Stegreif gemacht, viel genialer seyen, als die, bei denen er den Lehrern und ihrer Manier gefolgt war. In Verzweiflung warf er alle seine Bilder ins Feuer und wollte nicht mehr malen. Nur der Anblick alter Bilder, in denen er wiederfand, was er selbst in seine ersten Zeichnungen unbewußt hineingelegt, ermuthigte ihn aufs Neue, seiner Kunst zu leben. Allein er widmete sich bald ausschließlich dem Lehrfach, gab den Anspruch auf Meisterschaft in der eignen Kunst auf und entschloß sich, durch Unterricht in einer von ihm selbst erfundenen guten Methode Andern die traurigen Erfahrungen zu ersparen, die er selbst gemacht. Diese Methode wird nun hier ausführlich erörtert. Sie ist dadurch charakterisirt, daß sie das Zeichnen nach der Natur, nicht nach Bildern lehrt, und, sofern man die Natur nicht immer bei der Hand haben kann, nach gewissen Modellen zeichnen lehrt, nach plastischen Körpern, nur nicht nach bloßen Flächenbildern. Das Nähere kann man in seinen Anweisungen zum Naturzeichnen, die gedruckt sind, nachlesen. Herr Schmid lebt noch gegenwärtig als Professor der Zeichnenkunst in Berlin.

In seiner Lebensgeschichte kommt unter andern folgender interessante Fall vor: Einer seiner Schüler in Berlin war zum Heere abgegangen und bald darauf geblieben. Seine Verwandten baten Schmid, ihnen des Verstorbenen Portrait zu zeichnen; doch mehrere Monate lang konnte dieser den Wunsch nicht erfüllen, weil alle seine Bemühungen vergebens waren, sich des Todten Bild so deutlich zurückzurufen, daß er es hätte zeichnen können. Doch der Wunsch, die Bitte der trauernden Verwandten zu befriedigen, beschäftigte ihn so lebhaft, daß er davon träumt. Der Verstorbene besucht ihn in dem Kriegermantel und läßt sich auf Schmids Bitte, sich zu setzen, nieder. „Aber ich soll Sie ja zeichnen", sagt Schmid, richtet ihm den Kopf in die Höhe, betrachtet aufmerksam die Züge und ergreift den Stift . . . besinnt sich jedoch und ruft: „Aber Sie sind ja todt." Jener steht seufzend auf und verschwindet. Jetzt wird sich der Träumende bewußt, daß er träumt, beschließt aufzuwachen, wacht auf und zeichnet zur Stunde das wohlgetroffene, von den Eltern des Todten mit schmerzlicher Freude und dankbar empfangene Bild des Verschiedenen.

Neue Reisen.

1) Sendschreiben eines österreichischen Touristen. Gesammelt und herausgegeben von Cornelius Victor. Drei Bände. Leipzig, Weygand, 1838.

Ein Reisender mit wirklich österreichischer Physiognomie, nämlich mit etwas behaglicher, gesunder Laune und ursprünglichem Wohlwollen gegen Jedermann, doch schon angesteckt von einem fremden Wesen, von der Sucht, eine norddeutsch ästhetische Theebegeisterung zu affectiren, oder wohl gar wie die reisenden Judenjungen, von denen unsere Literatur seit Heine wimmelt, über die solidesten „Zustände" zu spötteln. Diese fremde Manier ist dem Verfasser, man sieht es wohl, nicht natürlich, das gute Naturell schlägt durch.

Er reiste von Wien über München und Frankfurt nach den Niederlanden und Frankreich, dann nach England. Neues sagt er uns nichts, doch ist seine Erzählungsweise bequem und gemüthlich, so daß man ihn nicht ungern begleitet. Was er von der Kunst in München sagt, wollen wir hier übergehen. In Frankfurt wird der Wiener ganz berlinisch, theetrunken, Goethebesessen und sagt, die Welt habe einer jahrtausendlangen Arbeit bedurft, um einen Goethe zu erzeugen, und Goethe's Faust sey so hoch zu halten, wie „die Schrift." — An der holländischen Grenze fand der Reisende einen braunschweigischen Sattler, der die Feldzüge mitgemacht und Holland den Franzosen hatte entreißen helfen, und der jetzt an der Grenze nicht eingelassen wurde, dem die holländischen Behörden sogar seinen Paß verschleppt hatten und der nun trostlos, und von allem Geld entblößt, zur Rückkehr gezwungen war. Auf die Holländer ist der Verfasser überhaupt nicht gut zu sprechen. Wenn er unter andern von ihnen sagt, sie würden gern ihr Hirn hergeben, um ihren Schedel mit Geld anzufüllen, so übertreibt er in der Manier, die man so albern war, an Heine genial zu finden. Dergleichen Ungezogenheiten sollten einem Wiener, von dem man auch im Scherz mehr Takt erwartet, nicht in den Mund kommen. Die Holländer, deren Federn allerdings zuweilen etwas Karikaturartiges darbieten, verdienen um der weit überwiegenden guten Eigenschaften willen, die sie besitzen, von uns besser gewürdigt zu werden, als es zu geschehen pflegt.

Ueber Frankreich urtheilt der Verfasser recht gut, wenn er von vorn herein sagt, er habe die Franzosen lieber wenn sie lachen, als wenn sie weinen, im Lustspiel lieber als Trauerspiel rc. Uebrigens spricht er nur wenig von Frankreich. England widmet er mehr Aufmerksamkeit, ereifert sich über den Kohlendampf und die merkantilische Prosa, läßt aber den großen Eigenschaften des englischen Volks und Staates volle Gerechtigkeit widerfahren.

2) Reiseskizzen aus Tyrol. Von Heinrich Wenzel. Bunzlau, Appun, 1837.

Eine heitere, anspruchslose, gutgeschriebene Reisebeschreibung. Der Verfasser schildert zuerst das Zillerthal, das durch seine Natur wie durch seinen gesangreichen Volksstamm reizend und eigenthümlich, in neuester Zeit noch insbesondere durch die Auswanderung seiner Protestanten merkwürdig geworden ist. Dann führt er uns ins Oetzthal, in das herrliche Meran, über das Wormser Joch, dann ins Drauthal, zum Groß-Glockner, nach Gastein in die Bäder, nach Salzburg und die Donau hinab. Zuletzt vergleicht er Tyrol mit der Schweiz und erkennt, was die Erhabenheit der Natur anlangt, der Schweiz den Preis zu, findet dagegen in Tyrol die Menschen anziehender. Wir wollen nicht entscheiden, denn wir finden beide Bergländer über allen Vergleich erhaben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 114.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 9. November 1838.

Theosophie.

Unsere Zeit, die alle Zeiten spiegelt, hat auch die ältere Theosophie wieder in den Kreis ihrer Betrachtung gezogen. Hugo von St. Victor, die h. Hildegard, Suso, Jakob Böhme, Angelus Silesius ꝛc. sind neu herausgegeben oder wenigstens in Biographien und Charakteristiken geschildert worden. Es gewährte theils ein historisches, theils ein poetisches Interesse, sich mit diesen wunderbaren Geistern bekannt zu machen; in jüngster Zeit aber hat zugleich das Naturgesetz, wornach nothwendig ein Extrem das andere hervorruft, dem auf der einen Seite vorherrschenden Rationalismus, der auf die Spitze des Materialismus und Atheismus getrieben worden ist, auf der andern Seite einen verstärkten Supranaturalismus entgegengesezt, der auch seinerseits zu manchen Uebertreibungen in pietistischer Sektirerei, Geisterseherei ꝛc. geführt hat, zu dessen edelsten Bestrebungen aber die Wiedererweckung der älteren Theosophie gehört, die ihm als Trost und als Waffe gegen den flachen Unglauben der Gegner dienen mußte. Auch die, welche keine höhere Weisheit in den alten mystischen Philosophien suchen, müssen ihnen denselben Werth zuerkennen, den die ältere Malerei und Kirchenmusik besizt. Es ist ohne Zweifel etwas Erbauliches in ihnen. Wie weit es die neuere Kunst gebracht hat, in jenen alten Bildern und Tönen liegt etwas, das der Nachahmung unerreichbar geworden ist und uns bald durch strenge Heiligkeit betreten macht und beschämt, bald durch einen tiefen unendlichen Zauber der lieblichsten Kindlichkeit anzieht.

1) Das seltene uralte geistreiche Büchlein, die teutsche Theologia, oder die Christusreligion in ihrer reinen Confession, wie dieselbe vor der Kirchentrennung bestanden. Mit einer Einleitung herausgegeben von Professor Dr. Troxler. St. Gallen, Wartmann und Scheitlin, 1837. 8. S. 132.

Dieses merkwürdige alte Buch hat zuerst Tauler, nachher Luther, der es sehr hoch hielt, herausgegeben. Es hat muthmaßlich einen deutschen Ordensherrn zum Verfasser. Nicht mit Unrecht sagt Troxler, es enthalte das Christenthum, wie es vor der Kirchentrennung von allen begeisterten Christen angenommen war, die Lehre von der fortdauernden Gegenwart Christi in seiner Gemeinde, jedoch in einem ganz andern Sinn, als in dem, in welchem gegenwärtig die Schüler Hegels glauben, Gott sey gegenwärtig in ihnen. Herr Troxler hebt gerade diesen Contrast der alten deutschen Theologie mit der neuen Vergötterung der Menschheit heraus und stellt sie als ein uraltes Zeugniß deutschen Geistes den modernen Sophisten des Atheismus gegenüber. Er sagt in der Einleitung: „Was der Naturalismus und Rationalismus gegen Ende des verflossenen und zu Anfang des laufenden Jahrhunderts auf die unverholenste Weise ansteckte und ausstreute, das ist in unsern Tagen erst recht als wildwuchernde Saat aufgegangen und in den Religionen und Philosophien in der Lehre von der Wiedereinsetzung des Fleisches ans Licht getreten. Das Uebel ist aber auch eben dadurch offenkundig und heilbar geworden. In der That, wenn die ganze Menschennatur nur in dem natürlichen Menschen bestünde, und dieser nur aus Geist und Fleisch zusammengesezt wäre, so wüßten wir wahrlich nicht, warum nicht ein Evangelium des Fleisches gegen das Evangelium des mit ihm in eine Natursphäre befangenen Geistes sollte verkündet und eingeführt werden dürfen? Wie ein Tod den andern möchte solch ein innerer Mensch den äußern, oder solch ein äußerer Mensch den innern auffressen, oder die zwei ebenbürtigen Gegensätze solch eines Dualismus möchten unsertwegen

in dieser oder jener Identität, das heißt, in diesem oder jenem Extrem der gleichen Natur erstarren und untergehen. Wir haben nun aber mit allen wahren Christen eine andere Religion und eine andere Philosophie, und darum auch einen andern Glauben, eine andere Hoffnung und eine andere Liebe. Diese gehen über Vernunft und Natur hinaus. Der eigentliche Mensch ist uns kein Geist, der mit dem Fleisch im Streite oder Frieden liegt. Es ist der unverwesliche Leib, der aus dem verweslichen hervorgeht, und das Uebernatürliche ist im Menschen die größte Wahrheit und höchste Wirklichkeit. Es frägt sich also nicht, ob du Dualist oder Identist, ob du Katholik oder Protestant, wohl aber ob du in dir was über dem natürlichen Menschen ahnest und glaubst, und ob wirklich Christus mit seinem Geiste in dir lebt und dein innerstes Wesen in dir verklärt? Die Gottesgelahrten und Weltweisen unserer Tage, welche nur darin von einander verschieden sind, daß die Einen die Vernunft oder den Geist, die Andern die Natur oder das Fleisch als das Höchste im Menschen erkennen, und dasselbe in seiner Trennung oder Einung anbeten, sind also beiderseits als gleich unchristlich oder antichristlich zu betrachten, und diejenige von diesen beiden Hauptparteien der Zeit ist wirklich noch die beklagenswerthere, welche wohl den Splitter in des Nächsten Auge, nicht aber den Balken in dem eigenen sieht. So wie also eine in eiteln Spiritualismus und krassen Materialismus das Christenthum und die Humanität mit ihrer Kultur und Civilisation zersetzende Gottesgelahrtheit und Weltweisheit „das offne Geheimniß“ nicht nur von Deutschland, sondern von ganz Europa geworden ist, so muß und wird auch erkannt werden, daß um ganzer Mensch und wahrer Christ zu seyn, die Annahme eines ganz andern Dualismus erfordert wird, als desjenigen zwischen Geist und Natur; und auch einer ganz andern Synthese als die beider Elemente zu einer bloß in ihnen oder nur zwischen ihnen liegenden Einheit. Christus und sein Evangelium lehren den weit über diese Sphäre hinausreichenden Dualismus von einem übernatürlichen und einem natürlichen Menschen, und eine ursprüngliche Ebenbildlichkeit und Vereinigung durch Vollendung mit Gott, welche weit über jede Differenz und Identität, über jeden Streit und Frieden zwischen Geist und Fleisch unendlich erhaben ist. Die Gottesgelahrten und Weltweisen unserer Tage mögen es daher dem Verfasser „der Kirchenverbesserung im neunzehnten Jahrhundert“ verzeihen, daß er von der innigsten Ueberzeugung ausgeht, daß Dasjenige, was in einer niedern Region verloren ist, nur in einer höhern wieder gewonnen werden kann, daß es demnach vor allem noth thut, daß die von Christus durch seine Lehre und sein Leben ans Licht gebrachte Idee des im natürlichen liegenden übernatürlichen Menschen, oder des durch ihn im Geist und Fleisch geoffenbarten Gottmenschen, der in uns allen ist, als der in Gott verborgene Mensch und aus dem Christen zu entwickelnde Gott, zum Princip der unter sich vereinigten Religion und Philosophie, als des dritten uns verheißenen Evangeliums, des Evangeliums des heiligen Geistes gemacht werde. Dieses Evangelium ist nun aber laut und klar verkündet in der teutschen Theologia. Hier ist Christus, aber weder nur als historische, noch bloß als mystificirte Persönlichkeit, auch nicht als ein außer dem Christenmenschen stehender, Gott und Mensch vielmehr scheidender, als einender Mittler; sondern als jener Gottmensch, welcher die ganze Menschheit für ein priesterlich Geschlecht erklärt hat, als der Weg, das Licht und die Wahrheit, als das jedem Menschen, der da in diese Welt kommt, eingeborne übernatürliche Wesen und Leben, zu welchen er, der Erste und Eingeborne des Vaters, uns erweckt und gerufen hat, und in welchem der durch den Menschensohn verheißene Geist Gottes uns verklären und vollenden wird. Das ist der Christus der teutschen Theologia.“

Das Büchlein selbst ist in seiner alten Sprache gar anmuthig zu lesen. Wir wollen nur eine Stelle mittheilen zum Besten der neuen Schule, die den Menschen vergöttert. Auch der „deutsche Theologe“ vergöttert den Menschen, aber nur durch gänzliche Vernichtung seines Egoismus, während bekanntlich Hegel den Menschen nur durch den Egoismus selbst vergöttert. Nach der deutschen Theologie ist der Mensch in Gott, sobald er seinem Egoismus entsagt; nach Hegel aber ist Gott im Menschen und nirgends anderswo, und je egoistischer der Mensch, um so mehr ist er Gott. Dieser modernen Geisteshoffart nun stellt das alte Buch die schöne Rede entgegen: „Auch gehöret Gott zu in einem vergotteten Menschen wahre, gründliche, wesentliche Demüthigkeit; und wo die nicht ist, da ist nicht ein vergotteter Mensch. Und das hat Christus gelehret mit Worten, Werken und mit seinem Leben. Und das kommt daher: denn da wird in dem wahren Lichte erkannt (wie es denn in der Wahrheit ist), daß Wesen, Leben, Erkennen, Wissen und Vermögen, und was des ist, alles allein des wahren Gutes ist, und nicht der Creaturen; sondern Creatur als Creatur ist oder hat von sich selber Nichts; und so bald sie sich von dem wahren Gute kehret mit ihrem Willen und Werken, und was desgleichen ist, so findet man da nichts, denn lauter Bosheit. Und darum ist es auch in der Wahrheit wahr, daß Creatur als Creatur von sich selbst Nichts würdig ist, oder zu Nichts Recht hat, und ihr niemand schuldig ist, weder Gott noch Creatur, und daß sie von Rechts wegen Gott soll

gehorsam seyn und unterthan, und das ist das Größeste und Allermerklichste."

2) Blüthen aus Jakob Böhmes Mystik. Von Dr. W. L. Wullen. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1838.

Schon früher gab Herr Wullen eine gedrängte Charakteristik des Böhme'schen Systems heraus. Hier theilt er Aphorismen mit, die besonders für solche Leser anziehend seyn dürften, die nicht gern in die Strenge eines Systems eingehen. Sehr richtig sagt er: „Jakob Böhme gehört zu der Zahl jener herrlichen Geister, welche ihr ganzes Leben der Betrachtung des Ewigen weihten. Er kämpfte mit gewaltiger Kraft, um den Schleier zu heben, welchen unser Schicksal über die Tiefen des Daseyns ausgebreitet hat. Seine zahlreichen, von den mächtigsten Gedanken und den großartigsten Anschauungen durchleuchteten Werke sind der bald mehr, bald minder glückliche Ausdruck dieser erhabenen Anstrengungen. Sie weisen ihm nicht bloß in den Jahrbüchern der Vergangenheit eine ausgezeichnete Stelle an; nein, sie verleihen ihm auch für das in so schweren Kämpfen befangene Leben der Gegenwart Gewicht und Bedeutung. Allein während Böhme durch seine Geistesgewalt ein ruhmwerthes Zeugniß von den Reichthümern gab, welche in dem deutschen Volke liegen, gingen die deutschen Forscher an ihm vorüber, von emsiger Hast getrieben, die Schätze des Auslands zu heben. Nur zu lange lag der wunderbare Mann von Görlitz, den sein äußeres Loos an die niedrigsten Verhältnisse kettete, den aber die erlösende Kraft des eignen Geistes zu den höchsten erhob, — im Grabe unverdienter Vergessenheit. Nur zu lange wurden die Siegel seines Vermächtnisses an die Freunde höherer Wahrheit nicht gelöst, zum Schaden der Schule, wie des Lebens. Dem einen Fehler sucht meine frühere Schrift zu begegnen, dem andern die gegenwärtige. Während jene mit ihren Entwicklungen die Männer der Wissenschaft im Auge hat, wendet sich diese mit ihren Bildern, Lichtern, Gedanken an einen größern Kreis, an Jene, deren Beruf die That ist, an Jene, welche nur die Feierstunde der Betrachtung widmen können. Diese Richtung leitete die mühsame Wahl ihrer Theile, deren Zusammenschluß zu einem Ganzen der Sinnige nicht verkennen wird."

Es war gewiß schwer, aus einem so ausführlichen und consequenten System, wie das von Böhme ist, solche Stellen auszuwählen, die auch außer dem Zusammenhange den Leser anziehen können. Wir fühlen diese Schwierigkeit selbst, indem wir doch Etwas zur Probe auswählen müssen. Für den, der Böhme noch gar nicht kennt, hier nur wenige Sätze:

Das Wort hat sich durch Bewegung aller Gestalten in dieser sichtbaren Welt, als in einem sichtbaren Gleichniß geoffenbart, so daß das geistliche Wesen in einem leiblichen, begreiflichen offenbar stünde. Der innern Gestalt Begierde hat sich äußerlich gemacht; das Innere steht im Aeußeren, das Innere hält das Aeußere vor sich als einen Spiegel, in welchem es sich besieht.

Alles, was da lebt und webt, muß zu Gottes Herrlichkeit eingehen. Eines wirkt in seiner Liebe, das andere in seinem Zorne, es ist alles in dem unendlichen Wesen zur Offenbarung des unendlichen großen Gottes erboren und geschaffen worden. Aus allen Eigenschaften des Bösen und Guten sind Kreaturen durch den Willen des sprechenden Worts hervorgegangen; denn die Eigenschaft der Finsterniß und des Feuers ist sowohl mit im Sprechen gewesen, als die Eigenschaft des Lichts, darum sind böse und gute Kreaturen.

In mir selber wird das Paradies seyn, Alles was Gott der Vater hat und ist, das soll in mir erscheinen als ein Bild des Wesens der göttlichen Welt, alle Farben, Kräfte und Tugenden seiner ewigen Weisheit sollen in und an mir als seinem Ebenbilde offenbar seyn, ich soll die Offenbarung der geistlichen und göttlichen Welt seyn, und ein Werkzeug des Geistes Gottes, mit dem er spielt. Ich soll das Saitenspiel seines ausgesprochenen Worts und Halles seyn, und nicht allein ich, sondern alle meine Mitglieder in dem herrlich zugerichteten Instrument Gottes, wir sind alle Saiten in seinem Freudenspiel, der Geist seines Mundes ist's, der unsere Saiten schlägt.

Alles, was in der Natur läuft, das quält sich; was aber der Natur Ende erreicht, das ist in Ruhe ohne Qual, und wirkt doch, aber nur in einer Begierde. Alles, was in der Natur Angst und Streit macht, das macht in Gott eitel Freude, denn das ganze Himmels-Heer ist Alles in eine Harmonie gerichtet: ein jedes Königreich der Engel in ein sonderlich Instrument, aber Alles in einander in eine Musik, Alles in dem einzigen Liebehall Gottes, eine Saite dieses Spiels erhebt und erfreut die andern; und das ist der Anfang und das Ende aller Dinge.

Alles ist Babel, was sich mit einander um die Buchstaben zanket. Die Buchstaben stehen alle in einer Wurzel, die ist der Geist Gottes: gleichwie die mancherlei Blumen alle in der Erde stehen, und alle neben einander wachsen; keine beißt sich mit der andern um Farben, Geruch und Geschmack, sie lassen Erde und Sonne, Regen und Wind, Hitze und Kälte mit sich machen, was sie

wollen, sie aber wachsen eine jede in ihrer Eigenschaft; so ist's auch mit den Kindern Gottes, sie haben mancherlei Gaben und Erkenntniß, aber Alles aus Einem Geiste.

Spricht auch ein Kraut, eine Blume, ein Baum zum andern: du bist sauer und dunkel, ich mag nicht neben dir stehen. Haben sie nicht alle eine Mutter, aus welcher sie wachsen? So auch alle Seelen aus Einer, alle Menschen aus Einem. Warum rühmen wir uns, Kinder Gottes zu seyn, wenn wir doch unverständiger sind, als die Blumen und das Kraut auf dem Felde?

Alles eigenes Suchen und Forschen in der Selbstheit ist ein vergeblich Ding; der eigene Wille ergreift Nichts von Gott, denn er ist nicht in Gott, sondern außer Gott in seiner Selbstheit, aber der gelassene Wille ergreift's, denn nicht er thut's, sondern der Geist in dem er still steht, dessen Werkzeug er ist, der offenbart sich im göttlichen Halle in ihm, so viel er will.

Und ob er in der Selbstheit durch Forschen und Lernen viel begreifen mag, welches nicht ohne ist, so ist aber doch sein Begriff nur außen im ausgesprochenen Wort, als in einer Form des Buchstabens und versteht nichts von der Form des ausgesprochenen Worts, wie das in seinem Grunde stehet. Er ist nur in der Form von außen geboren, und nicht in der Kraft der Allgebärerin, welcher Grund weder Anfang, noch Infassung, noch Ende hat.

Kein göttliches Wissen soll sich der Mensch in der Selbstheit zumessen, sondern in allen Dingen Gott die Ehre geben, sich in dem göttlichen Leben für nichtig und untüchtig halten, und das Alles, was ihm von göttlicher Kraft eingeführt wird, immerdar Gott wieder aufopfern und sagen: Herr! du hast Macht, zu nehmen Stärke, Kraft und Weisheit, dein ist die Ehre, ich will von dir ein Nichts seyn; sey du, lieber Gott, in mir was du willst.

3) Arcana coelestia, quae in scriptura sacra seu verbo domini sunt detecta: hic quae in Genesi una cum mirabilibus quae visa sunt in mundo spirituum et in coelo angelorum. Opus Emanuelis Swedenborg. Ed. Dr. J. F. J. Tafel. Vol. I—VI. Tubingae, Zu-Guttenberg, 1838. 8.

Das Hauptwerk Swedenborgs, bisher nur in einer sehr theuren oder gar nicht mehr zu habenden Londoner Ausgabe existirend, hier zum zweiten Mal edirt von dem berühmten Bekenner und Verbreiter der Swedenborgischen Lehre, Dr. Tafel in Tübingen. Die arcana coelestia enthalten die Auslegung der Genesis und des Exodus nach den von Swedenborg angenommenen Correspondenzen des Aeußeren und Innern, so daß z. B. die Schöpfungstage eben so viele Stufen der Wiedergeburt des Menschen bedeuten, und die Schöpfungsgeschichte zu einem Spiegel des ganzen swedenborgischen Systemes sich gestaltet. Neben der rein theoretischen Erklärung theilt der große schwedische Prophet auch seine zahlreichen Visionen mit und erläutert seine Lehre durch seine unmittelbaren Anschauungen des Geisterreichs. Der Wiederabdruck dieses großen Werks, das mit dem sechsten Theil noch keineswegs beschlossen ist, muß den Freunden der Lehre von großer Wichtigkeit seyn, und nicht minder interessant muß es für die seyn, die sich um die Geschichte der Theologie und Philosophie überhaupt bekümmern, denn Swedenborgs Lehre gehört zu den merkwürdigsten und wird in Nordamerika in bereits sehr vielen Tempeln gepredigt. Am Schluß des sechsten Bandes ist eine interessante kleine Biographie Swedenborgs abgedruckt, die er selbst verfaßt hat.

Zu Gunsten der vielen Leser, die nicht Latein verstehen, hat der Herausgeber auch eine deutsche, eben erst begonnene Uebersetzung folgen lassen:

4) Himmlische Geheimnisse, welche in der heil. Schrift oder in dem Worte des Herrn enthalten und nun enthüllt sind. Hier zuerst, was in dem ersten Buch Mosis. Zugleich die Wunder, welche gesehen worden in der Geisterwelt und im Himmel der Engel. Von Emanuel Swedenborg. Aus der lateinischen Urschrift übersezt von Dr. J. F. J. Tafel. Erster Band. Erste und zweite Lieferung. Tübingen, Zu-Guttenberg, 1838.

Derselbe Herausgeber hat sich auch in einer ausführlichen Streitschrift vom Standpunkt der „neuen Kirche“ oder der Swedenborgischen Lehre aus gegen Dr. Strauß erklärt und es wird allen denen, welche sich um diesen Streit überhaupt bekümmert haben, interessant seyn, die Frage der Zeit von dieser Seite aufgefaßt zu sehen.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 115.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 12. November 1838.

Literarische Nachlässe und Briefwechsel.

Es dürfte wohl an der Zeit seyn, einmal ein Wort der Mißbilligung über den zunehmenden Unfug zu äußern, der mit den literarischen Nachlässen und mit der Herausgabe von Privatcorrespondenzen getrieben wird. Schon haben wir ganze Bibliotheken von solchem literarischen Kehricht, das sonst bei Todesfällen berühmter Männer mit dem Besen in die ewige Vergessenheit gekehrt wurde, das aber jezt die speculative Dienerschaft, oft sogar Verwandtschaft in den Druck gibt.

Allerdings können in den im Winkel liegen gebliebenen Papieren und in den Correspondenzen berühmter Dichter und Denker zuweilen interessante Dinge enthalten seyn, die einen historischen Werth haben, die als geniale Produktionen den übrigen Werken des Verfassers anzureihen sind, die für die Charakteristik desselben schlagend sind, oder die wenigstens als Anekdote einen relativen Werth haben. Daß nun dergleichen zu Tage gefördert werde, wenn es ohne Verlezung der Discretion geschieht, ist ganz in der Ordnung und muß mit Dank anerkannt werden. Allein dergleichen wirklich interessante Dinge schwimmen bekanntlich in den bändereichen Nachlässen und Correspondenzen nur wie wenige Fettaugen auf einer dünnen Wassersuppe herum, und die ungeheure Mehrzahl der Seiten ist mit nichts als Trivialitäten angefüllt, mit längst vergessenen Privatangelegenheiten, gegen deren Bekanntmachung die Verstorbenen selbst gewiß protestirt haben würden, und durch deren Veröffentlichung das Publikum auch ganz und gar nichts gewinnt. Jeder Empfehlungsbrief voll hergebrachter Complimente, ja jede Einladungskarte wird abgedruckt, von jedem kleinen Unwohlseyn des Mannes, ja der Frau und Kinder werden wir umständlich unterrichtet. Aber nicht genug, daß wir die berühmten Männer auf diese Weise im Schlafrock kennen lernen, durch die Bekanntmachung ihrer Correspondenz werden uns auch alle ihre kleinen Schwächen, Rivalitäten, Eitelkeiten, wird uns die gemeine Seite selbst ihrer ökonomischen Existenz enthüllt, daß dadurch die Ehrfurcht, die wir von dem Genius hegten, verschwindet, und nur eine Geringschäzung des Menschen übrig bleibt. Den Herausgebern scheint diese Wirkung gleichgültig, wenn sie nur das Honorar einziehen. Haben aber die berühmten Männer eine solche Prostitution verdient? Es ist bekannt, daß je mehr ein Denker oder Dichter sich in seine Ideenwelt versenkt, er in der dem Leben zugekehrten Seite oft sonderbare Erscheinungen darbietet. Er ist reizbarer als andere Leute, und gibt wie in den Sympathien so in den Antipathien häufig Blößen. Hier vertraut er zu viel, dort ist er zu ängstlich, mißtrauisch, ungerecht. Kommen noch dazu die gemeinen Sorgen des Lebens, Sollicitationen oder Gönnerschaften, Rivalitäten und Polemik, so werden die Aeußerungen selbst sehr berühmter Männer in gewissen Stimmungen nicht selten kleinlich. Allein soll man diese unbewachten Aeußerungen verschlossener Briefe, die nie für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, nun preisgeben? Hat der, welcher sein ganzes irdisches Daseyn opferte, um die Welt der Ideen zu bereichern, nicht ein Recht, daß man ihm um seines geistigen Lebens willen, das ihn unsterblich macht, die Zufälligkeiten und Schwächen seines äußern Lebens verzeiht? Wie widrig ist es doch, dem, dessen schöner Genius mit lichten Schwingen schon längst den ewigen Sternen zuschwebte, immer noch geschäftig seinen Leichnam, seinen Hut und Stock und seine Perrücke nachzutragen, damit ja nichts an ihm fehle!

Wir unterscheiden zwei Classen dieser Literatur. Die eine geht von unbedingten Verehrern aus, die jedes Papierstreifchen, das der berühmte Mann beschrieben, für eine Reliquie angesehen wissen wollen und die das falsche Gold auf ihrem eignen Livréekragen nur für den Abglanz seines Hiligenscheins halten. Wir haben früher schon einmal diese ganze Literatur die Bedienten-Literatur genannt, und sie ist in der That nichts besseres.

Alle Eigenschaften eines devoten und auf seinen Herrn eiteln, dabei zugleich ein wenig speculativen Kammerdieners wiederholen sich darin. Die Herausgeber sind die Clerys und Constants der literarischen Könige. — Die andere Classe, die in jüngster Zeit mehr in Aufnahme gekommen ist, geht von der richtigen Ansicht aus, daß diese Literatur im Grunde äußerst langweilig sey. Sie sucht nun, von jeder Pietät weit entfernt, geflissentlich die Schwächen der berühmten Männer hervor und tischt kleine Skandale aus dem Privatleben und aus der geheimen Geschichte literarischer Koterien auf. Dies könnte man die Lumpensammler-Literatur nennen.

Wir wollen nicht auf alles das zurückkommen, was in dieser Beziehung über Goethe geschrieben oder aus Goethe's Briefen mitgetheilt worden ist. Die Briefwechsel mit Schiller, Zelter, Knebel, Merk, der Bettina rc., die Gespräche mit Falk, Eckermann enthalten ohne Zweifel manches geistreiche Wort, das den übrigen unsterblichen Werken des Autors beigesetzt zu werden verdient, und manches andere, das wenigstens zu seiner bessern Charakteristik dient, aber auch neben den Körnern entsetzlich viel Spreu. Doch da man unser Urtheil vielleicht für befangen halten könnte, wollen wir den Verehrern des großen Dichters keineswegs das lange Vergnügen, diese Nachlässe zu lesen, verkürzen. Uebrigens ist das Geklatsch, das Goethe's persönliche Schwächen anatomirt und die schwarze Wäsche, in der man deßfalls wühlt, uns eben so widrig, als das Vergöttern derselben Menschlichkeiten. Goethe's Tugenden und Fehler liegen über diesen gemeinen Kreis der häuslichen Existenz hinaus; es sind die Tugenden und Fehler eines welthistorischen, durch die Jahrhunderte schreitenden Geistes, nicht die eines Privatmanns von gestern oder heute.

Wen es gelüstet, in die unreine Werkstätte der Literatur einen recht tiefen Blick zu thun, wer die berühmten Männer der letzten fünfzig Jahre hinter den Coulissen sehen will, wie sie sich im Negligée und in allen ihren Schwächen preisgeben, wie sie aus Reizbarkeit, Eifersucht, sogar aus noch gemeinern Rücksichten gegen einander intrigiren rc., der lese das Buch: Christian Gottfried Schütz, das sein Sohn, der Hendel-Schütz, seiner Zeit auch berühmter Herausgeber einer skandalösen Biographie Müllners, unlängst zu Tage gefördert hat. Hier kann man in zwei enggedruckten Bänden lesen, wie sich nicht bloß die berühmten, sondern auch die unberühmten Schriftsteller öffentlich und heimlich herumgebissen haben. Der alte Schütz war Stifter und Redakteur der Halle'schen Allgemeinen Literatur-Zeitung, hatte also Gelegenheit, in viele Karten hineinzusehen, und der junge Schütz läßt nun alle Briefe, die in literarischen Angelegenheiten an seinen Vater geschrieben worden sind, rücksichtslos abdrucken.

Liebhabern von alten Kleidern sind ferner zu empfehlen die literarischen Zustände und Zeitgenossen aus Karl August Böttichers handschriftlichem Nachlasse, von seinem Sohne herausgegeben, (Leipzig, bei Brockhaus, 1838). In zwei Bänden ist hier gleichfalls hauptsächlich nur von den kleinlichen Persönlichkeiten der alten literarischen Nobilitäten die Rede. Bötticher hielt sich viel in Weimar auf und wurde zu den Gesellschaften Goethe's, Herders, Wielands zugezogen. Abends, wenn er nach Hause kam, setzte er sich dann hin und schrieb nieder, was er gehört, und das Alles läßt jetzt sein Sohn abdrucken. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Schilderungen etwas Pikantes haben, sofern der Satyr überall hindurchblickt. Kaum sollte man dem guten alten Bötticher so viel geistreiche Bosheit zutrauen, als diese Schilderungen verrathen. Er schont nichts, alle Unarten, alle kleinen Schwächen, alle Lächerlichkeiten der Personen, unter denen er so eben erst im geselligen Kreise saß, gibt er Preis. Er steigt so tief ins Triviale hinab, daß er sogar (I. 59) eine Geschichte erzählt, wie Goethe als kleines Kind ein anderes, das er nicht leiden können, immer verklagt habe: „Der Hüschen frißt Wecken.“ Man traut seinen Augen kaum, wenn man dergleichen gedruckt liest. Doch das ist noch nicht genug. Die Heroen unserer Literatur werden auch der niedrigsten Erwerblust bezüchtigt: „Sie glauben, heißt es I. 165, das Publikum müsse Alles dankbar aufnehmen. Die Horen sind doch nur eine mercantilische Speculation von Schiller rc.“ und S. 169: „Goethe spricht schon von einem fünften Bande des Wilhelm Meister. Die vier Friedrichsd'or per Bogen schmecken so gut, daß noch sechs oder acht Bände daraus werden können.“ Pfui, wie gemein, und zugleich wie ungerecht! — Außerdem unterrichtet uns Bötticher von seinen Mißhelligkeiten mit den Schlegels wegen einer Recension des längst vergeßnen Jon, und von seiner Bekanntschaft mit Ramler, Reichardt, Caroline Rudolphi rc.

Ein gar wackrer Mann und einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller, den die Schweiz hervorgebracht hat, Ulrich Hegner, hat unlängst ein Schriftchen herausgegeben: Beiträge zur nähern Kenntniß und wahren Darstellung Johann Kaspar Lavaters, aus Briefen seiner Freunde an ihn und nach persönlichem Umgang, (Leipzig, Weidmann, 1836). Wir bedauern, auch in diesem Buch Dinge gefunden zu haben, die doch wahrhaftig besser ungedruckt geblieben wären, z. B. die unglaublich geschmacklosen und widrigen Freundschaftsbetheurungen von Männern gegen den Mann. So

schreibt Pfenninger an Lavater: „Ach, ach, ach, Du bist doch mein Bruder? sieh mich an, Du bist doch mein Bruder? Du küssest mich, küssest mich, drückest mich an Dich — ja ich fühl' es." So Häfeli an denselben: „Ach könnte ich an Deiner Brust liegen in Sabbaths-heiliger Abendstille — o Du mein Engel!" So Maler Füßli an denselben: „Ich kann für Dich beten, obgleich nicht für mich; und Gott weiß, daß ich mit meiner Gesundheit die Deinige kaufen wollte.

Jeden glühenden Kuß, auf angebeteter Lippe
Glühenden Kuß, auf die ersterbenden
Rosenhügel der Lust einsam gesiegelt — gäb'
Ich für Deine Umarmung hin."

Wozu solche Briefe abdrucken? Wir erfahren aus den Briefen, die von etwas mehr Gehalt sind und aus den Schlußbemerkungen des Herausgebers, daß Lavater ein guter, höchst geistreicher, aber auch etwas eitler und schwacher Mann war. Dies darf übrigens schon als allgemein bekannt vorausgesetzt werden. Goethe, früher sein wärmster Freund, behandelte ihn später kalt und vornehm. Klopstock schrieb ihm ehrlich, es zieme sich nicht, daß er (Lavater) sich wie ein Heiliger anbeten lasse. Am besten äußerte sich Herder darüber, daß Lavater unbefugterweise seine Briefe bekannt mache: „Ich weiß nicht wie mich dünkt, aber unser Briefwechsel ist schon (ohne Zweifel von Ihrer Seite aus den besten, edelsten, Beweggründen; kein Gedanke an andere!) zu laut, zu bekannt, als ein stilles Wort zweier Freunde über solche Sachen, das so unmittelbar von Seele zu Seele kommen will, als nur möglich. Da ich wenigstens, ich weiß nicht ob aus Blöde oder Eitelkeit oder Klugheit oder Treue des Herzens, fast zum ersten Kennzeichen, wie alles Göttlichen, Guten und Wahren, so insonderheit der Freundschaft mache, daß sie versiegelt sey, und nur durch That, Folge und Wirkung offenbar werde."

Möchten diese Worte Herders doch von den Herausgebern der Nachlässe und Correspondenzen beherzigt werden!

Michael Beers Briefwechsel, herausgegeben von Eduard von Schenk (Leipzig, Brockhaus, 1837), hält sich von allen Persönlichkeiten, von allem literarischen Geklatsch rein, tauscht nur ästhetische Ansichten aus und bestätigt die gute Meinung, die man durchgängig von dem Verstorbenen gehabt hat; doch tief eingreifende Ideen vermißt man darin.

Die Reliquien von Justus Möser, herausgegeben von Abeken (Berlin, Nicolai, 1837), enthalten ein Facsimile des edeln alten Möser, so wie eine Abbildung des ihm errichteten Denkmals und einige seiner bisher ungedruckten Briefe (z. B. einen französischen an Voltaire über Luther) und Briefe an ihn (z. B. von Goethe), endlich einige kleine Fragmente und Aphorismen, in denen überall der Verfasser der patriotischen Phantasien nicht zu verkennen ist, der wackere, nicht genug zu verehrende Mann, der in der Perrücken- und Franzosenzeit der erste war, der die Deutschen wieder an sich selbst zu erinnern wagte.

(Der Schluß folgt.)

Theosophie.

(Schluß.)

5) Die durchgängige Göttlichkeit der heiligen Schrift oder der tiefere Schriftsinn, die Selbstbeglaubigung des Wortes Gottes, und die innere Unhaltbarkeit sowohl der bloß buchstäblichen als der natürlichen und der mythischen Schrifterklärung, mit besonderer Rücksicht auf das Leben Jesu und die Streitschriften des Dr. Strauß. Von Dr. J. F. J. Tafel. Tübingen, Zu-Guttenberg, 1838.

Herr Tafel erklärt sich hier sowohl gegen die buchstäbliche als gegen die rationalistisch-natürliche, als gegen die straußisch-mythische Auslegung der heiligen Schrift und vertheidigt ihren tiefen mystischen, nicht vom Buchstaben abweichenden, aber diesen erklärenden Sinn als die allein richtige Erklärung derselben, worin zugleich der Beweis liege, daß sie unmittelbar göttliche Offenbarung sey.

6) Swedenborg und seine Gegner oder Beleuchtung der Lehren Swedenborgs rc. Von demselben. Tübingen, Laupp, 1838.

Erwiederungen auf die Kritiken Carovés und des Rheinwald'schen Repertoriums. Mit unermüdlichem Fleiße widerlegt der Verfasser nach allen Seiten hin die Angriffe auf Swedenborg, und er weist in der That siegreich nach, wie wenig genau es seine Gegner genommen haben. Es pflegte von jeher im Kampfe gegen die sogenannten Mystiker und Schwärmer so zu gehen. Man verurtheilt sie, ohne sie zu kennen, ohne sie nur kennen zu wollen. Tafel weist dem Dr. Carové nicht weniger als 144 wohlgezählte Unwahrheiten nach. Nach C. soll

Swedenborg nur wenige biblische Bücher als echt anerkannt haben und dagegen Jakob Böhmr alle. Tafel beweist gerade das Gegentheil. Nach E. soll der Convent der Neuen Kirche zu Philadelphia 1822 in den neu festgesetzten Glaubensartikeln an Swedenborgische Schriften gar nicht gedacht haben; T. beweist, daß diese Schriften im Gegentheil ausdrücklich als die Quellen der ganzen Lehre bezeichnet und die Lehrer darauf verpflichtet worden sind. In Rheinwalds Repertorium wird eine Hauptlehre Swedenborgs verdammt, weil der Recensent sich durch eine fehlerhafte Uebersetzung Hofackers irre führen ließ. Tafel beweist aus dem lateinischen Original, daß Swedenborg gerade das Gegentheil gelehrt hat. Und so fort. So wird heutzutage wissenschaftliche Kritik geübt.

7) Grundzüge der wahren Staats- und Religionslehre, in besondern Materien beleuchtet vom pens. Finanzrath Pauls in Ulm. Blaubeuren, Mangold, 1837.

Der Verfasser ist ebenfalls ein Anhänger Swedenborgs und verlangt in den wohlwollenden Abhandlungen, welche dieser Sammlung einverleibt sind, auch das politische Leben soll sich mit Religiosität durchdringen. Am Schluß theilt er Nachrichten aus seinem eignen Leben mit, von seinen Leiden und Entbehrungen und vom Troste, den er aus der Swedenborgischen Lehre geschöpft.

Lyrische Dichtkunst.

49) Pantheon oder Auswahl des Schönsten und Besten aus den bekanntesten Literaturen aller Zeiten. Herausgegeben von Adolf Fürstenhaupt. Erster Band. Berlin, Natorff und Comp., 1837.

50) Das Büchlein junger Lieder. Eine Freundschafts- und Liebesgabe. Berlin, Heymann, 1837.

51) Nationalversammlung deutscher Lyriker des 18ten und 19ten Jahrhunderts, herausgegeben von Fr. Stolle. Grimma, Gebhardt, 1838.

Drei neue Anthologien, jede willkürlich auswählend, was den Herausgebern gerade gefallen hat. Das Pantheon will Alles umfassen, die Anlage ist aber offenbar zu großartig. Es enthält Bruchstücke aus Homer, Apollonius, Claudianus, Dante, Wolfram von Eschenbach, Klopstock, Ernst Schulze, Goethe, dem Cid, Ossian, Milton, Voltaire, Lamartine ꝛc. Recht gut, aber wie viele Dichter müßte das Pantheon nicht noch ausziehen, wenn es alles Beste aus allen Zeiten aufnehmen wollte? und was ist mit solchen Bruchstücken gethan? — Die zweite Sammlung enthält nur lyrische Dichtungen von neuern Dichtern, Uhland, Rückert, Platen, A. Grün, Lenau ꝛc. — Der dritte schleppt unter andern eine Menge Namen, die Niemand kennt, zur Nationalversammlung herbei und stempelt zum Theil die obscursten Poeten zu Repräsentanten deutscher Poesie.

52) Allgemeines deutsches Liederbuch von Guido Reinhold. Mit einem Melodienbuch. Leipzig, Eisenach, 1838. 16.

Diese zwei kleinen Bändchen, wovon jedes nur 12 Groschen kostet, enthalten einen außerordentlichen Reichthum von guten ernsten und fröhlichen Klängen, die besten und beliebtesten Studentenlieder, Trinklieder, Kriegslieder, Volkslieder, Romanzen, Ständchen ꝛc., mit sehr guter Auswahl fast lauter Lieder, die entweder von den besten Dichtern herrühren oder wenigstens im Volk populär geworden sind. Einige Fest- und Bundesgesänge von bloß provinzieller Bedeutung scheinen für Käufer aus eben diesen Provinzen berechnet zu seyn. Es ist Schade, daß diese fleißige und sehr zweckmäßige Sammlung nicht auf besseres Papier gedruckt ist.

Bitte.

Da jeder gute und brauchbare Aufsatz, wenn er **unmittelbar an die Redaktion des Morgenblatts**, und jedes größere wirklich gehaltvolle Manuscript, wenn es **unmittelbar an die J. G. Cotta'sche Buchhandlung** eingesandt wird, die gewünschte Berücksichtigung auch ohne eine besondere Empfehlung von Seiten des Unterzeichneten zu erwarten hat, so bittet derselbe wiederholt (wie er schon früher, obwohl vergeblich, gethan hat), man wolle ihn gütigst mit der Zusendung von Manuscripten verschonen, wenn sie nicht ausschließlich für das Literaturblatt bestimmt sind.

Dr. Menzel.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 116.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 16. November 1838.

Literarische Nachlässe und Briefwechsel.

(Schluß.)

Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr, aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde. Erster Band. Hamburg, Perthes, 1838.

Obgleich auch dieses Werk zu viele bedeutungslose Specialia enthält, wodurch die Papiermasse unnöthig anschwillt, gewährt es doch eine erfreuliche Lektüre. Niebuhr war ein Ehrenmann und bewährete seinen Charakter in allen Verhältnissen des Lebens und der Literatur. Der beste Familienvater war er zugleich ein treuer, stets geradsinniger, nie mit gemeinen Intrignen sich befassender und eben deßhalb überall imponirender Staatsdiener, und zwar in Preußens verhängnißvollster Periode, endlich ein ausgezeichneter Gelehrter, väterlich gesinnt gegen jüngere Forscher, überall anregend und wohlthätig in den Kreisen seiner Wirksamkeit, und beim männlichsten Charakter doch voll zarten Gefühls. Eine solche Erscheinung verdient wohl, daß man bei ihr verweile, sich also auch einige minder interessante Briefe mitunter gefallen lasse. Die Hauptsache ist, daß uns hier der Mensch interessirt, nicht bloß der Schriftsteller; während uns bei so vielen anderen berühmten Personen, deren Briefwechsel uns mitgetheilt wird, wegen ihrer Charakterschwächen, Eitelkeiten, Unwahrheiten das Menschliche nur anwidern kann, und nichts an ihnen eigentliche Gültigkeit hat, als ihr Geist in ihren Schriften.

Da Niebuhr hochgestellt und mit der Politik seiner Zeit betraut war, vermissen wir in seinen Briefen die geschichtlich wichtigen Bemerkungen und Aufklärungen. In dieser Beziehung ist seine Correspondenz arm zu nennen. Sind denn Briefe zurückgehalten, oder hat es Niebuhr selbst unterlassen, sich in gleichzeitigen Briefen bestimmter über die Zeitläufte zu erklären? Von Niebuhr hätten wir wenigstens theilweise eine Correspondenz erwartet, wie die zwischen den Freiherren von Stein und von Gagern.

Mit seinen literarischen Urtheilen ist Niebuhr in den Briefen freigebiger, als mit den politischen. Sie sind nach seiner Art stets geradsinnig, unbestochen, sehr oft in Widerspruch mit der Bewunderung des großen Haufens. So z. B. das über Johannes von Müller Seite 513: „Müllers Briefe haben Dir also einen eben so freundlichen Eindruck gemacht als Savigny, doch hat er diesem nicht ganz vorgehalten. Ich habe sie noch nicht gelesen, weil ich sie mir nicht kaufen mag. Merkwürdig werden sie seyn wie die an Bonstetten, aber ich kann mich nicht darüber täuschen, daß Müllers Gefühle und Urtheile von seiner frühesten Jugend an gemacht waren. Der reine Lebensathem der frischen Wahrheit fehlt in allen seinen Schriften. Er hatte ein außerordentliches Talent, sich eine Natur anzunehmen und mit Consequenz zu behaupten, bis er sie wieder mit einer andern vertauschte; aber daß er in sich keine Haltung hätte, daran hatte ich nach seinen Schriften vom bellum cimbricum bis auf die Posaune keinen Zweifel, auch ehe ich ihn sah. Ihm fehlte alle Harmonie, und mit dem Alter versiegte er immer mehr. Seine Talente bestimmten ihn zum Gelehrten im engsten Sinne des Worts; historische Kritik hatte er gar nicht; seine Phantasie war auf wenige Punkte beschränkt, und die beispiellose Anhäufung von faktischen Notizen, als ein zahlloses Einerlei, war doch im Grunde todt in seinem Kopf. Vergib mir dieses Urtheil: es wird Dir nicht möglich dünken, daß ich, kaum auftretend als historischer Schriftsteller, denjenigen herabzuwürdigen suchen möchte, welcher den meisten Ruhm unter uns hat, obwohl er kaum gelesen, und die Nichtigkeit seiner Universalgeschichte auch von seinen Verehrern eingeräumt wird." So auch das Urtheil über Wilhelm Meister Seite 521: „Wir lesen jetzt, so viel als meiner Entwöhnung vom Vorlesen möglich ist, den Wilhelm Meister,

dem ich früher niemals habe Geschmack abgewinnen können. Ich war neugierig, ob es jezt anders seyn würde, da der Aeltere weniger einseitig ist als der Jüngling es war, und an relativen und einzelnen Schönheiten Freude empfinden kann, wenn auch das Ganze keine erfreuliche und keine hinreißende Wirkung macht. Es will aber auch jezt nicht besser gehen. Etwas vollkommner Geschriebenes und Ausgearbeitetes hat unsere Sprache wohl nicht, — Klopstocks Gelehrtenrepublik ausgenommen — an Anschaulichkeit und Colorit ist nichts damit in unsrer Literatur zu vergleichen: es ist darin eine Fülle von feinen Bemerkungen und herrlichen Stellen, die Verwicklungen sind äußerst fein, und alles ist bewundernswürdig gleich gehalten: das alles weiß ich jezt mehr als früher zu schätzen. Aber die Unnatürlichkeit des Plans, der Zwang der Beziehungen dessen was in einzelnen Gruppen meisterhaft entworfen und ausgeführt ist auf eine gesammte Verwicklung und geheimnißvolle Leitung, die Unmöglichkeit darin, und die durchgehende Herzlosigkeit, wobei man sich noch am liebsten an die ganz sinnlichen Personen hält, weil sie doch etwas dem Gefühl Verwandtes äußern, die Nichtswürdigkeit oder Geringfügigkeit der Helden, an deren Portraitschilderungen man sich doch oft ergözt — das alles macht mir das Buch noch immer unangenehm, und ich ärgere mich an der Menagerie von zahmem Vieh."

Schriften über Nordamerika.

4) Gemälde von Nordamerika in allen Beziehungen. Eine pittoreske Geographie mit mehreren hundert Abbildungen. Von Traugott Bromme. Erste bis fünfte Lieferung. Stuttgart, Scheible, 1837, 1838.

Als Reisehandbuch eine sehr umfassende Compilation aus den besten Quellen. Voran eine Geschichte der Entdeckung Nordamerikas, der Entstehung und Ausbildung der englischen Colonien und der Vereinigten Staaten. Dann eine Schilderung des Bodens, des Klimas, der geographischen Lage, der Produkte ꝛc. Ferner Beschreibung der wilden Indianerstämme und der neuen Bevölkerungen aus Europa und Afrika. Endlich die besondere Darstellung der einzelnen Staaten. Das Ganze ist auf drei Bände berechnet. Die vorliegenden Lieferungen beschließen noch nicht den ersten. Unter andern findet man darin eine recht gute Zusammenstellung der deutschen Auswanderungen nach Amerika.

Das Werk würde viel gewonnen haben, wenn die Abbildungen schöner wären.

5) Das Verfassungsrecht der Vereinigten Staaten, nach James Kent, nebst der Verfassungsurkunde und einer statistischen Tabelle von Dr. Bissing. Heidelberg, Reichard, 1836.

Die amerikanische Grundverfassung und ein Commentar dazu, wodurch man über alle Aemter und deren Rechte und Pflichten in den Vereinigten Staaten genau unterrichtet wird, und zwar über die Funktionen des Congresses oder der legislatorischen, des Präsidenten oder der administrativen und drittens über die unabhängige richterliche Gewalt. Ein brauchbares Hülfsmittel zum Verständniß der in den Vereinigten Staaten obschwebenden Fragen.

6) Ueber die Verfassungsurkunde der Vereinigten Staaten. Historischer Theil. Nach Storys Commentarien bearbeitet. Leipzig, Hinrichs, 1838.

Die Verlagshandlung entschuldigt sich, Herr Dr. Buß in Freiburg habe das Ganze nicht vollendet, und so erscheine nur ein Fragment, das aber in sich zusammenhängt und als selbstständig zu betrachten ist. Es enthält die Unabhängigkeitserklärung, die Verfassungsurkunde der Vereinigten Staaten, die Geschichte der einzelnen Colonien und den Ursprung der verschiedenen Rechte derselben, dann noch eine Geschichte des Ursprungs der Constitution.

7) Die britischen Colonien, nach ihren geschichtlichen, physischen, statistischen, administrativen, finanziellen, mercantilen und übrigen socialen Beziehungen von Montgomery-Martin. Aus dem Engl. von Dr. Fritsch. Dritte Lieferung: Nordamerika. Leipzig, Hinrichs, 1836.

Ein sehr ausgezeichnetes Handbuch, dessen erste und zweite Lieferung die ost- und westindischen Colonien schildert (vergl. Literaturblatt von 1836, Nr. 25, 26), und dessen dritte Canada und die noch übrigen Besitzungen der Engländer auf dem Festland von Nordamerika beschreibt. Zuerst schildert der Verfasser die geographische Lage dieser Provinzen, dann theilt er die Grundzüge ihrer Geschichte mit; ferner beschreibt er ihr Klima, ihre geognostischen Verhältnisse, ihre Vegetation, ihre Thiere, und alle ihre Naturprodukte; endlich ihre Bevölkerung, deren Verfassung, Finanzen, Handel, Religion und Sitten. Wer sich in den Stand setzen will, über die in neuerer Zeit angeregte canadische Frage eine Meinung zu fassen, dem wird dieses gründliche statistische Werk die

beste Hülfe darbieten. Die eigenthümlichen Lebensverhältnisse der alten Besitzer in Canada, die Handelsinteressen und die ganze politische Stellung der Colonie zum Mutterlande sind sehr klar auseinandergesetzt.

8) Das Westland. Nordamerikanische Zeitschrift für Deutschland. Herausgegeben von Neyfeld und Engelmann in St. Louis. Erster Band. Drei Hefte. Heidelberg, Engelmann, 1837.

Da es in Deutschland schon mehrere Journale für Kunde des Auslandes gibt, zweifeln wir, ob ein besonderes Journal für Amerika sich verinteressiren kann. Doch erkennen wir nicht bloß den guten Willen, sondern auch den richtigen Grundgedanken an. Deutschland und Nordamerika, in denen zwei brüderliche Völker wohnen, die sogar (in Nordamerika wenigstens zum Theil) die gleiche Sprache reden, sollten wohl durch ein Journal verbunden werden. Das „Westland" enthält Reiseberichte, topographisch-statistische Darstellungen, geschichtliche und politische Notizen, Kritiken von amerikanischer Literatur, Miscellen rc.

9) Briefe von Deutschen aus Nordamerika mit besonderer Beziehung auf die Gießner Auswanderer-Gesellschaft vom Jahr 1834. Altenburg, Expedition des Eremiten, 1836.

Eine Gesellschaft von Auswanderern schiffte sich 1834 zu Bremen ein, um in Nordamerika ein Neu-Germanien zu gründen. Dieser Plan scheiterte an der Unzulänglichkeit der Mittel und an der Unerfahrenheit der Auswanderer. Die Deutschen spielen in Amerika eine nicht unbedeutende Rolle, aber nur in dem Maaß, in welchem sie eingebürgert, eingewachsen, längst vertraute Glieder der Union sind. Ein Neu-Germanien hat sich dort schon ganz von selbst zu bilden angefangen, sofern die deutschen Grundbesitzer der nordwestlichen Provinzen allmählich sich vermehrt und in ihrem übereinstimmenden Votum ein schweres Gewicht in die politische Waagschale der Union gelegt und dabei ihre alten Sitten und ihre Sprache beibehalten haben. An diese sich anzuschließen, ist das einzige, was neuen deutschen Auswanderern übrig bleibt. Jedes von Europa aus improvisirte Unternehmen wird in seiner Isolirung scheitern. Man kann nicht wohl in Amerika nach den Instruktionen leben, die man aus Europa mitgenommen, man muß sich nach Land und Leuten fügen und den Auswanderern wächst, wie dem Anräus, erst die Kraft, wenn sie im Boden wurzeln.

Inzwischen sind Briefe, wie die vorliegenden, nicht bloß belehrend und warnend für neue Auswanderer, sondern auch interessante Beiträge zur Sittengeschichte des Jahrhunderts.

10) Der Auswanderer nach Amerika, oder treue Schilderung der Schicksale, welche mich auf meiner Wanderung nach und in Amerika trafen. Von D. F. Streckfuß. Zwei Bändchen. Zeitz, Webel, 1837.

Dem Verfasser ist es in Amerika schlimm ergangen; er ist in seinen Erwartungen getäuscht, von den Menschen betrogen worden und hat die Vereinigten Staaten fast nur von ihrer Schattenseite kennen gelernt. Sein Reisebericht, besonders die kleinen Abenteuer, die er als wandernder Krämer in den Vereinigten Staaten erlebte, sind zum Theil recht unterhaltend. Sehr ergötzliche Anekdoten werden mitgetheilt, z. B. folgende: „Ein armer, aber junger, kräftiger und wohlgebildeter Engländer, der erst vor kurzem gelandet war, reist durch Virginien und wird in dem Hause einer jungen, ledigen und schönen Plantagebesitzerin aufgenommen. Diese junge Dame ist Eigenthümerin von 200 Acres Landes, eines Farmhauses, — Breterhauses — eines alten und vier junger, männlichen Sclaven, welche leztern mit ihr aufgewachsen sind. Der junge englische Glücksjäger wird gut behandelt; er gefällt sich; findet seine junge Wirthin reizend, verliebt sich in sie, und glaubt hier sein Glück zu gründen. Seine Wünsche werden erhört und das junge, unabhängige Mädchen gibt ihm ihre Hand. Er findet aber bald, daß er mit ihrer Hand nicht auch die Herrschaft über sie gewonnen hat. Sie gebietet nach wie vor in ihrem Hause unumschränkt; und die Sklaven gehorchen nur ihr, wenn der Herr Gemahl auch Gegenbefehle gibt. Daraus entstehen bald ernstere Scenen. Der Herr Gemahl will den Gebieter spielen, und droht nicht selten mit ernsthafter Züchtigung; aber alle solche Drohungen werden immer verlacht. Endlich vergißt er sich einmal so weit, daß er seiner Gattin eine Ohrfeige gibt. Doch welchen traurigen Erfolg hat dieser Beweis seiner eheherrlichen Gewalt. Die junge, beleidigte, erzürnte Frau ruft ihre Sklaven zusammen, befiehlt ihnen, ihren Gatten zu entkleiden, an eine Thürpfoste zu binden und mit einer Pferdepeitsche weidlich auszugerben. Während zwei dies thun und dabei Gelegenheit haben, die rauhe Behandlung, welche sie zeither von ihrem Herren hatten erdulden müssen, zu vergelten, befiehlt sie ihre sechs Pferde zu satteln und zu zäumen, ihre Sachen aufzupacken und reitet mit gefüllter Brieftasche in Begleitung ihrer Sklaven davon; unbekümmert um den angebundenen und blutig geschlagenen Gemahl. Umsonst sind seine Anstrengungen, sich los zu machen. Endlich wird er durch einen vorbeikommenden Reiter von seinen Banden befreiet. Er schwört den Sklaven blutige Rache; denn er hofft auf die Rückkehr seiner Gattin; aber vergebens, und er muß sich

endlich damit trösten, in Besitz der schönen Plantage mit Vieh und Wirthschaftsgeräthe geblieben zu seyn. Doch auch dieser Trost soll ihm bald schwinden. Sein Rücken ist noch nicht geheilt, als ein naher Verwandter seiner Frau ankommt; eine von ihr ausgestellte, auf eine hohe Summe lautende Schuldverschreibung vorzeigt und Zahlung fordert. Aber wie diese leisten? — Die Brieftasche mit den Banknoten ist mit der theuern Ehehälfte verschwunden und ihm selbst nur eine sehr unbedeutende Summe zurück gelassen worden. Die Plantage wird nun sofort in Beschlag genommen, und da deren Werth nicht die Höhe der erborgten Summe erreicht, wird der Unglückliche ergriffen und in das Gefängniß gesezt. Er darf, da er noch nicht zwei Jahre im Lande ist, auf das Benefit — Befreiung vom Gefängniß — nicht Anspruch machen. Während er nun im Gefängniß sizt, kommt seine Gattin zurück, ordnet ihre Geschäfte, verschafft sich heimlich bedeutende Geldsummen und verschwindet für immer. Lange muß der Arme die der Gattin gegebene Ohrfeige mit schwerem Gefängnisse büßen, bis endlich das Herz des Gläubigers erweicht wird, und er die Freiheit erhält. Was später aus beiden geworden ist, habe ich nicht erfahren können; obschon das Ereigniß sich nur 11 Meilen von meinem Wohnorte in Maryland zugetragen hatte."

Das Buch enthält zugleich eine Menge praktischer Belehrungen für Auswanderer, besonders Anweisungen für Handwerker aller Art, was sie in Amerika, wenn sie dahin auswandern sollten, zu gewärtigen haben, und was nicht.

Naturwissenschaft.

Die Lehre von dem leiblichen Leben des Menschen. Ein anatomisch-physiologisches Handbuch zum Selbstunterricht für Gebildete, von Dr. A. W. Volkmann, Prof. in Leipzig. Mit 8 lithographirten Abbildungen. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1837.

Ein streng empirisches Handbuch, das überall vom Sichtbaren, ja vom Greifbaren, nämlich von der Anatomie ausgeht und nicht eher die Funktionen und das Leben des Körpers schildert, bis es das Körperliche selbst, das Werkzeug der Bewegung und des Lebens dargestellt. Im Allgemeinen unterscheidet es das thierische Leben des Menschen mit vorherrschendem Nervensystem, und das pflanzliche mit vorherrschendem Verdauungssystem, und handelt hier von Knochen, Nerven, Sinnen, von den Muskeln und der Bewegung, dort vom Verdauen, vom Blut, vom Athem und von der Geschlechtsthätigkeit.

Zu den interessantesten Parthien dieses reichhaltigen Handbuchs gehört die Untersuchung des Zusammenhanges zwischen den leiblichen Organen und den Seelenthätigkeiten, worüber bekanntlich schon so viel hin- und hergefaselt worden ist. Hier nur Einiges: „Wenn man einem Thiere von zäher Lebenskraft, z. B. einem Frosche, das Rückenmark zwischen den Vorder- und Hinterbeinen durchschneidet, so bleibt die hintere Hälfte des Thieres regungslos, während die vordere auf Anlaß einer drohenden Bewegung zu entfliehen sucht. Durchschneidet man das Rückenmark oberhalb der Vorderfüße, so bleibt der ganze Körper für todt liegen, während die Augen noch einige Zeit willkürlich blinken. Flourens hat durch zahlreiche Vivisektionen bewiesen, daß Zerstörung bestimmter Hirntheile Vernichtung bestimmter Seelenthätigkeiten nach sich zieht. Er schnitt Vögeln die Hemisphären des großen Gehirns aus, welche Verstümmelung die Thiere nicht nur Monate lang überlebten, sondern, da sie fetter wurden, auch ohne Nachtheil der Gesundheit zu ertragen schienen. Solche Thiere befanden sich fast immer im tiefsten Schlafe, sie bewegten sich nur selten freiwillig, und auch dann nie mit Zeichen von Ueberlegung. Die Hemisphären des großen Gehirns scheinen hiernach die Organe des höhern Seelenlebens, des Gedächtnisses, der Ueberlegung und des klaren Bewußtseyns, ferner der Sitz des Gesichts und Gehörs, nicht aber des Gefühls überhaupt, wie der Umstand beweist, daß die in die Luft geworfenen Vögel flogen. Zerstörung des kleinen Gehirns vernichtet das Vermögen, geordnete Bewegungen vorzunehmen. Das verstümmelte Thier sieht den drohenden Streich, der nach ihm geführt wird, es zerarbeitet sich, zu fliehen, kann aber weder laufen noch fliegen, und wälzt sich von einer Seite auf die andere. Die vorstehenden Angaben beweisen zum Theil schon das Vergebliche früherer Versuche, den Sitz der Seele zu bestimmen, denn man sieht bereits, daß alle Theile des Gehirns Antheil am Seelenleben haben. Andererseits scheint auch ein kleiner Theil des Gehirns die Funktionen aller übrigen mit übernehmen zu können; denn man weiß, daß Menschen ihre Geisteskraft behielten, deren Gehirn bis auf die Größe eines Hühnereies vereitert war, und Aenemann nahm Hunden einen beträchtlichen Theil ihres Gehirns, ohne daß diese die erlernten Kunststücke vergaßen. Solche und ähnliche Beispiele widerlegen vollständig das System Galls, welcher zwar das ganze Gehirn als Sitz der Seele betrachtete, aber für jedes Geistesvermögen ein besonderes körperliches Organ annahm."

Die lithographirten Abbildungen stellen die wichtigsten Theile des menschlichen Körpers anatomirt dar und illustriren das ohnedies sehr klar geschriebene Buch, das sich zum Selbstunterricht sehr gut eignet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 117.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 19. November 1838.

Geschichte.

1) Geschichte Europas seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts von Friedrich v. Raumer. Sechster Band. Leipzig, Brockhaus, 1838.

Dieser Band umfaßt die Geschichte Europas im siècle de Louis XIV., vom Jahr 1661 an, in welchem der Cardinal Mazarin starb und Ludwig selbst zu regieren anfing, bis zum Tode Ludwigs im Jahr 1715.

Mit Recht nimmt in diesem Werke, obgleich es die gesammte europäische Geschichte umfaßt, Frankreich und Ludwig XIV. den Vordergrund ein und beschäftigt das Interesse vorzugsweise. Frankreich fand das deutsche Reich nach dem dreißigjährigen Kriege fast aufgelöst, geschwächt, von unversöhnlichen Antipathien zerrissen, Spanien nach großer Kraftanstrengung in Lethargie, die Niederlande und Italien unter diesem unmächtigen Einfluß Spaniens, Holland im Kampf auf Tod und Leben mit dem nach der Seeherrschaft trachtenden England. Mithin konnten die Umstände für ein Umsichgreifen Frankreichs nicht günstiger seyn. Es hielt seine Nachbarn fortwährend getrennt, verbündete sich mit dem Einen gegen den Andern, hetzte den Einen gegen den Andern, bestach den Einen, schlug den Andern und ertrozte nach dem Siege über den Feind auch von den Bundesgenossen, was es wollte, oder erklärte sie, die nun allein standen, zu Feinden. Frankreich übernahm in dieser ganzen Zeit allein die Offensive und war der Held auf der welthistorischen Bühne. Seine Geschichte hat nun Herr von Raumer aus den zahlreichen Quellen, besonders auch aus den diplomatischen Correspondenzen, ausführlich zusammengestellt, zu einem klaren, selbst in den Einzelheiten scharf markirten Bilde.

Diesem Frankreich gegenüber hätte nun aber Deutschland mit derselben Ausführlichkeit geschildert werden sollen, weil die Erfolge Ludwigs XIV. nur aus der damaligen Desorganisation unseres Reichs zu erklären sind. Die deutsche Geschichte ist das nothwendige Complement der französischen damaliger Zeit. Ueberdieß ist der Verfasser selbst ein Deutscher. Wir begreifen daher nicht recht, warum er von Deutschland so überaus wenig gesagt hat. Hoffentlich wird er im nächsten Bande, wenn er den nordischen Krieg schildert, viel Versäumtes nachholen. Allein er hätte schon die Kriege mit Ludwig XIV. mehr von der deutschen Seite aus beleuchten sollen. Er begnügt sich, mit der genauesten Umständlichkeit dem Gange der diplomatischen Verhandlungen zu folgen, die Kriege selbst aber fertigt er in der Regel mit wenigen Zeilen ab. Daher ist das Bild, das er von dem unermeßlichen Elend, in welches Deutschland damals gestürzt wurde, das Bild des mannhaften Widerstandes, wo er sich zeigte, und des Verrathes, der leider noch häufiger war, nur höchst flüchtig hingeworfen, und von vielen der wichtigsten Parthien des Kampfes erfahren wir so viel wie gar nichts. Der holländischen Geschichte ist nur wegen der Beziehung Hollands zu England, aber nicht wegen seiner Beziehung zu Deutschland ein größeres Interesse gewidmet, von de Wit's Diplomatie ist sehr viel die Rede, aber von den Thaten so viel als nichts. Von dem patriotischen Entschluß Seelands, wodurch zuerst dem Strom der französischen Heere ein Damm entgegengesezt wurde, von der tapfern Vertheidigung Gröningens und dem charakteristischen Benehmen des holländischen Bürgers in dieser Lage ist nichts Näheres angegeben. Auch von der merkwürdigen Politik, die Ludwig XIV. gegen die Schweiz beobachtete, und die bisher am besten von Ochs in der Basler Geschichte dargestellt worden, erfahren wir so viel als nichts. In der Geschichte des Kampfes am Rhein ist zwar der Verheerung der Pfalz, des Brandes der Städte, der Besitznahme Straßburgs &c. erwähnt, aber nicht der so interessanten nähern Umstände. Der patriotischen Klagen und des herrlichen Benehmens des Generals Thüngen ist nicht gedacht, eben so wenig ist die großartige Ansicht, welche

Prinz Eugen von der damaligen Lage Deutschlands hatte, aus dessen Briefen mitgetheilt. Der Politik Bayerns, im innigsten Zusammenhange mit der französischen, der Zug nach Tyrol, der Schlacht bei Hochstädt, dem bayerischen Aufruhr ꝛc. ist nicht genug Aufmerksamkeit geschenkt. In einem Großoctavbande von 611 Seiten, der ausschließlich von dem genannten Zeitpunkt handelt, hätten doch wohl alle diese deutschen Verhältnisse und die handelnden Personen etwas deutlicher hervortreten können.

Nur die englische Geschichte ist wieder mit derselben Vorliebe behandelt, wie die französische, da in diese Zeit der so wichtige, bereits von George Moore meisterhaft beschriebene Dynastienwechsel fällt.

2) Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs. Mit besonderer Rücksicht auf geistige Bildung. Von F. C. Schlosser, Geh. Rath. Erster und zweiter Band. Heidelberg, Mohr, 1836, 1837.

Der Verfasser hat seine schon früher erschienene Geschichte des 18ten Jahrhunderts hier durchaus umgearbeitet und ansehnlich erweitert. Am Schluß des zweiten Bandes ist er noch nicht bei der französischen Revolution angelangt.

Seine Darstellungen zeichnen sich zum Theil durch neue Forschungen aus, namentlich durch solche, die er in den Pariser Archiven gemacht hat, überall aber durch eine edle Freimüthigkeit, die dem Geschichtschreiber so wohlanständig ist. Der erste Theil beginnt mit dem spanischen Erbfolge- und mit den nordischen Kriegen Karls XII., und schildert den Zustand Europas bis zum österreichischen Erbfolgekriege, eine Periode voll politischer Erbärmlichkeit. Wie einst Windeck das Zeitalter des Constanzer Concils, so charakterisirt Schlosser das des europäischen Gleichgewichts mit den so derben als wahren Worten: „Abgefeimte, moralisch verdorbene, ganz schamlose Menschen regierten fast in allen Staaten, weil man glaubte, ein Diplomat müsse über die Vorurtheile gemeiner Moral hinaus seyn und entweder mit Militärgewalt oder Kniffen die Menschen leiten, wie er die Hofcabale zu leiten gewohnt war, oder wie ein Handelsgeschäft geführt wird, das sich durch Ehrlichkeit nicht mehr aufrecht halten läßt.“

So verfehlt denn auch Schlosser nicht, wo es Noth thut, einen warmen Patriotismus auszusprechen und sich gegen die Ausländerei der Deutschen im vorigen Jahrhundert zu erklären. Sehr schön sagt er in dieser Beziehung, wie viel Leibnitz versäumt hat: „Bekanntlich verschmähte Leibnitz oder wagte wenigstens nicht, sich durch den Gebrauch von Luthers Sprache ein deutsches Publikum zu verschaffen, wie sich Locke ein englisches geschaffen hatte. Leibnitz, dem Zeitgeist und der Aristokratie huldigend, wollte oder durfte Franzosen und Engländern nicht zumuthen, zu ihm nach Deutschland zu kommen, sondern er ging zu ihnen ins Ausland, oder mit andern Worten, er schrieb nicht deutsch, sondern in fremden Sprachen. Leibnitz schrieb in einem Latein voller Gallicismen, in einem Französisch voller Latinismen, so daß ihn Bolingbroke nicht ganz mit Unrecht der Barbarei und Unverständlichkeit anklagt; Gottfried Arnold und seine Freunde schöpften dagegen ihre Sprache aus den Quellen, wo sie sich ungetrübt vom Schlamm der Nachbaren und vom lateinischen Schmutz des Mittelalters finden ließ. Ihre Prosa war wenigstens ungekünstelt, viele ihrer Schüler dichteten originell schwärmend, wenn ihrer Kopfhängerei auch die Frische des Lebens ganz fehlte.“

Ueberhaupt ist viel Lehrreiches in den Capiteln, welche von der Literatur handeln, auf die Schlosser vorzügliches Gewicht legte. Besonders machen wir auf die Darstellung der unsittlichen und atheistischen Literatur des vorigen Jahrhunderts aufmerksam, auf die Schilderung der Franzosen am Hofe Friedrichs des Großen ꝛc. Nur eines können wir bei diesen Erörterungen nicht billigen, daß nämlich Schlosser den Engländern einen so bedeutenden Einfluß auf jene unlautere Literatur zuschreibt. Allerdings ließen sich die Engländer zweimal von dem verdorbenen Geist der französischen Sitte und Literatur anstecken, schon bei der Restauration unter Karl II., der alle Laster des französischen Hofes nach London verpflanzte, und das zweite Mal durch Voltaire. Allein sowohl die Skepsis, als die Lüderlichkeit kam ursprünglich aus Frankreich, so wie sie auch nur dort auf die Dauer festen Fuß faßte.

Im zweiten Bande werden die Kriege Friedrichs des Großen, werden die russischen und schwedischen Thronrevolutionen geschildert und die Entartung der europäischen Höfe, der Diplomatie, des Adels, die Frivolität der Literatur, das Elend und die Erbärmlichkeit des Volks. Kaum ist je ein Buch geschrieben worden, das so voll Vorwürfe gegen Fürsten und Adel wäre, und dennoch ist das Buch sehr loyal, denn es lehrt, um wie viel besser der heutige Zustand ist als der damalige. Wir ehren es an Schlosser doch, daß er sich nicht in die kühle diplomatisirende Region zurückzieht, von wo herab gewisse Geschichtschreiber vornehm blinzend auf die Begebenheiten heruntersehen und über alle Schande, allen Jammer, als ob das gleichsam für sie eine zu gemeine Sphäre wäre, hinwegsehen. Kräftig, ohne Rückhalt drückt er seine Verachtung, seinen Zorn aus über die Dinge, die keiner, dem das Herz auf dem rechten Fleck sitzt, hören kann,

ohne daß ihm das Herz warm wird. Kräftig und würdig handhabt er das Richteramt der Geschichte und nennt die Ehre wie die Schande beim rechten Namen.

Das Werk ist sehr reich an Einzelheiten, die, Gott sey Dank! jezt mehr und mehr in der Geschichtschreibung Mode werden und an die Stelle des bisher allein für klassisch gehaltenen Raisonnements treten. Unser Grundsaz war von jeher, der Geschichtschreiber müsse es machen, wie Herodot, nur Einzelheiten scharf ausmalen und zweckmäßig gruppiren, wie der Künstler, nicht aber oberflächlich die Resultate mittheilen und dann eine breite raisonnirende Brühe darüber ausgießen. Durch das Ausmalen des Einzelnen wird es allein möglich, den Leser völlig in eine vergangene Zeit zu versetzen.

Da berührt denn auch Herr Schlosser Dinge, an die wohl jezt die wenigsten mehr denken, von deren Existenz die wenigsten etwas wissen. Scenen aus dem alten deutschen Reichsleben, die einst großes Aufsehen erregten, und nun gänzlich verschollen sind. Das Reichskammergericht, die höchste Gerichtsstelle im Reich, schleppte sich mit jahrhundertlangen Processen um das Mein und Dein. An eine Hülfe für das arme Volk war aber von dieser Seite nicht zu denken. Das schaudervollste Unrecht geschah und das höchste Reichsgericht nahm keine Notiz davon. Schrecklich mußten es die Salzburger Emigranten büßen, daß sie sich an das Reich zu wenden gewagt. Die von ihren Landesherren in die englischen und holländischen Colonien verkauften deutschen Sklaven dachten gar nicht mehr daran, daß es ein höchstes Gericht im Reich gebe und die kleinen Herren durften sich alles erlauben, jede Verletzung des heiligsten Rechts, jede öffentliche Beleidigung der Scham, sie fanden keinen Richter, nicht einmal einen Kläger. Aber auf einmal rührte sich die richterliche Gewalt, wurde das Reichskammergericht plözlich populär, nahm ein gewaltiger Reichsproceß alle Aufmerksamkeit in Anspruch, weckte Parteien und eine Menge Flugschriften. Und wovon handelte sichs? „Der Herzog von Meiningen hatte die Tochter des hessischen bürgerlichen Hauptmanns Schürmann geheirathet, und diese seine Gemahlin vom Kaiser in den Reichsgrafenstand erheben lassen; darüber gerieth das ganze Reich in Bewegung. Es war schon ärgerlich genug für alle, die an Legitimität des Bluts glauben, daß die Söhne der Apothekerstochter, die der alte Leopold geheirathet hatte, in Dessau regieren durften, jezt wollte auch der Herzog von Meiningen den Söhnen der neuen Reichsgräfin die Nachfolge verschaffen, und Karl VI. schien geneigt dies zu bestätigen, da er die Gemahlin des Herzogs ausdrücklich in den Reichsfürstenstand erhob; das schien eine unerhörte Verlezung der Adelsrechte! Die Reichsgerichte und die Reichsversammlung wurden endlich einmal thätig; die zahlreichen Deductionenschmiede der drei sächsischen Häuser erschöpften ihre Gelehrsamkeit und überschwemmten das Reich mit Schriften in barbarischem Styl; der Kaiser erschrack. Karl VI. erklärte durch ein eigenhändiges Billet dem Reichshofrath, daß er zwar der Gemahlin des Herzogs den Rang, aber nicht den Kindern die Nachfolge durch sein Diplom habe ertheilen wollen. Der Herzog wandte sich hernach noch einmal an Kaiser Franz und die Sache ward am Reichstage verhandelt; aber es erfolgte ein sogenanntes Reichsgutachten und die Sache blieb beim Alten (1747). Der Streit der Frau Landjägermeisterin von Gleichen und der ehemaligen Gräfin von Solms-Lich veranlaßte zwischen Meiningen und Gotha einen förmlichen Krieg. Eine ältere Tochter des Grafen von Lich hatte sich in einen Bedienten ihres Vaters, Namens Pfaffenrath, verliebt, hatte ihn geheirathet und war nach Meiningen gekommen. Diesen Pfaffenrath hatte der Herzog von Meiningen zu seinem Hof- und Regierungsrath gemacht und gestand dessen Gemahlin den Rang vor allen andern Damen zu. Dadurch ward die Frau von Gleichen erbittert, und sie schien ihren Rang mit Fuß und Faust behaupten zu wollen, so daß der Herzog, um keine Damenschlägerei zu veranlassen, der Landjägermeisterin den Hof verbot. Dies war natürlich eine höchst wichtige Angelegenheit der ganzen Noblesse; da nun, wie es scheint, die Frau von Gleichen weniger Geist als Heldenmuth besaß, so nahm sich ein deutscher Ordensritter, Herr von Diemer, ihrer an. Er machte auf die Frau Hofräthin Pfaffenrath ein Spottgedicht, worin die Schwester derselben, die jüngere Solms, ebenfalls nicht verschont ward, und jezt forderte der Herzog seine Juristen auf, wenn auch mit dem Ordensritter nichts anzufangen sey, doch wenigstens gegen die Gleichen irgend ein Gesetz aufzufinden oder anzuwenden. Diese gelehrten Herren nahmen ihre Zuflucht zum sächsischen Duellmandat, ließen die Landjägermeisterin und ihren Gemahl einziehen, und machten ihr nach jenem Mandat den Prozeß. Der Herzog ließ vor den Augen des Herrn von Gleichen und seiner Gemahlin das Gedicht des Herrn von Diemer von Henkershand verbrennen, und seine zu jedem Dienst bereitwilligen Richter verurtheilten sie zur Abbitte. Diese wollten die Verhafteten, die sich an das Reichsgericht gewendet hatten, nicht leisten, es erschienen während ihrer fortdauernden Haft neue Spottschriften, woran die Gleichen Antheil haben sollten, die gelehrten und gefälligen Juristen des Herzogs instruirten daher einen förmlichen Criminalprozeß. Jezt mischte sich endlich das Reichskammergericht in die Sache und gebot drohend die Freilassung gegen Bürgschaft, und als sich Meiningen weigerte, übernahm der Herzog von Gotha gar gern die Execution, obgleich der Herzog von Meiningen die Landmiliz aufbot. Die Soldaten von Gotha entwaffneten die Landmiliz und besezten drei Amtsbezirke, der Herzog

flüchtete nach Coburg und appellirte an den Reichstag, mußte sich aber am Ende fügen und die Kosten zahlen."

So sah es damals im deutschen Reich aus.

Lyrische Dichtkunst.

53) Gedichte von Franz Dingelstedt. Kassel und Leipzig, Krieger, 1838.

Ueberaus verliebt und dämmernd süß:

Nacht, mein Lieb, laß seyn!
Nacht, wo Deine Augen leuchten,
Deine dunklen, liebefeuchten,
Und wie Maienthau
Auf die heiße Au
Träufe mild Dein Kuß herein!

Still, mein Lieb, laß seyn!
Still, daß mein' und Deine Stimme
Ganz in Blick und Kuß verschwimme,
Und so immer fort
Ohne Licht und Wort
Stille Nacht laß seyn!

Unter den zahlreichen Liebesliedern von dieser weichen Art findet sich auch ein sehr juveniles voll Grimm gegen die Tanten und andere kleinstädtische mißgünstige Wesen, die seine Liebe verschreien:

So kümm're Dich doch nicht um alte Katzen,
Um weise, hoch- und wohlgebor'ne Tanten ꝛc.

Ein romanzenartiges Gedicht ist wohl das schönste in der ganzen Sammlung:

Die Lilie.

Sinnend schritt ich durch den Garten
Von manch' altem Bild erfüllt;
Auf die Sterne wollt' ich warten,
Die die trübe Nacht verhüllt.
Schwarze Wolken hingen nieder
Zu der fernen Berge Saum
Und der Vögel Abendlieder
Tönten, wie in leisem Traum.

Horch, da stiegen sanfte Laute
Aus dem Blumenbeet hervor,
Und die weiße Lilie schaute
Mild und licht zu mir empor.
Duftend dann und dürstend tauchte
Sich ihr Kelch in kühlen Thau
Und die süße Stimme hauchte
Klagend durch die dunkle Au:

„Hyazinth, Du lieber Knabe,
Bist Du wieder mir entflohn?
Ruhest wiederum im Grabe,
Schönen Frühlings schönster Sohn?
Ach, auf fruchtlos langer Reise
Folg' ich Dir, ein scheues Kind,
Durch des Jahres flücht'ge Kreise,
Hyazinth!

Ahnen kann ich Deine Nähe,
Mich umweht Dein süßer Duft,
Mächtig streb' ich in die Höhe
Aus der Knospe grüner Gruft;
Doch vom Zauber streng befangen,
Kann ich dann, ein schwaches Kind,
Nie zu Dir emporgelangen,
Hyazinth!

Immer seh'n und nie erreichen,
Was die Seele lieben muß,
Mählig nah'n und rasch entweichen,
Das ist, o Natur! dein Schluß.
Laß nach ewigem Verderben
Einmal nur dein armes Kind
Mit ihm leben, mit ihm sterben,
Hyazinth!"

Also sang die Schmerzensreiche,
Ausgelöst in weher Lust,
Und das Haupt, das duftend bleiche,
Barg sie an der Rose Brust.
Stille war's im dunklen Garten,
Und die Lüfte wehten lind,
Und die hohen Bäume starrten
Traurig auf das arme Kind.

Schnelle Vögel sangen's wieder,
Was die schöne Blume litt,
Sternlein blickten fromm hernieder,
Und die Wolken weinten mit.
Um mich tönt' es fern' und lange
Durch den lauen Abendwind,
Mit der Liebe vollstem Klange,
Sehnend, klagend: Hyazinth!

Am Schluß einige Gedichte, die sich besonders auf Kassel beziehen, unter andern ein recht launiges auf den „letzten Zopf."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 118.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 21. November 1838.

Weltgeschichte.

1) Lehrbuch der Universalgeschichte zum Gebrauche in höhern Unterrichtsanstalten von Heinrich Leo. Dritter Band oder der neuern Geschichte erste Hälfte. Halle, Anton, 1838.

Dieser neue Band umfaßt das Zeitalter der Reformation bis zum Ausgang des dreißigjährigen Krieges. Herr Leo hat diese Periode, was die Form betrifft, zusammenhängender behandelt, als das Mittelalter, aus dessen Geschichte er nur die Hauptsache in großen Gruppen herausstellte. Was den Geist und Gesichtspunkt betrifft, aus welchem der Verfasser die Reformation betrachtet hat, so gibt darüber eine Stelle (S. 73) genügenden Aufschluß.

Leo sagt hier: „Gewöhnlich wird die Reformation dargestellt als im Interesse der Freiheit des Geistes begonnen. Allerdings war dies der Fall, wenn man unter Freiheit des Geistes jenen Zustand desselben versteht, wo derselbe sich mit der Lehre Christi Eins wissend in Allem, was Gott geboten hat, nicht mehr ein fremdes Joch, sondern nur noch das eigene Wollen und Wissen sieht, sich also frei fühlt in Gott. Allein dies versteht man in unserer Zeit nicht unter Freiheit des Geistes, wenn man diese als Ziel der reformatorischen Bewegungen angibt: sondern man meint mit diesen Worten die subjective Ungebundenheit der Ueberzeugung, die Zuchtlosigkeit der Geister in religiöser Hinsicht: und auf dieser Begriffsverwechslung beruht es, wenn gegenwärtig in Deutschland von hunderten von Lehrern in der Geschichte der Reformation ihren Schülern ein furchtbares Gift gereicht wird, was zwar den Körper nicht krank macht, aber die Seele; und was dieses, wo nicht Gegengifte wirksam werden, auf einer Bahn dem ewigen Verderben entgegengeführt, die für die Bahn des Lichtes und der Wahrheit ausgegeben wird. Die Begriffsverwechslung ist aber um so leichter, da der Held der deutschen Reformation Anfangs nicht sah, zu welchen Abgründen die Freilassung der rein-subjectiven Auslegung der Schrift, und also die Loskettung der subjectiven Religionsüberzeugung, führen konnte; er sah es nicht, weil er selbst auf dem festen Grunde des Glaubens stand, und annahm, Niemand werde in Glaubenssachen Willkür walten lassen. Erst der Augenschein konnte in dieser Hinsicht seine Einsicht berichtigen. Wer die subjective Ungebundenheit der Ueberzeugung wollte, der konnte sie in jener Zeit (und zu aller Zeit, wo die Reformationsinteressen die reformirten Gemeinden lebendig durchdrangen) weit leichter bei der römischen Kirche finden, als bei den Reformatoren. Die römische Kirche verlangte damals, wie früher die römischen Imperatoren von den ersten Christen, zumeist nur eine formelle Anerkennung ihrer Rechte; auch gab man sich mit formellen Beweisen der Uebereinstimmung der subjectiven Ueberzeugung mit dem Kirchenglauben auf dieser Seite zufrieden; und die Päpste selbst waren zu Anfang des 16ten Jahrhunderts sowohl der heidnischen Philosophie, als der ganzen in Italien sich ausbreitenden antik-heidnischen Lebensansicht mehr oder weniger zugethan. Ja! das, was die zur Entscheidung führende Empörung in Deutschland zu Wege brachte, war eben jene Ungebundenheit der Ueberzeugung, welche die römische Kirche zuließ in Folge der rein formellen Auffassung kirchlicher Angelegenheiten. Die Abhülfen, welche die Kirche eingeführt hatte, die Kluft zu vermitteln zwischen der subjectiven Ueberzeugung der Einzelnen und der ursprünglichen christlichen Lehre; jene Abhülfen, die möglich machten, daß jemand heidnisch denken und handeln, und doch, der äußern Erscheinung nach, als Glied der Kirchengemeinde leben und sterben konnte; jene Abhülfen, die allerdings formell ausglichen, aber entweder das von der Kirchenlehre frei denkende Subject, oder die Kirche selbst zur Lüge machten; jene Abhülfen, wie z. B. der Ablaß, wie die Vermittlung der Absolution durch Ohrenbeichte und formelle Bußen, wie der ganze

seelenverderbliche Nachdruck, der auf gute Werke gelegt wurde, wie die Fürbitten der Heiligen und was dgl. m. war: — dies war es eigentlich, was den Deutschen schon seit dem 14ten Jahrhundert (wo sich bei dem Geldbedürfniß der avignonischen Päpste der leer formelle Charakter dieser Abhülfen mehr und mehr entwickelt hatte) als ein Gräuel erschienen war. Und doch konnte dabei die geistige Freiheit, nach welcher unsere Zeit in der Regel lechzt, wenn sie die Geschichte der Reformation erzählt, die Freiheit nämlich des heidnischen Denkens, Schreibens, Druckenlassens, während man in dem Reisepaß und in den Prüfungszeugnissen als evangelischer Christ charakterisirt wird, um vieles besser bestehen, als bei den Reformatoren, die den inneren Menschen ins Auge faßten, und nur nach diesem die äußerlichen Werke maßen. Auch die katholische Kirche wird übrigens durch jene ganz und gar lügenhafte Auffassung der Reformationsgeschichte höchst ungerecht gestellt. Wir läugnen nicht, daß sie ein Gefäß geworden war, in welches viele unsaubere Stoffe, die das Ganze rettungslos zu verderben drohten, auch gekommen waren; aber bis zur Rettungslosigkeit selbst war es auch entfernt noch nicht gekommen, wie sich denn auch darin zeigt, daß diese Kirche nicht bloß sich aufgerafft, und manche spätere Gefahr glücklich bestanden hat; sondern auch an diesem Tage noch für tausende und abertausende von Menschen einen Anhaltpunkt wahrhaft christlicher Ueberzeugungen bildet. Wenn wir zur Steuer der Wahrheit einräumen, daß die römische Kirche damals alle die oben bezeichneten Mißbräuche, und in ihnen eben so viele Mittel der Seelenverführung aufgenommen hatte; so darf doch zur Steuer der Wahrheit eben so wenig geläugnet werden, daß für ein Gemüth, was sich nicht formell zufrieden stellen wollte, gar nichts im Wege stand, sich in den wahrhaft christlichen Geist zu versenken; daß es noch viele Geistliche gab, die diesen wahrhaft christlichen Geist von ihren Gemeindegliedern forderten; daß endlich die Kirche selbst auch nie darauf verzichtet hatte, diesen Geist als die ewige und einzige Bedingung des Heiles zu fordern, und daß nur diese Forderung der Kirche (die immer noch vorhanden und geltend war) durch das in sie auch eingedrungene, weltliche Leben für gewöhnlich sehr in den Hintergrund gedrängt war. Es war also vielmehr nur die materielle Toleranz der katholischen Kirche, die auch Leute äußerlich gelten ließ, die sich bloß formell abfanden (innerlich ließ sie sie nie gelten), und deren Formen gewissermaßen zu dem Glauben verführten, man könne sich formell wahrhaft abfinden; diese Toleranz war es, wogegen die deutsche Reformation ausbrach."

Wir theilen diese Ansicht; nur hätten wir gewünscht, sie auf ein nationelles Princip zurückgeführt zu sehen. Die Reformation war eine schreckliche Reaction der germanischen Tugend gegen das romanische Laster. Sie ging aus der volksthümlichen Gesinnung hervor, die ein Jahrtausend vorher das burgundische Gesetzbuch dictirt hatte. Denselben Text, den damals die deutschen Grafen dem verdorbenen römischen Gesindel lasen, las Luther den wenig gebesserten Nachkommen desselben Volks. Wir, ein großes, ehrliches, ritterliches, schönes Volk wollen uns nicht von den Lastern dieser verderbten Fremden vergiften, und noch dazu verspotten lassen! das war der Grundgedanke der Reformation, die eben deßhalb auch nur eine Sache des germanischen Volksstammes (in Deutschland, Skandinavien und England) geblieben ist. Tugend und Ehrlichkeit eines naturkräftigen Volkes erwehrten sich der systematischen Umstrickung eines fremden, entnervten, bereits gänzlich demoralisirten Volks. Der edlere germanische Stamm warf kräftig das unwürdige Joch ab, das ihm der nicht von Natur, aber doch durch Sitten weit unedlere romanische Stamm mit langer List aufgebürdet hatte.

Wir legen Werth darauf, daß die Sache aus diesem nationellen Standpunkte angesehen werde, weil dadurch auch das dem Zeitalter der Kirchenreformation folgende der politischen Revolutionen erst eine richtige Beleuchtung erhält. Revolutionäre Bestrebungen, wie sie aus dem romanischen Geiste hervorgegangen sind, blieben in Deutschland stets erfolglos und werden es ewig bleiben, weil sie dem deutschen Volksgemüth widerstreben. Nur solche Umgestaltungen sind möglich, die aus dem germanischen Geist hervorgehen, wie die Reformation. Wenn die romanischen Völker revolutioniren, wollen sie nur zerstören, entschlagen sie sich aller Bande der Pflicht und werden Bestien. Wenn die germanischen Völker revolutioniren, wollen sie nicht zerstören, sondern etwas gründen, verschärfen sie die Pflichten, üben sie die strengste Zucht und ein sittlicher Schrecken geht vor ihnen her.

Es ist also verkehrt, wie Herr Leo sehr treffend sagt, das Princip der neuern romanischen Revolutionen zurückdatiren und auf die deutsche Reformation anwenden zu wollen. Die Reformatoren jagten nicht wie die französischen Revolutionäre nach immer neuen Rechten in endlosem Hunger, sondern sie legten sich vor allen Dingen Pflichten auf, die strengsten Pflichten. Sie wollten nicht eine zügellose Geistesfreiheit erringen, im Gegentheil bekämpfte Luther aufs schonungsloseste die Sektirer, die in dieser Beziehung keine Schranke anerkennen wollten. Er wollte nicht zerstören, sondern bauen, nicht von allen Banden lösen, sondern im Gegentheil die lockern Bande wieder zusammenziehen. Und nur darum hat er sein großes Werk unter den schwierigsten Umständen gegenüber gewaltigen Feinden und falschen Freunden durchsetzen

können, weil er ganz und gar im Sinn und Gemüth deutscher Nation handelte.

Man wird unwillkürlich, wenn man die Geschichte verfolgt, immer wieder auf die Bedeutung des nationellen Princips gestoßen. So sieht sich Herr Leo zu der Bemerkung veranlaßt, daß die Hugenottenkriege in Frankreich bisher von den deutschen Geschichtschreibern sehr unrichtig aufgefaßt worden sind, weil sie nicht, wie man in Deutschland ehrlich voraussetzte, hauptsächlich Religionssache, sondern im Gegentheil Sache der Politik waren, der die Religion nur zum Vorwand diente.

2) Die Geschichte des europäischen Staatensystems. Aus dem Gesichtspunkte der Staatswissenschaft, bearbeitet von F. Bülau. Erster und zweiter Band. Leipzig, Göschen, 1837, 1838.

In der Vorrede expectorirt sich der Verf. auf eine kräftige Weise gegen die Hegelianer, sofern sie sich angemaßt haben, die Geschichte allein verstehen und erklären zu wollen. „Es hat lange Zeit eine Philosophie geherrscht — und ihre Nachwirkung macht sich heute noch in Wissenschaft und Leben nur zu fühlbar — welche aus dem engsten und beschränktesten Gesichtspunkte heraus die Welt beurtheilte, ihr für ewig und allgemein giltig gehaltene Regeln vorschrieb und dabei, unter gänzlicher Nichtbeachtung der Gewalt der Verhältnisse, den menschlichen Willen vergötterte. Diese Philosophie war liberalen Scheines, liberaler Absicht, ist aber, in ihrem Götzendienste vor dürren, verknöcherten Begriffen, der Freiheit überaus schädlich gewesen, hat die Blicke ihrer Freunde vom Leben abgekehrt, und zugleich der Gewalt einen Vorrath von Phrasen und Consequenzen geliehen, mit dem sie trefflich gewuchert hat. Es war unschwer, die Gründe und Haltlosigkeit dieser Philosophie zu erkennen. Die Gewalt der Verhältnisse und ihr Einfluß auf Begriffe und Bestrebungen drängte sich selbst auf. Nur durch gewaltsames Verschließen der Augen vor Geschichte, Völkerkunde und Lebenserfahrung, durch unerklärbares Uebersehen aller Erscheinungen des Lebens, die nicht in jenes trockne Skelett von System paßten, und durch die gräßlichste Ausdehnung und Verrenkung seiner Knochenbegriffe war es der unendlichen Mannichfaltigkeit des Daseins gegenüber bei einigem Schein, nur durch seine Bequemlichkeit für die Vielen, die das Nachdenken hassen, nach dem leichtesten Schlüssel greifen und lieber mit Schatten spielen, als dem Ernste des Lebens ins Auge schauen, bei seiner Verbreitung zu halten gewesen. Indeß wie überall traten auch hier Ideen, Erkenntnisse auf, deren Träger den für so sicher gehaltenen Tempel der Bequemlichkeit umstürzen wollen und ihn bei den Jüngern der Schule bereits vernichtet haben. Sie erhoben die Bedeutung des Gegebenen, des Werdenden und Gewordenen, der Geschichte des Lebens. Aber statt diese mit der Sprache des Lebens an den Beispielen, die das Leben darbot, zu zeigen, verdienten sie sich durch Ueberbietung ihrer Gegner in Methode und Sprache den Namen moderner Scholastiker. Wo es zunächst auf einen Beweis durch Augenschein ankam und sie nur zum Fenster hinauszusehen brauchten, um Diesen zu finden, fingen sie mühsame Deductionen an, die kaum die Wenigen überzeugten, die ihnen folgen konnten und mochten. Was sie klar und faßlich sagen konnten, das hüllten sie in ein unverständliches Wortgemenge ein, als sey die Sprache zu arm, ihre Ideen wiederzugeben. Sie fürchteten, das einfache Wort möge zu gewöhnlich klingen; es möge an jenen gesunden Menschenverstand erinnern, den sie hassen."

Herr Bülau selbst faßt die Geschichte aus dem Standpunkt der Staatswissenschaft auf und entwirft ein Gemälde der politischen Schwankungen Europas von der Zerstörung des römischen Reichs bis auf die heutige Zeit. Da er überall nur das staatswissenschaftliche Interesse sucht, geht er über das Mittelalter verhältnißmäßig schnell hinweg und weilt desto länger bei dem Kampfe zwischen dem Hause Habsburg und Frankreich um das Primat in Europa, und bei dem sogenannten europäischen Gleichgewicht, das aus diesem Kampfe durch allmähliges Emporkommen und Einmischung dritter Mächte hervorgegangen ist. Er sieht vorzugsweise nur Interessen im Spiel, Principien stehen ihm überall im Hintergrunde, so in den Kämpfen der Reformation, wie in denen der Revolution. Diese Ansicht würde uns etwas zu nüchtern vorkommen, wenn es sich hier von einer allgemeinen Weltgeschichte handelt, sie rechtfertigt sich aber durch die Einschränkung auf dem Titel. Die Weltgeschichte bietet ein unermeßlich reiches Leben dar, wovon die Politik nur einen Theil ausmacht, und insofern würde eine Darstellung der politischen Interessen die Weltgeschichte nicht erschöpfen. Allein Herr Bülau hat ausdrücklich die Geschichte nur aus dem Standpunkt jener Interessen ansehen wollen und insofern sind seine Entwicklungen lehrreich, wenn auch in der Hauptsache nichts weniger als tröstlich. In der That erscheint mitten im Entwicklungsgange der Menschheit, mitten unter den Bestrebungen, im Ganzen leiblich, geistig und sittlich fortzuschreiten, nur ein Principienkrieg natürlich und gerechtfertigt, nicht aber jener Kampf egoistischer Interessen, der gleichwohl immer die Hauptrollen gespielt und selbst den Kampf der Principien sich untergeordnet, seine Früchte geerntet hat.

3) Allgemeine Weltgeschichte für alle Stände, mit besonderer Rücksicht auf die Geschichte der Religionen, so wie auf das Bedürfniß der gebildeten

Jugend beiderlei Geschlechts, bearbeitet und bis auf das Jahr 1835 fortgeführt von Ludwig Bauer. Erster bis vierter Band. Stuttgart, Belser, 1836—1838. 8.

Sofern Becker auf ein jüngeres und Rotteck hauptsächlich auf ein politisirendes Publikum berechnet ist, die vielen, zum Theil recht guten Handbücher der Weltgeschichte zum Schulgebrauch aber nur das Geripp derselben enthalten und mehr das Resultat der wichtigsten Begebenheiten dem Gedächtniß einprägen, als zusammenhängend erzählen wollen, so war ein Unternehmen, wie das vorliegende, kein überflüssiges. Wenn der Verfasser zugleich auf das religiöse Bedürfniß Rücksicht genommen und — ohne Frömmelei — dem Glauben und Gemüth der Völker so viel Theilnahme gewidmet hat, wie ihren Thaten und ihrem Geiste, so ist auch dies zeitgemäß. Sein Werk ist eine fortlaufende Erzählung, ohne gelehrte Noten, ohne tabellarische Rubriken. Das für den auf dem Titel bezeichneten Zweck (mit Benützung der vorzüglichsten neuern historischen Forschungen) fleißig gesammelte Material der Weltgeschichte erscheint gänzlich im ununterbrochenen Text verarbeitet. Die Sprache ist einfach, klar, leidenschaftslos und vermeidet sowohl den Fehler deklamatorischer Prätension als den der Compendientrockenheit.

Bauers Weltgeschichte verdient allen denen empfohlen zu werden, die nicht in den Fall kommen, selbst tiefere Geschichtsstudien zu machen, besonders dem schönen Geschlechte. Das Ganze könnte übrigens auf besserem Papier gedruckt seyn.

4) Dr. Ludwig Wachlers Lehrbuch der Geschichte zum Gebrauch in höhern Unterrichtsanstalten. 6te vermehrte Auflage. Breslau, Graß, Barth und Comp., 1838.

Unter allen, bloß das Gerippe der Weltgeschichte darstellenden Handbüchern ist das des unlängst verstorbenen Wachler durch schlagende Kürze, zweckmäßige Zusammendrängung der bedeutsamsten Thatsachen und durch Hinweisung auf die jeden Zeitraum und jede Volksgeschichte besonders erläuternde reiche Literatur ausgezeichnet, hat deßhalb auch vorzugsweise vor andern Glück gemacht und wird sich hoffentlich auch noch nach dem Tode des Verfassers durch seinen Werth erhalten.

5) Tafeln der Geschichte von Dr. Eduard Vehse. Lieferung 9—12. Dresden, Grimmer, Folio.

Mit diesen Lieferungen ist das ganze schöne Werk geschlossen. Die Vehse'schen Tafeln übertreffen die ältern Bredow'schen an Vollständigkeit. Sie gehen nicht nur bis auf die neueste Zeit, sondern sind auch in der Kultur-, Kunst- und Literargeschichte ausführlicher, und enthalten zugleich neben der chronologischen Uebersicht der Begebenheiten genealogische Tabellen, die dem Geschichtsfreund unentbehrlich sind und sich in einem tabellarischen Werk dieser Art, das hauptsächlich zur Orientirung und zum Nachschlagen dient, immer finden sollten. Somit vereint das Vehse'sche Werk Alles in sich, was es praktisch brauchbar macht.

6) Zeittafeln der allgemeinen Geschichte. Von Rommig. Stuttgart, Metzler, 1837. 4.

Tabellen, die bloß chronologisch, nicht zugleich ethnographisch (nämlich ohne jedes einzelne Volk besonders zu behandeln), seit dem Anfang der Geschichte die wichtigern Begebenheiten nach der Jahreszahl unter einander stellen. Das Verdienst dieses Werkes besteht hauptsächlich in dem Fleiße, mit dem die neuern und neuesten Begebenheiten auf diese Weise verzeichnet sind, was um so dankenswerther ist, als es gewiß viele Mühe gekostet, die Daten zusammenzutragen.

7) Tagebuch des Wissenswerthen aus der allgemeinen Menschen- und Völkergeschichte, von Förtsch, Leipzig, Wienbrack, 1837.

Unter jedem Datum sind hier die merkwürdigen Begebenheiten, die sich seit dem Beginn der Geschichte zugetragen, zusammengestellt. Bekanntlich hat dies schon Ziegler in seinem noch jetzt brauchbaren und inhaltreichen „Schauplatz der Zeit“ gethan, und einen nur kleinen chronologischen Abriß dieser Art lieferte unlängst Littrow. Herr Förtsch hat nur die bedeutendsten Ereignisse an dem Tage, an welchem sie sich begeben, oder die bedeutendsten Männer an ihrem Geburts- oder Todestage ausführlicher behandelt, die minder bedeutenden dagegen nur kurz angegeben. Er hätte vielleicht besser gethan, entweder wie Ziegler Alles ausführlicher zur angenehm abwechselnden Lektüre, oder wie Littrow Alles nur kurz zu behandeln, denn wozu nützt die von ihm getroffene Auswahl? Die Biographien Ciceros, Alexanders des Großen etc., die er mittheilt, sind bekannt genug, man sucht sie in einem Werke, wie das seinige, gar nicht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 119.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 23. November 1838.

Taschenbuch auf 1839.

Taschenbuch für vaterländische Geschichte. Herausgegeben von Joseph Freiherrn von Hormayr. 28ter Jahrgang der gesammten und 10ter der neuen Folge. Leipzig, Reimer, 1839.

Das vaterländische Taschenbuch des Freiherrn von Hormayr ist fortwährend überaus reichhaltig, seine Jahrgänge zusammengenommen enthalten unschätzbare Beiträge zur vaterländischen Geschichte; und nur die poetischen Zuthaten, an sich zuweilen sehr ausgezeichnet, scheinen nicht zum übrigen rein historischen Inhalt zu passen. Wer Specialgeschichte studirt, liest gewiß keine Romanzen, und wer Romanzen liest, überschlägt gewiß die Urkunden.

Herr von Hormayr hat sehr wohl gethan, sein Taschenbuch, was den Freunden älterer Geschichte stets lieb und willkommen war, auch durch Skizzen aus der neuern Geschichte einem größern Leserkreise anziehend zu machen. Er, von dem man wohl sagen kann: er hat in viele Karten gesehen! war längst berufen, die Zeit, die er selbst erlebt hat, zu schildern. Sein größeres Werk über die neuere Geschichte ist nun leider das schwächste, was je aus seiner reichen Feder geflossen. Anstatt uns tiefe Aufschlüsse zu geben, deklamirt er über die wichtigsten Dinge hinweg und geht nicht ins Einzelne, da er doch im Einzelnen so viel weiß und für die Auffassung des Einzelnen so viel Sinn hat. Seine Specialitäten machen ihn unsterblich, nicht seine großen Stylübungen. Er befindet sich also wieder ganz in seiner Sphäre, wenn er in vorliegendem Taschenbuch uns neben einigen interessanten Einzelheiten aus dem Jahr 1809 ein Bild von dem Grafen Münster und der wichtigen politischen Rolle, die derselbe zur Zeit der Napoleonischen Herrschaft gespielt hat, entwirft. Nur daß er auch hier den bombastischen Styl, worin er Johannes Müller noch überbietet, nicht lassen kann: „Es ist das schönste Blatt im reichen Ruhmeskranze des Grafen Münster, das geweihte Band gewesen zu seyn, das jenes trutzige Pfeilebündel eng und kraftvoll zusammenhielt, das unaufhörlich (und durch keinerlei zeitweise Ablenkung oder Vernachlässigung der englischen Staatssecretaire des Aeußern und des Krieges aufgelockert,) Hülfsquellen ohne Ende, aus jenen, wie es schien, unerschöpflichen weißen Meeresfelsen Albions, durch den allmächtigen Dreizack hervorspringen ließ. — Die brittischen Minister (vorzüglich der altrömischgesinnte Wellesley), unterhielten alle jene wahrhaft weltgeschichtlichen Verhältnisse meist nur durch Münster. — Unmöglich könnten Jahrbücher der großen Wendezeit von 1810 bis 1812 mit mehr altrömischer Einfachheit und mit schärferer Keilschrift geschrieben werden, als Münsters Briefwechsel mit Stein, mit Gneisenau und dem rastlosen, überall eindringenden, Alles im Auge haltenden und aus Steinen Brod machenden Dörenberg, später mit Hardenberg und Wessenberg.“ In der That ist, was Herr von Hormayr uns hier aus Münsters Briefwechsel mit Stein mittheilt, von hohem Interesse. Wie billig hebt er Stein hervor: „Noch ist in unzähligen westphälischen Hütten und Häusern Steins Bild aufgestellt, als: alles Bösen Eckstein, alles Guten Grundstein, deutscher Ehre Schlußstein. — In später Nachwelt wird des kraftvollen, uneigennützigen Mannes erstaunliche Wirksamkeit, selbst inmitten der grausamsten Verfolgung des Königs der Könige, in deutschen Herzen leben und blühen. Aber jedem Mittelwege, jeder Anbequemung, jeder halben Maßregel unzugänglich und in dieser Hinsicht mit der Macht losgebrochener Elemente vordringend, war Steins Ideal: ein Kaiser wie Heinrich III., wie der Barbarossa.“ Ein Ideal, von dessen Verwirklichung er freilich abstrahiren mußte und abstrahirte. Wenn Stein überall nur als Deutscher handelte, nur für Deutschland wirkte, so betrachtete sich dagegen Münster als der Diener Englands und sezte Deutschland erst in zweite Linie. Er schreibt an Stein: „E. E. klagen mich an, den Haß der Capulet und Montague wieder aufzuwecken, den Hannoveraner

allzusehr herauszustellen und Sie des Preußenthums zu beschuldigen. Leider rechtfertigen E. E. lezte Mittheilungen meinen Argwohn nur zu sehr, während ich glaube, recht gut zugleich ein echter Hannoveraner und ein echter Deutscher seyn zu können. Ich will noch mehr sagen; ich rede hierin als Minister eines Churfürsten, aber eines Fürsten, der zugleich das Steuer der brittischen Monarchie handhabt und welcher nicht ungeheure Interessen opfern würde für Partikularinteressen, wenn er selbe nicht für coincidirend achtete.“ Man sieht, wie die deutschen Interessen berathen waren, wenn selbst ein Münster, der so viel für Deutschland that, es nur um einer fremden Nation, um der Engländer willen that. Man sieht, wie man sich gegen Deutschland alles erlauben durfte, wenn selbst der thätigste Beförderer deutscher Interessen, und der selbst ein Deutscher war, ohne Erröthen, ja mit Stolz sagen durfte: ich erzeige den Deutschen die Gnade, ihnen zu helfen, nicht weil es die deutsche Sache, die Sache meines großen Vaterlandes gilt, sondern weil es der englischen Politik convenirt und ich als englischer Staatsdiener dazu die Erlaubniß erhalten habe! Wenn so die Freunde dachten, was konnte man von den Feinden erwarten? Wie mag wohl dem edeln Stein zu Muthe gewesen seyn, wenn er sein Herz am Busen so denkender Freunde ausschütten mußte und andere nicht einmal fand. Wie es oft in ihm aufblizte, davon findet man in den vorliegenden Correspondenz-Auszügen, wie in seinem Briefwechsel mit Gagern, Spuren genug. Er dachte zuweilen verzweifelt verwegen. Er zielte „statt der unmöglichen Einheit, wenigstens auf einen Dualismus, wie ihn auch Arndt, Jahn, Görres und Andere ausgesprochen, auf eine Theilung Deutschlands zwischen Oesterreich und Preußen, etwa nach dem Laufe des Main. Aehnliches war schon zwischen den Präliminarien von Leoben und den Rastädter Verhandlungen, manchen praktischen Köpfen als das lezte Mittel zu Deutschlands Rettung erschienen.“ Daher die Strafpredigt, die Stein von Münster erhielt und die ein Meisterstück politischer Ueberredungskunst ist: „Betrachten Sie den westphälischen Frieden immerhin als eine Mißgeburt. Er war doch immer noch besser als ein dreißigjähriger Krieg, und ein solcher würde entstehen aus dem Plane, Deutschland zu erobern, und Bayern, Sachsen, Hessen, Braunschweig gewaltsam zu unterwerfen. In den meisten dieser Länder werden doch die Fürsten darüber entscheiden, welche Partei ihre Unterthanen ergreifen? — Ich rede nicht vom Rheinbund, noch von der seit 1802 eingeführten Verfassung. — Aber wenn Sie sagen, Deutschland könne nicht Stärke genug erhalten, um sich zu vertheidigen, ohne die Gefahr einer vollständigen Revolution: warum gelang es denn Bonaparte, diesen Rheinbund zu einem Werkzeug der Welteroberung zu machen? Beschränken, reduciren Sie immerhin die Zahl der Fürsten, welche übrig bleiben sollen, geben Sie dem Oberhaupte größere Macht und dem Bunde engere, innigere Verkettung, das werden doch alles nur Modificationen seyn, — aber zielen wir nicht nach einem Stand der Sachen, der in Deutschland nie existirt hat, von dem Zwiespalt zwischen Hermann und Marbod bis auf unsere Tage, eine kurze Zeit ausgenommen, in welcher aber Deutschland nicht glücklich war. Es ist nicht zu läugnen, daß Deutschlands Verfassung keineswegs das Werk eines aufgeklärten Nationalwillens und der Erkenntniß seiner großen Interessen war, aber welche Constitution wäre nicht großentheils das Werk zufälliger Ereignisse gewesen? Seit Solon und Lykurg träumte nur die constituirende Nationalversammlung und die abgeschmackten Cortes davon, Constitutionen zu machen, und das Werk Beider zerstäubte gleich schnell in alle vier Winde. — Es ist wahr, England nimmt jezt in Sicilien gleichfalls Theil am Constitutionsschmieden. Gott behüte uns vor solchem Irrthum!! Ihre Kritik unserer Verfassung ist bitter, sie war ja doch die Quelle aller bürgerlichen Freiheit in Europa, selbst der brittischen. — Was E. E. über den schädlichen Einfluß der Höfe sagen, stimmt mit meiner Erfahrung und Ueberzeugung nicht ganz überein. Ich habe sehr lange an großen Höfen gelebt und ich kenne viele kleine. Mir haben stets die Sitten in den Dörfern verderbter als im Zirkel höher gebildeter Menschen geschienen, und ich kann wenig Unterschied darin finden, ob man um die grandes entrées, oder über den Vorsitz bei einer kirchlichen Visitation intriguirt, ob man einem Fürsten oder einem Departements-Präfekten schmeichelt, um zu seinem Zweck zu gelangen. Wenn ein Unterschied stattfindet, so liegt noch vielleicht im höhern Gegenstande, der Leidenschaften reizt, etwas weniger Verächtliches. Auf der andern Seite lassen Sie uns nicht außer Acht lassen, wie viel Wissenschaft, Kultur und Wohlstand durch die Vermehrung der Centralpunkte, wo dergleichen geschäzt wird, oder von wo sie ausgehen, gewonnen haben? Wo ist ein Land, das sich mit Deutschland in wissenschaftlicher Rücksicht vergleichen könnte; haben dazu die Höfe der deutschen Fürsten nicht beigetragen? Hatte in allen Zeiten Griechenlands Bildung und Glück nicht zum Theil jene Theilung in kleinere Staaten zum Grunde! Doch ich will mich nicht weiter ausdehnen. Ich habe mich nur rechtfertigen wollen, daß ich auf kein Possenspiel denke, wenn ich dagegen bin, daß unter den jetzigen Umständen die Vereinigung Deutschlands unter einen oder zween Herren versucht werde. — Bei allem Widerspruch bleiben E. E. von meiner aufrichtigen Hochachtung und Freundschaft versichert ꝛc.“

Beiläufig spielt Herr von Hormayr in diesem Aufsatz auf die Hannöverische Angelegenheit an, indem er die mit der Thätigkeit des Grafen Münster genau zusammenhängenden officiellen Aeußerungen Hannovers bei der Stiftung

des deutschen Bundes citirt. Wir müssen die interessante Stelle ganz ausheben: „Uebrigens wäre es für die capitolinischen Gänse des starren Buchstabens der Legitimität, des voesündfluthischen, ja präadamitischen, göttlichen Rechtes und Absolutismus, ein unglücklicher Gedanke, es als eine Neuerung der Juliuswoche oder des Liberalismus überhaupt anzusehen, daß den Fürsten nicht eher gehuldiget wurde, als bis sie die weit älteren und ehrwürdigeren Freiheiten des Landes bestätigt hatten. — Der Tübinger Vertrag zu einem Beispiel aus Hunderten sagt ausdrücklich: „Vnd sollen die obangezeigt Freyheit von Herzog Ulrichen und darnach für vnnd für von aller Herrschaft allweg im Anfang Irs Regimentz zu halten, daß Ihr Brief vnd Siegell darinnen Sie sich by Ihren fürstlichen Wirden im Wort der Wahrheit diesselben Fryheit zu halten verpflichten sollen, gemeiner Landschafft über geben werden, vnnd eh als sellichs beschehen, sie ynzulassen oder Inen Gehorsamm zu laisten nit schuldig sein.“ — In wie vielen Landtagsacten der Vorzeit erscheint es nicht? „wo wir nicht mit rathen, da wir auch nicht mithaten“ — und: „so uns der Fürst die Handfeste bricht, so sind Land und Leut ihrer Treue los und ledig“ — und „so uns der Fürst unser Recht nit halt, so wöllen wir kain steuer nit geben.“ — Davon, daß die fast auf jedem Blatte deutscher Specialgeschichten vorkommende Steuerverweigerung Hochverrath sey, davon haben freilich Moser und Möser, die Häberlins, Böhmer und Pütter keine Ahnung gehabt und gottlob fängt ja nicht mit jedem neuen Herrscher, allemal wieder ein neues Staatsrecht an?? — Jene unvergeßlichen churhannöverschen Erklärungen über das ursprüngliche und unverletzliche Recht ständischer Verfassungen und Bewilligungen in Deutschland lauteten also: — 1) Seine Königliche Hoheit, der Prinz-Regent von Großbritannien und Hannover können den Satz nicht anerkennen, daß (selbst nach den Veränderungen, die in Deutschland vorgegangen sind) den Fürsten ganz unbedingte oder reindespotische Rechte über ihre Unterthanen zustehen. Der Grundsatz, daß der Verfall der deutschen Reichsverfassung auch den Umsturz der Territorial-Verfassung deutscher Staaten (insofern diese nicht Punkte betraf, die ausschließlich ihr Verhältniß mit dem Reich bezweckten) im rechtlichen Sinne nach sich ziehe, läßt sich keineswegs zugeben. Ein Repräsentationssystem ist in Deutschland von den ältesten Zeiten her, Rechtens gewesen. In vielen Staaten beruheten dessen nähere Bestimmungen auf förmlichen Verträgen zwischen den Bundesherren und ihren Unterthanen, und selbst in den Landen, wo keine ständischen Verfassungen erhalten waren, hatten die Unterthanen gewisse und wichtige Rechte, welche die Reichsgesetze nicht allein bestimmt darlegten, sondern auch schützten. Kann man nicht zugeben, daß der Verfall der Reichsverfassung die Territorialverhältnisse unter den Fürsten und ihren Unterthanen (insofern diese auf Reichsverfassung keinen Bezug hatten) nothwendig aufhob, so läßt sich auch nicht behaupten, daß die zwischen den Fürsten und Bonaparte geschlossenen Verträge den Rechten ihrer Unterthanen de jure etwas vergeben konnten; sie durften kein Gegenstand der Transactionen seyn!! — Kein Fürst würde wünschen, in dem Licht sich darzustellen, als hätte er mit einem fremden Fürsten einen Vertrag gegen seine eigenen Unterthanen eingehen wollen, und selbst die Rheinbundesacte, weit entfernt, den Fürsten despotische Rechte einzuräumen, beschränkt dieselben in wesentlichen Stücken. Ohnehin blieb die Beendigung der Bundesgesetze aus besondern Ursachen stets ausgesezt. Eben so wenig läßt es sich behaupten, daß die späterhin mit den alliirten Mächten geschlossenen Verträge, in denen diese die Souverainitätsrechte der dem Bunde beitretenden Fürsten erkennen, diese vorhin nicht legaliter besessenen Rechte über ihre Unterthanen, ihnen hätten beilegen wollen oder können!! — Jene Rechte machten einmal keinen Gegenstand der Transaction aus, anderen Theils liegt in dem Begriffe der Souverainitätsrechte keine Idee der Despotie. Der König von Großbritannien ist unläugbar eben so souverain als jeder andere Fürst in Europa, und die Freiheiten seines Volks befestigen seinen Thron, anstatt ihn zu untergraben. — Unter Voraussetzung dieser Grundsätze müssen Unterzeichnete darauf bestehen, daß künftig in Deutschland: 1) die Rechte bestimmt werden mögen, die den deutschen Unterthanen von Alters her mit Recht zugestanden haben; 2) daß es ausgesprochen werden möge, daß die auf Gesetzen oder Verträgen beruhende Territorialverfassung, unter Vorbehalt der nöthig werdenden Modificationen bestehen solle; 3) daß da, wo keine ständische Verfassung gewesen, auch auf den Fall, daß Oesterreich, Preußen, Bayern und Würtemberg, entweder wegen ihrer besondern Verhältnisse, oder auf die angeführten Tractaten gestüzt, sich davon ausschließen sollten, für die Stände, die sich zur Unterwerfung unter alle, für Deutschlands Wohl nöthige Maßregeln verstanden haben, für die Folge als Gesetz erklärt werde, daß die Einwilligung der Stände: a) zu den anfzulegenden Steuern (wohlverstanden, daß sie zu den Bedürfnissen des Staates beizutragen schuldig sind) erforderlich sey, b) daß sie ein Stimmrecht bei neu zu verfassenden Gesetzen, c) die Mitaufsicht über die Verwendung der zu bewilligenden Steuern haben sollen, d) daß sie berechtigt sind, im Fall der Malversation, die Bestrafung schuldiger Staatsdiener zu begehren. Schließlich ist es zwar nicht der Wunsch Hannovers, daß Civilsachen künftig durch Appellationen an das Bundesgericht in gewöhnlichen Fällen gebracht werden sollen, oder zu verhindern, daß

die Bundesherren nicht vor ihren eigenen Gerichten Recht geben oder nehmen sollen. Nur muß man es hannöverscher Seits für nöthig halten, daß in solchen Fällen die Richter von ihren Pflichten von dem Herrn entbunden, und lediglich nach den Gesetzen, mit Hintansetzung aller etwaigen Cabinetsrescripte zu sprechen angewiesen seyen. — In solchen Fällen aber, wo Stände gegen den Mißbrauch der Souverainitätsrechte der Fürsten klagen wollen, muß nothwendig der Recurs an den Bund ihnen offen stehen. — Nur durch solche liberale Grundsätze können wir beim jetzigen Zeitgeist und bei den billigen Forderungen der deutschen Nation, Ruhe und Zufriedenheit herzustellen hoffen."

Das Taschenbuch enthält auch einige Blicke ins Jahr 1809, „die Capitulation von Rottenmann," ein österreichischer Pendant zu den vielen preußischen Scenen von 1806 und einige Bemerkungen über Chasteler und Buol, nicht zu deren Gunsten. Herr von Hormayr deutet hier nur an, verspricht aber, später mehr mitzutheilen.

Nächst diesen Beiträgen zur neuern Geschichte ist eine Biographie des berühmten Tilly der werthvollste Aufsatz des diesjährigen Taschenbuchs. Nur wirft der Verfasser in seiner in dieser Beziehung wahrhaft unglücklichen Manier das Material durcheinander, unterbricht den Gang der Erzählung fortwährend durch Einmischung von anderwärts und später erfolgten Dingen und erschwert dadurch die Lekture ungemein. Auch entschuldigt er Tilly zu viel. Wenn man doch um Gotteswillen dem blutigen 17ten Jahrhundert nicht die Sentimentalität des 19ten andichten wollte! Trotz aller möglichen Sophistik läßt sich die Magdeburgische Hochzeit nicht entschuldigen und ewig wird dem grauen Feldherrn das Wort zur Schande gereichen: „kommt in einer Stunde wieder!" Herr von Hormayr sagt zwar, Pappenheim habe den Streich ohne Tillys Befehl ausgeführt, und da es einmal geschehen sey, habe Tilly sich drein finden und den Soldaten die Plünderung gestatten müssen, und er habe dies nur mit Widerstreben gethan, und hinterdrein auf Magdeburgs Ruinen geweint. Wenn dies wirklich, wie es Khevenhüller berichtet, wahr wäre, wenn Tilly noch hinterdrein geweint hätte, nachdem er die Fortsetzung der Plünderung ausdrücklich mit den erwähnten grausamen Worten befohlen hatte, so wäre er ein alter Geck gewesen und nur um so verächtlicher. Einigermaßen läßt sich Tilly nur dann rechtfertigen, wenn man ihn als eine eiserne unbarmherzige Natur sich denkt. Dann erscheint er wie ein Alba, doch immerhin männlich. Was aber Herr von Hormayr damit gewinnt, dem Feldherrn, dessen Grausamkeit er nun doch nicht läugnen kann, noch sentimentaler Thränen und eines gefühlvollen Herzens wegen zu preisen, vermögen wir nicht einzusehen.

Ferner enthält das Taschenbuch interessante Beiträge zur Geschichte des süddeutschen Municipalwesens, eine seltene Relation über die Bartholomäusnacht, eine reichhaltige Fortsetzung der „Sittenzüge der Vorzeit," die in den frühern Jahrgängen begonnen, Sagen und Legenden in Prosa und Versen und eine Fortsetzung des Verzeichnisses von Urkunden, die Herr von Hormayr entdeckt und in seinen verschiedenen Werken veröffentlicht hat.

Deutsche Geschichte.

Geschichtliche Darstellung der Erblandämter in der gefürsteten Grafschaft Tirol, und der damit in Verbindung stehenden Erbhuldigungen, bei Gelegenheit der Erbhuldigung im Jahr 1838 von Anton Emmert. Innsbruck, Rauch.

Diese kleine Schrift wurde durch den Huldigungsact in Innsbruck hervorgerufen. Sie enthält das Programm dieses Actes, eine Beschreibung der frühern Erbhuldigungen, ein Verzeichniß der Erblandämter und die Genealogie aller ihrer Inhaber. Diese Aemter sind das des Erb-Kaplans (Prior von Schnals), des Erblandhofmeisters (seit 1469 Ritter und Grafen von Trapp), des Erblandkämmerers (seit 1525 Freiherrn von Cles), des Erblandmarschalls (seit 1780 Fürsten von Auersberg, früher die Grafen Trautson), des Erblandstallmeisters und des Erblandvorschneiders (beide Aemter der Grafen von Wolkenstein), des Erblandmundschenken (seit 1450 die von Spaur), des Erblandtruchseß (seit 1650 die von Künigl), des Erblandjägermeister (seit 1803 die Grafen von Tannenberg, früher die Fürger und Schurf), des Erblandsilberkämmerers (die von Brandis), des Erblandküchenmeisters und des Erblandstabelmeisters (beide die vom Welsberg) und endlich des Erblandfalkenmeisters (von Sternbach). Die Stammtafeln dieser edlen Tiroler Familien sind beigegeben. Uebrigens haben ihre Aemter bloß Bedeutung bei den Huldigungen und Hoffesten, sonst begleitet sie kein politisches Ansehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 120.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 26. November 1838.

Philosophie.

Obgleich die Hegelingen jezt das große Wort in der philosophischen Literatur führen, so ist es doch gerade, weil sie es führen, der Mühe werth, auf die philosophischen Bestrebungen aufmerksam zu seyn, die sich neben der Hegelei geltend machen. Auf den Hegel'schen Handel selbst wollen wir in diesem Augenblicke nicht zurückkommen, da wir unsere Ansicht früher schon ausgesprochen haben und einstweilen die Entwicklung, welche der Streit in Preußen nehmen wird, abwarten können.

Von ältern berühmten philosophischen Werken sind Uebersetzungen und neue Ausgaben erschienen: 1) Aristoteles Werke von Hoffmeister und Knebel. Stuttgart, Balz, 1838. 4ter Band, welcher die Rhetorik enthält. 2) Platons Apologie des Sokrates von Nüßlin. Mannheim, Löffler, 1838. 3) Franz Bacos Versuche moralischen, ökonomischen und politischen Inhalts, von Bruschius, (Leipzig, Steinacker) ein Buch voll Geist, voll Tiefe, voll Kenntniß der Menschen und des Lebens, doch schon zu berühmt, als daß es unseres Lobes noch bedürfte. Schon früher war es ins Deutsche übersezt.

Eine prächtige Ausgabe von 4) Immanuel Kants sämmtlichen Werken besorgen die Professoren Rosenkranz und F. W. Schubert (im Verlag von Leopold Voß in Leipzig, 1838), wovon uns die ersten sechs Bände vorliegen. Die Ausstattung ist des großen Denkers, des eigentlichen Vaters der modernen deutschen Philosophie würdig.

Zu dem großen 5) philosophischen Lexikon von Krug ist ein fünfter Band (Leipzig, bei Brockhaus, 1838) als Supplement erschienen. Das an sich sehr löbliche Unternehmen würde mit mehr Erfolg ausgeführt worden seyn, wenn der Herausgeber die verschiedenen philosophischen Systeme mit mehr Unparteilichkeit besprochen hätte. Niemand kann ihn hindern, zu denken, wie er denkt; allein sein Maßstab ist doch wohl zu kurz, seine Leiter reicht nicht in jede Tiefe hinab, und deßhalb ist es nicht immer erfreulich, ihn über andere Philosophen richten zu sehen. Ueberdieß würzt er sein wissenschaftliches Urtheil häufig mit Witzeleien und kleinen Anekdoten, die nicht ganz der Würde der Wissenschaft angemessen sind. So hat er z. B. einen eignen Artikel:

„Blaue Philosophie. Wer sollte wohl glauben, daß es eine solche gäbe? Ich hab' es selbst weder gewußt noch geglaubt, als ich dieses W. B. in zwei bald auf einander folgenden Auflagen herausgab. Aber jezt hab' ichs erfahren durch einen eignen Aufsatz, der unter dem Titel: „Die blaue Philosophie unsrer Universitäts-Lehrer" in der sog. „Constitutionellen Staatsbürgerzeitung" (1836, Nr. 106) sich findet. Es ist nämlich die Philosophie jener Deutschen, welche in der Dunkelheit die tiefste Weisheit suchen, aber ihren Schülern nur „blauen Dunst" vormachen. Nun ist es freilich unbillig, ja ungerecht, alle Universitätslehrer dessen zu beschuldigen. Denn es wird wohl auch hier Ausnahmen geben. Aber die, welche der Vorwurf trifft, mögen sich doch folgende Worte des mir ganz unbekannten Anonymus ad notam nehmen: „Dieser falsche Scharfsinn liebt das Gewand der Dunkelheit; er hüllt sich in Unverständlichkeit ein, dem Wahne huldigend, daß sie ein Merkmal der Tiefe der Forschung sey. Aber die wahre Tiefe ist klar" — wie der heitre Himmel troz seiner unendlichen Tiefe — „und, weil sie klar ist, verständlich und dem aufmerksamen Bewußtseyn Gebildeter zugänglich. Die Unklarheit ist entweder ein Mangel tiefer Forschung oder guter Methode, oder eine Folge der Verschrobenheit der Sprache, also jederzeit ein Fehler."

Herr Krug theilt auch Mancherlei über Hegel mit. Gewiß ist es zweckmäßig und einem philosophischen Lexikon

angemessen, wenn verschiedene Urtheile der Zeitgenossen und namentlich der Kenner über einen bedeutenden Mann mitgetheilt werden. So berichtet Herr Krug: „Link sagt in seinen Propyläen zur Naturkunde (Thl. I. S. 46), daß H.'s System, obwohl ein Gebäude des höchsten metaphysischen Scharfsinns, dennoch „für die Naturkunde keinen Werth“ habe; ja es sey betrübend zu sehn, welche Blößen H. gibt, wenn er von Gegenständen der Naturkunde, der Astronomie und der Mathematik spricht. Und dabei ist er so absprechend, so bitter, daß man über ihn lachen würde, wenn es lächerlich wäre, daß ein solcher Mann sich so verirrt. — Briefe an eine Dame über die Hegel'sche Philosophie, von Dr. K. W. E. Mager. Berl. 1837. 8. Da dieser Briefsteller als ein eifriger Hegelianer jene Philos. auch für Damen zu popularisiren sucht: so darf man sich nicht wundern, daß die Gegner derselben gleichfalls auf populäre Weise stark mitgenommen werden. Mögen die Damen nur keinen Anstoß an dem Namen ihres popularisirenden Correspondenten nehmen und sich dadurch zu nicht minder popularen Wortspielen verleiten lassen! — Den Zweck, jene Philos. dem größern Publikum verständlicher zu machen und dadurch zu empfehlen, hat auch folg. anonyme Schrift: H.'s Lehre vom Staat u. s. Philos. d. Gesch. in ihren Hauptresultaten. Berl. 1837. 8. — Dagegen hat den stärksten Widerspruch H. und dessen Philos. von Seiten seines vormaligen Lehrers und Freundes, Schelling, erfahren, nämlich in der kritischen zu der Schrift: Victor Cousin über franz. und deutsche Philos. Aus dem Französ. von Hubert Beckers. Stuttg. u. Tüb. 1834. 8. Hier erklärt sich Sch. nicht nur gegen H.'s unverständliche und ungelenke Sprech- und Schreibart, sondern auch gegen dessen dialektisches Spiel mit der sog. „Selbstbewegung des Begriffs,“ und findet in dieser Philos. (die er nach andern Relationen sogar ein Mondkalb genannt haben soll) einen neuen Wolfianismus; worüber die Anhänger dieser Phil. natürlich sehr erbittert waren und nicht bloß über Mißverstand oder Mißdeutung, sondern sogar über Neid und Eifersucht klagten. — In Kopenhagen ist neuerlich ein besonderes „Journ. für die specul. Idee“ begründet worden, das hauptsächlich auf H.'s Philos. gerichtet seyn soll. — Uebrigens könnte wohl auch Goethe zu den Gegnern H.'s gezählt werden, obgleich Beide eine Zeitlang in freundlichem Briefwechsel standen. Denn in des Erstern Faust (Th. II. Act 2. Sc. 1. S. 95—96. Stuttg. u. Tüb. 1835) darf man nur, um den Sinn des Dichters zu fassen, in den Worten, die Mephistopheles zum Famulus spricht, Hegel statt Wagner und Schelling statt Faustus lesen. Auch ist in der Person des Baccalaureus ein junger Hegelianer „im eigensten Entzücken“ über die allerneueste Weisheit recht treffend geschildert.“ Dergleichen ist wahr und gut. Herr Krug verläßt aber auch das reinwissenschaftliche Gebiet, um beißende Bemerkungen gegen die Personen zu richten, was wohl nicht in ein Lexikon gehört. So sagt er: „Briefe von H. finden sich auch in Knebels literarischem Nachlasse. Einer dieser Briefe (Nachl. II. 446) enthält folgende zur Charakteristik H.'s sehr merkwürdige Aeußerung: „Ich habe mich durch Erfahrung von der Wahrheit des Spruchs in der Bibel überzeugt und ihn zu meinem Leitstern gemacht: Trachtet am ersten nach Nahrung und Kleidung, so wird euch das Reich Gottes von selbst zufallen.“ Spricht hier nicht der speculative Philosoph wie der gemeinste Empiriker? Oder sollte etwa diese Verdrehung des bekannten Ausspruches Jesu: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles — nämlich Nahrung und Kleidung — zufallen,“ nur eine komische Parodie seyn? Dann wäre doch auch solcher Scherz zu gemein, ja völlig geistlos für einen Geist, der auf Alleinherrschaft im Gebiete der Philosophie Anspruch machte. Oder hätte etwa gar der bibelfeste Philosoph jenen Ausspruch Jesu mit dem Ausspruche des Apostels Paulus: „Wenn wir Nahrung und Kleider haben, so lasset uns begnügen,“ in aller Unschuld verwechselt? — Das wäre doch ein gar zu lächerliches Quid pro quo!“ —

Gehn wir nun auf die neuen Systeme oder wenigstens auf die neuen Kritiken der bisherigen Systeme über, die neben und unabhängig von der Hegelei sich geltend gemacht haben. Es darf nicht Wunder nehmen, daß sich in denselben gerade das ausspricht, was in der Hegelei vermißt wird, denn sie sind ja nur, bewußt oder unbewußt, die Reaction des gesunden Geistes gegen die Tyrannei einer unvernünftigen Scholastik. Sie neigen sich zu einer um so bescheidnern Ansicht von den menschlichen Vermögen, je unverschämter der Hegelianismus behauptet hat, der Mensch sey Gott selbst, und es gebe keinen Gott außer dem Menschen. Sie neigen sich zu einer um so ehrenwerthern Anerkennung der menschlichen Pflichten, je frivoler und aller innern Ehrenhaftigkeit baar die strikten Hegelianer den Menschen von allen Pflichten frei gesprochen, und selbst die Sünde negirt haben, um ihm einzig ein unbegrenztes Maaß vom Rechten zu gewähren. Sie neigen sich zu einer um so praktischern Lebensansicht, je weiter sich die Hegelianer mit ihrer Narrheit, Götter seyn zu wollen, vom festen Boden der Wirklichkeit verirrt haben. Endlich neigen sie sich (wenn auch leider noch nicht durchgängig) zur Deutlichkeit des Ausdrucks, zur populären Sprache, da im Gegentheil die Hegelianer sich nur in dem Galimathias wohlbefinden, in dessen Unverständlichkeit und Zweideutigkeit sie die kahle Hoffahrt des zweibeinigen philosophischen Thieres verstecken.

6) Ueber Gegensatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philosophie von J. H. Fichte. Dritter Band. Heidelberg, Mohr, 1836.

Wir erwähnen dieses Werk, dessen frühere Bände wir früher anzeigten, hier zuerst, weil in keinem andern *der Unterschied zwischen dem Menschen und Gott, den die Hegelianer läugnen*, schärfer nachgewiesen ist. Man sieht deutlich, daß Hegel ihm den Schleifstein geliehen hat, um sein kritisches Messer daran zu schleifen, und das ist am Ende das einzige Gute an der Schule, welche die schwachen Sterblichen *vergöttert*, daß sie den vernünftigern philosophischen Schulen Vorsicht und Umsicht lehrt, um die verfänglichen Stellen zu bezeichnen, wo die Wahrheit fast unmerklich in die Sophistik überspringt. Ist die Philosophie eine bloße Denkübung, so hat ihr Hegel unstreitig genutzt, wenn auch nicht durch Hebung des Schatzes im Weinberge, doch durch Umwühlung des Bodens. Ist die Philosophie aber der Weg zur Wahrheit, so hat ihr Hegel nur geschadet, weil er geradezu von ihr abführt, und allem, was im Menschen verführbar ist, schmeichelt, um ihn auf diesen Abweg zu leiten. Denn, daß der Mensch selber Gott sey, und daß es außer ihm keinen Gott gebe, war und ist die große Mutterlüge, aus der von jeher und noch jezt, alles moralische Uebel entsprungen ist; denn jede Sünde wurzelt in der Voraussetzung, daß diese Lüge wahr seyn, daß der Mensch unverantwortlich seyn könnte. Wer diese Lüge behauptet, sie mit neuen sophistischen Gründen den Menschen anempfiehlt, hat dem Guten und somit auch dem Wahren den offenbaren Krieg erklärt.

Jene Unterscheidung Gottes von der Kreatur, die Herr Fichte aufstellt, ist folgende: „Gott ist ausschließlich als *nur* Geist, nicht, wie die kreatürlichen Persönlichkeiten, als Einheit von organischer Leiblichkeit, Seele und Geist, zu bezeichnen; und hierin vielmehr wäre eine charakteristische, nur Gottes Person zukommende Bestimmung ausgesprochen, welche ihn generell von allem kreatürlich Persönlichen scheidet und unendlich darüber erhebt: er allein ist, in welcher Steigerung auch immer die Geistesvollkommenheiten der Kreatur gedacht werden mögen, der reine, ewig sich selbst klare Geist. Die kreatürlichen Geister, weil geschaffene, leben nur aus verliehener Individualität, in bestimmter Umgrenzung *gegen*, wie in Verflechtung *mit* ihrem Andern. Dies ist die dunkle Seite ihrer Existenz, das Schicksal, wodurch sie unvermeidlich den Bedingungen der Endlichkeit anheimfallen, erst in einzelner Körperspecifikation und in einer sein Anderes, welches ihm damit ein wahrhaft Aeußerliches ist, — empfindenden Seele, *zum Geiste zu werden*. Diesem Loose kann sich kein kreatürlicher Geist entziehen, weil er, *aus* seinen Lebensbedingungen sich herausgestaltend, sie selbst nicht in seine Gewalt bekommt, weil sie ihm nicht durchsichtig sind. Verstände er aber völlig sich selbst in der Wurzel seiner Individualität; so verstände er die ganze Unendlichkeit, und wäre Gott gleich, indem er, durch diese Individualität mit der Unendlichkeit der Schöpfung verflochten, selbst ein innerlich unendlicher ist. Gott aber allein versteht, durchschaut sich in seiner Unendlichkeit, weil sie nur aus *seinem* Willen, durch ewig bewußte Willensthat geschaffen-erhalten, hervorgeht. Nur in Gott durchdringt die Subjectivität ganz ihr Objectives, und stellt es völlig durchdacht vor sich hin: und so ist die Seite, welche wir Seele an Gott nennen könnten, die allein aus dem Verhältnisse eines begrenzt Individuellen zu seinem Andern hervorgeht, das Gebiet des Empfindens und überhaupt des sinnlich-empirischen Bewußtseyns in Gott nicht vorhanden: das Andere ist in ihm, durchschaut, weil er es selbst ist. So bedarf Gott des Seelischen nicht, weil er der volle Geist ist, und was wir ferner ein Analogon der Leiblichkeit in ihm nennen könnten, seine Unendlichkeit in der *Schöpfung*, enthält wieder nichts dunkel Undurchdrungenes für ihn, sondern ist nur die *Wirklichkeit* seines Willens, (welcher Begriff im schärfsten Wortverstande zu fassen). Die Weltschöpfung und Erhaltung, was eben die *Weltwirklichkeit* ausmacht, besteht lediglich in der ununterbrochenen, vom Bewußtseyn durchdrungenen Willenserweisung Gottes, so daß er *nur* Bewußtseyn und Wille, beides aber in höchster Einheit, er allein mithin *Person*, oder sie im eminentesten Sinne ist. — Deßwegen ist Gott auch einzig der *freie* zu nennen, weil die Unendlichkeit allein durch seinen Willen ist: er ist, wie das *All*bedingende, so selbst der allein Bedingungsfreie, *Außer*bedingte; während alle Kreatur aus dem Verliehenen liebt, was ihm Bedingung, Grenze, Nothwendigkeit bleibt. Diese Nothwendigkeit jedoch, wie Solches im Vorhergehenden erschöpfend dargestellt worden, ist keine äußerlich-verkettende, kein Zwang, der das monadisch Substantielle der Kreatürlichkeit aufheben würde, sondern Eins mit ihrem Wesen, ihre specifische Entschiedenheit selbst, aus welcher sie lebt, und in der, als ihrer innersten Natur, sie zwar nicht willkürlich, d. h. zufällig-bedingungslos, wohl aber *frei* sich entwickelt. Diese eingeschaffene Individualität, d. h. die Nothwendigkeit, *aus* der sie frei ist, macht das Band aus, durch das Gott mit ihr in Einheit bleibt, und ihr Durchdringendes ist. In dem Principe der Freiheit der Kreatur, daß sie die *individuelle* aus Gott ist, liegt zugleich daher die absolute Grenze derselben, daß sie Eins bleiben muß mit Gott, und sich als fügsames Glied dem unendlich Gewollten einreiht. (Dieses Eingehen und die

Gegenwart des Geistes und Willens Gottes in der freien Kreatur, bei wahrhaftem Aussichselbstseyn derselben, ist das Geheimniß der Schöpfung, der innerste Hebel aller Thaten göttlicher Weltregierung, der ewig gelöste Widerspruch zwischen göttlicher und kreatürlicher Freiheit, den aber auch nur die Person Gottes zu lösen vermag. Es hat sich nämlich als das Entscheidende unserer Weltansicht ergeben, daß aller Kreatur eine von Gott unabhängige Selbstheit beiwohnt, daß sie nur durch eigne That sich verwirklicht, wodurch jeder Begriff eines abstrakten Weltprocesses oder einer mechanischen Weltentwicklung, gleichviel wie gedacht oder imaginirt, gänzlich abgewiesen, und an deren Stelle individuelles Leben und Selbstthat, ja Geisterkämpfe und Krisen in der Schöpfung treten, nicht in dem ewig unbewegten Geiste Gottes. In keinem Sinne kann hier nämlich noch von einer selbstverwirklichenden Genesis Gottes, sondern von Selbstentwicklung der wahrhaft auf sich selbst gestellten Kreatürlichkeiten unter der freilassenden, aber leitend eingreifenden Vorsehung Gottes (ein freilich gleichfalls noch abstrakt unbestimmter Begriff, der indeß auf Künftiges deuten möge,) die Rede seyn. — So darf denn auch das jezt gewonnene Schlußresultat der Ontologie nicht für den Gipfel oder das höchste Ergebniß speculativer Gotteserkenntniß gehalten werden, — wiewohl es selbst hier das Maß des in eigentlich wissenschaftlicher Philosophie bisher Erreichten überschreiten dürfte; es ist nur der Schlüssel und das Princip, Gott in seiner Offenbarung zu erkennen; und so in unserm Sinne vielmehr der Anfang der Spekulation.“

7) Ueber die Erkenntniß Gottes in der Welt. Von Dr. Heinrich Ritter, Prof. zu Kiel. Hamburg, Perthes, 1836.

Der würdige Verfasser trachtet vorzüglich dahin, der Philosophie die Larve der Hoffahrt abzureißen, die ihr Hegel vorgehängt hat. Er kommt von der unvernünftigen Ansicht, daß wir Götter und allwissend seyen, zu der vernünftigen zurück, daß wir sehr beschränkte Geschöpfe seyen, daß uns deßfalls Demuth gezieme, und daß uns kein anderer Stolz zukomme, als den das Geschöpf in Hinsicht auf den Schöpfer, der kleine Theil im Ganzen in Hinsicht auf das große Ganze haben dürfe, sofern es sich seines Schöpfers würdig benehme. In folgenden Sätzen dürfte das Wesentliche der Ritterschen Lehre enthalten seyn: „Wir leben hier im Kampf, in einem Kampf, in welchem uns nicht vergönnt ist, gleichsam in einem Triebe aus selbsteigener Kraft hervorgehend gerade aufzuschießen, sondern alle unsere Anlagen sind darauf angewiesen, unser Verhältniß zu den übrigen Dingen zu berücksichtigen und bald herrschend, bald beherrscht in wechselnden Richtungen unser allmähliges Wachsthum zu gewinnen. Darum läßt das Fortschreiten unseres Lebens nicht in gerader Linie, ausgehend allein von der Betrachtung unserer Zwecke anschaulich sich darstellen, sondern dieses unausgesezte Fortschreiten, welches wirklich vorhanden ist, ist doch nur im Ganzen erkennbar, in einem Ganzen, welches wir dermalen noch nicht übersehen können, so daß auch manche Abweichungen in der Bahn, welche wir überblicken, hieraus ihre Erklärungen finden müssen. Allein der Kampf, welchen wir kämpfen, ist für das Gute und Wahre, und indem wir dies wachsend finden in uns und in Andern, welche mit uns zu gemeinsamem Heil in einer Geschichte verbunden sind, können wir auch gewahr werden, wie die Zwecke der Schöpfung schon jezt theilweise sich erfüllt haben und uns die Hoffnung einer weitern Erfüllung gewähren. Dies ist der feste Boden, auf welchem wir stehen. Wenn auch nur ein kleiner Kreis der Wahrheit unseren Blicken zu festem Anhalt sich darbietet, so ist doch dieser Kreis sicher vor jeder Anfechtung. Denn in dieser Welt, von der ewigen Wahrheit gegründet, gibt es keinen wahren Widerspruch. Wenn wir uns eingestehen müssen, daß wir nur von unserem Standpunkte aus die Welt begreifen können, so können wir auch darüber zur Gewißheit kommen, daß dieser Standpunkt nicht ein rein persönlicher ist und nur der Willkür des Einzelnen überlassen, sondern daß mit uns auch alle, welche unseres Geschlechts sind, einen ähnlichen Standpunkt einnehmen und wir deßwegen vermögend sind uns mit ihnen über die Wahrheit unserer Einsicht zu verständigen und dadurch den Standpunkt unserer Erkenntniß zu erweitern; hierin aber, wenn nicht in allgemeinern Grundsätzen, finden wir eine Bestätigung der Allgemeinheit der Wahrheit, auf welcher wir fußen. Dann aber dürfen wir auch die allgemeinen Grundsätze der Philosophie uns zur Hülfe rufen, welche uns beweist, daß unser Standpunkt in der Welt, beschränkt wie er seyn mag, dennoch eine vollkommene Sicherheit bietet, beruhend auf Gott, auf der ewigen Wahrheit, welche jede beschränkte Einsicht bewährt, denn in einer jeden Einsicht ist auch seine Einsicht in einem jeden vernünftigen Menschen ist die Vernunft nicht allein als ein persönliches oder als ein menschliches Vermögen, sondern auch als Vernunft der Welt, ja als Vernunft Gottes, weil das Besondere und Persönliche nicht ohne das Allgemeine und Allgemeinste denkbar ist, Allgemeines aber und Besonderes, wie sie im Weltlichen auseinandertreten, ihren gemeinschaftlichen Grund in Gott haben. So hat ein jeder Standpunkt seine Wahrheit, weil er ein Standpunkt in der ewigen Wahrheit ist.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 121.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 30. November 1838.

Mährchen und Sagen.

1) Magyarische Sagen, Mährchen und Erzählungen von Johann Grafen Mailath. Zwei Bände. 2te Auflage. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1837.

Die zweite Auflage dieser Sagen ist noch einmal so umfangreich, als die erste war. Die neu hinzugekommenen Sagen sind größtentheils schon in Taschenbüchern und Journalen einzeln erschienen. Diese Sammlung unterscheidet sich von der ausgezeichneten, früher erschienenen von Mednianszky dadurch, daß Mailath mit freierer Phantasie die Sagenstoffe seines interessanten Vaterlandes Ungarn aus- und umgebildet hat, während Mednianszky, wie es scheint, mehr Referent als Dichter war und die Sagen Ungarns in mehr ursprünglicher Einfachheit darstellte. Graf Mailath widmete seine Erzählungen zunächst seiner jungen Tochter, als ein Buch der heitern und poetischen Unterhaltung. Diesem Zweck entsprechen nun die Sagen vollkommen. Es waltet darin eine reiche, oft orientalische Phantasie und sie eignen sich ganz vorzüglich zu einer Lektüre für junge Damen, denen geistreiche und unschuldige Mährchen wahrhaftig mehr zu empfehlen sind, als manche Langweiligkeit der englischen Romanliteratur und als manches Gift der französischen. Der anmuthige Wechsel der Mährchen, der Reiz des Wunderbaren und der Freiheit, die das Mährchen einem guten Erzähler noch weit mehr als der Roman gestattet und das Räthselhafte, der Reiz einer geheimen Symbolik, die immer in den Mährchen liegt, geben ihnen einen Vorzug, der ihnen schon im Alterthum die größte Bedeutung in der Poesie sicherte, und sie werden nie aufhören, zu gefallen. Die besten alten Mährchen werden sich ewig erhalten und es werden immer neue entstehen. Selbst die Gegenwart ist für die magische Berührung des Mährchengottes nicht verschlossen, und wenn die bisherigen Versuche moderner Mährchen auch häufig allzu absichtslose Spiele des Witzes waren und die Naivetät des echten Mährchens entbehrten, so sind doch auch schon viele Versuche in dieser Gattung sehr glücklich ausgefallen. Die Sagen des Grafen Mailath zeichnen sich auf eine merkwürdige Weise durch eine vermittelnde Tendenz zwischen der ursprünglichen Volkssage und dem modernen Feenmährchen aus. Leise Anklänge erinnern uns an die blaue Bibliothek und dann wieder an Fouqué, an Callot-Hoffmann, während die Grundlage national und ganz ungrisch ist. Wir wünschen sehr, daß sich auf ähnliche Weise die freie Phantasie auch anderer Sagenstoffe bemächtigen, sie umbilden und zu modernen Unterhaltungsbüchern machen möchte (wie einst die blaue Bibliothek, wie Musäus Volksmährchen, das Gespensterbuch von Apel und Laun rc.). Man hat in jüngster Zeit sehr viele Lokalsagen gesammelt und geordnet, aber um wenigstens die schönsten und tiefsinnigsten unter diesen Sagen zum poetischen Gemeingut zu machen, ist es nothwendig, sie erst auszubilden. Sie gleichen oft einem Samenkorn, das seine prächtige Blüthe erst entfalten kann, wenn es in den fruchtbaren Boden eines Dichtergemüthes fällt.

2) Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes. Herausgegeben von L. Bechstein. Dritter Theil. Meiningen und Hildburghausen, Kesselring, 1837.

Eine der vollständigsten Sagensammlungen, die wir von einzelnen deutschen Provinzen besitzen. Die ersten Theile haben wir früher angezeigt, der dritte ist nicht minder reichhaltig. Mit Recht hat der Verfasser auch Züge aus der wirklichen Geschichte aufgenommen, die in der Sage des Volkes fortleben, und nicht bloß Mährchen, z. B. Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege, und die Geißelfahrt aus dem 14ten Jahrhundert, wobei er sich das Verdienst erworben hat, die überall zerstreuten Verse, welche jene Geißler gesungen haben, zum erste Mal zu einem Ganzen zusammenzustellen. Unter den

Sagen finden wie solche aus Thüringens Vorzeit im Allgemeinen, dann insbesondere Sagen von den drei Gleichen, dem Schneekopf und der Grafschaft Henneberg. Alle diese Sagen sind reich an poetischen Zügen. Hier nur ein paar Schützensagen: „In dem alten Schenkkeller zu Heinrichs, welcher hinten im Hof des jetzigen Gasthauses zum goldnen Hirsch gelegen ist, sieht man oben an der Mauerwand noch die Spur von drei Flintenkugeln nahe bei einander. Einst kamen, so wird berichtet, drei Wildschützen in den Ort und auf den Keller, wo etwa ihre Kunst und Meisterschaft im Büchsenschießen bezweifelt wurde; da brach Einer von ihnen im Hof eine Kleeblatt ab, der Zweite nahm eine Leiter und festigte das oben an der Mauer, und der Dritte schritt fort, so weit er in gerader Linie schreiten konnte, bis an die dem jetzigen Haus gegenüberstehenden Häuser, und zählte dabei 90 Gänge. Darauf schossen die Schützen, Einer nach dem Andern, und wie einer schoß, schwand ein Blatt des Kleeblattes, daß es mit 3 Schüssen gethan war; dann gingen die Wildschützen schweigend aus dem Ort hinaus. — In Vernaus Haus sagt man, soll ein Jäger umgehen. Dieser hatte, als er noch lebte, Fahrsamen (Gefahrsamen) gewonnen. Fahrsamen zu gewinnen, ist eine teuflische Kunst, wobei einer in der Mittagsstunde, wenn die Sonne am höchsten steht, in die liebe Sonne schießen muß. Da fallen drei Blutstropfen herunter, die muß er aufbewahren, das ist Fahrsamen; dann kann er schießen, wonach er will, so geht es ihm nimmer fehl, bis zuletzt, wenn es an sein seliges Sterben kommen soll, da fehlt es. Ehe dieser Jäger starb, sagte er vorher, er werde einstmals einen Brüll thun, und dann weg seyn. So geschah es auch; der Teufel holte ihn. Man hat ihn hernach auch sitzen sehen auf dem Birnauer Weg in altmodischer Tracht, mit umgeschlagenem dreieckigen Hut, und hatte drei Hündchen bei sich, zu jeder Seite eins, und eins auf dem Schooß.“ Aus Mangel an Raum können wir unmöglich den großen Reichthum von schönen Sagen hier näher entwickeln.

In der Einleitung spricht sich der Verfasser über den ethischen Werth der deutschen Volkssagen aus und weist nach, wie in den Sagen überall die Volksmoral verborgen liege, und wie sie ersonnen oder aus der Erfahrung aufbewahrt scheinen, um zu belehren, zu ermahnen und zu warnen, während sie zugleich rühren und ergötzen. Als Grundgedanke geht durch sie hindurch, daß Reinheit und Unschuld jedes Zaubers mächtig seyen, und daß umgekehrt jede Schuld den Menschen einer unheimlichen Macht unterwirft. Wenn man diese deutsche Sage allegorisch darstellen wollte, müßte man die Unschuld malen in einem kriegerischen Helm.

Herr Bechstein, der mit der wohlgelungenen Bearbeitung der schönsten böhmischen Sagen zuerst in der Literatur auftrat, ist ganz der Mann dazu, eine so reiche Sammlung von Sagen zu veranstalten. Er verbindet mit dem zartesten Sinne für die Sagenwelt zugleich die genaueste Lokalkenntniß seiner thüringischen Heimath. Und er würde, wie es uns scheint, und nach den Proben, die er abgelegt hat, auch ganz vorzüglich geeignet seyn, Deutschland ein Mährchenbuch zu geben, das nicht bloß, wie sein thüringischer Sagenschatz, eine treue Sammlung, sondern vielmehr mit Ausscheidung des minder Bedeutenden ein Unterhaltungsbuch für alle Stände, zumal für die Jugend wäre. Welche Masse des herrlichsten Materials liegt in Grimms deutschen Mährchen verborgen. Im Einzelnen ist viel von Dichtern benutzt worden, besonders für Romanzen, aber ein Mährchenbuch für das Volk ist noch nicht daraus entstanden.

3) Die Burgen und Bergfesten des Harzes und der nächsten Umgegend. Mit 12 Abbildungen. Von Fr. Hoffmann. Quedlinburg und Leipzig, Basse, 1836. 4.

Bei jeder Burg (deren zwölf lithographirt sind) werden die daran sich knüpfenden Sagen erzählt. Diese Burgen sind Questenberg, der Kyffhäuser, Rothenburg, Rammelburg, Ebersburg, Hohenstein, Schnabelburg, Scharzfels, Staufenburg (wo die berühmte Eva von Trotta hauste), Lauenburg, Falkenstein, Arnstein, Mansfeld rc. Viele dieser Sagen sind sehr schön, und das Werk dankenswerth; allein die Behandlung ist nicht durchaus geschmackvoll und es scheint unbegreiflich, wie sehr der Verfasser die deutsche Sage mißverstehen konnte. Bekanntlich sagt man vom Kyffhäuser, daß in diesem Berge Kaiser Friedrich der Rothbart am Steintisch sitze, durch den sein Bart gewachsen sey, und der Zeiten harre, wenn die Raben nicht mehr um den Berg fliegen würden, weil er alsdann wiederkommen und das deutsche Reich in neuer Herrlichkeit regieren soll. Diese schöne Sage, die den tiefsten Schmerz des deutschen Volks seit dem Untergang der Hohenstauffen ausdrückt, die nur ein deutsches Herz empfinden kann, wagt Herr Hoffmann auf die frivolste Weise zu modernisiren und erzählt, wie Einer statt des alten Kaisers — den Kaiser Napoleon im Berge habe sitzen sehen. Dergleichen gehört zu den Sünden wider den h. Geist.

4) Das Zauberschwert, ein Gewebe von Harzsagen. Epos in dreizehn Gesängen von Dr. K. Sternberg. Braunschweig, Meyer, 1836.

Ein Romanzencyklus wäre wohl besser gewesen, als die epische Form, in der die Einheit der Handlung zu sehr zurücktritt. Doch ist eine gewisse Einheit der Idee nicht zu verkennen. Der Dichter ist begeistert durch die

Größe, Kraft und Tugend der Ahnen, und knüpft die Bewunderung derselben an die alten Sagen des Harzes.

5) Volkssagen der Deutschen. Herausgegeben von Philipp v. Steinau. Zeitz, Schieferdecker, 1838. 8. S. 352.

Im Allgemeinen sind alle solche Sammlungen zu loben, weil sie, wo sie immer gelesen werden, Geist und Phantasie kräftigen und der faden entnervenden Unterhaltungslektüre entgegenwirken. Doch vermissen wir an dieser Sammlung, die aus sehr vielen andern zusammengetragen ist, sofern sie einen bleibenden Werth haben soll, die Nachweisung der Quellen, und sofern es dem Verfasser bloß darum zu thun war, zu unterhalten, hätten wir gewünscht, er hätte manche kleine unbedeutende Lokalsage lieber weggelassen, viele Sagen nicht so gar kurz gefaßt und dagegen die schönsten ausführlicher erzählt.

6) Abendländische Tausend und eine Nacht, oder die schönsten Mährchen und Sagen aller europäischen Völker. Zum ersten Mal gesammelt und neu bearbeitet von J. P. Lyser. Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers, Meißen, Gödsche. 12.

Die ersten acht Bändchen dieser Sammlung liegen uns vor. Sie enthalten eine Menge bekannter Sagen: Bertha, die Spinnerin, Peter von Staufenberg, Genovefa, Wieland der Schmid, der Freischütz, Romeo und Julie, das Käthchen von Heilbronn, Rübezahl, der Vampyr ꝛc. Diese und viele andere Sagen sind nun mit einander auf die Art verbunden, wie die morgenländischen Mährchen der 1001 Nacht, oder eigentlich auf die moderne Weise des Dekamerone. Eine Gesellschaft nämlich erzählt sich dieselben abwechslungsweise. Herr Lyser hat sein Talent, für die Jugend zu schreiben, schon durch die Herausgabe mehrerer mit Bildern geschmückter kleiner Mährchensammlungen bewährt und auch diese größere wird gewiß in jedem Familienkreise willkommen seyn.

7) Deutsche Volksblumen. Durch Fr. Goldschmied. Leipzig, Fischer und Fuchs.

Mit einem gegen das sogenannte junge Deutschland gerichteten satirischen Titelkupfer und Vorwort. Den Inhalt bilden alte bekannte deutsche Volksmährchen in einer neuen launigen Bearbeitung, einige nur aus dem Plattdeutschen ins Hochdeutsche übertragen: der gestiefelte Kater — Dornröschen — Spielhansel — die drei Meisterstücke — die Mähr vom Machandelbaum — die kluge Regine — Geschichte vom Kibitz — die Frau Fischerin — Fabel von der Freiheit — die fahrenden Schüler — der Blaubart — Sagengeschichte von Dr. Faust.

8) Echte und wahrhafte Feenmährchen. Neu bearbeitet. Zwei Bändchen. Stuttgart, Köhler. — Arabische Mährchen. Zwei Bändchen. Daselbst, 1839.

Eine Auswahl von fünfzehn bekannten Feenmährchen: Rothkäppchen, Blaubart, Aschenbrödel, der Däumling, die gestiefelte Katze ꝛc. und eine Auswahl aus den Mährchen der 1001 Nacht, heiter erzählt. Vor jedem Bändchen eine Lithographie.

9) Rheinlands Sagen, Geschichten und Legenden, herausgegeben von Alfred Reumont. Mit acht Stahlstichen. Köln und Aachen, Kohnen, 1837.

Kaum ist wohl ein Sagengebiet so ausgebeutet, wie das der rheinischen Sage. In Prosa und Versen, in Reisehandbüchern, Geschichtsbüchern und poetischen Werken kehren sie immer wieder. Welche Rolle haben sie nicht unter andern in den Taschenbüchern seit etwa zwanzig Jahren gespielt. Indeß war die vorliegende Sammlung nicht überflüssig, denn sie ist besonders reichhaltig, und würde noch besser seyn, wenn zugleich die Quelle der Sagen und ihr Verhältniß zum Historischen nachgewiesen wäre.

10) Volkssagen aus dem Orlagau, nebst Belehrungen aus dem Sagenreiche, mitgetheilt von W. Börner. Altenburg, Helbig, 1838.

Jedem, der örtliche Volkssagen sammelt, muß man es Dank wissen. In dem vorliegenden Buche herrschen besonders die Sagen von der anfangs segensreichen, dann furchtbaren Perchta (Bertha, Hertha) als Ueberrest des alten Heidenthums vor, ferner Elfensagen vom Waldweibchen, Holzmännchen, kleinen hülfreichen und neckischen Elementargeistern. Dazu kommt ferner die lokale Sage von der goldenen Schäferei oder der Ilsa, einer Deube in den Ueberresten der Burg Ranis, eine echte Soldatensage aus dem dreißigjährigen Krieg von dem Hexenmeister Kresse, der selber kugelfest, über andere volle Gewalt hatte und auf diese Weise seinen Geburtsort, der schon von feindlichen Schaaren eingenommen war, durch Zauberei rettete, und noch drei Sagen vom Saalaltar, von der Riesenburg und vom Feuergeist im Wilzenthal. — Wie Boccaccio im Decamerone und Tieck

im Phantasens legt der Verfasser die einzelnen Erzählungen verschiedenen Personen in den Mund, die zwischen durch über das Erzählte sich unterhalten, es loben, commentiren ꝛc. Diese Zuthat scheint uns großentheils überflüssig.

11) Buch der Mährchen. Von Bernhard Görwitz. Mit 1 Titelkupfer. Leipzig, Schumann, 1838.

Ein König, dem ein Wunsch freisteht, wünscht sein Volk glücklich zu sehen, lernt aber später, daß es noch würdiger für einen König sey, es wirklich glücklich zu machen. Eine recht glückliche Idee. Die übrigen Mährchen sind weniger anziehend. Einer wünscht sich stets den besten Appetit, kann nun aber seinen Hunger nicht mehr befriedigen und wird von seiner ungeheuren Gefräßigkeit erst dadurch kurirt, daß er zufällig einen Schöngeist frißt. Von derselben Art ist ein homöopathisches Mährchen vom Hahnemännchen. Wir können diese Späße beim besten Willen nicht eigentlich witzig finden, zumal da sie mit zu viel Selbstgefälligkeit vorgetragen sind.

12) Gullivers Reisen von J. Swift. Neu übersezt von L. v. Alvensleben. Mit mehreren hundert Abbildungen von Grandville in Paris gezeichnet. Die ersten drei Hefte. Meißen, Göbsche. 8.

Eine allerliebste, sehr zu empfehlende Ausgabe. Swifts herrliches Mährchen von Liliput ꝛc. ist allgemein bekannt. Was hier neu ist, sind die Abbildungen, die mit sehr viel Geist und Humor componirt und artig ausgeführt sind. Man kann den riesenmäßigen, doch stets devoten und dienstbeflissenen Gulliver unter den kleinen Liliputanern nicht sehen, ohne zu lachen. Er ist mit einer bei französischen Künstlern nicht häufigen Naivetät aufgefaßt, ganz im Geiste des Dichters.

13) Sagen der nordamerikanischen Indianer. Mit einer Abbildung. Altenburg, Helbig, 1837.

Nach den Traditions of the North-American Indians. Indianische Sagen im modernisirten Gewande und etwas zu sentimental. Es würde uns besser gefallen haben, diese Sagen in ihrer ursprünglichen Echtheit und Einfachheit zu lesen. Immerhin aber sind sie originell und regen die Phantasie auf eigenthümliche Weise an, selbst solche Erzählungen, die willkürliche Dichtung von Neuern sind, z. B. von einem unterbrochenen Opferfest, bei welchem ein gefangenes weißes Mädchen geopfert werden soll, aber dadurch gerettet wird, daß ein Indianer sich in sie verliebt und sie losbittet. Er zeugt nachher mit ihr einen besondern Indianerstamm. Von den wirklich echten Sagen jener Wilden wollen wir zur Probe eine recht phantastische hier anführen. „Chappewees Weib spricht zu ihrem Mann: wehe uns, wir haben unsere beste Freundin, die Sonne, verloren! Wehe uns, die wir wahrscheinlich in eine Nacht gehüllt werden, welche ohne Ende seyn wird! Der junge Chappewee entgegnete seinem Weibe: Ich habe in der That etwas sehr Unrechtes gethan, aber nicht absichtlich. Mir ist Alles ganz klar. Die Sonne hat sich in der Schlinge gefangen, welche ich dem Eichhörnchen gelegt habe. Sie muß befreit werden, damit sie unsern Schritten wiederum auf eine gewisse Anzahl Monate im Jahre und eine bestimmte Anzahl Stunden an jedem Tage leuchten kann. — Um den begangenen Fehler wieder gut zu machen, rief er den Carcajou zu sich und gebot ihm, den Baum hinaufzusteigen, die Schlinge zu zerbeißen und die Sonne zu befreien. Die muthige Bergkatze gehorchte bereitwillig, doch war die Hitze jenes Gestirns so heftig, daß die Katze zu Asche verbrannte. Hierauf wurden der Bär, der Vielfraß, der Wolf und der Panther nach einander abgeschickt, aber alle hatten dasselbe Schicksal. Da das Bemühen der rüstigern und kraftvollern Thiere so erfolglos blieb, so wußte Chappewee nicht, was er thun sollte, noch konnte es ihm Jemand im großen Rathe sagen. Nach einem langen Schweigen trat der Maulwurf auf und erbot sich, den Versuch zu machen. Da entstand ein lautes und allgemeines Kichern unter allen Thieren, daß ein solches ungeschicktes, kriechendes Geschöpf sich an eine so gefahrvolle Aufgabe wagen wolle. Der Wolf lachte mit einem scheußlichen Geheul, der Fuchs kicherte laut auf, als wäre ihm ein guter Diebstahl gelungen, das Pferd wieherte und schlug aus, wie es in den Augenblicken der höchsten Freude oder des Zorns zu thun pflegt und der Bär erschütterte seine Seiten so sehr, daß sie beinahe borsten. Kurz, alle Thiere bezeugten auf die eine oder andere Weise ihre Verhöhnung des guten kleinen Geschöpfs, welches zuvorkommend dieses Anerbieten gemacht hatte. So ungeschickt und unbehend es aber auch war und so sehr man es auslachte, so gelang es ihm doch, die Aufgabe zu lösen. Es wühlte sich nämlich so lange unter der Straße am Himmel fort, bis es die Schlinge, welche die Sonne gefesselt hielt, erreichte und zerbeißen konnte. Doch verlor der Maulwurf seine Augen in dem Augenblicke, als er den Kopf auf zur Sonne erhob, und seine Nase und Zähne sind seitdem braun geblieben, als wären sie verbrannt.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 122.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 3. December 1838.

Philosophie.

8) Dr. B. Bolzano's Wissenschaftslehre. — Versuch einer ausführlichen und größtentheils neuen Darstellung der Logik mit steter Rücksicht auf deren bisherige Bearbeiter. Herausgegeben von mehreren seiner Freunde. Vier Bände. Sulzbach, Seidel, 1837.

Herr Bolzano in Prag hat sich schon durch eine Reihe der Mathematik, Philosophie und Theologie angehöriger Werke der Welt als origineller, scharfsinniger Denker bekannt gemacht. Man muß gestehen, das vorliegende Werk von ihm ist radikal. Denn hat es mit den Grundsätzen, welche dieses Buch aufstellt, seine Richtigkeit, so muß nicht nur die Zahl der Wissenschaften sich um manche neue vermehren, sondern die Darstellung der schon bekannten, namentlich der apriorischen müßte in sehr wesentlichen Stücken eine viel andere Gestalt annehmen. Jede künftige Logik, Psychologie, Metaphysik, die mathematischen so gut wie die ethischen Disciplinen, die Aesthetik und Grammatik, selbst die Geschichte und die gesammten Naturwissenschaften müßten sich nicht bloß zur Annahme mancher neuen Begriffe verstehen, und zur Beiseitelegung althergebrachter Vorurtheile bequemen, sondern die ganze Behandlung, Abtheilung, Anordnung, Beweisart und sprachliche Bezeichnung der einzelnen Lehren müßte ein Gepräge erhalten, das — wenigstens mit dem jezt beliebten, der Identitätsphilosophie angehörigen, nur geringe Gemeinschaft hätte. Hegels dialektische Methode, die zwar Gegner genug, aber noch keinen Ueberwinder gefunden, die selbst diejenigen noch bewundernd nachahmen, welche bereits manches Dogma ihres Meisters aufgeben zu müssen sich gedrungen fühlten, diese Alles auf den Kopf stellende, Alles um Nichts beweisende Methode, ist nach Theorie und Uebung so sehr das Widerspiel der im vorliegenden Werke empfohlenen, daß es nicht einmal der kurzen Kritik bedarf, welche der Verf. (Bd. IV. S. 637) ihr widmet, um Jeden, der einzelne Blicke in diese „Wissenschaftslehre" wirft, zu überzeugen: zwischen Hegels und Bolzanos Logik sey an keine Versöhnung zu denken, ja, durch die leztere sey der ganzen Art zu philosophiren, welche seit Kant in Deutschland Mode geworden, der Vernichtungskrieg angeboten.

Der Verf. der Wissenschaftslehre beginnt, um seine Leser gleich in den ersten Zeilen mit Sinn und Zweck seines Vorhabens bekannt zu machen, mit ein paar Erklärungen, die wir wörtlich hersetzen wollen, um sogleich ein Beispiel von der dem Verfasser eigenen Sprache zu geben. Er sagt (Bd. I. S. 5): „Begreiflich ist es nichts Gleichgültiges, auf welche Weise wir bei dem Geschäfte der Zerlegung des gesammten menschlichen Wissens, oder vielmehr des gesammten Gebietes der Wahrheit überhaupt, in solche einzelne Theile, denen ich Nr. 1. den Namen der Wissenschaften gab, und bei der Darstellung dieser einzelnen Wissenschaften in eigenen Lehrbüchern zu Werke gehen. Denn auch ohne den Werth, welchen das bloße Wissen hat, nur im Geringsten zu überschätzen, muß doch Jeder einsehen, daß es zahllose Uebel gebe, welche nur Unwissenheit und Irrthum über unser Geschlecht verbreiten; und daß wir ohne Vergleich besser und glücklicher auf dieser Erde wären, wenn wir ein Jeder uns gerade diejenigen Kenntnisse beilegen könnten, die uns in unsern Verhältnissen die ersprießlichsten sind. Wäre nun erst das gesammte Gebiet der Wahrheit auf eine zweckmäßige Weise in einzelne Wissenschaften zerlegt, und wären von jeder derselben gelungene Bücher vorhanden, und in hinreichender Anzahl überall anzutreffen: so wäre zwar dadurch der Zweck, von dem ich rede, noch eben nicht erreicht, aber wir wären doch seiner Erreichung, besonders wenn sich auch noch einige andere Einrichtungen hinzugesellten, bedeutend näher gerückt. Denn nun würde: a) Jeder, der nur die gehörigen Vorkenntnisse hat, sich

über jeden Gegenstand, worüber ihm Belehrung nothwendig ist, am Sichersten und Vollständigsten unterrichten, und Alles, was man bisher darüber weiß, erlernen können. Und b) wenn Alles, was er in jenen Lehrbüchern fände, so faßlich und überzeugend als möglich dargestellt wäre: so stände zu erwarten, daß selbst in denjenigen Theilen des menschlichen Wissens, wo sich die Leidenschaft gegen die Anerkennung der bessern Wahrheit sträubet, namentlich in den Gebieten der Religion und Moral, Zweifel und Irrthümer eine viel seltnere Erscheinung würden. Zumal, da c) durch eine allgemeinere Verbreitung des Studiums gewisser Wissenschaften nach Lehrbüchern, die einen höhern Grad der Vollkommenheit hätten, auch eine viel größere Fertigkeit im richtigen Denken hervorgebracht würde. Da endlich d) die Entdeckungen, die wir bisher gemacht haben, wenn sie erst allgemeiner unter uns bekannt, uns sicher noch zu vielen andern Entdeckungen führen würden; so begreift man, daß der Regen solcher Anstalten, statt im Verlaufe der Zeiten sich zu vermindern, je länger je ausgebreiteter werden müßte.

Aus allem diesen werden manche Gelehrte noch wenig Hoffnung für dasjenige schöpfen, dem sie allein nachstreben, für ein Ideal der absoluten Wissenschaft, und wenn sie vollends in der eigentlichen Wissenschaftslehre (Bd. IV.) nach den allgemeinen Grundsätzen sehen, welche der Verf. für die Auffindung und Bildung der Wissenschaften und für die Darstellung derselben in einzelnen Lehrbüchern ausgesprochen hat, so wird es viel seyn, wenn sie nicht mit dem Mißmuth getäuschter Erwartungen das ganze Buch zur Seite legen. Denn dort lautet (S. 23) der oberste Grundsatz der ganzen Wissenschaftslehre ausdrücklich, wie folgt: „Bei der Zerlegung des gesammten Gebietes der Wahrheit in einzelne Wissenschaften in eigenen Lehrbüchern muß durchaus so verfahren werden, wie es die Gesetze der Sittlichkeit fordern, um folglich so, daß die größtmögliche Summe des Guten (die möglichgrößte Beförderung des allgemeinen Wohles) daraus hervorgehe.“

Nun dies ist wenigstens in einer Logik noch nie gesagt worden! Die Sache kommt um gar nichts besser, wenn man die Aufschriften der folgenden 13 Paragraphe durchgeht, welche eben so viele nächste Folgerungen aus diesem Grundsatze enthalten. Nicht eine einzige kommt darunter vor, die mit irgend einem Princip des absoluten Wissens eine Aehnlichkeit hätte. Die bei weitem meisten gehen darauf hinaus, das wissenschaftliche Buch oder Lehrbuch, wie es der Verfasser nennt, dem Leser recht verständlich, mundrecht und brauchbar zu machen, ein Zweck, den bekanntlich die Hegel'sche Schule als der echten Wissenschaft völlig unwürdig devavoulrt. Freilich, wenn man erwägt, daß eben diese Behauptung der neuen Dialektiker und noch mehr die Anwendung, die wir sie davon machen sehen, an vielen Orten bereits Anstoß gefunden, daß man überhaupt der Berlin'schen Philosophie verwirft, sie habe sich überall vom Leben losgerissen und sey am Ende nur ein Gemeingut der Adepten, so möchte man sich geneigt fühlen, einem Philosophen entgegenzukommen, der in Theorie und eigener Praxis den entgegengesezten Maximen huldigt: allein die Wissenschaft als solche hat doch einmal gewisse, ihr eigenthümliche Rechte, und der Strenge, die man die wissenschaftliche nennt, darf durchaus nichts vergeben werden. Hat dies nun der Verfasser alles vergessen? Einer solchen Vermuthung muß nach Allem, was vorliegt, auf das Entschiedenste widersprochen werden. Es wäre ja doch möglich, daß man sich auch ein chimärisches Ideal von Wissenschaft gemacht, daß man scientifische Strenge nur affectirt, indem man die Blößen mit neuen Worten deckt; daß man überhaupt von Schwierigkeiten redet, wo keine sind, und von solchen schweigt, die man nicht zu lösen weiß. Es muß doch möglich seyn, die Wahrheit auch so vorzutragen, daß man sie allgemein versteht; Gemeinfaßlichkeit und höchste Gründlichkeit sind nicht unverträglich. Doch dies Alles soll nicht schon jezt entschieden werden; nur so viel darf schon hier gelten, daß, wenn man doch die Lehrbücher, die unser Verfasser im Sinne hat, populär nennen wollte, im Gegensatz zu den gelehrten und eigentlich wissenschaftlichen, man sich entschließen müßte, das Wort „populär“ in einer viel eminenteren Bedeutung als bisher aufzufassen. Eigentlich könnte Jeden der bloße Hinblick schon auf die innere Einrichtung des vorliegenden Werkes darüber beruhigen, ob der Verfasser desselben auch den Mann vom Fache berücksichtige. Wohin man blickt, begegnet man den rigorösesten Begriffen von logischer Vollkommenheit, und die Belesenheit, die sich in diesem Werke zu Tage legt, ist so ungemein, daß es der jüngere Fichte * in dieser Beziehung „ein Arsenal und eine Rüstkammer der ganzen logischen Disciplin“ und ein Werk „bewunderungswürdigen Fleißes“ nennt. Eine Waffenkammer ist es allerdings, allein man wird gestehen, daß diese Waffen bereits Einiges geleistet, manche fremde Klinge gebrochen haben; Schärfe wenigstens wird man ihnen nicht absprechen. Wer sich aber genauer unterrichten will, welche Forderungen Bolzano an einen echt wissenschaftlichen Vortrag stellt, der müßte freilich das Werk selbst, welches ja eben nur diesem Gegenstande gewidmet ist, zur Hand nehmen und in das Einzelne gehen. Wenn man so finden wird, daß der Verfasser dort, wo er von der zweckmäßigen Wahl des Leserkreises (Bd. IV. S. 89)

* Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie. II. Bd. 1stes Heft. 1838. S. 60.

redet, das deutlichste Bewußtseyn von den Bedürfnissen des Gelehrten vom Fache hat; wenn man sehen wird, welchen hohen, in dieser Art durchaus originellen Grad von Deutlichkeit er von dem eigentlich gelehrten Vortrage fordert, und selbst überall erstrebt; wenn man gewahrt, daß in Bezug auf Beweisführung und stringente Ueberzeugungskraft er überall von der bloßen Ableitbarkeit und die objective Absolge der Wahrheiten unterscheidet, und in Betreff der lezteren ihm nicht einmal die gerühmte Evidenz des Euklid genügt, dem er den Vorwurf macht, daß er bloße Gewißmachungen statt eigentlicher Begründung geliefert, so wird man vielleicht überrascht eingestehen, daß er mit der Wissenschaftlichkeit es sich wahrlich nicht zu bequem gemacht. Wenn diese aber dennoch, wie sie bei Bolzano erscheint, gar so wenig Aehnlichkeit hat mit derjenigen, die uns noch immer als die höchste angepriesen wird, so möchte freilich diese Erscheinung nicht anders zu erklären seyn, als daß hier zwei Geistesrichtungen gegen einander stoßen, davon eine nothwendig falsch seyn muß. Welche von beiden dies sey, das eben soll der Leser prüfen, nur wisse er voraus, von dem geistreichen Spiel mit Satz und Gegensatz, von Bewegung, vom Umschlagen der Begriffe in dem ganzen Buche nichts zu verspüren.

Es erübrigt nur noch den Plan und die Eintheilung des Werkes anzuzeigen. Das Ganze zerfällt außer der Einleitung (§. 1—16) in fünf an Umfang ungleiche Theile. Die Fundamentallehre enthält den Beweis, daß es Wahrheiten an sich gibt, und daß wir Menschen auch die Fähigkeit, sie zu erkennen, haben. Die Elementarlehre enthält die Lehre von den Vorstellungen, Sätzen, wahren Sätzen und Schlüssen an sich. Die Erkenntnißlehre stellt die Bedingungen dar, denen die Erkenntnißkraft der Wahrheit, insonderheit bei uns Menschen unterliegt. Die Erfindungskunst gibt die Regeln an, die bei dem Geschäfte des Nachdenkens zu beobachten sind, wenn die Erfindung der Wahrheit bezweckt wird. Die eigentliche Wissenschaftslehre endlich lehrt die Regeln, die bei der Zerlegung des gesammten Gebietes der Wahrheit in einzelne Wissenschaften, und bei der Darstellung der leztern in besondern Lehrbüchern befolgt werden müssen.

Man braucht in der That nur diese kurzen Inhaltsanzeigen zu lesen, um zu entdecken, daß hier viel Mehreres und Anderes geboten wird, als je in den bisherigen Lehrbüchern der Logik der Fall gewesen. Selbst in der Elementarlehre, deren Name noch am meisten an herkömmliche Bestandtheile dieser Wissenschaft erinnert, muß es doch auffallen, daß von Vorstellungen, Sätzen, wahren Sätzen und Schlüssen mit dem Zusatze „an sich" die Rede ist. Offenbar deutet dieser Beisatz dahin, daß hier die Vorstellungen, Sätze u. s. w. objectiv betrachtet werden, d. i. noch ganz unabhängig von der Frage, ob und wie sie in einem denkenden Wesen erscheinen. Faßt man sie aber in dieser Weise, so sind Vorstellungen, Sätze u. s. w. an sich nur erst der Stoff, das Object des Denkens, keineswegs noch ein Gedachtes oder Gedanken selbst. Erst nachdem diese Gedanken-Objecte als solche in ihren eigenthümlichen Beschaffenheiten und Verhältnissen dem Leser, und zwar sehr vollständig — diese Lehre umfaßt beinahe einen und einen halben Band — bekannt geworden, treten sie in der Erkenntnißlehre noch einmal auf, mit allen jenen Bestimmungen, die sie nur dadurch erhalten, daß sie eben als Veränderungen im menschlichen Gemüthe sich einfinden. Es ist unschwer einzusehen, daß die beiden Rücksichten, unter welchen Vorstellungen und Sätze hier ein Gegenstand der Untersuchung werden, merkwürdig genug sind, um nicht übersehen zu werden. Der Verf. weist auch nach, daß schon andere Denker vor ihm den Unterschied, der zwischen Vorstellungen an sich und gedachten Vorstellungen stattfindet, bald mehr bald minder deutlich erkannt haben; nur hat noch Niemand vor dem Verfasser das Folgenreiche dieses Unterschiedes in gleichem Umfange begriffen, und demzufolge auch Niemand mit solcher Consequenz Wahrheiten an sich und gedachte Wahrheiten (Erkenntnisse) auseinander gehalten. Wahrheiten an sich aber oder objective Wahrheiten sind ihm wahre Sätze, d. i. solche, die etwas, wie es beschaffen ist, aussagen, wobei nicht weiter bestimmt wird, ob sie von irgend Jemand erkannt, oder auch nur gedacht oder ausgesprochen worden sind. Daß es doch Sätze solcher Art geben müsse, ersieht man leicht schon daraus, weil es sonst kaum einen Sinn hätte, daß man denn doch von noch unbekannten Wahrheiten redet. Es versteht sich von selbst, daß Sätze und Wahrheiten an sich keine eigentliche Existenz haben; nur die schon erkannten (die Urtheile, Erkenntnisse) haben ein Daseyn, in dem Wesen nämlich, welches sie denkt und in der Zeit, zu welcher sie gedacht werden, was denn freilich, wiefern wenigstens Gott sie alle kennt, am Ende auch bei Allen der Fall ist. Uebrigens beziehen sich Sätze und Wahrheiten an sich nicht bloß auf Alles, was wirklich ist, sondern eben so auf das Nichtwirkliche (z. B. eben auf Sätze an sich), ja sie können auch völlig ohne Gegenstand seyn. Ist dies Alles richtig, so erhält das Subjective und Objective unserer Erkenntnisse, dem man seit den Anfängen der Philosophie so eifrig nachspürt, mit einem Male seinen wahren, eben so einfachen als tiefen Sinn. Eine Wahrheit an sich von zehn verschiedenen Wesen gedacht, ist immer nur eine und dieselbe, durchaus unveränderliche Wahrheit; nur die Erkenntniß, d. i. das subjective Fürwahrhalten derselben, kann so verschieden seyn, als es verschiedene Subjecte gibt, welche sie in ihr Bewußtseyn fassen.

Sonach darf man nun auch nicht fragen, ob die objective Wahrheit mit den Dingen an sich übereinstimme oder nicht: denn es liegt nicht nur schon in dem Begriffe der Wahrheit, daß sie jegliches so aussagt, wie es eben beschaffen ist, sondern es gibt ja auch Wahrheiten, die sich, wie schon bemerkt, auf gar nichts Wirkliches beziehen. Noch weniger darf man fragen, ob unsere Erkenntnisse mit den Dingen, wie sie an sich sind, übereinkommen, denn Erkenntnisse haben zu ihrem nächsten Objecte nicht die Dinge, sondern die Wahrheiten an sich. Also nicht, wie Hegel sagt, ist der Gedanke die Sache selbst, was kaum einen vernünftigen Sinn hat; sondern er reicht vollkommen hin, wenn der (subjective) Gedanke nur der (objectiven) Wahrheit an sich nicht widerspricht. Man sieht schon von selbst, wäre die Sache immer aus diesem Gesichtspunkte betrachtet worden, so hätte der an sich unauflösliche, und eben deßhald völlig nutzlose Streit der Idealisten und Realisten, der sich unter sehr verschiedenen Namen bis in unsere Tage herabzieht, kaum jemals die Wichtigkeit erlangen können, welche die edelsten Kräfte in Anspruch genommen und wohl auch consumirt hat.

Allein je entschiedener Bedenken dieser Art durch Bolzanos einfache Lösung hintangehalten werden, desto unabweislicher dringt sich die Frage auf, ob es denn auch objective Wahrheit gebe, und ob, wenn dies bejaht werden muß, wir Menschen die Fähigkeit haben, sie zu erkennen? Diese beiden Probleme erledigt gleich der erste Theil oder „Fundamentallehre“, welche sehr einleuchtend darthut, nicht nur, daß es nothwendig wenigstens Eine Wahrheit an sich und so fort, daß es unendlich viele gibt, sondern auch, daß es dem menschlichen Erkenntnißvermögen möglich sey, je länger je mehrer habhaft zu werden, ja es wird gegen Kant in einer Weise, die ganz neu genannt werden muß, erwiesen, daß gar keine Grenze des menschlichen Erkenntnisses erweisbar sey. Der Raum verbietet es, die hieher gehörigen Untersuchungen, welche der Verf. desto sorgfältiger anstellt, je wichtiger beide Behauptungen für die Aufrechthaltung seines Systemes sind, auch nur im Auszuge mitzutheilen.

Wir haben ein Buch vor uns, das sich eben so vortheilhaft durch seine Popularität und Gemeinnützigkeit empfiehlt, als es durch Tiefsinn und wissenschaftliche Strenge vor vielen seiner Gattung sich unterscheidet. Gleichwohl bescheidet sich der Verfasser in Bezug auf den Eindruck, den er von seinem Werk erwartet (Bd. IV. §. 697): „Schriftsteller sowohl als Leser finden in Deutschland gegenwärtig an einer Schreibart, welche jeden Gedanken in einer aus dunklen Worten gewobene Wolke so einhüllt, daß er zur Hälfte nur durchblickt, ein so ausschließliches Wohlgefallen, daß Bücher aus dem Gebiete der Philosophie, deren Verfasser einem so verdorbenen Geschmacke nicht huldigen wollen, fast in Gefahr stehen, ungelesen zu bleiben. Was klar und verständlich ist, wird eben darum gering geachtet; man schämt sich, es nachzuerzählen; denn, meinet man, es klinge nicht gelehrt. In Räthseln muß sprechen, wer Aufmerksamkeit zu erregen wünscht; und wer seine Unwissenheit in einen Schwall gelehrter Modeworte so zu verhüllen versteht, daß die gemeinsten Gedanken durch das Helldunkel seines Ausdruckes wie tiefe Wahrheit erscheinen, dessen Name wird gefeiert. Deutsche! wenn werdet ihr von einer Verirrung, welche euch euern Nachbarn nur ungenießbar und lächerlich macht, endlich zurückkehren?“

[J. A. Zimmermann]

Andachtsbuch.

Erbauliche Parabeln von M. Christ. Scriver. Eine Auswahl aus „Gottholds zufälligen Andachten.“ Bremen und Iserlohn, Langewiesche, 1837.

Der alte Scriver starb 1693 als Oberhofprediger in Quedlinburg. Sein Werk „Gottholds zufällige Andachten“ hat neunzehn Auflagen erlebt und hier erscheint, wenigstens im Auszug, die zwanzigste. Die zufälligen Andachten bestehen in Gleichnissen oder Parabeln, zu denen der gedachte Gotthold durch die Betrachtung der Natur veranlaßt wurde. Er sah z. B. einen alten Baum, von Epheu überdeckt und zusammengehalten; da verglich er ihn mit den Eltern, die in hohen Jahren von ihren Kindern dankbar gepflegt werden. So vergleicht er einen Kirchthum mit einem zum Himmel weisenden Finger, den Staub mit der Sünde, die sich uns in den guten Tagen anhängt, die demüthig am Boden liegende Weinrebe mit dem Glauben, der Gott angenehmer sey, als der stolze unfruchtbare Baum 2c. So gibt ihm ein Schieferdecker Veranlassung, an die Unsicherheit und Gefahr zu denken, in der wir uns im Grunde überall befinden 2c. Auf diese Weise spielt der Dichter mit einer außerordentlichen Bilderfülle und knüpft überall fromme, andächtige Betrachtungen an. Die Bibel selbst beweist, daß die Parabel eine zweckmäßigere und schönere Form ist, moralische und religiöse Wahrheiten einleuchtend zu machen, als die trockne Predigt und Instruktion. Der Styl Scrivers ist etwas veraltet, doch seine Bilder können nie veralten. Wir heißen also dieses gute Buch willkommen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 123.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 5. December 1838.

Philosophie.

9) Fundamental-Philosophie. Von Dr. K. Biedermann, Privatdocenten zu Leipzig. Leipzig, Reichenbach, 1838.

Sehr wahr bemerkt der Verfasser, daß es mit dem Einfluß, mit der Macht der Philosophie schlecht stehe, so viel Lermen man auch von ihr mache. „Leider ist es ihr Fluch, daß sie, so sehr man auf der einen Seite sie anpreist und Wunderdinge von ihr erwartet, doch meistentheils für ein, je nach den Umständen anmuthiges oder imposantes Spiel des Geistes gilt, dem man zusieht, so lange es ergözt und erhebt, von dem man lernt, was man eben mag, das man aber bei Seite schiebt und sich selbst überläßt, sobald es Mehr seyn will, als Spiel, und mit seinen Consequenzen und Forderungen unbequem wird. Und die Philosophen selbst haben dies zum großen Theil verschuldet. Weil die Freiheit ihrer Speculationen sie mit gewissen bestehenden Autoritäten und Satzungen in bedenkliche Conflicte brachte, so wußten sie dieser Mißlichkeit nicht besser zu entgehen, als wenn sie sich beschieden, daß ihre kühnen Gedanken und heterodoxen Ideen nur eben auf dem Gebiete der Speculation, in den engen Räumen der Schule Geltung haben, dagegen für die praktischen oder religiösen Beziehungen ergänzt oder berichtigt werden sollten durch irgend welche anders woher gegebene Vorschriften, Glaubenssätze oder Lebensformen. So entstand die allerdings unwürdige und demüthigende Ansicht von der Philosophie, dieselbe möge denken und lehren, was sie nur immer wolle, ohne dabei an eine positive Norm gebunden zu seyn, nur dürfe sie um Alles nicht verlangen, daß die Erfahrung, die positiven Wissenschaften, die praktischen Verhältnisse nach ihren Ideen sich richten, oder daß althergebrachte und geheiligte Formen und Dogmen auf ihr Gebot sich umgestalten oder gar verschwinden sollen. — Um diesen Preis ist die Freiheit des Philosophirens zu theuer erkauft.“

Natürlich geht nun der Verfasser selbst schnurstracks auf das praktische Leben los, und es ist nicht zu läugnen, daß er eine Menge schlagender Wahrheiten sagt. Den Grund aller Verkehrtheiten in der Philosophie wie im Leben sieht er in der Neigung des Menschen, sich vor allem andern zu denken, allem andern überzuordnen oder von allem andern wenigstens abzusondern und das auf diese Weise isolirt Erfaßte, das nur für ihn vorübergehend scheinbar wahr ist, für die ewig dauernde, alleinige und absolute Wahrheit zu halten. „Alle Verkehrtheit und Hemmung des freien Fortstrebens entsteht aus der falschen Einbildung von der nothwendigen und absoluten Geltung gewisser Zustände oder Erscheinungen; alle Abhülfe dagegen und alle Förderung der wahren Bewegung, Bildung, Freiheit hat einfach nur diese Täuschung zu zerstören und die Relativität alles Bestehenden zum Bewußtseyn zu bringen. Das Selbstbewußtseyn, als ein stets unendliches und negatives, kann nie in eine Gestaltung so eingehen, daß es mit ihr zusammenfiele; es negirt vielmehr allezeit das, aus dem es hervorgeht. Nun ist ein Ausdruck dieses Selbstbewußtseyns in der zeitlichen Aufeinanderfolge verschiedener Bildungsmomente zu erkennen, in der Geschichte. Es gibt keine Geschichte ohne die Idee einer Steigerung und eines Fortschritts des geistigen Lebens der Menschheit; individuelle Zustände, die sich nur gleichmäßig wiederholen, geben keine Geschichte; nur uneigentlich spricht man von Naturgeschichte; selbst der einzelne Mensch als solcher hat keine Geschichte; nur die Menschheit bildet eine solche, denn, wie auch hier die Einzelzustände, die Individuen und ihre Verhältnisse, Leidenschaften und Thaten sich wiederholen, doch liegt die Andeutung eines mehr als zeitlichen Fortganges in der Aufeinanderfolge der Geschicke und Begebnisse, bald dunkler, bald deutlicher ausgesprochen. Darum müht sich die Philosophie, den geschichtlichen Verlauf als eine stufenweise Fortbildung des Selbstbewußtseyn der Menschen zu erfassen; freilich mit sehr zweideutigem Erfolge, weil offenbar das Individuelle

in den bisherigen geschichtlichen Zuständen zu überwiegend ist. — In der Geschichte bethätigt sich die Endlichkeit des Einzelnen factisch durch dessen Untergang; die Geschichte ist gleichsam das Gericht, welches ein Unendliches über das Endliche hält und worin es dies vernichtet, weil es sich selbst als unbeschränkt und nothwendig constituiren wollte. So ist die Geschichte ein steter Kampf, aber sie bringt es zu keinem rechten Resultate; die Menschheit erlangt durch den bloß geschichtlichen Fortgang kein höheres Selbstbewußtseyn; nur die Phantasie mag sich an der Darstellung, Vergleichung oder Benutzung früherer Erlebnisse ergehen. Erst, wenn das Einzelne sich als solches erkennt (wie oben ausgeführt wurde), keine absolute Geltung anspricht, sondern nur relative, erst dann wird jedes Einzelne der Stoff einer weitern Entwicklung seyn, und diese wird ohne alle andere als die natürlichen Hindernisse vorwärts schreiten. Wir wollen dies sogleich zeigen. Wir fragten, was der Staat nun eigentlich sey? Wir erwidern, der Staat beruht einzig auf dem Selbstbewußtseyn jedes Einzelnen von seiner Einzelheit und Endlichkeit; der Ausdruck alles dieses Bewußtseyns, die Macht oder Autorität des Staats, die Staatsgewalt, ist ein künstlicher, weil der Staat allemal zugleich ein begrenztes Bewußtseyn ist. Offenbar aber wird durch eine solche äußerliche Staatsgewalt das Selbstbewußtseyn oder der Geist der Menschheit weder erschöpft noch auch adäquat ausgedrückt; daher sich jene Controle des Leztern nicht entziehen kann, wie er noch unmittelbar und zwingender, als die nothwendig und naturgemäß hervorbrechende öffentliche Meinung sich constituirt. Gelänge es, diesen Geist mit solcher Berechtigung und solcher innern Wahrheit ins Leben einzuführen, dermaßen, daß er als die Macht über Alles, als der Richter über Alles, als der höchste Gesetzgeber sich kund gäbe und zur Anerkennung brächte, — als rechter, thatkräftiger und besonnener Gemeingeist, als das Gewissen und Selbstbewußtseyn der Menschheit — so wäre die Aufgabe der Philosophie gelöst.“

Man muß gestehen, daß es nie eine Philosophie gegeben hat, welche vollkommner dem demokratischen Geist der Neuzeit, wie er in den Vereinigten Staaten von Amerika herrscht, entsprochen hätte. Es ist der Mühe werth, noch näher auf diese sehr praktische Lehre einzugehen, und nicht ohne Ueberraschung findet man Fragen aufgeworfen und beantwortet, an welche, so wichtig sie sind, die Schulphilosophie bisher nie gedacht hat.

Der Verfasser frägt mit Recht, wozu die philosophischen Theorien von der Tugend überhaupt und von dieser oder jener Tugend, wenn es darauf ankommt, nicht etwa nur diese Tugenden praktisch zu üben, sondern gar, sie überhaupt entbehrlich zu machen? Sind nicht viele Tugenden bloß deßwegen möglich, weil die Menschheit in einer selbstverschuldeten Noth schmachtet? und läge es nicht näher, anstatt diese Tugenden zu empfehlen und ihr Wesen philosophisch zu construiren, vielmehr jener Noth abzuhelfen? ist es besser, wie unlängst in Rom geschah, die Bettelei zu begünstigen, um dadurch den Wohlthätigkeitstrieb zu befördern, oder durch eine möglichst vollkommene Staatseinrichtung allgemeine Thätigkeit, allgemeinen Wohlstand zu verbreiten und die Privatwohlthätigkeit dadurch ganz entbehrlich zu machen? Ist es besser, durch die Kraft des Geistes das Fleisch zu tödten, oder so zweckmäßige Staatseinrichtungen zu treffen, daß die menschlichen Paare zur rechten natürlichen Zeit heirathen können, wodurch sowohl die Laster der Unsittlichkeit vermieden, als die ascetischen Tugenden entbehrlich gemacht würden? Der Verfasser sagt (S. 380): „Die Beherrschung des Geschlechtstriebes ist unstreitbar eine Tugend, als Vorschrift für den Einzelnen kümmert sie sich nicht um die Verhältnisse, unter denen sie geübt werden mag, d. h. es mögen diese jenen Naturtrieb auch seiner natürlichen Befriedigung berauben oder ihm diese gestatten; die Keuschheit sagt schlechthin, du sollst dich beherrschen. Wir wollen nicht den Exceß dieser Tugend in der menschlichen Ascese anführen; aber wir behaupten, daß, weil, wie wir oben sahen, der natürliche Trieb noch nicht unsittlich ist, es aber sehr schwer hält, nachzuweisen, wie weit diese Natürlichkeit gehe, die bloße Negation dieses Triebes eben so natürlich seyn könne, als dessen zu große Uebermacht. Unsere wirren Verhältnisse dämmern den Trieb zurück (indem sie Ehen nur im spätern Alter, oft gar nicht gestatten), statt daß also das Streben denselben als ein Natürliches hinter sich ließe und nun zu höhern Bedürfnissen eilte (wo dann die Befriedigung jenes Triebes ohne den Zutritt einer besondern Leidenschaft erfolgte), bringt es dasselbe einestheils zu keinem wahrhaften Fortschritt über jene Natürlichkeit hinaus, während doch anderntheils gewaltsam es von denselben losgerissen, und so in einem höchst gezwungenen Zustande ihm gegenüber festgehalten wird. Man behandelt von dieser Ansicht aus das geschlechtliche Verhältniß als das schlechthin Wichtigste im Leben; alles Streben geht auf diesen Punkt hin; aber man läßt es zu einer natürlichen Darstellung desselben selten kommen; die Umstände hemmen, das Gesetz verbietet die Befriedigung des Triebes, aber das Streben bleibt dennoch darauf gerichtet, weil es andere Objecte höherer Art nicht hat, über den es jenen vergäße, ihn nur eben als eine Funktion der niedern Natur vollziehend, nicht aber leidenschaftlich nur auf ihn gerichtet. Der Einzelne mag hier tugendhaft seyn und in der größern Entsagung, bei solchen unnatürlichen Verhältnissen größere Befriedigung seiner moralischen Begeisterung finden; das Ganze wird

dadurch nicht gefördert; im Gegentheile, weil jeder Einzelne darin sich genugthut, daß er entsagt und etwa auch Andere zur Entsagung beredet, fällt es Keinem bei, das Verhältniß selbst, welches durch Verkehrung des Triebes zur Begierde eine Reaction des Tugendstrebens dagegen nothwendig machte, umzugestalten. Bekanntlich ist bürgerlicher Despotismus der Unsittlichkeit sehr förderlich, während bei freierer Entwicklung des öffentlichen Lebens Natürlichkeit dieser Triebe zurückkehrt (wir erinnern für Lezteres an Nordamerika); sehr begreiflich, denn dort hat der Einzelne keinen Zweck und kein Streben, als eben nur dies, sich in der ihm gerade durch Zufall oder Willkühr der Obergewalt angewiesenen Stellung zu erhalten; in dieser Sphäre seines ganz individuellen Lebens concentrirten sich dann nun alle seine Wünsche und Bedürfnisse; die Begierde wird mit Gewalt hervorgerufen, indem man die Thatkraft in diesen engen Kreis bannt; und so, zwischen diese unnatürliche Beschränkung des Triebes, diesen selbst und sein Verbot, die Tugend eingezwängt, wird der Einzelne ein Opfer seines Verhängnisses, ohne daß das Ganze bei seinem Stehen oder Fallen gewinnt.

Daß wir an diesen Verhältnissen mäkeln, geschieht nicht aus Muthwillen oder Sucht nach dem Sonderbaren; wir finden dazu eine dringende Aufforderung in den Angriffen, welche auf eben diesen Punkt hin eine Betrachtungsweise richtet, die jenes Mißverhältniß erkannt, aber nicht seinem tiefern Grunde und den Bedingungen einer möglichen Abhülfe nach gewürdigt hat, darum aber es nur zu einer leichtsinnigen Skepsis gegen alle jene sittlichen Beziehungen, nicht zu einer ernsten Kritik und Weiterbildung derselben bringen kann. Wir meinen die in unsren Tagen erfolgte Reaktion der Natürlichkeit und Sinnlichkeit gegen jene, wie man sagt, zu spiritualistische Entsagungslehre. Die gewöhnliche Meinung hat sie in der frivolen Mißachtung dieser Lehre begonnen, die Poesie hat sie zu sanctioniren versucht. Die künstlerische Einbildung (und daran hat auch die gewöhnliche Meinung Antheil) hält jedes Gegebene fest, mit dem Scheine einer gewissen Nothwendigkeit und Vollständigkeit, das Streben ruht. Sie sucht daher auch das Streben in dieser Unthätigkeit festzuhalten und benutzt es nur, um daraus selbst wieder ein loses, leichtes Spiel, eine harmonische, schwebende Bewegung zu machen, die sie wohl erst durch den Contrast spannt und steigert; Lust und Unlust, Begierde und Verweigerung müssen ihr hier zu Statten kommen, und so kommt sie aus dieser Kreisbewegung nicht hinaus, in welcher der leidenschaftliche Genuß und die tragische Erhabenheit der Entsagung gleiche künstlerische Berechtigung finden, der Einzelne, in jenem Widerstreit festgehalten, entweder scheitert oder sich, in künstlicher Selbstverleugnung oder kecker Leidenschaftlichkeit, behauptet, ein Durchbrechen des Verhältnisses selbst zu freierer Entwicklung nicht erstrebt wird, weil dann die künstlerische Anschauung dem praktischen Streben weichen müßte. So wird hier von beiden Seiten gefehlt; die individuelle Tugend, indem sie aus der Beschränkung des Strebens auf gewisse Beziehungen entspringt und selbst über diese nicht hinausgeht, nimmt einen gewissen künstlerischen oder künstlichen Charakter an und tritt bald in strenger Erhabenheit auf, bald, in schönen Seelen, als glückliche Ausgleichung der Contraste und Härten der Umstände durch Idealisirung; daher ihr Rührung und Begeisterung zur Seite zu gehen pflegen; aber so kommt sie auf halbem Wege der sinnlichen Lebenslust entgegen, welche den Trieb selbst zu weihen glaubt, wenn sie ihn mit dem Zauber der Phantasie bekleidet. Von keiner Seite aber wird ein neues, höheres Moment geistiger Thatkraft in Bewegung gesezt, daher Beide aus dem unfruchtbaren Streite nicht herauskommen, sogar ihre Existenz gegenseitig voraussetzen, weil sie nur in deren kahler Negation ihr Wesen haben. Man bemerke hier, daß gleiche Elemente, die sich im Geiste aufheben, sich eben nur für den Augenblick paralysiren, niemals aber in eine höhere Sphäre sich heben können; wie ein mechanisches Moment das entgegengesetzte wohl zu binden und zu neutralisiren, nicht aber wahrhaft aufzuheben vermag, wogegen die wahre Entwicklung ein solches in der höhern Bildung gänzlich aufgehen, zur Basis derselben werden läßt. In diesem Sinne erwäge man die Gleichartigkeit der Erregungen der Leidenschaft und des Tugendenthusiasmus und man braucht nicht erst aus der Geschichte zu lernen, wie leicht Eins ins Andere umschlägt.“

Wir haben diese gewiß nicht unwichtige Stelle ganz hergesezt, um zu zeigen, mit wie vieler Geistesschärfe der Verfasser urtheilt. Er ehrt die Tugend, aber er sagt: was hilft die Tugend des Einzelnen, wenn das Ganze nicht besser bestellt ist? Er führt also einen Schritt weiter von der duldenden Tugend zur handelnden, von der Selbstbesserung zur Weltbesserung.

Wie sollten wir ihm nicht unbedingt beipflichten, so weit es möglich ist, die öffentlichen Zustände, den Staat zu bessern! Allein sofern es nicht möglich wäre, auch nicht einmal das durch die Menschen selbst verschuldete Uebel in der Welt durch die bessere Einsicht und den bessern Willen derselben Menschen zu heben, sofern immer noch ein Rest von Noth übrig bliebe, der jene sonst „unnöthigen“ Tugenden nöthig machen würde, müßten wir uns doch wohl diese Tugenden vorbehalten, und deßwegen hätten wir gewünscht, der Verfasser hätte sie nicht als die eine Täuschung der andern (in welche die Fleischesemancipatoren gefallen sind) gleich gesezt. Wir fürchten sehr, die Menschheit wird seinen Voraussetzungen nie vollkommen entsprechen, und es wird immer

Noth thun, daß jene „unnöthige“ Tugend noch einen Werth erhalte, wenn nicht die Demoralisirten ihrerseits die letzte Scham abwerfen sollen.

10) Die Probleme und Grundlehren der allgemeinen Physik, von Professor Hartenstein. Leipzig, Brockhaus, **1836**.

11) Die Grundsätze der Metaphysik, aus dem Nachlaß von Suabedissen. Marburg, Elwert, **1836**.

Herr Hartenstein ist ein steifter Herbartianer; der selige Suabedissen ging bekanntlich seinen eigenen Weg. Wir wollen hier auf ihre metaphysischen Lehren nicht näher eingehen, und heben bloß zwei Stellen hervor, in welchen die Frage beantwortet wird, ob ein Philosoph populär schreiben soll oder nicht?

Herr Hartenstein sagt: „Metaphysik läßt sich gar nicht popularisiren, so wenig wie die Mathematik.“ Herr Suabedissen sagt: „Was das philosophische Denken ermittelt hat, das soll zu einem Gemeingute der Menschen werden. Denn die Philosophie kann ja und soll nichts eigentlich Neues lehren, sondern sie soll verdeutlichen, was in dem Menschenbewußtseyn enthalten ist. Darum kann und soll ihr Ausdruck jedem sinnigen Menschen verständlich seyn, d. i. jedem Menschen, in welchem der Bewußtseynsinhalt des Menschen angefangen hat, von seinem tiefsten Grunde aus zum Gedanken emporzustreben. Diesem Streben hülfreich begegnend, soll die Philosophie das rechte Wort darbieten; und dieses Wort ist nicht das in der Schule für den Schulbedarf gemachte, sondern der aus dem allgemeinen Sprachgebrauche nach seiner tiefern Bedeutung hergenommene lebendige, einfache und volle Ausdruck.“

12) Essais et fragments de philosophie et de Théologie, publiées par plusieurs professeurs du seminaire protestant et de la faculté de Théologie de Strasbourg. Tom. I. Paris et Strasbourg, Levrault, **1837**.

Philosophische Discurse von Prof. Willm über den Werth der alttestamentlichen Exegese, und über die Nothwendigkeit, die Moralgesetze durch die Religion zu heiligen; ein Fragment von Prof. Bruch über den Ursprung der Religion, und eine Abhandlung von Prof. Fritz über den Zweck der Erziehung. Sämmtliche Verfasser sind Deutsche. Man könnte also wohl fragen: warum schreiben sie nicht lieber deutsch? Es leuchtet ein, daß sie einen sehr edeln Zweck hatten, indem sie französisch schrieben. Sie gaben in der Form nach, um desto mehr für die Sache zu thun. Von ihrer tüchtigen deutschen Gesinnung aus hofften sie gegen die Pariser Frivolität nur dann mit Erfolg reagiren zu können, wenn sie sich an das französische Publikum selbst wandten. Gleichwohl haben wir in dieser Beziehung niemals eine Concession gemacht und werden keine machen. Es ist unsere feste Ueberzeugung, daß die Versuche redlicher deutscher Gemüther, die Franzosen für Moralität und Frömmigkeit zu stimmen, stets vergeblich bleiben werden, und daß mithin, wer gut deutsch ist, besser thäte, sich lediglich auf sein deutsches Publikum zu beschränken. Müssen aber die Straßburger Professoren französisch schreiben, um die Instruktionen ihrer Regierung zu vollziehen, so können wir sie nur bedauern und müssen den zweiten Pariser Frieden verwünschen, der diese Unnatur sanctionirt hat.

Die Abhandlungen selbst sind ganz deutsch gedacht. Wie schön spricht z. B. Herr Bruch über das menschliche Gewissen: La conscience contient en principe toutes les vérités que nous sommes capables de concevoir. Cependant la conscience ignore d'abord les richesses qu'elle possède etc. Von diesem Gewissen aber will man bekanntlich in der französischen Literatur und Welt am allerwenigsten etwas wissen.

13) Grundlage der universellen Philosophie von B. F. Trentowsky. Karlsruhe und Freiburg, Herder, **1837**.

Obgleich wir, wie wir schon im Eingang unsrer Besprechungen bemerkten, diesmal nur von solchen philosophischen Werken handeln wollen, die von der Hegelei unabhängig sind, so wollen wir doch in Bezug auf das vorliegende Werk, seiner Sonderbarkeit wegen, eine Ausnahme machen. Dieses Werk ist nämlich von einem Polen verfaßt, der erst vor wenig Jahren deutsch lernte und das Unglück hatte, sogleich von den Hegelianern in Beschlag genommen zu werden. Nun hat er gar den Einfall gehabt, ein eigenes System dem Hegel'schen aufzupfropfen. Wahrhaftig, es lohnt sich nicht der Mühe deutsch zu lernen, bloß um zu verhegeln oder zu überhegeln.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 124.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 7. December 1838.

Philosophie.

14) Ansicht der Welt. Ein Versuch die höchste Aufgabe der Philosophie zu lösen. Von Dr. Michael Petőcz. Leipzig, Brockhaus, 1838.

Zum Erstaunen des Lesers wollen wir folgende Stelle des Werkes vorausschicken: „Die Buchstabenformel „Seele" besteht aus fünf Buchstaben, wie das Wort „anima", und verkehrt gelesen heißt sie „elees" oder Alles, wie das Wort „anima" verkehrt gelesen „omnia", Alles, heißt, und anzeigt, daß Alles Seele sey, Alles durch Seelen dargestellt werde. — Die Buchstabenformel „Seele" aufgelöst, zerlegt, heißt S-ee-l-e. Das S ist eine Hieroglyphe, und stellt das Bild eines gewundenen Bandes dar: das S bestehet aus zwei e, deren eines vorwärts, das andere rückwärts gekehrt ist, und die in einander zusammenfließen; es ist also ein Zeichen, ein Bild, von zwei vereinten ee. Die beiden e, oder das ee, sind Selbstlauter, also die Einfachen, die im S vereint dargestellt werden. Das l, eine aufrechtstehende Linie, ist das Zeichen einer Gränze; es ist das in dem Wort „anima" vorkommende ni, non est, nicht ist, indem durch eine Gränzlinie angezeigt wird, daß das vor der Gränzlinie Befindliche nicht ist, non est, dasselbe, was das nach der Linie Befindliche, daß also Beide, das vor und das nach der Linie Stehende, von einander verschieden sind. Das nach dem l stehende e ist das Einfache: — — und nun lassen sich die Begriffe, die mit der Buchstabenformel Seele bezeichnet werden, folgendermaßen aussprechen: See — das Zusammengesezte bestehet aus Einfachen, und entstehet sowohl durch die Verbindung als auch durch die Einswerdung der Einfachen: See — das Zusammengesezte — l — ist verschieden von dem — e — Einfachen, oder die zusammengesezte Einheit ist verschieden von der einfachen Einheit, das Ganze verschieden von seinen Theilen: die Verschiedenheit wird mit dem Buchstaben — l — angedeutet, und demnach mit S-ee-l-e dasselbe bezeichnet, was mit anima oder mit a-ni-m-a. — Wie das Wort „Seele" so ist auch das Wort „Geist" eine Buchstabenformel und ein Hieroglyphenwort: aufgelöst, zerlegt, heißt es G — e — ist. Das G ist Hieroglyphe; der obere Theil des G besteht aus zwei gegeneinander gekehrten e, wodurch ein Kreis, eine Hülle, eine Umgebung entstehet. Der dem oberen Theile des G angehängte Strich ist das l, das Unterscheidungszeichen, das non est. Das e ist das Einfache: — — und nun, welche Begriffe werden damit bezeichnet? erstens, der Geist ist das in einen Kreis, in eine Hülle eingeschlossene und mit seiner Hülle einsgewordene Einfache; zweitens, die Hülle besteht aus zusammengesezten Einfachen; drittens, die Hülle ist aber verschieden von den Einfachen, von den Theilen, aus denen sie besteht; viertens, das außer der Hülle befindliche Einfache, die Seele, das e, ist verschieden vom Geist. Ist es möglich, mit zwei Buchstaben, mit G und e, mehr Sinnreiches, Erhabenes und wissenschaftlich Richtiges zu bezeichnen, und muß man nicht den außerordentlichen Tiefsinn derjenigen bewundern, die einst diese Worte gebildet?!"

Es scheint, der Verfasser hätte so weit nicht ausholen dürfen, um zu beweisen, was er beweisen will, oder er beweist, wie man zu sagen pflegt, zu viel.

Das Resultat seiner angestrengten Forschungen ist: die ganze materiale Welt wird zulezt verschwinden und sich in das auflösen, was sie der Idee nach schon jezt und immer ist, nämlich in lauter Seelen, in denen sich die Gottheit spiegelt. „Mag es auch der Geist nicht fassen; jeder Staub belebt, jedes Atom in lebende Seelen aufgelöst, und vor den Pforten der Gottesanschauung angelangt; mag es auch der Geist nicht fassen: — aber faßt er denn die unermeßliche Zeit, in der dies geschehen wird; faßt er die Myriaden, die jeder Athemzug belebt; faßt er die Allmacht Gottes?! — — Die Dauer des

Weltenalls ist nicht auf Jahrtausende, nicht auf Myriaden Jahrtausende berechnet, sie ist unermeßlich: — — doch ein Ende haben wird das Weltenall, weil es nur Schein ist, und aller Schein vergänglich ist: aber bis nicht alle unbelebte Seelen, aus denen das Weltenall besteht, zum Leben gelangt seyn werden, wird die Schöpfung nicht ganz zerstört. Non transibit generatio haec, donec omnia fiant (viva)."

Gewiß eine fromme und poetische Weltansicht, die aber die Aufgabe der Philosophie nicht löst. Sowohl das Wesen der Materie, als auch das Böse wird hier gar zu bequem beseitigt, um jene Magie der Seelen hervorzubringen, in welche der Verfasser den höchsten Zweck der Schöpfung setzt. Wenn er Jakob Böhme, an den er mehrmals anklingt, genauer kennen gelernt hätte, würde er gefunden haben, daß es mit jenem himmlischen Ideenspiel, mit der magischen Spiegelung Gottes in den Seelen, mit der sogenannten Sophia allein nicht gethan ist.

15) Philosophie. Versuche philosophischer Forschungen in den Sprachen. Von Ph. W. von Heusde, Prof. zu Utrecht. Utrecht, Natan, 1838. 8.

Ein seltsames Buch. Der Grundgedanke ist sehr richtig, daß in unsrer Sprache schon Philosophie liege, daß unsre Wißbegierde (wijsgeerte holländisch) dasselbe bedeute wie die griechische Philosophia, Rede (ratio) so viel als Logos, daß die Worte Merken, Wissen, Urtheilen, besonders auch das schöne, nur im holländischen gebräuchliche Wort Denkbild, und so noch einige sehr tiefsinnig seyen ꝛc. Das Alles ist wahr, und die Aufnahme guter deutscher Ausdrücke wäre der Philosophie zu empfehlen. Mehr aber als diese Empfehlung ist der Zweck des bescheidenen Holländers nicht. Er maßt sich noch nicht an, die Resultate gewonnen zu haben, die er uns verspricht, falls wir mehr in den Tiefen unsrer Sprache dem Geiste nachforschten.

16) Der Mensch nach Leib, Seele und Geist. Anthropologie für gebildete Leser aus allen Ständen. Von Joseph Beraz. Erster Theil. Leipzig, Göschen, 1836.

Aus der Münchner Schule hervorgegangen, im Geiste Franz Baaders oder vielmehr der noch ältern Mystik gedacht, aus welcher Baader selbst geschöpft hat, namentlich Jakob Böhmens. Wir sehn hier die drei Principien der Dinge wiederkehren und die ganze Leiblichkeit erklärt aus dem Sündenfall: „Die erste Sünde, die des Essens der verbotenen Frucht, wurde durch Erde bestraft dadurch, daß der Leib der Verwesung anheimfiel, nachdem der Mensch hat scheiden müssen aus dem beseligenden Umgang mit Gott, aus der paradiesischen Einheit mit dem unaussprechlich nährenden, lebendigen Wort Gottes, dem Urbild des Menschen und von dem Geiste der Sprache, der ihn mit dem Wort und mit dem Schöpfer vereinigte. Es gewann der leibliche die Obmacht über den geistigen Leib und entfloh der geistige Geist, des Geistes ewige Jugend, der beständig neue Quell seiner Vollkommenheit. — Die zweite Sünde, die sündhafte Geselligkeit wurde durch Wasser bestraft und durch die Flucht der Seele der Sprache die als einträchtiges Sinnen und Denken der Menschen untereinander des Geistes der Sprache, des unaussprechlichen Lebens des göttlichen Wortes wieder hätte theilhaftig werden können, weil das zweite dem ersten gleich, die Nächstenliebe der Gottesliebe nahe ist. Durch Mißhelligkeit, Uneinigkeit, Unterdrückung der Menschen entfloh aber selbst die Seele des geselligen Lebens, die seelenvolle Bedeutung (§. 61 und 92) des menschlichen Wortes. Das leibliche Seelenleben, Ansehen der Person, unterdrückte das geistige Seelenleben. — Die dritte allgemeine Sünde, die der Gottwidrigkeit und der Selbstvergötterung des eigenen Namens und Geistes, wurde durch Luft bestraft und durch die Flucht des die Luft verherrlichenden, sie vergeistigenden Leibes oder Lautes der Sprache, so daß nicht bloß der Glaube an Gott, der Glaube an die Menschen, sondern selbst die Beziehung der Menschen zur äußern Natur durch verschiedene Bezeichnung ihrer Einzelnheiten verwirrt wurde. Erde, Wasser und Luft empörten sich gegen den Menschen, dessen ganze Stellung gegen Gott, gegen sich selbst und gegen die Natur verrückt war. Jene schied die Blutsverwandten, das Wasser begrub die Stammverwandten, der Hall der Luft die Gottverwandten, die Geister als solche. Kein Glaube oder Gottesmittheilung und Theilnahme durch den in gottähnliches Erkennen, in alle Wahrheit einführenden Geist der Sprache; keine persönliche Theilnahme und Mittheilung oder liebevolle Ein- und Ausathmung seiner selbst durch die Seele der Sprache, keine leibliche Theilnahme und Mittheilung durch den Leib der Sprache, durch den gemeinsamen Laut war mehr allgemein."

Aus diesem Abfall nun wird die Rückkehr zu Gott durch die Heiligung stattfinden, die den Leib in ewiger Jugend verklären wird. Dann werden die durch den Abfall bewirkten Unterschiede des Alters und Geschlechts wieder verschwinden: „Die Heiligung gibt den weiblichen und männlichen Tugenden, die dort noch getrennt, hier geeint werden, nebst ihrer innigen Durchdringung ihre von Gott selber ihnen bestimmte, schon durch die Gestaltenschrift der Schöpfung ihnen vorverkündigte Stelle

im Leibe, den sie, Natur und bleibend in ihm werdend, hierdurch verklären. Die weiblichen Tugenden, die des Kindes und des Friedens werden in ihr durch das entschiedene Wirken aus dem Glauben Gott zugekehrt als Ausnahmskräfte Gottes und sind alle zusammen in der geistigen Armuth und Demuth zu begreifen. Die männlichen Tugenden dagegen werden in der Heiligung der Außenwelt, der Getheiltheit, allem dem, was nicht Gott ist, zugekehrt, und in ihnen erscheint der Mensch erhaben, aufrecht, standhaft und unbeugsam gegen die lockende, gebietende, gegen ihn kämpfende, selbst ihn leiblich vernichtende Außenwelt, und in dieser Unbeugsamkeit und Gradheit ist die Menschheit, die Gott treu geblieben, zu allen Zeiten als siegreiches Märtyrthum erschienen, so oft Göttliches und Weltliches im Kampfe auf Leben und Tod einander entgegen getreten sind. Beide aber, die männlichen und weiblichen Tugendvereine, Erhabenheit und Demuth, sind in der Heiligung eins; denn nur Beugsamkeit und Demuth vor Gott wirkt Unbeugsamkeit und unüberwindliche Festigkeit und Gradheit gegen die Welt, eine bedingt die andere, ist in der andern; dasselbe, was hier Höhe, ist dort Tiefe und umgekehrt, der ganze Mensch Höhe, der ganze Mensch Tiefe, beide Eins in der Liebe. Wie in der Heiligung die Tugenden aufhören von Alter und Geschlecht bestimmt zu werden, so kann bei ihr daher auch nicht mehr von männlicher und weiblicher, älterlicher und kindlicher Tugend gesprochen werden, alle einen sich in der Gottes Kindschaft und in der Theilnahme an Gottes Herrschaft — die Liebe, ihre Einheit, ist es, die alle bestimmt, vervollkommnet, in allen wohnt."

Länder- und Völkerkunde.

1) Das Festland Australien. Nach den Quellen dargestellt von Meinicke. Zweiter Theil. Prenzlau, Kalbersberg, 1837.

Ueber den ersten Theil dieser sehr ausgezeichneten Monographie berichteten wir in unsern Blättern von 1837, Nr. 36. Der vorliegende enthält die Fortsetzung und den Schluß des sehr ausführlichen Gemäldes von Neu-Holland, und insbesondere eine Schilderung seiner Ureinwohner und eine Geschichte der englischen Colonie. Hier nur die bedeutendsten Momente aus der leztern: „Trunksucht hatte in der Colonie, wie alle Laster, von Anfang an geherrscht; da nun, weil es an jedem Ausfuhrartikel fehlte, die Einfuhr immer schnell das baare Geld, das hauptsächlich die Besoldungen in Umlauf sezten, aus dem Lande ziehen mußte, so wurde schon früh Rum das Medium des Verkehrs, und dadurch erst ist die Neigung zum Trunke so hoch bei den australischen Colonisten gestiegen, wie schwerlich sonst wo auf dem Erdboden. Die Officiere waren die Hauptkaufleute, sie bezogen die Getränke von außerhalb (denn das Destilliren im Lande war verboten), die Unterofficiere und Gemeinen sezten sie ab, und erhielten deßhalb Erlaubniß, Schenken zu halten; die Deportirten verkauften, was sie besaßen und aus den Magazinen erhielten, für Rum, die Colonisten bauten in der Regel nur so viel Korn, um es dafür vertauschen zu können. Damit gingen Liederlichkeiten aller Art Hand in Hand, wenige Officiere waren verheirathet, man hielt sich Maitressen aus den deportirten Frauen, die zugleich den Kleinhandel mit Rum besorgten. So war der Zustand des Landes im allgemeinen ohne eine wesentliche Veränderung bis auf Macquaries Ankunft, wie ihn uns erst jezt Langs Darstellung in seiner ganzen, widerwärtigen Wahrheit kennen gelernt hat; aus Collins Geschichte erfährt man davon freilich nichts, er scheint (als Marineofficier) nicht die nöthige Unbefangenheit besessen zu haben, dieses schandbare Treiben zu enthüllen. Perons glänzende Schilderung ist voller Uebertreibungen, und verdient gar keine Berücksichtigung; der Eindruck, den die Gastfreiheit der englischen Officiere auf die Franzosen machte, und der diese ganz verblendete, ist auf jeder Seite unverkennbar, und nichts hat der richtigen Würdigung der Colonie mehr geschadet, als der Einfluß, den Peron auf die allgemeine Meinung ausgeübt hat. Selbst Flinders, dem das Sachverhältniß unmöglich fremd bleiben konnte, hat es für gerathener gehalten, die Schuld zum größten Theile der Verdorbenheit der Deportirten, die freilich unläugbar ist, beizumessen; Turnbull dagegen, der als Kaufmann (er hielt sich 1801 in Sidney auf) das Uebel recht empfinden mußte, läßt es uns in seiner sehr gemäßigt gehaltenen Darstellung der Verhältnisse, welche der von Peron in jeder Hinsicht vorzuziehen ist, nicht undeutlich erkennen." Die Aristokratie der Officiere kam bald mit der monarchischen Gewalt des Gouverneurs in Conflict. Schon der Gouverneur King wurde durch den Einfluß der Officiere entfernt, dessen Nachfolger Bligh sogar durch eine Revolution der Officiere förmlich entsezt. Der dritte Nachfolger aber, Macquarie, trozte ihnen: „An Macquaries Thätigkeit, Eifer und Kraft zu zweifeln, ist unmöglich, seine Verwaltung gibt in ihren Resultaten die glänzendsten Beweise davon. Die Bevölkerung des Landes stieg unter ihm außerordentlich, während sie in den 10 Jahren vor 1810 um kaum 2000 gewachsen war, nahm sie in den 12 Jahren seiner Verwaltung um fast 60,000 zu. Die

Niederlassungen und der Anbau des Landes dehnten sich überraschend schnell aus, eben so stark vermehrten sich die Heerden, und die seit 1813 gelungene Uebersteigung der blauen Berge, so wie das Vordringen nach Süd über den Cowpasture bis Argyle seit 1818 eröffneten solche Hülfsquellen für die Viehzucht, daß diese eigentlich erst seitdem in Australien für begründet gelten kann. Es entstanden in dieser Zeit in der Küstebene Cumberland die Stadt Liverpool, die Niederlassungen bei Emuford, am Nordufer des Cowpasture, in Appin, Airds und Illawarra; im Innern wurde Bathurst 1815 gegründet, und der erste Anfang mit den Colonien in Camden und Argyle gemacht; Newcastle, bisher ein streng abgeschlossener Strafort für die schlimmsten der Deportirten, wurde zu einem Theile der Colonie erhoben, und das Hunterthal erforscht, eine neue Strafcolonie, ausschließlich für Verbrecher bestimmt, 1821 am Hafen Macquarie gegründet. Große Sorge wandte der Gouverneur ferner auf den bisher sehr vernachlässigten Straßenbau; die Straße über die blauen Berge, die er bauen ließ, wurde lange bewundert, und war für jene Zeit auch gewiß ein großartiges Werk; nicht weniger Eifer zeigte er in der Begründung einer ordentlichen Polizei, in der Verschönerung von Sidney und anderer Städte des Landes, in der Errichtung öffentlicher Gebäude ꝛc." Das Regiment, das Bligh entsezt hatte, war entfernt worden, allein die Partei der Officiere war dadurch nicht zerstört, „ihre Ansichten erhielten sich vielmehr bei mehreren der reichsten Colonisten, welche früher dem Regimente angehört hatten, und diese verstärkten sich bald durch die Beamten, welche mit Macquarie ankamen, und durch die freilich sehr thörichte Verachtung gegen den aus Deportirten entstandenen Theil der Bevölkerung, so wie durch die gesellige Verbindung, eine Sache, die in diesem Lande begreiflich von der äußeesten Bedeutung ist, fest an jene aristokratisch gesinnten Pflanzer geknüpft wurden. Macquarie dagegen mußte von Anfang an in demjenigen Theile der Freien, welcher aus ehemaligen Deportirten und Soldaten oder deren Nachkommen bestand, seine Freunde und Anhänger sehen, wie sie es unter Bligh gewesen waren, und seine Zuneigung zu ihnen stieg im Laufe seiner Verwaltung, je abgeneigter eben deßhalb ihm jene Gegenpartei wurde. Hierdurch ist der Grund zu der Parteiung gelegt worden, die noch jezt im Lande besteht, und auf Jahrhunderte die ganze künftige Gestaltung desselben bedingen wird, schon damals traten diese Gegensäße so entschieden hervor, daß Namen für die Parteien erfunden wurden, für die aristokratische, aus den reichsten Grundbesizern und Beamten bestehende der der Exclusionisten (wegen ihres ausschließenden Zusammenhaltens in geselligen Beziehungen), für die demokratische, aus Deportirten entstandene der der Emancipationisten. Beide Parteien griffen sich, wo sie konnten, mit Heftigkeit und Erbitterung an." Diese Spaltung dauert noch fort, obgleich der neue Gouverneur Bourke seit 1831 bemüht ist, die Gemüther zu versöhnen.

2) Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner. Zum Gebrauch in Schulen. Von Dr. L. G. Blanc. 3te vermehrte Auflage. Drei Theile. Mit erläuternden Abbildungen. Halle, Schwetschke und Sohn, 1837.

Unter den unglaublich vielen geographischen Handbüchern, die gegenwärtig concurriren, verdient das vorliegende seiner zweckmäßigen Anordnung wegen empfohlen zu werden. Es sucht nämlich im Kleinen zu leisten, was Ritters Erdkunde im Großen, es verbindet mit der physischen Erdkunde nicht bloß das Statistische, sondern auch politische und Kulturgeschichte, so daß es uns mit der Beschreibung jedes einzelnen Landes, seiner physischen Beschaffenheit, Produkte, Topographie ꝛc., auch einen kurzen Abriß von der Geschichte und Verfassung desselben und eine Charakteristik der Einwohner, ihrer Sitten ꝛc. gibt. Als einen Vorzug dieses Buches sehen wir es ferner an, daß es nur die einigermaßen bedeutenden Städte und Ortschaften herzählt, nicht aber eine ungeheure Masse von unbedeutenden Orten mit der Einwohnerziffer ꝛc. anhäuft, die doch kein Leser im Kopf behält, und die nur in größere geographische Werke zum Nachschlagen, niemals aber in Handbücher zum Unterricht gehören.

Geschichte.

Erinnerungen aus der russischen Gefangenschaft 1812 und 1813, von einem königl. sächs. Officier. Leipzig, Schreck, 1837. 8.

Der Verfasser zog mit der großen Armee nach Rußland, wurde gefangen und nach Kiew transportirt. Zur Kriegsgeschichte gibt er keinen wichtigen Beitrag, doch ist seine Schilderung des Lebens und Volkes in Rußland recht unterhaltend.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 125.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag 10. December 1838.

Philosophie.

17) Ueber das Wesen des Gefühls von Dr. W. Mönnich. (Jahresbericht der Handels-Gewerbschule in Nürnberg.) 18³⁷/₃₈. 4.

In der unscheinbaren Form eines Schulprogramms theilt der Verfasser einen sehr gehaltvollen Aufsatz über die ziemlich zahlreichen Werke mit, die in neuerer und neuester Zeit über das Wesen und die Bedeutung des Gefühls im Gegensatz gegen den Verstand geschrieben worden sind. Auch in der großen Reaction, die sich gegen die moderne Scholastik erhoben hat, spielt das Gefühl eine nicht geringe Rolle, sofern Hegel das Gefühl gänzlich verdammt und nichts als Bewußtseyn gelten läßt. Inzwischen haben die Vertheidiger des Gefühls gegenwärtig einen schweren Stand, weil diese Seelenthätigkeit durch den Mißbrauch verrufen ist, welchen die Dichter am Ende des vorigen Jahrhunderts und zu Anfang des jetzigen davon gemacht haben. Deßhalb sagt der Verfasser mit Recht: „Das viele Reden von Gemüth, Gefühl und Empfindung, welches seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Mode geworden, kann als ein Zeichen betrachtet werden, daß alle drei aufgehört hatten, in alter natürlicher Kraft und Reinheit wirksam zu seyn. Daher rief auch am Ende desselben Jahrhunderts schon Schiller jener gleißenden Gefühlsrednerei erbittert entgegen: „Kaum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.“ In der That überwucherten falsche und übertriebene Empfindsamkeit, heuchlerische Gemüthlichthuerei und verkehrte Gefühlsrichtungen aller Art das gesunde Wachsthum reiner Empfindung, edler Gefühle und wahrer Gemüthsinnigkeit immer mehr; und der Verstand, der jenen die Larve abzog und sie verdientem Spott und Gelächter Preis gab, vermochte auch diese so wenig zu würdigen, daß er sie mit jenen verwechselte und zugleich über Bord warf. Von da an bildeten sich Viele ordentlich etwas darauf ein, jegliches Gefühl, auch das edlere, nicht in sich aufkommen zu lassen, oder wo die Natur mächtiger war, als das Vorurtheil, es wenigstens zu verbergen, während dagegen die auf Sinnenreiz, und namentlich auf verfeinerter Sinnlichkeit beruhenden Empfindungen mehr denn je gepflegt wurden; denn gegen sie wußte der Verstand, weil sie einen natürlichen, leicht begreiflichen, in keiner Weise zu verkennenden Ursprung hatten, nichts Erhebliches geltend zu machen. Endlich wurde aber doch wieder die Gemüthsleere, der Mangel an echtem Gefühl, besonders bei dem jüngeren Geschlecht, und zum Theil von ihm selbst, schmerzlich empfunden; und daher kommt es, daß gegenwärtig theils über Mangel an Gefühl geklagt, theils aber auch an die Erziehung überhaupt, und besonders an die Schulen die Forderung gestellt wird, für Bildung des Gefühls zu sorgen. Schade nur, daß diese Forderung leichter zu stellen, als zu erfüllen ist, da gerade jede absichtliche Einwirkung auf Entwicklung und Bildung des Gefühls gar leicht wieder zu jenem verkehrten, oder gleißnerischen Gefühlsleben, wenn nicht gar zu jener Gefühlsverhöhnung führen kann, die oben schon bezeichnet wurde. Wahres, reines und edles Gefühl ist eine so seltne und zarte Blüthe unseres Seelenlebens, daß sie sich entweder nur da entfaltet, wo Gott selbst ihr Boden, Luft und Licht angewiesen hat, oder wo der geübteste pädagogische Kunstgärtner, der ihre Natur genau kennt, seine weiseste Sorge ihrer unermüdlichen Pflege widmet. Aus diesen Bemerkungen ergibt sich aber ziemlich klar, daß man vor allen Dingen erst möglichst genau das Wesen, die Natur des Gefühls muß kennen gelernt haben, ehe man es wagen darf, an eine glückliche Bildung desselben zu denken.“

Nach diesen gewiß sehr einleuchtenden und praktischen Bemerkungen geht der Verfasser in die verschiedenen philosophischen Ansichten vom Gefühl ein. Die Philosophen konnten vor lauter Denken nur selten zum Fühlen kommen. Daher sie in der Mehrzahl das Gefühl sehr stiefväterlich behandeln. Jacobi, der ihm die erste Stelle einräumte, wurde eben deßhalb verhöhnt, von Schelling gleichsam proscribirt. Kant, der es einigermaßen gelten ließ, führte seine Ansicht nicht so vollständig aus, daß seine Schüler nicht in Widerspruch darüber gerathen wären. Krug z. B. trat als Rationalist dem Gefühl entgegen, während es Fries, ein noch lange nicht genug in seiner schönen Humanität gewürdigter Denker, zuerst in die ihm gebührende Würde einsetzte. Auch Reinhold, Schott, Krause anerkannten den Werth des Gefühls im Ganzen der menschlichen Seelenthätigkeiten. Dagegen sahen fast alle andern Philosophen, namentlich die Absolutisten, zuletzt Hegel und seine ganze Schule in den Gefühlen nur die dunkeln, rohen, unreifen Anfänge des Bewußtseyns, die eben überwunden und beseitigt werden mußten, um dem klaren Wissen allein den Platz zu lassen.

Den Betrachtungen dessen, was andere Denker vom Gefühl gehalten haben, schließt nun der Verf. seine eigne neue Ansicht an: „Empfindung oder Gefühl ist weder Erkennen noch Wollen, nicht einmal als erste dunkle selbstständige Regung dazu in unbestimmten Vorstellen und Streben, sondern die ihnen vorangehende, sie oft zur Folge habende, aus sich entlassende, sie aber in sich unentwickelt enthaltende Regung des in sich verharrenden, sein selbst inne seyenden Seelenlebens, als eines ganzen, ungetheilten. In dieser Beziehung kommt der Empfindung allerdings eine Priorität gegen Erkennen und Wollen zu, eine Superiorität nur, insoferne sie Thätigkeit der ganzen Seele ist. Uebrigens ist aber das Gefühl selbst so lange ein unbestimmtes und unklares, so lange Vorstellen und Bestreben nicht daraus hervortreten und immer bestimmter und klarer werden, in dieser größeren Bestimmtheit und Klarheit aber die Seele zu neuen, ihres Lebens und Seyns immer deutlicher inne machenden Regungen oder Zuständen veranlaßt. Diese Ansicht von den ersten Empfindungen, Vorstellungen, Bestrebungen, als ersten Entwicklungsmomenten des Seelenlebens, als gleicher Weise elementarischen, ist von höchster Wichtigkeit, indem sie vor Ueberschätzung der einen gegen die andern bewahrt, und doch jeder ihren eigenthümlichen Werth läßt. Weit gefehlt, daß die Empfindung nur eine erste, niedere Stufe für das Erkennen oder Wollen abzugeben hätte, wächst sie vielmehr fortwährend mit beiden, wenn diese nicht sich isoliren, bleibt das Gefühl fortwährend die Form des Seelenlebens, in welcher dasselbe immer wieder zu sich selbst, als zu seiner Einheit zurückkehren kann, und wenn jenes sich nicht in sich selbst vergräbt, sich zu immer höherem Erkennen und Wollen stärkt und treibt. Wird die Gefühlsfähigkeit der Seele nicht vernachlässigt, so vertieft sich die Seele in dem Maaße in immer bestimmteren Gefühlen, jemehr sie sich erkennend und wollend erweitert. Wenn das Gefühl die Form ist, in welcher die Seele in selbstinniger Lebensregung bei sich bleibt, in sich verweilt, alles in sich aufnimmt, mit sich vereinigt; so ist Erkennen und Wollen, jedes in seiner Art, mehr die Form, in welcher sie über sich hinaussieht, trachtet und geht. Dieses Trachten der Seele über sich hinaus im Erkennen und Wollen ist eben so ursprünglich, als das entgegengesetzte, und tritt daher in dem ersten und in jedem neuen, gesunden Lebensacte gleich mit hervor. In der ersten Gleichzeitigkeit aller drei Seelenbethätigungsformen liegt aber auch einer der Gründe, warum keine derselben mit voller Entschiedenheit wirkt, oder doch wenigstens keine gleich eine entschiedene, die andere überbietende Wirkung äußert. Erst später, wenn derselbe Eindruck sich öfter wiederholt hat, die Seele mit dem dadurch hervorgebrachten, veränderten Zustande vertrauter geworden ist, wendet sie sich, sofern sie nicht durch neue Zustandsveränderungen beunruhigt wird, erkennend und wollend den Gegenständen und Wirkungen zu, deren sie in der Empfindung schon gewiß worden ist."

18) Das selbstständige und reine Leben des Gefühls, als des Geistes ursprünglichen Urtheils, im Gegensatz und Kampf mit den Träumen vom Absoluten bei den Scholastikern und Neuplatonikern unserer Tage. Von Dr. Fr. Francke, Prof. zu Rostock. Leipzig, Klinkhart, 1838.

Ein eifriger Anhänger des edeln Fries in Jena führt hier dessen Ansichten vom Gefühl noch weiter aus, und bekämpft von diesem Standpunkt aus die neue Schule, die nichts als wissen, und zugleich alles wissen will. Er sieht in der Macht jener unwillkürlich in uns gebornen Gefühle etwas Heiliges und Heilendes: „Hören wir auf die Sprüche des Schutzgeistes in uns selbst, scheuen wir uns nicht, der ursprünglich lehrenden, anmahnenden und warnenden reinen Stimme der Natur zu folgen, ohne deßwegen die vernommenen Gebote und Gesetze derselben der Prüfung des vergleichenden Verstandes zu entziehen. Die gewonnene Uebung wird dann unser geistiges Ohr immer mehr schärfen, daß wir für die

Ideen des Wahren, Guten und Schönen mit sicherm Blick das Richtige treffen und vollenden lernen, ohne beständig störendes Dazwischengreifen der nur vermittelnden Reflexion. Das Gefühl wird doch zuletzt immer wieder die wunderbare Heilkraft unserer geistigen Natur bleiben und diese zur vollkommenen Gesundheit der Einsicht, des Geschmacks und Charakters reproduciren müssen, wenn sie durch die angebotenen Recepte philosophischer Marktschreier, oder durch Sophisterei des theoretischen und praktischen Skepticismus gestört und zerrüttet worden."

Wie Fries legt auch Francke überall den schärfsten Accent auf die sittliche Schönheit und auf das, was zu ihr führt, Gewissen, Pflichttreue, Aufopferung. Dergleichen ist den Hegelianern wie Gift. Dem Egoismus, der Hoffart, der Vornehmthuerei, die sich genial über alles hinwegsezt und sogar von absoluter Freiheit und von einer alleinigen Göttlichkeit des Menschen träumt, neben dem es keinen andern Gott gäbe, dieser lüderlichen Genialität ist nichts fataler, als wenn sie an die bescheidene und rauhe Tugend, an Ehrlichkeit, an die Erfüllung herber Pflichten und an den Werth, den diese Dinge haben, erinnert wird. Aber eben darum ist es sehr zweckmäßig, sie unaufhörlich daran zu erinnern und ihnen diese bittere Medicin immer wieder einzutränken.

Das Einzige, was wir an dem durchaus reinen und vom edelsten Geiste durchdrungenen Werke des Herrn Francke tadeln, ist das unbedachte Citiren Goethes. Es ist doch bedenklich, wenn man von sittlicher Schönheit handelt, zum Preise der erhabensten und sittlichsten Gefühle gerade eine Stelle zu citiren, in welcher Faust, der sich dem Teufel verschrieben hat, das arme Gretchen bethört und ihr weismacht, er sey so voll religiöser Gefühle.

19) Das Mitgefühl. Eine psychologische Skizze. Von Dr. E. Schmidt, Professor zu Rostock. Rostock, Oeberg, 1837.

Eine kleine Monographie des Mitgefühls, das vom gleichen Gefühl scharf unterschieden wird. „Die Mitempfindung Anderer ist uns nicht allemal angenehm, sondern nur dann, wenn unser ursprüngliches Gefühl ein angenehmes war. Die gleiche Empfindung Anderer aber ist uns allemal angenehm, denn nicht bloß in der Freude ist es uns lieb, Andere gleich froh zu sehen, sondern auch im Unglück ist uns das gleiche Leiden der Andern ein Trost. — Die Erklärung dieser Verschiedenheit ist eben nicht schwer. Die Mitempfindung Anderer ist im Grunde nichts anders als eine Erneuerung unseres eigenen Gefühls, und somit eine Verstärkung desselben, es mag angenehm oder unangenehm seyn: das gleiche Gefühl der Andern aber hat mit dem unsrigen keinen Zusammenhang, ist unabhängig davon, ist nicht unser; es ist daher auch an und für sich weder eine Verstärkung noch Schwächung des unsrigen, sondern es tritt hier ein anderes Gesetz als Erklärungsgrund ein, nämlich das allgemeine Naturgesetz der Neigung des gleichen zum gleichen und der Freude am gleichen, weßhalb es uns, im Glück wie im Unglück, lieb ist, Gleichheit, Uebereinstimmung, Harmonie Anderer mit uns zu bemerken. — Dazu kommt dann auch noch, daß in Folge des Messens unserer Gefühle gegen die Anderer wir unser Unglück weniger empfinden, sobald wir ein gleiches oder gar noch größeres auch bei Andern sehen, das Leiden Anderer also auch in dieser Weise eine Linderung des unsrigen ist. In der Freude dagegen stört uns der Anblick des Leidens; namentlich wenn unser Mitleid nicht vermag, demselben zu helfen; denn so sehr auch die Freude für Mitleid empfänglich macht, so unterläßt doch das Mitleid nie, in gewissem Grade eine Störung unserer Freude zu seyn, welche Störung nur dann ganz wegfällt, wenn unser Mitleid sogleich wohlthätig und hülfreich werden kann, und also die Freude am Wohlthun verschafft. — Aus dem hier bemerkten Gesetze der Freude an gleichen Empfindungen erklären sich übrigens noch andere Erscheinungen, so z. B. die, daß der Mensch auch unter den nicht empfindenden Wesen solche gerne hat und aufsucht, welche seinen Empfindungen und Stimmungen ähnlich oder doch scheinbar ähnlich sind ꝛc.

Auf dieselbe Weise wird untersucht, unter welchen Umständen das Mitgefühl besonders sich äußere, warum es im Glück stärker sey als im Unglück ꝛc. Endlich wird darauf hingewiesen, wie sehr das Mitgefühl ein Bildungsmittel der Menschheit sey.

Literarische Nachlässe und Briefwechsel.

Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur. Berlin, Duncker, 1838. gr. 8.

Herausgegeben von Dr. Dorow. Dieser Herr hat nach und nach eine Menge Autographa gesammelt und

fängt nun an, sie herauszugeben. Er gesteht selbst, daß er keine Vollmacht dazu habe, meint aber, er habe ein unzweifelhaftes Recht, selbst die Briefe von „noch lebenden" berühmten Männern herauszugeben, weil er diese Briefe großen Theils „für baares Geld" an sich gebracht habe (durch die dritte Hand, versteht sich). Er rühmt sich übrigens selbst wegen seiner Discretion und gibt zu verstehen, wenn er schon jezt alle Briefe drucken ließe, deren er habhaft geworden, so würde die Welt staunen; er wolle aber die armen Illustrationen, die dadurch compromittirt werden könnten, einstweilen noch schonen. „Berühmte Autoren, heißt es in der Vorrede, würden in einem ganz andern Lichte erscheinen, ihre Werke eine ganz andere Würdigung erhalten, wenn der Besitzer dieser Sammlung die Discretion nicht höher achtete, als das Vergnügen des Publikums, — obschon er, er muß es offen gestehen, einen besondern Antrieb in sich fühlt, so höchst charakteristische Documente der Oeffentlichkeit **nicht** vorzuenthalten." Er vergleicht seine Sammlung einem „Zauberspiegel", in dem sich die Heroen einer Generation ohne umgehängten Flitterstaat in nackter Wahrheit zeigen. Ein hochmüthiger edler Ritter, uralten Geschlechts, macht der Gattin des Herrn Verlegers, der das große Verdienst hatte, sehr pünktlich zu bezahlen, tiefe Complimente und küßt ihr demüthig die Hand; — eine gefeierte Schriftstellerin verlangt vom Verleger, daß er ihr philosophisches Werk unter dem Namen eines männlichen Verfassers und eines Magisters der freien Künste erscheinen lassen solle und begründet ihren Wunsch auf eine für das weibliche Geschlecht wenig schmeichelhafte Art; andere berühmte Literaten bestellen sich Recensionen; Novellenschreibende Philosophen tragen naturphilosophisches Urlutherthum vor und schließen mit der Bitte um — Geldvorschuß. Doch nicht bloß im Reiche der Schriftsteller gehen Dinge der Art vor. Bekannte und berühmte Namen wollen von Vorgesezten Zulage haben; bei jeder Vermehrung der Familie werden sie dringender und reihen Schmeicheleien an einander, mit denen sie die erbetene Vergünstigung zu bezahlen glauben. Wir lernen hochstehende Männer kennen, welche in vertraulichen Briefen Aeußerungen vernehmen lassen, die mit ihrem öffentlich ausgesprochenen Meinungssystem nicht recht in Uebereinstimmung zu bringen sind; andere erblickt man in einem Gewebe von Intriguen verwickelt, denen sie stets gestrebt haben, fremd zu **scheinen**."

Diese Andeutungen in der Vorrede, die ganz deutlich auf bekannte Personen hinweisen, scheinen uns mit der Discretion, deren der Herausgeber sich rühmt, doch ziemlich im Widerspruch zu stehen.

Hat Herr Dorow wohl ein Recht, mit solchen Drohungen aufzutreten, oder sie wirklich auszuführen?

Das Briefgeheimniß galt von jeher als heilig. Der Brief galt unter allen Umständen als das, wenn auch beim Empfänger deponirte, doch unveräußerliche Eigenthum des Verfassers, so lange dieser lebte. Ohne Einwilligung des Verfassers durfte der Empfänger niemals einen Brief veröffentlichen, noch ihn einem Dritten zum Zweck der Veröffentlichung verschenken oder verkaufen. Ohne dieses allgemein gültige, von der Ehre dictirte, im allgemeinen Interesse liegende Gesetz würde Treu und Redlichkeit völlig zu Grunde gehen, könnte es kein Vertrauen mehr geben.

Nur eine Collision von strengen Pflichten, nur die dringende Nothwendigkeit, Andere zu retten, kann die Veröffentlichung eines uns anvertrauten Geheimnisses oder Briefes in seltnen Fällen entschuldigen. In einem solchen Falle befand sich aber Herr Dorow nicht. Er kann nicht einmal die Wichtigkeit seiner Documente für die Welt- und Literargeschichte geltend machen, denn gerade das, was er beispielsweise als wichtig anführt, ist sehr unwichtig. Die romantischen Schriften des Ritters, auf welchen Herr Dorow mit Fingern weist, behalten dieselbe Bedeutung in der Geschichte unsrer Poesie, ob der gedachte Ritter einer Frau die Hand geküßt hat oder nicht, und ob er sie aus Galanterie oder Interesse geküßt hat, und der Naturphilosoph, auf den Herr Dorow ebenfalls mit Fingern weist, wird seines brillanten Geistes wegen der Nachwelt wie der Mitwelt immer werth bleiben, gleichviel, ob er Andern Vorschüsse gemacht hat oder sich welche hat machen lassen.

Wir können die Schadenfreude, die mit der Herausgabe solcher Briefe droht, nicht billigen. Wir sehn sie als eine Anmaßung an, nicht bloß gegenüber den betheiligten Briefstellern, sondern gegenüber der gesammten Nation. Es wäre doch wohl eine ganz neue und unerträgliche Tyrannei, wenn sich eine literarische geheime Polizei bildete, die auf die Briefkaperei ausginge und — was die politische nicht gethan hat — die Briefe sogar drucken ließe. Leider gibt es müßige Köpfe genug, die gern dieses bequeme Mittel, auf Kosten Anderer etwas zu gewinnen, ergreifen würden, wenn eine solche Verletzung der öffentlichen Rechtlichkeit fernerhin erlaubt wäre.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 126.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 14. December 1838.

Schriften über Handel und Gewerbe.

1) Bericht an das englische Parlament über den Handel, die Fabriken und Gewerbe der Schweiz von Dr. Joh. Bowring. Aus dem Engl. von Dr. H—e. Zürich, Orell, Füßli und Comp., **1837.**

Eins der besten Werke, die je über Handel und Gewerbe geschrieben worden sind. Der Verfasser hatte den Auftrag, über den Handel der Schweiz zu berichten, wie er denn auch die Handelsverhältnisse anderer Länder untersucht hat und in Europa bewandert ist. Er hat den klarsten Blick und ist nichts weniger als eingenommen für die englische Handelspolitik, also um so unparteiischer. Er verlangt absolute Freiheit des Verkehrs und beweist die Nothwendigkeit derselben aus Erfahrungen.

Wenn die Schweiz, bemerkt er, unter den ungünstigsten geographischen Verhältnissen gleichwohl durch Handel und Gewerbe so sehr blüht, so verdankt sie es einzig dem richtigen Grundprincipe, dem sie huldigt. „Es mußte in der That die Aufmerksamkeit jedes Nachdenkenden erregen, daß die Schweizer-Fabrikanten, fast unbeachtet, gänzlich unbeschützt, sich allmählig siegreich ihren Weg zu allen Märkten der Erde gebahnt hatten, seyen sie auch noch so fern oder anscheinend unzugänglich. Offenbar war dies Resultat nicht Folge der geographischen Lage der Schweiz; denn nirgends producirt sie die rohen Stoffe für ihre Fabriken, noch besizt sie einen Hafen für die Ausfuhr, außer unter den Bedingungen, die ihre seefahrenden Nachbarn ihr auferlegen. Keine ihrer Fabriken verdankt ihr Glück einer schützenden oder vorzugsweise begünstigenden Gesetzgebung; und doch ist es nicht minder wahr, daß ohne Zolllinien oder Zollgesetze, die fremde Concurrenz zu verhindern oder zu beschränken, ihr Fortschritt in industriellem Glücke fast beispiellos genannt werden darf. Ich schloß wohl zum Voraus, daß die Schweiz ein lebendiges und lehrreiches Beispiel für die Wahrheit und Wichtigkeit der großen nationalökonomischen Principien bieten würde, wie sie sich in der Praxis selbst bewähren; aber kaum erwartete ich, daß diese so eine Fülle von Glück und Behagen hervorgerufen hätten, wie ich sie in den fabricirenden Kantonen fand, oder daß sie eine so große Menge der arbeitenden Klasse zu Selbstständigkeit und Wohlstand erhoben hätten. — Die Schweiz ist fern von allen großen Ausfuhrplätzen. Die Baumwolle muß ihren Fabriken Hunderte von Meilen weit vom Mittelmeere her, oder noch weiter vom atlantischen Ocean zugeführt werden; ihre Seide holen sie aus Italien und Frankreich, ihre Wolle aus Deutschland. Suchen ihre Fabrikate einen Markt in fremdem Lande, so sind sie denselben Gefahren, Verzögerungen, Auslagen einer langsamen, schwierigen und kostspieligen Durchfuhr ausgesezt. Sie müssen über den Jura ziehen, oder über die Alpen, auf Flüssen und Seen fortzukommen suchen, so gut es geht, und doch werden, troz aller Hindernisse, die Fabrikate der Schweiz auf allen Märkten der Erde gefunden. Der Grund ist so einfach als handgreiflich. Die Industrie ist sich selbst überlassen. Dem Vermögen sind nicht durch legislative Einmischung seine selbstgewählten Wege beschränkt worden; die Regierung hat keinen unsinnigen Kampf zwischen dem Monopol Weniger und den ungeschützten Interessen Vieler begünstigt. Dem Consumenten gestattete man Zutritt zum wohlfeilsten Markte, dem Producenten zum theuersten, und wohl möchte die genaue Betrachtung der gegenwärtigen Lage und Gestaltung der Schweizer-Industrie einigen Einfluß auf diejenigen äußern, denen die Grundsätze freien Handels verhaßt und widerwärtig sind. — Man konnte vermuthen, daß das Prohibitivsystem, durch welches umliegende Staaten ihre Grenzen sperrten, die Fabrikanten der Schweiz beunruhigen und sie veranlassen würde, bei den Nachbarstaaten Handelsverbindungen zu suchen, indem sie gleiche Handelsgesetze, fälschlich schützende genannt, annähmen. Die öffentliche Meinung in der

Schweiz hat sich anders ausgesprochen, die Erfahrung hat anders gerichtet. Einige der verständigsten Fabrikanten versicherten mir, daß sie, wiewohl 1814 durch die großen politischen Wechsel bestürzt und ernstlich geneigt, mit einzelnen Mächten Handelsverträge einzugehen, jetzt vollkommen überzeugt seyen, daß freier Handel und freie Durchfuhr die weiseste und beste Maßregel sey. Ungeachtet des natürlichen Mißstandes der geographischen Lage der Schweizer-Kantone existirt, meiner Ueberzeugung nach, keine kräftigere, gesundere, schmiegsamere (elastic) Industrie als die der Schweiz. Während sie einerseits denen ein Gegenstand des Schreckens ist, welche den beschützten Theil der französischen Fabrikanten repräsentiren, während die Märkte Deutschlands und Italiens den Schweizer-Fabrikanten mehr und mehr verschlossen werden: bahnt sich anderseits der Schweizer-Gewerbefleiß seinen Weg zu neuen Handelsplätzen. Der Absatz, den er früher in Europa fand, wird jetzt von dem transatlantischen weit übertroffen, und die Schweiz hat bereits durch muthige Ausdauer in ihrem verständigen und erfolgreichen Handelssysteme ihre Fabriken auf dem sichern und unerschütterlichen Grunde wohlfeiler Produktion festgestellt. Bei meinen Reisen durch die verschiedenen Kantone fand ich überall Kaufleute und Fabrikanten, welche mit den entferntesten Theilen der Erde in fester Geschäftsverbindung standen. Sie versicherten mir, daß ihre Besorgnisse in Folge der Zollinien, womit Frankreich, Deutschland und Italien ihre Grenzen rings umzingelt haben, nun vorüber seyen; daß sie mit der engherzigen und selbstsüchtigen Politik, die die Zolltarife so mancher europäischen Völker diktirt hätte, gar nichts zu thun haben wollten; in eine weitere und einträglichere Bahn habe man sie gestoßen, die sie im Verhältniß ihrer Kapitalien und ihrer Fabrikation mit Glück verfolgen könnten. — Die Fabrikanten sind nicht nur größtentheils selbst Besitzer des Fabrikfonds, sondern sie leihen obendrein ansehnliche Kapitalien an Nachbarvölker. Ich hörte sowohl in Basel als in Mühlhausen, daß viele der Fabriken dieses lezten den Einwohnern jenes verpfändet sind, und es ist mir wohl bekannt, daß die Schweiz den französischen Fabrikanten im Elsaß bedeutende Kapitalien liefert. Dieser Ueberfluß von Kapital, mit den arbeitsamen Sitten des Volkes verknüpft, keine Abgaben auf den Verbrauchsartikeln, wohlfeile Regierung und wohlfeile Rechtspflege, mäßiger Arbeitslohn und eine Bevölkerung, deren Zuwachs Schritt hält mit der Vermehrung der Arbeit, gewähren nothigerweise der Schweiz viele Vortheile über ihre Nachbaren, und diese Vortheile mehren sich durch jede neue Beschränkung des Handels, durch jede neue Auflage auf den Verbrauch, die diesen Nationen zu The.l wird." Eine im Jahr 1833 niedergesezte Commission, welche die Handelsverhältnisse der Eidgenossenschaft begutachten sollte, bezeichnete ausdrücklich die unermeßlichen Vortheile, die aus dem Grundsatz des freien Handels hervorgingen und wollte daher weder vom Anschließen an ein benachbartes Prohibitivsystem noch von Repressalien gegen die Nachbarstaaten etwas wissen.

Nach diesen allgemeinen Erörterungen folgt die Handelsstatistik jedes einzelnen Kantons, die wieder reich an interessanten Bemerkungen ist.

2) Betrachtungen über den preußischen Zolltarif und deutsche Handelsinteressen von H. F. Osiander. Stuttgart, Beodhag, 1837.

Der Verfasser erklärt die nach dem Sturz Napoleons fortgesezten Hemmungen des Verkehrs für ein Uebel, das seiner Zeit nothwendig gewesen sey. Ueberall fehlte Geld. Woher nehmen? Die Staaten waren durch den Krieg erschöpft. „Der Staatsmann war genöthigt, die Zollsätze so hoch zu bestimmen, daß sie den größtmöglichen Ertrag in die Staatskasse lieferten. Zugleich verschaffte eine auf diesen Fuß eingerichtete Zollverwaltung dem Staate Gelegenheit, eine Menge jener Individuen zu versorgen. — Noch andere Umstände waren aber bei Abfassung des preußischen Zolltarifs, welcher gegenwärtig im Vereinsgebiete in Kraft ist, zu berücksichtigen. England schärfte in den ersten Jahren nach wiederhergestelltem Frieden sein Ausschließungssystem in Beziehung auf Naturprodukte und vorzüglich Getreide, was derjenige Theil Preußens, in welchem Ackerbau die Hauptquelle der Wohlfahrt ist, sehr empfindlich fühlte. Frankreich suchte, größtentheils aus blinder Nachahmungssucht (so möchten wir wenigstens nach den Motiven schließen, welche daselbst so lange bei den Verhandlungen über Zollgesetze in den Kammern angegeben worden), England in Verbotsmaßregeln aller Art zu übertreffen. Und endlich ließen sich selbst die Niederlande, welche vermöge ihrer geographischen Lage so lange Zeit für einen großen Theil Deutschlands, und namentlich für die preußischen Rheinprovinzen, der natürliche Hauptmarkt für den Ueberschuß ihrer Natur- und Kunsterzeugnisse gewesen sind, mit der gröbsten Verkennung ihres eigenen Handelsinteresse zu sehr feindseligen Maßregeln gegen den deutschen Handel hinreißen, indem sie ebenfalls einem eiteln Industriephantome nachjagten. Dieses lezte erzeugte besonders unter dem Gewerbsstande jener preußischen Provinzen einen großen und gerechten Unwillen, und gab zu den lautesten Klagen Veranlassung, gegen welche die Regierung nicht gleichgültig bleiben konnte. Nothwendig mußten diese kurz erörterten Umstände eine große Einwirkung auf die Abfassung eines neuen Zolltarifs in Preußen äußern. Die Aufgabe des Staatsmannes bei

dieser wichtigen Arbeit war außerdem eine höchst schwierige. Durch den Frieden kam Preußen in Besitz mehrerer neuer, sehr industriöser Provinzen, womit sich neue Handelsinteressen im Staate bildeten; und zugleich nahmen, nicht sowohl in Folge der Regierungsmaßregeln, als vielmehr in Folge der Fortschritte des menschlichen Geistes, die Industrie und Handlung in ganz Europa eine neue Richtung. Die Lehre der eigenen Erfahrung fehlte daher in manchen Theilen zur Bildung eines neuen Zollsystems. Auch abgesehen davon, daß jeder Staat rücksichtlich des Zollwesens seine eigenen Bedürfnisse hat, konnte man sich um so weniger in ausländischen Zolleinrichtungen Raths erholen, da die verderblichen Folgen des von England und Frankreich angenommenen Verbotsystemes sich jeden Tag mehr offenbarten, und daselbst die lautesten Klagen von Seiten des bei weitem größeren Theiles des Volkes hervorriefen, welche noch keineswegs verschwunden sind, und die Regierung dieser Länder in eine immer steigende Verlegenheit bringen. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen der Tarif, welcher gegenwärtig die Zollangelegenheiten der mit Preußen vereinigten deutschen Staaten ordnet, noch Manches zu wünschen übrig lassen sollte. Es liegt in der Natur der Sache, daß mit der Vereinigung mehrerer unabhängiger Staaten zu einem gemeinschaftlichen Zwecke sich neue Interessen verschiedener Art bilden, welche in ihrer Gesetzgebung so viel als möglich mit einander in Uebereinstimmung gebracht werden müssen, um die Grundlage der Vereinigung zu befestigen. Von diesem Grundsatze ausgehend, möchte unsers Erachtens auch zu berücksichtigen seyn, daß die meisten deutschen Staaten, welche dem preußischen Zollvereine beigetreten sind, sich in weniger drückenden Finanzverhältnissen befinden, als Preußen, und daß daher die Höhe der Zollsätze für sie nicht gleiches Bedürfniß ist, wie für Preußen. Die Weisheit des Staatsmannes wird diesen wichtigen Umstand schwerlich übersehen, und bei Würdigung desselben werden vielleicht gegenseitige, mit solchen verschiedenartigen Verhältnissen übereinstimmende Concessionen auf keine unüberwindliche Hindernisse stoßen. Ueberdieß halten wir es für wahrscheinlich, daß die gemeinschaftliche Zollkasse durch die Gewährung mancher gewünschter Concessionen eher gewinnen als verlieren werde, wie wir auf eine möglichst einleuchtende Weise darzuthun uns bemühen werden. Im Ganzen ist nicht zu bestreiten, daß, trotz der schwierigen Umstände, unter welchen die preußische Zollgesetzgebung in's Leben gerufen worden, dieselbe sich von den Zollgesetzgebungen der meisten andern großen europäischen Staaten sehr vortheilhaft auszeichnet, da sie die meisten rohen Stoffe, deren die Fabriken bedürfen, entweder von Zoll befreit, oder nur mit einem sehr mäßigen Zolle belegt, und förmliche Verbote verbannt. Dessen ungeachtet scheint sie uns, wie wir so eben angedeutet, für manche Modifikationen empfänglich zu seyn, wovon die lebhaften und zum Theil sehr einleuchtenden Diskussionen, welche in den Kammern der constitutionellen deutschen Staaten über den Beitritt zum preußischen Zollvereine stattgefunden haben, genugsam zeugen." Hierauf geht nun der Verfasser näher ein, und setzt sich einigemal in Widerspruch mit Nebenius.

Indeß rühmt der Verfasser, was auch noch zu wünschen übrig bliebe, die segensreichen Folgen dessen, was bisher für Befreiung des innern Verkehrs geschehen. In Bezug auf das, was noch zu wünschen übrig bleibt, erwähnt er der Eisenbahnen und Kanäle, der Ausgleichung des Münzfußes ꝛc.

Von besonderer Wichtigkeit erscheint, was der Verfasser in Bezug auf die holländische Handelspolitik äußert, die dem deutschen Zollverein bisher so hinderlich gewesen ist. Er glaubt zunächst, Holland müsse Freihäfen öffnen. Aber „so einleuchtend es auch bei Abwägung der angeführten Verhältnisse seyn mag, daß das wirkliche Staatsinteresse in Holland die Errichtung von ein paar Freihäfen dringend gebietet, so darf man doch unsers Erachtens sich nicht der Hoffnung dahin geben, daß diese, auch für den Handel Deutschlands höchst wichtige und höchst wünschenswerthe Maßregel in Erfüllung kommen werde, so lange das gegenwärtige Regierungssystem in Holland besteht, um so mehr, da dadurch manche einflußreiche Interessen, welche durch die Errichtung kostbarer Entrepôt-Anlagen erzeugt worden, würden verletzt werden. — Die Handelsverhältnisse zwischen Deutschland und Holland bieten übrigens noch andere, für beide Theile sehr wichtige Rücksichten dar. Letzteres ist ein Küstenland, dem die Natur in mancher Hinsicht ihre Gaben karg zugemessen hat. Die zur Entwicklung der Manufakturindustrie nöthigen Elemente fehlen ihm beinahe ganz, und sodann bringt es wegen der Beschaffenheit seines Bodens nicht genug Lebensmittel zum Unterhalte der Einwohner hervor. Entschädigt wird es dafür durch seine für die Handlung so günstige Lage, und trotz eines verderblichen financiellen Aussaugungssystems hat sich durch die Sparsamkeit der Einwohner ein ziemlicher Grad von Wohlhabenheit im Lande erhalten. Unter diesen Umständen consumirt Holland verhältnißmäßig ungleich mehr fremde Natur- und Industrieprodukte, als die meisten andern europäischen Länder, und vermöge seiner Nähe und der Erleichterung des Transports, welche die Schifffahrt auf dem Rheine gewährt, liefert Deutschland einen nicht unbeträchtlichen Theil derselben. So bedeutend auch dieser Absatz der Natur- und Industrieprodukte des Vereinsgebietes bis jetzt gewesen ist, so könnte er doch nach unserer Ansicht durch ermäßigte Zölle in Holland noch vermehrt werden, welche, wie wir bereits dargethan, so sehr im Interesse

dieses Handelsstaates liegen. Die Regeln der Staatsklugheit sprechen daher sehr stark für eine Verständigung über diesen für beide Theile gleich wichtigen Punkt. — Troß des in die Augen springenden beiderseitigen Interesse fürchten wir indessen sehr, daß eine solche Verständigung großen Schwierigkeiten unterliegen werde. Holland entfernt sich selbst seit dem Abfalle Belgiens in seinem Staatshanshalte immer mehr von geläuterten Handelsprincipien."

Wir glauben, Deutschland, das freilich hier zu einem schmählichen Warten verurtheilt ist, werde unfehlbar endlich seinen Zweck erreichen. Gleichviel ob Belgien, ob Holland zuerst öffnet, eines wird das andere nachziehen, und wir werden vielleicht einen Wetteifer erleben, uns die Nordsee zu öffnen, wie wir bisher nur sahen, daß man wetteiferte, sie uns zu verschließen. Das Natürliche, was nicht zugleich für alle Theile vortheilhaft ist, muß freilich oft und lange den Interessen Einzelner nachstehen; das Natürliche aber, das wohlverstanden Allen vortheilhaft ist, muß und wird sich immer Recht verschaffen. Und Hollands Wiedergeburt wird sich erst von dem Tage an datiren, da es seiner abgeschmackten Sperre gegen Deutschland entsagen wird.

3) Die Maaße und Gewichte der deutschen Zollvereinsstaaten und vieler anderer Länder und Handelsplätze in ihren gegenseitigen Verhältnissen. Von C. L. W. Aldefeld. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1838.

Die Staaten und Städte sind alphabetisch geordnet. Von jedem und von jeder wird das abweichende Maaß und Gewicht mit dessen Benennung angegeben und mit den bedeutendsten Maaßen und Gewichten anderer Länder und Handelsplätze verglichen. Ein sehr nützliches, ein unentbehrliches Handbuch, das wir gleichwohl lieber entbehren würden, wenn die ersehnte Gleichheit in Maaßen, Gewichten und im Münzfuß erreicht werden könnte. Das vorliegende Handbuch macht es recht anschaulich, wie vielerlei Maaß und Gewicht, besonders in unserm lieben Deutschland, existirt, wie nicht nur Staaten, sondern auch nahe liegende Städte desselben Staates hierin auffallend von einander abweichen.

4) Theoretisch-praktisches Comptoirhandbuch nach Mac-Culloch, in alphabetischer Ordnung von L. R. Schmidt. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836—37.

Eine gedrängtere und wohlfeilere Umarbeitung des seit 1833 in demselben Verlag erschienenen größeren Handbuchs von Mac-Culloch (bearbeitet von Richter, vier Bände, und zwei Supplementbände von Schmidt). Auch diese Ausgabe umfaßt noch einen starken Groß-Octavband und enthält bei verhältnißmäßig kleinem Druck ein unermeßliches Material, wie es von Mac-Culloch zuerst trefflich angeordnet und von den deutschen Bearbeitern noch ungemein bereichert worden ist. Der fleißige Schotte hatte zu sehr nur England im Auge und während er äußerst umständlich in der Schilderung aller englischen Handelsverhältnisse und Handelsplätze ist, vernachläßigt er das Festland und namentlich die Handelsplätze des Binnenlands, so daß er z. B. Frankfurt, Leipzig, Wien, Berlin, Paris, Lyon, Mailand, Florenz, Moskau ꝛc. gar nicht erwähnt und von Industrie und Handel, Gesetzgebung und Wechselverkehr der Continentalstaaten nur sehr ungenügend spricht. Diesen Mängeln nun ist durch die deutsche Bearbeitung abgeholfen, so daß dieselbe den ganzen Reichthum des englischen Originals in sich fassend, es auch an Vollständigkeit weit übertrifft. Die Arbeit ist um so dankenswerther, als sie große Mühe erforderte, denn bekanntlich mangelt es in Bezug auf die Handelsverhältnisse noch häufig an officiellen Daten und an literarischen Hülfsmitteln. Zweckmäßige Zugaben sind einige Pläne von Handelsstädten (Newyork, Petersburg, Rio de Janeiro) und eine umfassende Handelskarte, die den ganzen Erdkreis darstellt und darauf die wichtigsten Handelsplätze und Handelsstraßen verzeichnet.

5) Triglotte oder kaufmännisches Wörterbuch in drei Sprachen, Deutsch-Englisch-Französisch; enthaltend die technischen Ausdrücke des Handels, der Manufakturen, der Schifffahrt und der Rechte von Dr. Flügel. Leipzig, Hinrichs, 1836. gr. 8.

Dieses Wörterbuch concurriet mit dem vortrefflichen, in Aller Händen befindlichen Werke Mac-Culloch's nicht. Es beschränkt sich auf ganz kurze Angabe der technischen Ausdrücke, nach dem deutschen Alphabet, mit den englischen und französischen Worten daneben und empfiehlt sich besonders jungen Kaufleuten, zumal auf Reisen als sehr praktisch, da bekanntlich die gewöhnlichen Lexika nicht durchgängig alle technischen Ausdrücke enthalten.

6) Triglott, or Commercial Dictionary English-French-German. Von demselben, daselbst, 1838.

Dasselbe Werk, nur mit Vorsetzung des Englischen und nach dem englischen Alphabet geordnet. Eine Sammlung unzähliger Kunstausdrücke, woran die englische Industrie und Marine so überaus reich ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 127.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 17. December 1838

Schriften über Handel und Gewerbe.

7) Edward Baines d. j. Geschichte der brittischen Baumwollenmanufactur und Betrachtungen über ihren gegenwärtigen Zustand. Aus dem Englischen frei bearbeitet von Prof. Dr. Chr. Bernoulli zu Basel. Mit **12** Stahlstichen. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, **1836.**

Dieses in seiner Art klassische Werk beschreibt nicht nur das ganze Verfahren der Baumwollenmanufacturen und ihre kunstvolle Maschinerie (die zugleich durch meisterhafte Stahlstiche illustrirt wird), sondern verbreitet sich auch über den Ursprung und Fortgang der erstaunenswürdigen Industrie, welche dieses Naturprodukt erzeugt hat, und liefert den Beweis, daß Englands Größe zum Theil auf dieser Industrie beruht. „Der Aufschwung unserer Baumwollenindustrie fiel in einen kritischen Zeitpunkt; denn kurz zuvor hatte England seine amerikanischen Colonien verloren. Einen reichen Ersatz für diesen Verlust gewährte uns jedoch eben dieses neu eröffnete Gebiet der Betriebsamkeit, und so machte der Erfindungsgeist unserer Mechaniker das Unheil wieder gut, das unkluge Staatskunst uns zugezogen hatte. Und als bald darauf die französische Revolution uns in einen langen und gefährlichen Kampf verwickelte, und nur der Handel uns die Kräfte verleihen konnte, diesen auszuhalten, war es wieder dieser jüngste Geschäftszweig, der unserm Handel bei weitem die meiste Thätigkeit verschaffte. Wohl läßt sich daher behaupten, daß an Englands Siegen Watt und Arkwright größeren Antheil hatten als Nelson und Wellington. Denn ihren Erfindungen verdanken wir es, daß wir unter so langen und erschöpfenden Anstrengungen nicht erlagen! — Vom Jahre 1793 bis 1815 führten wir allein an Baumwollenwaaren für eine Summe von 250 Mill. Pf. St. aus; und von 1816 bis 1833 (nach den declarirten Werthangaben) für die von 306 Mill. In den lezten 40 Jahren stieg hiemit diese einzige Ausfuhr auf die ungeheure Summe von 556 Mill. Pf. St. (mehr als 6000 Mill. Gulden)! Wer kann zweifeln, daß England in diesem unermeßlichen Gewerbe vornehmlich die Mittel und Kräfte fand, seine Feinde zu besiegen, und im Innern sich Ruhe und Friede zu erhalten? — Oft nun aber ist die Frage aufgeworfen worden, ob England wohl immer, ob es nur lange noch die Ueberlegenheit werde behaupten können, die es in der Baumwollenfabrikation über alle andern Ländern erlangt hat; und Manche haben schon geweissagt, daß es bereits den Culminationspunkt erreicht, und in Kurzem nur zu schnell wieder von dieser Höhe herabsinken würde. Nach diesen Unglückspropheten droht uns nämlich von mehreren Seiten eine so furchtbare Mitbewerbung, daß England ihr schwerlich lange wird widerstehen können. Nur zu bald, meinen sie, dürften wir überflügelt werden: von den Vereinigten Staaten, weil man dort in der mechanischen Spinnerei bereits so weit als in England und dort derselbe Erfindungs- und Unternehmungsgeist zu finden sey, weil Tausende von Engländern in jenem Lande arbeiten, und das Land selbst die feinste Baumwolle producire — von Belgien und der Schweiz und andern Ländern, weil zusehends diese Industrie darin sich erweitere, und überdies der Arbeitslohn weit niedriger stehe — von Ostindien endlich, weil man auch da anfange Spinnereien zu errichten, und weil bei der außerordentlichen Wohlfeilheit der Arbeit unsere besten Maschinen die Concurrenz mit den dortigen Webern wenigstens nimmermehr aushalten können. Und wahr ist unstreitig, daß jedem dieser Länder gewisse Vortheile

zukommen, so wie daß in mehreren diese Industrie bedeutende Fortschritte macht. Auch verdienen diese Thatsachen alle Aufmerksamkeit von Seite unserer Gesetzgebung. Sie sollte demnach nicht zögern, nicht nur alle Einfuhrzölle auf die Baumwolle abzuschaffen, den Getreidehandel frei zu geben, damit auch unsere Arbeiter wohlfeiler leben können, sondern überhaupt alle Hindernisse und Beschränkungen des Handels wegzuräumen; denn sorglos dürfen wir nicht seyn, wenn auch von ferne nur ein Gewerbe bedroht ist, von dem das Leben von anderthalb Millionen unserer Mitbürger abhängt! — In der That scheint uns indessen kein Grund vorhanden zu seyn, warum wir befürchten sollten, je uns unserer industriellen Ueberlegenheit entwunden zu sehen. Wir haben gleich Anfangs auf die vielfachen natürlichen und politischen Vortheile aufmerksam gemacht, die Englands Manufacturen begünstigen, und aller dieser Begünstigungen werden wir uns auch in Zukunft erfreuen."

Herr Professor Bernoulli macht dazu folgende beherzigenswerthe Glossen: „Die mannichfaltigen hier gepriesenen Vortheile Englands werden zwar auch auf dem Continente und zunächst von den Fabrikanten selbst häufig zugestanden. Das unbestreitbare Factum jedoch, daß mehrere Länder, wie namentlich die Schweiz und Sachsen auf freiem Markte, wenn auch in gewissen Artikeln nur, mit England vollkommen concurriren können, beweist, daß jene Ueberlegenheit keineswegs so ganz unerschütterlich heißen darf. England mag reicher als irgend ein Land an Steinkohlen seyn; weit unerschöpflicher aber als dieser Reichthum ist der an der Wasserkraft, der in andern unbenuzt vorhanden ist, und diese Kraft, die überdies immer wohlfeiler als die des Dampfes ist, wird man auch noch leichter benutzen lernen. Zugegeben die englische Nation sey von Natur rüstiger und geschickter, so geht die Tendenz des neuern Fabrikwesens eben dahin, diese Eigenschaften, für die große Masse der Arbeiter wenigstens, entbehrlicher zu machen. In England ferner mag allerdings der Fabrikant leichter große Kapitalien finden, und auch einen bedeutend geringern Zins, kaum dürfte dieser Vortheil aber einem ohne Vergleich größeren Reichthum zuzuschreiben seyn. Andere Unternehmungen und Anleihen zeigen, daß es in vielen andern Ländern nicht an Kapital fehlt; nach dem dermaligen Stande der Staatspapiere differirt der Zinsfuß kaum um ½ oder ¾ pCt. Zudem ist ja nichts mobiler als das Geld; und so gut wie Englands Kapitale, abgesehen von aller Politik, nach Rußland fließen, um Flotten und Armeen auszurüsten, würden sie der Industrie anderer Länder zuströmen, fehlte es ihr an diesen nur, um sich auszudehnen und mit England zu wetteifern. Und eben deßhalb darf dieses Land, wäre das Uebergewicht seines Reichthums noch viel größer, als es ist, darum keineswegs seine industrielle Ueberlegenheit für gesichert halten."

Auch hier, wie in dem vortrefflichen Werke von Bowring, wird das System absoluter Handelsfreiheit dringend empfohlen.

8) Ueber Maulbeerbaumzucht und Erziehung der Seidenraupen. Aus dem Chinesischen ins Französische übersezt von Julien. Auf Befehl Sr. Maj. des Königs von Würtemberg ins Deutsche übersezt von F. L. Lindner. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, **1837.**

9) Vollständige Anleitung zur zweckmäßigen Behandlung des Seidenbaues von W. v. Türk. Zweite Auflage. Leipzig, Reichenbach, **1835.**

10) Die neuesten Erfahrungen hinsichtlich des deutschen Seidenbaues. Von demselben, daselbst, **1837.**

Sehr mit Recht hat man die Chinesen zu Rathe gezogen, ein Volk, bei dem der Seidenbau uralt ist und das sich bekanntlich durch das feine Auge und durch die zarte Hand auszeichnet, womit es alles beobachtet und alles angreift. „Einige Leser, von dem Einfluß alter Ueberlieferungen beherrscht, werden die Menge von kleinlichen Vorschriften der Chinesen bei Behandlung der Seidenraupen für kindisch erklären; andere werden darin ein Verfahren sehen, das, dem Anscheine nach, wenig von dem übrigen verschieden ist, oder meinen, es möchte dies Verfahren nur dem Klima von China gemäß, für das unsrige aber nicht anwendbar seyn. Viele werden die Schrift lesen und wieder vergessen. Zeit aber und Erfahrung werden, ich hoffe es, uns lehren, jene natürlichen Methoden, jene zarte Aufmerksamkeit und jene verständige, vielfache Behutsamkeit, welche die chinesischen Schriftsteller empfehlen, nach ihrem wahren Werthe zu schätzen. — Man wird leicht einsehen, daß ein beobachtendes Volk, das früher als die Europäer den Compas, die Buchdruckerei und das Schießpulver erfand, und seit vierzig Jahrhunderten den Seidenbau als seinen größten Reichthum anerkannte, dieses Gewerbe auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht haben müsse, und daß wir nicht besser thun können, als an der Quelle selbst neue Kenntnisse zu schöpfen, und von dort mögliche Verbesserungen zu holen." So äußert sich Herr Julien und bemerkt, er habe von den chinesischen Instruktionen

bereits Nutzen gezogen: „Ich habe den Versuch mit zwei chinesischen Methoden gemacht, und die glücklichsten Resultate erhalten, nämlich: 1) die häufige Fütterung der Raupen, und 2) die vollkommene Gleichheit des Futters; dieses Verfahren befolgt man gleich von der Geburt der Raupen an, und bleibt ihm sorgfältig treu während der ganzen Zeit, so lange die Ernährung dauert. Ich betrachte jetzt diese beiden praktischen Regeln als für die Industrie der Seidenerzeugung gewonnen, und die Befolgung derselben als unabweisliche Bedingungen des Erfolgs. — Um die unbestreitbaren Vorzüge des Verfahrens der Chinesen vor jenem der Europäer zu beweisen, wird es genügen, die eine Thatsache anzuführen, daß die Chinesen von hundert Seidenraupen kaum eine verlieren, während bei uns die Sterblichkeit 50 Procent übersteigt.“

So viel zur Empfehlung des interessanten chinesischen Buches. In die ausführliche Beschreibung des Einzelnen können wir hier nicht eingehen. —

Die Schriften des Herrn Regierungsraths von Türk sind zu dem Zweck geschrieben, Deutschland auf die Vortheile des Seidenbaues aufmerksam zu machen. Er selbst hat große Maulbeerpflanzungen angelegt und den Seidenbau in Brandenburg mit vielem Glück getrieben, er empfiehlt also sein eignes Beispiel und gibt die nöthige Anleitung, was man zu thun, was zu vermeiden habe, um zum Zwecke zu kommen. Er zweifelt nicht, der Seidenbau werde in Deutschland acclimatisirt werden. Seyen die Resultate bisher nicht überall glänzend gewesen, so habe es nur an der Methode und namentlich an hinlänglichen Maulbeerpflanzungen gefehlt.

11) Das Tabaks-Collegium des alten Schmauchers Muff, oder das wahre Buch für Tabakraucher. Weimar, Voigt, 1837. 12. S. 180.

Dieses kleine Buch enthält alle möglichen, wirklich mit großem Fleiß gesammelten Notizen über die Herkunft, den Anbau, die Naturgeschichte, ferner über die Zubereitung, Echtheit und Verfälschung des Tabaks, endlich über die Sitte des Tabakrauchens, die Einführung, die Verbote derselben, die verschiedenen Gewohnheiten und Comforts dabei rc., so daß man sich daraus vollständig über Alles belehrt, was den Tabak angeht. Ueberdies ist es in einer recht guten Laune geschrieben und erweckt bei der Lektüre bisweilen ein herzliches Lachen.

12) Taschenbuch für Theetrinker. Nach Berard von Marquis und Westphal. Mit Kupfern. Daselbst.

Ein ganz ähnliches Werk, das vom Bau, den verschiedenen Arten und Eigenschaften, der Zubereitung, Verfälschung, vom Handel und Verbrauch des Thees handelt, nach den Quellen bearbeitet, durch Abbildungen erläutert. Auch ein angeblich von Musäus verfaßtes Gedicht „der grüne Ritter,“ ein Loblied auf den Thee, ist beigegeben.

13) Lehrbuch der speciellen Technologie, vornehmlich zum Gebrauch auf Universitäten und höheren Lehranstalten. Nach dem jetzigen Zustande der Naturwissenschaften und den neuesten Erfindungen bearbeitet von J. H. M. v. Poppe. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 6 Steindrucktafeln. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1838.

Unermüdet im Herausgeben technologischer Lehrbücher bietet der Herr Verfasser hier wieder eine neue revidirte Auflage eines seiner vorzüglichsten Werke dar. Dasselbe ist zunächst für den Gebrauch auf Universitäten berechnet, kann aber auch für Jedermann, der sich in die großen Leistungen der Industrie einweihen will, zum Selbstunterricht dienen. Bekanntlich ist Poppe's Darstellungsweise äußerst klar und populär und gewiß sind Wenige in Vorträgen dieser Art so erfahren als er.

Das Werk handelt zuerst von der Verarbeitung der Mehlfrüchte, den Mühlen und Bäckereien; dann von der Benutzung derselben zu Getränken, vom Bierbrauen und Branntweinbrennen; von der Fabrikation aus Früchten und Blättern, Wein, Most, Oel, Tabak; von der Fabrikation aus Harzen und Pflanzensäften, wie Pech, Kienruß, Theer, Zucker; aus Holz, Sägmühlen, Kohlenbrennereien; aus Fasern, Wolle und Baumwolle, Leinwand, Seide, Papier; aus Leder, Gerbereien; aus Fett, Wachs, Seife; aus Salzen, Salinen, Pulvermühlen rc.; aus Steinen und Erden, Kalk, Ziegeln, irdene Töpfe, Steingut, Porcellan, Glas, Spiegel; aus Metallen, Messing, Eisenwaaren, Stahl, Drath, Nadeln, Münzen, Metallfarben rc.

Von allen diesen verschiedenen Fabrikationen erhalten wir hier einen deutlichen Begriff und zwar ist aller neuen Veränderungen und Verbesserungen gedacht, so wie auch der speciellen Werke über jeden einzelnen Industriezweig, worin man den Gegenstand noch detaillirter

erörtert finden kann. Ein Register am Schluß erleichtert das Nachschlagen technischer Ausdrücke.

14) Ausführliche Volksgewerbslehre oder allgemeine und besondere Technologie für alle Stände. Von demselben. Stuttgart, Hoffmann. Zwei Bände.

Immer wieder dieselbe Technologie, noch ausgedehnter vorgetragen und auf alle Stände berechnet, dem Verständniß aller vermittelt. Die Eintheilung ist im Allgemeinen dieselbe. Das Buch beginnt mit den Cerealien und endet mit den Metallen. Es verbreitet sich aber in dem ersten allgemeinen Theil über die allgemeinen Kräfte der Natur und Kunst, die bei der Technologie in Anwendung kommen, über Alles, was aus der Mechanik, Chemie rc. zuvor erklärt werden muß, wenn man das Verfahren im Einzelnen verstehen soll. Im speciellen Theil geht er ferner auf alle einzeln, auch die minder erheblichen Handwerke ein. Auch hier erleichtert ein Register das Nachschlagen.

15) Geschichte der Erfindungen und Entdeckungen im Bereiche der Gewerbe, Künste und Wissenschaften. Von demselben, daselbst. 162 Abbildungen. 1837. 8.

Derselbe Verfasser stellt hier die für die Menschheit wichtigsten Erfindungen und Entdeckungen historisch zusammen, und erläutert sie durch eine Menge Abbildungen. Das Werk ist sehr lehrreich und selbst unterhaltend. Beiläufig ersieht man daraus und der Verfasser macht S. 12 selbst darauf aufmerksam, wie erstaunlich viel der wichtigsten und nützlichsten Erfindungen von Deutschen herrühren. Wir wollen nur einige anführen: die Buchdruckerkunst, die Holzschneidekunst, der Kupferstich, der Steindruck, das Leinenpapier, die Oelmalerei, die Orgeln, die Claviere, die Uhren, das Schießpulver und die Feuergewehre, die Luftpumpe, die Elektrisirmaschine, die Fernröhre, die Mikroscope, die Thermometer, die Windmühlen, die Spinnräder, eine Menge astronomischer Entdeckungen, z. B. die Kepler'schen Gesetze, der Planet Uranus, einige Asteroiden, die Doppelsterne, unzählige naturwissenschaftliche und medicinische Entdeckungen, z. B. der thierische Magnetismus rc.

16) Technologie für die Jugend beiderlei Geschlechts, oder Beschreibung der vorzüglichsten Künste und Handwerke. Von Dr. P. H. C. Justi. Zweite Auflage, mit 8 Tafeln Abbildungen. Daselbst, 1838.

Eine recht gute Uebersicht, nur ist das Wichtige vor dem Unwichtigen nicht genug herausgehoben. Die Bürstenbinder, Vergolder, Siegellackfabrikanten, Oblatenbäcker nehmen in der Darstellung so viel Raum ein wie die Buchdrucker und andere wichtigere Handwerker. Auch verlangt die Jugend etwas mehr fürs Auge und die abgebildeten Instrumente und Apparate würden ihr noch einleuchtender seyn, wenn Figuren dabei wären, wenn ein Blick in die ganze Werkstatt geöffnet würde, wie in mehreren älteren Büchern dieser Art, die für die Jugend bestimmt sind.

17) Handelsgeographie und Handelsgeschichte der europäischen Staaten, mit besonderer Berücksichtigung der einzelnen Länder des deutschen Bundes. Ein Handbuch für Handels-, Gewerbs-, Real- und andere höhere Schulanstalten, so wie für Kaufleute, Geschäftsmänner rc. von Dr. Nischwitz, Lehrer der Handelsgeographie zu Leipzig. Zweiter oder specieller Theil. Leipzig, Göschen, 1838. 8.

Eine Geographie, die den politischen Eintheilungen folgt, aber bei jedem Staate, jeder Gegend und Stadt vorzugsweise die Produkte, die Gewerb- und Handelsverhältnisse hervorhebt. Man unterrichtet sich dadurch, wo die wichtigsten Gegenstände des Verkehrs producirt und fabricirt werden, wo die bedeutendsten Fabriken und Manufacturen sind, welches die ersten Handelsplätze und welche besondere Arten von Industrie und Handel hier, welche dort vorherrschen. — Das reiche Material ist klar geordnet, die Uebersicht leicht. Doch würden wir bei einer zweiten Auflage ein Sachregister empfehlen, welches nicht nach den Länder- und Ortsnamen, sondern nach den Produkten und Industrie- und Handelszweigen geordnet seyn und aus welchem man ersehen müßte, wo man jeden fraglichen Gegenstand, nicht was man an jedem fraglichen Ort finden kann? weil es den Geschäftsmännern oft darauf ankommt, den Ursprung und die Vertheilung eines Handelszweigs in ganz Europa zu übersehen.

18) Allgemeiner Schlüssel zur kaufmännischen Correspondenz von C. Courtin. Zweite Auflage. Stuttgart, Weise und Stoppani, 1838.

Eine genaue Anweisung, wie man kaufmännische Briefe zu schreiben und wie zu verstehen habe, einfache und klare Regeln durch eine Menge Beispiele oder Musterbriefe erläutert, Umlaufschreiben, Bestellungen, Empfehlungen, Fragen, Forderungen, Ausgleichung von Differenzen rc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 128.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 21. December 1838.

Sprachlehre.

1) Ueber Wortwurzeln und Wurzelwörter. Von Dr. W. B. Mönnich. (Jahresbericht der Handels-Gewerbschule in Nürnberg, 1837.)

Eine kleine aber sehr lehrreiche Uebersicht der bisherigen Forschungen über die Organisation der Sprachen. „Von Wilhelm von Humboldt angeregt, haben die meisten neueren deutschen Sprachforscher, vor allen Karl Ferdinand Becker, die Behauptung aufgestellt, daß die Sprache ein vollständiger Organismus und mit Nothwendigkeit hervorgegangen sey aus einer organischen Funktion des menschlichen, geistig-sinnlichen Daseyns. Wer möchte dieser Ansicht eine gewisse Tiefe und lebensvolle Wahrheit absprechen? Wer kann läugnen, daß ihre Anwendung auf Sprachforschung, besonders da sie sich gern mit historischer Betrachtung der Sprache befreundete, weit reichere und edlere Früchte getragen hat, als jene veraltete Ansicht, nach welcher die Sprache nicht viel mehr, als ein zufälliges Allerlei zusammengewürfelter Lautgebilde und ihrer Verknüpfungsformen war, in welches der plötzlich, aber hinterdrein erst weise gewordene Verstand einigen Zusammenhang gebracht habe. Aber man ist auch in der Anwendung der Vorstellung vom Organismus der Sprache zu weit gegangen, sofern man sie sich fast wie ein lebendiges, sein bildendes und entfaltendes Princip in sich selbst tragendes, sich gewissermaßen aus sich selbst immer weiter und weiter entwickelndes, endlich aber auch absterbendes Wesen gedacht hat. Da sollte am Ende die Sprache aus einem zum Wort gestalteten Urgedanken, wie ein Baum aus dem Samenkorn, dadurch hervorgehen, daß dieses Urwort in seine Differenzen, vom Allgemeinen und Besondern fortschreitend, sich immer mannichfaltiger zerlege ꝛc. — Die Unstatthaftigkeit, den Begriff des Organismus förmlich im Sinne der Naturwissenschaft auf die Sprache überzutragen, hat Herr Dr. K. Hoffmeister gegen Becker vortrefflich nachgewiesen. Nur bildlich genommen und im Gegensatz gegen die Vorstellung, daß diese Sprache ein willkürliches Machwerk sey, hat sie Werth. Die Sprache ist vielmehr ein Erzeugniß des menschlichen Geistes, in welchem die ganze Welt des Empfindens, Denkens und Wollens des Menschen, sofern er sich dessen bewußt geworden ist, nicht sowohl ihren Ausdruck oder bloßes Zeichen, sondern eine eigenthümliche Gestalt, oder doch mindestens ihr Sinnbild gefunden hat. Gewiß und von selbst einleuchtend ist, daß kein einzelnes Wort weder Empfindung, noch Vorstellung oder Begriff selber ist; aber es ist auch kein bloßes, willkürliches Zeichen davon: denn so wenig Empfindung, Vorstellung und Begriff das empfundene, vorgestellte oder begriffene Ding selber sind, so wenig sind sie auch ein bloßes Zeichen dieses Dinges. Vielmehr ist Empfindung, Vorstellung und Begriff ein Produkt aus der Wechselwirkung des den Menschen anwirkenden Dinges und der rückwirkenden Seelenthätigkeit; und eben so ist das Wort, mag es Empfindung, Vorstellung oder Begriff bezeichnen, ein Produkt, hervorgegangen aus der Wechselwirkung der Empfindung, Vorstellung und Begriff anregenden Dinges und des selbstthätig sich seiner und seiner Anregung bewußt werdenden, Vorstellung und Begriff gestaltenden Geistes. Ist so das Wort ein Lautgebild, in welchem Empfindung, Vorstellung und Begriff Gestalt, einen Leib gewonnen; so ist die Sprache das Ganze jener Lautgebilde und ihrer Verknüpfungsweisen, in welcher die ganze Welt menschlichen Empfindens, Wollens, Erkennens, sofern sie ins Bewußtseyn getreten, d. i. vorgestellt oder gedacht sind, sinnbildliche Gestalt gewonnen hat. Sofern man nun die Welt der bewußten Empfindungen, Willensbestrebungen und Gedanken, freilich auch nur bildlich einen Organismus, d. i. ein in sich mannichfaltiges, aber einiges und zusammenhangendes Ganzes,

nennen kann, so fern kann man die Sprache, als Abbild jener Welt des menschlichen Bewußtseyns, ebenfalls, aber freilich zwiefach metaphorisch, einen Organismus nennen. — Dieser Ansicht über das Wesen der Sprache gemäß, deren Zweck Mittheilung der Gedanken ist, kann es nicht zweifelhaft seyn, wie wir uns das Entstehen der Sprache zu denken haben. In metaphysischem und religiösem Sinne könnte man wohl von einer Ewigkeit der Sprache reden; man könnte damit aber auch nur eine Sprache Gottes, als ewigen, über und vor aller Zeit waltenden, seiner selbst bewußten Geistes meinen wollen. Wir haben es hier mit der menschlichen, also mit einer endlichen und als solcher schon in der Zeit entstandenen Sprache zu thun. Ist diese endliche Menschensprache nun der Inbegriff aller Lautgebilde, die lautgebildete Gestaltenwelt menschlich bewußter Empfindungen, Vorstellungen, Begriffe und Gedanken; so versteht es sich von selbst, daß sie sich mit dem Bewußtseyn und stufenweisen Bewußtwerden des Menschen und nach Maßgabe dieser im Wechselverkehr des Menschen mit der realen Welt sich entwickelnden, idealen Welt herausgebildet habe. Dem zu Folge werden wir weder von einem unbedingtgöttlichen, noch von einem zufälligen, weder von einem naturnothwendigen, noch von einem willkürlichen Entstehen der Sprache in dem Sinne reden können, in welchem es bisher zu geschehen pflegte. Vielmehr müssen wir ein durchaus menschliches Entstehen der Sprache in Anspruch nehmen. Da der Mensch, als sinnlichvernünftiges Wesen sich und sein Bewußtseyn unter der Einwirkung Gottes und der Natur nach den ihm und der Natur eingebornen göttlichen Gesetzen entwickelt; so kann die Sprache nicht anders, als unter denselben Einflüssen entstanden seyn, und es lassen sich in ihren Gebilden und Gestaltungen überall die Spuren ihres, im angegebenen Sinne, menschlichen Ursprunges erkennen. Um nur Eines zu erwähnen, so erinnere ich bloß an die Mannichfaltigkeit der Dialekte einer und derselben Volkssprache, an die Verschiedenheit der Völkersprachen, an die Verwandlungen bis zum Unkenntlichwerden, welche eine und dieselbe Sprache im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende erfahren. Und dennoch, wie groß und überraschend ist nicht wieder die Uebereinstimmung der verschiedensten Dialekte und Sprachen in wesentlichen, ja oft in geringern Dingen, wie erhebend und zur Bewunderung hinreißend die strenge Gesetzmäßigkeit trotz der und selbst in der auffallendsten Verwandlung, Abweichung, Verkrüppelung und Regellosigkeit! Solche Uebereinstimmung ist nur möglich durch die innere Gesetzmäßigkeit, welche der sprachbildende Geist im Menschen, den von Gott eingebornen und lebendig erhaltenen Gesetzen getreu, beobachtet hat; Abweichung, Verschiedenheit, Regellosigkeit rc. stammen dagegen von den verschiedenen, äußeren Bedingungen der Natur und des Lebens her, welche die Klarheit des sprachbildenden Geistes getrübt, irre geleitet oder zu einer kümmerlichen Thätigkeit herabgedrückt haben."

Der Verfasser analisirt nun den Ursprung der Sprache näher: „Der erste Eindruck, den der eigne Leib und mittelst desselben die ganze umgebende Welt auf die menschliche Seele macht, ist eine Empfindung, und diese, nicht irgend ein Gegenstand ist es, den die Seele als intelligente Kraft wahrnimmt, vorstellt, folglich auch bezeichnet. Wir nehmen überhaupt kein Object unmittelbar wahr, sondern nur die Sinnen- und Seelenerregungen, die von den Objecten ausgehen. Zunächst also ist selbst das Bezeichnen der Objecte nur nach Maßgabe der Erregungen denkbar, die sie in unseren Organen hervorbringen und deren die Seele sich mehr oder minder inne wird. Sonach darf es uns nicht befremden, wenn auch manche früheste, auf Objecte gerichtete Sprachbezeichnung interjectionsartig erscheint. Einsylbige Pronomina und mehrere deutende, ebenfalls einsylbige Adverbe liefern den Beweis; und es fehlt selbst nicht an Beispielen interjectionsartiger Gestaltung von imperativischen Sätzen. I ist Ausruf von verschiedener Bedeutung, bezeichnet die erste Person mundartlich im Deutschen, den Imperativ von ire im Lateinischen; da ist deutsches Ortsadverb und Imperativ von dare. Du ist in den indogermanischen Sprachen mit unbedeutender Lautverschiedenheit Personalpronomen der zweiten Person und Name der Zahl zwei. Du lautet im Sanskrit tva; pers. tū; griechisch σύ (dorisch τύ), lat. tu, goth. thu; serb. ti. Zwei lautet Sanskr. dvi; pers. dū, griech. δύο, lat. duo, goth. twai (= twé) ältere Form im Neudeutschen zwo. Thu ist aber auch Imperativ von thun. Mit diesen Beispielen soll nicht behauptet seyn, daß z. B. das i, geh! abgeleitet oder verwandt sey mit dem i, welches ich oder ei! heißt, wohl aber mögen sie die oben, aus psychologischen Gründen aufgestellte Behauptung zu rechtfertigen helfen, daß Interjectionen nicht aus dem Gebiete menschlicher Sprache ausgestoßen werden dürfen. — Noch weniger konnte meine Absicht seyn, mit den über die Interjectionen gemachten Bemerkungen den Sprachforschern beizutreten, welche die Sprache überhaupt, alle Redetheile rc. aus Interjectionen entwickeln zu können meinen. Erstlich wird es immer unmöglich bleiben, und wenn die historischen Sprachstudien, wie es allerdings den Anschein hat, noch zu weit überraschenderen Resultaten führen sollten, als bisher bereits geschehen ist; — selbst dann, sage ich, wird es immer unmöglich bleiben, den thatsächlichen Beweis zu liefern; und zweitens beruht die ganze Hypothese auf vorgefaßten

Meinungen von der Entwicklung des Bewußtseyns in einseitiger Richtung aus einer einzigen, oder höchstens aus ein paar Grundempfindungen. Vielmehr zeigt eine besonnene psychologische Selbstbeobachtung, daß der Geist sich gar schnell zu der Fertigkeit erhebt, Empfindungen zu Vorstellungen zu verarbeiten, kraft dieser Fertigkeit, von der Empfindung als solcher abstrahiren, sich den Gegenständen zuzuwenden, dieselben sodann in Phantasie innerlich nachzubilden und zu mehr objectiven Vorstellungen zu gestalten. In demselben Maße als das Bewußtseyn, welches ja selbst in kleinen Kindern mit Riesenschnelle sich entwickelt, an Energie und Umfang gewinnt, erhält es auch immer mehr objective Anknüpfungspunkte für die Sprachbildung. Und wie überhaupt die Entwicklung des Bewußtseyns fortschreitet, indem bald die Objecte das denkende Subject auf sich selbst zurückweisen, bald aber auch das angeregte Subject wiederum auf die Objecte zurückschaut und wirkt, so muß auch die Sprachbildung zwischen diesen Gegenständen, bald dem einen, bald dem anderen mehr zugewendet, sich entwickeln. — Becker hat dagegen sowohl in seinem Organismus der Sprache, als auch in einem eignen, Schmitthenner's deutscher Etymologie gegenüber stehenden Werke die Ansicht durchzuführen gesucht, daß alle Wurzelwörter Verba seyen. So wenig wir aber die Thätigkeit als ein für sich bestehendes Ursprüngliches halten, so wenig können wir die Thätigkeitsbegriffe als Ur- oder Wurzelbegriffe und folglich auch nicht die Verbe als die ersten oder gar einzigen Wurzelwörter gelten lassen. Eher könnten wir uns dazu verstehen, nächst den Interjectionen substantivische Wurzelwörter anzunehmen, da sich, nächst der Empfindung, empfundene und zwar thätige Dinge dem, Vorstellungen, Begriffe und Worte bildenden Bewußtseyn darbieten. Das erste, von der Empfindung auf die Dinge selbst gerichtete Innewerden muß nun zwar auf dieselben, als auf einzelne, sich aus ihrer Umgebung durch irgend eine sie auszeichnende Eigenschaft hervorhebende gerichtet seyn. Diese Eigenschaft, die aber eben so gut ein ruhendes Merkmal der Farbe, Größe, Gestalt, wie eine wirkliche Thätigkeit seyn kann, wird natürlich Gegenstand der darüber im Bewußtseyn sich bildenden Vorstellung und ihrer Lautbildbezeichnung im Worte seyn."

Der Verf. weist nun nach, wie die Substantiv- und Verbalbegriffe häufig in einem Wurzelwort zusammenfallen, wie das Präteritum des Verbums als das zuerst Gesprochene mit dem Substantiv gleich lautet, z. B. bot — Bote, bog — Bogen rc. Ferner erinnert er an die vielen Wurzelwörter, die rein substantivisch sind und sich auf kein Verbum zurückführen lassen, z. B. Mann, Herr rc.

2) Handwörterbuch der deutschen Sprache mit Hinsicht auf Rechtschreibung, Abstammung und Bildung rc. der Wörter. Nach den Grundsätzen seiner Sprachlehre von Dr. J. Chr. A. Heyse, ausgeführt von Dr. K. W. L. Heyse. Zweiter Theil. Magdeburg, Heinrichshofen, 1837.

3) Desselben ausführliches Lehrbuch der deutschen Sprache. Neu bearbeitet von demselben. Erster Band. Hannover, Hahn, 1838.

Der selige Heyse, ein sehr erfahrner Schulmann, suchte seine Lehr- und Handbücher der deutschen Sprache möglichst praktisch einzurichten und dies gelang ihm auch in solchem Grade, daß diese Bücher beliebt wurden und mehrere Auflagen erlebten. Er beschränkt die praktische Brauchbarkeit aber nicht bloß auf den Schulgebrauch, er will auch den Erwachsenen eine Anleitung zum Selbstunterricht geben. Der Herausgeber und sein Bruder, Heyse's Söhne, haben bei der neuen Bearbeitung ergänzt, was aus den besten neueren deutschen Sprachlehren als Verbesserung aufgenommen werden mußte. Der geschichtlichen Sprachforschung, die mit J. Grimm begann, wird auch hier gehuldigt, doch nur so weit, als die Erklärung des Neuen aus dem Alten die Sache deutlicher macht. Der praktische Zweck wird nie aus dem Auge verloren, nie einer unpraktischen Gelehrsamkeit aufgeopfert. Aus demselben Grunde hat auch Heyse die alten technischen Ausdrücke aus dem Lateinischen beibehalten, und sagt mit Recht: was der Genitiv sey, weiß jeder, aber nicht, was der „Zeugfall" sey. Der Patriotismus wird nicht dadurch gefördert, daß man sich statt allgemein bekannter Fremdnamen willkürlicher, mißverständlicher Neuwörter bedient, von denen man am Ende doch wieder zurückkommen muß.

Das Handwörterbuch erklärt die deutschen Wörter nach ihrer Bedeutung und nach ihrer Abstammung oder nach ihrem Zusammenhange mit fremden Sprachen. Verhältnißmäßig kurz und ebenfalls nur für den praktischen Gebrauch eingerichtet und alle luxuriöse Gelehrsamkeit vermeidend, gewährt dies Wörterbuch eine recht gute Uebersicht über die wirklich sehr zahlreichen deutschen Wörter, die als provinzielle oder technische Ausdrücke selbst sehr gebildeten und belesenen Deutschen fremd bleiben und die er sich oft nicht enträthseln kann, wenn ihm ein solches Wörterbuch, das Idiotismen und Kunstausdrücke verbindet, nicht zur Hand ist.

4) Kritisch-erklärendes Handwörterbuch der deutschen Sprache mit Hinzufügung der Fremdwörter und Angabe der Betonung und Aussprache.

Von F. A. Weber. Stereotyp-Ausgabe. Leipzig, Tauchnitz, 1838. gr. 8. S. 198.

Ein ähnliches Werk, das sich aber um die Abstammung und Verwandtschaft der Wörter gar nicht bekümmert, sondern bloß und zwar ganz kurz die Bedeutung erklärt.

5) Kleines A-B-C-Buch für Anfänger im Lesen und Schreiben. Synonymen und Homonymen. Von J. G. von Quandt. Leipzig, Brockhaus, 1838.

Ein gewöhnliches Synonymen-Wörterbuch, ein alphabetisches Verzeichniß deutscher Synonyma, etwas weitschweifig in den Erklärungen dessen, was jeder Leser schon im Voraus weiß und ohne Noth mit Stellen aus Goethe's Werken gespickt. Im Eingang z. B. wird uns gesagt, ein Aar sey ein Adler. Und da citirt der Herr Verfasser gleich eine Stelle Goethes, wo derselbe einfach (nicht einmal von einem Aar, sondern) von einem Adler spricht. Daß bei Goethe wohl mehr als einmal ein Adler vorkommt, so gut wie ein Hund, eine Katze, das weiß Jeder, aber in ein Synonymen-Lexikon würden doch nur solche Stellen gehören, in welchen etwas Synonymes ausgedrückt oder ein Wort auf ungewöhnliche Art gebraucht wäre.

Hier einige Proben der Erklärungsweise: „Hanswurst, Possenreißer, Hofnarr. (Narr ist bei dem Worte „Aberwitz“ besprochen worden, und was ein Spaßmacher sey, findet sich bei dem Worte „drollig.“) Das goldene Zeitalter des Hanswurstes ist entflohen — wir haben keinen Hanswurst mehr! Er war der wahre Volksfreund, der die Sorge hinwegscherzte, der wahre Volkslehrer, der das Leben von der hintern Seite darstellte. Das Volk, welches lacht, ist gut; das, welches nicht lacht, ist unglücklich und zu fürchten. Erlaubt man dem Volke nicht, fröhlich zu seyn, und nimmt ihm seine Feste, so wird es sich andern Kurzweil verschaffen, und der Hanswurst erhielt es besser in Ruhe, als Gensd'armes, die den harmlosen Hanswurst verjagten. Der Hanswurst war für das Volk, was der Hofnarr für den Fürsten. Was der Kluge nicht zu sagen wagt, war dem Narren erlaubt, auszusprechen. „Fürsten haben keinen Freund!“ ruft der Prinz in Emilie Galotti aus. Ich würde darauf geantwortet haben: Weil sie keinen Hofnarren haben wollen. Das Volk erblickte im Hanswurst sich selbst und war gutmüthig genug, über sich selbst zu lachen. Er war die komische Maske des Volkes, wie der Hofnarr die des Fürsten, und zum Hanswurst und Narren gehörte Witz und Gewandtheit. Der Possenreißer ist von beiden Erstern dadurch unterschieden, daß er Andere über sich lachen macht, indeß Jene Andere über sich selbst zum Lachen bringen. Der Hanswurst und Hofnarr sind die wahren Komiker, welche uns unwiderstehlich reizen, mit ihnen zu lachen, aber über den Possenreißer lacht der, welcher am Häßlichen und Verzerrten Geschmack findet.“ Man sieht hieraus, daß der Verfasser nicht bloß trockne Worterklärungen geben will, aber wenn er geistreiche Bemerkungen anknüpfen wollte, hätte er wohl mehr Gelegenheiten dazu benutzen, auch namentlich Provinzialismen, die sich auf Volkssitten beziehen, aufnehmen sollen. Wie mager ist z. B. folgender Artikel: „Haube, Mütze, Helm, Hut. Haube nennt man die Kopfbedeckung der Frauen; daher sagt man: „seine Tochter unter die Haube bringen,“ was so viel heißt, als: sie verheirathen. Man sagt aber auch „Sturmhaube,“ und meint damit einen Helm, was mehr von der Aehnlichkeit der Form herkommt. Da man keine unterscheidende Kopfbedeckung für Männer und Junggesellen hat, so gibt es auch keinen von Hut oder Mütze hergenommenen Ausdruck, welcher das Verheirathen einer Mannsperson andeutete; wohl aber eine Redensart, die das Verheirathetseyn eines Mannes anzeigt und vom Négligée der weiblichen Fußbekleidung entlehnt ist. Der Hut ist eine feste, die Mütze eine leichte männliche Kopfbedeckung. Der Hut war in ältern Zeiten die fürstliche Kopfbedeckung. Man sagt: Schlafmütze, und versteht darunter „einen schläfrigen Mann;“ „Schlafhaube“ zu sagen, ist ganz ungewöhnlich, um damit eine träge Frau bezeichnen zu wollen. Aus alle dem geht hervor, daß die männliche Kopfbedeckung „Mütze,“ die der Weiber „Haube“ genannt wird.“

6) Theoretisch-praktisches Lehrbuch der Stylistik. Von Professor Herling. Hannover, Hahn, 1837.

Hier ist der bekannte Grundsatz angewandt: das Nothwendige geht dem Nützlichen, das Nützliche dem Angenehmen vor. Daher handelt das Werk zuerst von der Verständlichkeit, dann von der Wirksamkeit und endlich von der Schönheit der Rede. In dieser Weise ist es durchaus praktisch durchgeführt, gibt überall zweckmäßige und deutliche Lehren, erläutert sie durch schlagende Beispiele und ist somit für die Jugend und für den Schulgebrauch zu empfehlen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 129.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 24. December 1838.

Schriften von Gentz.

Ausgewählte Schriften von Friedrich von Gentz. Herausgegeben von Dr. Wilderich Weick. Fünf Bände. Stuttgart und Leipzig, Rieger und Comp., 1836 — 1838.

Der erste Band enthält die Uebersetzung der berühmten Schrift Burkes über die französische Revolution, mit Einleitung und Anmerkungen von Gentz. Der zweite verschiedene politische Aufsätze: über die politische Freiheit und das Verhältniß zur Regierung — über die Moralität und die Staatsrevolution — über die Deklaration der (Menschen-) Rechte — Versuch einer Widerlegung der Apologie (der französischen Revolution) des Herrn Makintosh — über die National-Erziehung in Frankreich — über den Ursprung und Charakter des Krieges und die französische Revolution. Alle diese kleinen Abhandlungen sind als Ergänzungen zu der erwähnten größern Schrift über die Revolution zu betrachten und beziehen sich auf dieselben Zeitereignisse. Der dritte Band enthält die „Darstellung des Verhältnisses zwischen England und Spanien,“ eine Geschichte der diplomatischen Verwickelungen dieser Mächte unter dem Einfluß Frankreichs bis zum Jahre 1805. Der vierte Band beginnt mit den „Fragmenten aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts“ vom Jahre 1806, einer Mahnung gegen Frankreich, und theilt ferner die sehr interessante „geheime Geschichte des Kriegs von 1806“ mit, ein übrigens früher schon gedrucktes Tagebuch von Gentz, das er im preußischen Lager kurz vor der unglücklichen Schlacht bei Jena geführt, und endlich das damalige preußische Kriegs-Manifest, an dessen Redaktion Gentz wesentlichen Antheil hatte, so wie die öffentlichen Manifeste von 1809 und 1813.; Betrachtung über den Pariser Frieden 1815 (gegen den rheinischen Merkur von Görres) und ein vertrauliches Schreiben des Fürsten Metternich an den Baron von Berstett in französischer Sprache, bald nach dem Karlsbader Congreß erlassen und die innere Politik Deutschlands betreffend. Der fünfte Band enthält vermischte Aufsätze, das Sendschreiben an Se. Majestät den König von Preußen bei dessen Thronbesteigung im Jahr 1797, Abhandlungen über die Preßfreiheit in England, über die berühmten Briefe von Junius, über den Einfluß der Entdeckung von Amerika auf die Kultur, Bemerkungen zu dem von Kollmanner herausgegebenen Bericht des Prinzen ** über die Lage von Europa (von 1822), einen Aufsatz über politische Gleichheit und eine Kritik des Gemäldes von Europa, das der seiner Zeit berufene politische Schwätzer de Pradt entworfen.

Die in den ersten Bänden mitgetheilten Schriften über die französische Revolution sind vom Geist Burkes durchdrungen. Gentz selbst steht darin nur in zweiter Linie. Man sieht aber, in welcher trefflichen Schule und unter welchem großen Meister er sein Talent ausbildete und ihm die Richtung gab, durch die es sich der europäischen Aristokratie und Legitimität empfehlen mußte. Er begann damit, die von den französischen Republikanern so hart angegriffenen Fürsten und Edelleute zu vertheidigen. Dies mußte ihn in der höhern Gesellschaft beliebt machen, in der er sofort eine feste, obwohl immer untergeordnete Stellung nahm. Er ist sich insofern immer gleich geblieben und man kann eigentlich nicht sagen, daß er je den Herren gewechselt habe. Gleichwohl hat man ihn häufig einen Renegaten genannt, weil er die Religion wechselte, um in Wien angestellt zu werden, und weil er 1797 in der Zuschrift an den König von Preußen sehr liberale Gesinnungen äußerte, namentlich die Preßfreiheit empfahl, womit seine späteren Aeußerungen in direktem Widerspruch standen. Allein es ist vielleicht gewagt, bei einem so eigenthümlich organisirten Geist, wie der des Herrn von Gentz war, überhaupt eine Ueberzeugung, sey es eine frühere oder spätere vorauszusetzen. Sein Liberalismus von 1797 war aber gewiß nur eine Concession, die er den Umständen machte. Er empfahl den Königen damals (als die französische Revolution von Eroberung zu Eroberung fortschritt) den Völkern etwas mehr Freiheit

zu gewähren, damit sie dieselbe nicht mit Gewalt nähmen.

Man darf also wohl sagen, Herr von Gentz hat im Dienst der Monarchie und Aristokratie sein Lebenlang die s. g. liberalen Ideen bekämpft und wenn er den letzteen je zu huldigen schien, so geschah es nur in Zeiten der Noth und in so weit, als es für die gefährdeten Interessen der Monarchie und Aristokratie nothwendig war.

So trat er gegen das Prinzip der Revolution auf, bekämpfte theoretisch ihre Rechtmäßigkeit und Moralität, erklärte den Abfall von der historischen Monarchie und Aristokratie für einen Frevel und zugleich für einen Unsinn, da sich der Pöbel doch nie selbst zu regieren wisse. Er dehnte aber damals schon den Begriff des Pöbels oder der „gemeinen Köpfe,“ wie er gern zu sagen pflegte, weit aus. Es ist sehr bezeichnend, daß er immer nur einerseits Monarchie und Aristokratie, andererseits den gemeinen Haufen kennt, und den mächtigen, reichen, aufgeklärten Bürgerstand, der dazwischen steht, so viel als möglich ignorirt. Mit großer Geschicklichkeit weiß er alles, was nicht Monarch oder Aristokrat ist, als eine unbeholfene Masse darzustellen unter dem vagen Begriff des Volks, und allerdings gab ihm die Pöbelherrschaft in Frankreich die erwünschteste Gelegenheit, seine geringe Meinung vom Volk durch Beispiele aus der Erfahrung zu unterstützen.

Als er später die Politik Napoleons bekämpfte, that er es in dem Sinne und im Dienst derselben Monarchie und Aristokratie, der er gleich anfangs sein Talent angeboten. Das Unglück und die Schande, die damals über Deutschland hereinbrachen, erweckten ihm keinen patriotischen Unwillen und noch weniger dachte er daran, an das deutsche Volk zu appelliren. Es war ganz seiner Klugheit angemessen, daß er zur Energie ermahnte und mehrmals behauptete, eine so große Revolution, wie die französische, könne nicht mit „gewöhnlichen Mitteln“ bekämpft werden. Unter den ungewöhnlichen Mitteln verstand er aber noch keinen Aufruf des Volks, noch keine Appellation an die Nationalehre, sondern nur eine ungewöhnlich starke Aushebung von Truppen und ein kräftiges Zusammenwirken der Monarchen. In diesem Sinne vertheidigt er auch das berüchtigte Manifest des Herzogs von Braunschweig im Jahr 1792 mit folgenden denkwürdigen Worten: „Das berühmte oder berüchtigte Manifest des Herzogs von Braunschweig ist von vielen der verächtlichen Schwätzer, die unser Zeitalter Geschichtschreiber und Politiker nennt, für eine der wichtigsten Ursachen des allgemeinen Unglücks ausgegeben worden. Nicht dieses Manifest, sondern der Contrast zwischen der Energie seiner Ausdrücke und der Kraftlosigkeit der Maßregeln, die es unterstützen sollten, verdiente die Strenge der Kritik. Wenn die erste Unternehmung gegen Frankreich nur nicht in ihrer Grundlage gefehlt, wenn nur nicht Verblendung und Schwäche ihre ersten Schritte bezeichnet hätte, so würde das Manifest sehr zweckmäßig gewesen seyn. Daß es in einer harten Sprache geschrieben war, konnte ihm nie zum Vorwurf gereichen. Die Henker Frankreichs verstanden und achteten keine andere. Aber nach einer solchen Kriegserklärung mußte man siegen; nicht, sie erlassen zu haben, — sie nicht behaupten zu können, war der erste Schritt zum Verderben.“

Erst zu Anfang des Jahres 1806, als die Schlacht bei Austerlitz bereits bewiesen hatte, wie gefährlich die Eifersucht zwischen Oestreich und Preußen endlich beiden werden mußte, als einerseits ein Abfall Preußens von der französischen Politik zur östreichischen und andererseits der Rheinbund vorbereitet wurde, in dieser verhängnißvollen Periode schrieb Gentz seine in mehr als einer Hinsicht merkwürdige Schrift, in der er das erstemal von Deutschland und von der Nothwendigkeit des Zusammenhaltens aller Deutschen gegen Frankreich sprach. Da heißt es: „Nicht Frankreichs Energie oder Kunst, nicht die wilde, convulsivische Kraft, die aus dem giftigen Schlunde der Revolution, eine vorüberziehende Wetterwolke, hervorbrach, nicht irgend eines Geschöpfes dieser Revolution persönliches Uebergewicht, oder Geschick, hat die Welt aus ihren Angeln gehoben, die selbst verschuldete Wehrlosigkeit Teutschlands hat es gethan. Unser innerer unseliger Zwiespalt, die Zersplitterung unsrer herrlichen Kräfte, die wechselseitige Eifersucht unserer Fürsten, die wechselseitige Entfremdung ihrer Völker, das Verlöschen jedes echten Gefühls für das gemeinschaftliche Interesse der Nation, die Erschlaffung des vaterländischen Geistes — das sind die Eroberer, das sind die Zerstörer unserer Freiheit, das sind unsere tödtlichen Feinde, und die Feinde Europa's gewesen. Wenn wir uns vereinigen, wenn wir unsere Familienfehden vergessen, wenn wir, in der Stunde der Gefahr, in der Stunde gemeinschaftlicher Noth, uns entschließen konnten, Teutsche zu seyn, so trotzten wir jeglichem Sturme; so wurde nie eine Fußbreite teutschen Gebiets dem übermüthigen Fremden zum Raube.“ Gleichwohl gab Gentz in dieser beredten Schrift eine Blöße, die an einem Publicisten seines Ranges verwundern würde, wenn man nicht annehmen müßte, er habe nach Instruktionen geschrieben. Er mußte nämlich in dieser Schrift, welche die Nothwendigkeit einer Annäherung zwischen Oestreich und Preußen darthun sollte, zugleich die früher von diesen beiden Mächten in Gemeinschaft gehandhabte Politik namentlich gegen Polen vertheidigen. „Das Schicksal von Polen ist längst nicht blos factisch, sondern auch rechtlich entschieden. Durch eine Menge von Friedensschlüssen und Verträgen, zwischen den theilenden Mächten und allen übrigen europäischen Staaten geschlossen, sind ihre alten und neuen Besitzungen anerkannt, versichert und garantirt; die ehemaligen polnischen Provinzen sind

jetzt mit den alten Gebieten so vollkommen vereinigt und verwachsen, daß eine Losreißung nicht denkbar ist; die Wiederherstellung Polens ist also rechtlich und factisch unmöglich.“ Bei dieser Auseinandersetzung schien er aber gänzlich aus den Augen zu verlieren, was er kurz vorher über die Nothwendigkeit, die getrennten Deutschen gegen Frankreich zu vereinigen, gesagt hatte. Er durfte die Zerreißung Polens nicht in einem Augenblick billigen, in welchem er über die Zerreißung Deutschlands klagte.

Die Concessionen, welche die Feder des Herrn von Gentz den Deutschen und ihren Interessen als einer Gesammtnation machte, waren übrigens genau von derselben Art, wie die, welche sie der s. g. Freiheit während der Krise der französischen Revolution gemacht hatte. Es waren Concessionen im Augenblick der Noth, an die gemahnt zu werden man übel nimmt, wenn die Noth vorüber ist. Daher sich auch Herr von Gentz nachher sehr beeilte, die ungeheure Reaction, durch die Napoleon gestürzt worden war, und die er eine Zeitlang für eine Sache der Völker anzusehen erlaubt hatte, als eine Sache der Monarchie und Aristokratie zu reclamiren und die unbescheidenen Publicisten der Nation oder des Pöbels, damals namentlich Görres, in ihres politischen Nichts durchbohrendes Gefühl zurückzuweisen. Kaiser Karl V. hatte gesagt, wenn die ganze Macht des Sultans vor Wien läge und die Franzosen vor Straßburg, so würde er zuerst nach Straßburg eilen, um dieses unschätzbare Bollwerk des Reichs zu retten. Mit dem Schatten dieses Kaisers mag es nun der Schatten des Herrn von Gentz ausfechten, wenn er die Wünsche der Patrioten von 1813 mit folgender Erörterung niederschlägt: „Die wichtigsten der Provinzen, die Frankreich (nicht) entrissen werden sollten, hatten beim Ausbruch der Revolution seit mehr als hundert Jahren zu seinem Gebiete gehört. So sehr es auch zur Zeit Ludwigs XIV. Teutschland schmerzen, und mit Recht schmerzen mochte, sie verloren zu haben, so hatte doch der Besitz derselben das Gleichgewicht der Kräfte nicht in dem Grade gestört, daß es jenem unternehmenden Monarchen gelungen wäre, auch nur einen seiner Hauptpläne durchzusetzen; die letzten fünfzehn Jahre seines Lebens waren vielmehr eine Reihe von Demüthigungen und Drangsalen für ihn. Seit dem Tode Ludwigs XIV. hatte Frankreich, wenn auch gelegentlich Theilnehmer an Kriegen, von welchen Teutschland, die Niederlande oder Italien der Schauplatz wurden, die benachbarten Staaten nie wesentlich bedroht, neue Eroberungen kaum versucht, viel weniger ausgeführt, und in den größten Verhandlungen der Zeit eine unentscheidende, oft untergeordnete Rolle gespielt. Während des nämlichen Zeitraums hatten alle übrigen europäischen Hauptmächte ihre Besitzungen, ihren Militärstand, ihren politischen Einfluß in solchen Verhältnissen gesteigert, daß Frankreich schon dadurch auf der Wagschale relativer Macht merklich leichter werden mußte. Am Schlusse der Regierung Ludwigs XV. war dieser Staat so ohnmächtig, daß er den kühnsten Unternehmungen anderer Höfe kaum noch mit einer Protestation zu begegnen wußte. Damals und während der fünfzehn ersten Regierungsjahre Ludwig XVI. würde man den einen Träumer genannt haben, der in der alten, so lange bestehenden Vereinigung gewisser, sonst teutscher Länder auf dem linken Rheinufer mit Frankreich, eine für die Ruhe und Sicherheit von Teutschland und Europa furchtbare Constellation zu sehen geglaubt hätte. Wäre sie an und für sich so gefahrvoll gewesen als sie in den letzten Zeiten geschildert worden ist, wie hätte sie ein Jahrhundert lang unschädlich, ungefürchtet, ja unbeachtet bleiben können? Als der gewaltige Strom der französischen Revolution, und später die verheerenden Fluthen der aus ihr entsprungenen eroberungssüchtigen Militärherrschaft, sich über alle benachbarte Länder ergossen, konnten höchstens in den ersten Perioden dieser großen Erschütterung die Fortschritte der französischen Waffen durch eine mehr oder weniger vorwärts liegende Grenze einigermaßen erleichtert oder erschwert werden. Wer aber, der in der Geschichte dieser Zeit nur mit halb offenen Augen gelesen hat, wird jetzt noch glauben, das Geschehene wäre abgewendet worden, wenn Frankreich einige bequeme Angriffspunkte weniger besessen hätte? Eine Macht, die weder der Rhein, noch die Elbe, noch die Weichsel, noch die Alpen, noch die Pyrenäen in ihrem ungestümen Vordringen aufhalten konnten, hätte sich gleich Anfangs an den schwachen Schranken einiger Grenzplätze gebrochen?“

Das lautete nun freilich ein wenig anders, als die früheren patriotischen Aeußerungen desselben Herrn von Gentz und er, der vorher „keinen Fußbreit deutschen Gebiets dem übermüthigen Fremden“ überlassen wollte, gab jetzt das Elsaß gleichsam lachend hin und spottete über die, welche die Sache nur wichtig nehmen wollten.

Dies giebt den Maaßstab an, bis wie weit er ungefähr auf die Dankbarkeit der deutschen Nation Ansprüche hat, deren Interessen er allerdings gegen die französische Revolution und gegen Napoleon vertheidigte, und nur wunderbarerweise gegen die Bourbons nicht mehr vertheidigte.

So stellt sich uns denn das politische Charakterbild des Herrn von Gentz ziemlich rund und consequent heraus. Er war sich immer gleich in der mehr oder minder geschickten, immer aber glücklichen Verfechtung desselben Interesses.

Welchen Einfluß er geübt hat, wissen wir nicht, vermuthen aber, daß er dessen mehr empfing als ausübte, wie denn auch seine Schriften weniger die Autorität, welcher sie dienten, verstärkt als vielmehr durch sie erst eine Wichtigkeit erlangt haben, die ihr Raisonnement sonst schwerlich verdient und erlangt hätte.

Zu der Gattung von Diensten, wie sie Herr von Gentz verrichtete, gehört vor allen Discretion. Wenn man dieser nicht bei ihm versichert gewesen wäre, würde er keine so wichtigen Dienste verrichtet haben. Daraus folgt aber, daß von seiner Verschwiegenheit wenig Ausbeute für die Geschichte zu erwarten war. Das vor der Schlacht bei Jena niedergeschriebene Tagebuch ist das einzige Actenstück aus seiner Feder, das gleichsam aus der Schule schwatzt und als eine für den Geschichtschreiber wichtige Concession zu betrachten ist. Dieses Wenige ist aber auch Alles. Der Geschichtsfreund kann bedauern, daß wieder einer der am besten unterrichteten Männer gestorben ist, ohne uns Aufschlüsse über die geheime Geschichte seiner Zeit zu hinterlassen; allein an Gentz war kein Federstrich, der sein gehört hätte, und wahrscheinlich war er auch gar nicht geneigt, sich durch geheime Memoiren neben den offiziellen Artikeln, gleichsam durch eine doppelte Buchführung zu compromittiren.

Nachdem Herr Weick bereits mehrere Bände der Gentzischen Schriften herausgegeben, schickte ein gewisser Herr Schlesier nochmals eine Ausgabe derselben in die Welt (gedruckt bei Hoff in Mannheim). Es war wohl überflüssig, dieselben Werke zweimal abzudrucken. Es wäre vollkommen genug an einer Ausgabe gewesen. Herr Schlesier hat zwar einen ganzen Band mit Gentzischen Briefen angefüllt, was Herr Weick nicht gethan hat; allein auch diese Briefe sind längst von Varnhagen von Ense herausgegeben und im Rahel'schen Briefwechsel erschienen. Welche Buchmacherei! In der eines solchen zusammengestoppelten Machwerks würdigen Vorrede nennt Herr Schlesier den Herrn von Gentz den ersten und größten aller politischen Schriftsteller Deutschlands. Im Ernst, Herr von Gentz ist berühmt genug, daß er diese marktschreierische Empfehlung eines Buchmachers nicht bedarf, und es würde dem Ruhm des Herrn von Gentz durchaus keinen Eintrag thun, wenn man bei der Wahrheit stehen bliebe. Die Wahrheit ist, daß Herr von Gentz unbedenklich als ein sehr bedeutendes Talent anerkannt werden muß, daß er aber nie darauf Anspruch machen durfte, der erste politische Schriftsteller Deutschlands zu seyn, — schon aus dem formellen Grunde nicht, weil man von ihm, auch wenn er seine Meinung sagte, nicht mehr glauben konnte, daß es **seine** Meinung sey. Zu einem politischen Schriftsteller gehört etwas mehr, als — die Feder. Man hat Herrn von Gentz nie Unrecht gethan, denn man hat seine Fähigkeiten immer geschätzt, und ihn nur nicht für einen Märtyrer seiner Ueberzeugung gehalten. Das gute deutsche Volk besitzt bei aller Bescheidenheit und ohne auf der großen Weltbühne eine andere als sehr untergeordnete Rolle spielen zu wollen, doch eine beneidenswürdige politische Eigenschaft, nämlich die, mit seiner Achtung des Charakters sparsamer zu seyn, als mit seiner Bewunderung des Talents.

Taschenbuch auf 1839.

Alpenrosen.

Herausgegeben von Fröhlich, Wackernagel und Hagenbach. Aarau, Christen. Die kleine poetische Gemeinde in der Schweiz läßt sich durch die politischen Wirren in den Thälern nicht stören, sondern steigt frohen Muthes zu den klaren Höhen auf und sammelt die Alpenrosen, von denen sie uns alljährlich einen neuen Strauß darbietet. Bilder aus der Alpennatur, Erinnerung aus der großen Vorzeit der Eidgenossenschaft und Sagen herrschen in diesem Taschenbuche vor. In den scherzhaften Beiträgen wird nicht selten auf die Politik des Tages angespielt, doch ist diese Gattung von Satiren meist nur den Schweizerlesern, die mit den Persönlichkeiten vertraut sind, ganz verständlich. Der Inhalt des vorliegenden Jahrgangs ist: Die Schlacht bei Murten, ein Trauerspiel (in Jamben) von Gengenbach. Alte Liebe rostet nicht, eine Erinnerung an den berühmten Plater, einen der interessantesten Schweizer der Reformationszeit, auf den erst neuere Schweizer-Geschichtsforscher wieder mehr aufmerksam gemacht haben. Scherz und Ernst, eine Menge Epigramme von verschiedenen Verfassern, worunter viele geistreiche und einige sehr derbe, die sich auf die politischen Verhältnisse beziehen, z. B.

Der Räthe sind so viel und guter Rath so theuer,
Wo jeder blasen will, erlischt am End das Feuer.

* * *

Die Ochsen schätzen wir nach Stärke und Gewicht,
Republikaner zählt man nur, man wägt sie nicht.

* * *

In unserm Freistaat darf frei denken jedermann,
Doch denkt er nicht wie wir, so denken wir ihm dran.

* * *

Verachtungswürdiges veracht' und sey nicht fröhnich.
Ist hundertköpfig, ist einköpfig dein Herr König.

Skizzen aus einer Reisemappe. Der vermessene Wunsch, eine Novelle von Hartmann. Struthan von Winkelried, ein größeres Gedicht von Fröhlich. Andere poetische Sagen und Geschichtsbilder, die Schlacht bei Näfels von Reber, die Unterwaldner Schlüssel von Fröhlich, der Ring von Zürich von Schuster rc., und eine Menge andere Gedichte von verschiedenen Verfassern.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 130.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, 26. December 1838.

Lyrische Dichtkunst.

Bifolien. Von J. G. Seidl. Wien, Sollinger, 1836. 8.

Herr Seidl gehört zu Oesterreichs besten Dichtern. Schon früher einmal frugen wir, woher es doch wohl komme, daß so viele Sänger jenes heitern Landes in der düstern, brittischen und nordischen Weise dichten? Auch Seidl thut es. Eine eigenthümliche Melancholie ist über seinen Dichtungen ausgebreitet und sie lassen kaum errathen, daß sie aus den sonnenhellen, weinumrankten Bergen des Südens stammen, sie scheinen mehr den düstern und schaurigen Ufern des Nordens anzugehören, an denen blutige Geister umgehen und durch deren Oede ein langer Klageton zittert.

Er beginnt damit, die süße Wehmuth, welche das Gefühl des Unglücks erzeugt, als das einzige Glück auf Erden zu preisen:

Sagt, wo sind sie jene Stunden,
Und wer hat sie weggebannt,
Wo ich, frei und ungebunden,
Noch vor Glück kein Glück gekannt?
Wo mir, als ein Wonnebringer,
Noch der Strom der Jahre rann,
Wo mir noch der Freude Finger
Freundlich jeden Faden spann?

Wie ein Hain der Hesperiden
Lag die Welt vor meinem Blick;
Alle Blumen blühten Frieden,
Alle Bäume trugen Glück.
Da bedurft es nicht des Pflückens,
Nicht der Sorge, nicht der Wahl:
Denn die Aeste, trauten Nickens,
Boten selbst das leckre Mahl.

Doch wie frei ich war von Schranken,
Leere war der Freiheit Frucht;
Mein Genießen war ein Schwanken,
Und mein Leben eine Flucht.
Wahrlich schöner ist's, zu leben
In der Wehmuth stillem Hain,
Als auf Rosen hinzuschweben,
Ohn' es sich bewußt zu seyn!

„Sprich! Du leidest?" sagen Alle,
Die so still mich wallen seh'n,
Und doch glaub' ich, wie ich walle,
Mir sey nie so wohl gescheh'n!

Und so kommt's denn auch allmälig,
Und ich fühl' es tief und klar:
Seit ich's nicht bin, bin ich selig,
Und war's nicht, so lang ich's war.
Ja dies Bluten ohne Wunde,
Der emporgeschlagne Blick,
Dieser Ernst in froher Stunde,
Dieses Unglück ist — mein Glück!

Dann folgt ein schauerliches Nachtbild. Ein Nachtwandler wird von der Geliebten, die ihn nicht liebt, aber durch seinen Anblick erschreckt wird, zum ersten Mal mit Namen gerufen und stürzt erwachend in den Abgrund. Und so folgt ein trübes Bild dem andern. Ein Chemiker will durch seine Kunst eine Thräne herausdestilliren, überzeugt sich aber, daß es die Natur besser vermag. Ein unglücklicher Liebhaber erschießt sich vor der Thüre seiner Geliebten, die eben mit einem Andern die Hochzeit feiert. Ein armer Sünder läßt sich vor der Hinrichtung noch ein Spiel Karten geben und legt sie sinnreich aus, der Könige Gewalt, der Damen Treulosigkeit, der Buben Undank etc. habe ihn ins Verderben gestürzt. Eine freche Dirne wird vom Teufel zum Tanz aufgefordert und muß mit ihm in den Abgrund tanzen. Ein greuliches Nachtbild, die Klage, schleicht zu einem Einsamen ins

Zimmer, den man bald darauf mit einem Messer in der Brust als Selbstmörder findet. Freunde sitzen fröhlich beisammen, werden aber auf einmal ohne irgend eine Veranlassung wehmüthig, nehmen mit einer ihnen selbst unbegreiflichen Innigkeit Abschied und am nächsten Morgen ist Einer von ihnen todt. Dann eine fast ägyptisch-traurige Warnung, man solle bei jeder Freude an den Tod denken.

Mensch! wenn ein Mensch vor dir erscheint
Mit menschlich froher Brust,
Was denkst du dann im Stillen, Freund,
Von seiner hohen Lust?
Ist dein Entzücken voll und rein,
So du darüber hast?
Wird's eitel ganze Freude seyn,
Die dich mit ihm erfaßt?

Sieh, Freund, erblick' ich einen so,
Dann denk' ich stets bei mir:
„Du, guter Mann, du bist so froh,
„Stehst gar so selig hier!
„Schlürfst all' das Bischen Fried' und Freud'
„In diesem Stündchen ein,
„Und denkst nicht, wann dir nach der Zeit
„Je wieder so wird seyn?

„Wer weiß, du guter Ohnenoth,
„Der du so munter bist,
„Wer weiß, ob dieses: „Heute roth!“
„Nicht „Morgen todt“ schon ist.“

So, Brüder, war ich oft nicht froh,
Wo Alles froh erschien,
Und sah' ich eine Leiche wo,
So blickt' ich lächelnd hin.
Deß' ist ja grad das Menschenherz
So höhnend sich bewußt:
Nie hat es einen ganzen Schmerz,
Nie eine ganze Lust!

Dann wieder die tragische Geschichte zweier Liebenden, ungefähr wie Romeo und Julie, die zuletzt neben einander begraben werden. Ein wahnsinniges gespenstisches Bild in Callot-Hoffmanns oder Chamissos Manier:

Den närr'schen Küster sieht er dort
In kalter Nacht allein;
Gekauert sizt er auf ein Grab
Bei mattem Flammenschein.

Ein morsches Bret ist, was er brennt,
Und offen gähnt ein Grab;
Drein sinkt mit mancher Flocke Schnee
Auch manche Thrän' hinab.

Ferner das Bild eines Verzweifelnden, der sich selbst als Verbrecher anklagt, den die Richter neugierig aussagen, den sie aber unwillig wieder fortschicken, als sie hören, er habe nicht ein gemeines bürgerliches oder Staatsverbrechen begangen, sondern nur einem liebenden Mädchen seine Schwüre gebrochen. Ein Ritter ermordet seine treulose Geliebte und irrt dann wahnsinnig mit einem zerbrochenen Glase durch die Welt, dem Sinnbild ihrer Untreue. Ein Greis trifft mit einem Kinde unterwegs zusammen, gewinnt es lieb und ladet es zum Abschied zu einem Besuch — auf den Kirchhof ein. Ein Liebender sucht seine Geliebte und findet sie ebenfalls auf dem Kirchhofe 2c.

Solche traurige Vorstellungen herrschen bei Herrn Seidl vor. Auch wo er nicht in düstre Phantasien sich versenkt und ins heitre Leben blickt, geschieht es doch meistens mit einem wehmüthigen Auge. Seine Freude, sein inneres Wohlseyn vergleicht er nur mit dem Frieden einer „stillen Karthause.“ Gleichwohl ist ihm auch dieser Frieden nicht so ganz gesichert, denn indem er ein Posthorn hört, singt er:

Darum klinge, Posthorn, klinge,
Wiege meine Sehnsucht ein;
Ruh' ist nicht daheim, nicht draußen,
Ach, wo soll die Ruhe seyn.

Selbst in der Dichtkunst findet er zuweilen etwas Feindseliges, was ihm ihren Trost verbittert.

Vor einem Klaviere sitz' ich:
Es ist besaitet wohl;
Doch wie ich die Saiten berühre,
Da klingen sie leer und hohl.

Ich fühl' es im Gehöre,
Ich hör' es im Gefühl,
Im Herzen könnt' ich es greifen,
Doch nicht im Saitenspiel.

Zur Hand nun nehm' ich die Geige,
Vom wälschen Meister gemacht,
Sie hat, unter Künstlers Händen,
Schon Manchen zu Thränen gebracht.

Doch wie ich den Bogen ziehe,
Mit selbstbewußtem Stolz,
Da werden die Saiten zu Därmen,
Da wird die Geige zu Holz.

Und eine Flöte, die nächste
Verwandte des Menschenton's,
Setz' ich voll Hast an die Lippen,
Gewärtig des klingenden Lohn's.

Ich geb' ihr herzliche Seufzer,
Doch Mißklang gibt sie dafür,
Als höhnt' ihr widriges Pfeifen
Das warme Gefühl in mir.

Da flücht' ich zu dir, o Feder!
Du triffst die gegebene Spur,
Als Schalle des schnellen Gedankens,
Als Zeiger der Seelenuhr!

Da flücht' ich zu dir, und setze
Dich, hoffend, auf's freundliche Blatt;
Du aber steh'st und trotzest,
Als wärst du des Dienstes satt!

Du stehst — und prägst, wie Flügel,
Und Geig' und Flöte mir ein:
Wie doch Empfinden und Dichten
So ganz verschieden sey'n.

Inzwischen theilt Herr Seidl noch mehrere, namentlich größere romanzenartige Dichtungen mit, die in klarer Objectivität den subjectiven Schmerz des Dichters weniger verrathen. So das Gedicht „der Aelpler,“ der sein von einer Lawine verschüttetes Weib rettet; „Speckbacher und sein Söhnlein,“ eine artige Anekdote aus dem Tyrolerkrieg 1809; „das Pilgerhemde“ die bekannte schöne Sage von dem Hemde, das ein gefangener Ritter trug und das immer schneeweiß blieb, weil sein Weib daheim ihm treu war; Herr Seidl hat diese Sage sehr glücklich behandelt:

Die Geißel schwirrt, der Türke flucht,
Die Christen zieh'n des Pfluges Wucht,
Und schwere Tropfen Schweißes rollen
Von ihren Stirnen auf die Schollen.

Auch mancher Tropfe Blutes netzt
Den Leib, von Geißelhieb verlezt,
Und träufelt, über wunde Glieder,
An ihren Hemden purpurn nieder.

Ein einz'ger Christensklav' allein
Erhielt sein Hemd noch blank und rein!
Mag drauf auch manche Perle fallen,
Noch weiß, wie Schnee, sieht man es wallen.

Der Sultan selber sieht den Mann
Sich eines Tags, mit Staunen, an,
Und fragt ihn, schauend, was er leide:
Wie kommst du zu so blankem Kleide?

Doch ist das Gedicht zu lang, als daß wir es hier ganz mittheilen könnten. Ein Gedicht besingt die Gefangennehmung des König Franz I. in der Schlacht von Pavia. Ferner hat Seidl noch einige antikisirende Gedichte in der Weise der Götter Griechenlands, Klage der Ceres ꝛc. von Schiller, verfaßt: Orpheus, der die Euridice aus dem Orcus holen will, und die reizende Hebe, die in der Götterversammlung das Unglück hat zu fallen.

Sprachlehre.

7) Nouveau dictionnaire français-allemand et allemand-français. Neues französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch. Von J. F. Schaffer. Zweiter, deutsch-französischer Theil. Hannover, Hahn, 1837.

Ueber den ersten oder deutsch-französischen Theil dieses ausgezeichneten Wörterbuchs haben wir uns in Nr. 77 des Literaturblatts von 1835 ausgesprochen. Es liegt jezt (bis auf die lezte Abtheilung des zweiten Theils, oder bis zum R des deutsch-französischen Theils) vor uns. Es umfaßt vier ansehnliche Großoctavbände und enthält neben den gewöhnlichen Wörtern auch die technischen, geographischen und historischen Namen, wodurch es einen besondern praktischen Werth erhält. Auch ist es sehr reichhaltig in der Phraseologie und Anführung der sprichwörtlichen Redensarten. Ein Synonymenwörterbuch, Conjugationstabellen und Tabellen über das neufranzösische Maaß- und Gewichtssystem kommen noch dazu. Die Arbeit ist sehr fleißig. Doch vermissen wir im Einzelnen noch Einiges, was wir bei der Beurtheilung des französisch-deutschen Theiles rügten und das im deutsch-französischen hätte nachgetragen werden können. Um nur eins anzuführen, so fehlt auch in diesem leztern Theil die technische Benennung des Jurakalks. Es steht wohl da: juranisch, aus oder von dem Jura heiße juranique oder juranien, aber es steht nicht dabei, daß das Beiwort in Bezug auf den Kalk (eines der berühmtesten Minerale, das oft genannt wird) jurassique heißt.

8) Alphabetische Sammlung deutscher und französischer Redensarten zur Beförderung der Conversationssprache. Von Dr. J. van Jaarsveldt. Essen, Bädeker, 1837. 12.

Eine gar gute und reichhaltige Phrasensammlung, welche die Germanismen im Französischsprechen vermeiden

lehrt. Jede Sprache hat nicht nur die ihr eigenthümlichen Wörter und diese wieder ihre eigenthümliche Deklination und Conjugation, sondern auch zusammengesezte Phrasen sind in verschiedenen Sprachen sehr verschieden und ihre Kenntniß ist so nothwendig, wie die des Wörterbuchs und der Grammatik, obgleich man gerade diese Phraseologie, die eigentlich erst in den Geist einer fremden Sprache einweiht, bisher verhältnißmäßig hintangesezt hat.

9) Die Präpositionen und Präpositivlocutionen der französischen Sprache, erklärt von J. F. L. Hempel. Erstes Heft. Altenburg, Helbig, 1838.

Eine ganz specielle, mit vieler Gründlichkeit und besonderer Vorliebe abgefaßte Untersuchung und Erklärung der einzelnen im Französischen vorkommenden Vorwörter, ebenfalls wieder mit einer sehr reichen Phraseologie, woraus der verschiedene Gebrauch derselben erhellt.

10) **Grammatica linguae Italicae, methodo matrem latinam respiciente usui juventutis literarum studiosae mateisque gnaeorum generatim accomodata, cura et studio Dr. Lichardi. Gunsii, Reichardi, 1837.**

Eine sonderbare Idee, in unserer Zeit noch eine lateinische Grammatik des Italienischen zu schreiben. Wie gründlich immer und mit wie vieler Liebe sie abgefaßt ist, fürchten wir doch, die Studenten und lateinkundigen Gelehrten werden nicht Zeit haben, um italienisch zu lernen, und die Reiselustigen oder Künstler und Kaufleute, die nach Italien gehen, werden nicht Latein genug verstehen, um sich nicht lieber aus einer deutsch-italienischen Grammatik zu belehren. Nur italienische Studenten werden den geeigneten Gebrauch davon zu machen wissen, indem sie daraus das Verhältniß ihrer Muttersprache zur altlateinischen erkennen lernen.

11) Di Fehler der neühochdeütshen Shrift, dargestellt fon Karl Widmann. „Es werde Licht!“ Regensburg, Manz, 1836. 8.

Ein Kuriosum, das man nicht lesen kann, ohne zu lachen. Der Verfasser glaubt im Ernst, ein „Es werde Licht“ gesprochen, eine große segensreiche Reformation der verdorbenen deutschen Sprache, ein Werk, das die Zukunft beherzigen und durchführen werde, begonnen zu haben. Zwar sieht er Widerstand vorher, doch sagt er: „Forurtail und Ferblendung werden sich zwar auf das eifrigste bemühen, diselbe zu ferteidigen und aufrecht zu halten. Aber mit welchem Erfolge? Das kommende Geshlecht wird ainer andern Ansicht folgen, als das gegenwärtige, welches, im Shlamme der Gewohnhait erstarrt, nur Das für gut und recht hält, was es selbst geshaffen, oder doch gebilligt und bestättigt hat.“ Er bemerkt, seine Vorschläge, die Schriftsprache zu rectificiren, seyen sehr praktisch: „Daſs ain Mensh alle Sprachen des Erdballes ferstäe, ist unmöglich. Ebenso ungerecht ist es, zu ferlangen, daſs jeder Deütshe der gewöhnlichsten europäishen Sprachen kundig sey. Und doch ist Dis notwendig, wenn man auch nur ain ainziges Zeitungsblatt richtig lesen will. Wenn man immer di Aussprache beisetsen würde, wäre disem Uebel zwar zimlich abgeholfen; aber Dis geshiht nur selten. Daher ist es am bässten, si gleich so zu shreiben, wi si ausgesprochen werden. Wenn man das erstemal, wo ain solcher Name angeführt wird, di ursprüngliche Shreibung eingeklammert beisetst: so ist jede Ferwirrung fermiden, z. B. „Monshlah (Montgelas)“. Wer mehr von seinen gutgemeinten Vorschlägen wissen will, nehme das Büchlein selbst zur Hand.

Neue Reisen.

Reisebilder. Gesammelt von Dr. J. Haller. Erstes Bändchen. Bamberg, Liter.-artistisches Institut, 1838.

Der erste Band enthält eine Reise des Herrn Gambiehler nach England, worin neben manchem andern eine ausführliche Schilderung des Londoner Pöbels vorzüglich gelungen ist; ferner eine Reise des Herrn von H. durch das südliche Frankreich, über Lyon, Avignon, Toulon, Marseille, Arles, Nimes, Montpellier, Toulouse, Bordeaux. Am leztern Orte genoß der Reisende die Gastfreundschaft eines sehr reichen Franzosen, der mit ihm früher in Jena studirt hatte. Die Reise ist lebendig geschildert und besonders verdient der patriotische Eifer Anerkennung, mit dem der Verfasser einen arroganten Franzosen, der das linke Rheinufer in Gedanken bereits wieder in Besitz nahm, abfertigte, S. 212.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 131.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, 28. December 1838.

Schriften über Frankreich.

1) Die neue Demokratie oder die Sitten und die Macht der Mittelklassen in Frankreich von Eduard Alletz. Im Auszuge bearbeitet von Prof. Dr. Buß in Freiburg. Nebst einem Sendschreiben des leztern an den Verfasser. Karlsruhe, Groos, 1838.

Dieses Werk eines tiefblickenden und vorurtheilslosen Franzosen ist in vieler Beziehung merkwürdig. Alletz ist um die Zukunft seines Vaterlandes bekümmert, erwägt die Gefahren, denen es durch den unbeständigen Charakter der Franzosen ausgesezt ist und beurtheilt die Mittel, durch welche denselben am besten vorgebeugt werden könnte. Er tröstet sich damit, daß die gegenwärtige Herrschaft den Mittelklassen äußerst günstig sey, um politische Extreme abzuwehren und die Franzosen an die bürgerliche Thätigkeit der Engländer zu gewöhnen. Er sagt: „Ludwig Philipp berief den Bürgerstand zu den Staatsämtern: dieser ist überall, ist Alles, und deßwegen wird der Bürgerstand dem Monarchen treu seyn, welcher durch jenen lebt, und ihm die Hand zum Zeichen seines Vertrauens und seiner Hingebung reicht. Gleichwohl bedrohen drei große Gefahren die Monarchie von 1830. Die erste erschiene, wenn das Volk in dem fortschreitend unsittlichen und glaubenslosen Lande ein Bedürfniß des Aufruhrs fühlen würde; dann würde bei dem Ersterben jedes Sitten- und Staatsgesetzes die Julinsmonarchie im Sturme untergehen. Die zweite Gefahr würde aus einem ungerechten und unglücklichen Kriege stammen. Das gedemüthigte Frankreich würde vielleicht gegen seine Monarchie undankbar seyn. So wird das Julinskönigthum sich mit zwei Händen vertheidigen, wenn es mit der einen den heiligen Funken der Religion wieder anfacht, und mit der andern nur einen durch das Wohl und die Ehre Frankreichs gebotenen Krieg unternimmt. Eine dritte Gefahr würde aus der öffentlichen Unthätigkeit entstehen. Der Friede kann so verderblich werden, als der Krieg, Zerstreuungen der Nation sind durchaus nothwendig geworden: man suche sie um jeden Preis, nur nicht auf Kosten der Pflicht. Die Leidenschaft der Größe, der Grundzug des Nationalcharakters, will befriedigt seyn. Ruhmlosigkeit, Vergessenheit, monotones Leben sind den Franzosen ein Gräuel. Die gräßlichen, unablässig erneuerten Angriffe gegen die Person des Königs bezeugen die Wahrheit dieser Betrachtungen. Der Franzose wird aus Langeweile ein Verbrecher. Ich kenne daher kein anderes Heilmittel gegen diesen Aufschwung eines mörderischen Muthes, als die Zerstreuung und Bewegung.“

Abgesehen vom Kriege, den man nicht nach Bequemlichkeit improvisiren kann, sind die beiden andern Heilmittel allerdings sehr zu empfehlen, Religiosität und eine dem Nationalstolz schmeichelnde und nützliche Beschäftigung, worunter der Verfasser, wie er bald näher entwickelt, Gewerbe, Handel und Colonien versteht. Man kommt bald dahinter, daß Herr Alletz im Grunde den Franzosen nichts anderes wünscht, als — sie möchten Engländer seyn, sie möchten sich jenes religiösen Ernstes, jener sittlichen Würde und jener unermeßlichen auf Ehre und Wohlstand der Nation gerichteten Friedensthätigkeiten erfreuen, welche die Engländer auszeichnen.

Allein Herr Alletz merkt nicht, daß er sich durch seine Wünsche mit dem französischen Nationalcharakter in Widerspruch sezt. In den Franzosen waltet das leichtere romanische Blut vor, wie in den Engländern das schwerere germanische. Nie können sie sich gleich werden. Herr Alletz macht dem germanischen Princip in Europa die größte, im Munde eines Franzosen seltenste Schmeichelei; allein er macht sie auf Kosten seiner Landsleute und ohne für diesen Preis etwas zu gewinnen.

Was zuerst die Forderung einer strengen Religiosität und Sittlichkeit betrifft, so muß der Verfasser selbst

zugestehn, daß Frankreich in dieser Beziehung wenig Hoffnung darbietet. „Es gibt, sagt er, nur ein Unzweifelhaftes, nämlich die Allgegenwart des Zweifels selbst. Man sieht nur schwankende Geister, der Rausch des Zweifels verwirrt die besten Köpfe; man entrinnt sich selbst; der Zweifel unterwühlt Alles, die Religion, die Philosophie, die Politik, die Wissenschaften, die Freundschaft, die Hingebung, deßwegen, weil alle Zweifel eine Kette bilden, wie die Wahrheiten. Der religiöse Skepticismus ergreift auch den wissenschaftlichen, so daß jeder Glaube verworfen wird: zudem hängen die tiefsten Grundwahrheiten mit der Religion zusammen. Nicht vielen Menschen gibt die Philosophie zurück, was ihnen in religiöser Beziehung entzogen worden ist. So verschwindet jeder Glaube an das, was man nicht sieht, und was dauert. Die Freundschaft wird eine Lüge, die Wissenschaften eine Anhäufung von Thatsachen, ohne Zusammenhang, die Politik die Kunst, zu überlisten und zu unterjochen, die Gesellschaft ein Gehege von Interessen, das Vergnügen das Werk der Sinnlichkeit, der Ruhm eine Wagniß oder eine List, und endlich betrachtet der Mensch, der sich von einer so raschen Bewegung zum Nichts gedrängt sieht, seine ganze Umgebung für eben so eitel, trügerisch, flüchtig, wie er selbst ist. Ein Theil dieses allgemeinen Skepticismus kömmt auch auf Rechnung der Revolutionen, welche die Herrscher so häufig wechseln lassen. Diese Launen des Glücks, diese Erfolge der Gewalt, diese Kämpfe zwischen den Grundsätzen, welche um die Reihe siegen, diese irrenden Treuen in Folge der nach einander gestürzten Souveränetäten, dieses Chaos der Ideen der Gerechtigkeit, der Legitimität, des Rechts, der Ehre, des gehaltenen oder gebrochenen Wortes, dieser Tag, welcher abweicht von dem Vorabend und nicht weiß, was der Morgen bringen wird; alles dieses reicht hin, die Gemüther in die Wehen eines großen Zweifels zu stürzen. Hingegen wird dieser Zustand der Geister wieder für die Beständigkeit der Kronen verhängnißvoll. Der Glaube an die Dauer der Regierungen erstirbt bei so vielen Prüfungen, und ein jeder Thron wankt, welcher nicht besser in der Hoffnung der Völker befestigt ist. Es folgt hieraus, daß die Staatsgewalt höchlich betheiligt ist, die Neigung der Staatsgesellschaften zum Skepticismus zu bekämpfen, und daß sie wider Wissen gegen sich einen Selbstmord verüben würde, wenn sie bei diesem Einsturz des religiösen Glaubens gleichgiltig bliebe, welcher in den Geistern jeden Begriff von Macht und Festigkeit verschwinden macht."

Sofern direkt zu Gunsten der Religion nicht gewirkt werden könnte, wünscht der Verfasser wenigstens indirekt, durch den Ernst und die Würde, die in Wissenschaft und Kunst zurückkehren sollten, darauf zurückzuwirken: „Da die Literatur ihren Einfluß nur durch das Vergnügen und die Moral ausübt, sie bei uns aber an diesen Mitteln verzweifelt, so suchte sie, in der Gier nach Berühmtheit, statt sich in den Tempel der Moral zu flüchten, die Säulen desselben einzureißen, hat sich aber selbst so tief in den Schutt begraben, daß sie davon sterben wird. Ich spreche von der Literatur von gestern, nicht von der, die morgen wieder entstehen wird. Durch diesen moralischen Selbstmord wollte sich die Literatur aus der Vergessenheit reißen, aber sie hat mit ihrer Ehre die Aufmerksamkeit des Publikums bezahlt: dies ist ein Wink für die Regierung, dadurch die Verschlechterung der Literatur zu verhindern, daß man sie in Ehren hält. Zwar wird das Sittenverderbniß durch seine eigene Ueberspannung sich aufheben, allein die Regierung darf nicht die Lehren der Vergangenheit vergessen, es muß ihr daran liegen, die reine Liebe für die schönen Künste in alle Herzen zu gießen; ihre Politik ist: das Fieber der Ehrsucht und den Sinn für Geschäfte zu mäßigen. Dieses Gefühl der Achtung für die Literatur wäre für sie schon ein wirksamer Schutz. Sie soll ausgezeichnete Schriftsteller mit der nämlichen Achtung behandeln, wie die Staatsmänner; sie sollte für jeden Zweig der Künste des Geistes bedeutende periodische Preise aussetzen, welche in einem Skrutinium durch die Versammlung aller Jener ertheilt würden, welche die nämliche Gattung der Literatur gut oder schlecht angebaut haben; wer zwei oder drei dieser Kronen gewonnen hat, sollte einen lebenslänglichen Jahrgehalt erhalten; es sollte nicht nöthig seyn, sich zu diesem Concurs zu stellen, um hier um die Palme zu streiten, sondern Jeder sollte sich schon durch die Wirkung seines Namens auf der Kampfbahn finden. — Oeffentliche Feste sollten gefeiert werden, wo die Literatur und die Künste in großartigen Erscheinungen vor das Auge der Nation treten, und wo jener Ruhm, für welchen man stirbt, in einem Augenblick für die Nachtwachen eines ganzen Lebens lohnt." Man kann wohl nicht sagen, daß Ludwig Philipp nicht in diesem Sinne handelte, denn er beeilt sich ja, alle, selbst sehr zweideutige Talente mit akademischen Würden, Gehalten und Orden zu überschütten. Allein sofern unter andern auch die entmenschtesten Romantiker auf diese Weise von ihm geehrt worden sind, scheint daraus für eine Wiedergeburt des sittlichen Ernstes und der Religiosität in Frankreich nichts zu hoffen. Ueberhaupt müssen wir Herrn Alletz bestreiten, daß man von oben her Religiosität im Volk hervorbringen könne. Religiosität wird immer nur von unten her freiwillig im Volke selber producirt, aus einer ursprünglichen religiösen Stimmung oder in großen Zeiten des Nationalunglückes, das selbst frivole Völker zuweilen an Gott mahnt. In Frankreich aber ist gewiß

ein Regent weniger als in irgend einem andern Reich im Stande, seine Autorität zu Gunsten der Religion geltend zu machen. Wie er es thut, wird alles sogleich über Heuchelei schreien und die Wiederkehr der Jesuiten besorgen. Der Erfolg wird nicht eine frömmere Stimmung des Volks, sondern Erbitterung und Wiederkehr des Figaro seyn.

Wie aber im französischen Volke selbst der Einfluß Voltaires wieder einer christlichen Gesinnung und Gesittung weichen solle, sehn wir zunächst nicht ein und der Verfasser weiß außer dem schon angeführten Wunsche, die Regierung möge dafür etwas thun, nichts vorzubringen, als die Vermuthung, eine dauernde Herrschaft des Bürgerstandes werde im Ganzen auch der Ehe, dem Familienleben, mithin auch der Sittlichkeit und durch sie der Religiosität ersprießlich seyn. Dies ist nicht zu läugnen. Allein der Pariser Bürger wird in dieser Beziehung nie dem von Amsterdam, London oder Philadelphia gleichen.

Gehn wir zum zweiten der vorgeschlagenen Heilmittel über. Herr Alletz gesteht selbst, er hoffe wenig von der Kraft der Religiosität allein, wenn sie aber (wie in England und Amerika) mit dem mächtigen Handelsgeist in Verbindung träte, was bei der Herrschaft des Bürgerstandes nahe liege, so könne diese Allianz wohl im Stande seyn, Frankreich eine glückliche Zukunft zu sichern. Er sagt: „In Frankreich ließ während des letzten Theils der Regierung Ludwigs XV. und des sechszehnjährigen Ludwigs XVI. ein fast beständiger Friede unsere Kriegslust ohne Beschäftigung. Diese widerwärtige Ruhe warf ein schreckliches Fieber in die Geister; die nationale Thätigkeit erklärte sich für die Bewegung der Ideen; die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts war nur das nicht befriedigte Bedürfniß nach Krieg. Wir verloren den Glauben, und hatten noch keinen Handel. So mußte die gebildetste und lebhafteste Nation der Welt, in diese verhängnißvolle Leere gestürzt, sich ihre Eingeweide mit einer auf Erden unbekannten und ewig denkwürdigen Wuth zerreißen. Napoleon erschien, und beschwichtigte unsere bürgerlichen Zerwürfnisse durch den Krieg; er legte eine große Klugheit durch seinen Schutz für die Religion dar: allein er verschmähte bis ans Ende den Handel, welcher ihn allein geschützt hätte. Ich anerkenne, daß er gedrängt war, uns von unserem Wüthen zu heilen; allein seine Politik ist zu kurz gewesen, wenn er nur Schlachten geliefert hat, um zu siegen. Die Höhe seiner Verwaltung wäre gewesen, uns vom Kriege zur Arbeit zurückzuführen; allein die großen Menschen wissen nicht leicht sich zu schonen, und dort, wo ihr Genie am meisten aufleuchtet, gehorchen sie am meisten ihren Leidenschaften. Die Bourbons haben versucht, den Krieg durch den Gottesdienst zu ersetzen; diese Idee ermangelte nicht der Größe; allein die Nation verdächtigte sie, als wollten sie den Katholicismus an die Stelle der Freiheit selbst setzen, und so war es um das System geschehen. Sie vergaßen, daß ein Volk sich zur Hoffnung eines andern Lebens nur aus Müdigkeit, sey es des Despotismus, sey es der Freiheit, flüchte, und daß sie, wenn sie den einen nicht wiederherstellen wollten, unsere Bekehrung nur von der andern erwarten sollten. Was sind wir gegenwärtig? Kriegerisch, religiös, handeltreibend oder revolutionär? Die Antwort ist leicht: wenn wir unsern Zustand wechseln, so wird dieses nur für die eine jener drei Lagen seyn, in welcher sich ein Volk befindet, welches seine Thätigkeit nicht gegen sich selbst wendet. Zwei dieser Lagen können sich vertragen, der Handel und die Religion. Ehre jenen Staatsmännern, welche uns die unschätzbare Segnung eines solchen Bundes ernten ließen." Der Verfasser geht nun mit besonderer Vorliebe die Handelsinteressen Frankreichs durch und spricht mit Enthusiasmus von der Errichtung von Flotten, von der Wiedergeburt der französischen Marine und von den Colonien. „Jetzt, wo die französische Flagge das Mittelmeer überschattet, und Egypten hinlänglich gesittigt ist, um der Einfahrt in den arabischen Meerbusen Sicherheit vor jeder Gefahr zu geben, läßt Alles vermuthen, daß einst der indische Handel sich seines alten Weges erinnern werde. Welche Größe der Schicksale harrt unserer Niederlassung von Algier, wenn sie, schon berufen, das Erbe Karthago's zu übernehmen, und selbst der Stapelplatz für den Handel Europa's mit Mittelafrika zu werden, die Nachbarin Alexandriens, des Stapelplatzes des europäischen Handels mit Indien seyn wird, und wenn das Mittelmeer, von welchem wir in Frankreich und Afrika die beiden entgegengesetzten Küsten besitzen werden, nach allen Richtungen von Fahrzeugen durchsucht werden wird, die bestimmt sind, zwischen den östlichen und westlichen Theilen der Welt den Verkehr zu vermitteln!"

Es thut uns leid, auch hier den Hoffnungen des Verfassers einige niederschlagende Bemerkungen entgegenhalten zu müssen. Die Franzosen haben schon öfters colonisirt, aber allezeit so schlecht, daß sie die Colonien nicht behaupten konnten, und gerade ihre neueste Colonie Algier bestätigt diese alte Wahrheit sehr auffallend. Ihre Seemacht, ihre Vermittlung des ost-westlichen Welthandels ist nichts als ein Traum.

Endlich hofft der Verfasser, wenn das Centralisationssystem, das alle Provinzen Frankreichs entnervt, um einzig die Stadt Paris mit Fülle und Leben auszustatten, einer föderalistischen Reaction weiche, so würde dies für Frankreich ebenfalls sehr heilsam seyn. „Man streitet

um den Raum: die Einbildungskräfte, an einander gedrängt, entflammen sich schon durch die Nähe; es findet sich in Frankreich eine gefährliche Ueberfülle von Anstrengungen und Gedanken, während die Provinzen, entblößt an Mitteln des Unterrichtes, verdammt zu einer traurigen und einsamen Ruhmlosigkeit, einen andern Theil der Jugend umschließen, welcher zu arm, um an den großen Studien in Paris Theil nehmen zu können, in einer verderbenden Müßigkeit sich aufregt und verzweifelt. — Die Vertheilung des hohen Unterrichtes bietet sonach große Gefahren durch seine Ungleichheit. Man kann nicht schnell genug der Bildung einen weitern Kreis öffnen. Paris ist der Schlund, das riesige Haupt, der unermeßliche Abgrund, der einzige Behälter, der fressende Herd, der Krater. Werft Frankreich in eine Stadt, laßt sie von tausend blendenden Feuern leuchten, selbst auf die Gefahr hin, sich in der eigenen Helle entzünden zu lassen, und lasset das übrige Land in der Nacht, Oede, Trauer, Unwissenheit, eine lange Wüste ohne Wachsthum und Helle, wo Nichts aufkommen, Nichts reifen kann. Sammelt Alles in der Hauptstadt, Reichthum, Freuden, Ehren, Verwaltung, öffentliche Gewalt, Berathung, Wissenschaften, schöne Künste, Unterricht, Reize und Größen des Lebens; gebet Alles Paris, und es wird nie sagen: genug. Dann staunet aber auch ob der Leichtigkeit, mit welcher sich die Plane der Revolution vollführen. Jede neue Fahne, aufgepflanzt durch die siegende Partei in der Hauptstadt, wird in einem Augenblick ganz Frankreich durchfliegen, welches sie empfangen wird, wie es deren schon so viele andere empfangen hat: kein Gegengewicht ist gegen die Wirkung möglich, welche vom Mittelpunkt ausgeht. Eines der Mittel, allen Theilen des Königreiches Luft, Licht und Leben zu geben, ist, große Mittelpunkte des öffentlichen Unterrichtes in den vorzüglichsten Städten zu gründen. Die Abtheilung des Budgetberichts von 1837, welche das Ministerium des öffentlichen Unterrichts betrifft, fordert dieses laut, und beklagt die geistige Ueberfüllung von Paris und die geistige Verödung der Provinzen."

So wäre denn am Ende ein Zustand, wie er in Deutschland ist, dem in Frankreich vorzuziehen? Ohne allen Zweifel. Ein eifriger Anhänger der Juli-Dynastie versichert es uns. Das ganze Werk des Herrn Alletz hat nur den Zweck, den Franzosen zuzurufen: Du romanisches Volk, adoptire das germanische Princip! Wenn er nicht mehr verlangt, die Franzosen sollen Engländer seyn, wie die Engländer sich auf die See werfen und große Colonien gründen, so verlangt er, sie sollen Deutsche seyn und sich in Provinzen mit selbstständigem Staatsorganismus vertheilen.

Endlich, um den Bankerot der republikanischen und bonapartistischen Ansicht unumwunden zu erklären, stellt er als das politische Ideal, nach welchem Frankreich allein noch streben könne, Folgendes auf: „Wir glauben, daß die erhabene Uebereinstimmung der Tugend, des Glücks und der Freiheit durch die möglich größte Zahl bei jeder Nation genossen würde, bei welcher mit der Fülle ihrer gesellschaftlichen und religiösen Wirkungen eine monarchische, provinziale und katholische Polykratie errichtet würde.

Ich verstehe unter Polykratie keine Republik, sondern einen Staat, in welchem die christliche Gleichheit in den Gesetzen und Sitten vollendet durchgeführt ist; unter Monarchie die auch noch so geschmälerte Gewalt eines Königs, welcher die Gesetze vollziehen läßt; unter Provinzialismus nicht immer die Theilung des Staatsgebietes in souveräne Bezirke, sondern auch die höchsten Verhältnisse der Provinzial- oder Departementaleinrichtung; und unter Katholicismus nicht die Uebertreibung ultramontanischer Ansichten, sondern die Majestät eines ehrwürdigen Gottesdienstes, welcher in freien Ländern wie im Schatten der Throne zu blühen weiß.

Wir sehen in dieser Regierungsform das letzte Ziel der Gesittung der Völker, den äußersten Punkt, wo sich alle religiösen und politischen Fortschritte verschmelzen können, die Krönung der langen Mühen der Menschheit."

Ob viele Franzosen so denken, oder nicht, immerhin ist es merkwürdig, daß nur Einer so denkt. Von französischer Seite ist dem germanischen Wesen noch niemals eine größere Concession gemacht worden. Warum sollten wir auch nicht wünschen, daß alle Franzosen so denken möchten? Wahrhaftig wir wünschen es, der Himmel gebe seinen Segen dazu. Frankreich, wie Hr. Alletz verlangt, daß es seyn soll, würde uns Deutschen ein frommer und friedlicher Nachbar seyn. Doch fürchten wir, es ist noch weit bis dahin. Zwischen den zwei Extremen des Jesuitismus und des Atheismus wird es unendlich schwer halten, in Frankreich die Herrschaft einer gemäßigten Mitte herzustellen, eben weil ihm das eigentlich vermittelnde Element, der Protestantismus, fehlt oder sich wenigstens nicht schmeicheln darf, die mächtigere Partei in Frankreich für sich zu haben. Noch schwerer aber scheint es, den Provinzen, Paris gegenüber, wieder eine Selbstständigkeit zu geben, ohne daß dabei alle Vortheile der bisherigen politischen Einheit verloren gehen. Man kann also alles billigen, was Herr Alletz sagt, ohne daran zu glauben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

№ 132.

Literaturblatt.

Redigirt von

Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, 31. December 1838.

Schriften über Frankreich.

2) Das Christenthum in Frankreich, innerhalb und außerhalb der Kirche. Von Dr. H. Reuchlin. Hamburg, Perthes, 1837.

Herr Reuchlin ist bei seinen sorgfältigen Untersuchungen des kirchlichen und sittlichen Zustandes in Frankreich ungefähr zu demselben Resultat gelangt, wie Herr Alletz. Als das, was Frankreich helfen soll, bezeichnet er den Protestantismus, also wieder das deutsch-englische Element, das in die französische Nation hineingebracht werden soll, um sie ganz zu durchdringen. Das heißt nun aber nichts anderes, als von den Franzosen verlangen, sie sollen keine Franzosen mehr seyn, eine pure Unmöglichkeit.

Herr Reuchlin unterstützt seine Ansichten damit, daß immer noch ein religiös-sittlicher Kern im französischen Volke zu finden sey, wenn man ihn suche, ein „verborgener Schatz." Er sagt: Hört man hie und da, besonders in den leider nicht selten wiederkehrenden Epochen großer Spannung und Entmuthigung, bessere, an dem jetzigen Geschlecht verzweifelnde Franzosen sagen, es wäre vielleicht ein Glück für sie, einige Zeit von besseren, besonders deutschen Völkern beherrscht zu werden. Damit hat es wohl keine Noth; aber es gibt vielleicht eine, beide Theile mehr ehrende Art der Eroberung, des Einwirkens. Es liegt aber ein so reicher, wenn auch jetzt vielleicht großentheils verborgener Schatz von eben so zarter, als kräftiger, einer Verklärung durch das Christenthum fähiger Humanität in der französischen Nation, daß sie zum Empfangen wie zur Mittheilung eigenthümlicher Geistesgaben eben so viel Reichthum, als Bedürftigkeit und Empfänglichkeit verbürgt. Dieser verborgene Schatz, er ist zu seiner Zeit von der katholischen Kirche verwaltet und belebt worden und hat reiche Früchte thätiger, aufopfernder Bruderliebe getragen und trägt dergleichen noch, welche durch eine gewisse zarte, gefällige Außenseite und Art zu wirken etwas besonders Einnehmendes haben. Sollte der Protestantismus, die einfache Unterweisung und Erweisung des Evangeliums in freiem Zusammenwirken der Kräfte nicht auch neue Bahnen zu eröffnen, neue, gediegene und schöne Gestaltungen des Lebens, das eigenthümliche im Volke gebundene gute Princip befreiend und belebend zu schaffen vermögen. Die subjective Richtung hat in Frankreich sich am gränzenlosesten entwickelt, sollte nicht der Protestantismus, er die göttliche Gestaltung dieses modernen Elements, gerade zur Rettung dieses darin beinahe untergehenden Volkes Großes zu thun berufen seyn, sich selbst vielleicht dadurch neu beleben!"

Aber der Verfasser widerspricht sich selbst. Alles Neue, was Frankreichs Geister erstrebt haben, ist geradezu gegen die Religion und Sitte gerichtet, oder macht die Religion lediglich zu einem Spielzeug der Politik. Auf der einen Seite wetteifert, wie Herr Reuchlin sehr umständlich ausführt, die bildende Kunst und Poesie in Darstellungen der Verzweiflung, rettungsloser Zustände, alles Gottlosen, was ein menschliches Hirn nur aushecken kann, und eben dieser Wollust, die sich an den scheußlichsten Bildern der physischen und Seelenmartern weidet, wird zugleich das Laster mit Trotz und systematisch gepredigt, wie St. Girardin sagt: „Es gibt wohl gegenwärtig nicht mehr Laster als früher, aber mehr Scandal; das Laster verbirgt sich nimmer, es macht sich mit mehr Frechheit geltend, es stellt, ruhig den Angriff erwartend, seine Lehre, sein System zur Vertheidigung auf; es will sich, so gut als irgend ein anderes, als ein wesentliches Element der menschlichen Gesellschaft geltend machen und das Bürgerrecht in Anspruch nehmen. Die Lüge Voltaire's, daß sein Verhältniß zu seiner Gönnerin ein reines sey, ist noch ein Muster der Ehrbarkeit für unsere Zeit; er erkannte das Princip der Sittlichkeit wenigstens äußerlich an, während jetzt der Ehebruch als Ergänzung der Ehe sich

geltend zu machen sucht.“ Daher die Thatsache, daß Frankreich in einem einzigen Jahr (1832) 128,000 Findelkinder zählte, daß unter 100 Männern in Frankreich 40 nicht heirathen und „das stehende Heer, welches die Unschuld der Mädchen und die Ehre der Frauen zu bekämpfen bestimmt ist,“ bis zu einer Stärke anschwellt, gegen welche die Ehre keine Macht mehr hat.

Auf der andern Seite ist nun aber gleichwohl die Religion und insbesondere die christliche wieder Mode geworden, aber eben nur Mode. Am besten wird dieses Modechristenthum durch das bekannte Wort Meyerbeers charakterisiet: „heute mache ich euch eine katholische Musik (Robert den Teufel), mergen eine protestantische (die Hugonotten), und er selbst ist ein Jude. Victor Hugo malt in seinem Notre Dame eine gothische Kirche, schreibt aber daneben den scheußlichsten heidnischen Mischmasch von Blut und Koth, den selbst der nicht heikle Euripides perhorrescirt haben würde. Lamennais ahmt die Stimme der alten Propheten nach, aber auch er ist nur ein Schauspieler. Er macht wie Camille Desmoulins Jesum Christum zu einem Sansculotten. Was soll man dazu sagen, wenn sich die Proletairs bereits mit Lithographien herumtragen, auf denen Christus und die Göttin der Freiheit mit der rothen Jakobinermütze Arm in Arm wandeln? Das ist die schöne Wirkung der Lamennaisschen Schriften. Sogar die Bonapartisten sind von diesem Modechristenthum angesteckt. Gipsbüsten von Christus und Napoleon werden immer zugleich auf dem Lande verkauft, die Frau kauft jenen, diesen der Mann. Chatel predigt öffentlich in der Kirche, Napoleon habe wie Christus gelitten ꝛc.

Herr Reuchlin hofft viel von den Reformirten in Frankreich und von der evangelischen Gesellschaft, die gleich der englisch-deutschen, Bibeln verbreite und Missionen aussende. Allein sehn wir zu, wie fest dieses reformirte Element in Frankreich wurzelt? Es war stets in der Minorität und wird es ewig bleiben, eben weil die Franzosen Franzosen und keine Deutschen oder Engländer sind. Die Franzosen haben auch nichts Reformatorisches hervorgebracht, sie nahmen nur von den Deutschen etwas der Art an, einmal den Hugonottismus (von den reformirten Schweizer Eidgenossen), dann den sittlichen und etwas mystischen Jansenismus (von dem deutschen Niederländer Jansen oder Johannssohn). Beide Richtungen wurden niemals herrschend, die katholische Ansicht oder die ganz antichristliche voltairesche behielt das Uebergewicht. Auch hätten weder die Hugonotten, noch die Jansenisten ihre vorübergehend wichtige Rolle in Frankreich gespielt, wenn sie nicht ein Mittel der Politik geworden wären, und unbewußt Zwecken hätten dienen müssen, die ihnen ganz fremd waren.

Von dem neuen Eifer evangelischer Missionäre muß man nun ganz dasselbe sagen. Auch sie sind nichts Nationales in Frankreich, sie sind nur die Nachahmung der viel großartigern Missionsanstalten in Deutschland, England und Amerika. Sie werden aber eben so wenig etwas Großes in Frankreich ausrichten oder eine Verbesserung auf die Dauer herbeiführen, wie die frühern reformatorischen Bestrebungen, die es nie zu einer wirklichen Reformation gebracht haben.

Wie nach diesen geschichtlichen Erfahrungen und bei dem Niemand verborgenen religiös-sittlichen Zustande Frankreichs Herr Reuchlin noch auf die Idee fallen konnte, der französische und deutsche Protestantismus sollten sich wechselseitig ergänzen, wie Praxis und Theorie, da von den Franzosen mehr organisirende Thätigkeit zu erwarten sey, die Deutschen aber mehr in der theologischen Wissenschaft glänzten (S. 463), ist uns rein unbegreiflich. Wenn man auch Calvin als Franzosen gelten läßt, so hat doch die Geschichte bewiesen, daß seine organisirende Thätigkeit nur bei Völkern germanischen Stammes, bei Schweizern, Holländern und Engländern Früchte getragen hat. Der rein französische Protestantismus hat sich durch Thaten unsterblichen Ruhms in den Cevennen verherrlicht, ist aber immer in der Minorität und in der Praxis wie in der Theorie weit hinter dem Protestantismus in Deutschland, der Schweiz, Holland, England, Skandinavien und Nordamerika zurückgeblieben. Er ist nicht im Fall, uns irgend eine Hülfe zu leisten, der wir bedürften; er kann nur von uns empfangen, lernen, sich uns nachbilden. Freilich, wenn er je in Frankreich die Majorität erhielte, wenn ganze katholische Provinzen, vielleicht ganz Frankreich reformirt würde, alsdann hätte er etwas mehr Gewicht. Allein wer möchte an eine so unwahrscheinliche Sache glauben? Dazu gehört eine tiefe religiöse Aufregung, die man nicht improvisiren kann, eine heilige Begeisterung, die in unserm Zeitalter und zumal in Frankreich zur Fabel geworden ist. Die organisirende Thätigkeit, die Herr Reuchlin den französischen Reformirten zutraut, könnte nur aus einer neuen Glaubenskraft, aus einem neuen großartigen Religionskampf hervorgehen, zu dem die Elemente nicht vorhanden sind. Und wenn wir Deutschen je nöthig haben uns zu organisiren, so wollen wir es selber thun, ohne die Franzosen.

Wir wollen den französischen Reformirten Glück und Segen wünschen, wir wollen nicht mit stolzer Verachtung auf ihre schwachen Bemühungen herabsehen, aber wir wollen sie auch nicht überschätzen. Das lutherisch deutsche Consistorium in Straßburg war im Falle, die Sache zu beurtheilen, wie sie ist, und hat die Unionsvorschläge der französischen Reformirten sehr weislich abgelehnt.

Geschichte.

Geschichte des Aufruhrs in den Sevennen unter Ludwig XIV. Nach den Quellen erzählt von Dr. J. Chr. K. Hofmann. Nördlingen, Beck, 1837. 8. S. 264.

Nach gleichzeitigen Relationen und Memoiren sehr gut zusammengestellt. Durch Tiecks vortreffliche Novelle ist die Aufmerksamkeit deutscher Leser auf jenen schrecklichen Kampf hingelenkt worden, welcher beweisen sollte, daß die Reformation nur eine Sache der germanischen Völker, nicht der romanischen seyn könne. Die wunderbaren Thaten der Camisarden sind im Allgemeinen so bekannt, wie ihr tragischer Ausgang. Wir wollen hier also nicht näher ins Einzelne gehn und beschränken uns darauf, den Einfluß hervorzuheben, welchen die Schwärmerei jener Verfolgten, die durch Verzweiflung auf den höchsten Grad gesteigerte Ekstase auf das übrige Europa, unter andern auch auf Deutschland hatte. Wir leben in einer Zeit, in der sich bekanntlich ähnliche Schwärmereien, doch ganz nicht aus demselben Anlaß, wiederholt haben.

„Der Aufstand der Camisarden, sagt der Verfasser, erlosch; ihrer ausgewanderten Tapfern, auch Cavalier's vergaß man; und die Abenteurer, welche sich ihnen zu Freunden aufgedrängt hatten, verschollen mit ihren Planen und Betrügereien. Aber die Glaubensleidenschaft, welche den Aufstand hervorgerufen, überlebte ihn auch; die Schwärmerei der Propheten machte länger von sich reden, als jene Thaten der Tapferkeit, und wirkte mächtig auf Tausende von Gemüthern in den verschiedensten Ländern, als der ganze Krieg, dessen kleinste Nebenspiele jene abenteuerlichen Unternehmungen gewesen waren, schon keine Seele mehr berührte. In den Jahren 1709 bis 1711 gewannen jene Londoner Propheten in allen drei brittischen Königreichen Anhang. In Schottland, wo schon die Offenbarungen der Bourignon Glauben gefunden hatten, nahmen Viele gerne an, was jenen zur Bestätigung zu dienen schien. Es half Nichts, daß die Obrigkeit in Edinburg die Propheten in Strafarbeitshäuser schickte: selbst eine vornehme Frau weissagte dort. Wo sich anderwärts etwas Aehnliches regte, die Gesichte eines schwedischen Bauernmädchens, die Kindererweckung in Schlesien, die Verzückungen eines Pfarrers in Harzgerode, die Offenbarungen Tenhard's aus Nürnberg oder Daut's aus Frankfurt, Alles wurde benützt, in England bekannt gemacht und begierig aufgenommen. Im Jahre 1711 erhielten vier Londoner Propheten, Allut, Portales, Facio und Marion vom Geiste Befehl, nach Deutschland zu reisen. Hier weissagten sie in Berlin, Leipzig, Koburg, Erlangen, Nürnberg, Schwabach, Regensburg, Wien. Durch Holland kehrten sie nach England zurück. Was der Geist auf dieser Reise durch sie geredet hatte, machten sie unter dem Titel „Allarmgeschrei“ durch den Druck bekannt. Im Sommer des folgenden Jahrs erging an dieselben ein neuer Befehl zu einer viel weitern Reise: in Schweden hatte der Herr ein Werk durch sie zu betreiben. Also gingen sie über Harderwyk, Rotterdam, Amsterdam, Hamburg und Lübeck nach Stockholm. Hier wurde ihnen vom Geiste angekündigt, sie mußten den König dieses Landes aufsuchen, welcher damals in der Türkei war. Sie machten sich auf und fuhren über nach Danzig. Aber in Dirschau wurden sie als schwedische Kundschafter aufgegriffen, und saßen eine geraume Zeit dort, in Koniz und Elbing gefangen. Als sie endlich freikamen, zogen sie ihres Weges weiter durch Pommern nach Halle, wo sie einen Monat lang blieben und viel Eingang fanden; dann durch Böhmen, Mähren, nach Presburg und Ofen, auf der Donau nach Belgrad und von da nach Konstantinopel, wo sie im Sommer 1713 ankamen. Sie verweilten aber nur wenige Tage. Der Geist befahl ihnen, seine Botschaft Karl XII. schriftlich zukommen zu lassen, und aus der Hauptstadt des muhammedanischen Heidenthums in die des christlichen, nach Rom, weiter zu wandern. Also fuhren sie erst nach Smyrna, dann nach Livorno, wo Elias Marion am 29. November 1713 im Lazarethe starb. Die andern drei gingen nach Rom, durften aber nach dem Befehle des Geistes nur sieben Tage bleiben. Von Rom kehrten sie nach England zurück. Auch die Offenbarungen, welche ihnen während dieser Reise geworden waren, sind durch den Druck verbreitet worden. — Beschränkte Menschen mußten um so leichter glauben, wenn ihnen jene ansteckende Gewalt die äußeren und inneren Sinne bezauberte, als wirklich das protestantische Deutschland, Holland und England jener Zeit großen Theils im Tode des Buchstabens und feines äußern Dienstes begraben lag. Dagegen erschien jene krankhafte Erregung gar leicht als wahres Leben. Die Propheten und ihre Anhänger waren ungemein thätig. So gieng ein Studierender aus Halle, den sie gewonnen hatten, zur Vermehrung der Gläubigen nach Frankfurt, Hanau, Büdingen, Schwarzenau; und von diesen Orten wurden wiederum Boten ausgesandt nach Schwaben, Zweibrücken, Elsaß und der Schweiz. Auch einzelne Geistliche traten in ihre Gemeinschaft. Durch Handauflegung und Anblasen theilte sich die Gabe des Geistes mit, deren Erscheinungen dann dieselben waren, wie vormals in den Sevennen. Bis in die Mitte des Jahrhunderts pflanzten sie sich fort.“

Mährchen.

Volksmährchen von Johann N. Vogl. Wien, Tendler, 1837.

Slavonische Mährchen, durch Peter Thomaschewich dem Verfasser mitgetheilt, der sie deutsch bearbeitet hat. 1) Die Here Corva und ihre Nacht. Ein König hat drei seltene Fruchtbäume, von denen aber in einer bestimmten Nacht immer die Früchte gestohlen werden. Seine Söhne halten Wache, lassen sich aber auf verschiedene Art bethören, und nur der jüngste ist so glücklich, hinter den Zauber zu kommen und wird überaus glücklich. 2) Der Meisterlügner. Zwei Lügner wetten, wer den andern zuerst einer Lüge zeihen werde, soll verloren haben. Sie lügen nun, was sie vermögen, wobei allerlei Münchhausische Stücke vorkommen. Endlich die Entscheidung der Wette: Cyrill' sagt, er habe einmal drei Bücher gefunden. „Ich hob die Büchelchen auf und fand, dein Vater habe dem meinigen zwanzig Jahr als Knecht gedient." Du lügst, schrie Bojo, und hatte die Wette verloren. 3) Schön Jmla, eine neue Andromeda, die von einem Prinzen Milan als von einem neuen Perseus gerettet wird. 4) Das böse Weib und der Teufel, die bekannte alte Novelle Belphegor, deren Sinn ist, daß ein böses Weib schlimmer ist als der Teufel und von ihm selbst gefürchtet wird. 5) Die Kinder im Walde, der ausgesezte Sohn wird ein mächtiger König und findet spät noch seine alte Mutter wieder. 6) Abenteuer des kleinen Kerza, eines Däumlings, der unter andern von einem Wolf verschlungen wird, aber ihn von innen kneipt und plagt, bis er ihn wieder in den Hof seines Vaters getragen ꝛc.



Schriften über Handel und Gewerbe.

19) Die Eisenbahnen in Vergleich mit den Wasserstraßen. Von Michael Chevalier. Auf Befehl Seiner Majestät des Königs von Würtemberg übersezt von F. L. Lindner. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1838.

Chevalier ermahnt die Regierungen und Völker, die Canäle und den Flußbau doch ja nicht über den Eisenbahnen zu vernachläßigen. Er beweist, welche große Bedeutung die Wasserstraßen fortwährend für den Handel behalten, und wie sie selbst für den Personen-Transport unentbehrlich sind, sofern die Aermern und die große Masse des Volks die kostspieligen Eisenbahnen nicht so leicht benutzen können. Je größer nun die Schwierigkeiten seyen, überall mit Vortheil Eisenbahnen anzulegen, je weniger solle man die Communicationsmittel, die uns die Natur selbst an die Hand gäbe, über den rein durch Kunst zu erzeugenden vernachläßigen. Er beweist ferner, daß die Canal- und Flußschiffahrt noch einer großen Verbesserung fähig sey, und daß sie, z. B. in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ungleich vollkommner sey, als in Europa. Hier müsse man nachahmen und verbessern, ehe man sich mit der Anlegung von Eisenbahnen übereile.

20) Praktisches Handbuch zur Anlegung von Eisenbahnen. Nach Tredgold, Wood, Macneil ꝛc. von Dr. K. Hartmann. Augsburg, Jenisch und Stage, 1837.

Uebersicht der bereits vorhandenen Eisenbahnen, Bemerkungen über den Werth dieser Erfindung, Beschreibung aller dazu erforderlichen Einrichtungen. Sehr zweckmäßig werden überall die Beispiele aus der Erfahrung genommen und wird nachgewiesen, wie sich die Kosten, die Schnelligkeit und Tragkraft zu der Neigung der Bahn, zu den Schwierigkeiten des Terrains ꝛc. auf den in dieser Beziehung verschiedenen, schon jezt eingerichteten Eisenbahnen verhalten. Vergleichung belehrt am besten.

21) Die Dampfmaschine, faßlich beschrieben und erläutert, insbesondere in ihrer Anwendung auf Eisenbahnen und Dampfschiffahrt von Lardner. Nach der fünften englischen Ausgabe. Mit Abbildungen. Leipzig, Volckmar, 1836.

Eine ähnliche Uebersicht der bisherigen Verbesserungen in der Einrichtung der Dampfmaschinen nach allen ihren Theilen und praktischen Zwecken.

22) Das technische Verfahren bei der Bohrung artesischer Brunnen. Von H. Paulucci. Mit Steindrucken. Wien, Heubner, 1838. 8.

Der Verfasser erörtert besonders, welche Fortschritte die Brunnenbohrkunst in jüngster Zeit in Frankreich gemacht hat, und beschreibt das bis jezt als das Zweckmäßigste erprobte Verfahren mit großer Ausführlichkeit und Deutlichkeit.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

